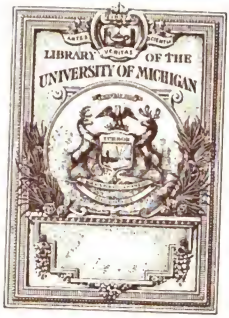
Globus

Digitized by Google



Digitized by Google

G
1
.G8

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

In Taschkend, der Hauptstadt des russischen Turkestan.

Von **Basil Wereschagin.**

I.

Die verschiedenen Stadtviertel. — In der Wohnung eines Afsalat. — Bauart der Häuser in Centralasien. — Die Moschcen und Schulgebäude. — Das Unterrichtswesen und die Mollahs als sogenannte Gelehrte. — Die buntgemischte Einwohnerschaft und ihr verschiedener Charakter. — Sarten. — Taschkicks, Usbeken, Kirgisen, Kuramas, Turkomanen, Nogaier, Kaschgaris, Afghanen und Perser.

Taschkend ist weit und breit von Fruchtgärten umgeben; die prächtigen Obstbäume bilden förmliche Wälder; hin und wieder ragen auch schlanke Pappeln empor, und Weinstöcke, welche schmackhafte Trauben liefern, zeigen üppigen Wuchs. Nur auf der einen Seite erscheint die Umgegend kahl; von dort nahmen die Russen die Stadt mit Sturm und hieben die Bäume nieder. Dort ist das russische Stadtviertel erbaut worden, Neu-Taschkend. Es hat regelmäßige Straßen, die reinlich gehalten werden, die Häuser sind gut gebauet, einstöckig und haben flache Dächer.

Im Jahre 1867 hatte Taschkend nur einen einzigen Gasthof; er stand an einem großen Platze gegenüber der russischen Kirche, unweit von dem Palaste des Gouverneurs; manche andere für vornehme Russen bestimmte Häuser

Ein junger Sarte in Tschemkend.

waren noch im Bau begriffen. Der Reisende fand bei den Militär- und Civilbeamten freundlichen Vorschub. Ihm kam es darauf an, die Stadt und ihre Bewohner gründlich kennen zu lernen, und insbesondere die Typen der verschiedenen Völkerstämme zu zeichnen. Zunächst schlenderte er auf gutes Glück in der Stadt umher. Er sah, daß die Häuser aus Erde oder Lehmsteinen aufgeführt sind, daß sie statt der Glasfenster geöltes Papier haben, daß die Mauern grau, die Straßen eng und gewunden sind. Die Hauptstraße führt nach dem Bazar; an beiden Seiten stehen Buden und sie ist mit Matten überspannt. In buntem Gewirr drängen Fußgänger, Reiter, Kameele und Karren sich durch einander. Wereschagin erhielt von einem Major einen ortskundigen Führer zugewiesen, und suchte dann eine Wohnung in der

402251

Digitized by Google

Stadt ſelbſt. Eine ſolche war nicht leicht aufzufinden, weil die Eingeborenen gerade keine Vorliebe für die Ruſſen haben und ſie nicht gern in ihr Haus aufnehmen. Endlich gelang es dem Kurbatſch, d. h. Polizeiagenten, ein kleines Haus mit Pferdeſtall ausfindig zu machen.

Dieſe Wohnung lag unweit von der Urda, d. h. Feſtung, im Kaſchgarkiviertel, ſo genannt, weil daſſelbe zumeiſt von Leuten aus Kaſchgar bewohnt wurde. Wereſchagin fand es ziemlich verödet, da die Mehrzahl der Bewohner ſeit dem Einzuge der Ruſſen daſſelbe verlaſſen hatte. Einige alte moskowitiſche Soldaten hielten an der Straße, welche zum europäiſchen Quartier führt, Schänken.

Kirgiſiſche Wohnung auf der Straße von Taſchkend nach Tſchinas.

Der Hauswirth war kein geringerer Mann als der Akſakal des Stadtviertels. Dieſes türkiſche Wort, zuſammengeſetzt aus ſakal und ak, bedeutet Weißbart, und man bezeichnet mit demſelben einen Vorſteher, Gouverneur, auch einen Polizeicommiſſarius. Dieſer hier hatte wirklich einen weißen Bart und hübſche, regelmäßige Geſichtszüge; er war ſehr höflich, trug immer einen Roſenkranz zwiſchen den Fingern und ſpielte ſich ſehr auf den Ehrwürdigen aus.

„Ich wollte," ſo ſagt der Reiſende, „allein und ungeſtört ſein, verſetzte deshalb die Thür, welche zum übrigen Theile des Hauſes führte, und theilte den Pferdeſtall durch einen Verſchlag. Nur ſo war ich geſichert vor allerlei Be-

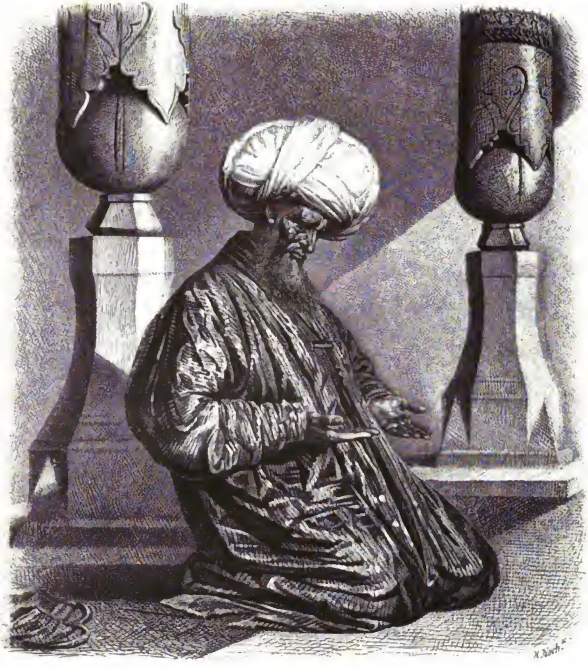
Altes Feſtungswerk auf der Straße von Tſchemkend nach Taſchkend.

läſtigungen, die ſonſt nicht ausbleiben können, wenn ein Europäer bei einem Akſakal wohnt, der von Amts wegen viele Leute empfangen muß, welche ihm Anliegen vortragen und deren Streitigkeiten er zu ſchlichten hat. Ich brachte ein großes Fenſter an und ſtellte einen Ofen ins Zimmer, da es mir nicht genehm ſein konnte, mir nach Art der Sarten an einem Kohlenbecken meine Hände zu wärmen. Durch den Hofraum, in welchem einige Bäume ſtanden, floß Waſſer; in meinem Stalle hatte ich einen kleinen kirgiſiſchen Gaul mit dichter Mähne und ſtark behaartem Schweife; auch Hühner fehlten nicht, und war ich denn ganz leidlich inſtallirt."

Alle Städte Centralaſiens, und ſo auch Taſchkend, haben Erdhäuſer; man führt die Wohnungen aus einem thonigen

Digitized by Google

Lehm auf, und ſie halten ſich in dieſem trockenen Klima recht gut. Bei lang anhaltendem Regen, der ja auch dann und wann eintritt, ſieht die Sache allerdings etwas bedenklich aus; hier fällt das durchgeweichte Dach zuſammen, dort gehen die Wände aus den Winkeln, von unten her dringt Waſſer ein, aber nachdem der Regen vorüber iſt, bringt man Alles ohne große Mühe wieder in Ordnung. Manchmal richten Erdbeben, die keineswegs ſelten ſind, großen Schaden an; dann werden ganze Straßen buchſtäblich in Erdhaufen verwandelt. Holz iſt ſo theuer, daß auch wohl-



Betender Mollah.

habende Leute keine gebrannten Backſteine erſchwingen können. Steinkohlen ſind in Turkeſtan allerdings aufgefunden worden, aber auch ſie haben in Taſchkend einen hohen Preis. Ungebrannte Ziegelſteine zu preſſen und an der Sonne zu trocknen, verlohnt ſich der Mühe nicht, da Thonklumpen denſelben Dienſt verrichten; man klebt ſie mit Lehm zuſammen, in welchen Häckſel (Saman) gemiſcht wird. Die Ruſſen allerdings backen Lehmſteine, doch findet ihr Beiſpiel bei den Eingeborenen keine Nachahmung. Moſcheen, Bazare und Karawanſerais werden indeß aus gebrannten Steinen aufgeführt.

Die Häuſer der Wohlhabenden ſind insgemein zwei Geſchoß hoch, und daran erkennt man, daß keine armen Leute in denſelben wohnen. Jene der letzteren ſind armſelig ge-

Digitized by Google

nung, dunkel und unsauber; in den Wänden sind Nischen, am Boden liegen Matten und Filz; der Herd befindet sich in der Mitte oder in einer Ecke, Tische und Betten hat man nicht. Im Sommer mag es in diesen Erdnestern zur Noth angehen, aber im Winter ist an keine Gemächlichkeit zu denken. Der Regen sickert durch das Dach, der Wind dringt ein, die Kälte ist empfindlich und die armen Leute sind nicht in der Lage, mit dem theuern Brennstoffe Luxus zu treiben. Der reiche Mann hat es bequemer. Sein Haus hat nach dem Hofraume hinaus eine breite, überdeckte Galerie, die auf zierlichen Holzsäulen ruht. Dort nimmt er seine Mahlzeiten ein, arbeitet, falls er überhaupt etwas zu thun hat, unterhält sich mit Bekannten und raucht Taback. In dieser Weise vergehen ihm drei Viertel des Jahres. Nach der Galerie hinaus gehen mehrere Thüren aus Gemächern, welche sehr reinlich gehalten werden und zuweilen auf originelle Weise mit künstlerischem Geschmacke verziert worden sind. Freilich nicht mit einem solchen, welcher den Europäern zusagt, weil die Farbengebung durchgängig allzu grell ist. Die Verzierungen bestehen zumeist aus Blätterwerk und Blumenstrüßen in arabischer Manier. Den Wänden entlang sind Nischen, die oft in kleine Gemächer von zierlichen Formen getheilt werden. Der Boden ist mit Filz und Teppichen belegt, und Gemächer, um die täglichen Abwaschungen vorzunehmen, fehlen nicht. Ein viereckiger Raum enthält das Kohlenbecken. Im Winter bringt man überhalb desselben eine Tischplatte an, über welche eine bis zum Boden reichende Decke gelegt wird. Durch diese Vorkehrung bezweckt man, daß die vom Luftzug abgeschlossenen Kohlen langsam brennen, und so erzielt man Ersparung an dem, wie schon gesagt, sehr theuern Brennstoffe. Bei kalten Tagen setzt sich die Familie um dieses Tischchiait; jeder trägt einen dick wattirten Schlafrock und steckt die Hände unter die Decke. Einige wohlhabende Leute haben das geölte Papier durch Fensterscheiben ersetzt, natürlich nur auf der Hofseite des Hauses.

Moschеen, die aus Bruchsteinen oder von Holz aufgeführt wären, giebt es nicht, wohl aber einige aus Ziegelsteinen, alle übrigen sind von Lehm. Sie bilden einen gro-

Kirgisisches Dorf in der Nähe von Tschemkend.

ßen Raum, der auf drei Seiten von einer offenen Galerie umgeben ist; diese ruht auf hölzernen Pfeilern, die mit Schnitzwerk oder Marmor verziert sind. An Wänden und Decken sieht man Gemälde mit grellen Farben. Während des Gebetes richten die Gläubigen ihr Gesicht nach einer in der Mauer angebrachten Nische. Nur die größeren Moschеen haben eine Gebetkanzel, zu welcher eine kleine Treppe hinaufführt. Die Wände sind sorgfältig geweißt, aber der Fensteröffnungen sind so wenige und sie sind so klein, daß im Innern ein fast unheimliches Düster herrscht.

Die Elementarschulen liegen in der Nähe der kleineren Moschеen, die sogenannten höheren Lehranstalten bei den größeren oder auch wohl isolirt. Die letzteren sind sehr geräumig und haben viele kleine Zellen für die Schüler. In jeder der sieben höheren Schulen, Medressehs, in Taschkend unterrichten Mollahs, d. h. Meister, aber die Zahl der Schüler ist nicht beträchtlich; unser Reisender sah selten mehr als etwa zehn in einer Classe, und vor vielen Zellen hing eine Klette. Auch solche Mollahs, die für sehr gelehrt gelten, sind nach unseren Begriffen keineswegs wissenschaftlich gebildet. Sie lesen den Koran, welchen sie so viel als möglich auswendig lernen, und die zu denselben von heiligen Männern verfaßten Commentare. Je mehr einer in diesen letzteren gut beschlagen ist, für um so gelehrter gilt er. Von gründlichem Lernen ist weder bei den Mollahs noch bei ihren Schülern die Rede, aber jene halten sich trotzdem für große Männer und gelten auch für solche beim Publicum.

Wereschagin unterhielt sich mehrmals mit einem Doctor, der schon in reiferm Alter stand und in der Hauptmoschee predigte; er galt für eine wahre Fackel der Gelehrsamkeit, und die meisten anderen Mollahs in Taschkend waren von ihm unterrichtet worden. Auf die Frage, bei wem er seinerseits Unterricht erhalten habe, lautete die Antwort: bei seinem Vater. Dabei wurde mit feierlicher Geberde mit der Hand in der Richtung nach Südwesten hin gezeigt, um anzudeuten, daß von dort alle Erleuchtung und Weisheit ausströme. Denn dort liegt ja Buchara, das für den Urquell der Weisheit und Gelehrsamkeit gilt. — Der Reisende fragte einen andern Mollah, was er studirt habe. Die Antwort lautete: „Alles!“ — „Das ist viel; aber Du hast Dich doch wohl mit irgend einem Zweige der Wissenschaft vorzugsweise beschäftigt?“ — Sofort begann der Mollah an

Digitized by Google

Opiumraucher.

Digitized by Google

seinen Fingern abzuzählen und gab einen langen Katalog von alle dem zum Besten, was er gelernt habe und könne. Er wisse Alles und könne in Allem und Jedem Unterricht ertheilen.

In den Klippschulen hält der Lehrer strenge Zucht. Die liebe Jugend hockt am Boden oder kniet und wiederholt der Reihe nach, was ihr vorgesagt wird. Der Schulmeister hat einen langen Stock, mit welchem er nicht im mindesten fackelt.

Taschkend hat eine überaus buntscheckige Bevölkerung; dasselbe gilt übrigens auch von den anderen Städten in Turkestan. Wir finden dort Sarten, Tadschicks, Usbeken, Kirgisen, Kuramas, Turkomanen, Nogaier, Kaschgaris, Afghanen, Perser, Araber, Juden, Hindus, Zigeuner und nun auch Russen.

Die Sarten bilden die überwiegende Mehrzahl der ansässigen Bewohnerschaft von Taschkend und, Wereschagin zufolge, stammen sie dort aus einer Kreuzung von Tadschicks und Usbeken. Manche haben eine lange, leicht gebogene, man kann sagen edle Nase, andere wieder haben eine stumpfe, nach oben gestülpte Nase, wie die Usbeken. Die Augen sind durchgängig recht hübsch, der Bart ist nicht so voll wie beim Perser, aber stärker wie beim Usbeken, der spärlich damit begabt ist. Ich habe, sagt Wereschagin, viele Aehnlichkeiten zwischen Sarten und Juden beobachtet: derselbe Gesichtstypus, dieselben Instincte, denselben Charakter. Gleich dem Juden ist der Sarte auf Gewinn und Gelderwerb erpicht; gleich jenem liebt er die Speculation im Kleinen und giebt sich mit Trödelhandel ab, ist wenig gewissenhaft und dabei feig. Das Wort Sarte bedeutet Krämer, Höker, Trödler, und namentlich der Kleinhandel ist vorzugsweise in den Händen dieser Leute, welche in Stadt und Land so zu sagen den Ton angeben.

Junger Perser (Sklave).

Unter dem Vorwande, die Lehre des Propheten zu verkündigen, nehmen sie dem wenig gerieheten Steppenbewohner für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse drei- bis viermal mehr ab, als die Waare werth ist. Ich muß den Sarten als gemein und höchst eigennützig bezeichnen, aber eins an ihm ist doch zu loben: er ist empfänglich für Unterricht, Belehrung und Verbesserungen, allerdings nur im Vergleich zu anderen Mohammedanern Centralasiens, denen man nichts dergleichen nachrühmen kann.

Die Tadschicks haben durchgängig ein hübsches Antlitz, und das verdanken sie ihren Vorfahren, welche aus Persien hierher ins Land kamen. Sie reden einen persischen Dialekt, bilden die intellectuelle Aristokratie Turkestans, und jeder Mann in Centralasien, der auf eine gewisse Cultur und gute Manieren Anspruch erhebt, sucht ihnen in Sprache, Ton und seinem ganzen Behaben nachzuahmen.

Die Usbeken sind ohne Zweifel in früheren Zeiten aus einer Racenmischung entstanden, bilden aber nun längst eine compacte Nationalität. Sie haben hervortretende Backenknochen, und sind physisch sehr kräftig, dagegen ist ihre Intelligenz so zu sagen mittlern Schlages. Sie sind Gebieter und Herren im Lande, repräsentiren den Adel, und alle (oder doch die meisten) Emire und Chane in Centralasien sind Usbeken. Auf das nomadische Leben haben sie noch nicht völlig verzichtet; viele von ihnen nehmen gar keine festen Wohnsitze in einer Stadt, und selbst manche, die sich ansässig gemacht haben, wohnen einen großen Theil des Jahres hindurch nicht in ihrem Hause, sondern neben demselben in Zelten. Und daran thun sie eigentlich ganz wohl; man braucht gerade kein Usbeke zu sein, um während der brennenden Hitze das lustige Zelt einem Hause vorzuziehen.

Die Kirgisen zerfallen bekanntlich in eine große Menge von Stämmen. Man erkennt sie auf den ersten Blick an ihrem eigenthümlichen Typus; sie haben eine gedrungene Gestalt, breite, niedrige Stirn, stark vortretende Backenknochen, schmale Augen, vorstehenden Mund, kurze, platte Nase, spärlichen Backenbart und eine Hautfarbe, die vom Braun des Sibenospäres bis ins Schwärzliche geht. Sie ziehen mit ihren Jurten (Filzzelten) über eine weit ausgedehnte Region, in den Steppen Sibiriens, in Turkestan, im Gebiete von China und Buchara. Von den Russen werden sie als Kirgisen bezeichnet, sie selber jedoch nennen sich Kasacks, indeß lassen sie sich gegenwärtig jenen Namen gefallen. Man theilt diesen Volksstamm, dessen Zahl man auf etwa drei Millionen Köpfe schätzt, gewöhnlich in drei Horden. Die große Horde zieht an den Grenzen Sibiriens bis an seither chinesisches Gebiet hin; die kleine Horde, welche übrigens die zahlreichste ist, reicht vom Ural bis zum Aralsee; die mittlere Horde wandert zwischen den beiden übrigen umher. Man sollte billig noch eine vierte annehmen, die innere Horde, welche seit 1812 in der damals menschenleeren Steppe des Gouvernements Astrachan umherzieht. Die Kirgisen sind Mohammedaner, beobachten indeß von den Vorschriften des Propheten nur so viel, wie sich mit ihrer Vorliebe für Ungebundenheit und mit ihrem Hange zum Plündern verträgt; das letztere bildet ihr Lebenselement. Sie sind stets auf der Lauer und auf der Hut und immer in Bewegung von einer Stelle zur andern. Das Zelt der Kirgisen ist überaus einfach und so sind auch seine Kleider; seine Nahrung ist armselig.

Die Kuramas in der Stadt Taschkend und der Umgegend sind in früheren Zeiten entstanden aus einer Vermischung armer Kirgisen von verschiedenen Stämmen mit Bürgersleuten der gewöhnlichen Classe. Man hält sie für

Digitized by Google

etwas beschränkten Verstandes. Das Wort Kurama bedeutet an und für sich weiter nichts als gemischt, hat aber auch die Bedeutung: beschränkter Kopf erhalten. Wereschagin zeigte einem Eingeborenen sein Album; als er das wohlgetroffene Porträt eines Kurama sah, schlug er in die Hände wie ein Kind, schrie vor Freude hell auf und sprach: „Ja, das ist ein leibhaftiger Kurama!" — „Aber was findest Du denn so ganz Besonderes an diesen Leuten?" — „Eschak!" d. h. sie sind Esel, war kurz und bündig die Antwort.

Der Turkomanen sind nur wenige in der Stadt. Die, welche unser Reisender dort traf, hatten keinen fest ausgeprägten Typus und waren offenbar so gekreuzt, daß er keinen derselben zeichnen mochte.

Nogaier trifft man in den turkestanischen Städten in ziemlicher Anzahl; sie gehören der tatarischen Stammgruppe an und sind nach und nach theils aus dem südöstlichen Rußland, theils aus Sibirien eingewandert, theils als Flüchtlinge aus den Gefängnissen, theils um sich dem Soldatendienste zu entziehen, welchem alle Mohammedaner unter russischer Herrschaft durchaus abhold sind. Diese von Haus aus intelligenten Leute, welche außerdem durch den Verkehr mit Europäern in Rußland einen gewissen Schliff erhielten, kommen in Centralasien sehr gut vorwärts, und es bringt ihnen Vortheil beim Publicum, wenn sie sich für Märtyrer ausgeben, welche daheim von den Ungläubigen verfolgt worden seien. Manche haben in den mohammedanischen Städten in Kasan oder anderen südrussischen Städten einen leidlich guten Unterricht erhalten, diese verwerthen nun ihre Kenntnisse als Mudariß, d. h. Professoren, und gelten für große Gelehrte.

Da die meisten Nogaier in Rußland gelebt haben, so können sie sich nützlich machen als Mittelsmänner zwischen den Russen und den Eingeborenen; dazu eignen sie sich sehr gut, denn sie reden die Sprache der einen und bekennen sich zur Religion der anderen; man muß aber ihnen gegenüber vorsichtig sein, weil sie es mit der Gewissenhaftigkeit nicht eben genau nehmen. Manche bringen es zu Ansehen und Reichthum; so ist ein gewisser Tscharofey Beg einer der bedeutendsten Finanzmänner in Taschkend geworden, und ein früherer Zögling des Kasaner Gymnasiums, Hadschi Jumufof, ist Mollah und hat eine allgemein geachtete Stellung.

Die vielen Kaschgaris kamen allesammt aus der sogenannten kleinen Bucharei, insbesondere aus der Stadt Kaschgar selbst. Man bezeichnet jenes Land auch als Ostturkestan, Kaschgarien, Altyschar, d. h. die sechs Städte, und als noch die Chinesen im Besitze desselben waren, sagte man wohl auch chinesische Turkestan. Die in Taschkend ansässigen Kaschgarier sind zumeist Nachkommen derer, welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die kleine Bucharei verließen, weil dort unaufhörlich Krieg und Verwirrung herrschte. Im Quartier der Kaschgarier hatte, wie schon bemerkt, Wereschagin Wohnung genommen; sein Hauswirth hatte einen ganz hübschen usbekischen Typus, aber manchen seiner Nachbarn sah man es sehr deutlich an, daß sie eine starke Beigabe chinesischen Blutes in ihren Adern hatten.

Die Anzahl der Afghanen ist nicht von Belang; sie wohnen in einem Karawanserai, das sie allein inne haben. Fast alle sind Kaufleute, und derselben sich vortrefflich auf den Schleichhandel und schmuggeln über Indien den in Centralasien so sehr beliebten grünen Thee ein, welchen sie billiger abgeben als die Russen, die ihren Thee über Kiachta erhalten.

Die Perser zeichnen sich durch ihre Intelligenz aus, und manche haben in den noch unabhängigen Chanaten hohe Stellungen inne, bei denen es auf geistige Gewandtheit ankommt, und viele bekleiden Vertrauensposten. Sie wurden als Sklaven ins Land geschleppt, wurden aber sofort freie Leute, als die Russen gekommen waren; diese haben bekanntlich in ihren Bestrebungen die Sklaverei in Abgang decretirt. In Taschkend bilden die Perser einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung; sie sind zahlreich, haben ein Familienwesen gegründet und bleiben in ihrer neuen Heimath, in welcher sie sich so zu sagen mehr oder weniger sartisiren. Als Schiiten sind sie eigentlich Feinde und Gegner der übrigen Mohammedaner in Centralasien, welche ja Sunniten sind. Aber sie nehmen keinen Anstand, die Moscheen dieser Sunniten zu besuchen; man muß dahin gestellt sein lassen, in wie weit sie es aufrichtig thun. So viel ist ausgemacht, daß die Sarten diesen abgesagten Feinden des sunnitischen Glaubens keine Aufrichtigkeit zutrauen. Einer zuckte die Schultern und sagte zu Wereschagin: „Der schiitische Hund geht in unsere Moscheen, um uns Staub in die Augen zu werfen. Zu Hause betet er nach seiner Art."

Die Deutsche Expedition nach Innerafrika und die „Afrikanische Gesellschaft".

Von den drei noch unbekannten großen Gebieten unserer Erde sind gegenwärtig zwei ernstlich in Angriff genommen worden, so daß in nicht allzu ferner Zeit deren Erforschung in Aussicht stehen dürfte. Die Entschleierung der Region um den Südpol herum dürfte die letzte Aufgabe sein, welche man sich in geographischen Kreisen stellen wird; die Nordpolarforschung ist seit 1868 in ein neues Stadium getreten und wird rührig von verschiedenen Nationen gefördert; der unbekannte Centralkern Afrikas aber hat die meiste und gegründetste Aussicht, schon binnen Kurzem als weißer Fleck von der Karte zu verschwinden.

Afrika bietet allerdings noch einzelne kleinere Gebiete, die noch unerforscht sind: der südliche Theil der libyschen Wüste von Aubschila bis Darfur, die Gallaländer zwischen Kasa und dem Aequator, der nördlich vom sogenannten Konggebirge gelegene Theil Westafrikas bis zu der Route Heinrich Barth's hin im Süden der großen nördlichen Nigerbiegung sind solche unerforschte kleinere Regionen. Aber die Hauptarbeit, die und bevorsteht, erstreckt sich auf die Erforschung des äquatorialen Westafrika von 9° nördl. Br. bis 9° südl. Breite.

Begrenzen wir kurz diesen unbekannten Kern durch die Routen der Reisenden, die ihm am nächsten kamen. Im Südbereiche Adamaua gelangte Heinrich Barth bis zu dessen Hauptstadt Jola (9°40′ nördl. Br.), wo er allerdings Erkundigungen einzog, die bis 7° nördl. Br. reichen. Er und Eduard Vogel erschlossen auch das nordöstlich an Adamaua grenzende Baghirmi. Wadai wurde nur von Eduard Vogel

Digitized by Google

betreten, welcher dort sein Leben ließ. Darfur, östlich davon, wurde zuerst 1793 von dem Engländer W. G. Brown besucht und ausführlich beschrieben. Es gelang leidlich keinem gebildeten Europäer wieder, dorthin vorzudringen, und noch 1862 konnten Kinzelbach und Munzinger, die Eduard Vogel's Schicksal aufklären sollten, nur bis Kordofan gelangen. Ein Mohammedaner, Scheich Mohammed Ebn-Omar el Tunsy, war der letzte, der Darfur schilderte. Seine Reisebeschreibung gab 1845 Perron in Paris heraus. Alles Land südlich von Adamaua, Baghirmi und Wabai ist Terra incognita.

Südlich von Darfur erschloß uns Georg Schweinfurth auf seiner epochemachenden Reise 1871 das Dar Fertit und die noch weiter südlich gelegenen Länder der Niam-Niam und Monbuttu. Sein südlichster Punkt, die Residenz des Cannibalenherrschers Munsa, liegt bei 3°25′ nördl. Br. Nach Westen erstrecken sich seine Routen bis zu 28° östl. L. v. Gr. Es folgt jetzt als weitere Begrenzung das unbekannten Kerns der 1864 von Baker aufgefundene Mwutan Nzige, dessen südliche von Baker entschieden zu groß gezeichnete Ausdehnung uns nicht bekannt ist. Hieran schließt sich das 1871 von Stanley und Livingstone erforschte Nordende des Tanganyikasees. Westlich von dem eben genannten See drang Livingstone auf seiner neuesten Reise am weitesten vor. Der Marktplatz Nyangwe am Lualaba unter 4° südl. Br. und 25° östl. L. v. Gr. ist Livingstone's fernster Punkt.

Die Südgrenze der afrikanischen Terra incognita auf der weiten Ausdehnung von 23° bis 28° östl. L. v. Gr. und zwischen 8° und 12° nördl. Br. wird durch die Route

Dr. Paul Güßfeld.

der sogenannten Pombeiros bezeichnet. Diese portugiesischen Händler, Joao Baptista und Pedro, reisten 1802 bis 1811 von Angola an der Westküste quer durch Innerafrika bis zur Sambesimündung im Osten und durchschnitten die Reiche der Muata Janvo und Cazembe. Ihr Itinerar, welches Tredborough Cooley 1845 im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft wieder zugängig machte, hat sich als brauchbar erwiesen und ist die einzige Quelle für die angegebene Strecke. Am Kassabi, dem großen von Süden kommenden Nebenflusse des Congo, sind endlich Ladislaus Magyar's Routen diejenigen, welche dem unbekannten Kerne am nächsten kommen. Er gelangte bis Pya Quilem am Kassabi unter 7° nördl. Br.

Solchergestalt ist der unbekannte Kern Afrikas im Norden, Osten und Süden begrenzt. Es erübrigt uns noch anzugeben, was von der Westküste her, vom Kamerungebirge bis zur Congomündung, für dessen Erforschung gethan wurde. Der Calabar ist seit Jahren eine regelmäßige Station der Liverpooler Dampfer; zahlreiche Fahrzeuge laufen dort ein, um Palmöl zu holen; Missionäre sind dort stationirt, aber wenige Meilen östlich von diesem Aestuarium hört unsere Kunde Afrikas förmlich auf; sie ist wie abgeschnitten, und dasselbe ist, geringe Strecken abgerechnet, an der Westküste bis 5° südl. Br. der Fall. Nicht ohne guten Grund. Gerade in diesem Theile Westafrikas erstreckt der tropische Urwald sich nördlich und südlich vom Aequator bis nahe an die Küste; es ist hier vielleicht die waldreichste Region des ganzen Continents zu suchen, die nur stellenweise von Grassteppen unterbrochen und auffallend arm an Thieren ist. Hier fehlt jedes Transportmittel außer dem Menschen: kein

Digitized by Google

Kameel, ein Pferd oder Rind ist vorhanden, um die Waaren oder das Gepäck der Reisenden weiter zu führen, nur auf den Träger ist er angewiesen, das schlechteste Mittel. Der Schwarze ist halsstarrig, er befertirt, er fürchtet das Vorschreiten in feindliche Nachbarländer, er läßt in den gefährlichsten Lagen seinen Herrn im Stiche, der nun, hülflos dastehend, der Mittel beraubt, zur Umkehr gezwungen ist. Dieses Stück spielt wiederholt bei südafrikanischen Reisenden. Aber im Osten, wo der Karawanenhandel viel mehr ausgebildet und von den Arabern in ein System gebracht wurde, ist es immer noch leichter, mit Trägern vorzudringen, als vom Westen her. Die Portugiesen, die Herren des Landes, thaten auch nicht viel für die Erforschung desselben; einzelne Reisen, wie jene Dr. Lacerda's und jene Monteiro's und Gamitto's abgerechnet, ist blutwenig zu verzeichnen, was von Portugals Seite geschah. Wäre in diesem Volke die richtige Initiative gewesen, so würden naturgemäß ihm die Lorbeerkränze zugefallen sein, welche Livingstone für England erwarb, denn sein kolossales Forschungsgebiet erstreckt sich gerade zwischen den portugiesischen Besitzungen an der Ost- und Westküste, Besitzungen, die freilich zum großen Theil nur nominell sind.

Am Gabon hatten die Franzosen sich festgesetzt. War auch dieses unter dem Aequator gelegene Aestuarium und das umliegende Land nicht nur zur Anlegung einer Colonie ungeeignet, blieb es auch passiv und ward im Jahre 1870 endlich verlassen, so durfte man doch für die Wissenschaft reichen Gewinn von der Niederlassung der Franzosen hoffen, ähnlich wie sie etwa vom Senegal aus bis zum Niger das Land in preiswürdiger Weise erforscht hatten. Aber man ist darin getäuscht worden, und obgleich ein schiffbarer großer Strom, der Ogowai, hier mündet, ist man doch nicht weiter als etwa 30 deutsche Meilen von der Küste aus (in gerader Linie) in das Innere vorgedrungen. Walker kam 1866 bis 11°15′ östl. L. v. Gr. auf dem Okanda; Du Chaillu gelangte bei seiner Reise ins Aschangaland 1865 noch etwas weiter ins Innere, nämlich bis Mwan Kombo, 12°35′ östl. L. v. Gr., etwa 50 deutsche Meilen von der Küste. Alles Land östlich vom fernsten Punkte ist Terra incognita. Andere Versuche zum Eindringen in das Innere sind von der Gangoumündung (unter 6° südl. Br.) aus unternommen worden; aber auch nicht mit besserm Erfolge. Was über den Congo und die Forschungsreisen in seinem Gebiete bekannt geworden, hat mit erstaunlichem Fleiße Bruno Hassenstein (Petermann's Mittheilungen, 1862) zusammengetragen, von den Routen der Missionäre im 16. und 17. Jahrhundert an bis auf unsere Zeit. Merkwürdigerweise ist aber in der Richtung dieses Stromes, einem der gewaltigsten Afrikas, seit dem Jahre 1816 kein ernstlicher Versuch gemacht worden, in das Innere vorzudringen; damals gelangte Tuckey bis über die Wasserfälle, welche die Schiffahrt hindern, unter 14°35′ östl. L. v. Gr. Was über diesen nur 40 Meilen von der Küste entfernten Punkt in östlicher Richtung liegt, ist unbekannt, oder beruht auf Erkundigungen und Vermuthungen. Im Ganzen kann man sagen, daß von der afrikanischen Westküste vom fünften Grad nördlicher bis fünften Grad südlicher Breite nur ein Rand von 30 bis 50 Meilen Breite sehr lückenhaft und nothdürftig bekannt geworden ist. An der Loangoküste gar reicht die unbekannte Region bis dicht an das Meer.

In allen geographischen Kreisen herrscht die Ansicht, daß man von der Westseite aus nun dem unbekannten Kerne nahe rücken müsse. Die Frage nach dem Ursprung des Congo, wieder angeregt durch Livingstone's neueste Forschungen, gab den nächsten Anstoß, und zwei Nationen, Engländer und Deutsche, waren gleich bereit, das große Werk ernstlich in Angriff zu nehmen und unermüdlich zu fördern, bis es ganz gelungen sei. In der That haben auch Engländer und Deutsche für die Erforschung Innerafrikas unbestritten das Meiste geleistet. Die Portugiesen machten sich verdient um die Entschleierung der Küsten, im Innern verdanken wir ihnen nur die Erforschung verhältnißmäßig geringer Strecken. Die Verdienste der Franzosen liegen im nordwestlichen Theile, im Anschlusse an deren Besitzungen in Algerien und Senegambien.

England that den ersten Schritt zur Ausrüstung einer Expedition nach der Küste Niederguineas. Die „Congo-Livingstone-Expedition" unter Lieutenant Grandy verließ bereits im November vorigen Jahres England; in Sierra Leone wurden Krumeger als Begleiter angeworben, und am 21. Januar 1873 landete Grandy in Loanda, von wo er nach Westen, zunächst zum Quango vordringen will. Auf welche Strecken wird er erst Boden zu durchwandern haben, welcher durch Livingstone und Ladislaus Magyar uns wohl bekannt ist.

Deutschland wird an einer andern Stelle seinen Angriff versuchen, in einer Region, wo so zu sagen vom ersten Schritte an die Terra incognita beginnt.

Die Anregung zu einer deutschen Expedition nach dem äquatorialen Centralafrika ging von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, speciell von Professor Adolf Bastian aus, der selbst 1857 an der Küste Niederguineas war und die Ambasi (San Salvador) vordrang. Er hat in sehr preiswürdiger Weise das große Werk gefördert und unter Beihülfe der übrigen geographischen Gesellschaften auch die Expedition glücklich zu Stande gebracht. Im Januar und April fanden in Berlin Berathungen statt, bei welchen die geographischen Vereine von Leipzig, Dresden, München, Hamburg und Halle vertreten waren; man berieth die Statuten und die Beschaffung der Mittel. In der constituirenden Sitzung vom 19. April wurde Professor Bastian zum Vorstehenden der neuen deutschen „afrikanischen Gesellschaft", Admiralitätsrath Neumayer zu dessen Stellvertreter, Professor Koner zum Schriftführer erwählt. An Mitteln, durch Sammlungen aufgebracht, sind bisher etwas über 20,000 Thaler vorhanden, die zum Anfange genügen. Außerdem hat sich die Gesellschaft an den Bundesrath um eine Unterstützung gewandt. In den Regierungskreisen Berlins erweist man sich den Zwecken des Vereins förderlich. Kriegsminister Graf Roon bewilligte eine Anzahl Hinterladergewehre zur Ausrüstung der Expedition, sowie alte Steinschloßgewehre für Handelszwecke, und der Chef der Admiralität, v. Stosch, stellte die Abfindung eines deutschen Kriegsschiffes nach der afrikanischen Westküste in Aussicht.

Zum Führer der Expedition wurde Dr. Güßfeld aus Bonn ausersehen, welcher sich durch seine Aufnahmen in den Alpen ausgezeichnete und als Astronom für Ortsbestimmungen besonders geeignet ist. Mit einem Beitrage von 6000 Thalern hat er sich an den Kosten des Unternehmens betheiligt. Seine Begleiter sind Herr v. Görschen, welcher bereits sieben Jahre in Niederländisch-Indien zubrachte, und ein ehemaliger preußischer Offizier, v. Hattorf, der als Zoolog und Jäger die Expedition begleitet.

Das Ziel der Expedition ist die sogenannte Loangoküste, wohin dieselbe durch einen portugiesischen Dampfer übergeführt wird, welcher speciell, auf Ersuchen des auswärtigen Amtes des deutschen Reiches, diese Küste anlaufen wird. An dieser Küste, zwischen dem Congo im Süden und Ogowai im Norden, tritt nämlich die Terra incognita bis dicht an das Meer heran, und hier wird die Expedition schon nach den ersten Tagemärschen, bei Erreichung des Küstengebirges, der sogenannten Sierra Cristal der Portugiesen, auf durch-

Digitized by Google

aus jungfräulichen Boden treffen. Es ist eine Pionierexpedition, welche nur zunächst Aufklärung über die allgemeinsten Verhältnisse bringen soll, der dann zum besseren Ausbau später wissenschaftliche Specialforscher folgen sollen.

Als das wichtigste Mittel, um den Fortgang der Expedition zu sichern, wird die Errichtung einer deutschen Station an der Loangoküste angesehen. An dieser Küste sind ganz in der Stille, wie jetzt bei den Vorbereitungen zur deutschen Expedition zum ersten Male bekannt wurde, im Laufe des letzten Jahrzehnts eine Reihe holländischer Handelsfactoreien entstanden, welche der zu Rotterdam ansässigen „westafrikanischen Handelsvereinigung“ gehören. Der Handel derselben blüht, über das Innere des Landes ist aber auch in diesen Factoreien durchaus nichts bekannt. Auch eine Hamburger Factorei besteht an jener Küste zu Mojumba, doch liegt dieselbe zu weit nördlich (an der Cambimündung, dem Ogowai zu), als daß sie als Basis des deutschen Unternehmens gelten könnte. Wahrscheinlich wird in Cabinda die Station für unsere Expedition errichtet werden, und Professor Bastian hat sich bereit erklärt, die Einrichtung derselben zu übernehmen*). Er wird dann durch eine andere Kraft (Botaniker, Zoolog oder Geolog) abgelöst werden, und dieser, die die Vermittelung zwischen Berlin und die Expedition übernimmt, wird es zugleich obliegen, an der Küste weitere Forschungen zu veranstalten. Die Station, so erklärte der erfahrene Georg Schweinfurth bei den Verhandlungen, ist die Hauptsache, durch sie wird das Fortschreiten der Expedition gesichert, deren moralischer Muth gehoben, derselben ein sicherer Rückhalt gewährt.

Das große Unternehmen, das nicht eher ruhen soll, als bis die Angabe ausgeführt, das centralafrikanische unbekannte Innere der Wissenschaft erschlossen ist, erfordert auch große Mittel. Wir richten im Interesse der guten Sache die dringende Bitte an den Leser, die deutsche Expedition, ein echt nationales Unternehmen, nach Kräften durch Beiträge oder den Beitritt zur afrikanischen Gesellschaft zu fördern*).

Richard Andree.

*) Er ist mit der Expedition vorthin abgegangen.

*) Erklärungen sind an den Schriftführer der Gesellschaft, Professor Dr. Koner in Berlin, zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt 2 Thaler, dafür wird den Mitgliedern das Correspondenzblatt des Vereins geliefert.

Die Photographie im Dienste der Geographie und Anthropologie.

Es ist kaum ein Zweig des menschlichen Wissens, den die Photographie sich nicht dienst- und nutzbar gemacht hätte. Aus kleinen Anfängen sich entwickelnd, hat sich daher auch diese Kunst mit Riesenschritten entfaltet; überallhin streckt sie ihre Fühlfäden aus, auch der entfernteste Fleck der Erde ist von ihren Jüngern besucht worden. Daß davon auch die Erdkunde, Völkerkunde und Anthropologie wesentlich Nutzen gezogen haben, ist selbstverständlich. Geradezu zahllos sind die Photographien von Landschaften, Gebäuden, Menschen aus den verschiedensten Gegenden der Erde, wieviele aber stehen dem Forscher oder auch nur dem Freunde der Wissenschaft zur Verfügung? Selbst der deutsche Buch- und Kunsthandel mit seinen ausgedehnten Verbindungen ist nicht im Stande, Photographien aus San Francisco oder Manila, oder sonst woher zu verschreiben. Es bleibt also dem Zufall überlassen, ob man so glücklich ist, einmal da oder dort eine solche Photographie oder gar ein ganzes Album derselben zu finden und sich daran zu erfreuen.

Um so dankenswerther ist es, daß ein kenntnißreicher und geschickter Photograph mit vielseitiger Unterstützung von Seiten wissenschaftlicher Kraft es unternommen hat, ein geographisch-anthropologisches Album in Photographien herauszugeben und diesem Unternehmen sein ganzes Leben zu widmen.

Aus kleinem Anfange entwickelte sich die immer riesiger anwachsende Art. it. Im Jahre 1869 lag längere Zeit eine Kriegscorvette des Sultans von Sansibar, El Magidi, im Hafen von Hamburg. Photograph Dammann wurde von der anthropologischen Gesellschaft in Berlin angegangen, die Mannschaft aufzunehmen und das schwierige Werk — der Künstler hatte es mit rohen, wilden Leuten zu thun und nicht nur manches religiöse Bedenken zu bekämpfen, sondern auch ihre Habsucht zu befriedigen — gelang so vortrefflich, daß die genannte Gesellschaft Herrn Dammann ein lobendes Zeugniß über seine Leistungen ausstellte. Die vielseitige Anregung, das begonnene Werk zu erweitern, zeugte für die allgemeine Anerkennung der Vortrefflichkeit der Photographien. Von vielen Seiten wurden zur Erweiterung des Unternehmens Photographien zur Verfügung gestellt und trefflich copirt, zugleich ist aber auch von Herrn Dammann jede Gelegenheit benutzt worden, um durch Originalaufnahmen die Sammlung zu erweitern.

So erhielt er eine sehr interessante Reihe von japanischen Aufnahmen, als eine Künstlergesellschaft sich in Hamburg sehen ließ. Daß unter den Copien fremder Aufnahmen nicht alle gleichen Werth haben konnten, ist klar; um so größer mußte ihre Anzahl sein, um eine passende Auswahl treffen zu können. Und so ist denn die Sammlung nun derart angewachsen, daß Dammann als erste Frucht seiner kostspieligen und zeittraubenden Bemühungen die erste Lieferung eines „anthropologisch-ethnologischen Albums in Photographien“ bei Wiegandt und Hempel in Leipzig erscheinen lassen konnte, während die erste Lieferung eines geographisch-ethnographischen Albums noch vorbereitet wird, und demnächst erscheinen soll.

Die Anthropologie, diese Schwester der Geographie, muß in ihrer Lehre durch das Wort wesentlich durch Abbildungen unterstützt werden. Der Holzschnitt und die Lithographie, selbst der Kupferstich, sind aber nur ungenügende Behelfe für die Illustration unserer wissenschaftlichen Werke und Zeitschriften. Wenn schon der Zeichner selbst ein Stück seiner eigenen Individualität in seine Arbeit hineinträgt, so kommt dazu noch die größere oder geringere Ungeschicklichkeit des Copisten, dem jedenfalls die Gelegenheit nicht benommen ist, nach eigenem Gutdünken zu ändern oder doch zu interpretiren. Wir sind aber noch nicht so weit, daß unsere Schriften mit Photographien illustrirt werden, wie die in Yokohama erscheinende Zeitschrift „The far East“, denn die Photographie allein giebt bei richtiger Beleuchtung auch richtige, in keiner Weise gefälschte Bilder. Nur mit ihrer Hülfe kön-

Digitized by Google

nen die typischen Charaktere der einzelnen Völker treu dargestellt, die wesentlichen Eigenschaften der Racen unverfälscht wiedergegeben werden.

Dammann's Album füllt also eine wesentliche Lücke aus, und wir wollen alle Freunde der Geographie und Menschenkunde, alle wissenschaftlichen Institute und Gesellschaften recht angelegentlich auf dasselbe aufmerksam machen.

Die erste, kürzlich ausgegebene Lieferung besteht außer einem Widmungsblatt für den Herzog Ernst zu Coburg-Gotha aus fünf Tafeln in größtem Format mit je 8 oder 16 Photographien in Cabinet- oder in Visitenkartengröße. Einem begleitenden Text bleibt dabei ein nur sehr spärlich zugemessener Raum und ist es wohl nicht unpassend, auf die photographischen Darstellungen einzelner Tafeln etwas genauer einzugehen.

I. Ostküste von Afrika. Tafel 1 und 2.

Auf jeder der beiden Tafeln sind vier Cabinet- und zwölf Visitenkartenporträts, die sich zu je zwei ergänzen, da sie dieselbe Person in Vorderansicht und im Profil zeigen; einzelne derselben wurden auch in ganzer Gestalt und nackt aufgenommen. Alle sind Darstellungen der schon erwähnten Mannschaft der Kriegscorvette von Sansibar.

An der Ostküste von Afrika liegt unter 6° 39′ südl. Br., 39° 14½′ östl. L. die Insel Sansibar. Die gleichnamige Stadt ist der Mittelpunkt des Handels an der Ostküste nördlich vom Cap Delgado; auch als Ausgangspunkt zahlreicher Forschungsexpeditionen und in neuester Zeit durch die Mission von Sir Bartle Frere zur Unterdrückung des Sklavenhandels wieder oft genannt worden.

Die Hauptmasse der Bevölkerung wird von den Suaheli gebildet; ihr Land Suaheli ist „die niedere Küste", welche sich vom Cap Delgado bis zum Flusse Juba (Dschub) hinzieht. Ihre Sprache charakterisirt sie als eine besondere afrikanische Völkerfamilie, die im Norden an die Somali, im Westen an die Galla und im Süden an die Makuaneger grenzt. Von der Sprache abgesehen, gleichen die Suaheli ganz den Makuas, deren Sitz sich bis zum Sambesi erstreckt; sie haben die schwarze Hautfarbe, das krollige Haar, die dicken Lippen und den vorstehenden Mund der Neger; ihr Körper ist kräftig und stämmig*).

Dazu kommen aber durch den ausgedehnten Sklavenhandel (siehe „Globus" XXII, 1872, Nr. 8) zahlreiche Vertreter des reinsten afrikanischen Typus von Stämmen aus dem Innern, so daß schon dadurch die Suaheli als ein Mischvolk angesehen werden müssen. Noch auffallender und tiefer eingreifend in die Stammeseigenthümlichkeiten aber war die Mischung mit den Arabern.

Schon vor Einführung des Islam oder doch bald danach überflutheten zahlreiche Schaaren von Arabern die Ostküste von Afrika, und sehr bald hatten sie daselbst feste Niederlassungen erworben. Auch auf den Komoren, auf Madagaskar und benachbarten Inseln und Inselgruppen faßten die Araber festen Fuß, und so kann es uns nicht wundern, daß selbst die Mannschaft eines einzelnen Schiffes ein sehr buntes Bild von verschiedenen Völkertypen darbietet.

Lange Zeit stand Sansibar unter der Herrschaft des Imam von Maskat. Als aber 1856 Sayid Said starb, theilte er sein Reich unter seine zwei Söhne, wobei der jüngere die ostafrikanischen Besitzungen erhielt; es ist bekanntlich Sir Bartle Frere's diplomatische Aufgabe gewesen, von ihm die Unterdrückung des abscheulichen Sklavenhandels zu erwirken.

Die beiden Tafeln zeigen nun dieses absonderliche Völkergemisch, oder besser, sie zeigen, wie der reine Negertypus allmälig sich mehr und mehr verwischt und in den Typus des Arabers übergeht. Wohl ebenso große Schwierigkeiten wie die photographische Aufnahme boten die Körpermessungen dar, die Dammann zur Ausfüllung einer Tabelle vornehmen mußte, welche von der Berliner anthropologischen Gesellschaft vorgeschrieben war. Wir benutzen aus derselben einige der wichtigeren Angaben um so mehr, als im Album selbst kein Gebrauch davon gemacht worden ist.

Bemerkt muß noch werden, daß der allerdings massenhaften künstlerischen Anordnung ein Opfer gebracht werden mußte: wir sehen nicht von Bild zu Bild den Uebergang von einer Race zur andern forschreiten. Wir erlauben uns daher, eine derartige Umordnung vorzunehmen.

Das Urbild eines relativ hübschen Negerjungen von etwa 15 Jahren (er wußte sein Alter nicht anzugeben) ist Nr. 8, Ulebi. Die breite Stumpfnase wird noch von den dicken, wulstigen Lippen überragt, die Stirn tritt wesentlich zurück, und doch erhält der Gesichtsausdruck etwas Gutmüthiges. Die schwarzen Wollhaare sind ganz kurz geschoren. Schöner und freundlicher noch blickt uns Nr. 1, Bigelin, an; die Nase ist weniger breit, die Haut weniger dunkel, die aufgeworfenen Lippen sind imwendig röthlich, die Handteller dagegen dunkler, als das Gesicht; er ist ein hübscher vierzehnjähriger Bursche. Nur 8 Jahre alt ist Nr. 3, Mabrut; die Stirn ist stark vorgewölbt, so daß ihr vorderster Theil mit Nasenspitze und Oberlippe nahezu in einer Senkrechten liegt. Der kleine schwarze Bursche schielt stark mit dem rechten Auge. Nr. 7, Ferenz, ist ein kräftiger, gedrungener Mann von 22 Jahren mit widerwilligem, unfreundlichem Gesicht, das den Negertypus vortrefflich darstellt; charakteristischer noch ist aber Nr. 13 und 15, Said-ben-Maza, mit seinen spitz zugefeilten Schneidezähnen in dem Oberkiefer. In ganzer Gestalt und nackt aufgenommen ist Nr. 7, Amân, 179 Centimeter hoch, der größte unter der Schiffsmannschaft, ein kräftig gebauter Mann von 25 Jahren mit muskulösen Armen, aber schlechten Waden. Nr. 2 und 5, Barhêu, zeigt dieselben Erscheinungen, macht aber durch sein finsteres, hässliches Negergesicht einen noch unangenehmern Eindruck. Viel heller gefärbt ist der hässliche, Nr. 6, Monfut, der aber auch noch in der Gesichtsbildung den Negertypus sehr deutlich zeigt. Schon viel weniger ist dies der Fall bei Nr. 16, Häri, dessen Nase weit über Mund und Stirn vorspringt, während die dunkele Haut und das krause Negerhaar noch vorhanden sind; er bildet den Uebergang von den Schiel- zu den Geradzähnern. Bei Nr. 11, Ebraim-ben-Hassan, fängt das Haar an straff zu werden, der Bart aber ist kraus, die Lippen dick, die Haut bräunlich; die Gesichtsbildung wird entschieden arabisch. Mehr noch ist dies bei Nr. 9, Marfot, der Fall, dessen Haare gar nicht mehr kraus sind; aber Lippen und Nase zeigen immer noch etwas vom Neger. Das Gesicht ist von Blattern und Wundnarben stark zerrissen. Aehnliche Erscheinungen zeigt Nr. 12, Ebraim-ben-Ismail, bei dem nur noch Spuren vom Negertypus übrig geblieben sind; höchst dummes Schafsgesicht. Ein hübscher Mann dagegen ist Nr. 14, Mahommed-ben-Ebraim, trotz der furchtbaren Blatternarben, die sein Gesicht entstellen. Bei ihm, noch mehr aber Nr. 4, Abdallah, haben wir den schönen Arabertypf, und letzterer könnte selbst ein Sokrateskopf genannt werden, wäre das Stirnbein etwas stärker gewölbt.

Gehen wir zu Asien über, so bietet eine Tafel sehr interessante Photographien von Bewohnern des Amurgebiets. Die russische Amurprovinz ist 5129 Quadratmeilen groß, zählt aber nur wenig über 28,000 Einwohner, von denen etwa 26,000 Russen sind. Zu den Inorodzi oder Fremd-

*) Ich werde in einer der nächsten Nummern eine eingehende Schilderung der Suaheli geben. A.

Digitized by Google

völkern nicht russischen Stammes gehören die Giljaken, die in der Nachbarschaft der Mandschus bei der Vereinigung des Ussuri mit dem Amur und auf Sachalin wohnen. Sie gehören zum kurilischen Zweige der mongolischen Race, und standen mit den Japanern in Verbindung, während die in die tunguisische Verwandtschaft fallenden Golden und die nahestehenden Kali, Manquani u. s. w. mit China mehr Berührung hatten. Ohne auf das Typische der Gesichts- und Kopfbildung, ohne auch auf das reiche ethnographische Material genauer einzugehen, sei nur erwähnt, daß wir auf dieser Tafel vorfinden die Bilder eines wohlhabenden Kaufmanns in Pelzanzug, einer Frau mit Tochter, einer Pelzhändlerin, eines Pelzhändlers, eines Fischers, eines Mannes mit Sohn, eines Staroesten und einer Frau.

Bei dem hohen Interesse, das sich in neuerer Zeit für den entwickelungsfähigsten und am raschesten fortschreitenden Staat Asiens, für Japan, allerwärts kundgiebt, ist die Tafel mit Photographien von Japanesen besonders bedeutungsvoll, mehr vom anthropologischen wie vom ethnographischen Standpunkte. Vertreter verschiedener Geschlechter und Alter sind in Vorderansicht wie im Profil aufgenommen, und zeigen deutlich die charakteristischen Merkmale dieses in hohem Aufschwung begriffenen, geistig besonders beanlagten Volkes. Es steht zu erwarten, daß auf einer spätern Tafel mehr das Ethnographische Berücksichtigung finden wird.

Auch die fünfte Tafel enthält viel Interessantes. Der Perser von Schiras (Vorderansicht und Profil) zeigt den reinen iranischen Typus, wesentlich verschieden von dem immerhin schönen und geistreichen Gesichte des jungen Siamesen. Die Bajadere von der Coromandelküste ist mehr durch die verunstaltenden Zierrathe an dem Kopfe und im Gesichte von Interesse, als durch typische Racenmerkmale. Der malayische Zwerg von Malacca ist ein abschreckend häßlicher Kachektiker, und der Chinese glänzt mehr durch die oft beschriebenen, aber selten richtig abgebildeten riesigen Fingernägel, als durch eine besonders auffallende, typische Gesichtsbildung.

Es giebt keine Durchschnittsmenschen, und wenn sie künstlich construirt werden, wie vielfach versucht wurde, so entstehen mehr oder weniger Fratzen, welche die individuelle Anschauung des Bildners, aber nicht die Wirklichkeit darstellen. Das richtige Bild einer Race, eines Volkes, ergiebt sich nur aus einer größern Anzahl von Bildern, die zusammengehalten sich gegenseitig ergänzen und ein Gesammtbild erzeugen, das allerdings ideal, aber doch wahr ist. Ethnologie und Anthropologie erfordern, wie jede vergleichende Wissenschaft, reales Anschauungsmaterial, das lebendig zu vereinigen unmöglich ist und selbst in der vollständigsten Sclavensammlung der Zukunft nur ein höchst unvollkommenes Material liefern kann, gerade weil nur der Knochenbau, nicht aber Haut, Muskeln, Haare, Augen ꝛc. in richtiger Weise conservirbar sind. Hier also kann nur die Photographie in die Lücke eintreten, und daß sie eingetreten ist, zeigt die erste Lieferung des ausgezeichneten Atlas von Daumann, der daher auch öffentlichen Bibliotheken, höheren Schulen, naturwissenschaftlichen Gesellschaften und allen Freunden der Anthropologie und Ethnologie nicht warm genug empfohlen werden kann. Das für den Unternehmer so mühsame und kostspielige Werk wird nur bei reichlicher Unterstützung, bei ausgedehnter Anerkennung gedeihen.

Dr. B.

Capitän C. F. Hall's Polarexpedition verunglückt.

Wir lesen heute (am 30. Mai) die betrübende Nachricht, daß die großen Hoffnungen, welche man in Nordamerika von Hall's Unternehmung hegte, ganz und gar zu nichte geworden sind. Die Beförchtungen, welche von sachverständigen Leuten, z. B. von Dr. Walker, gleich anfangs ausgesprochen wurden, haben leider ihre volle Bestätigung gefunden. Die Leser des „Globus“ wissen, daß wir auch unsererseits unsere Bedenken nicht verschwiegen haben.

Die Washingtoner Regierung hat es an Unterstützung nicht fehlen lassen, was Hall für die Ausrüstung wünschte, wurde ihm gewährt. Der Dampfer „Polaris“ stach im Sommer 1871 in See, um ein großes Problem zu lösen; Hall erklärte, er werde jedenfalls das „offene Polarmeer“ auffinden; er zweifelte nicht daran, daß ein solches vorhanden sei, aber er hat lange genug gelebt, um sich zu überzeugen, daß er in einer Täuschung befangen gewesen ist.

In der Mitte des Maimonats brachte ein Dampfer die Kunde nach Neufundland, daß die Expedition der „Polaris“ total fehlgeschlagen sei. Ohne Zweifel werden wir demnächst eingehende Nachrichten von den Ueberlebenden selbst zu lesen bekommen; was bis heute vorliegt, ist Folgendes.

Der Dampfer traf auf der Höhe von Labrador, etwa 40 Miles von der Küste entfernt, ein offenes Boot, in welchem sich 19 Mann vom Schiffsvolke der „Polaris“ befanden. Sie wurden an Bord genommen und berichteten von Erlebnissen, die im höchsten Grade wunderbar sind, die unglaublich erscheinen würden, wenn nicht die Menschen da wären, welche als Zeugen dastehen, und die noch abenteuerlicher erscheinen, als die Gefahren, welche unsere deutsche „Hansa“ an der Küste von Ostgrönland zu bestehen hatte. Die Geretteten erzählen, daß im vorigen Herbste die „Polaris“ sehr weit nach Norden hin vorgedrungen sei; dann steuerten sie wieder nach Süden zurück, um die nöthigen Vorkehrungen für die Ueberwinterung zu treffen. Man hatte allerlei Vorräthe aus dem Schiff auf das Eis geschafft, dieses aber brach auf, als man noch mit dem Ausladen beschäftigt war, und trieb als eine ungeheure Scholle mit den Leuten, welche sich eben auf derselben befanden, nach Süden hin, monatelang, bis sie dann bei Labrador von dem Dampfer aufgenommen wurden.

Sie sind 196, sage einhundertundsechsundneunzig, Tage auf dieser Scholle gewesen, die anfangs einen Durchmesser von mehr als einer deutschen Meile gehabt hat. Je weiter sie nach Süden hin trieb und in wärmeres Wasser kam, um so mehr verringerte sich ihr Umfang, sie schmolz zusammen, und nach fünf Monaten waren die Leute auf einen kleinen Raum beschränkt. Zuletzt mußten sie sich in das Boot retten, welches glücklicherweise schon auf das Eis gebracht worden war, ehe im hohen Norden dasselbe brach und ins Treiben gerieth; auch Vorräthe in Menge, welche

Digitized by Google

für das Winterquartier bestimmt waren, befanden sich auf demselben. In dem Boote mußten sie sich nun dem Ocean anvertrauen und dasselbe schwamm mit der südlichen Strömung.

In Nordamerika war das Gerücht verbreitet, Capitän Hall sei vergiftet worden; die Geretteten dagegen erzählen, daß er schon im Herbst 1871 gestorben sei. Vor seinem Tode habe er gestanden, daß das offene Polarmeer einen „mythischen Charakter" habe, daß es somit auf eine willkürliche Annahme hinauslaufe, wenn Morton, Kane's Begleiter, vor etwa 19 Jahren behauptete, dasselbe gefunden zu haben.

Die „Polaris" liegt fest oder schwimmt inzwischen hoch oben im nördlichen Eismeere, mit etwa zwölf Leuten, unter dem Befehle Buddington's, und wahrscheinlich befindet sich auch unser Landsmann Dr. Bessels an Bord. Das Schiff war mit Vorräthen gut versorgt, hatte aber keine Boote. Ob wir jemals wieder etwas von demselben hören werden?

Die „Times Mail" hat sich oftmals und mit Beharrlichkeit dagegen ausgesprochen, daß von England aus nochmals eine Polarexpedition ausgerüstet werde, und sie nimmt von dem Mißgeschick der „Polaris" Gelegenheit, abermals ihren Warnungsruf zu erheben. Allerdings, so meint sie, habe die Wissenschaft manchen Nutzen aus den Ergebnissen der Polarfahrten gezogen, aber der substantielle Gewinn sei nicht der Rede werth, und wir hätten, Alles in Allem genommen, lediglich einige wenig bedeutende Thatsachen und eine Menge unfruchtbarer Muthmaßungen. Wenn wir fragen, so sagt das Blatt weiter, weshalb man noch fernerhin artische Erforschungsexpeditionen ausrüsten solle, so fällt es uns schwer, eine verständige Antwort zu finden. Die Männer der Wissenschaft können uns nicht sagen, welcherlei Probleme sie ins Klare zu bringen hoffen durch die Entdeckung jener Fata Morgana der Geographen, des „offenen Polarmeeres". Die nordwestliche Durchfahrt ist längst abgethan, sie hat keinen Reiz mehr, und nur Wenige sind ertravagant genug, anzunehmen, daß man inmitten der eisigen Mauern jenseits des Polarkreises unbewohnte oder bewohnbare Länder finden würde. Aber die Wissenschaft schreitet laut und ärgerlich nach weiteren Opfern und geberdet sich zornig, wenn der Staat seine Beihilfe verweigert. — Wir haben ein Recht zu fragen, ob wegen einiger Aasdeute, welche man für die Wissenschaft vermuthet, wegen einiger Ausbeute für Naturforscher, Geographen ꝛc., wir es moralisch verantworten können, nicht bloß Menschenleben in Gefahr zu bringen, sondern auch Menschen langsamen Martern auszusetzen und einem Tode durch Hunger oder Kälte in der hochnordischen Einöde.

Diese Auffassung der „Times Mail" ist nicht ganz ohne Einseitigkeit, enthält aber auch manches Richtige.

Unwillkürlich erinnern wir uns der tapferen Männer Weyprecht und Payer, welche auch ihrerseits ihr Leben kühn in die Schanze schlugen, und von denen wir hoffentlich bald erfreuliche Nachrichten bekommen. Sie vermessen sich nicht, das Problem eines offenen Polarmeeres lösen zu wollen; sie wollen versuchen, der Nordküste Asiens entlang die zur Behringsstraße zu kommen. Wo haben sie überwintert, welche Ergebnisse hat ihnen der Septembermonat gebracht, in welchem sie, bis zum October, weite Strecken eisfreien Wassers zu finden hofften, und wann sind sie eisfrei geworden, um weiter nach Osten vordringen zu können? Vielleicht bringt schon der Juniinonat Antwort auf alle diese Fragen.

* * *

Nachdem das Vorstehende sich bereits in der Druckerei befand, lasen wir weitere Nachrichten über den traurigen Ausgang der Expedition. Folgendes ist der Inhalt; einige Wiederholungen lassen sich nicht gut vermeiden.

Der Washingtoner Congreß hatte für die Ausrüstung 30,000 Dollars bewilligt; die „Polaris" ging von Newyork am 29. Juni 1871 in See und fuhr am 24. August von Tessimat an der grönländischen Westküste nach Norden hin zum Smithsunde, und es gelang ihr, eine nicht unbeträchtliche Strecke weit vorzudringen. Sie überwinterte in der Polarisbai, 81°38' Breite, 61°44' Länge; schon am 5. September war sie eingefroren. Von diesem Punkte aus unternahm Hall am 10. October eine Schlittenfahrt nach Norden und kam bis 82°16'. Dabei fuhr er über das vermeintliche offene Polarmeer Kane's, das mit Eis bedeckt war; es erwies sich als eine nur 15 Miles breite Straße. Es scheint, daß Hall während dieser Fahrt erkrankte, und am 8. November starb er in Folge eines Schlaganfalles; am 11. wurde er bestattet und man setzte ein Kreuz auf sein Grab.

Seitdem sind reichlich 18 Monate verflossen. Die Expedition dachte von nun an lediglich an die Rückkehr, aber die „Polaris" war bis in den August 1872 eingefroren. Als sie endlich frei wurde, folgte ein Mißgeschick dem andern; sie kam in treibende Eismassen und war häufig schwer bedrängt; sie besam ein Leck und die Pumpen mußten unaufhörlich in Bewegung bleiben. Als sie bis 72°36' nach Süden hin getrieben war, war sie bei einem Nordweststurme nahe daran, Schiffbruch zu leiden. Nun waren Alle darüber aus, so viele Vorräthe als möglich aus dem Schiffe auf das Eis zu schaffen. Capitän Tyson, bisher erster Deckoffizier, berichtet, daß er während dieser Arbeit bald an Bord und bald auf dem Eise sich befand. Als er gerade auf dem letztern war, begann dasselbe zu krachen und in viele Stücke zu zerbrechen. Die „Polaris" wurde von ihren Ankern gerissen und verschwand in Sturm und Dunkelheit; etwa die Hälfte der Mannschaft, 16 Personen, war an Bord, und man hat nichts weiter von ihnen gehört. Einige meinen, sie seien verloren, da sich auf dem Schiffe selbst keine Boote mehr befanden, denn man hatte sie bereits alle auf das Eis geschafft; dasselbe war ohnehin in zu schlechtem Zustande, als daß es hätte Schutz gewähren können. Einige der Ueberlebenden meinen, daß ihr Cure sie nach der Ostseite der Northumberlandinsel gebracht haben könne, wo sie möglicherweise während des letztverflossenen Winters sich am Leben erhalten. Capitän Tyson hatte bei sich auf dem Eise 18 Personen, darunter 2 Eskimofrauen und 5 Kinder.

Diese Personen lebten vom October bis April auf der Eisscholle; ihre wiederholten Versuche, Land zu erreichen, schlugen alle fehl. Sie bauten sich Schneehütten, in welchen sie den Winter zubrachten, und als ihre Mundvorräthe auf die Neige gingen, fingen sie Vögel, Seehunde und Polarbären. Hunger und Kälte setzten ihnen hart zu, und zuletzt befanden sie sich auf einer einzelnen Eisscholle, auf welcher sie, von aller Verbindung mit dem Lande abgeschnitten, nach Süden hin trieben. Diese, wie schon weiter oben gesagt worden ist, hatte einen Umfang von etwa fünf Miles, aber während der Stürme im März brückelte Stück nach Stück ab und zuletzt hielt sie nur 60 Yards im Durchmesser. Am 1. April war sie nicht mehr haltbar, man mußte auf ihr Schießbedarf, Kleider und Vorräthe zurücklassen und die Boote besteigen, mit denen man am 3. April ins Packeis kam; man arbeitete sich eine Strecke weit in dasselbe hinein, es wurde jedoch sehr bald durch Sturm aus einander getrieben. Die Leute kamen ihre Boote nicht mehr bewegen, sie waren, da sich keine Seehunde blicken ließen, dem Verhungern nahe, aber am 21. April schossen sie

Digitized by Google

einen Eisbären. Endlich gelang es mit einem Boot, ins Wasser zu kommen und durch das Treibeis eine westliche Richtung zu gewinnen; sie hofften nun, die Küste von Labrador zu erreichen. Am 30. April, bei dickem Nebel, fand sie die „Tigreß", ein für den Robbenschlag ausgerüsteter Dampfer, und nahm sie an Bord, unter 53°35' N., 55° W., unweit von der Wolfsinsel, 40 Miles von der Küste entfernt. (— Diese Insel ist auf Hermann Berghaus' vortrefflicher Chart of the World, Gotha, Perthes, eingetragen. —) Sie waren halb verhungert, haben sich aber rasch erholt. Die „Tigreß" brachte sie nach Robertsbai unweit von St. Johns auf Neufundland; dort trafen sie am 9. Mai ein und wurden gut verpflegt; am 13. Mai sind sie in St. Johns angekommen, wo sie von den Bewohnern gastlich aufgenommen wurden.

Das Vorstehende hat der Philadelphia-Correspondent der „Times Mail" (30. Mai) gemeldet. Die Washingtoner Regierung hatte sofort einen Dampfer nach St. Johns abgefertigt, um die Leute, welche volle 197 Tage auf dem Eise umhergeschwommen sind, abzuholen. Man meint, daß die 16 Mann, welche auf der „Polaris" blieben, noch am Leben seien, und man will, falls nach Verlauf einiger Zeit keine Kunde von ihnen eintrifft, ein Schiff hinaussschicken, um sie aufsuchen zu lassen, oder wo möglich ins Klare über ihr Schicksal zu kommen. Tyson ist nach Washington beordert worden, um dort eingehenden Bericht zu erstatten.

Kane's Expedition kam bis 82°14', der alte Hudson bis 81°30', Hall bis 82°16', also etwa eine halbe Wegstunde weiter nach Norden.

Wir werden in einer unserer nächsten Nummern noch einige Mittheilungen über diese merkwürdige Polarexpedition geben.

Aus allen Erdtheilen.

Selfridge und die Darien-Canalroute.

Der nordamerikanische Capitän Selfridge hat schon ein paar Mal die Darien-Canalroute „gestellet"; das große Problem, so lieh er verkünden, war definitiv gelöst, es zeigte sich aber hinterher, daß eben nichts „gestellet" worden war, daß man eine praktikable Canalroute nicht gefunden hatte.

Nun ist sie abermals und wie wieder einmal behauptet wird, „definitiv gestellet" worden. Wir legen wie früher so auch diesmal auf diese Behauptung nicht viel Werth. Die Panlees halten sich einmal vorgenommen, eine Canalroute zu finden, und so mußte sie auch verkündigt werden; bald hat der Isthmus von Tehuantepec die richtige; dann ging man wieder an die zehn aber zwanzig Mal unterschutte Nicaraguaroute und nun ist der Atrato dreimal an die Reihe gekommen. Wohl verstanden, von einem Canale, wie der große Weltverkehr ihn verlangt, d. h. einer Wasserstraße für die größten Seeschiffe ohne Schleusen, kann in Central- und Südamerika überhaupt keine Rede sein, aber einen nassen Kunstweg wird die Technik unserer Tage allerdings schaffen können, wenn ihr ungemessene Summen zur Verfügung gestellt und Opfer an Menschen nicht gescheut werden. Daß wir unsererseits auf die Vorschläge eines Schiffscapitäns, so weit sie einen Kostenanschlag betreffen, keinen Werth legen, versteht sich von selbst.

Die Ergebnisse der „Atratoexpedition von 1873" finden wir folgendermaßen dargestellt: Es handelt sich darum, eine Canalroute vom Atratoströme über das Riekgrat des Cantinenales bis zum Stillen Ocean zu finden. Man fährt den Atrato von seiner Mündung aufwärts bis dahin, wo er den Napipi aufnimmt; in diesen mündet der Doguada, ein Bergstrom, der mit vielem Steingeröll angefüllt ist und etwa eine englische Meile dem Gestade des Großen Oceans entspringt, welcher dort die Chiri-Chiribucht bildet. Auf dieser Strecke soll nun das Problem zu lösen sein und gelöst werden.

Die Erforschung der Napipiraute im Jahre 1871, als die Sache auch „gestellet" war und angeblich gar keinen Zweifel mehr aufkommen ließ, erfordete einen Durchstich von nur 30 Miles und einen 5 Miles langen Tunnel. Das Hochwasser sollte 25 Fuß Tiefe haben, die Kosten waren auf 85,000,000 Dollars veranschlagt. „Aber Selfridge war auch mit diesem so großartigen Erfolge noch nicht zufrieden gestellt. Er hatte den Napipi unter ungünstigen Umständen während der Regenzeit erforscht und war verhindert worden, genau zu prüfen (!). Da kam es ihm nun in den Sinn, daß es zweckmäßig sein würde, einen Fluß zu erforschen, der von Süden her dem Napipi zuströme, und zu diesem Zwecke wurde die jüngste Expedition ausgerüstet. Dieser Fluß ist der Doguado, welcher in seiner ganzen Länge für den Canal benutzt werden soll; dadurch würde die Länge der eigentlichen Canalisirung von 30 auf 28 Miles reducirt, die Länge des Tunnels von 5 auf nur 3 Miles und die Durchtiefe demgemäß auch. Von 28 Miles dieser Linie führen 22 über eine beinahe flache Ebene; sie steigt sanft an und im Ganzen werden nur neun Schleusen erforderlich sein. Für die Ingenieure bieten nur 6 Miles Schwierigkeiten dar, falls überhaupt von solchen die Rede sein kann. Denn was wollen 6 Miles Gestein im neunzehnten Jahrhundert bedeuten? Was, in diesem Zeitalter des Dampfes und Staunen erregender Unternehmungen 2c. 2c. Mögen die Vereinigten Staaten wohl auf der Hut sein und zugreifen, damit die großartigen Vortheile, nach denen sie nur die Hand auszustrecken brauchen, ihnen nicht entgehen."

Wir wollen hier bestätigen, daß die peruanische Regierung großes Interesse an einer interoceanischen Verbindung nimmt; auch sie rüstete eine Expedition aus, welche sich bei den Arbeiten Selfridge's betheiligen sollte. Dieser war jedoch schon fertig; die Peruaner waren von Panama gen Süden am 18. April nach der Cupicabay in einem kleinen Dampfer abgegangen, welcher während der Dunkelheit an jenem vorüber fuhr, an dessen Bord Selfridge sich befand, und so verfehlten sich beide. Die Peruaner sind dann in der Chiri-Chiribucht ans Land gegangen und wollen mit eigenen Augen prüfen.

Die Herstellung des Atrato-Napipi-Doguadocanales ist von Selfridge auf nur 70,000,000 Dollars veranschlagt worden. Wir wollen sehen!

Die geologische Landesuntersuchung Sachsens.

Durch Verordnung vom 31. Januar 1873 übertrugen die Ministerien der Finanzen, des Innern und des Cultus dem Professor Dr. Hermann Credner in Leipzig die Bearbeitung einer neuen geologischen Karte Sachsens. Die Wahl des Bearbeiters muß eine glückliche genannt werden, denn unter den jüngeren Geologen zeichnet Credner, der Verfasser des „Elemente der Geologie", sich besonders aus; seine wissenschaftlichen Sparen verdiente er sich in Amerika, wo er gleichfalls bei geologischen Aufnahmen thätig war. Wie Prof. Credner seine Aufgabe erfaßt, erkennen wir aus dem von ihm vertheilten Programme, wonach er als Endziel seiner Arbeit hinstellt: „Die möglichst genaue Erforschung des geologischen Baues, des Mineralreichthumes und der Bodenverhältnisse des Königreiches, sowie

Digitized by Google

die Nutzbarmachung der gewonnenen Resultate für die Wissenschaft, für Land- und Forstwirthschaft, für Bergbau und Verkehr, sowie die übrigen Zweige technischer Betriebsamkeit.“ Es gewinnt also nicht nur die Wissenschaft bei dieser Landesuntersuchung. Was die zu schaffende geologische Specialkarte von Sachsen betrifft, so dient die vom königl. sächsischen Generalstab zu liefernde topographische Karte im Maßstabe von 1 : 25,000 der natürlichen Größe zur Grundlage. Auf derselben werden die Terrainverhältnisse nicht durch die bisher gebräuchliche Situationsschraffirung, sondern durch Einzeichnung horizontaler Niveaucurven wiedergegeben, deren Verticalabstand 10 Meter beträgt. Die in solcher Weise ausgeführte Specialkarte des Königreiches wird bei völliger Ausziehung der in die Nachbarländer hinübergreifenden Randblätter eine Fläche von 32,55 Quadratmeter einnehmen und in 156 Sectionen, von etwa 0,5 Meter Breite und Länge, zu zerlegen sein, deren jede 2,37 Quadratmeilen Terrain darstellt. Jede Section, mit Textbegleitung, wird nur 20 Groschen kosten, somit auch allgemein zugängig sein.

Auf diese topographische Grundlage werden noch jetzt allgemein zur Anwendung gelangenden Principien nur die wirklich an der Tagesoberfläche beobachtbaren Gebirgsformationen eingetragen und zwar durch verschiedenartige Farben wiedergegeben. Bei der Wahl dieser letzteren ist die Erstrebung einer möglichst einheitlichen Behandlung der sächsischen und der preußisch-thüringischen geologischen Aufnahme ein maßgebender Grundgedanke gewesen. Dieser thunlichst innige Anschluß an die bereits seit einigen Jahren im Gange befindliche geologische Kartirung der benachbarten deutschen Länder wird außer durch Benutzung der möglichst identischen Farbenbezeichnung durch die Gleichheit des Kartenmaßstabes und die Adoptirung der Darstellungsweise der Terrainverhältnisse durch Niveaucurven wesentlich gefördert. Während man früher bei geologischen Karten die oberflächlichen, also gerade die Bodenverhältnisse bedingenden Anschwemmungsgebilde, als ein den geologischen Bau der Erde verhüllendes Hinderniß, entfernt dachte und ein kartographisches Bild der Gesteinsoberfläche entwarf, wird die neue Karte die thatsächlich zu Tage tretenden Gesteinsbildungen zur Darstellung bringen. Sie legt den größten Werth auf die Erforschung der Bodenverhältnisse.

Gerade die oberflächlichen Sand-, Thon-, Lehm- und Mergelablagerungen sind es, welche nicht etwa nur für die Zwecke der modernen Industrie und Landwirthschaft, sondern auch für die wissenschaftliche Ergründung der jüngsten Periode der Erdentwickelungsgeschichte die größte Wichtigkeit erlangt haben. Die Verwerthung der Resultate der geologischen Untersuchung für die Zwecke der Agricultur haben die Herren Professoren Dr. Knoop und Dr. Birnbaum in Leipzig übernommen.

Erläuternde geologische Profile sind unentbehrlich zum Verständniß des durch die geologischen Karten angedeuteten Baues einer Gegend. Die in den Publicationen der neuen Specialuntersuchung enthaltenen Profile sollen jedoch keine sogenannten idealen sein, sondern sich im Wesentlichen auf Wiedergabe beobachtbarer oder mit Sicherheit construirbarer Lagerungsverhältnisse beschränken.

Die geologische Aufnahme und Profilirung der in Sachsen im Bau begriffenen Eisenbahnen ist ein die geologische Specialuntersuchung des gesammten Königreichs vorbereitendes und mit ihr Hand in Hand gehendes Unternehmen und hat die Aufgabe, die Erdarbeiten der Eisenbahnbauten (die großartigsten Schurfgräben, welche geologischen Untersuchungen zur Disposition stehen können!) für die Zwecke der spätern Landesuntersuchung auszunutzen, und auf diese Weise ein Netz von unverrückbaren geologischen Aufschlußpunkten zu construiren, welches zur Controle und möglichst fehlerlosen Grundlage, sowie zur spätern Correctur der eigentlichen geologischen Aufnahme dienen soll. Im Laufe des Sommers 1872 ist bereits eine derartige Profilirung aller eben fertigen oder noch im Bau begriffenen sächsischen Eisenbahnen vorgenommen worden.

Ihren Abschluß soll die geologische Landesuntersuchung außer durch die in gleichem Schritte mit der Aufnahme alljährlich vor sich gehenden Publicationen der geologischen Karte selbst durch die schließliche Herausgabe eines wissenschaftlichen und technischen Zwecken Rechnung tragenden Hauptwerkes: „Die Geologie, der Mineralreichthum und die Bodenverhältnisse des Königreiches Sachsen“ erhalten.

Die Anlage einer Belegstücksammlung für die gesammten Arbeiten der geologischen Landesuntersuchung, einer Sammlung, welche allmälig zu einem geologischen Landesmuseum erweitert werden soll, ist ins Auge gefaßt. Dasselbe wird in dem neuerbauten mineralogischen Museum zu Leipzig seine Aufstellung finden.

Die Wälder Neuseelands.

Wenn man in den Waldregionen Neuseelands einen Aussichtspunkt besteigt, so übersieht man ein unendliches Laubmeer, in welchem alle Schattirungen von Grün vertreten sind: das Dunkelgrün des Karoka hebt sich von dem gelblichen Blattwerk des Kowhai ab und zerstreut erheben sich darüber die mächtigen Aeste des prachtvollen Pohutu Kawa und überschatten eine weite Strecke Landes. Der Holzarten in diesen jungfräulichen Wäldern giebt es unzählige, und schon verwendet man sie zur Zimmerei, zum Schiffsbau und in der Tischlerei. Der sehr ausgedehnte Handel damit hat seinen Mittelpunkt in Auckland. Sehr gesucht ist das Kauri-Gummi, welches sich unter der Erde findet. Als nämlich in einer frühern Epoche große Strecken Waldes brannten, senkte sich das Harz in Masse ab, schmolz aber nicht, sondern erhielt sich unversehrt unter dem Boden. Dort wissen es die Eingeborenen zu finden; es wird in Menge exportirt und bezahlt pro Tonne 2 Pf. St. Steuer. — Nach heute bildet sich das Gummi als natürliche Absonderung des Baumes zwischen Rinde und Holz und fließt dort, ohne äußerlich seine Existenz zu verrathen, bis zu den Wurzelenden hinab, wo es sich in Hausen ansetzt. Es giebt auf Neuseeland mehr als 5 bis 6 Millionen Kauribäume, deren jeder durchschnittlich ein Kilogramm Gummi liefert.

Zur kirchlichen Statistik Nordamerikas.

Man nimmt an, daß in der Musterrepublik des Generals Grant die Zahl der verschiedenen kirchlichen Secten dermalen 127 betrage; jede derselben ist, wie sie glaubt, alleinige Inhaberin der „Wahrheit“, alle anderen „taumeln im Labyrinthe des Irrthums“. Die Blätter wissen viel davon zu erzählen, daß der Einfluß der Geistlichkeit immer mehr ohwachse. Das deutsche „Neuyorker Journal“ stellt aus dem Census von 1870 Folgendes zusammen:

Zwischen 1850 und 1870 hat sich die Mitgliederzahl der Kirchen im Ganzen um 50 Procent vermehrt, ihr Eigenthum dagegen vervierfacht. Die Katholiken sind heute an Zahl doppelt so stark, als 1850, ihr Kircheneigenthum aber hat sich um das Sechsfache vermehrt. Sie erhalten fortwährend Zufluß durch Einwanderung und werden an Schnelligkeit der Ausbreitung ihres Einflusses nicht einmal mehr durch die Methodisten erreicht, welche früher in dieser Beziehung alle übrigen Confessionen überflügelt hatten. Die Methodisten haben in 20 Jahren ihr Eigenthum von 14 auf 70 Millionen Dollars gebracht. Bis 1860 hatten sie an Mitgliederzahl um 50 Procent zugenommen, seit 1860 aber nur um 4 Procent. Dagegen haben die Mormonen sich von 10,000 auf 87,000 vermehrt und ihr Besitzthum verzwanzigfacht. Die Zahl der eigentlichen regulären Baptisten hat um die Hälfte zugenommen; aber die irregulären, Campbelliten, New Lights u. s. w., sind sechsmal zahlreicher als vor 20 Jahren. Die Congregationalisten haben einen Zahlenzuwachs von nur 38 Procent gehabt; aber ihr Kirchengut ist dreimal größer geworden. Die Episcopalen sind doppelt so stark und dreimal so reich wie 1850. Die Quäker haben Geld gewonnen, aber Proselyten sind ihnen sehr wenige geworden. Die Lutheraner, welche zahlreichen Zu-

Digitized by Google

wocht aus Norddeutschland, besonders aus Pommern, Mecklenburg und Hannover erhielten, wurden um 90 Procent stärker, ohne daß sich jedoch ihr Kircheneigenthum entsprechend vermehrte. Die eigentlichen Herrnhuter haben fast ganz aufgehört, indessen ist die mit ihnen nahe verwandte vereinigte Brüdergemeinde in blühendem Zustande.

Die Reformirten wurden auch durch Einwanderung dreimal so zahlreich und beschämal so vermögend als sie bei der letzten Censusaufnahme waren. Die Shaker, welche vom Kriegsdienste freigeblieben, hatten trotz der Sonderbarkeit ihrer Religionsübungen viel Zulauf während des Krieges.

Die strengen Stadendorgioner haben an Zahl um das Dreifache, an Vermögen um das Sechsfache zugenommen, die Spiritualisten, an Zahl noch mehr, aber nicht an Bestiftthum.

Die Unitarier haben etwas, die Universalisten bedeutend an Mitgliedern verloren. Die Presbyterianer beider Schulen sind reicher, aber nicht viel zahlreicher geworden.

Die Juden stehen im Census von 1850 mit 18,000 Personen und 400,000 Dollars Gemeindeeigenthum, in dem von 1870 mit 5 Millionen Gemeindeeigenthum und 78,000 Personen verzeichnet.

Im Ganzen werden im Censusberichte nicht voll 22 Millionen Kirchenangehörige aufgezählt. Es müßten demnach über 16 Millionen Unkirchliche sich in Amerika befinden.

Die Sklavenemancipation auf Portorico.

Das von den spanischen Cortes am 22. März 1873 angenommene Gesetz enthält die nachfolgenden Bestimmungen. Die „Freigelassenen" (libertos) sind verpflichtet, entweder mit ihren bisherigen Besitzern, oder mit anderen Personen, aber mit dem Staate Arbeitscontracte auf die Dauer von mindestens drei Jahren abzuschließen. Bei Abschluß der Verträge sind „Curatoren der Freigelassenen", welche die Regierung ernennt, beizuziehen. Die Eigenthümer der bisherigen Sklaven sollen binnen sechs Monaten nach Veröffentlichung des Gesetzes entschädigt werden. Diejenigen unter denselben, mit welchen deren bisherigen Sklaven keine Arbeitscontracte abschließen wollen, erhalten 25 Procent über den Betrag, welchen sie sonst bekommen würden. Die gesammte Entschädigungssumme wird auf 35,000,000 Pesetos (etwa 7 Millionen Dollars) festgesetzt. Sie soll durch eine Regierungsanleihe aufgebracht werden, für welche die Einkünfte der Insel Portorico und nur diese allein haften. Die Vertheilung erfolgt durch eine collegialisch zusammengesetzte Behörde; Vorsitzender derselben ist der Gouverneur; sie wird aus Beamten, Provinziolhepräsidenten und Vertretern der größeren und kleineren bisherigen Sklaveneigenthümer zusammengesetzt, und die Entscheidungen erfolgen durch Stimmenmehrheit. Wenn die Anleihe nicht untergebracht werden kann, so erhalten die jetzigen Eigenthümer statt baaren Geldes Regierungsobligationen. Fünf Jahre nach Erlaß dieses Gesetzes treten die Freigelassenen in den Besitz aller politischen Rechte.

* * *

— Soeben hat Heinrich Kiepert eine Karte der nach Chiwa und Buchara führenden Straßen (Berlin, Dietrich Reimer) veröffentlicht. Sie ist von ihm, dem bewährten Meister, nach russischen und englischen Originalkarten und Reiseberichten zusammengestellt worden und kommt gerade zu rechter Zeit. Abgesehen von dem Interesse, welches sie in Bezug auf die Operationen der Russen gegen Chiwo hat, über welche man sich auf ihr vortrefflich orientiren kann, giebt sie ein überschichtliches Bild über eine weite Strecke centralasiatischer Gegenden in plastischer Weise; sie umfaßt das ganze Gebiet an den Nordgrenzen Persiens und Afghanistans bis über den Jaxartes und den Aralsee hinaus einerseits, und vom Ostgestade des Kaspischen Meeres bis zur Ostgrenze der russischen Besitzungen in Turkestan. Kiepert's Arbeit spricht für sich selbst und bedarf unserer Empfehlung nicht, wir wollen aber nicht unterlassen, unsere Leser auf diese prächtige Karte aufmerksam zu machen. Vielen werden die Erklärungen türkischer Wörter, welche bei Orts-, Fluß- und Gebirgsnamen ꝛc. jetzt so häufig in den Zeitungen genannt werden, willkommen sein, und wir wollen sie dem Blatte, an dessen Fuße Kiepert sie bezeichnet hat, entlehnen:

Ak weiß, — kara schwarz, — kyzyl roth, — sary gelb; — köl blau, — utu, katti, böjük groß, — kitschi, küschuk klein; — köne, eski alt, — jeni, jany, jangy neu, — orta Mitte. — Tuz Salz; — kum Sand, — su Wasser, — köl See, Arqyt Canal, kuju, tudut, tawol Brunnen, — bulot Quelle, — tepe, übe, turgan Hügel: — togh, tau, Berg, Gebirge, — nuruu, nurun Borgebirge (eigentlich Nase, wie das ständinavische Näs auch). — Am Persischen bedeutet rud Fluß, — darja großer Fluß oder auch See; — luh Berg, — schehr Stadt, — deh Dorf.

— In Bristol im Staate Vermont hat sich eine religiöse Secte gebildet, deren Angehörige nun mit ganz unerschütterlicher Sicherheit wissen, wie der wahre Christ zur Seligkeit im Himmelreiche gelangen kann. Sie haben das Receyt entdeckt. Hauptsache ist, daß sie einander die Füße waschen. Sie sitzen, einander den Rücken zugekehrt, in langen Reihen. Gemuß des Schweinefleisches ist verboten; wer solches ißt, kann niemals ins Paradies gelangen; dieses eröffnet sich ihm erst, wenn er hier auf Erden nichts anderes genießt als Bohnen, braunes Brot — kein weißes, das beeinträchtigt das Seelenheil — und Forellen, die aber nicht in süßem, sondern in salzigem Wasser gefischt werden müssen. Sie feiern den Sobbath am Sonnabend und arbeiten, zum Verdrusse der übrigen Yankees, am Sonntage. Zur Seligkeit ist erforderlich, daß die Mädchen und Frauen Hosen tragen, die aber nicht von Röcken bedeckt sein dürfen, sondern, wie die Beinkleider der sogenannten Bloomerrock, sichtbar sein müssen. — Dieser Weg zur Seligkeit ist nicht beschwerlich zu wandeln, jedoch sehr langweilig und trocken. Wenn er indessen ans Ziel führt, so geht das andere Leute weiter nichts an; die Absurdität dieser Sorte von Christen beeinträchtigt Niemand, sie sind harmlose Narren.

— Durch einen, 5. December 1872, in La Paz unterzeichneten Vertrag sind die Grenzen zwischen den beiden Republiken Chile und Bolivia geregelt worden. Danach sind die höchsten Andenspitzen die Ostgrenze von Chile und der 24. Grad südlicher Breite seine Grenze gegen Bolivia. An den Exportzöllen von Mineralien, welche aus Minen zwischen dem 23. und 25. Breitengrade kommen — und die Lage dieser Minen soll durch Commissionäre bestimmt werden —, sollen beide Staaten participiren.

— Herr Cleland, welcher sich in einem größeren Segelboote mit mehreren Gefährten von Port Dorwin in Nordaustralien aus nach der Mündung des Doly (Anson Bay) begeben hatte, um dieses nach unbekannten Flüssen näher zu erforschen, kehrte am 3. Februar zurück. Er berichtet, daß er den Daly, welchen er sie bedeutender hält als den Adelaide, bis zu einer Höhe von 100 Miles, wo derselbe noch 200 Yards breit war, ohne Schwierigkeiten befahren, und das Land zu beiden Seiten von vortrefflicher Beschaffenheit gefunden habe.

Inhalt: Zu Tokdtend, der Hauptstadt des russischen Turkestan. Von Basil Wereschagin. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Deutsche Expedition nach Innerafrika und die „Afrikanische Gesellschaft". (Mit einem Portroit.) — Die Photographie im Dienste der Geographie und Anthropologie. — Capitän C. F. Hall's Polarexpedition verunglückt. — Aus allen Erdtheilen: Seltridge und die Darien-Canalroute. — Die geologische Landesuntersuchung Schiens. — Die Wälder Neuseelands. — Zur kirchlichen Statistik Nordamerikas. — Die Sklavenemancipation auf Portorico. — Vermischtes. — (Schluß der Redaktion am 10. Juni.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: H. Bleweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bleweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

In Taschkend, der Hauptstadt des russischen Turkestan.

Von **Basil Wereschagin.**

II.

Die Araber, Juden und Hindu's in Taschkend; ihre gesellschaftliche Stellung. — Die Zigeuner. — Russen. — Nothwendigkeit europäischer Ansiedelungen. — Der Bazar; das Leben und Treiben auf demselben. — Die verschiedenen Industrien. — Taschkend als Handelsstadt und Knotenpunkt für die Karawanen. — Ueber den Sklavenhandel in Centralasien. — Die Frauen. — Das Beiramfest. — Ritt nach Nogai Kurgan. — Die Tataren. — In einem kirgisischen Winterdorfe.

In Taschkend leben einige Araber, deren man auch in anderen Städten Centralasiens findet; in der Umgegend von Samarkand bilden sie einige kleine Colonien. Sie haben eine ausdrucksvolle Physiognomie, lebhafte Augen mit

Tatar; Jäger in Nogai Kurgan.

Kirgise aus der Umgegend von Taschkend.

durchdringendem Blick, starke Augenbrauen und einen hübschen Bart. Man erkennt sie auch leicht an ihrem Auftreten und ihrer Haltung.

Die sehr zahlreichen Juden, deren Zahl sich stark vermehrt, bewohnen ein eigenes Stadtviertel. In Buchara und überhaupt in den noch unabhängigen Chanaten sind sie man-

Digitized by Google

chem schweren Druck ausgesetzt, und es begreift sich, daß sie auf russischem Gebiet eine Heimath suchen, in welcher sie sich frei bewegen können. Aber sie bringen, wenn sie z. B. aus Buchara entfliehen, Leib und Leben in Gefahr. Es sind ihrer so viele von dort weggezogen, daß der Emir darob in grimmige Wuth gerathen ist. Er ließ den Aksakal (Vorsteher) der Israeliten in eine Grube werfen, und dieser unglückliche Jude sollte sein Leben entbüßen; es ist ihm indeß gelungen, durch ein paar tausend Rubel seinen Kopf zu retten. Sie sind in den nicht russisch gewordenen Gegenden strengen Vorschriften in Bezug auf Kleidung und Lebensweise unterworfen. In manchen Städten dürfen sie nur auf Eseln reiten, in anderen dürfen sie überhaupt nicht reiten, sondern müssen zu Fuße gehen; es ist ihnen nicht gestattet, Kleider aus Seidenstoffen oder überhaupt werthvollem Zeuge zu tragen, und nur dunkele Farben sind ihnen erlaubt. Auf dem Kopfe müssen sie die Toppe tragen, eine kleine runde Mütze, und auf dieselbe dürfen sie im Nothfall eine Pelzkappe stülpen. Kein Jude wird es wagen, einen Turban aufzusetzen oder den Kopf auch nur mit einem Stück Zeug zu umwickeln, was bei der großen Hitze im Sommer doch so nöthig wäre; er würde dadurch sein Leben in Gefahr bringen.

In Taschkend aber fühlt er sich wie der Vogel im Hanfsamen. Dort galoppirt er auf stattlichem Rosse, trägt einen Schlafrock von knallenden Farben, und wenn er einem russischen Tür, d. h. Herrn, begegnet, versucht er nach militärischer Art zu grüßen.

Vor Ankunft der Russen waren die Hindus in Taschkend gleichfalls eine gedrückte Classe und in einer nahezu eben so ernie-drigenden Lage wie die Juden. Ihre Anzahl in der Stadt ist nicht beträchtlich, aber sie sind sehr thätig, und man thut ihnen nicht unrecht, wenn man sie als die gierigsten Wucherer in der ganzen Welt bezeichnet. Wenn sie 200 bis 300 Procent nehmen, so ist das noch gnädig. Alle sind reich, leben sehr mäßig, haben keine Frauen bei sich und sind jeder bewohnt im Karawanserai eine kleine Zelle, die stets sehr reinlich gehalten wird. Sie essen kein Fleisch, trinken nur Wasser und bereiten ihre Speisen selbst. Wereschagin, der sie mehrfach beim Baden beobachtet hat, schildert ihren Wuchs als sehr vortheilhaft, ihren Gesichtstypus hübsch, die Haut spielt in die Bronze, ihre ganze Gestalt hat etwas Edles. Diese Wucherer sind in religiöser Beziehung sehr fanatisch. Wenn ein Andersgläubiger ihre Tabackspfeife (Nargileh), ein Gefäß, ein Geschirr oder sonst etwas von ihrem Hausgeräth auch nur angerührt hat, dann wird sofort das Alles zerschlagen, weil es nun für unrein gilt. Alle tragen auf der Stirn ein besonderes Zeichen, z. B. das der Sonne oder des Feuers.

Wereschagin zieht zwischen jenen Hindus und den Juden in Turkestan eine Parallele, hebt aber auch einen charakteristischen Gegensatz hervor. Wenn eine Gefahr droht, verscharrt der Jude alle seine Kostbarkeiten und läuft davon, ohne auch nur den Kopf umzudrehen; der Hindu dagegen setzt sich auf seine Geldkiste, raucht seine Nargileh und erwartet ruhig, was da kommen werde, sei es auch der Tod selbst.

Die Zigeuner fehlen auch in Turkestan nicht, sind aber keineswegs zahlreich. Sie gleichen ganz denen, welche Europa durchziehen, sind gleich den unseligen Bettler und Landstreicher und die Weiber sogen wahr. Dem mohammedanischen Brauche zuwider verhüllen diese ihr Gesicht nicht.

Mann aus Kaschgar.

Was nun die Russen anbelangt, so sind diese, insoweit die ansässig geworbenen in Betracht kommen, noch keineswegs zahlreich. Ihr Ansehen und Uebergewicht, das nicht in Abrede gestellt wird, beruhet darauf, daß sie von den Einheimischen gefürchtet werden und daß ihre Waffen siegreich sind. Auch bleibt die Ueberlegenheit der europäischen Civilisation und der Mittel, über welche sie zu verfügen hat, nicht ohne Einwirkung auf die immerhin mehr oder weniger halbbarbarischen Leute in Centralasien. Fast alle Russen sind Militärs, Beamte oder Kaufleute; eigentliche Ansiedler sind im Lande der Sarten, Usbeken und Kirgisen noch nicht vorhanden, aber in der Richtung nach dem Syr Darja hin rücken sie zwar langsam, jedoch sicher vor; dorthin ziehen Bauern aus dem südwestlichen Sibirien. Eine Colonisation Centralasiens durch die Russen bietet ohne Frage große Schwierigkeiten dar, schon deshalb, weil es sich zunächst darum handelt, Grund und Boden, welche ja den Eingeborenen gehören, für die Russen zu erwerben. Wie dem aber auch sein möge, man muß einen Entschluß fassen, und je eher, um so besser. Denn von dieser Colonisirung hängt die Zukunft der russischen Herrschaft in Asien ab, und sie ist auch vom höchsten Belange für die Eingeborenen selbst. Diese werden sich willig in die neue Ordnung der Dinge fügen, sobald sie entschieden die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich nicht um eine nur zeitweilige Besitznahme handelt, und sie wissen sehr wohl, daß sie nur verlieren könnten, wenn sie wieder der frühern Tyrannei anheim fielen. Sobald die Russen ihre Eroberungen preisgäben, könnte es gar nicht ausbleiben,

Digitized by Google

daß innere Kriege ausbrächen, daß das Rauben und Plündern wieder in alter Weise getrieben würde, und daß in den Stromgebieten des Oxus wie des Jaxartes keine Ruhe wäre. So lange eine ausgedehnte Colonisirung nicht stattgefunden hat, ist Turkestan russisch nur dem Namen nach. Wenn die Regierung nicht Grund und Boden in Menge erwirbt, um neben den mohammedanischen und auch halbbarbarischen Bewohnern eine möglichst zahlreiche christliche und civilisirte Bevölkerung dauernd anzusiedeln zu machen, wird das Gebiet in Turkestan Rußland gegenüber eine ähnliche Stellung einnehmen, wie Indien gegenüber England oder Algerien gegenüber den Franzosen. Von einer möglichst ausgedehnten Besiedelung hängt die ganze Zukunft ab, ohne eine solche bleibt Alles precär.

Keine Stadt in der Levante hat einen so ausgedehnten Bazar, wie dieses turkestanische Taschkend. Allerdings sind die Buden nur klein, aber ihre Menge ist unzählig. Eigentlich treibt jeder Taschkendi mehr oder weniger Handel und Trödel. Dieser merkwürdige Bazar besteht aus einem Gewirr von Gassen, die aus langen Reihen von Bretterbuden gebildet werden. Diese Straßen sind eng, krumm, aber, was in den heißen Monaten nicht hoch genug angeschlagen werden kann, sie sind frisch und kühl, weil man sie mit Matten überspannt, welche die brennende Steppensonne abhalten.

Eine Bude gleicht der andern und ist so zu sagen ein Kästch, in welchem nicht viel von Werth feil geboten wird; in manchen könnte man den ganzen Kram für ungefähr 50 Thaler auskaufen. Der Krämer oder Budeninhaber ist insgemein ein ganz wohlbeleibter Mann; er stäubt unablässig seine Waare oder seinen Rock ab, verjagt die Fliegen, sitzt mit untergeschlagenen Beinen da und schwatzt den lieben langen Tag mit Jedem, der kommt. Er weiß alle möglichen Neuigkeiten, trinkt eine Tasse heißen Thees nach der andern und beschäftigt sich mit allem Möglichen, am wenigsten aber mit seinem Kramladen. Denn Kunden sprechen nicht häufig vor, außer am Sonntag, Mittwoch und Freitag. Dann strömen allerdings die Nomaden in den Bazar hinein und kaufen, nicht selten auch so werthlose Sachen, die ein Europäer ohne Weiteres ins Feuer werfen würde. Uebrigens begnügt sich der Sarte insgemein mit geringem Nutzen. Wereschagin meint, die Centralasiaten hätten die Kleinkrämerei deshalb gern, weil sie dabei recht von Herzen faullenzen und nichtsthun und viel schwatzen können.

Hafil, Mollah in Tschinas.

An den Verkaufstagen stellen sich die kirgisischen Bauern in Menge schon früh am Morgen ein, denn sie haben ihre Lagerplätze unfern von der Stadt. Die Bürgersleute schlendern ein paar Stunden später nach dem Bazar; sie kaufen und verkaufen nichts, aber sie, Müßiggänger wie sie sind, wollen hören und sehen, treiben sich unter der Menge umher, bleiben stehen, wo es Zank und Streit giebt, und unterhalten sich mit jedem Bekannten. Unterwegs ist man nebenher auch fromm und religiös, geht in die erste beste Moschee, spricht ein Gebet, hört was ein Mollah predigt und bleibt nachher auch wohl da stehen, wo irgend ein Straßenprediger etwas aus dem Leben heiliger Muselmänner zum Besten giebt. Dabei ist die Politik nicht ausgeschlossen, denn es fehlt nicht an Ausfällen gegen die ungläubigen Hunde, die Kafirs, unter denen insbesondere die Herren Russen verstanden werden. In den ersten Nachmittagsstunden ist das Gewühl und das Durcheinanderdrängen so stark, daß es wohl nur in wenigen europäischen Städten ärger sein kann; man ist jeden Augenblick in Gefahr, von einem Esel umgerannt oder von einem Kameele gequetscht zu werden.

Am zahlreichsten sind jene Buden, in welchen Bekleidungsstoffe zum Verkauf ausliegen; sie nehmen den größten Raum ein und bilden eine Anzahl langer Gassen. Man findet in ihnen namentlich Kattune aus russischen Fabriken, und Seidenstoffe, die in Chokand und Buchara verfertigt werden. In anderen Bazargassen sitzen die Schuster, die Sattler und andere Handwerker, welche Leder verarbeiten, und die Teppich- und Filzverkäufer haben gleichfalls ihr besonderes Quartier. Der Filz, welcher in Taschkend von Turkomanenfrauen verfertigt wird, ist von ganz vortrefflicher Qualität und verdient seinen guten Ruf. Die einzelnen Stücke haben verschiedene Farben und bilden in ihrer Zusammensetzung sehr hübsche Muster; die Randeinfassung besteht aus einer Garnitur von Roßhaaren.

Die Seidensticker haben allein eine ganze Straße inne. In der Seidenstickerei hat man es in jenem Theile Centralasiens zu einer großen Vollkommenheit gebracht, und die sehr hübschen, geschmackvollen Arbeiten sind nicht einmal theuer, weil der Rohstoff im Lande selbst gewonnen wird und der Arbeitslohn billig ist. Ein Europäer, welcher zum ersten Male die Leute bei ihrer Arbeit betrachtet, ist gewiß überrascht; er kann nicht umhin, die Schönheit der Farben und die Mannichfaltigkeit der hübschen Muster zu bewundern; eben so überrascht ihn der Geschmack der Arbeiter und die gewandte Behendigkeit ihrer Finger. Dieser Zweig des Kunstgewerbes hat seit Ankunft der Russen einen großen Auf-

Digitized by Google

Karawanserai in dem Dorfe Alt-Taschkend.

Digitized by Google

schwung genommen, denn sie machen beträchtliche Ankäufe; die Waare findet, eben weil sie so hübsch und geschmackvoll ist, auch in Europa willige Abnehmer. Die Metallarbeiten, z. B. die Theekessel, sind weder durch Form noch durch Muster bemerkenswerth und stehen weit hinter denen zurück, die in Chokand verfertigt werden; dagegen ist das irdene Geschirr zwar einfach, aber recht hübsch und ansprechend; gewöhnlich wird es mit kleinen, dunkelblauen Mustern verziert. Porcellan kommt aus China.

Als Handelsstadt erscheint Taschkend von hervorragender Bedeutung, denn es ist ein Kreuzungspunkt, an welchem viele Karawanenzüge aus Innerasien zusammentreffen, namentlich jene, die aus Chokand und Buchara nach Rußland bestimmt sind und umgekehrt. Der Verkehr wird sich noch steigern, sobald zwischen Rußland und Kaschgarien die Handelsbeziehungen ungestört bleiben und sich regelmäßig gestaltet haben. Diese kleine Bucharei wurde bis zur Abschüttelung des chinesischen Joches von China aus versorgt, gegenwärtig machen Rußland und England, dieses von Indien aus, dort einander Wettbewerb.

Dem Sklavenhandel, welcher ehemals in Taschkend sehr schwunghaft betrieben wurde, haben die Russen sofort nach der Besitznahme ein Ende gemacht, aber in Chiwa, Buchara und Chokand geht er nach wie vor im Schwange. In Folge der Raubeinfälle, welche die Turkomanen nach Persien hinein zu häufig unternehmen, kommt fortwährend frische Waare auf die Märkte; der Schiit gilt ja in den Augen der sunnitischen Raubnomaden für vogelfrei. Der Preis der Sklaven ist je nach Zeit und Umständen sehr verschieden; er steht niedrig, wenn die Razzia ergiebig ausgefallen ist, und man kann für 40 bis 50 Thaler einen Menschen kaufen. Zumeist kommen nur männliche Personen nach Turkestan, weil die Turkomanen fast alle geraubten Frauen und Mädchen für sich behalten. Eine hübsche Perserin wird manchmal mit 400 bis 500 Thaler unseres Geldes bezahlt. Wereschagin unterhielt sich mehrfach mit Per-

Haus im Dorfe Alt-Taschkend.

sern, die früher in der Sklaverei geschmachtet hatten. Sie Alle waren von den Turkomanen geraubt worden, theils vom Ackerfelde weg, wo sie mit Vater und Brüdern beschäftigt waren, theils sogar bei hellem Tage in ihrem Dorfe selbst; die Frechheit der Räuber ist eben grenzenlos. Aber seit einer Reihe von Jahren ist doch eine Umwandelung zum Bessern nicht zu verkennen. Im russischen Gebiete darf, wie gesagt, kein Sklavenhandel stattfinden, und im übrigen Centralasien nimmt er, aus sehr einfachen Gründen, merklich ab. Man sagt sich in Chiwa und in Buchara: „Wozu sollen wir noch Leute kaufen? Die Russen sind in der Nähe, und wenn sie einmal kämen, so würden sie es bei uns gerade so machen, wie in Samarkand; die Sklaven würden frei und wir hätten unser Geld verloren.“

Die Frauen befinden sich bei den centralasiatischen Mohammedanern leider immer noch in einer sehr gedrückten Lage, doch bricht auch, in Folge der Anwesenheit europäischer Leute, allmälig eine bessere Zeit an. Der Assakal, bei welchem Wereschagin wohnte, sagte mit Bitterkeit: „Der jüngste Tag wird nicht mehr lange auf sich warten lassen!“ — „Wie so das?“ — „Du fragst noch und siehst doch, daß man heute nicht einmal mehr Herr seiner Frauen ist! Wenn man eine prügelt, fährt sie sogleich mit der Drohung heraus, daß sie bei den Russen Klage führen wolle!“ — Es ist dringend nöthig, daß die Lage der Frauen verbessert werde, denn sie sind viel schlimmer gestellt als in Persien und in der Türkei, werden in strenger Abgeschlossenheit gehalten und mit Arbeiten überbürdet. Das Mädchen wird schon als Kind einem Manne verkauft; es ist noch nicht physisch und auch noch nicht geistig entwickelt und sieht vom eigentlichen Leben so viel wie gar nichts. Wenn es dann in die Jahre der Reife kommt, ist es schon so zu sagen welk geworden, weil es so früh Kinder geboren und fortwährend anstrengende Arbeiten verrichtet hat.

Wereschagin blieb den Winter über in Taschkend und verließ erst im Mai die Stadt, als man das Beiramfest feierte. Es ging dabei sehr lärmend und ausgelassen zu; in den Straßen zogen Scharen auf und ab und viele waren betrunken; der edle Branntwein gewinnt ja auch unter den Anhängern des Propheten immer mehr Freunde. Viele Leute zogen hinaus nach dem Menerük, einem kleinen Gehölz in der Nähe, Alle nach besten Kräften angeputzt.

Wir traten, so schreibt der Reisende, unserer vier die Wanderung Abends an. Mein Dolmetscher war ein russi-

Digitized by Google

ficirter Tatar, Herr von Kassimoff, also ein Edelmann, der sich jedoch stets einen Prinzen ausgab. Ein anderer Tatar war Diener, und der Gouverneur von Taschkend hatte mir einen orenburgischen Kosacken für die ganze Reise mitgegeben. Wir Alle trugen Flinten und Revolver. Der Prinz war nichts weniger als im Gleichgewicht; er hatte des Guten zu viel gethan, und getrunken einmal weil ja Beiram war, sodann weil er doch die Reise würdig einweihen mußte. — Prinz, Du wirst vom Gaule fallen, sagte mein Kosack. — Ei warum nicht gar; ich habe manches wilde Pferd gebändigt. — Na, halt Dich nur heute fest im Bügel; morgen kannst Du wilde Pferde zureiten. — Der Prinz aber wackelte und schwankte in einem fort; bald saß er auf der Kruppe, bald auf dem Halse, rief den Vorübergehenden allerlei Witze zu, hielt mit dem Monde ein Gespräch und erzählte diesem, was für ein muthiger Bursch er sei und wie viele Großthaten er schon verübt habe.

Ich hatte nicht den geraden Weg nach Chodschend eingeschlagen, um die Passage über den eben jetzt hoch angeschwollenen Tschirtschik zu vermeiden, und ging zunächst nach Tschinas. Der Weg führt aus Taschkend anfangs durch die herrlichen Gärten, welche jetzt, zu Beginn des Mai, in üppigem frischen Grün prangten. Wir Russen haben, durch die Noth gedrängt, Tausende von schönen Obstbäumen niedergehauen, denn wir mußten Holz haben. Das Land hat keine Wälder und keine Straßen und die Steinkohlenlager in der Syr-Darja-Gegend waren noch nicht entdeckt worden. Der vorjährige Winter war so streng gewesen, daß die Saaten sich eines gleich kalten nicht entsannen. Sie sagten, der Halb-Isar (so bezeichnen die Kirgisen den Generalgouverneur) hat uns von Seiten des Ak padischah, d. h. des weißen Czar, auch dieses Geschenk neben manchen anderen gebracht. Es ist in der That damals grimmig kalt gewesen und die Leute beschwerten sich auch nicht darüber, daß so viele Bäume umgehauen wurden.

Die Mondscheinnacht war lind und mild, und nach mehrstündigem Ritte erreichten wir das Dorf Nogai Kurgan, wo wir beim Aksakal ein Unterkommen fanden. Die Leute hatten dort den Beiram in derselben Weise gefeiert, wie die in Taschkend; sie waren guter Dinge und zumeist angetrunken. Ich nahm mein Nachtlager unter einem Baume, auf welchem Störche nisteten. Alle Achtung vor diesen Vögeln, aber ihr unaufhörliches Klappern ist mir doch in jener Nacht sehr unangenehm gewesen. Indeß ich war milde und schlief ein. Plötzlich wurde ich aufgeweckt durch ein unterirdisches Rollen; ich sprang im Nu auf, der Boden bewegte sich unter meinen Füßen, ich wankte hin und her und hatte ganz eigenthümliche Empfindungen, denn es war ja zum ersten Male, daß ich ein Erdbeben erlebte. Ein Blick auf meine Uhr sagte mir, daß wir einige Minuten nach 2 Uhr Morgens hatten. Nachher erfuhr ich, daß im Dorfe zwei, in Taschkend viele Häuser Schaden gelitten haben. Schon früher bemerkte ich, daß Erdbeben in Centralasien keineswegs selten sind; jene von 1831 und 1861 waren besonders heftig.

Das Dorf ist von Nogaier-Tataren bewohnt, und das besagt auch sein Name. Die Ansiedelung ist vor nun etwa vierzig Jahren von Nogaiern gegründet worden, die aus Sibirien und dem Orenburger Lande entflohen, um nicht als Recruten eingestellt zu werden. Der Tatar ist ein anstelliger, flinker, gewandter Mensch, aber Ehrlichkeit kann man ihm nicht nachrühmen. Er erfüllt in Turkestan die Obliegenheiten, welche in anderen Ländern den Söhnen Abrahams zufallen. In der Provinz des Syr Darja werden die Juden von den Mohammedanern immer noch allzu sehr verachtet, als daß man sich ihrer als Mittelsleute im Verkehr mit den Russen bedienen möchte. Der Tatar seinerseits leistet, was man von ihm verlangt; er ist Handlungsdiener, Commissionär, Dolmetscher und auch Hausdiener bei russischen Herrschaften. Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit darf man bei ihm nicht suchen, wohl aber zeigt er lebendiges Wesen, schnelle Gabe der Auffassung und Scharfsinn. Seine Stellung ist jetzt eine ganz erträgliche, aber vor der Eroberung wurde er nicht selten schlecht behandelt. Die Leute in Nogai Kurgan erzählten mir, daß sie allemal in schwere Bedrängniß geriethen, wenn Taschkend und Chokand mit einander Krieg führten. Sie wurden dann von beiden Theilen ausgeplündert und mußten sich obendrein nogaische Hunde scheiten lassen, und Hunde von Hunden. Damit sollte gesagt sein, daß sie einst Unterthanen der Russen gewesen, denn diese gelten ja, wie alle Europäer, für so unrein wie Hunde.

Kirgisischer Fährmann auf dem Syr Darja bei Neu-Tschinas.

Am andern Tage bemerkten wir einige kirgisische Winterhütten. Sie sind aus Schlamm und Rohr aufgeführt und mit einer etwas über mannshohen viereckigen Erdmauer umfriedigt; innerhalb derselben ruhet Nachts das Vieh. Die Männer waren alle ausgeflogen, um irgendwo in der Nachbarschaft den zweiten Tag des Beiram festlich zu begehen, also waren nur Frauen zu Hause und es kamen noch einige herbei, um sich die Kruzß näher anzusehen. Alle waren sehr freundlich und zuvorkommend, halfen das Gepäck abladen, machten Feuer an und bereiteten unsern Thee recht gern, weil sie wohl annahmen, daß sie mit einigen Tassen regalirt werden würden.

Digitized by Google

Inzwiſchen hatten die Männer erfahren, daß ein ruſſiſcher Herr eingetroffen ſei. Nun erſchienen ſie, alle ſehr angeheitert, denn ſie hatten ſich mit Buſa glücklich gethan, einem berauſchenden Getränke, das man aus Hirſe bereitet. Anfangs waren ſie unzufrieden damit, daß wir ſo ohne Weiteres bei ihnen abgeſtiegen ſeien, gaben ſich aber bald zu, als ich ihnen Zucker reichte und Thee verſprach. Nun ging Alles nach Wunſch, bis ich zu zeichnen anfing. „Was machſt Du da? Weshalb ſchreibſt Du? Du ſchreibſt mir ja mein Haus auf. Laß das bleiben, ich will es nicht haben.“

Da halfen nur Geduld, viele Taſſen Thee und allerlei kleine Geſchenke, um den Widerſtand dieſer Steppenſöhne zu überwinden. Ich durfte nun zeichnen und einige Männer waren eben ſo erſtaunt als befriedigt, als ſie Aehnlichkeiten bemerkten, nur von der Perſpective hatten ſie ganz und gar keinen Begriff, und ich bemühte mich vergeblich, ihnen die Sache klar zu machen. Mit dem Porträtiren hatte ich meine liebe Noth, denn die Kirgiſen haben eine heilige Scheu, ihre Geſichtszüge wiedergeben zu laſſen. Ich verſprach einem alten Manne Branntwein, wenn er mir ſitzen wolle; anfangs war er verlegen, blieb aber ruhig, bis die anderen erklärten, daß er ähnlich werde. Da ſprang er auf und rief: „Du ſchreibſt mich auf! Laß mich; ich will Deinen Branntwein nicht, will auch kein Geld von Dir haben.“ Ein anderer war dreiſter, ſetzte ſich und hielt ruhig aus, aber hinterher ſeagte er doch ängſtlich, ob ihm nun nicht etwa Unheil wiederfahren werde, weil er ſich ja habe ſchreiben laſſen.

Der Storch im deutſchen Volksaberglauben.

Wenn auch die Thiere im Cultus unſerer heidniſchen Vorfahren nicht die Rolle ſpielten, wie zum Beiſpiel bei den Aegyptern, ſo nahmen doch auch die alten Deutſchen, gleich den übrigen indogermaniſchen Völkern, eine gewiſſe Beziehung zwiſchen Thier und Gottheit an, auch ſie erwieſen beſtimmten Thieren einen gewiſſen Grad von Verehrung. So glaubten die heidniſchen Germanen, daß die Götter bei ihren Verwandlungen die Geſtalt gewiſſer Thiere annähmen, welche in Folge deſſen für heilig erachtet wurden; andere Thiere ſollten im Dienſte von Göttern ſtehen und wurden deshalb mit einem gewiſſen Grade von Scheu und Ehrerbietung betrachtet. Vielen Thieren wurden ehrende Beinamen beigelegt, und mancherlei Sagen, mancherlei abergläubiſche Vorſtellungen ſchloſſen ſich an die Thiergeſtalt an, Vorſtellungen, die dann Jahrhunderte lang, oft ohne vollſtändig verſtanden zu ſein, erhalten blieben.

Allerdings ſind es meiſtens Vierfüßler (und zwar hier auch wieder mehr die wilden, als die gezähmten), an welche ſich Mythus und Aberglaube anknüpften; doch haben auch manche Vögel, wie die Schwalbe, der Specht, der Kuckuck, zu verſchiedenen abergläubiſchen Vorſtellungen Anlaß gegeben; namentlich und vor allen iſt es aber der Storch, welcher in dieſer Hinſicht von unſerm Volke beſonders bedacht iſt.

In ganz Deutſchland gilt er als ein heiliger Vogel, der das Haus vor Gewitter zu ſchützen pflegt; tödtet man einen Storch, ſo ſoll alsbald — dies iſt ein durch faſt ganz Deutſchland verbreiteter Volksglaube — ein Blitz aus der Wolke zucken, um das Haus des Frevlers von Grund aus zu zerſtören. Ueberhaupt wurde der Storch mit dem Feuer in Beziehung gebracht. Droht einem Dorfe eine Feuersbrunſt, ſo flattern die Störche ängſtlich um den Thurm der Dorfkirche. Nach einem von Wolf mitgetheilten Volksglauben ſollen die Störche, welche von den Bauern aus den Neſtern vertrieben ſind, mit einem Feuerbrande im Schnabel herangeflogen kommen und das betreffende Haus in Brand ſtecken; nimmt man dagegen den Storch gut auf und legt man, wie dies in der Schwalmgegend (— und vielfach anderwärts in Niederdeutſchland —) zu geſchehen pflegt, ein Wagenrad, deſſen eigentliche Bedeutung noch ſpäter beſprochen werden ſoll, auf das Dach, damit er bequem ſein Neſt bauen kann, ſo iſt das Haus gegen Blitz und Feuersnoth geſchützt.

Aber noch eine andere Rolle iſt dem Storche im deutſchen Aberglauben zugewieſen. Wohl durch alle heimiſchen Gauen iſt unter der Kinderwelt die Vorſtellung verbreitet, daß die kleinen Brüderchen und Schweſterchen von dem „Klapperſtorche“ geholt werden; mannichfache Kinderlieder ſprechen davon, und faſt in allen Gegenden zeigt man einen beſtimmten Teich oder Brunnen, aus welchem der Storch die Kinder holen ſoll. In Niederheſſen wird nun zum Beiſpiel als ein derartiges Gewäſſer der am Fuße des Meißner gelegene Hollenteich, in Schleſien ein Teich der Spillahalde genannt, beides Localitäten, in deren Namen noch eine Erinnerung an die alte Göttin Holda, die Beſchützerin der ungeborenen Kinder, erhalten iſt; in Köln ſpielt der Kunibertsbrunnen eine derartige Rolle, in Dresden der Quellbrunnen, wörtlich der lebendringende Brunnen, der einen Storch mit einem Wickelkinde im Schnabel als Wetterfahne erhielt.

Wie alt dieſe abergläubiſche Vorſtellung iſt, läßt ſich am beſten daraus nachweiſen, daß in einem ſchon dem Althochdeutſchen angehörigen Beinamen des Storches dieſe Beziehung erhalten iſt. Ich meine den althochdeutſchen Ausdruck odebero, dem im Reineke Voß ein „adebar“, im heutigen Plattdeutſchen ein atjebar, im Niederländiſchen das Wort ooyevar entſpricht. (— Im Braunſchweigiſchen Heilebart. —) Der zweite Theil dieſes Wortes hängt mit dem althochdeutſchen bâran zuſammen, ein Wort, das gleich dem griechiſchen φέρειν, tragen, bedeutet und ſich auch noch in anderen neuhochdeutſchen Ausdrücken, wie „fruchtbar, Bahre“, vorfindet. Der erſte Theil des Beinamens muß mit unſerm „Athem“ oder „Odem“ zuſammengebracht werden, ſo daß alſo der Storch in dieſem Namen als ein Bringer des Lebens, ſelbſtverſtändlich des Kinderlebens, aufzufaſſen iſt.

Fragen wir uns nun, wie es möglich wurde, den Storch einerſeits mit dem Gewitter und Feuer in Beziehung zu ſetzen, ihn aber auch andererſeits als den Bringer der Kinderſeelen aufzufaſſen. Was den erſten Theil der Frage anlangt, ſo müſſen wir zunächſt an die älteſte Art der Feuererzeugung erinnern. Kuhn's treffliche Unterſuchungen haben überzeugend dargethan, daß ſich alle indogermaniſchen Stämme urſprünglich auf gleiche Weiſe das Feuer verſchafften, indem ſie mit einem Quirl von härterm Holze ſo lange in einer Scheibe von weicherm Holze herumdrehten, bis durch die Reibung Feuer entſtanden war. Auf dieſelbe Weiſe glaubte aber der älteſte Indogermane auch das himmliſche Feuer des Blitzes entſtanden: er nahm an, daß der Donner-

Digitized by Google

gott im goldenen Sonnenrade den Blitzstab so lange herumdrehe, bis daß er den Blitzesfunken hervorgelockt hatte. Ausfällig war ihm nur die Schnelligkeit, mit welcher der Blitzstahl zur Erde kam, und um diese zu erklären, glaubte er, daß der himmlische Feuerfunke von einem Vogel zur Erde gebracht wurde, und je nach der verschieden gearteten Fauna der Länder wurden bei den einzelnen indogermanischen Stämmen verschiedene Vögel mit dieser Rolle betraut. In den vedischen Liedern der Inder wird der schnelle Falke als Blitzträger verehrt; bei den Griechen scheint der Liebling des Zeus, der Adler, diese Bedeutung gehabt zu haben; den Kelten war der Zaunkönig der Blitzträger, die Römer verfielen wahrscheinlich auf den Specht, der noch von Plinius als eine insonderlaria avis bezeichnet wird, und unsere Vorfahren wiesen dem Storche diese Rolle zu, vermuthlich wegen des rothen Schnabels und der gleichgefärbten Füße, die eine Beziehung zu dem Feuer nahe legten. Mit der Zeit ging diese ursprüngliche Bedeutung verloren, doch hat sich in der abergläubischen Vorstellung, daß dieser Vogel das Haus gegen Gewitter und Feuersbrunst schütze, eine Erinnerung an den Storch als Blitzträger erhalten, und wenn man dem Storche ein Wagenrad auf das Dach legte, so sollte auch dies nur ein Symbol sein für das Sonnenrad, auf dem das von dem Storche zur Erde gebrachte Feuer genommen wurde.

In der oben erwähnten Art der Feuerbereitung mochte aber der älteste Indogermane eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Acte der menschlichen Zeugung erkennen; denn wir finden, daß Feuererzeugung und Menschenerzeugung von den Naturvölkern in enge Beziehung gesetzt werden; dies ist namentlich in den vedischen Liedern der Fall, wo sogar die einzelnen Theile des ältesten Feuerzeuges mit dem Namen der Sexualorgane belegt werden. Aber auch bei den anderen indogermanischen Stämmen ist der nämliche Zusammenhang nachzuweisen. Wenn zum Beispiel bei den Griechen nicht allein Prometheus als der Feuerbringer, sondern zugleich als der Erschaffer des Menschen gilt*), so haben wir auch hier jene wechselseitige Beziehung zwischen Feuerbereitung und Menschenzeugung zu constatiren. Da man nun, wie wir oben gezeigt, annahm, daß das Blitzfeuer von einem Vogel zur Erde gebracht worden sei, so konnte sich bei dem innigen Zusammenhange zwischen Zeugung und Feuerbereitung leicht die Vorstellung ausbilden, daß auch die Kinder, oder, deutlicher ausgedrückt, die Kinderseelen von einem Vogel bei der Geburt zur Erde gebracht würden.

So ist daher der blitztragende Storch in der Sage zu einem Kinderbringer geworden, und er berührt sich auch hier wieder mit dem Blitzträger der Römer, dem Specht. Denn auch dieser Vogel (oder vielmehr seine Personification, der Halbgott Picus) ist in strenge Beziehung mit der menschlichen Geburt gesetzt: er galt als der Schutzgott der Kindbetterinnen, und wenn ein Knabe geboren und als lebensfähig erkannt war, so wurde dem Picus ein Speiselager bereitet, angenscheinlich deshalb, weil Picus selbst als der Lebensbringer angesehen wurde.

Dr. Hassencamp.

*) Adalbert Kuhn's Buch: „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks", erschien Berlin 1859; es ist ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Er hebt den Zusammenhang der Gewinnung des heiligen Feuers mit dem Bohren hervor. Der bohrende Stab, mit welchem man in ein untergelegtes Stück Holz reibt, quirlt, dreht, bohrt (letzteres bei den Griechen τορεύειν, jener τορευτήρ), heißt im Sanskrit Pramantha. Nun ist, nach Kuhn, Promantheus die Verdeutlichung jenes Quirlgottes, Pramantha, Bohrer, τορευτήρ, welcher in die Oeffnung des unterliegenden Scheites, der ἐσχάρα, gesteckt wird. Bei der durchgehenden Identification des Actes der Feuerzündung mit jenem der Zeugung wurde jener Bohrer als mannhaftes virile dargestellt und heißt als solcher Matarisvan, der in der Mutter wachsende, schwellende, kräftig wirkende. — Und so wäre denn richtig der gewaltige Lichtbringer Prometheus zu einem „Bunterquirler, Bohrer", zum Phallus, zum Lingam geworden. Davon hat sich freilich der alte Aeschylos nichts träumen lassen. A.

Der Seeraub im indischen Archipelagus.

Von **Karl Andree.**

Die Holländer haben es dem Sultan von Atschin auf Nordsumatra zum Vorwurf gemacht, daß er nicht bloß den Seeraub begünstige, sondern sich auch, wenigstens indirect, an demselben betheilige, um seine Einkünfte zu vermehren. Wir unsererseits glauben, daß diese Beschwerde wohl begründet sei, weil wir wissen, daß Sung zum Seeraube allen malayischen Potentaten im Blute steckt. Während dem Piratenwesen sonst überall gesteuert worden ist, und nur dann und wann einzelne Fälle gemeldet werden, die doch immer nur als Ausnahmen betrachtet werden müssen, nimmt das Korsarenthum als Handwerk seinen Fortgang in den süd- und ostasiatischen Gewässern auf der ganzen Meeresstrecke von der Malakkastraße bis zur Mündung des Yang tse kiang in China.

Ueber den Seeraub in China und dessen kennzeichnende Eigenthümlichkeiten ist im „Globus" oftmals die Rede gewesen; heute wollen wir einige Mittheilungen über das Piratenwesen im Indischen Archipelagus geben. Dasselbe bietet viele interessante Seiten dar, die nicht allgemein bekannt sind; nicht Alle wissen, daß es dort eine geradezu großartige Ausdehnung auch heute behauptet, mit dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben vieler Stämme auf das Innigste verwachsen und in ein regelrechtes System gebracht worden ist.

Die Piraten des Archipelagus durchschwärmen, einzeln oder in ganzen Flotten, den Meeresraum von der Nordspitze Sumatras, also von Atschin, bis nach Often hin über Neuguinea hinaus, und von Timor, das unterm 10. Grad südl. Breite liegt, bis zu den Babuyanen und den Baschi-Inseln, also nach Norden hin bis über die Philippinen hinaus. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß dieser ausgedehnte Schauplatz ihrer Thätigkeit mehr als 60 Längengrade und 30 Breitengrade umfaßt. Derselbe ist gleichsam übersäet mit man kann sagen Tausenden von größeren und kleineren Inseln; er ist Heimath und Bezugsgegend für eine große Anzahl von Handelswaaren: Kaffee, Zucker, Reis, Tabak, Pfeffer und Sago; Wachs, eßbaren Vogelnestern, Tripang, Harzen, Gütta percha, Kampfer, Gold, Diamanten, Ebenholz, Schmuckfedern, Gewürzen ꝛc.

Diese Eilandfluren haben Regionen mit wunderbar lieblichen oder großartigen Landschaftsbildern, üppiger Fruchtbarkeit und zumeist gesunder Luft; sie sind von in ihrer Art rührigen, tapferen Menschen bewohnt, welche mit Ausläu-

Digitized by Google

dern und unter einander einen lebhaften Waarenaustausch unterhalten. Die Beilage dieser großen Haselung, welche sanft auf Erden ihres gleichen nicht hat, ist die vortheilhafteste, welche sich denken läßt, denn sie liegt mitten in der oceanischen Fahrbahn von und nach Australien, China, Japan und einem großen Theile des Stillen Weltmeeres. Diese Inselfluren werden alljährlich von Tausenden europäischer und amerikanischer Fahrzeuge durchkreuzt; sie sind nicht zu umgehen und auch darin liegt ein beträchtlicher Theil ihrer hervorragenden Bedeutung. Dazu kommen die chinesischen Dschunken und die unzähligen Prahus der Malayen und Bugis, der Javaner, Badschaus und Papuas.

Ich habe schon einmal (Geographie des Welthandels I, S. 331) auf einen eigenthümlichen Umstand aufmerksam gemacht, der früher, so viel ich weiß, nicht nach Gebühr beachtet worden ist, den man aber nicht übersehen darf, wenn man diesen Seeraub im Archipelagus richtig würdigen will. Er war bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von einer gegen heute gerechnet geringen Ausdehnung. Allerdings wurde er theils von einzelnen Korsaren betrieben, theils verbanden sich dieselben zu Genossenschaften, ähnlich wie im siebenzehnten Jahrhundert die Buttanierer und Flibustier in den westindischen Gewässern es gethan haben. Aber der Staat und die Gesellschaft blieben dem Raubgewerbe fern und hatten als solche mit demselben nichts zu schaffen. Dann aber kamen die Portugiesen und brachten alle die Infamien mit, durch welche die sagenannte christliche Civilisation sich bis auf den heutigen Tag so oft und so schmachvoll gebrandmarkt hat. Werden doch noch heute Räuber und Mörder der schlimmsten Art selbst in Jugendschriften als „Helden" dargestellt, z. B. Pizarro. Aber freilich, die Inkas sind ja nur „Heiden" gewesen und Pizarro war „Christ"!

Die Portugiesen drangen rasch bis zu den Malukken vor, wo sie neben den Handelsfactoreien Burgen erbauten. Sie trieben Land- und auch Seeraub gegen die „Heiden und Mohren" im Großen, verübten systematisch Grausamkeiten der schmachvollsten Art, ähnlich wie Basco da Gama und dessen Spießgesellen es an den westlichen Gestaden Ostindiens gethan, und machten weit und breit den christlichen und europäischen Namen verhaßt. Die Spanier setzten sich auf den Philippinen fest; 1596 wehete die Flagge der Holländer zum ersten Male im Archipelagus; die Portugiesen wurden vertrieben, die Niederländer gründeten ihr Colonialreich und waren dann im Besitze des Monopols für den Handel mit den kostbaren Gewürzen, welche Europa früher aus Lissabon hatte beziehen müssen. Amsterdam blühete empor.

Durch die Europäer, Leute mit fremden Sitten und Religionen, und abendrein rücksichtslose Eroberer, wurde die Macht vieler einheimischen Fürsten vermindert oder völlig gebrochen. Diese hatten bisher den Seeraub einigermaßen in Schranken gehalten; nun aber schlossen sie Bündnisse mit den Seeräubern, welche ja den verhaßten Fremdlingen so vielen Schaden als möglich zufügten, und manche wurden selbst Piraten, um Rache an ihren Drängern zu nehmen. So wurde der Seeraub gleichsam ein patriotisches Gewerbe. Das Volk billigte ihn, er galt für ehrenvoll, weil er die Eroberer benachtheiligte; man meinte sich vermittelst seiner Beihülfe derselben entledigen zu können.

In den Augen des Volkes war er kein Verbrechen mehr, sondern galt für ein löbliches Gewerbe; er hatte den Charakter eines Racenkampfes angenommen, und auch der religiöse Glaube spielte eine Rolle. So ist es ja auch bei den mahammedanischen Barbareskken Nordafrikas und so auch bei den christlichen Malteserrittern gewesen. Auch diese letzteren hielten es für Pflicht, die Andersgläubigen auszuplündern und alle, welche Gegenwehr leisteten, über den Haufen springen zu lassen. Das galt für „Gott wohlgefällig". In der zu Hongkong erscheinenden „Overland China Mail" las ich eine Notiz, welche zeigen kann, wie das Volk die Sache auffaßt: Das englische Gericht in Singapore verurtheilte mehrere auf frischer That ergriffene Seeräuber. Diese Malayen protestirten auf das Lebhafteste gegen das, was sie als eine schreiende Ungerechtigkeit bezeichneten; sie machten geltend, daß sie lediglich gethan hätten, was ihnen von ihren Landesfürsten befohlen worden und was in ihrem Lande herkömmlich und erlaubt sei. Ein Verbrechen hätten sie nicht begangen.

Ueber den Seeraub in der Straße von Malakka finde ich in „Ocean Highways", Januar 1873, S. 212 ff. einen Aufsatz Maxwell's. Derselbe wird dort allerdings nicht so systematisch betrieben wie im Archipelagus, ist aber keineswegs selten. Furcht vor den bei Malakka und Pulo Pinang liegenden Kreuzern verhindert allein die Ausdehnung des Raubgewerbes, für welches Lust und Neigung keineswegs fehlen. „Bei passender Gelegenheit würde jeder malayische Küstenbewohner und eben so durchgängig der dortige chinesische Kuli Raub am Lande und noch lieber auf See treiben. Allein Furcht vor Strafe hält sie im Zaume. Aber der Seeraub in der Straße von Malakka ist möglich, einmal weil unter der ansässigen Bevölkerung Leute genug sind, die vor keinem Verbrechen zurückscheuen, sodann weil Seeraub in den Augen ihrer Landsleute ihnen keinen Schaden thut und von Seiten ihrer Herrscher nicht bestraft wird. Malayische Radschas und die aus gemischten Bestandtheilen zusammengesetzte Bevölkerung finden an Menschen, die kleine Indiscretion, z. B. Ausplündern eines Schiffes und Halsabschneiden; nicht anstößig."

Wir wollen die einzelnen Fälle von Seeraub in der Malakkastraße, welche Maxwell aus den Jahren 1870 bis 1872 verzeichnet hat, nicht näher ausführen und nur bemerken, daß, amtlichen holländischen Berichten zufolge, 1840 mehr als 100,000 Männer im Archipelagus den Seeraub gewerbsmäßig betrieben.

In der That ist keine andere Gegend auf Erden so völlig man möchte sagen von der Natur selber so günstig zurecht gemacht für Korsaren, wie jene weite Region. Durch die Kreuzerfahrten kleiner Kriegsdampfer sind viele Piratennester zerstört worden, aber es sind auch manche neue entstanden, und man darf in der Wachsamkeit und Verfolgung nicht nachlassen. Völlig ausrotten wird man das Piratenwesen schwerlich, weil die Hydra mehr als hundert Köpfe hat.

Denn von Sumatra im Westen bis nach Menguinea im Osten, von Java, Bali, Lombok und Flores im Süden bis nach Magindanao und Palawan im Norden senden Hunderte von Inseln in jedem Jahre Schiffe auf den Seeraub aus. Der Pirat treibt dieses Gewerbe im Allgemeinen nur während gewisser Monate; in der übrigen Zeit ist er friedlicher Fischer, bestellt seinen Acker oder ist Handelsmann. Er bewohnt ein Dorf in angenehmer Lage, am liebsten an einem Bache, der weiter hin in die See mündet. Seine Häuser stehen auf Pfählen, die Bewohner sind friedlich und freundlich, der Hausvater empfängt den Fremden zuvorkommend und bietet täglich zu Allah. Aber dieser freundliche Landmann ist Seeräuber und in seinen Gemächern hängen als Siegeszeichen aufgereihete Schädel über einer Drehbasse, über Luntengewehren, Spießen, Pfeil und Bogen, und einer noch verderblichern Waffe, dem Sampitan, jenem langen Blasrohr, aus welchem er vergiftete Pfeile schießt.

Diese Seeräuber ziehen in kleinen Geschwadern und auch

Digitized by Google

in größeren Flotten aus. Jene der Seedyacks auf Borneo bestehen aus kunstlos gezimmerten kleinen Booten, die leicht sind und nur zur Küstenfahrt geeignet sind; das Schiffsvolk plündert nur kleine Fahrzeuge der Eingeborenen oder überfällt Dörfer, um Menschen zu rauben. Stattlich dagegen sind die Flotten der Illanos (Lanuns) auf Magindanao und der Balanini, welche weite Raubzüge unternehmen. Oft sind hundert der größten Prahus mit doppeltem Deck beisammen, jede mit mehr als funfzig Ruderern bemannt. Die Krieger kleiden sich in Scharlachtuch, die blanken Kanonen sind geladen, vom hohen Maste wehen bunte Wimpel, und das Schiff, dessen breite Segel den Wind auffangen, durchschneidet leicht und rasch die Wellen. Man hat diese Piratengeschwader mit jenen der nordeuropäischen Vikinger des Mittelalters verglichen, und die Malayenfürsten mit den normannischen Seekönigen. In dieser Beziehung trifft das zu, denn auch jene haben Städte und Länder erobert und ihre unverzagte Tapferkeit und ihr Todesmuth stehen hinter denen der nordischen Seerecken in keiner Weise zurück.

Auf weiten Räumen und an manchen Küsten herrscht im Archipelagus gar keine Sicherheit; Fahrzeuge und Menschen müssen stets eines Ueberfalles gewärtig sein. Manche Geschwader bleiben volle zwei Jahre lang unterwegs und durchschwärmen alle Gegenden der großen Eilandflur. Ein englischer Dampfer fand in einer Korsarenprahu, welche er an der Nordwestküste Borneos nahm, Sklaven aus Neuguinea und Waaren aus der Straße von Malakka. Der Pirat hatte also den ganzen Meeresraum von Neuguinea bis zum bengalischen Golfe durchmessen! Für die geraubten Waaren findet man Käufer genug, weil keine kleinere Stadt es wagen dürfte, den Verkäufern Trotz zu bieten.

Die Unterhanen des Sultans von Sulu, dessen Inseln zwischen Magindanao und Borneo liegen, trieben früher den Seeraub in großartigster Weise; seit etwa zwanzig Jahren und seitdem spanische Dampfer aufpassen, nur noch vereinzelt. Der Sultan ist ehemals nicht selten mit etwa dreihundert Schiffen in See gegangen, und diese Flotte trennte sich dann in zwei Abtheilungen, um ganz Borneo zu umsegeln und an der Sundostraße wieder zusammen zu stoßen. Von dort fuhren sie an der Südküste Javas hin, plünderten wo immer sie konnten und raubten gern holländische Frauen. Weiterhin steuerten sie gen Norden bis zu den Molukken, griffen auch europäische Fahrzeuge an und kehrten, reich beladen mit Zeug und Tuch, Juwelen, Sklaven und Gewürzen, nach ihren Inseln zurück, um dort bis zum nächsten Raubzuge als friedliche Leute zu arbeiten.

Auf den Sulu-Inseln werden die Sklaven auf offenem Markte feil geboten. Ein Seemann, welcher im Jahre 1860 Monate lang in der Residenzstadt des Sultans Gefangener war, sah, wie man ein spanisches Schiff in den Hafen brachte; wenige Tage nachher liefen die Piraten mit 21 erbeuteten Handelsprahus ein, und bald nachher wurde eine englische, dann auch eine holländische Brigg hereingeschleppt; die Bemannung der letztern war ermordet worden. Alle Piraten kaufen ihren Schießbedarf von Franzosen, Yankees und Chinesen; die holländische Colonialregierung hat einen solchen Handel streng verboten.

„Bisher sind alle Bemühungen der europäischen Mächte, die Seeräuberei im Archipelagus auszurotten, nur theilweise von Erfolg gewesen, und es wird auch kaum jemals möglich sein, ihn völlig lahm zu legen. Er ist durch die örtlichen geographischen Verhältnisse, die gesellschaftlichen Einrichtungen und den Geist der Malayen allzu sehr begünstigt. Der Seeräuber sucht das Frachtschiff auf und benutzt, gleich diesem, die Jahreswitterwinde; in den Monaten von October bis Januar kreuzt er in der Gegend der Malakkastraße; in den drei nächsten Monaten pflegt er in seiner Heimath der Ruhe; während der Sommerzeit schwärmt er bis in den Meerbusen von Siam und südlich bis Banka und Billiton. In anderen Meeresgegenden werden regelmäßige Zeiten nicht beachtet. Als Regel gilt, daß europäische Schiffe in voller Fahrt nicht angegriffen werden. Der Pirat erspäht und überfällt am liebsten solche, welche in der Nähe der Küste etwa bekalmt liegen. Schon oft sind auch englische Fahrzeuge und Frachtprahus sogar in der Nähe von Singapore genommen worden; die Seeräuber luden die erbeuteten Waaren in unverdächtige Fahrzeuge über, brachten sie, als Kaufleute, unter den Augen der britischen Behörden auf den Markt, handelten für den Erlös Pulver und Blei ein und kehrten dann unerkannt und unbelästigt heim."

Der sogenannte Tschuder Stamm.

Ein untergegangenes Volk in Asien.

Von **Albin Kohn.**

Vom Uralgebirge bis an die Lena, ja sogar bis tief in Daurien hinein, erschallt so häufig der Name „Tschud", daß es dem denkenden Reisenden unmöglich wird, den Namen je wieder zu vergessen. Im Ural, besonders in den Südabhängen desselben, sind es längst verlassene, aber noch lange nicht erschöpfte Silber- und Kupfergruben, welche der jetzige halbwilde Bewohner jener Gegenden, der Kirgise, „Tschuder Gruben" nennt, und in denen noch vor hundert Jahren (1771) ein Reisender, Dr. Lepechin, Leitern, Aexte und andere Gegenstände gefunden hat, deren Theile, so weit sie aus Holz waren, vollständig versteinert waren. Er selbst erzählt dieses in seinem „Dnjewnik putjeschestwija" (Reise-Tagebuche) mit dem Bemerken, dieser Umstand deute darauf hin, daß die Gruben schon seit lange, vielleicht seit zweihundert Jahren, verlassen sein müssen, daß sie aber nie von den Kirgisen bebaut waren, da diese vom Bergbau keinen Begriff haben, auch ihren Vorfahren ein Verständniß desselben nicht zuschreiben. Dr. Lepechin scheint der irrigen Ansicht zu sein, daß der Tschuder Volksstamm in jener Gegend noch gehaust habe, als Jermak Sibirien für den Zaren eroberte und erst später auf eine unbekannte Weise und aus unbekannten Ursachen verschwunden sei. Da jedoch Müller, der Chronist Sibiriens, der alle Volksstämmchen, welche sich den russischen Eindringlingen entgegen geworfen haben, um sie über den Ural zurückzudrängen, mit ängstlicher Genauigkeit aufzählt, des Tschuder Stammes gar

Digitized by Google

nicht erwähnt; da übrigens, was Dr. Lepechin nicht wußte, dieser Volksstamm auf einer ungeheuer langen Linie verbreitet war und gewiß nicht von einer Hand voll Räuber hätte ausgerottet, vernichtet und bis auf den Namen ausgerottet werden können, so müssen wir uns wohl nach einem andern Grunde umsehen, der die völlige Vernichtung eines weit verbreiteten Volkes herbeiführen konnte. Ich glaube nicht zu weit zu greifen, wenn ich den Untergang des Tschuder Volkes bis um die Zeit der Völkerwanderung zurück verlege, und werde dieses weiter unten zu begründen suchen, um vorerst zu zeigen, daß der Tschuder Volksstamm, oder, wie ihn die jetzt in Sibirien lebenden Russen nennen, „die Tschudi", ein asiatisches Kulturvolk gewesen ist.

Wenn man aus den östlichen Abhängen des Urals heraus in die weite, unermeßliche kirgisische Steppe gekommen, und endlich in der Nähe von Abatzk, Kreis Ischim (Gouvernement Tobolsk), angelangt ist, so erblickt man in der ungeheuern Ebene, ganz nahe an der Straße, eine große Anzahl regelmäßiger, viereckiger Erhöhungen, welche zu auffallend die Spur der Menschenhand an sich tragen, als daß dieses auch ein wenig geübtes Auge mißkennen könnte. Diese Hügel sind keine natürliche Schöpfung und die Bewohner der Umgegend nennen sie „Tschudskije Bugry" (Tschuder Hügel).

Es war mir leider nicht vergönnt, diese Grabhügel eines untergegangenen Volkes näher zu besichtigen. So viel ich jedoch vom Wagen aus bemerken konnte, waren einige schon stark von den jetzigen Bewohnern angegriffen und die Erde von ihnen zur Reparatur des Weges verwendet worden. Andere dagegen erschienen vom Wege aus vollkommen unberührt und wohl erhalten.

Solcher Hügel trifft man von Abatzk aus sehr viele; häufig jedoch liegen sie auch in bedeutender Entfernung von der Straße, und der wißbegierige Reisende erfährt nur von ihrem Dasein, wenn er sich mit dem Fuhrmann ins Gespräch einläßt. Er muß dann freilich vom redseligen sibirischen Bauer vielen Ballast mit in den Kauf nehmen; immerhin lohnt es sich doch der Mühe, den gesuchten Kern von der unangenehmen Schale zu befreien.

Vorzüglich zahlreich sind nun die Tschuder Hügel im Kreise Minusinsk, dem „sibirischen Italien", wo sie sowohl die russische als auch die tatarische Bevölkerung „Tschudskije Kurgany", also schon deutlich „Tschuder Grabhügel" nennt.

Der Fluß Jenisei durchschneidet den Minusinsker Kreis in der Richtung von Süd nach Nord und theilt ihn fast in zwei gleiche Theile. Die Westhälfte bewohnen die jugurischen Tataren, während die Osthälfte von Kolonen russischer und ostischer Abkunft bevölkert ist. Dieser Fluß trennt auch die Ruhestätten zweier einst gewiß feindlicher Nationen, der Tschud und der genannten Tataren. An seinem linken wie an seinem rechten Ufer erheben sich Grabhügel vergangener Geschlechter, und wie sie sich lebend von einander unterschieden haben, so unterscheiden sich auch ihre Ruhestätten. Während nämlich die Kurgane am rechten Jeniseyufer regelmäßig angelegt sind und häufig mit, wenn auch primitiv, bearbeiteten Gebilden aus Stein, welche Vögel, Thiere, ja selbst Menschen darstellen, geziert sind, und ferner sehr häufig auf diesen Monumenten Inschriften sich befinden, welche der größte Scharfsinn bis jetzt vergebens zu entziffern versucht hat, sind die Kurgane des linken Jeniseyufers unregelmäßig angelegt, häufig nur mit rohen, unbearbeiteten Steinen bedeckt, und nur selten findet sich auf einem rohen Steine eine Inschrift. Eine derselben, von denen es gelungen ist, einen guten Wachsabdruck zu erhalten und an den Orientalisten Berezin in Petersburg zu senden, lautet: „Beschfuß", was im ugurо-tatarischen Dialekte „fünfhundert" bedeutet*).

Sind dieses nicht zwei Civilisationsstufen, welche wir hier vor uns haben, von denen die höher stehende von der niedrigern verdrängt worden ist? Doch wir haben noch nicht alle Anzeichen einer höhern Cultur kennen gelernt; ich werde derselben noch mehr bringen, will aber erst noch den Kurganen im Minusinsker Kreise einige Aufmerksamkeit widmen.

Ich gehöre zu den im Jahre 1863 wegen Betheiligung am Aufstande in Polen Deportirten, wurde als Ausländer im Jahre 1868 begnadigt und erst fast ein ganzes Jahr nachher in meine Heimath zurückgesendet. Im Folge eines in Krasnojarsk seitens der Behörde begangenen Versehens langte ich in Tomsk an, ohne daß meine Legitimationspapiere mitgesendet wurden, und ich mußte für das Versehen des russischen Beamten büßen. Ich wurde in Tomsk angehalten und einstweilen ins Gefängniß gesperrt, und zwar mit ganz gewöhnlichen Verbrechern. Unter diesen befand sich auch ein jugurischer Tatar, welcher so viel Russisch verstand, daß ich mich mit ihm unterhalten konnte. Er erzählte mir über die Kurgane seiner Gegend, der Kolyskser Steppengemeinde (Kreis Minusinsk), Folgendes.

„Nicht bloß am rechten Ufer des Jenisey sind Tschuder Kurgane, sondern auch in der Kolyskser Steppe, und unsere ältesten Menschen wissen sich nicht der Zeit zu erinnern, wann sie aufgeführt wurden. Im Jahre 1865 kam der Isprawnik von Minusinsk (wahrscheinlich Fürst Kostrow, ein sehr eifriger Forscher der Tschuder Alterthümer) nach Kosylsk, nahm eine große Anzahl Arbeiter mit sich in die Steppe und ließ einen der Hügel mit großer Vorsicht ausgraben. Es stellte sich dabei heraus, daß die Hügel einst gewölbt gewesen sein müssen, da gegen Osten eine steinerne Thür angebracht war. In dem geöffneten Hügel fanden sich gegen hundert Skelette vor, alle mit den Füßen der Thür zugekehrt, und neben ihnen lagen Messer, Schusterahle und andere Sachen aus Kupfer. Der Isprawnik nahm einige Schädel und verschiedene ausgegrabene Gegenstände mit sich."

Außer diesem erfuhr ich noch von meinem tatarischen Cicerone, daß auf dem Tschyester Gebirgsrücken, welcher die westliche Verlängerung des kleinen Altays ist, in bestimmten Entfernungen von einander steinerne, mehr als mannshohe Pfeiler aufgestellt sind, welche unentzifferbare Inschriften tragen und welche von den Bewohnern ebenfalls als „Tschudskije stoldy" (Tschuder Grenzpfeiler) bezeichnet werden.

Ich hätte dieser letztern Angabe kaum Glauben geschenkt, wenn sie nicht vom Telegrapheningenieur Hartung aus

*) Um dem Leser Gelegenheit zu geben, die tatarische Sprache einigermaßen mit den indo-europäischen zu vergleichen, gebe ich die Zahlen der jugurischen Tataren. Sie lauten:

1 = byrt.		20 = sbrgyo.	
2 = ekv.		30 = otuz.	
3 = jutsch.		40 = kurk.	
4 = tvrt.		50 = ülich.	
5 = besch.		60 = alltou.	
6 = alltu.		70 = ssitou.	
7 = ssitu.		80 = togsou.	
8 = togis.		90 = togsou.	
9 = togez.		100 = jus.	
10 = on.		1000 = jouschus.	
		jbormum.	

Die Zusammensetzung ist einfach; onbir = 11, onekv = 12, sbrgyotvrt = 24 u. s. w. Die Sprache dieses tatarischen Stammes ist übrigens dem Jrtysche der kasanschen und krimmischen Tataren nahe verwandt, während die jugurischen Tataren doch der Physiognomie nach den Mongolen weit näher stehen als den westlichen Tataren.

Digitized by Google

Krasnojarsk bestätigt, ja sogar vervollständigt worden wäre. Derselbe erzählte mir, daß derartige obeliskenmäßig bearbeitete Pfeiler selbst auf dem Rücken des kleinen Altaigebirges stehen, ja daß dort ein See sei, dessen Wasser stets warm ist, nie zufriert und an dessen Nordende zwei aus Granit gehauene Ritter stehen, welche den See bewachen, der auch jetzt noch von den halbwilden Bewohnern der Gegend, den Karagasen, der „heilige See“ genannt wird.

Ob die Tschudj, welchen die erwähnten steinernen Ritter unstreitig angehören, auch an die Heiligkeit des Sees, dessen Gewässer übrigens einen erloschenen Krater anfüllen, deren sehr viele auf dem ganzen, Nordasien von Mittelasien trennenden Gebirgsrücken existiren, geglaubt haben, muß ich dahingestellt sein lassen, da bis jetzt keine Spuren ihrer religiösen Meinungen entdeckt worden sind. Möglich jedoch, daß auch in diesem Volke eine Priesterkaste im eigenen Interesse einen Gott erfunden hat, welcher sich ihrer als der Bewahrerin übersinnlicher Geheimnisse bediente. Hier nur noch die Bemerkung über die Tschudzer Kurgane im Minussinskor Kreise, daß ihrer sehr wenige unberührt geblieben sind, um künftigen Forschern dienen zu können. Habsucht und Unwissenheit haben vereint im Innern der Hügel gewühlt, um Schätze herauszuschaffen, oder sonst ein untergeordnetes Ziel zu erreichen. Findet man doch sehr häufig vor den Bauerwohnungen in den verschiedenen Dörfern des Kreises große, bearbeitete Steinplatten, welche noch jetzt, nachdem sie vielleicht seit zweihundert Jahren als Treppenstufen gedient haben, Spuren ehemaliger Inschriften an sich tragen. Leider hat die russische Regierung, welche sich doch sonst gern mit chinesischer Kleinlichkeit und Förmlichkeit in ganz unbedeutende Sachen mischt, nicht durch eine einzige Verordnung für die Erhaltung jener stummen Zeugen vergangener Tage, jener Lapidarschrift einer unbekannten Seite der Weltgeschichte, gesorgt.

Verlassen wir Minussinsk, um uns hinter den Baikalsee in das Nertschynsker Land zu versetzen, wo Herr Kehlberg, ein Deutscher in russischen Diensten und in Selenginsk lebend, sich ernsthaft mit dem Studium der Tschuder Vorzeit befaßt, und Zeichnungen von Statuen gefertigt hat, welche stark an die Statuen der Azteken erinnern.

Auch jenseits des Baikals finden sich zwei verschiedenen Civilisationen angehörende Arten Grabhügel neben einander, deren eine, die jüngere, den rohen, noch jetzt in jener Gegend haufenden Burjäten, mongolischen Ursprungs, angehören, während die ältern, nach gewissen Regeln angelegten, Tschuder genannt werden. Diese Tschuder Grabhügel zeichnen sich ebenso, wie die schon beschriebenen, durch Werke von Menschenhand aus, welche eine höhere Civilisation verrathen. Trotzdem auch im Nertschynsker Lande fast alle Kurgane durchwühlt sind, hat Herr Kehlberg, wie er der Petersburger geographischen Gesellschaft berichtet, doch noch stumme aber gewichtige Zeugen der civilisatorischen Thätigkeit der Tschudj entdeckt; es sind dieses bearbeitete Steine, Ziegel, Scherben von zerbrochenem Geschirre und verschiedene Handwerkzeuge, lauter Sachen, welche man in und auf mongolischen Grabhügeln vergebens suchen würde.

In den Goldwäschereien Sibiriens, welche, wie bekannt, überall in diesem Lande in den Betten versiegter Flüsse angelegt sind, findet man häufig unter der Torfschicht Brecheisen, Aexte, Meißel und dergleichen Werkzeuge, und neben ihnen Rüstungsstücke, Schilder und Waffen, wie sie kein historisch bekanntes Volk getragen hat. Diese Gegenstände sind aus Kupfer, sollen aber einen ästhetisch gebildeten Geschmack verrathen; die Spirale herrscht, wie man sagt, in den Zeichnungen vor.

Leider fallen alle diese Gegenstände den rohen russischen Arbeitern und den wenig höherstehenden Aufsichtsbeamten und Principalen in die Hände, welche letztere selten Geschmack an archäologischen Studien haben. Da die Rüstungsstücke und Waffen häufig mit Silber und Gold ausgelegt sein sollen, so reizen sie nur noch mehr die Habsucht, und deshalb kommt selten ein Stück ins archäologische Museum nach Petersburg. In Irkutsk, der Hauptstadt Ostsibiriens, hat man bis heute nicht einmal an die Einrichtung eines solchen Museums gedacht.

Ich habe bis jetzt absichtlich ausschließlich nur von Tschuder Grabhügeln und denjenigen Gegenständen gesprochen, welche einen hohen Grad von Kunstfinn dieses untergegangenen, vorhistorischen Volkes verrathen, um schließlich erst zu zeigen, daß es auch ein ackerbauendes und seßhaftes Ackerbau treibendes Volk gewesen ist. Schon die Anwesenheit von Ziegeln in den Gräbern deutet darauf hin, daß die Tschudj es verstanden, sich Materialien zu festen Wohnsitzen zu bereiten, zu welcher Höhe die Burjäten Sibiriens sich bis jetzt noch nicht hinaufgeschwungen haben. In den Jurten dieser Mongolen findet man nie einen Schornstein, einen Ofen, ein Kamin; das Feuer wird in der Mitte der Jurte angelegt, und der Rauch entweicht durch eine Oeffnung im Dache. Die Oefen in den Winterwohnungen, auf deren Erbauung man sich seit nicht langer Zeit gemacht hat, sind zwar, wie auch die Fundamente dieser Gebäude, aus Ziegelsteinen, aber diese werden vom russischen Kolonen geformt, gebrannt und für theures Geld an die Burjäten verkauft.

Jetzt wollen wir zu anderen Spuren höherer Cultur der Tschudj übergehen.

Jedermann, auch der Laie im landwirthschaftlichen Gewerbe, weiß heutzutage bei uns, daß die Benutzung des Wassers zum Zwecke der landwirthschaftlichen Production einen sehr hohen Grad von Civilisation voraussetzt. Ich möchte sogar behaupten, daß sie von einem gewissen Maße physikalischer Kenntnisse bedingt ist, von Beobachtungen der Natur abhängt, da sonst die Resultate, welche das Wasser hervorruft, vom rohen Volke und pfiffigen, habsüchtigen Priestern als ein directes Geschenk von oben betrachtet, und für ein solches angegeben werden würde.

Nun finden wir aber jenseits des Baikalsees außer den Tschuder Kurganen auch noch Canäle von einer Meile Länge, und an ihren Ufern, so wie auch an den Ufern der Flüsse, Spuren von Schleusen und ehemaligen Gebäuden, welche Herr Kehlberg für Ruinen ehemaliger Mühlen hält, worauf außer den angegebenen Spuren auch Mühlensteinrudimente schließen lassen. Aus den größeren Canälen führen viele kleine in das Innere des Landes, und diese haben gewiß zur Bewässerung der Wiesen, vielleicht auch der Aecker, gedient. Ihre Richtung, ihre Verzweigung weisen einzig darauf hin.

Besonders reich an derartigen Ueberresten einer höhern Cultur ist der Kreis Barguzin, im Nertschynsker Verwaltungsbezirke, und man schreibt sie dem „Barguter Stamme“ zu. Gewiß gehörte dieser Barguter Stamm eben so dem Tschuder Volke an, wie etwa heute der „Sachse“ dem deutschen Volke angehört. Der verhältnißmäßig geringe Raum, welcher dem ehemaligen Barguter Stamme angewiesen ist; die Bezeichnung „Tschuder Kurgane“ im Barguter Kreise selbst; die Gleichheit der sonst noch aufgefundenen Ueberreste von Werken, welche sowohl den Barguten, wie auch den Tschudj zugeschrieben werden, lassen nur obigen Schluß zu.

So findet man also in Sibirien auf jedem Schritte Spuren einer alten, längst verschwundenen Civilisation, welche immer einem und demselben längst verschwundenen Volke zugeschrieben werden; einem Volke, das sogar in der Landwirthschaft, Viehzucht und im Gartenbau höher gestanden

Digitized by Google

hat, als der Russe, der jetzt auf seinen und seiner Vettiger Gräbern haust. Daß dem so ist, beweisen obige Spuren hoher Landescultur und folgende zwei Facta.

In ganz Sibirien findet man zwei Schweineracen, von denen die eine, kleine, hochbeinige, ziemlich wilde und wenig fruchtbare aus Rußland eingeführt ist, während die zweite, langgestreckte, fruchtbare und leicht zu mästende Race noch jetzt als das „Tschuder Schwein“ gesucht ist. Daß aber die Tschudj Obstbau getrieben haben, dafür spricht der Umstand, daß „der letzte Kirschenbaum“ erst vor ungefähr funfzig Jahren zwischen den Tschuder Gräbern bei Abakf eingegangen ist, wie mir mein etwa 70 Jahre alter Fuhrmann, ein redseliger Bauer aus Abakf, erzählt hat.

Ich werde vielleicht ein anderes Mal, wenn die geehrte Redaction mir Raum hierzu gönnen wird, nachweisen, daß die russische Wirthschaft allein daran Schuld ist, daß der Obstbau aus Sibirien verschwunden, und daß es einzig der geistigen Trägheit zuzuschreiben ist, wenn bis heute noch Niemand die Probe gemacht hat, Obstbau*) zu treiben; hier wollte ich nur zeigen, daß die untergegangenen Tschudj in vieler Beziehung absolut höher standen als der jetzige, aus Europa stammende Bewohner, den sie aber relativ gewiß in jeder Beziehung bei Weitem übertragt haben.

Ein Volk, das Bergbau betrieben, muß feste Wohnsitze und einige Begriffe von der Technik gehabt haben, und die aufgefundenen Ziegel weisen darauf hin, daß man solche Wohnsitze zu bauen verstand. Bildhauerarbeiten, so wenig ausgebildet und unseren Begriffen von Schönheit und Vollendung entsprechend sie auch sein mögen, beweisen schon Geschmack und Kunstsinn; Phidias und Thorwaldsen waren doch wohl nicht die Väter der Bildhauerkunst. Am meisten mag aber für die relativ hohe Civilisation die Kenntniß und Anwendung der Schrift sprechen, und es ist gewiß zu bedauern, daß der Schlüssel zu ihrem Verständniß verloren gegangen ist — unter den Pferdehufen der wilden Mongolen.

Ich habe gleich am Anfange meines Aufsatzes gesagt, daß ich den Untergang der Tschudj bis um die Zeit der Völkerwanderung zurückverlege, und will nun die Gründe, welche mich hierzu bestimmen, erörtern.

Vor allen Dingen denke ich hier nicht im entferntesten daran, das fünfte Jahrhundert als das Datum der Völkerwanderung anzunehmen. Wie dem Gewitterturme viele schwüle Tage vorangehen, während welcher sich die Elektricität ansammelt, um später unter der Form von Blitz und Hagel Schrecken und Verwüstung anzurichten, so auch haben sich, vielleicht Jahrhunderte hindurch, kleine Mongolenhorden zu einer unzählbaren Masse, zu einer Lawine angesammelt, welche später der „Dnn“ (mongolisch: Mensch) „Attila“ (mongolisch: die Gewitterwolke) auf Europa stürzte. Während dieses Ansammelns der verschiedenen Mongolenhorden, von denen ja noch bis heute Spuren in Asien und Europa vorhanden sind, als welche die verschiedenennamigen Volksstämmchen Sibiriens und Rußlands gelten müssen, fanden gewiß zwischen ihnen und dem Tschuder Volke viele, blutige Kämpfe statt, und der wilde Sieger schonte sicher weder Alter noch Geschlecht. Er brauchte weite, endlose Steppen für seine Herden und vernichtete Alles, was die Cultur der Tschudj geschaffen, um diesem wilden Bedürfnisse Genüge zu leisten. Der Angriff war leicht; er konnte ja durch den südlichen Theil von Nertschynsk sogar mit verhältnißmäßig geringen Kräften begonnen werden, während die Vertheidigung eine sehr schwierige gewesen, da die zu vertheidigende Linie von Kiachta bis tief in den Ural hinein, etwa bis Katharinenburg, sehr lang und verhältnißmäßig schmal war.

Eine einigermaßen rege Phantasie könnte die gewiß Jahrhunderte dauernden Kämpfe zwischen den andringenden und siegreichen Mongolen und den zurückweichenden, besiegten Tschudj ausmalen; ich wollte, gestützt auf Thatsachen, nur andeuten, daß die Tschudj von den Mongolen vor Beginn der Völkerwanderung, wie sie die Annalen Europas verzeichnet haben, vertilgt worden sind. Daß die Mongolen, welche heute unter den Namen der Ochotskianer, Jakuten, Tungusen, Burjäten, jigurischen Tataren, Karagasen, Ostjaken und Kirgisen in Sibirien hausen, nicht Urbewohner des Landes sind, darauf deutet nicht allein ihre physische Gestalt, theilweise auch ihre religiösen Gebräuche hin, sondern auch der Umstand, daß sie sich selbst nicht als Autochthonen betrachten. Wenigstens haben alle Burjäten, mit denen ich über ihren Ursprung gesprochen, auf die mongolische Wüste, als auf die Wiege ihrer Vorellern, ihred Volkes, hingewiesen. Wann und mit wem, ob mit Attila oder Dschengis-Chan, sie nach Sibirien gekommen sind, das wissen sie selbst nicht. Sie haben keine Geschichte, ja nicht einmal eine Tradition.

*) Es ist mir sehr wohl bekannt, daß der Kaufmann Trapeznikow in Irkutsk die edelsten Obstbaumstämmchen aus den bestrenommirten Baumschulen Deutschlands, z. B. aus Alsbaitenbüchen, nach Sibirien kommen ließ und daß — sein einziges Stämmchen sich erhielt. Der einfache Grund hierfür ist aber, daß ein sibirischer Bauer mit dem Pflanzen der Bäume beauftragt wurde und daß man überdaupt die Probe mit fertigen Bäumen und nicht mit Samen begonnen hat. Diesen Versuch Trapeznikow's, so kostspielig er auch gewesen, kann ich nicht als Probe gelten lassen, ebenso wenig wie ich das Werfen von einigen Tausend Blutigeln in den reißenden, von wilden Enten bewohnten Irtisch, dessen Ufer überdies steinig und sandig sind, für eine von Dr. Bjelogolow unternommene, aber mißlungene Probe der Acclimatisirung der Blutigel in Sibirien gelten lassen kann. Doch hierüber ein anderes Mal.

Zusammentreffen mit Papuas auf Neu-Guinea.

r. k. Herr Nasimoff, Commandant der russischen Corvette „Witjäs“, war beauftragt, den russischen Naturforscher Miklucho-Maklay an der Küste von Neu-Guinea auszusetzen. Sein erstes Zusammentreffen mit den Eingeborenen schildert er im „Bulletin“ der Pariser geographischen Gesellschaft, dem wir Folgendes entnehmen.

Bald bemerkten wir, erzählt er, daß eine Gruppe von Wilden, den Häuptling voran, sich heranwagte; weitere folgten zu zwei und zwei. Sie kamen bis ans Ufer und legten einen Haufen Geschenke nieder, schrien etwas, zeigten mit dem Finger auf die Geschenke und entfernten sich. Dieselben bestanden aus einigen Kokosnüssen, Taro, einem wilden Schweine, das mit Schnauze und Hinterbeinen an einen Bambusknüppel gebunden war, und zwei kleinen gelben Hunden, welche sie vor unseren Augen gegen einen am Ufer liegenden Balken schlugen und so tödteten. Wir nahmen Alles sort und ließen dafür einen Korb mit Nägeln, Stricken, Flaschen und sonstigen Kleinigkeiten stehen.

Digitized by Google

Wir sahen an vielen Stellen Rauch sich erheben; aber kein menschliches Wesen näherte sich uns. So begab sich denn Herr Miklucho-Maklay mit seinen beiden Dienern, einem Schweden, Namens Wilson, und einem Eingeborenen von der Insel Niu allein ans Ufer, kehrte aber bald zurück, ohne es betreten zu haben, da ihm die Wilden bedroht und am Landen gehindert hatten. Besser glückte es ihm bei einem zweiten Versuche und er kehrte mit vier Eingeborenen zurück, die am ganzen Leibe zu zittern anfingen, sobald sie das Schiff betraten.

Ihr Aeußeres ist angenehmer, als bei den Einwohnern von Neu-Irland; ihre Hautfarbe fast dieselbe, vielleicht ein wenig heller. Von Statur sind sie klein, die Haare kurz und wollig; nur wenige bemalen sich mit Kalk; sonst tragen sie nur einen aus Kokosfasern geflochtenen Gürtel. Nur die Häuptlinge durchbohren sich die Nase und tragen ein Stück Knochen oder Schildpatt darin, sowie einen mit bunten Papageienfedern verzierten Bambusstamm im Haar. Einige haben über dem Ellbogen Armspangen von Knochen oder von Kokosfasergeflecht. Jeder führt zwei künstlich gewebte Säcke bei sich, den einen am Halse, den andern um die Schulter, worin sie außer anderen Kleinigkeiten vornehmlich alle Apparate und Ingredienzien zum Betelkauen tragen, aber auch Knochen, Zähne, ja selbst ein kleines Götzenbild.

Wir nahmen sie gut auf, schenkten ihnen allerlei, führten sie in die Cajüte und gaben ihnen Thee zu trinken, der ihnen sehr zu schmecken schien. Sie konnten sich nicht auf europäische Weise hinsetzen, sondern sprangen auf die Bank und hockten sich nach ihrer Art nieder. Gewaltig erschraken sie, wenn man ihnen einen Spiegel vorhielt; überhaupt fühlten sie sich nicht wohl auf der Corvette, sondern machten, daß sie fortkamen. Doch kehrten sie am nächsten Tage in größerer Anzahl wieder. Da auf jenen Tag das Geburtsfest des Großfürsten Konstantin fiel, wurden die Flaggen gehißt, Kanonenschüsse abgefeuert und das Schiff erleuchtet. Dies Alles erschreckte sie dermaßen, daß sich seitdem kein einziges Canoe mehr zeigte, was uns aber nicht abhielt, ans Land zu gehen und einige ihrer Dörfer zu besuchen. In der Mitte derselben befindet sich ein kleiner Platz aus festgestampfter Erde, um den sich mehr oder minder regelmäßig die mit Kokos- oder Bandanublättern bedeckten Bambushütten erheben. Das Innere wird durch Wände aus Bambus in Nischen oder Zellen getheilt. Viele Hütten haben zwei Stockwerke, deren oberes nur zum Aufbewahren der süßen Kartoffeln, des Taro, der Kokosnüsse, der Waffen ꝛc. zu dienen scheint. Fenster giebt es nicht. Licht kommt zur Thür hinein, welche aus Matten oder einem mit Kokoszweigen durchflochtenen Bambusrahmen besteht, und entweder mit Bambusringen an die Pfosten befestigt ist oder ganz für sich besteht und nur vorgestellt zu werden braucht.

Ihre Waffen sind Bogen aus Eisenholz, Lanze und Schilfpfeile mit oft vergifteten Bambus- oder Eisenspitzen. Ihre Hämmer haben die Form der Ziffer 7 und bestehen in einem Steine, der in einem hölzernen Griffe befestigt ist. Ihr Geschirr bilden eine Anzahl ovaler und runder Holzgefäße mit und ohne Henkel und irdene Töpfe. Die Leinen zum Fischfang sind ganz vortrefflich aus Fäden von gedrehtem Holze, die sich schwer von leinenen unterscheiden lassen, geflochten.

In manchen der meist sehr unreinlichen Hütten waren Menschenschädel in einer Ecke aufgehängt. Einige Häuser waren wie große Schuppen gestaltet und dienten wahrscheinlich zu Versammlungen, vielleicht auch als Tempel, da sie Götzenbilder enthielten. Ihre Canoes sind von verschiedener Größe, insgesammt ausgehöhlt und mit Auslegern versehen; auch besitzen sie große Piroguen mit Mattensegeln.

Selten trafen wir mehr als eine Person in den Dörfern; die übrigen verbargen sich hinter den Hütten oder im Walde. Aber als sie sahen, daß wir alle uns Begegnenden freundlich behandelten, zeigten sich mehrere, und in einem Augenblicke waren wir von einer ganzen Menge umgeben, welche wie aus der Erde zu wachsen schien. Sie fingen alsbald nach einer Begrüßung an, Waffen, Geräthe und Menschenschädel gegen leere Flaschen mit bunten Etiquetten, kleine Büchsen, Stahlfedern, Messer ꝛc. zu vertauschen. Namentlich die Flaschen erregten ihr Gefallen, während sie Tabak verschmähten. Sie besitzen selbst dergleichen, den sie in ein Bananenblatt wickeln und so als Cigarre rauchen. Als das Tauschgeschäft beendet war, und wir das Dorf besehen wollten, schrien sie „Aria“ (d. i. Geh' weg) und zeigten auf unsere Boote.

Frauen und Kinder sahen wir nicht: sie waren wohl aus Furcht in die landeinwärts gelegenen Dörfer geflüchtet worden. Wir wollten eines derselben besuchen und folgten einem Fußwege, der ein Gehölz durchschnitt; durchwateten einige kleine Bäche und gelangten schließlich an ein großes und dichtes Binsenfeld, wenige Schritte vor einem Dorfe. Plötzlich erschienen fünf Wilde, warfen sich uns in den Weg und suchten uns abzuschrecken, indem sie uns durch Geberden zu verstehen gaben, daß man uns im Dorfe auffressen würde. Als sie sahen, daß wir ihre Warnung nicht beachteten, riefen sie einige Worte ins Dorf hinein und baten uns, nicht weiter vorzudringen. Darauf hin kehrten wir um, lange Zeit von den Wilden gefolgt, die aufs Freundschaftlichste von uns Abschied nahmen.

Herr Miklucho-Maklay wählte sich einen Platz auf einer kleinen Landzunge neben einem Bache aus, wo ihm unsere Zimmerleute ein kleines Haus auf Pfählen errichteten, während die Matrosen das Land ringsherum von Gestrüpp reinigten. Auch wurde ihm eine vollständig ausgetakelte Schaluppe zurückgelassen, um seinen Standort wechseln zu können, sodann Lebensmittel aller Art und Brennholz in Menge. Dann nahmen wir Abschied von ihm, und er hißte zum Lebewohl auf einem allein stehenden hohen Baume die russische Kauffahrteiflagge.

Ein Jahr später, im Sommer 1872, verbreitete sich das Gerücht von Miklucho's Tode, hat aber zum Glücke keine Bestätigung gefunden. Von Hongkong aus wurde das Klipperschiff „Izumrud“ zu seiner Aufsuchung nach der Astrolabebai abgeschickt, und dieses traf ihn wohlbehalten und mit eifrigen Forschungen beschäftigt an. Am 23. Februar dieses Jahres brachte dasselbe Schiff den kühnen Reisenden nebst seinem europäischen Diener nach Surabaya auf Java*).

*) Ich finde in der zu Hongkong erscheinenden „Overland China Mail“ vom 17. April, ganz am Ende der Nummer, daß M. Maklay sich in Canton befand; er war dort Gast bei den Herren Puskan und Compagnie, einer der größten deutschen Firmen in Ostasien. Es war seine Absicht, in der nächsten Zeit wieder nach Batavia zu gehen und gegen Ende des laufenden Jahres abermals eine Expedition nach Neu-Guinea zu unternehmen. A.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die Bahn von Poti am Schwarzen Meere nach Tiflis als Handelsstraße nach Persien.

a. Wir finden in einem Londoner Blatte die Angabe, daß „die in Trapezunt ansässigen persischen Kaufleute diesen Hafenplatz verlassen, um nach Poti überzusiedeln“.

Diese Thatsache ist von Belang. Bisher war der Karawanenweg von Trapezunt nach Täbris in Aserbeidschan die einzige Handelsstraße nach dem Innern Asiens, welche nicht unter der Contrale Rußlands stand. Ein Blick auf die Karte kann zeigen, daß alle anderen Wege aus und nach Innerasien, vom Chinesischen bis zum Schwarzen Meere, derselben unterworfen waren; nun ist, in Folge des sprüchwörtlichen türkischen Wirthschaft und der Mißregel Rußlands, dieser letzte nicht russische Verkehrsweg thatsächlich lahm gelegt worden.

Es ist von Interesse zu verfolgen, wie der Handel von und nach dem innern Vorderasien dem Wechsel unterworfen war. In früheren Tagen bezogen die Südprovinzen Persiens, welche jetzt vorzugsweise von Indien aus durch den englischen Handel versorgt werden, ihren Waarenbedarf aus den Häfen und Binnenplätzen Syriens vermittelst der nach Bagdad gehenden Karawanen, die nördlichen erhielten ihren Bedarf über Tiflis, von wo die Großhändler auf die Messen von Nischni Nowgorod und Leipzig kamen, um sehr beträchtliche Einkäufe von deutschen und schweizerischen Fabrikanten zu machen, die in Transit über Täbris gingen; von hier aus wurden sie dann weiter über das mittlere und nördliche Persien vertheilt. Gleichzeitig führten die Engländer, wie eben bemerkt, britische und indische Fabrikate in Abuschahr (Bendee Abuschir) ein, und lieferten dieselben wahrscheinlich als die, welche von Smyrna, Syrien oder Nischni Nowgorod angebracht wurden. Rußlands Rivalität gegen England auf asiatischem Boden trat schon vor nun einem halben Jahrhundert klar zu Tage, und bekanntlich liegt der Schwerpunkt derselben in Handelsinteressen; einer möchte den andern auf den asiatischen Märkten überflügeln. Deshalb eröffnete Rußland schon 1821 seine mingrelischen Häfen in der Südostecke des Schwarzen Meeres für die Einfuhr fremder Waaren, und dadurch kam der Karawanenweg von Redut kaleh über Tiflis in Georgien nach Täbris in Aufnahme. Dieser Verkehr war schwunghaft, bis Rußland eine unpraktische Maßregel beliebte, welche ihm seinen Antheil gebracht hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es diesen Transitweg verdat, um den Handel von der Leipziger Messe nach Persien lahm zu legen und denselben für Nischni Nowgorod zu monopolisiren. Aber Westeuropa umging Rußland und der Handel zog sich nach der türkischen Hafenstadt Trapezunt, wo schon 1823 ein Armenier mit englischen Capitalien ein Handelshaus eröffnet hatte. Dieses war Vorläufer für manche andere; sie schickten die westeuropäischen Waaren über Erzerum, und als Rußland den Transit über Tiflis sperrte, zogen sich von dort die meisten armenischen Handelshäuser nach Trapezunt, das nun ein Aus- und Einfuhrhafen von großer Wichtigkeit für Persien wurde. Der Handel nahm nun so großen Aufschwung, seitdem verschiedene Dampfeelinien regelmäßige Fahrten dorthin unternahmen, und er hielt sich, trotzdem der Weg über Erzerum nach Täbris, 150 bis 163 Karawanenstunden, sehr beschwerlich ist und zumeist durch baumlose Gegenden mit ärmlicher Vegetation zieht. Die türkische Regierung hatte auf Anderung von Außen mehrmals Anläufe genommen, um die Straße wenigstens auf der Steecke über das pontische Alpengebirge einigermaßen gangbar zu machen, und zu diesem Zwecke sind auch mehemals Gelder angewiesen worden; doch ist nichts geschehen, das der Rede werth wäre. Wie beträchtlich aber, in Folge der Mißgriffe Rußlands, Trapezunts Verkehr stieg, ergiebt sich aus der Thatsache, daß 1831 nur etwa 4500 Colli zur Einfuhr und 2800 Colli zur Ausfuhr dort transitirten, im Jahre 1856 diese Ziffern schon gestiegen waren auf resp. 62,639 und 36,984 Colli, jedes im Durchschnitt von 150 Pfund. Die Einfuhrartikel hatten einen Werth von 12,400,000 deutschen Thalern, wovon England allein nahe an 8,000,000 lieferte, die Ausfuhr an 4,202,000 Thalern.

So wurde der Handelsverkehr von Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, schwer geschädigt. Rußland suchte seinen Fehler wieder gut zu machen, und that es mit Erfolg. Während der Gütertransport von Trapezunt nach dem Innern durch Karawanen besorgt werden muß, können Waaren vom Schwarzen Meere nach Tiflis, der günstigeren Bodenverhältnisse halber, auf der Achse befördert werden. Freilich hat die Oeffnung des Schwarzen Meeres keinen einzigen guten Hafen; sowohl Redut Kaleh wie Suchum Kaleh sind unsicher, und auch jener von Poti, der obnehin eine sehr ungesunde Lage hat, war gefährlich. Die russische Regierung hat an demselben große und kostspielige Arbeiten vornehmen lassen und führt damit fort. Denn Poti ist der Ausgangspunkt der Bahn nach Tiflis, mit welcher der trapezuntische Karawanenweg nicht concurriren kann. Da ohnehin manche früheren Belästigungen den Transfits im Wegfall gekommen sind, so wird es nicht fehlen, daß Rußland den größten Theil des Verkehrs nach Nordpersien auch in dieser Richtung an sich zieht. Bei einer verständigen Handelspolitik können große Erfolge nicht ausbleiben; die Titrkei hat das Nachsehen.

Der osmanische Padischah als Oberhaupt der Mohammedaner.

Der Padischah der Osmanen in Stambul hat nach immer unter den mohammedanischen Potentaten den Barrang, er gilt in gewissem Sinne für einen Nachfolger des Chalifen bei allen Sunniten. Während der schiitische Schah von Persien sich von ihm seen hält und eine Stellung abseits einnimmt, haben in den letzterverflossenen Jahren die übrigen mohammedanischen Herrscher, mit Ausnahme des Sultans von Marokko, Gesandtschaften nach Konstantinopel geschickt, um ihre Verbindungen mit dem Padischah inniger zu gestalten und zu zeigen, daß die Bekenner des Islam sich solidarisch fühlen. Am Bosporus erschienen diplomatische Bevollmächtigte aus Buchara, Chaland, des Atatik Gast aus Kaschgar, der Panthays in Pünnan, und nun ist in der jüngsten Zeit auch ein Abgesandter des sumatranischen Sultans von Atschin eingetroffen, um Klage über die Holländer zu führen. Der Padischah ist allerdings nicht in der Lage, den Bedrängnissen seiner Glaubensgenossen in Centralasien, China und im Archipelagus abzuhelfen, es bleibt aber doch von Interesse, zu sehen, welche Stellung sie ihm einräumen. Seit einiger Zeit hat die Zahl der in arabischer Sprache veröffentlichten Zeitungen sich nicht unbeträchtlich vermehrt und sie finden einen weit ausgedehnten Leserkreis, welcher durch sie mit den Verhältnissen auch der europäischen Staaten bekannt gemacht wird. Die Herausgeber dieser Blätter, die theils vom türkischen Kaiser, theils vom ägyptischen Chedive unterstützt werden, lassen es sich angelegen sein, die Macht und das Ansehen dieser Herrscher übertrieben zu schildern. In allen den genannten Ländern giebt es bekanntlich Scheiftsgelehrte, welche mit dem Arabischen genau bekannt sind und den Koran kubiren. Der Beief, welchen der nun, wie es heißt, von den Chinesen niedergeworfene Sultan der Panthays an den Padischah sandte, ist in correctem Koranarabisch geschrieben. Die „Pall Mall Gazette“ meint, es sei keineswegs unwahrscheinlich, daß jene arabischen Zeitungen die orthodoxen Muselmänner (d. h. die Sunniten) in der Meinung bestärken, der ottomanische Sultan sei von Rechtswegen der Chalifa, d. h. der rechtmäßige Nach-

Digitized by Google

folger des Propheten Mohammed und habe in dieser Eigenschaft allen Anspruch auf Gehorsam von Seiten aller wahren Gläubigen. Diese Fiction eines von Mohammed überkommenen Primates übt großen Einfluß auf die Gläubigen und hat ein Nebenbild in der christlichen Welt im römischen Papstthum, welches seine Suprematie von Petrus ableitet. Von den Schiiten wird aber das Chalifat eben so wenig anerkannt, wie von den nichtrömischen Christen die Stellung, auf welche der Papst Anspruch erhebt. Während das Papstthum von Seiten einer ungezählten Menge von Katholiken Angriffe erfährt, bekämpft wird und, wie viele behaupten, im Niedergange begriffen ist, verfolgen die sunnitischen Mohammedaner mit großem Eifer den Plan, das Chalifat, welches einst so glänzende Tage erlebte, in alter Machtfülle wiederherzustellen und den letzigiösen Enthusiasmus der Gläubigen neu zu beleben. Als jüngst die Türken in Yemen eindrangen, forderten sie die unabhängigen arabischen Häuptlinge auf, sich dem ottamanischen Sultan zu unterwerfen, weil derselbe Chalifa und somit Oberherr aller Gläubigen sei; und eine gleiche Mahnung ist an die Häuptlinge an der Südküste Arabiens ergangen. Die Türken haben festen Fuß in jenen Gegenden gewonnen, und wecken die indischen Fürsten die arabischen Südringe für ihre Lehnsachen verrutten. Man meint nun, daß diese als orthodoxe Sunniten in Indien den Umtrieben und dem Einflusse des Wahabismus entgegen arbeiten werden, weil ihnen dieser für Ketzerei gilt. In unseren Tagen, wo die Macht der Europäer in Asien so stark und vorwaltend ist, kann allerdings das Chalifat unmöglich die Stellung wieder erhalten, welche es in der ersten Hälfte des Mittelalters gehabt hat, wohl aber ist nicht ausgeschlossen, daß in Folge der angedeuteten Bestrebungen in der mohammedanischen Welt große Umwandlungen stattfinden.

Neue Entdeckungsreisen im Nordosten von Indien.

Mit dem größten Erfolge hat bekanntlich Major Montgomerie in Indien seit einiger Zeit Eingeborene im Routenaufnehmen (flying survey) und Ortsbestimmungen unterrichtet und zu Entdeckungsreisen im Norden des englischen Gebietes, wo europäische Reisende nur mit großer Lebensgefahr operiren konnten, verwendet. In dieser Weise erforschten die „beiden Panditen“ 1865 bis 1867 den Oberlauf des Brahmaputra und drangen bis Lhasa, der tibetischen Hauptstadt, vor. Andere kamen bis zu den tibetischen Goldfeldern von Thok Jalung, und 1868 bis 1869 machte der sogenannte Mirza eine höchst interessante Reise von dem augenblicklich vielgenannten Badakschan über die Pamir und Sirikul nach Kaschgar und über Yarkend. Von allen diesen Reisen sind werthvolle Karten entworfen worden, die meist ganz neues Gebiet unserer Kenntniß einverleiben. Sechen sind nun Nachrichten von einem neuen Entdeckungsreisenden dieser Art in Europa eingetroffen, den Major Montgomerie unter dem Namen „Nr. 9“ in die geographische Welt eingeführt hat. Seine Reise ging um den Mount Everest herum nördlich bis zum Brahmaputra (Karitschu Sangpo) und von da südwestlich über das mächtige Plateau südlich von der Wasserscheide des Himalaya, den Tangut-Waidan. Zum Theil fällt die Route mit der früher von Dr. Hooker eingeschlagenen zusammen; neues Gebiet beginnt beim Wallanschun- und Kangtaschen Passe und schließt unter anderen einen früher unbekannten großen See ein. Viele Gipfel nördlich derer, welche man von Indien aus sieht, wurden ihrer Lage nach bestimmt; ebenso das berühmte Salvallosster. Die ganze Reise war 844 englische Meilen lang, wovon 550 über ganz unbekanntes Terrain führen, wodurch namentlich auch das Becken des Arun, des größten Zuflusses des Kasi, der Ost-Nepal entwässert, aufgehellt wird. An oft Punkten wurden Breitenbeobachtungen, an einunddreißig Höhenmessungen veranstaltet.

* * *

— Bei dem letzten Census der Vereinigten Staaten ist auch der Criminalstatistik die gebührende Rücksicht zu Theil geworden, und dabei hat sich eine Reihe interessanter Thatsachen herausgestellt. Während in Massachusetts auf je 577 Einwohner Einer kommt, welcher eines Verbrechens gegen Personen oder Eigenthum überführt ist, findet sich in Georgia erst unter 1606 Personen ein Verbrecher. Unter den eingeborenen Weißen in Massachusetts kommt auf je 946 Personen ein Sträfling; unter den eingeborenen Weißen von Georgia Einer erst auf je 4982. Unter den Farbigen von Massachusetts ist unter je 100 Einer ein überführter Verbrecher, in Georgia erst unter je 913. Am 1. Juli 1870 befanden sich in den Vereinigten Staaten unter einer aus 38,558,371 Menschen bestehenden Gesammtbevölkerung 32,901 Personen in Gefängnissen (1 auf je 1172 Einwohner). Unter diesen waren 16,117 eingeborene Weiße (1 auf je 1744), 8056 Farbige (1 auf je 608) und 7728 im Auslande geborene Personen (1 auf je 637).

— Eine „Charakteristik der Franzosen von einem Franzosen“ hat der zu Rheims erscheinende „Courier de la Champagne“ gegeben und wir übersetzen diesem Blatte die Verantwortlichkeit für das, was es in Folgendem sagt. „Von der französischen Nation, welche schon so große Dinge vollbracht hat, aber dabei noch nicht mündig gewarden ist, kann man Alles erwarten. Lebhafte Barurtheile, eine oberflächliche Erziehung, die mehr durch eine civilisirte Corruption als durch wirkliche Civilisation geleitet wird, romanhafte Legende an Stelle des Geschichtsunterrichts, Manie an Stelle der Gewohnheiten, Etikette an Stelle des Stolzes, eine spritzhörtliche Aderwuth, welche schon vor 19 Jahrhunderten dem Glücke Cäsar's ebenso günstig war als der Muth seiner Legionen, eine Leichtfertigkeit, welche an das Kindische grenzt; der Geschmack an Schaustellungen und „Manifestationsbegeisterung“ an Stelle des öffentlichen Geistes, die Bewunderung der Gewalt, der Cultus der Kühnheit an Stelle der Achtung vor dem Gesetz; — das ist in Kürze das Bild des französischen Volkes.“

— Die Silbergruben von Caracoles im bolivianischen Antheil der Atacamawüste geben fortwährend eine ungemein reiche Ausbeute. Die Desaubordesgrube lieferte im April durchschnittlich 1000 Ctr. Erz, und das Cajanery gab 75 Mark Silber aus; in anderen Gruben sogar bis zu 130 Mark. In den verschiedenen Niederlagen zu Antofagasta waren etwa 40,000 Centner Erz vorhanden. Nicht weniger als vier durch die Magellanstraße gekommene Dampfer nahmen Silbererz ein, und ein fünfter, für welchen 37,000 Centner bereit lagen, war unterwegs.

— In Theodor Kirchhoff's Aufsätzen über den Puget-Sund wurde hervorgehoben, daß dort der Holzhandel eine Hauptquelle des Erwerbes bilde. Wir lesen jetzt in der „California Staatszeitung“, daß im Jahre 1872 von dort nahe an 240,000,000 Fuß Bauholz verschifft worden sind. — Wir wollen hier beifügen, daß in demselben Territorium Washington, nur 16 Miles von Olympia, große Lager vortrefflicher Steinkohle sich befinden. Die ganze Gegend vom Cowelitzkluß nach Norden hin bis zur Grenze von Britisch Columbia sei reich an Kohlen, die vielfach in der Nähe bequemer Verschiffungsplätze liegen.

Inhalt: Zu Tschetwend, der Hauptstadt des russischen Turkestan. Von Basil Wereschagin. II. (Mit sieben Abbildungen.) — Der Storch im deutschen Volksaberglauben. — Der Serraub im indischen Archipelagus. Von Karl Andree. — Der legenannte Tschuder Stamm. Ein untergegangenes Volk in Asien. Von Albin Kahn. — Zusammentreffen mit Papuas auf Neu-Guinea. — Aus allen Erdtheilen: Die Bahn von Pati am Schwarzen Meere nach Tiflis als Handelsstraße nach Persien. — Der osmanische Padischah als Oberhaupt der Mohammedaner. — Neue Entdeckungsreisen im Nordosten von Indien. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 19. Juni.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Cigarren-Preis-Courant von Joseph Kraus in Hamburg.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Aus Wereschagin's Wanderungen in Turkestan.

Unterwegs nach Tschinas über Iski Taschkend. — Auch hier überall Kirgisen. — Wachtelkämpfe. — Zu Hodschakend. — Krankheiten und Aerzte. — Leben und Treiben auf dem Wochenmarkte. — Die Hodschis als Abkömmlinge heiliger Vorfahren. — Eine Colonie der Taminzis. — Passage über den Fluß Angiran auf Rohrbündeln. — Die Bii in Buka. — Bazar und Industrie.

Wir haben Herrn Basil Wereschagin auf seinem Ritte von Taschkend bis zu dem Kirgisendorfe Sangeli begleitet. Sein nächstes Reiseziel war Tschinas, von wo er aber nicht in gerader südwestlicher Richtung nach Tschisak und Samarkand ging, sondern die Richtung gen Südosten nach Chodschend einschlug; von dort ging er dann südwestlich nach Uratübe und westlich nach Tschisak.

Von dem genannten Kirgisendorfe zog er dem Flusse Tschirtschik entlang nach Iski oder Eske (d. h. Alt-) Taschkend, und auch auf dieser Strecke fand er große Kirgisenlager. Sobald er sich mit den Söhnen der Steppe einigermaßen verständigt hatte, wurden sie vertraulich und verwunderten sich sehr, als er seinen Malerstuhl aus einander klappte; Regenschirm und Revolver wurden über die Maßen angestaunt, Nadeln und Schnupftabak mit Dank entgegen genommen. Es möge hier bemerkt werden, daß die Kirgisen den letztern nicht etwa schnupfen, sondern ihn zwischen Lippen und Zähne legen. Groß war die Freude, als der Fremdling den allmächtigen Thee zum Besten gab, und sie steigerte sich noch, als er Stückchen Zucker vertheilte. Die Frauen gingen in ihrer Art schlau zu Werke, um sich diesen Leckerbissen zu verschaffen. Eine ließ ihm durch ihren Knaben sagen, sie habe sich an einer Hand verbrannt und der Ufta (d. h. Doctor) meine, daß die Wunde sofort heilen werde, wenn sie Zucker darauf lege. Eine andere hatte erfahren, daß der Urus wohlriechende Seife bei sich führe, und bat um ein Stück, weil sie nur dadurch ihre kranken Augen wieder gesund machen könne.

In den Ruinen von Iski Taschkend fand Wereschagin das Grabmal eines Heiligen mit Inschriften, die Niemand mehr entziffern konnte; alt sind sie auf keinen Fall. Der alte Mann, welcher ihn dorthin begleitet hatte, sprach ein langes Gebet und küßte den Marmor, nachdem er die Bata gemacht, d. h. sich respectvoll an seinem Barte gezupft hatte. Die ehemalige Stadt ist verlassen, die Bewohner sind vor etwa vierzig Jahren nach Taschkend gezogen und nur etliche dreißig Sarten- und Kirgisenfamilien zurückgeblieben. Weiterhin sieht man viele kleine Hügel in der Form abgestumpfter Kegel und da und dort Wohnungen von Kirgisen, welche sehr abgemagerte Ochsen vor einen äußerst primitiven Pflug gespannt hatten. Uebrigens war die Straße recht belebt von vielen Karren, die mit Salz, Branntwein und anderen Waaren beladen waren; man begegnete auch Sarten zu Pferde und Tarantassen, in welchen russische Offiziere nach oder von Tschinas fuhren. Die im Winter abgemagerten Pferde weideten nun auf den grünen Wiesen in der Nähe eines von Kuramas bewohnten Dorfes. Es ist schon früher gesagt worden, daß dieselben Mischlinge von Sarten und Kirgisen sind. Diese biederen Leute saßen müßig und vertrieben sich die Zeit mit unablässigem Ausspeien, das bei ihnen eine ernsthafte Beschäftigung zu sein scheint; als die Fremden fragten, ob man für sie nichts zu essen habe, ließen

Digitized by Google

sie Alle spornstreichs fort. Nur eine Frau hielt am Ende Stand und gab zu, daß bar, Milch, vorhanden sei.

Tschinas gilt für eine Stadt, ist aber im Grunde genommen doch nur ein Dorf, denn seit der Besitznahme durch die Russen sind viele Einwohner, namentlich Kaufleute, nach Neu-Tschinas gezogen, das erst in neuerer Zeit an der Mündung des Tschirtschik in den Syr Darja erbaut worden ist. Zwischen beiden Plätzen hausen Ackerbau treibende Kirgisen, welche das Feld in der armseligsten Weise bestellen. Die russische Citadelle in Neu-Tschinas ist nur klein; die Stadt selbst hat blos niedrige Häuser und man sieht nur wenige Bäume; der Strom ist ungemein reich an Fischen, namentlich an Stören. Als der Reisende Vorkehrungen traf, um über den Tschirtschik zu setzen, bemerkte er am steilen Ufer tiefe Löcher, welche ihm auffielen, und er erfuhr zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß sie nicht mehr und nicht weniger waren als — Winterpaläste für Kosacken. Es sei, so äußerten sich diese, allerdings hart, darin zu wohnen; im Sommer hausen sie nicht in Zelten, sondern in freier Luft, und wenn der Regen den Körper naß macht, so trocknet ihn ja die Sonne wieder.

Wereschagin erhielt als Geleit vier uralische Kosacken, und ein Kirgise, der als Bataillonsoffizier in Tschinas stand, schloß sich ihm an. Er zog anfangs durch sumpfiges Gelände, das dicht mit Schilf und Rohr bestanden war; weiterhin sah er ausgedehnte Kleeäcker, welche drei bis fünf Mal im Jahre gebauen werden und überaus üppig sind. In jener Gegend am Jagartes sind die Wachteln überaus

Balisch, Wereschagin's Führer von Hodschakend nach Buta.

Hausbesitzer in Hodschakend (Sarte).

zahlreich, und für Kirgisen sowohl wie für Sarten sind Wachtelkämpfe eine Belustigung, über welche ihnen kein anderes Vergnügen geht. Man wettet hoch, und gute Kampfhähnchen werden sehr theuer bezahlt, bis zu 50 Tilla, was so viel ist, wie 200 Rubel. Auch Rephühne werden in Centralasien zum Kampf abgerichtet.

Vortrefflich gedeihen Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen und Flachs; aus dem letztern bereitet man Leinöl, die Faser bleibt unbenutzt und wird verbrannt. Reis liefert da, wo Bewässerung flattfindet, sehr ergiebige Ernten, namentlich im Thale des Angiran, bei Jlau und bei Chodschend. Aus dem Mohn bereitet man eine breiartige Suppe und aus den Hülsen desselben ein stark berauschendes Getränk, den Kuknar, welcher das Herz der wahren Gläubigen erfreut. Mohammed, sagen sie, hat zwar die geistigen Getränke verboten, aber vom Kuknar steht im Koran auch nicht ein Wort. So trifft man mit Allah und dem Propheten ein Abkommen.

Hodschakend ist ein großes, von Sarten bewohntes Dorf; die Männer waren alle auf dem Felde beschäftigt und die Frauen kamen vor die Thür, um sich die Urusz anzusehen, und einige waren dreist genug, denselben Anane, Anane, d. h. gute Gesundheit, zuzurufen. Der Ortsvorsteher war anfangs befangen und zurückhaltend, weil er meinte, der Urusz sei gekommen, um wegen verübter Missethaten Untersuchung anzustellen, als er aber dann erfuhr, daß das nicht der Fall sei und der Fremde nur sich unterrichten und Land und Leute ansehen und nicht einmal Handel treiben wolle, war nicht zu verkennen, daß mit seinem Erstaunen darüber eine gewisse Verachtung verbunden war. Aber an Besuch fehlte es nicht. Als der Urusz Strowe's und Poltarátky's Karte von Turkestan vor sich ausbreitete und die Namen der Städte, Dörfer, Berge und Flüsse einer weiten Umgegend schlankweg hernannte, waren sie über alle Maßen verwundert.

Digitized by Google

Wereschagin erfuhr, daß in Hodschakend ein heftiges Fieber eine sehr häufig auftretende Krankheit ist. An einer solchen litt auch der Sohn des Vorstehers, welchem der Reisende durch einige Gaben Arznei aus seiner Reiseapotheke große Linderung verschaffte. Damit war er Arzt wider Willen geworden und wurde nun täglich von Kranken bestürmt, die er heilen sollte! Die einheimischen Ustas, welche für Aerzte gelten, sind sehr unwissend und ungeschickt und richten namentlich durch Verordnung starker Gaben von Quecksilber großes Unheil an. Blatternarbige sieht man häufig; viele leiden auch an Hautkrankheiten und Flechten. Der Usta reibt die kranken Stellen mit Ruß ein, und es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn man Leute sieht, deren Gesicht zur einen Hälfte weiß und zur andern schwarz ist.

Der Reisende hielt sich einige Zeit in Hodschakend auf, um in aller Muße das Leben und Treiben der Einwohner zu beobachten. Der Ort liegt etwa einhundert Schritt vom Stromufer entfernt und wird von einem Bewässerungscanale durchzogen, welcher in den Syr Darja fällt. Die ihm entlang ziehende Straße ist mit Bäumen bepflanzt und in ihr sieht man auch ein paar Waarenbuden, vor welchen sich Abends Leute versammeln, um sich zu unterhalten oder Dame zu spielen. Das Brett dazu ist sehr einfach; man macht mit einem Stabe Vierecke in den Sand und zieht mit kleinen rothen oder grauen Steinchen. Wenn im benachbarten Tschinas Bazarmarkt ist, wird jene Canalstraße recht belebt, denn Alle, welche dort gewesen sind, bringen ja Bazarneuigkeiten mit, welche dann des Breitesten hin und her besprochen werden, und die Politik spielt dabei keine kleine Rolle. Jede Ortschaft hält an irgend einem bestimmten Wochentage, der in den einzelnen Dörfern verschieden ist, Markt, und die Bauern sind also nicht in Verlegenheit, ihre Erzeugnisse jederzeit nach Belieben da oder dort feil zu bieten.

Was nun die Verwaltung der Gemeinde anbelangt, so ist sie entschieden patriarchalisch. Ortsvorsteher ist der Ak-

Hofraum bei Wereschagin's Wohnung in Hodschakend.

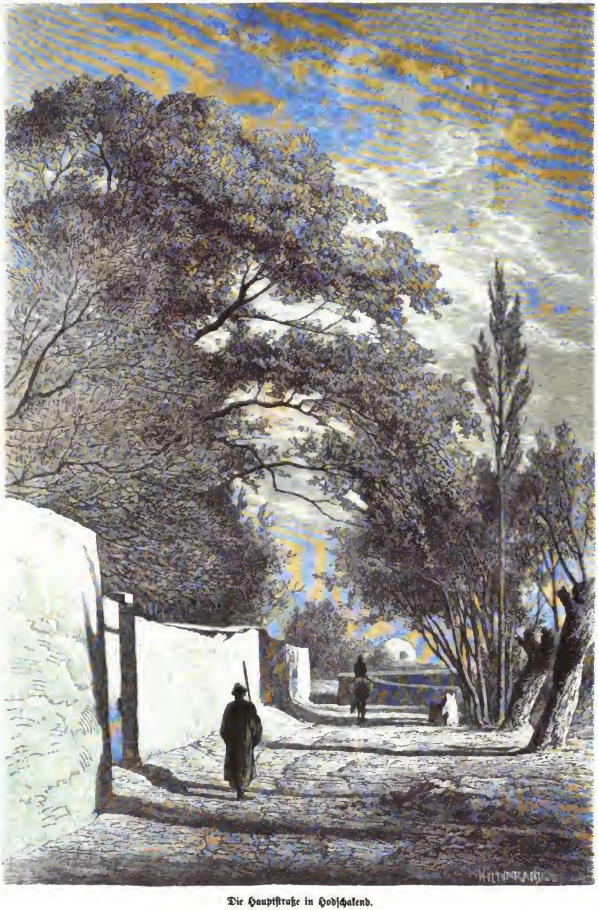
sakal; ihm zur Seite steht ein Kasi, der eine geistliche Person und zugleich Richter ist. Insgemein gehen diese Aemter vom Vater auf den Sohn über. Wereschagin's Hauswirth, der Taschetz hieß, war Aksakal, wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater auch. Richter und Aksakal theilen sich brüderlich in die Beute; es gilt nicht für anstößig, daß sie von den Parteien Geschenke nehmen, das heißt sich bestechen lassen. Durch die Russen sind in der Verwaltung manche Aenderungen vorgenommen worden, und den Mitgliedern der Gemeinde steht es nun zu, ihre Beamten durch Wahl zu ernennen.

Es wurde dem Künstler auch hier nicht leicht, die verschiedenen Typen auf das Papier zu bringen, und gerade daran lag ihm doch so viel. Er wollte den Kopf eines Knaben zeichnen, aber sofort wurden die Eltern von einem wahren Entsetzen ergriffen. Bald gingen ihm auch die erwachsenen Leute aus dem Wege, weil man das Gerücht verbreitet hatte, Alle, die er „aufschreibe", sollten unter die Soldaten gesteckt werden. Als er dieses Vorurtheil beseitigt hatte, ließ man ihn auch auf freier Straße gewähren und umringte ihn, um zu sehen, wie er zu Stande komme. Er zeichnete ein Haus und dagegen wurde nichts eingewandt, als er aber das zweite, dritte und vierte Haus abgebildet hatte, wurde man abermals bedenklich. Er that es ja doch wohl, damit Steuern von den Wohnungen armer Leute erhoben würden!

Im Uebrigen stand der Urus mit den Sarten bald auf recht gutem Fuße; sie riefen ihm ein Amane oder ein Salam aleikum zu, sobald sie ihm begegneten, und Manche drückten ihm die Hand oder klopften ihm vertraulich auf die Schulter. Selbst die Frauen wurden zutraulicher und traten ihm unverschleiert entgegen, die Mädchen freilich verhüllten sich nach wie vor das Gesicht. Betriebsamkeit darf man nicht suchen und die Wassermühlen z. B. sind überaus primitiv. Aber sie sind doch da und das ist schon ein Fortschritt gegenüber den Kirgisen in der Steppe, welche nicht einmal Handmühlen haben. Die Wagner sind auch nicht eben Meister in ihrem Handwerke, und die Herstellung der Radsegen kostet sie überaus viel Mühe.

In der Umgegend von Hodschakend liegen mehrere Dörfer, welche von Hodschis bewohnt werden; diese behaupten von mohammedanischen Heiligen abzustammen. Sie leben in viel ärmlicheren Umständen als die Sarten, könnten jedoch,

Digitized by Google



Die Hauptſtraße in Hodſchalend.

Digitized by Google

Frommer Bettler aus einem Kalenterchan.

Digitized by Google

wenn sie wollten, ganz wohlhabend sein. Aber auch an ihnen bestätigt sich eine Wahrnehmung, die man in allen Erdtheilen an so vielen Heiligen beobachtet: sie sind träg und faul über alle Maßen. Wereschagin besuchte mehrmals eines ihrer Dörfer, das in der Nähe von Chodschend hart am Syr Darja liegt; es ist mit Wällen umgeben. „Die Leute," sagt er, „waren ganz freundlich; wenn sie mir niemals auch nur einen Bissen Brot angeboten haben, so liegt der Grund darin, daß sie gar kein Feld bestellen, auch zahlen sie keine Abgaben, wollen auch in Zukunft keine zahlen. Das verdrießt den Aksakal von Hodschakend sehr, weil er mehrere Hodschisdörfer unter seiner Verwaltung hat, an denen er für seine Person auch nicht den geringsten Profit machen kann. Die Hodschis spielen sich als vornehme Herren aus, weil sie vermöge ihrer angeblich heiligen Abkunft dazu berechtigt sein wollen. Sie übersetzen Hodscha (so lautet der Singular) mit der russischen Bezeichnung Pope, also Geistlicher, Priester. Wie gesagt, Brot haben sie mir niemals gegeben, wohl aber Enten, welche in ihrer Gegend in großer Menge vorhanden sind; zum Fange derselben haben sie nicht Falken, sondern Geier abgerichtet."

Wereschagin war erstaunt, in Hodschakend mit einem landeskundigen russischen Offizier zusammen zu treffen, der längere Zeit in Buka verweilt hatte, wohin nun auch unser Reisender sich begab. Es wurde ihm gerathen, das rechte Ufer des Stromes zu verfolgen, weil dasselbe besser bevölkert und sicherer sei als das linke. Der Offizier war auch so freundlich, ihm seinen eigenen Digit, d. h. Diener oder Lakaien, zur Verfügung zu stellen. Dieser hieß Bakisch, war ein Kirgise und wurde namentlich angewiesen, für die Passage über den nun hoch angeschwollenen Angiran zu sorgen. Und nun ging es wieder hinaus in die Steppe zunächst am Strome hin, wo es im Gebüsche von Fasanen wimmelte und die ruhigen Stellen im Wasser mit wilden Enten förmlich bedeckt waren. Die Wiesen prangten im üppigsten Grün, die Gerste stand ganz prächtig und weite Strecken waren gleichsam bedeckt mit den rothen Blumen des wilden Mohnes.

Bala, Sohn des Aksakal von Buka.

Nach einiger Zeit kamen die hohen Ufer des Angiran in Sicht; dieser kleine Fluß mündet in den Jaxartes; gleich manchen anderen in Centralasien hat er in der heißen Jahreszeit sehr wenig Wasser und ist fast so gut wie gar nicht vorhanden. Wenn es längere Zeit nicht geregnet hat, können Hühner hindurch waten, aber im Frühjahre, wenn Regen fällt und das Schneewasser vom Gebirge herabkommt, schwellen sie alle rasch und so hoch an, daß sie oft gar nicht, immer aber nur mit großer Gefahr zu passiren sind.

Während des Ritts in der Nacht verirrte sich der Zug und war Stunden lang auf falschem Wege, als sie glücklicherweise auf eine Kirgisenhütte trafen. Dort zeigte man ihnen den Pfad, welcher nach dem großen Dorfe am Angiran führte, wo die vorausgesandte Abtheilung längst eingetroffen war und ein Nachtessen bereit hielt. Das Nachtlebende ist charakteristisch. Wereschagin fragte den Kosaken Alexei, weshalb er auf die vielen Signalschüsse, die er doch ohne Zweifel gehört haben müßte, seinerseits auch nicht mit einem einzigen Schuß Antwort gegeben, um anzudeuten, wo er mit seinen Gefährten zu finden sei. „Oder hast Du uns nicht gehört?" — Ja wohl, wir haben alle Eure Schüsse sehr wohl gehört. — „Und weshalb wurde nicht geantwortet?" — Aber Du weißt ja, daß alle Patronen der Krone gehören; wir hatten also kein Recht, dieselben unnützerweise zu verbrauchen!

Jenes Dorf ist eine Colonie der Tamintzis, eines Ackerbau treibenden Stammes, welchen man in der Gegend zwischen Taschkend, Tschinas und Chodschend mehrfach antrifft. Sie haben eine Ueberlieferung, der zufolge sie von Westen her gekommen seien, um in diesem Theile Centralasiens Krieg zu führen; nach Beendigung desselben hätten ihre Vorfahren beschlossen, im Lande zu bleiben. Ihr Typus hat mit jenem der Kirgisen nichts gemein; unser Reisender nimmt an, daß eine starke Zuthat sartischen Blutes in ihren Adern fließe. Bald war das ganze Dorf in Bewegung; Alle wollten die Fremden sehen und drängten sich eng um ein paar Koffer, welche geöffnet wurden. Jede Kleinigkeit versetzte sie in Erstaunen, das man ihnen in sehr verschiedener Weise anmerken konnte. Vor einer schnalzte und klatschte mehrmals rasch hinter einander mit der Zunge und stand dann plötzlich mit offenem Munde da; ein anderer sperrte die Augen weit auf; ein dritter sagte zehnmal hinter einander pa, pa, pa; wieder einer schaukelte sich in komischer Art hin und her, und noch ein anderer glotzte wie angedonnert Alles an, was er sah, stand wie ein Baum da und nahm dann mit einem Sprunge plötzlich Reißaus, als

Digitized by Google

hätte ihn ein böser Geist fortgetrieben. Weshalb hätten dieſe ſchlichten Leute ſich auch nicht verwundern ſollen? Da war ein Meſſer mit mehreren Klingen, das man auf- und zuklappen konnte, und nun gar ein Kitſchkin miltike (d. h. kleines Gewehr), ein Taſchenrevolver mit einer ganzen Menge von Läufen!

Der Angiran, an welchem das Dorf der Taminzis liegt, ſollte am andern Tage in einer ſogenannten Sala, einem kleinen aus Rohr und Schilf verfertigten Floß, paſſirt werden; daſſelbe ſei im guten Stande und Vieh wie Menſchen würden lebendig ans andere Ufer gebracht werden. Als aber Wereſchagin dieſes gerühmte Fahrzeug ſah, erſtarrten ihm ſeine Gebeine, denn was fand er? Einige ziemlich loſe an einander befeſtigte Bündel Schilf! Sofort ließ er dergleichen in größerer Menge herſtellen, und mit ſo vielen Stricken, als nur aufzutreiben waren, tüchtig zuſammenbinden, ſo daß das Floß ſehr bedeutend größer und dicker geworden war. Die Strömung ging heftig, die Ueberfahrt hatte augenſcheinlich ihre Gefahren; ſämmtliche Dorfbewohner ſtanden am Ufer, um ſich die Sache anzuſehen.

Zuerſt wagten ſich zwei berittene Kirgiſen ins Waſſer, aber die Pferde konnten gleich anfangs keinen Grund finden und wurden heftig ſtromab getrieben. Die Reiter machten ſich nicht viel daraus; ſie blieben halbblütig und ſchwammen mit, hielten ſich mit einer Hand an der Mähne feſt, in der andern hatten ſie den Zaum, und dergeſtalt lenkten ſie die Thiere auf das linke Ufer hinüber, wo ſie etwa hundert Schritt unterhalb ihres Ausgangspunktes anlangten. Die Probe war geglückt; es hatte ſich gezeigt, daß die Pferde hinüber konnten. Sie ſtanden zitternd auf feſtem Boden, mußten aber, nachdem ſie ſich einigermaßen verſchnauft hatten, wieder ins Waſſer. An den Schweif ſolcher Thiere wurde nun eine Sala befeſtigt, welche das Gepäck des Urus trug. Zwei Männer ſchwammen vor den Pferden her und fünf andere neben dem Floß. Die Bauern am Ufer ſtanden lautlos da; man vernahm das Schnaufen der im Waſſer

Fähre über den Angiran.

arbeitenden Pferde; die Sala flog gleichſam ſtromab und kam richtig hinüber. Dann wurde das entlaſtete Floß zurückgebracht und Wereſchagin nahm Platz, nachdem man friſche Pferde vorgelegt hatte. Die Ueberfahrt geſchah auch jetzt ohne Unfall, aber die armen Kirgiſen waren nun völlig erſtarrt; als Erfriſchung konnte man ihnen, da Branntwein nicht vorhanden war, nur Thee geben.

Die Entfernung von jenem Dorfe nach Buka beträgt nur 16 Werſt ($2^1/_4$ deutſche Meilen) oder zwei Taſcha. Die Taſcha iſt ein Wegmaß, das erſt ſeit den letzten Kriegen zwiſchen Buchara und Chokand in Aufnahme gekommen iſt; früher rechnete man nach Wegſtunden oder Tagemärſchen; jetzt werden die Leute nach und nach mit der Werſt vertraut. Der Weg führte durch beſtellte Aecker und Wieſen; am Horizont erhoben ſich Hügel, deren Namen Batiſch kannte: Ak Tube, weißer Berg, Kok Tube, grüner Berg; der höchſte heißt Hanka. Dieſer bot einen großartigen Anblick dar, und Wereſchagin machte einen Ausflug zu ihm, der aber nicht lohnend war. Rings um dieſen Berg liegen viele kleinere Höhen, die alle nur mit Gras bewachſen ſind; auf einem befand ſich das Grabmal eines Aulie, Heiligen.

In Buka kamen die Wanderer bei völligem Dunkel erſt ſehr ſpät Abends an. Sie zogen durch ſchmutzige Gaſſen nach der Wohnung des Bii, an welchen Wereſchagin ein Empfehlungsſchreiben hatte. Bii, d. h. ehrenwerthe Leute, Notable, findet man in jeder Kirgiſengemeinde; ſie halten die Ordnung aufrecht und verwalten die Juſtiz. Der Bii in Buka war ein Mann in reiferen Jahren, mit intelligentem Geſichtsausdruck und überhaupt von reſpectabelm Ausſehen; er war längere Zeit Akſakal geweſen und dann hatte ſeine Gemeinde ihn zum Bii ernannt. — Die Häuſer dieſes großen Dorfes liegen am Abhange eines ſteilen Berges; die Bewohner ſind Kirgiſen, offenbar ſehr gemiſcht, da ſie an Geſichtstypus und Lebensweiſe mehr den Sarten ähnlich erſcheinen. Die Reisfelder im Flachlande, welche durch Canäle bewäſſert werden, waren eben jetzt vollſtändig überſchwemmt. Die Aecker ſind wie ein Damenbrett in Vierecke getheilt, und an jeder Seite hat man kleine Dämme von etwa einer Elle hoch aufgeworfen; dieſe haben eine kleine Oeffnung, die man leicht verſtopfen kann, ſobald das Waſſer eingelaſſen worden iſt. Die aus dem Angiran abgeleiteten Canäle ſind ſehr fiſchreich, namentlich an Barſchen und

Digitized by Google

Plötzen. Der Reisende nahm an einem Fischfange Theil, der sehr ergiebig ausfiel. Sein Gefährte war der älteste Sohn des Aksakal, der Baibatscha; so bezeichnet man den ältesten Sohn eines Notabeln, das Wort bedeutet reicher Knabe. Sein Bruder, Bala, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, war Schwiegersohn des dermaligen Aksakal, und gleich seinen Begleitern im Fischfange sehr geschickt. Sein Gesicht hat, wie unsere Abbildung zeigt, eine Art von mongolischem Ausdruck, der Baibatscha dagegen hatte einen schönen Vollbart und sein Antlitz erinnerte an das eines Juden.

Die Marktlage in Buka sind von denen anderer Dörfer jener Gegend verschieden, sie fallen auf den Montag, jene vom Pfteni auf den Dienstag, die von Al Kurgan auf den Freitag; überall werden die Buden nur an Markttagen geöffnet, an welchen dann reges Leben ist. In Buka sieht man die Drechsler sehr geschäftig, welche Spindeln für die Frauen drehen; sie sind in ihrem Handwerk sehr geschickt und liefern vortreffliche Arbeit. Die Juden, welche auch dort nicht fehlen, handeln mit Rohseide, Thee und manchen anderen Sachen und sind die sahionabelsten Kaufleute auf dem Markte. Auf der Erde liegen Biasi, d. h. Baumwollenzeuge, gefärbte Stoffe, Schlafröcke und andere Bekleidungsstücke. An einigen Buden hängen kleine Spiegel, kleine Messer, lederne Geldbörsen, Feuerzeuge und andere Kleinigkeiten. In den Garküchen verkauft man kleine Pasteten von zweierlei Art: Salmufas und Pelmenes. Fleischer, Oelverkäufer und Flachshändler halten außerhalb des eigentlichen Bazars seil, gleich den Viehhändlern, welche Pferde, Hämmel, Kühe und Kameele auf den Markt treiben. Aller Handel wird, von Männern wie von Frauen, beritten abgemacht; Käufer und Verkäufer sitzen zu Rosse.

Der Urus erregte auf dem Markte allgemeine Aufmerksamkeit, besonders deshalb, weil er einen Paletot nach europäischem Schnitte trug. Wer bist Du? hieß es, bist Du etwa ein Tatar? Woher kommst Du? Bist Du Bandelsmann? Was verkaufst Du? Du hast wohl eine Bude in Taschkend oder in Tschinas? Wozu kaufst Du den Turban da und so viele Spindeln?

Eine Herberge frommer Bettler, ein Kalenterchan, fehlt auch in Buka nicht; eine schmutzige Wohnung in anmuthiger Lage inmitten von Obstbäumen am Ufer eines Canals. Die eigentlichen Inhaber waren auf den Bettel in der Umgegend ausgezogen und Werschagin fand nur fremdes Gesindel im Hause. Einige rauchten das betäubende Kraut Nocha, andere tranken Kulmar, Alle aber lagen träg auf der platten Erde.

Ein Markttag vergeht selten, ohne daß irgend ein Bazargerücht in Umlauf gesetzt würde. Jetzt verlautete plötzlich, daß der Emir von Buchara nach Samarkand gegangen sei, um einen Feldzug gegen die Russen zu eröffnen. Werschagin glaubte nicht daran und hatte unrecht, denn das Gerücht war wohl begründet. Er wollte noch länger in Buka verweilen, wo der Aksakal nicht nachließ, bis er zu diesem ins Haus gegangen war. Aber das hatte er zu bereuen, denn die beiden Gemächer, welche man ihm anwies, waren geradezu elend, und er mußte dieselben mit Tauben, Schwalben, Sperlingen und Fledermäusen theilen; von Skorpionen und Tausendfüßen hat er auf seinen Wanderungen viele Exemplare gesammelt, welche er dem verdienten Zoologen Semertsoff übergeben hat.

Nach einigen Wochen erhielt er brieflich die Nachricht, daß Rußland den Krieg gegen Buchara beschlossen habe und eine starke Vorhut bereits auf dem Marsche begriffen sei. Sofort beschloß er, sich der Armee anzuschließen, und in Buka war es ohnehin nicht mehr recht geheuer, weil das Benehmen der Einwohner gegen ihn im Nu ein ganz anderes geworden war; sie thaten, als ob sie ihn nie zuvor gesehen hätten und wandten sich von dem Kafir, dem Ungläubigen, völlig ab. Nur der Aksakal ließ, äußerlich wenigstens, in seiner Höflichkeit nicht nach und hörte am Abend vor dem Abschiede ruhig an, was der Urus ihm über Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen erzählte.

Hier werden demnächst Herrn Werschagin auf seiner Wanderung von Buka nach Samarkand begleiten.

Erforschung und Geschichte des Kaspischen Meeres.

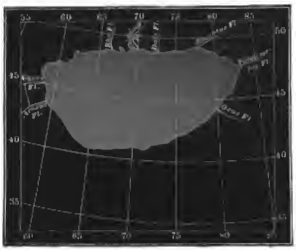
Das Kaspische Meer gewinnt in unseren Tagen eine erhöhte Bedeutung. Längst sind die Russen auch an dessen östlichen Ufern angesiedelt und nur noch im Süden gebietet Persien über eine verhältnißmäßig geringe Strecke des Gestades. Doch auch hier haben die Russen bereits auf der Insel Aschur-Ade festen Fuß gefaßt und eine Flottenstation gegründet, so daß man heute das große, über 8400 Quadratmeilen umfassende Kaspische Meer in der That einen russischen Binnensee nennen kann. Russische Dampfer, die von Astrachan ausgehen, befahren sämmtliche Häfen der Ostküste und auch die persischen; der Handel ist zum großen Theil in russische Hände gefallen, und so sicher fühlt sich Rußland auf diesem gewaltigen Binnensee, daß es seine Kriegsflotte, die es hier unterhielt, seit 1869 mehr und mehr vermindert hat.

Herodot, welcher das Kaspische Meer besser kannte als seine Nachfolger, stellte es als ein isolirtes Becken dar, welchem er eine Breite von 8 und eine Länge von 15 Tagereisen mit Ruderschiffen gab (Buch I, Cap. 202). Bei Strabo aber und anderen Geographen erscheint es als ein weit nach Süden herabgezogener Golf des Eismeeres, und erst Ptolemäus stellte es wieder als einen Binnensee dar, dem er freilich eine unrichtige Gestalt gab. Bei ihm sehen wir das Kaspische Meer in elliptischer Form dargestellt, mit der größern Achse von Osten nach Westen reichend, also umgekehrt, wie es sich in der That verhält. So zeichnete es noch der Vater der neuern Erdkunde, Gerhard Mercator, im 16. Jahrhundert, und so wiederholten es die nun häufiger erscheinenden geographischen Karten. Vom Aralsee war dabei nicht die Rede, und man hat daher die Frage aufgeworfen, ob nicht in der That zur Zeit des Ptolemäus die Wasserfläche des Kaspischen Meeres so weit ausgedehnt war, daß sie den Aralsee mit einschloß, wobei nothwendig die beiden großen Flüsse Jaxartes und Oxus (unser heutiger Syr und Amu) sich in dieses ungetheilte Meer ergießen mußten, wie die Alten mit Bestimmtheit behaupteten. Denn daß jene Flüsse sich in den Aral- und nicht in den Kaspisee ergießen, erfahren wir in Westeuropa erst durch Peter den Großen. Doch die geologische Bildung der neuerdings vielgenannten Hochsteppe Ustürt, die zwischen beiden Seen liegt, schließt eine ehemalige Verbindung zwischen beiden Seen aus, ganz abgesehen von der Niveauverschiedenheit der-

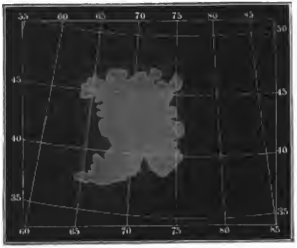
Digitized by Google

ſelben, denn während der Aralſee nach Butakow 25 Pariſer Fuß über dem Meere liegt, zeigt das Kaſpiſche Meer eine Depreſſion von 79 Pariſer Fuß; der Niveauunterſchied iſt mithin zwiſchen beiden 104 Pariſer Fuß. Die Entdeckung der Depreſſion ſelbſt fand ſehr ſpät ſtatt, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch unſern Landsmann Gmelin.

Aber auch nachdem Ptolemäus das Kaſpiſche Meer iſolirt dargeſtellt hatte, ſchlich ſich der alte Fehler, es ſei ein Buſen des nördlichen Oceans, noch auf den Karten fort, bis Ruysbroek, welchen 1253 Ludwig der Heilige als Geſandten zum Großchane der Mongolen ſchickte, es wieder für einen geſchloſſenen See erklärte. Genueſiſche Schiffer be-



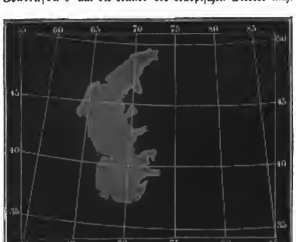
1. Das Kaſpiſche Meer nach Ptolemäus.



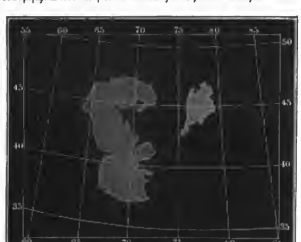
2. Das Kaſpiſche Meer nach Olearius.

fuhren in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Kaſpiſche Meer, holten Seidenſtoffe aus Perſien und brachten richtige Kunde von den Weſtgeſtaden zurück, wie alte Karten, namentlich die Katalaniſche von 1375, bezeugen.

Werden von ruſſiſcher Seite auch die Verdienſte Anthony Jenkinſon's um die Kunde des Kaſpiſchen Meeres nicht gebührend anerkannt, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß wir ihm manches Neue verdanken; ſeine ruſſiſche Karte, welche von Archangel bis Turkeſtan reicht, iſt zuverläſſig, wo es ſich um eigene Anſchauungen handelt. Jenkinſon reiſte im Jahre 1557 durch Rußland nach Bochara, kreuzte das Kaſpiſche Meer in ſeinem nördlichen Theile und kehrte 1560



3. Das Kaſpiſche Meer nach der Verden-Soimonow'ſchen Karte.



4. Das Kaſpiſche Meer nach ſeiner wahren Geſtaltung.*)

längs der Wolga zurück. Jenkinſon erfuhr, daß der Amu, der Oxus der Alten, ſich nicht in das Kaſpiſche Meer, ſondern in den Aralſee ergieße, welchen er freilich nicht mit ſeinem Namen nennt und mit dem Saiſanſee identificirt, aus welchem er den Ob (richtiger Irtyſch) abſtrömen läßt. Denn mit dem Saiſanſee erſcheint der Kitaiskoje Ozero (Chineſiſche See) der alten ruſſiſchen Nachrichten identiſch*). Eine fernere Verwirrung wird durch Jenkinſon angerichtet, indem er den Amu für einen Zufluß des Syr erklärt. Auch verſetzt er Derbent an die Oſtküſte des Kaſpi.

Gering erſcheinen die Fortſchritte, welche die Kunde des Kaſpiſchen Meeres in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die holſteiniſche Geſandtſchaft nach Perſien erhielt, welche durch die Reiſebeſchreibung des Olearius bekannt wurde. Das Kaſpiſche Meer empfing nun eine viereckige Geſtalt, wie aus der beigefügten Karte erſichtlich; man er-

*) v. Baer, Peter's des Großen Verdienſte um die Erweiterung der geographiſchen Kenntniſſe. Petersburg 1872, S. 154. Peſchel, Geſchichte der Erdkunde S. 292 ſagt von Jenkinſon: „da er die Länder jenſeits des Ural nur wiedergab, wie er ſie bei Herberſtein gefunden hatte, ſo ließ er auch noch immer den Ob aus dem räthſelhaften See Kitaisk abfließen."

Digitized by Google

fuhr, daß es von Nord nach Süd, von Astrachan bis Astrabad, eine größere Ausdehnung als von Ost nach West habe, auch erscheint die Westküste ziemlich richtig, aber das ganze östliche Gestade ist willkürlich und falsch dargestellt, und hier münden noch immer Oxus und Jaxartes. Der Aralsee ist bei Olearius nicht vorhanden.

Einen Rückschritt gegen die Karte des Olearius zeigt sogar jene des berühmten Guillaume Delisle des Aeltern, vom Jahre 1700, die mit Benutzung aller damaligen Kenntnisse angefertigt war. Und doch bringt sie wieder eine Annäherung an das alte Ptolemäische Bild, mit einer Breite, die der Länge gleichkommt; es münden auch hier von Osten der Sihoun (Syr) und Gihoun (Amu). Der Aralsee ist gleichfalls nicht vorhanden *).

Die Russen aber kannten den Aralsee schon recht gut im 17. Jahrhundert und nannten ihn Sineje More, d. h. Blaues Meer. Bei ihnen ergoß sich der Syr auch in denselben. Westeuropa aber hatte keine Kunde von diesem Binnenmeere, bis Peter der Große nach Paris kam und dort Delisle Mittheilungen machte. Ihm auch ist die erste Aufklärung über die Oststücke des Kaspischen Meeres und dessen richtige Darstellung zu danken, wie wir jetzt an der Hand der schon angeführten Schrift K. E. v. Baer's darthun wollen.

Peter der Große, welcher nach allen Seiten hin sein Reich mit dem Meere und folglich mit dem Handel in engere Beziehungen zu bringen trachtete, faßte schon 1711 das Kaspische Meer für den Handel nach Persien und Indien scharf ins Auge. Er hatte von der ehemaligen Mündung des Amu in Daffede gehört, vom Golde an dessen obern Laufe (in Badakschan), und faßte den großartigen Plan, den Fluß von Chiwa aus ableiten und in sein altes Bett führen zu lassen, damit er ihm als Handelsweg nach dem Osten dienen könne. Zu diesem Zwecke sendete er zunächst unter Fürst Alexander Bekowitsch und Lieutenant Koschin Expeditionen nach der Oststüte. Damals entstanden die ersten russischen Forts an jenem Gestade, und auch das heute so oft genannte Krasnowodsk wurde 1716 zum ersten Male gegründet. Jetzt erst erhielt man eine genauere Kunde von der Oststüte. Auch der Versuch, den Amu abzudämmen, wurde gemacht, Bekowitsch mit seinem ganzen Corps wurde aber bei diesem Versuche 1717 in Chiwa von Chan Schirgasi verrätherischerweise niedergemetzelt und sein abgeschnittener Kopf an den Chan von Buchara gesandt. Das war die erste große Expedition der Russen gegen Chiwa, welcher 1839 die nicht minder unglückliche Perowski's folgte.

Die von Bekowitsch und Koschin eingegangenen Nachrichten benutzte Peter der Große, als er im Juni 1717 die Akademie der Wissenschaften in Paris besuchte. Delisle der Aeltere legte ihm seine Karte des Kaspischen Meeres vor, welche Peter sofort für falsch erklärte, da die Oststüte viel zu weit von der Weststüte entfernt sei, und weil der Amu und Syr nicht in das Kaspische Meer, sondern in den Aralsee mündeten, von dem jetzt die Franzosen zum ersten Male Kunde erhielten. Delisle erkannte die Belehrung auch an, sein Lobredner Fontenelle aber meint: Der Zar habe Delisle besucht, um sich von ihm über sein eigenes Reich aufklären zu lassen! Indem v. Baer diesen Passus beleuchtet und zeigt, wie Peter Rußland von einem Ende bis zum andern der Kreuz und Quere nach kennen gelernt, kann er nicht umhin hinzuzufügen: „Man muß gestehen, die Verherrlichung des eigenen Volkes haben die Franzosen nicht erst durch die glänzenden Siege Napoleon's des Ersten sich erworben, sondern sie besaßen sie schon lange vorher; sie muß ihnen im Blute kleben."

Auch durch den unglücklichen Ausgang der Expedition des Bekowitsch wurde Peter nicht abgehalten, die Handelsverbindungen auf dem Kaspischen Meere und dessen Erforschung weiter zu fördern. Er beorderte den Schiffscapitän v. Verden nebst dem Lieutenant Soimonow, die ganze Weststüte neu aufzunehmen, was in den Jahren 1719 und 1720 geschah. Peter ließ hierzu die Aufnahmen von Bekowitsch und Koschin fügen, und so entstand die neue Verden'sche Karte vom Kaspischen Meere, welche von unserer heutigen Kenntniß wenig abweicht; nur das Nordostende ist zu lang hinausgezogen. Delisle, dem Peter die Karte sandte, ließ sie nachstechen und schrieb einen besondern Aufsatz über die Formen, in denen man das Kaspische Meer in verschiedenen Zeiten gezeichnet hatte, in den Mémoires de l'Académie 1721. Der Homann'sche Atlas, englische, holländische und andere Kartographen wiederholten nun diese Darstellung, die lange Zeit und gäbe blieb. Aber auch mit diesen Ergebnissen war Peter noch nicht zufrieden. In seinem speciellen Auftrage befuhr Soimonow noch die zum Jahre 1726 das Kaspische Meer wiederholt, vorzüglich die Oststüte, die jetzt genauer, als Bekowitsch und Koschin dieses gethan, aufgenommen wurde. So entstand die 1731 von der russischen Admiralität herausgegebene Karte, welche im Wesentlichen die Forschungen abschloß und zum ersten Male die richtige Gestalt des Kaspischen Meeres zeigt. Die neuesten russischen Aufnahmen von 1858 bis 1861 endlich bringen uns die große 1866 publicirte russische Karte.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren es britische Kaufleute, welche auf dem Kaspischen Meere einen gewinnbringenden Handel unterhielten. Von Astrachan führten sie englische Waaren nach Rescht in Persien und brachten dafür persische Rohseide zurück. „Aber die russische Regierung wurde auf diesen gewinnbringenden und blühenden englischen Handel auf dem Kaspischen Meere eifersüchtig. Sie übervachte die Fortschritte des Kaufmanns Elton mit Argwohn und war tief beleidigt, als er in die Dienste Nadir Schahs trat. Der kühne Engländer baute für die persische Flotte ein Schiff, welches 20 Dreipfünder trug, und größer als ein russisches Fahrzeug auf dem Kaspischen Meere war. In Folge dessen verboten die Russen den britischen Handel auf dem Kaspischen Meere und zwei englische Schiffe mußten mit großem Verluste an die russischen Kaufleute in Astrachan verkauft werden. Der Werth der englischen Zeugausfuhr hatte 174,398 Pf. St. betragen, die Einfuhr an persischer Rohseide aber nur 93,375 Pf. St. *).

In die folgenden Jahre fallen die russisch-persischen Verwicklungen und Kriege. Im Jahre 1813 wurde zwischen beiden Mächten der Vertrag von Gulistan geschlossen, nach welchem persische Kriegsschiffe vom Kaspischen Meere ausgeschlossen sind; dies wurde 1828 dann im Frieden von Turkmantschai ausdrücklich bestätigt. Rußland selbst hat, wie schon bemerkt, seit 1869 seine Flotte auf dem Kaspischen Meere bis auf fünf Fahrzeuge vermindert. Handelsschiffe sind dort wichtiger als Kriegsfahrzeuge. Die von der Regierung unterstützte Gesellschaft „Kaukasus und Merkur" schickt jede Woche drei oder vier reich beladene Schooner von Astrachan aus, welche sämmtlich mit Hilfsschrauben versehen sind. Die Mannschaft besteht aus Persern. Derselben Gesellschaft gehören auch drei Passagierdampfer von 250 bis 300 Tonnen, welche von Astrachan

*) Victor Hehn in seiner vortrefflichen Studie: „Das Salz", Berlin 1873 (S. 18) macht darauf aufmerksam, daß schon Plinius (Anno 41 bis 74) den Aralsee kannte. Namque in Bactris duo lacus vasti, alter ad Scythas versus (das Kaspische Meer), alter ad Arios (Aralsee) sale exaestuant.

*) Ocean Highways, April 1873, S. 2.

Digitized by Google

wöchentlich die Tour an der Ostküste machen. Sie laufen Petrowsk, Derbent, Baku, Lenkoran, Astara, Enzeli, Meschedi-sar und Aschurade an, eine Reise, die nur acht Tage in Anspruch nimmt. Zur Heizung werden Kohlen vom Don und Holz verwandt, welches die Süd- und Südwestküste liefert.

Die Forts, welche die Russen zu Peter's des Großen Zeit schon an der Ostküste des Kaspischen Meeres errichtet hatten, waren nach dem unglücklichen Ausgange der Expedition des Fürsten Bekowitsch wieder verlassen worden. Erst hundert Jahre später dachte man daran, sie wieder zu erbauen. Nachdem Muraview, der spätere Vertheidiger von Kars, 1819 bis 1821 die Ostküste recognoscirt hatte, erbaute man 1834 das Fort Nowo-Alexandrowsk an der Kaidak-Bai*). Da die Lage aber sehr ungesund war, wurde es 1846 verlassen und dafür Nowo Petrowsk (Alexandrowsk) am Cap Tüp-Karagan der Halbinsel Mangyschlak erbaut.

*) Dieses und die nachstehend benannten Forts, sowie die ganzen Verhältnisse an der Ostküste des Kaspischen Meeres lassen sich vortrefflich verfolgen auf der soeben erschienenen, im „Globus“ bereits nach Gebühr hervorgehobenen, sehr zeitgemäßen Karte von Heinrich Kiepert: Uebersichtskarte der vom russischen Gebiete im Osten des Kaspischen Meeres nach China führenden Straßen. Berlin, D. Reimer 1873. Maßstab 1:3,000,000.

Hier war so zu sagen herrenloser Boden; die Besatzung der Insel Aschurade an der persischen Küste, Asterabad gegenüber, durch russische Kriegsschiffe im Jahre 1841 griff aber in persische Rechte ein. Hier ist nun eine russische Flottenstation errichtet worden, gegenüber der Mündung des Gürgansflusses, welcher den Weg nach Chorassan und weiter nach Afghanistan öffnet. Nachdem 1858 Oberst Andeville die Ballanbai untersucht hatte, wurde 1869 an deren nördlichem Ufer (unter dem 40. Breitengrade) das vielbesprochene Krasnowodsk gegründet, jetzt ein Hauptstützpunkt der Russen an der Ostküste des Kaspischen Meeres. Tschikischlar dagegen, nicht minder wichtig, da es die Mündung des Atrek beherrscht, wurde im November 1871 an der schönen Hassan-Kuli-Bucht erbaut.

So ist die Ostküste des Kaspischen Meeres völlig in den Besitz der Russen gerathen und durch dieselbe gewinnen sie nicht nur leichtern Zugang nach China, sondern sie beherrschen auch das nördliche Persien. Durch dieses hindurch, speciell durch das fruchtbare Chorassan würden sie den Weg nach Indien einschlagen, wenn sie an einen Krieg mit England dächten; keinenfalls durch die Pässe des Hindukusch, welche auf die angegebene Weise südlich umgangen werden.

Richard Andree.

Das dunkle Drama auf Capitän Hall's Dampfer „Polaris“.

Ueber das Schicksal der „Polaris“ und das Drama, welches auf dem unglücklichen Fahrzeuge gespielt hat, liegen nun umfassende Berichte vor. Wir haben die Aussagen des ersten Deckoffiziers Tyson, der beiden Eskimos Joe und Hans Christian und Herons. Wenn nicht Alles täuscht, so hat der Schiffscapitän Buddington sich mit einem abscheulichen Verbrechen belastet, indem er nicht nur den Capitän Hall vergiftete, sondern auch erbarmungslos die neunzehn Menschen preisgab, welche auf der Eisflarde schwammen und die er ohne Mühe oder Gefahr für sich und die „Polaris“ hätte erlösen und an Bord nehmen können.

Die Art und Weise, wie die Eisschollen von der „Polaris“ getrennt wurden, ist unseren Lesern bekannt (S. 12. ff). Der Dampfer lief verschiedene dänische Niederlassungen an der westgrönländischen Küste an, kaufte in Holsteinburg Eskimohunde für die Schlittenfahrten und nahm in Upernadik Hans Christian und dessen Familie an Bord. Am 24. August 1871 steuerte er von Tessinak aus nach dem Smithsunde, und man überzeugte sich, daß das auf Kane's Expedition (1853 bis 1855) von Morton (der mit am Bord der „Polaris“ ist) angeblich entdeckte offene Polarmeer wenigstens dort nicht vorhanden sei, und ging weiter nördlich in den Robesons Canal, in welchem man bis 82° 16′ N. vordrang. Dieser Canal reicht von 87° 44′ bis 82° 20′ oder 25′ N., hat also eine Länge von etwa 45 Miles. Jenseit desselben war nach Norden hin ein Streifen Wassers, und weiter hin „ein anderer Ocean (?) oder eine Bucht“, an deren Westseite sich, so weit das Auge reichte, Land hinzog; auch im Osten war etwas Land, das man aber nicht deutlich zu erkennen vermochte. Ocean oder Bay war ohne Eis, „und ist, wie man vermuthet (!), entweder der nördliche Polarocean oder ein Sund, eine Straße welche zu demselben führt.“ Aus den dort gemachten allgemeinen Wahrnehmungen könnte es scheinen, daß die „Polaris“ keine ernstlichen Schwierigkeiten gefunden haben würde, in diese See einzudringen.“ Nachdem sie dort die Breite von 82° 16′ N. erreicht hatte, steuerte sie zurück, um in der von Hall benannten Polarisbay, 81° 38′ N., 61° 44′ W., zu überwintern.

Am 10. October 1871 unternahm Hall die Schlittenexpedition gen Norden hin in der Richtung des „Polarmeeres“. Die zwei Schlitten wurden von Eskimohunden gezogen; mit ihm gingen die Eskimos Hans Christian und Joe und der Steuermann Chester. Sie waren zwei Wochen unwegs, und am 24. October wieder in der Polarisbay. Wir haben keine Nachrichten über die Vorgänge während dieser zwei Wochen, es ist aber ausgemacht, daß Hall gleich nach der Rückkehr an Bord erkrankte.

Wir lassen nun die Aussagen der Ueberlebenden folgen. Der Proviantmeister und Schiffsverwalter (Steward) Heron äußerte sich in St. Johns auf Neufundland folgendermaßen: Hall war ganz gesund, als er von der Schlittenexpedition zurückkam, aber gleich nachher bemerkte er, daß die Hitze in der Cajüte ihm Uebelkeit verursache. Er verlangte nach Wasser und legte frische Unterkleidung an. Ich fragte, ob er etwas verlange, vielleicht etwas Gutschmeckendes, er wollte aber nur eine Schale Kaffee und trank auch den nicht. Ich hatte während seiner Krankheit keine Unterhaltung mit ihm, außer daß ich fragte, wie er sich befinde oder dergleichen. Er war zwei Wochen lang krank und sprach sehr wenig; in den letzten paar Tagen redete er irre; ich glaube, er war auf einer Seite gelähmt. Hörte nicht, daß Jemand das sagte; es war nur meine eigene Meinung. Der Tod trat nicht plötzlich ein. Hall wurde von Dr. Bessels und Morton gepflegt; sie thaten Alles, um ihm Linderung zu verschaffen, aber es war vergebens. Seine Krankheit machte Alle recht traurig und als er gestorben war, betrübten wir uns sehr.

Capitän Tyson: Hall ist vierzehn Tage krank ge-

Digitized by Google

wesen; erst wurde er gelähmt, dann versiel er in Delirium; bei seinem Ableben war er ohne Bewußtsein; er starb am 8. October. Wir haben ihn etwa 500 Schritt in südöstlicher Richtung vom Observatorium der Polarisbay begraben, das in 81°38′ N., 61°44′ W. an der Küste liegt (solgt eine Beschreibung des Begräbnisses). Hall war allgemein beliebt, und man fühlte, daß sein Tod gerade in einer Zeit, wo das Unternehmen sich so hoffnungsvoll anließ, ein unersetzlicher Verlust war.

Tyson meint, Hall sei am Schlagflusse gestorben, „aber — so sagt der im „Newyork Herald“ vorliegende Bericht — es ist und bleibt doch auffallend, daß eine Krankheit, welche fast ausnahmslos eine rasche Wirkung hat, zwei volle Wochen sich Zeit nahm, bevor sie ihr Opfer hinwegraffte. Tyson sprach sich nicht ganz offen über Hall's Tod aus; er schien sehr betrübt und schwieg über Dinge, die mit seinen Erlebnissen in Verbindung standen und seine Gefühle besonders berührten, schwieg auch über das, was er selber gelitten hat.“

Joe, dessen Frau und Hans Christian scheinen, ihren Aussagen zusolge, sehr viel um und bei Hall während dessen Krankheit gewesen zu sein. Joe spricht besser Englisch und ist weit besser verständlich als Hans, doch ist viel Vorbedacht und Vorbereitung erforderlich, sie mittheilsam zu machen und das, was sie aussagen, nicht unrichtig zu verstehen. Denn ihre Aeußerungen sind vielfach ohne Zusammenhang, sie stoßen das, was sie sagen, in einer so eigenthümlichen Weise heraus, daß es anfangs sehr befremdend erscheint. Aber das dunkle Auge spricht mit, ihre Gesticulationen sind bedeutungsvoll und drücken mit aus, was sie sagen wollen, sie sind Dantominen. Sie machen, jedenfalls allem Anschein nach, den Eindruck, daß sie es aufrichtig meinen; dafür spricht der Ausdruck ihres Gesichts, welches, wie ich glaube, ihren wahren Charakter abspiegelt. Als ich mich zuerst mit Joe, seiner Hannah und Hans in eine Unterhaltung einließ, waren sie sast schüchtern, sehr vorsichtig und zurückhaltend und erst allmälig und wenn ich mit jedem allein mich besprach, ohne daß die beiden anderen zugegen waren, gingen sie ohne Rückhalt mit der Sprache heraus. Alle Eskimos hatten Hall sehr gern. In Bezug auf Hall's Tod gebe ich ihre Aussagen genau so wieder, wie sie mir von ihnen gemacht wurden.

Joe sagte, theils als Antwort auf meine Fragen, theils aus eigenem Antriebe, Folgendes: Hatte Capitän Hall sehr lieb; mag Buddington nicht leiden, der redet immer hinter dem Rücken, will immer Geschichten ausfragen. Hintertheil des Schiffs war zerbrochen. Scharfer Wind als wir vom Schiff abtrieben; konnten nicht an Bord kommen. Einige Leute, die hier (in St. Johns) sind, und einige im Schiffe hatten Zank. Ich ging mit Capitän Hall zu Schlitten nach Norden hin. Als Hall todt war, wollte Buddington nicht mehr gehen lassen. Ich sehe mit zwei Augen und habe zwei Ohren. Ich sagte zu Buddington, ich wolle nach Norden gehen; er wollte mich nicht gehen lassen. Vorher hatte ich mit Buddington vielen Zank. Wir kamen 50 Miles nördlich vom Schiffe, zu Land und auf dem Eise. Fanden Spuren von Moschusochsen auf dem Land. Sonne war beinahe ganz weg als wir wieder ans Schiff kamen. Hall krank; sagte mir: Jemand hat mir etwas Böses gegeben. War zwei Wochen krank. Buddington hat sich gar nicht um ihn bekümmert; denke, das war nicht recht, war darüber sehr verdrießlich; denke, kranker Mann ist auch ein guter Mann. Kehle schwoll ihm an, konnte nicht trinken; sagte, es brenne ihn inwendig. Blieb bei ihm jede Nacht mit einem andern Manne; wenn er schlief, ich wachte; er wachte, ich schlief. Er war in seiner Cajüte; habe viel mit ihm gesprochen; er sprach mit anderen nicht so viel wie mit mir. Habe ihn in der ersten Nacht als er vom Schlitten an Bord gekommen war, nicht gesehen. Sah gut und heiter aus, sprach freundlich. Wir vier (Hall, Chester, Hans und Joe) hatten Kaffee, als wir an Bord kamen; ich meinen in meiner Koje unter der Cajüte, Hall in Cajüte, die beiden anderen in der Kombüse (Schiffsküche). Um zehn Uhr Abends sagt mir meine Frau: Hall sehr krank, hat Erbrechen, aß irgend etwas. Am andern Morgen ich zu ihm gehe, und sage: Was giebt's? Er ganz allein in seiner Cajüte. Er sagt: Bist Du, unrter, Joe? Ich sage: Ja. Er sagt: Hast Du gestern Abend schlechten Kaffee getrunken? Ich sage: Nein. Ich frage ihn, ob er schlechten Kaffee getrunken? Er sagt: War was Böses im Kaffee, den ich gestern Abend getrunken; machte mich krank, ist mir schlimm im Magen. — Hall an diesem Morgen sehr krank; hatte Erbrechen. Nach fünf Tagen sich besser fühlte; wachte auf, sagte, er wolle mein kleines Mädchen sehen und ihr sagen, er denke, daß er es verlassen müsse. War mir das gar nicht angenehm. Als er besser war, nahm er vier Doctorbücher, um nachzusehen, was ihn krank gemacht. Er viel gelesen, sagte zu mir: Der Name da ist es, der mich krank gemacht (Joe bemerkte dabei, daß Hall auf eine Stelle in einem der Bücher hingewiesen habe). Denke, wird etwas Giftiges gewesen sein. Als Hall gestorben war, hat jeder den andern überwacht. Ich verstehe nicht, was sie meinen. Alle besürchten, daß Jemand Gift in Wasser, Brot oder in etwas anderes thue. Es sah mir so aus, als sei er vergiftet worden. Buddington mochte nicht in die Cajüte gehen; hat immer gezankt.

Hans Christian's Aussagen lauten so ziemlich auf dasselbe hinaus, sind aber kürzer. Er ist in seiner ganzen Action ausdrucksvoller als Joe, aber nicht ganz so verständlich. Er ahmte die Symptome von Hall's Lähmung nach; diese scheint die rechte Seite afficirt zu haben. Als er von Hall's Krankheit sprach, äußerte er die bedeutungsvollen Worte: „Ich viel weiß, aber nicht viel Englisch rede.“ Er sprach mehrmals von porrison, das so viel als poison, also Gift bedeuten sollte. „Ich ging zu Schlitten mit Capitän Hall. Schlief auf dem Schiff am Vordercastell. Er war wohl als er vom Schlitten wieder an Bord kam, that lachen und war munter. Sah ihn krank. Joe mir sagte: Capitän ist vergiftet; laß Dir nichts merken; wolle Alles sagen, wenn er nach Amerika komme. Ich hatte ein Buch und schrieb in Eskimo darin auf über Hall's Krankheit. Buch nun verloren. Der Kaffee hat mich, Chester und Joe nicht krank gemacht. Ich weiß Vieles, spreche nicht gut viel Englisch; denke, Jemand hat ihn todt gemacht. Capitän vergiftet.“ (Es ließ sich nicht ermitteln, was die letzten beiden Wörter besagen sollten, dem Zusammenhange nach wohl: Capitän ist vergiftet worden.) —

Diese Aussagen der Eskimos sind ganz geeignet, den Verdacht auf Buddington zu lenken. Tyson und Meier haben in St. Johns wenig verlauten lassen, werden aber, sobald sie amtlich um ihr Zeugniß gefragt werden, Alles aussagen, was sie wissen und was sie meinen.

Daß eine halbe Tasse reinen Kaffees und die Hitze in der Cajüte an Hall's Krankheit und Tode nicht schuld gewesen sein können, ist klar. Die Schlittenreise, von welcher auch seine drei Gefährten feisch und munter zurückgekehrt sind, bot keine Schwierigkeiten dar, und erforderte keine ungewöhnlichen Anstrengungen. Theilweise gelähmt wurde Hall während seiner Krankheit, aber an einem Schlagflusse ist er nicht gestorben, sondern er verendete, nach Heron's Ansage, wie der glimmende Docht einer Kerze. Der Berichterstatter glaubt aus Allem, was er von den Geretteten in St. Johns erfahren konnte, folgern zu müssen, daß Hall das Opfer eines Verbrechens geworden sei, an welchem nur

Digitized by Google

einer oder auch einige auf dem Schiffe betheiligt gewesen sind. Er selbst glaubte, daß man ihm Gift beigebracht habe. War dem so, dann konnte allerdings kein besserer Zeitpunkt als der nach seiner Rückkehr zum Schiffe zur Ausführung der Missethat gewählt werden.

Von nicht geringem Belang ist die Thatsache, daß unter der Mannschaft Zwist, Streit und Uneinigkeit herrschte. Die Leute waren auf dem engen Raum in steter Berührung mit einander, es kamen Unverträglichkeiten und Abneigung zu Tage, die nach und nach zu bitterer und offenkundiger Feindschaft wurden, welche auch gegen Hall gerichtet war. Er hing mit ganzer Seele an seinem Unternehmen, sein ganzes Sinnen und Trachten ging darauf, so weit als möglich und wenn es thunlich war, bis zum Nordpol vorzudringen. Der Winter von 1871 war günstig dafür, er hatte mit der „Polaris", wie schon gesagt, die höchste Breite erreicht, bis zu welcher überhaupt Jemand vorgedrungen ist, und war der Meinung, daß er auch weiter nach Norden auf seine unüberwindlichen Schwierigkeiten treffen werde. Er hatte ermittelt, daß Kane-Morton's angeblliches Polarmeer lediglich ein Sund ist; er war über denselben hinaus gegen Ende des August 1871 bis in den Robeson-Canal gekommen. Die Aussagen seiner Gefährten gehen dahin, daß man damals in das jenseit des Canals liegende Meer hätte eindringen können, daß sich auszudehnen schien, so weit das Auge reicht, etwa 80 bis 90 Miles. Viele Anzeichen deuteten auf ein offenes Wasser, z. B. milde Witterung mit Nebel, welche ein Nordwind herbei trieb. Alles war günstig; man hätte diese Zeit benutzen sollen, weil zu bald ein Umschlag in Wetter und Wind eintreten konnte.

Aber gerade jetzt trat eine Verschiedenheit der Ansichten zu Tage, die verhängnißvoll wurde. Buddington hatte als erster Deckoffizier mehrmals geäußert, daß man nicht weiter nach Norden vordringen dürfe, sondern nothwendig im Port Hope, 78° 20′ N., überwintern müsse, also 240 Miles südlich von dem Punkte, bis zu welchem die „Polaris" schon vorgedrungen war. Davon wollte Hall nichts hören, während Buddington darauf bestand. Dieser schilderte die Gefahren eines weitern Vordringens als sehr groß und auch die damalige Lage des Schiffes als äußerst bedenklich; es sei deshalb geboten, unverweilt umzukehren. Er war als Deckoffizier der Oberste in Bezug auf Alles, was die Schifffahrt anging, und so fügte sich Hall. Das Schiff ging zum Ueberwintern nach der Polarisbay. Die Geretteten sagen, sie könnten nicht absehen, weshalb das Schiff habe umkehren müssen. Bevor das letztere geschah, hatte Hall mit Tyson, dem Steuermann Chester und Buddington eine Besprechung, in welcher Tyson sich entschieden für Hall's Ansichten erklärte, er wurde jedoch überstimmt. Es muß dahin gestellt bleiben, ob bei weiterm Vordringen die Expedition von Erfolg gekrönt sein würde. Buddington war, kraft seiner Stellung, Meister der Lage; er sprach: „Bis hierher seid Ihr gekommen und weiter sollt Ihr nicht gehen, und so mußten die anderen, wenn auch mit Widerstreben, ihm Folge leisten. Wir wissen nicht, durch welche Beweggründe Buddington zu seinem Verfahren bestimmt worden ist. Er war mit den arktischen Gegenden bekannt und mußte wissen, daß das Umkehren ebenso gefährlich war wie ein Vordringen, und daß es auf fünf hinaus kam, wo das Schiff einfror und überwinterte. Der Umstand, daß Tyson mit Hall einerlei Meinung war, spricht gegen Buddington. Wenn irgend wen die Schuld des Mißlingens der Expedition trifft, so fällt sie auf Buddington, falls er, wenn er noch am Leben sein sollte, nicht im Stande ist, sein Verfahren, das jetzt unbegreiflich erscheint, genügend und gründlich zu rechtfertigen.

Der Winter in der Polarisbay war für jene Breite mild. Capitän Tyson sagt, die Temperatur habe vielfach auf Null gestanden, aber 5, 10 und 15° unter Null. Am Schlusse des ersten Winters zeigte sie einmal 58° unter Null. März war der kälteste Monat und während desselben stand das Thermometer durchgängig unter 40 Grad. Es war viele Feuchtigkeit in der Luft, das Wetter sehr nebelig, Nordlicht wurde selten beobachtet. Im Eise kamen unaufhörlich Brüche vor und es wurde fortwährend nach Süden hingetrieben. Heftige Stürme waren sehr häufig und Tyson äußert: „Den Nordpol haben wir allerdings nicht gefunden, wohl aber so zu sagen den Windpol." Der Sturm war so heftig, daß er 50 und 60 Miles in der Stunde zurücklegte. Er wirbelte auf dem Eise Steine empor, die er dortHin schon von den ein paar Miles entfernten Bergen geweht hatte. So heftig war der Sturm, daß er mehrmals die Gelehrten bei ihren wissenschaftlichen Beobachtungen umgerissen und platt auf den Boden geworfen hat. —

Auch Tyson will aus dem bewölkten Himmel und den Nebeln folgern, daß unmittelbar nördlich von der Stelle, bis zu welcher die „Polaris" gekommen war, ein — „ausgedehnter Ocean" (!!) vorhanden sei, „ein Ocean, der mit Treibeis umgeben war. Wir hätten unsere Fahrt nach Norden hin fortsetzen und durch den Robeson-Canal wohl in diesen Ocean eindringen können, da wir Kohlen vollauf hatten. Ich bin der Ansicht, daß das Land dort, welches und vom Spitzbergenschen Meere trennte, nur schmal ist; es wurde jedoch kein Versuch gemacht, dasselbe zu überschreiten; wäre das der Fall gewesen, so hätte man über die Beschaffenheit der Gegend auf der andern Seite Kunde bekommen" *).

„Zwei Versuche, im Norden einen Hafen ausfindig zu machen, schlugen fehl. Ich weiß nicht, was für Gründe man hatte, nun die Polarisbay zum Ueberwintern zu wählen. Buddington wünschte dafür Port Hope, wo Hayes überwintert hat. Nach Hall's Tode hatte er das Commando, hielt aber keine Disciplin; Hall dagegen hielt strenge Ordnung. Wir verachteten Buddington, weil er log, betrog und stahl. Beim Schiffsvolke war Hall anfangs unbeliebt, aber das änderte sich, weil man sah, daß er neben strenger Zucht auch Milde (love) walten ließ, und daß Alles, was er that, für das allgemeine Beste geschah. Wenn die Leute sein würdiges Verfahren mit dem gemeinen Auftreten (meanness) Buddington's verglichen, so konnten sie Hall's Verlust nur um so mehr beklagen."

Es scheint, als ob am 8. Juni 1872, unter Tyson's Leitung ein Versuch gemacht wurde, mit zwei Booten weiter nach Norden zu gelangen. Das eine vom Steuermann

*) Auf Tyson's Vermuthung über einen „ausgedehnten Ocean" ist natürlich weiter kein Werth zu legen; wahrscheinlich hat er sich, wie vor ihm schon andere Polarfahrer, eine Fata Morgana vorgespiegelt; er nahm an, was er wünschte. War doch Kane's Gefährte Morton am Bord der „Polaris", derselbe Mann, der mit so viel breister Zuversicht in die weite Welt hinaus rief, daß er das offene Polarmeer gefunden und gesehen habe. Dieser Phantasiestuff fand bei vielen Leuten Glauben, und was ist dann anderthalb Jahrzehnte über „Morton's offenes Polarmeer" geschrieben worden, und in welche Combinationen hat man sich verloren! Und nun war derselbe Morton Augenzeuge, daß sein so pomphaft verkündetes Polarmeer, das ihm zufolge in unabsehbarer Weite offenes Wasser hatte, eine keineswegs breite Meeresstraße mit Eis ist. Als er sie vor etwa achtzehn Jahren sah, war diese gerade ein offenes Wasserloch. Wir unsererseits haben uns von vornherein sehr ruhig und kritisch gegenüber einer Behauptung verhalten, die uns unbegründet erschien, und brauchen uns heute nicht vorzuwerfen, daß wir die Dinge sanguinisch aufgefaßt hätten. Wir berufen uns auf unsere Einleitung zu der von Seydt besorgten deutschen Bearbeitung von Kane's Polarreisen. Leipzig 1856.

A.

Digitized by Google

Chester geführte Boot wurde am 7. Juli vom Eise zerquetscht, das andere aufs Land gezogen. Die Bemannung ging dann eine Strecke von 25 Miles auf dem Lande nach dem Schiffe zurück. Buddington rief, er habe sie dort nöthig, denn das Schiff sei leck. Sie warteten auf eine Gelegenheit, auf dem Eise nach Norden vordringen zu können, es stellte sich aber keine ein; sie konnten auf demselben nicht gehen, denn Stürme aus Nordost thürmten Eismassen zusammen, die dann nach Süden trieben, und in Hammocks zerquetscht wurden (— d. h. in Eisklumpen, die auf einer Flarde liegen —). Das war im Robeson-Canal, 81°44′ bis 82°20′ oder 25′. Als die Leute dann zum Schiffe zurückgekommen waren, fanden sie dasselbe keineswegs in bedenklichem Zustande, gar nicht so, wie man ihnen vorgestellt hatte. Allerdings war ein altes Leck da, welches die „Polaris“ 1871 bekam, als sie an eine Eismasse anrannte. Diese wurde von Hall als Berg der Vorsehung bezeichnet, weil das Schiff den ganzen Winter über an der Seeseite derselben lag.

Buddington gab die Expedition auf und trat am 12. August die Rückreise an. Bis zum 15. October war das Schiff von 80°2′ bis 77°35′ N. getrieben worden. Hier hatte es heftigen Sturm aus Südost, wurde durch Eismassen und Berge eingeklemmt und dann durch das Eis und dem Wasser gehoben; es ging nur noch 6 Fuß tief, und legte sich bei Ebbe auf die Seite. Bei 6 Fuß Wassertiefe brach das Heck ab und es sprangen Planken los. In der Nacht vom 15. befürchtete man, daß es zerdrückt würde, und da gejagt wurde, daß es sehr leck sei, kam Befehl, die Vorräthe auf das Eis zu schaffen. Das geschah auch zwei bis drei Stunden lang; dann hörte der Eisdruck auf. Tyson ging nun an Bord und fragte Buddington, ob das Schiff mehr Wasser als gewöhnlich mache; die Antwort war Nein. Tyson trat an die Pumpen und sah, daß es nicht mehr Wasser mache, als den ganzen Sommer über geschehen war; dann ging er wieder auf das Eis zurück. Die bei Labrador Geretteten befanden sich auf dem Eise beim Schiffe neben den geborgenen Vorräthen, die übrigen Leute waren an Bord; da begann das Eis zu krachen und zerbrach schon nach wenigen Minuten in Stücke. Das Schiff riß von seiner Verankerung und verschwand bald in Sturm und Dunkelheit.

Auf dem Eise befanden sich die meisten schon aus dem Schiffe gebrachten Vorräthe. Davon bargen die Geretteten für sich 14 Büchsen Pemmikan, 11½ Sack Brot, 10 Dutzend Kannen, jede mit einem oder zwei Pfund präservirtem Fleisch und Suppe, 14 Schinken, einen kleinen Sack mit 20 Pfund Chocolade, einige Wasserschöpfeimerchen, einige Decken, mehrere Flinten und viel Schießbedarf.

Ueber die Berankerung des Schiffes in jener Nacht hat Heron Folgendes ausgesagt: Dasselbe befand sich in großer Gefahr, es knatterte und krachte, wenn aber die Berankerung sorgfältig vorgenommen wäre, würde es wohl gehalten haben. Die Taue in den Bordertüllen gaben nach, rissen aber nicht; man hatte die Arbeit von einem Feuermanne, nicht von einem gelernten Seemanne thun lassen. Die Verankerung war an derselben Eisflarde befestigt, auf welche man, in Erwartung dessen, was kommen konnte, Vorräthe, Frauen und Kinder gebracht hatte. —

Die Leute auf dem Eise, welche dann im Stiche gelassen wurden, sind der Ueberzeugung, daß Buddington sie mit Vorsatz ihrem Schicksale preisgegeben habe. Er nahm an, daß das Eis brechen würde; wenn er nur gewollt hätte, daß Tyson und die übrigen an Bord kommen sollten, so konnte er ihnen die Dinge so darstellen, daß sie in einem so kritischen Augenblicke sich nicht auf dem Eise befunden hätten. Aber er gab ihnen gar keine Andeutung, keinen Wink. Die „Polaris“ trieb auch keineswegs so rasch fort, daß man die Leute aus ihrer gefährlichen Lage nicht hätte erlösen können, aber es kam keine Rettung. Deshalb drängt sich die Annahme auf, daß Buddington sich Tyson's, eines ihm unbequemen Gefährten, habe entledigen wollen. So benutzte er die günstige Gelegenheit, unbekümmert um die Folgen, und überließ jene neunzehn Menschen, die zu retten seine Pflicht gewesen wäre, ihrem Schicksale. Fünf davon waren Frauen und Kinder. Die Unglücklichen wußten, daß das Schiff langsam forttrieb; ringö um sie herum brach und schwamm Eis und jeden Augenblick waren sie in Gefahr, zermalmt zu werden oder zu versinken. Dann sahen sie, wie das Schiff weiter ging, daß sie dem Eis und den Wellen preisgab und das sie ihrerseits nicht erreichen konnten. In jedem Falle, so sagen sie, fällt auf Buddington schwere Verantwortlichkeit. Wenn er in der Nacht keine Hülfe bringen konnte, so war sie doch am folgenden Tage sehr wohl ausführbar. Das Wasser ersichien für die Fahrt offen genug, und das Schiff war noch keineswegs weit fort von der Stelle, wo es abgetrieben wurde. Die „Polaris“ hatte, wie schon gesagt, Kohlen vollauf an Bord. Weshalb kehrte Buddington nicht um, während er mit geringer Anstrengung sie hätte holen können? Heron sagt: Ich rannte (als das Eis brach) nach dem Schiffe hin und rief nach einem Tau; sie wollten mir aber keins zuwerfen. Buddington und Chester standen auf der Fallreepstreppe und hätten mir recht gut eins zuwerfen können. Ich war mit vier anderen auf dem Stück Eis, auf welchem die Mundvorräthe lagen; es krachte und trieb fort. Ich kam in einem kleinen Boote wieder nach der Eisflarde.

Tyson sagt: Ich hätte noch in jener Nacht an Bord des Schiffes kommen können und wäre jetzt auf demselben, aber ich wollte die Frauen und Kinder nicht im Stiche lassen. Es war meine Pflicht und Schuldigkeit, auf dem Eise zu bleiben. Ich dachte, Buddington würde uns am nächsten Tage holen, und dann wäre er recht gut im Stande gewesen. Der Bruch der Eisflarde, an welcher das Schiff verankert war, erfolgte dadurch, daß sie zwischen das Land und mehrere stark an einander gedrängte Eisberge geschoben wurde. Derselbe erfolgte um neun Uhr Abends; Temperatur Null, vorher 19 über Null. Wir retteten nur etwa den zehnten Theil der Vorräthe, welche sich auf dem Eise befanden. —

Als die „Polaris“ fort war, legten sich die Berlassenen auf das Eis hin und schliefen, nur Tyson allein blieb die ganze Nacht hindurch munter und paßte auf. Am andern Morgen war das Schiff nicht zu sehen. Sie wußten, daß die ihnen verbliebenen Vorräthe nicht für den ganzen Winter ausreichen konnten, und bemühten sich deswegen ans Land zu kommen und nachzusuchen, ob dort irgendwo Menschen wären, welche ihnen für den Winter mit durchhelfen könnten. Sie waren halbwegs der Küste nahe; die Boote waren schwer beladen, man kam in dem schweren Treibeise nicht vorwärts und so mußte man die Boote wieder aufs Eis ziehen. Da kam die „Polaris“ wieder in Sicht, unter Dampf und Segel und steuerte in nordwestlicher Richtung um einen Vorsprung. Statt Rettung zu versuchen, dampfte sie der Küste entlang. Die auf dem Eise banden einen schwarzen Gummirock an ein langes Ruder, dessen Farbe sich scharf vom Eise abhob und als Signal leicht zu erkennen war. Das Schiff war damals etwa 8 bis 9 Miles von der Flarde entfernt und muß das Signal gesehen haben. Aber es fuhr um die Landspitze herum hinter die Northumberlandinsel. Als nun der Wind aus Nordosten kam, trieb die Flarde südwärts. Nordöstlich von der genannten Insel lag die „Polaris“ in einer kleinen Bucht, mit eingetroffen Segeln und ohne Rauch. Die Berlassenen versuchten nun, die Boote über die Flarde hinüberzuziehen in

Digitized by Google

der Richtung nach Osten, um ins Wasser zu kommen, die Küste zu erreichen und von dort an das Schiff zu gelangen. Sie zogen auch ein Boot hinüber, brachten es ins Wasser und versuchten an die Küste ein wenig unterhalb des Schiffes zu kommen. Aber ein Sturm mit Schneetreiben warf sie zurück und sie mußten das Boot wieder auf das Eis ziehen. Damals war das Schiff nur 4 bis 5 Miles von der Küste entfernt. Das Eis zwischen dem Schiffe und der Küste war, nach Tyson's und Joe's Aussagen, so beschaffen, daß jeder Dampfer durch dasselbe hätte fahren können. „Wir erkannten durch das Fernrohr die Leute am Bord und sie konnten uns sehen." —

Tyson ist der Ansicht, daß Buddington mit seinen Anhängern von vornherein Zerwürfnisse auf das Schiff gebracht habe. Hall wollte, wie gesagt, so weit als möglich nach Norden vordringen, und dem arbeitete jener entgegen. Nach Hall's Tode waren die meisten Anderen dafür, doch nach Norden zu fahren; da sagte Buddington, er wolle die erste beste Gelegenheit benutzen, sie in die Hölle zu spediren. Buddington sei ein Erzhalunke, der sie mit Vorsatz geopfert habe. Meier sei ein energischer Mann und tüchtig in seinem Fache.

„Nach Hall's Tode herrschten die Deutschen auf dem Schiffe, auf dem nun keine Ordnung und kein System mehr war. Besseld und Bryant waren ganz dafür, daß man weiter nach Norden dringen solle."

So lauten im Wesentlichen die Aussagen der Geretteten, die wir geben, wie sie ein Correspondent des „New York Herald" (Nummer vom 21. Mai) aus St. Johns vom 14. Mai meldet; derselbe hat sie aus dem Munde der Genannten. Während wir schreiben (12. Juni) werden Tyson und die Uebrigen wohl schon in Washington sein und der Regierung in amtlicher Weise Mittheilungen machen, die dann auch Zusammenhang in die vereinzelten Notizen bringen. Man wird nichts versäumen, um den Sachverhalt zu ermitteln, und rasch einen Dampfer aussenden, um die „Polaris" aufzusuchen. Es heißt, daß dem bekannten Polarforscher Dr. Hayes die Leitung übertragen werden solle, und daß man die „Polaris" zunächst bei der Northumberlandinsel auffuchen müsse, weil sie dort wohl überwintert haben wird und man darauf rechnen dürfe, ihre Spuren zu finden, vielleicht auch schriftliche Nachrichten über das, was ihr begegnet ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die Tiefseeforschungen des Challenger und der Golfstrom.

Das Schiff war am 9. Mai zu Valisax in Neuschottland eingelaufen, nachdem es eine Sectionslinie zwischen Bermuda und Neuyork belahren hatte; es nahm Kohlen ein und ging am 19. Mai wieder nach Bermuda. Zwischen hier und der amerikanischen Küste fand man den Meeresboden ziemlich eben; das Maximum der Tiefe, 2850 Faden, war etwa 150 Seemeilen vom Lande entfernt; dann stieg der Boden ziemlich steil an bis zu geringen Tiefen. Unmittelbar außerhalb des Golfstromes fand man 2425 Faden (zu 6 Fuß), innerhalb aber nur 1700. Im Golfstrome selbst erreichte die Leine bei 2625 Faden Länge noch keinen Boden, es ist aber möglich, daß die rasche Oberflächenströmung, welche gegen den obern Theil der Leine drückte, dieselbe aus der senkrechten Richtung getrieben hat. Der Golfstrom war etwa 60 Meilen breit, und der Druck, welchen er ausübte, nicht zu verlennen, denn er zog in einer Schnelligkeit von mehr als 3 Meilen am Schiffe vorbei. Die während der Fahrt beobachteten Temperaturreihen sind von großer Wichtigkeit; sie thun dar, daß ein Streifen warmen Wassers von etwa 64° F. und einer Dicke von 400 Faden vom östlichen Rande des Golfstromes bis ganz in die Nähe Westindiens reicht, mit Einschluß von Bermuda; er bewirkt eine Erhöhung der Mitteltemperatur an seinem Oberflächenwasser, die beträchtlicher ist als in der correspondirenden 600 bis 700 Meilen weiter südlich liegenden Wasserschicht. Wenn dieser Streifen in Verbindung steht mit jenem ihm ähnlichen, nur 8° kältern, welchen wir auf der entgegengesetzten Seite des Atlantischen Oceans, auf der Höhe der Küsten Europas verfolgen können, — und diese Verbindung ist sehr wahrscheinlich, — dann wird man die bisherigen Annahmen in Betreff des Einflusses, welchen der Golfstrom auf das europäische Klima ausübt, einer sorgfältigen Prüfung unterziehen müssen; denn bisher war ja immer nur dasjenige Volumen des Golfstromes in Betracht genommen, welches er hat, indem und nachdem er aus der Straße von Florida gekommen. Wie viel Gewicht man auch auf seine Wärme spendenden Eigenschaften legen möge, — jener gewaltige Wassermasse, welche, 1000 Fuß tief, sich nur langsam fortbewegt und den ganzen nördlichen Theil des Atlantischen Oceans einnimmt, muß in der combinirten, allgemeinen Modification des Klimas eine nicht geringe Wirkung zuerkannt werden. Man hat in Betreff dieses Wärmevorrathes verschiedene Muthmaßungen, über welche auf der Fahrt des Challenger zwischen dem Golfstrom und den Azoren Beobachtungen angestellt werden sollen. Möglicherweise verwellt jedoch das Schiff nicht lange genug in jenen Meeresstrichen, um diese Arbeit zu vollenden. Es soll baldmöglichst nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung gehen, um von dort aus während der günstigen Jahreszeit das Antarktische Meer zu erforschen. Am Bord wird bedauert, daß man auf die Lösung einer so wichtigen Frage vorerst wohl wird verzichten müssen; es ist aber die Aufgabe der Expedition, so viele neue Gebiete der Forschung wie nur immer thunlich zu erschließen und die kostbare Zeit nicht auf einen einzigen Punkt zu verwenden und Beobachtungen zu vervollständigen, die von Anderen bequem und mit weniger Kostenaufwand angestellt werden können. Es scheint, daß die kalten Oberflächenströmungen, welche den amerikanischen Küsten entlang nach Süden gehen, nur die oberen Wasserschichten erkälten; die tieferen bleiben von ihnen unberührt. Die bisher angestellten Temperaturbeobachtungen thun dar, daß das kalte Wasser in den Grundtiefen des Atlantischen Oceans aus einer antarktischen Quelle kommt. —

Wir wollen nicht unterlassen hier zu bemerken, daß in der neuen Ausgabe des Stieler-Petermann'schen Atlasses (Gotha, bei Justus Perthes) sich eine vortreffliche Karte (No. 12) des Nordatlantischen Oceans, von Hermann Berghaus befindet. Sie zeigt die Ergebnisse der bisherigen Tiefmessungen, die wichtigsten Seewege, die unterseeischen Kabel und die Ueberlandtelegraphen. Die verschiedenen Tiefen sind durch verschiedene Nüancen von Blau sehr übersichtlich und plastisch zur Anschauung gebracht worden.

Digitized by Google

Die Verwilderung der Neger auf Haiti.

Wir haben jüngst (XXIII, S. 311) angeführt, was Hazard in seinem Werke über Sanct Domingo über die zunehmende Barbarei der schwarzen Leute auf dieser Insel sagt. Der unaufhaltbare Rückschlag zur urafrikanischen Rohheit ist zwar für Jeden, der mit den Verhältnissen Westindiens auch nur einigermaßen bekannt ist, nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, aber die Pseudophilanthropen lehren allen Thatsachen den Rücken und schweigen über dieselben. Sie haben einmal die Formel: „Mensch ist Mensch und einer ist so gut und bildungsfähig wie der andere“ als unverrückbare Arche im Kopfe sitzen und lehren dem gesunden Menschenverstande und den so heuflichen Lehren der Völkerkunde den Rücken; was nicht in ihre Formel paßt, wird einfach ignorirt, ist für sie gar nicht in der Welt. Die haitische Regierung warnt in ihrem Moniteur vor der Menschenfresserei, die überhand nehme, läßt auch dann und wann etliche des Kannibalismus überweisene „schwarze Franzosen“ hinrichten, aber das macht ja weiter nichts aus; Haiti ist ja „Republik“, also doch wohl der europäischen Monarchie weit voraus? Es hat ununterbrochen Revolutionen und Bürgerkriege, hat sogar „Kaiser“ gehabt; also steht es doch wohl auf der ganzen Höhe moderner Civilisation.

Neulich wie Hazard und andere verständige Leute, welche aus eigener Anschauung beobachteten, hat sich im März zu Neuyork ein eifriger Abolitionist in einem öffentlichen Vortrage geäußert, Bischof Cleaveland Coxe, ein Presbyterianer, der im Interesse der Mission die Insel besuchte. Er schildert zunächst das „Land der hohen Berge“, denn das sei die Bedeutung des Wortes Haiti und dessen überschwänglicher Fruchtbarkeit. Das Land sei herrlich, — aber die Menschen? Er, Coxe, habe auf seinen weiten Wanderungen nur eine einzige Zuckerplantage gesehen und diese galt für eine Curiosität. Von den etwa 600,000 Haitiern bestehe etwa der sechste Theil aus Mulatten, die übrigen seien absolummt Neger, die kaum eine Stufe über der Barbarei ständen. Ein farbiger Missionär, Herr Holly, habe sich große Mühe gegeben, das Christenthum unter ihnen zu verbreiten. Er führte einige hundert Schwarze aus Newhaven in Connecticut nach Haiti, aber nach wenigen Monaten war die Hälfte einer Epidemie erlegen und die übrigen kamen nach Nordamerika zurück. Ich war, sagte Coxe, höchlich erstaunt über die unglaublichen Barbareien, welche ich vielfach auf Haiti fand. Die Mehrzahl der dortigen Neger ist so unreinlichist wie jene im Innern Afrikas; im Innern der Insel finden wir dasselbe Fetischwesen; etwa 100,000 nennen sich katholische Christen. Alle Ausschweifungen des Fetischdienstes gehen im Schwange; ebenso der wildeste Aberglaube; die Verehrung böser Geister spielt eine große Rolle. „Am schlimmsten bleibt, daß diese Neger nicht bloß Wilde und Fetischanbeter sind, sondern auch Cannibalen; bei ihren Jahresfesten schlachten und fressen sie ihre eigenen Kinder, welche zuvor gemästet worden sind, um als Opfer zu dienen. Diese wilden blutigen Orgien werden manchmal in unmittelbarer Nähe einer Capelle gefeiert, in welcher ein schwarzer Missionär mit einer kleinen Anzahl Bekehrter seinen Gottesdienst abhält!“

Schröder's Wanderungen auf Cypern.

Herr Dr. P. Schröder, über dessen Reise wir im „Globus“ Bd. XXII, S. 29 berichteten, hat im März dieses Jahres eine erste dreiwöchentliche Tour durch den Norden und Westen der Insel Cypern zurückgelegt und gedachte Anfangs April nach dem Osten der gebirgigen Halbinsel Karpasia aufzubrechen. Er besuchte unter anderen die größte Stadt der Insel Nikosia, dann Lapithos (das alte Lapethus), die noch ganz unbekannte Gebirgslandschaft Tylliria und die Abhänge des Troodos (Chionodes der Alten), den höchsten Punkt der Insel. Dann trhte er über die antiken Trümmerstätten von Paphos, Amathus und Idalion nach Larnaka zurück. Mit seiner geographischen Ausbeute war er bislang sehr zufrieden, da er große Lücken der bisherigen Karte ausfüllen und wesentliche Verbesserungen anbringen konnte. „Das Reisen in Cypern — so schreibt er uns — ist außerordentlich beschwerlich und strapazenreich. In den elenden Dörfern ist auch nicht der geringste Comfort zu finden. Einige Male habe ich nicht einmal ein Kissen oder eine Matratze auftreiben können, sondern mußte, wie es in der Tylliria Landessitte ist, auf dem nackten Fußboden schlafen. Die Wege in den Bergen sind unbeschreiblich schlecht und die Nahrung ist höchst mangelhaft, namentlich jetzt während der fünfzigtägigen griechischen Fasten.“ Danach scheint es wahrlich nichts Geringes, in dem durch türkische Mißwirthschaft und Heuschreckenplage heruntergekommenen Lande auf geographische und archäologische Entdeckungen auszuziehen. (Vergl. übrigens den Aufsatz: „Neue Ausgrabungen auf der Insel Cypern“ auf Seite 72 in Band XXIII des „Globus“.)

* * *

— Die Nachrichten aus der Capcolonie von Ende Aprils lauten günstig. Die Jahreseinnahme von 1872 hatte jene von 1871 um etwa 300,000 Pfd. Sterl. übertroffen und für alle öffentlichen Arbeiten, Eisenbahn und Telegraphen aufgenommen, sind vollauf Geldmittel verfügbar. Das Project zur Bildung eines Staatenbundes sämmtlicher südafrikanischen Colonien wird augenblicklich nicht weiter verfolgt. Für den Bau der Eisenbahnen soll eine Anleihe von 600,000 Pfd. Sterl. aufgenommen werden. Man wünscht eine möglichst starke Einwanderung aus Deutschland, und hat Arbeiter von der Insel St. Helena kommen lassen. — Jenseits des Kéisstromes lagen die Eingeborenen unter einander in Fehde und deshalb ist die Truppenzahl an der Grenze vermehrt worden. — Bei Leydenburg in der Transvaal-Republik wird viel Alluvialgold gefunden; die Kupfergruben im Namaqualande geben reichlichen Ertrag. — Die Regierung von Westgriquatland hat mit dem Ausschusse der Diggers die Frage erörtert, ob es den in den Gruben arbeitenden Kaffern noch länger gestattet werden dürfe, Arbeitsleid zu geben, oder ob man sie zwingen solle, einige Kleidungsstücke anzulegen. Der letztere Vorschlag wurde mit 10 gegen 4 Stimmen verworfen, weil ein derartiger Zwang den ohnehin knappen Arbeitsmarkt nur noch mehr beeinträchtigen werde. Also Noth um Arbeiter auch im Lande der Kaffern und Bastardhottentotten!

— Wir lesen soeben, daß in einem Berichte des Marineamtes zu Washington (20. Juni) gesagt wird, „Hall sei eines natürlichen Todes gestorben und Tyson mit seinen Leuten nur zufällig von der „Polaris“ getrennt worden“. Wir müssen abwarten, in welcher Weise diese Angaben bewiesen worden sind, mit dem, was die Eskimos, Tyson und Heron in St. Johns ausgesagt haben, stimmen sie nicht. Bestätigt wird, daß Morton Kane's angeblich offenes Polarmeer allerdings nur ein Sund sei, welcher durch eine Ausdehnung des Kennedy-Canals nach Osten hin gebildet wird. Die Einfahrt sei 20 Miles breit; er dehne sich weit nach Norden hin aus.

Inhalt: Aus Wereschagin's Wanderungen in Turkestan. (Mit sieben Abbildungen.) — Erforschung und Geschichte des Kaspischen Meeres. (Mit vier Abbildungen.) — Das dunkle Drama auf Capitän Hall's Dampfer „Polaris“. — Aus allen Erdtheilen: Die Tiefseeforschungen des Challenger und der Golfstrom. — Die Verwilderung der Neger auf Haiti. — Schröder's Wanderungen auf Cypern. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 25. Juni.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Skizzen aus Neugranada.

I.

Im Stromthale des Cauca.

Von Medellin nach Antioquia. — Anbau der Gegend. — Savannenbrand in der trockenen Jahreszeit. — Flucht einer Schlangenarmee. — Die Musik liebende Iguana. — Schwimmstöße und Fähren. — Die Banane. — Die Einwohner Antioquias. — Krankheiten; die Curate, und das Quecksilber als Heilmittel. — Die Feier des Frohnleichnamsfestes.

Das vom Cauca durchströmte Thal bildet eine der interessantesten und schönsten Landschaften in Neugranada, oder, wie man amtlich sich ausdrückt, der Republik Colombia. Wir haben schon früher einige Schilderungen dieser tropischen Region gegeben und sind dem Dr. Saffray auf seiner Wanderung bis Medellin gefolgt (Bd. XXII, S. 352 ff). Wir wollen ihn nun auf seinem Zuge zunächst nach Antioquia begleiten.

In Medellin führt eine schöne, dauerhaft gearbeitete Brücke über den Fluß; sie gilt für ein „Wunderwerk“ in einem Lande, in welchem Brücken noch zu den Seltenheiten gehören und wo man erst in den letztverflossenen Jahren mit einigem Eifer daran gegangen ist, die Verbindungen zu erleichtern und Wege zu bauen. Jene Brücke ist das Werk eines deutschen Maurers, der mit großem Geschick alle Schwierigkeiten überwand. In der Umgegend der Stadt, dem nach Antioquia führenden Wege entlang, ist das schöne Thal mit Landhäusern und Maierhöfen förmlich überstäet, und der Grund und Boden in einer so sorgfältigen Weise angebaut, wie sonst nirgends im Lande. Man sieht leichte Pflüge, die von Ochsen gezogen werden, auf den Maisfeldern und den mit Zuckerrohr bestellten Aeckern; die Dörfer sind reinlich, die Umfassungsmauern mit Kalk beworfen und geweißt und die Bewohner erscheinen recht behäbig. Weiterhin schlängelt sich der Weg in vielen Krümmungen an der Cordillere hinauf, man gelangt in ein wildes Gebirgschaos und befindet sich bald in einer kalten Gegend, deren Pflanzenwuchs einen scharfen Gegensatz zu jenem des heißen Thales bildet, welches man vor wenigen Stunden verlassen hat. Der Weg ist beschwerlich und führt häufig durch enge Schluchten oder an steilen Abhängen hin; vielfach muß man auch Bergwasser durchwaten, bis man oben auf eine Fläche gelangt.

Dort hat man einen Blick auf die westliche Cordillere, diese gewaltige Schranke, welche das große Thal vom Stillen Ocean trennt; man übersieht einen weiten Raum und die Dörfer San Jeronimo und Sopetran, die beiden einzigen in der Provinz, wo Reis gebaut wird. Da und dort bemerkt man Oasen von Königspalmen; der Strom zieht unten im Thale hin und die Sonne brennt auf die rothen Dächer der Stadt Antioquia. In diesem etwa 12 bis 15 spanische Meilen umfassenden Panorama erscheint dem Wanderer, welcher aus der heißen Region heraufgekommen ist, Alles neu; die Abhänge der Hügel sind mit kurzem Grase bewachsen, und wie schon angedeutet, die Vegetation ist eine ganz andere. Jetzt, in der trockenen Jahreszeit, war seit länger als drei Wochen kein Regentropfen gefallen und das Gras so völlig verdorrt, daß die Landleute es abbrennen konnten; wenn dann nasses Wetter eintritt, bildet die Asche einen vortrefflichen Dünger und, da der Brand die Wurzeln unversehrt läßt, prangt die Wiese nach einiger Zeit wieder in prächtigem Grün.

Digitized by Google

Als ich, ſo erzählt Saffray, den Lauf des Feuers, das an einem Hügelabhange raſch hinlief, betrachtete, ſcheie mein ſchwarzer Diener hell auf und lief ſpornſtreichs ins Weite. In demſelben Augenblicke bemerkte ich eine ganze Armee von Schlangen, große und kleine von verſchiedenen Farben, und hörte ihr Gezisch. Nachdem ich mein Pferd einige Schritte abſeits gelenkt hatte, war ich Zeuge eines ganz eigenthümlichen Schauſpiels. Die durch den Brand des Grafes aus ihren Lagern und Schlupfwinkeln vertriebenen Schlangen waren wirr und wild in Unordnung geflohen und offenbar ſehr zornig. Der breite Weg bot ihnen Raum zur Flucht, und jetzt ſchien die Sonne auf dieſe Hunderte und aber Hunderte von Kriechthieren. Sie nahmen die Richtung nach einem Walde hin, und als ich ihnen nachreiten wollte, um noch ferner zu beobachten, wollte mein Pferd der ſehr ſcharf riechenden Spur nicht folgen. Mein Neger Fauſtin war vor Schreck umgefallen und hatte ſich dann allen Heiligen ſeines Paradieſes empfohlen.

Die große Thalebene des Cauca gleicht in der trockenen Jahreszeit, nachdem die Maisernte vorüber iſt, einer von Oefen überſprengelten Wüſte; der harte Erdboden erdröhnt unter dem Hufſchlage der Pferde, ein dünner, recht läſtiger Staub erfüllt die Luft und wenn ein heißer Wind geht, fiebert es einem im Kopfe. In weiter Ferne ſieht man Cacaopflanzungen, deren dunkeles Grün ſich ſcharf von der gelben Umgebung abhebt. Dieſes jetzt brennend heiße Land, weil kein Wölkchen am Himmel ſteht, hat aber doch ſeine eigenthümlichen Reize. Im Flußbette liegen auf weiteren

In einer Vorſtadt von Antioquia.

oder geringeren Entfernungen lange Streifen von Sand und Kieſeln, und auf dieſen wachſen verkrüppelte Cactus, ſtachelige Mimoſen und einige harte Gräſer, welchen allen die Glühhitze nichts anhaben kann; das Seeuvium und die Gomphrena ſind ja wahre Salamander der Pflanzenwelt. Aber man ſieht keinen Vogel, kein Inſect, und ſelbſt die Fliege, welche doch ſo ſehr die Sonne liebt, ſucht hier den Schatten auf. Nur allein das Heimchen, das ſich im Gezweige einer Tamarinde aufhält, läßt ſich hören, und aus weiter Ferne dringt ans Ohr ein dumpfes Brauſen; es iſt das des Canca, der über das Geſtein ſeiner Stromſchnellen fließt.

Sobald man ihm ſich nähert, ſind Boden und Luft nicht mehr trocken und ſofort wird die Vegetation überaus üppig. Man gelangt an undurchdringliches Röhricht und Geſtrüpp von Bambus und Cacteen; bald nachher treten hohe Bäume auf, an welchen ſich Lianen bis hoch ins Gezweig hinauf ſchlingen und in denen Schaaren von Affen ihr munteres Spiel treiben. Am Ufer ſonnt ſich die große Eidechſe, deren Kamm gezahnt iſt. Die Neger jagen dieſe über drei Fuß lange Iguana des ſaftigen, wohlſchmeckenden Fleiſches und der Eier wegen und fangen das Thier in folgender Weiſe. Die Iguana liebt, gleich anderen Eidechſen, die Muſik, und läßt ſich gern, nach Art der Papageien, am Halſe kitzeln. Der Jäger nimmt nun eine etwa zehn Fuß lange Ruthe, an deren Ende er eine laufende Schlinge befeſtigt hat, und fängt dann zu pfeifen an. Die Iguana hört dieſen eintönigen Melodien gern zu, ſchwellt ihren Kropf auf, bewegt den Kopf hin und her und auch der Schwanz geräth in ein leichtes Wackeln. So kommt ſie näher, die Muſik wird dann leb-

Digitized by Google

haften und die Eidechſe ſtellt ſich auf die Vorderfüße; ſie iſt wie bezaubert. Nun bringt der unabläſſig pfeifende Neger langſam ſeine Ruthe an den Hals der Iguana, flicht ihr damit am Kropfe, was ſie ſich gern gefallen läßt, und wirft ihr dann die Schlinge um.

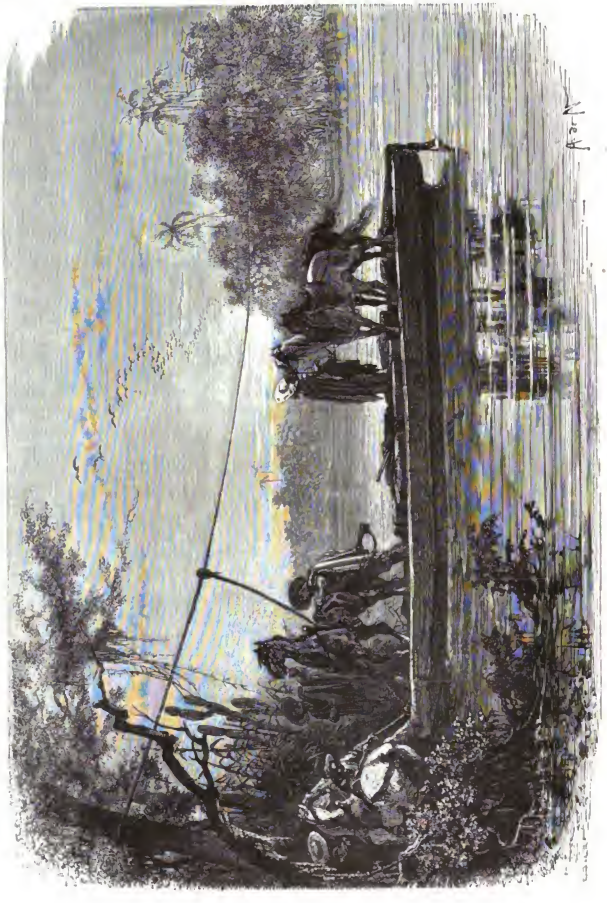
Bei Antioquia hat der Cauca eine Breite von reichlich 1200 Fuß. Die Indianer ſchwimmen hinüber; ſie ſchneiden Bambus ab, bilden daraus ein Bündel und benutzen daſſelbe als eine Art von Schwimmfloß; ihre Habſeligkeiten haben ſie auf dem Kopfe feſt gebunden. Da, wo Wege am Fluſſe auslaufen, findet man zur Ueberfahrt Piroguen, welche, außer den beiden Ruderern, drei Perſonen und ein paar Centner Güter tragen können; Pferde und Maulthiere ſchwimmen an langen ledernen Stricken hindurch. Das Waſſer iſt ſehr reißend, und man kommt deshalb erſt eine weite Strecke abwärts ans Land. Bei ſtarker Hochfluth iſt ſolch eine Paſ-

Musa paradisiaca; Banane.

ſage nicht ohne Gefahren; deshalb hat man bei Antioquia, aber doch erſt ſeit wenigen Jahren, einen großen Prahm, in welchem mehrere Fahrgäſte nebſt Pferden und Maulthieren Platz finden, und der an einem langen Kabel über den Fluß in geradem Striche gezogen wird. Man verfertigt derartige Seile aus Faſern der Fourcroya, verſteht aber nicht, ſie ſtark und dauerhaft zu drehen, da es an den erforderlichen Maſchinen fehlt. Die Leute in Antioquia ſind übrigens ſehr ſtolz darauf, daß ſie ſolch einen Prahm beſitzen.

Der Reiſende kehrte zunächſt in einer Vorſtadt ein bei einem ganz wohl unterrichteten Manne, deſſen Haus inmitten von Cacao- und Bananenpflanzen lag. Die Banane iſt bekanntlich auch in einigen Theilen Aſiens und Afrikas einheimiſch, und es iſt ganz ſicher, daß ſie auch in Amerika vor Ankunft der Spanier wuchs. Zwar ſagt Petrus Martyr von Anghiera in ſeinen Decaden, man habe ſie im „weſtlichen Indien“ nicht einheimiſch gefunden, ſondern unter dem unpaſſenden Namen Platano von den Canariſchen

Digitized by Google

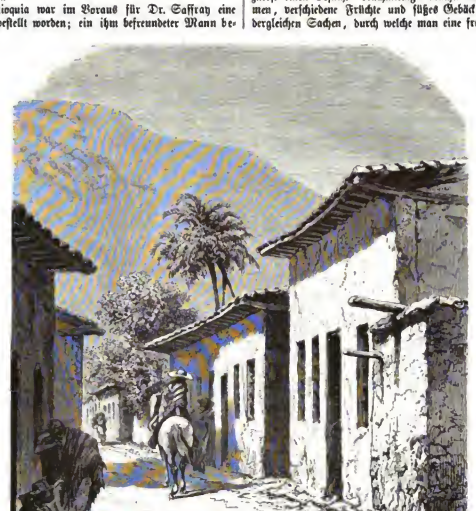


Brücke über den Cauca.

Digitized by Google

Inseln hinübergebracht; in Alexandria bezeichne man ſie als Muſa. Die Pflanze iſt, wie bekannt, überaus nützlich und wir brauchen auf eine nähere Beſchreibung derſelben nicht einzugehen; es ſei nur bemerkt, daß bei gleicher Oberfläche der Bananenbaum ſechsmal mehr eßbaren Stoff liefert, als die Kartoffel.

In Antioquia war im Voraus für Dr. Saffray eine Wohnung beſtellt worden; ein ihm befreundeter Mann beſorgte gern die Beſtellung der Empfehlungsſchreiben, welche man ihm in Medellin mitgegeben hatte, und er blieb, nach Landesſitte, am andern Tage zu Hauſe, um Beſuche in Empfang zu nehmen; denn Jeder, an welchen man ein Einführungsſchreiben hat abgeben laſſen, ſtellt ſich ein und macht zuerſt einen Beſuch. Nachmittags brachte man ihm Blumen, verſchiedene Früchte und ſüßes Gebäck; man nennt dergleichen Sachen, durch welche man eine freundliche Auf-



Straße in Antioquia.

merkſamkeit erweiſen will, cariños, Liebes- oder Freundſchaftsgaben.

Manche Familien ſind ſtolz darauf, daß in ihren Adern nur blaues Blut (sangre azul) fließt und daß ſie direct von Chapetones abſtammen. Chapeton iſt die Bezeichnung für einen in Spanien geborenen Weißen, gleichviel ob er ein Edelmann oder ein Bürgerlicher ſei. Godos, Gothen, ſind die Abkömmlinge der Chapetones, welche ſich ohne Zuthat von Miſchlingen unter einander verheirathet und alſo nur reines, blaues Blut in ihren Adern haben.

Baudenkmäler von irgend welchem Belang hat Antioquia nicht, und die Vorſtädte nehmen ſich maleriſcher aus als der innere Theil. Die Häuſer ſind (S. 50) aus Bambus und zwiſchengeflochtenem Rohr aufgeführt, mit Kalk beworfen und werden reinlich gehalten; das Dach beſteht aus Palmenblättern. Bei jeder Wohnung findet man eine Anpflanzung von Bananen, und über die Obſtbäume ragen Kokospalmen empor. Blumen ſind in verſchwenderiſcher Fülle vorhanden; ein Strauß wird täglich vor das Heiligenbild auf eine Art von kleinem Altar geſtellt. Der Hausrath iſt

Digitized by Google

ſpärlich genug, denn er beſteht nur aus Hängematten und Fußmatten; eine Bank oder Stühle gelten ſchon für Luxus. Aber ſelten fehlt eine Guitarre oder eine kleinere Laute, die Bijuela; beide hängen an der Wand und haben keinen Tag Ruhe. Die Bewohner dieſer Vorſtädte ſind faſt alle ſehr dunkelfarbig, gute Leute von einfachen Sitten und ſehr träg. Der Mann hilft wohl auf einer Plantage bei der Arbeit und beſorgt nebenbei einen Fleck Landes, auf welchem Alles wächſt, deſſen die Familie benöthigt iſt. Die Frauen flechten Hüte, drehen Cigarren, verkaufen Maisbrot, Branntwein und Cacao, auch liefern ſie alle Töpferwaaren, welcher eine Familie bedarf. Drei oder vier tragen gemeinſchaftlich Thon und Brennſtoff an einen beſtimmten Platz und verfertigen dort nur mit der Hand, ohne Töpferſcheibe, Kaffee- und Cacaotöpfe, Taſſen, Kochtöpfe und große Waſſergefchirre; Ueberzug und Glaſirung ſind unbekannt. Man ſtellt die in primitiver Weiſe zurecht gekneteten Sachen ein paar Tage in die Sonne zum Trocknen und dann werden ſie gebrannt. Aus klein gehacktem Reiſig und Geſtrüpp baut man eine Art Scheiterhaufen, ſetzt die Geſchirre auf denſelben und legt über dieſe wieder eine dicke Schicht Holz, die dann angezündet wird und ein paar Stunden lang brennt. Nachher zieht man aus der Aſche die Töpfe hervor, welche nun eine hübſche rothe Farbe haben. Die Frauen vertheilen das Geſchirr, thun es in ein Netz und bieten es in der Stadt feil.

In der Stadt Antioquia herrſchen trotz der hohen Temperatur und obwohl das Thal dort nur wenig Abfall hat, keine Krankheiten, und in der Provinz iſt die ganze kalte Region (Tierra fria) durchaus geſund. Auch in der gemäßigten Region (Tierra templada) ſind die Savannen (Wieſenflächen), die ſeit längerer Zeit urbar gemachten Strecken und die Bergabhänge der Geſundheit nicht im mindeſten nachtheilig, wohl aber ſind es niedrig liegende Gegenden, wo der Boden jüngſt umbrochen worden iſt, die engen Thäler, die mit dichtem Wald beſtandenen Flußufer und oft ſchon allein die Nähe der Flüſſe in den heißen Thälern. Dort treten endemiſche Sumpffieber auf, die ſehr zäh und hartnäckig ſind; in einigen Gegenden iſt man ſchon in Geſahr, ſolch ein Fieber zu bekommen, wenn man nur hindurch reiſt. In den heißfeuchten Strecken treten Gallen- und Typhusfieber auf und auch die Dyſenterie fordert manches Opfer.

In einigen Thälern, in welchen nur wenig Boden urbar gemacht worden und die Luft ſtets in hohem Grade heißfeucht iſt, z. B. an mehreren Stellen der Thäler Porce und Nus, werden die Bewohner, gleichviel ob weiße, ſchwarze oder Miſchlinge, von einer Krankheit heimgeſucht, welche von europäiſchen Aerzten noch nicht beobachtet worden iſt. Man bezeichnet ſie als Carate. Bei Leuten, welche ſich einige Zeit in dieſen ungeſunden Gegenden aufhalten, bekommt die Haut, namentlich an den unbekleideten Theilen, violette und braune irifirte Flecke; bei den Negern bewirkt die Carate nicht ſelten eine völlige Entfärbung der Haut; die Flecke haben dann eine matte, todte Färbung, wie ſie bei ihnen der Albinismus zeigt. Man weiß noch nicht, aus welchen Urſachen dieſe ſeltſame Krankheit entſteht; mit der Sumpfkachexie darf man ſie nicht verwechſeln, auch iſt bei ihr keine Melanemie zu bemerken. Im Zellgewebe lagert ſich ein rothes, braunes, blaues, violettes oder ſchwärzliches Pigment ab, und durch die ungleiche Vertheilung der Flecke erinnert die Haut an jene einer Schlange. In einigen Fällen, namentlich bei Mulatten und Negern, verſchwindet das natürliche

Grasverkäuferin.

Topfhändlerin.

Digitized by Google

Hautpigment völlig. Die Leute im Lande meinen, die Carate werde durch Mosskistiche inoculirt, das ist aber ein Irrthum; sie ist eine Krankheit, welche sich unter dem Einflusse gewisser klimatischer Bedingungen entwickelt.

Dr. Saffray ist überzeugt, ein unfehlbares Heilmittel durch reinen Zufall entdeckt zu haben; dasselbe sei wenigstens bei Weißen und Mestizen wirksam. Er ließ in einer Goldgrube am Flusse Nare arbeiten. Der Aufseher des Amalgamirwerkes erkrankte und wurde durch einen Mann ersetzt, dessen Gesicht, Hals und Hände mit dunkelen Flecken bedeckt waren; die Haut am übrigen Körper hatte ihre natürliche Farbe behalten. Nachdem er ein paar Wochen mit Quecksilber zu thun gehabt, war die krankhafte Färbung der Haut viel schwächer, und nach acht oder zehn Wochen völlig verschwunden. Mehrere andere Personen sind auf dieselbe Weise völlig geheilt worden.

In Antioquia wird das Frohnleichnamsfest mit großem Pompe gefeiert, und man trifft schon Wochen vorher allerlei Vorkehrungen. In der Kirche werden die Spinngewebe entfernt, man wischt den Staub weg, wäscht den Fußboden, weißt die Wände, putzt die Leuchter und künstlichen Blumen ab, putzt die Spiegel und macht Alles blank, was am Altar hängt. Insbesondere wird das große silberne Kreuz glatt polirt, der Klempner setzt den Heiligen nagelneue Kronen oder Strahlenkränze auf den Kopf und der Maler bepinselt das abgeblaßte Gesicht der hölzernen Heiligen mit rother Farbe, denn zum Feste müssen sie wieder frisch aussehen. Aus einer neben der Sakristei liegenden Kammer holt man zehn Puppen hervor; sie sind von Holz, Leder und einige auch mit Stroh ausgestopft. Sie stellen biblische Personen vor: Christus, Pontius Pilatus, Judas, die Mutter Maria, Magdalena, Petrus, den Kirchenpatron und einige andere Heilige. Unter den Frommen herrscht großer Eifer, diese Puppen recht glänzend herauszuputzen und die Bewunderung der Menge zu erregen. Mit den Zeitcostümen nimmt man es dabei nicht eben genau. Christus zum Beispiel bekommt einen langen Rock von blauer Seide an, trägt sein Kreuz und wird an einem seidenen Stricke von einem Soldaten gezogen, einem Mulatten, der eine Uniform aus der Zeit des Befreiers Bolivar, also etwa von Anno 1820, trägt. Die heilige Jungfrau ist mit Edelsteinen überladen, Maria Magdalena trägt einen Kattunrock mit Bolants und ein Umschlagetuch, wie die Indianerinnen. Petrus hat nackte Beine, einen wollenen Mantel und auf dem Kopfe einen Panamahut.

Am Festtage wird schon früh Morgens mit allen Glocken geläutet und in den Straßen wogt die Menschenmenge hin und her; aus den umliegenden Dörfern strömen die aufgeputzten Landleute in ganzen Schaaren herbei. Mittags setzt sich die Procession von der Kathedrale aus in Bewegung; vier Polizeimänner sind durch den silbernen Knopf an ihrem Stabe erkenntlich und halten das Publicum an, die Straße frei zu lassen und auf die Seite zu treten. Dann kommen Leute, die Soldaten vorstellen; dieser trägt eine Flinte, jener eine Lanze, ein anderer hat einen Säbel; den Offizier erkennt man daran, daß er eine Patrontasche umgehängt hat und — Schuhe trägt. Hinter einigen Flötenbläsern hüpfen, springen und schreien ein Dutzend junger Burschen, die völlig roth gekleidet sind, Hörner auf dem Kopfe und lange falsche Bärte tragen; hinten hängt ein Schwanz. Das sind die Diablitos, Teufelchen. Vor dem Allerheiligsten zieht eine Musikbande, die irgend ein lustiges Stückchen aus einer komischen Oper aufspielt. Der Bischof geht unter einem Baldachin, hinter ihm die gesammte Geistlichkeit; dann werden die Figuren der Heiligen langsam von Frommen an der Menge vorübergetragen, welche Litaneien singt. An diesem Fest erscheint Manches grotesk und lächerlich, aber es ist naiver Glaube darin, und aus einiger Entfernung gesehen nimmt sich der Zug doch recht malerisch aus.

Eigenthümlich ging es früher beim Johannisfeste zu. Die jungen Männer theilten sich in mehrere Banden, stiegen bei Einbruch der Dunkelheit zu Pferde und hatten die Ränder der großen kupfernen Steigbügel scharf gemacht. Dann begann in den Straßen ein Jagen und Rennen, die verschiedenen Banden verfolgten sich und machten Angriffe auf einander. Man suchte mit dem scharfen Bügel dem Pferde eines Gegners die Seite aufzureißen und verwundete dabei wohl auch den Reiter. Diese Art von „Belustigung" ist aber schon seit einer Reihe von Jahren in Abgang gekommen.

Die Karagasen des kleinen Altaigebirges.

Eine sibirische Erinnerung.

Von **Albin Kohn.**

Als der russische Pizarro, Jermak, vor fast dreihundert Jahren nach Sibirien kam und dieses für den Moskauer Zaren Iwan den Grausamen eroberte, fand er, wie der Chronist Sibiriens, Müller, mittheilt, eine große Anzahl kleiner Völkerstämme unter angestammten Herrschern. Alle diese Völkerschaften waren finnisch-tatarischen Ursprungs und sind gewiß eben so, wie die in Ostsibirien hausenden Mongolenstämme, Trümmer der großen von Dschengis-Chan geschaffenen Mongolenhorde, welche lange Zeit hindurch Europa bedroht und Rußland beherrscht hat. Viele dieser Völkerstämme sind gänzlich von der Erde verschwunden, man erinnert sich in den einst von ihnen bewohnten Gegenden nicht mehr ihres Namens; andere schwinden dahin, als ob sie an der Lungenschwindsucht erkrankt wären. Zu diesen dahinsiechenden, schwindenden Volksstämmen Ostsibiriens gehört der Stamm der Karagasen.

In den Urwäldern des kleinen Altaigebirges, besonders aber in dessen nördlichen Abhängen, wo an dem Fillßchen Ulba die Szenitformation hervorragend, wie nirgends in Europa, vertreten ist, haust ein halbwildes Jägervölkchen, die Karagasen, deren Physiognomie ihre sehr nahe Verwandtschaft mit den in den Steppen Ostsibiriens wohnenden Buräten verräth.

Wie diese und wie überhaupt alle Mongolen sind auch die Karagasen untersetzter Statur, breitschultertig und sehr muskulös. Ein verhältnißmäßig kurzer Hals verbindet den

Digitized by Google

runden, relativ großen Kopf mit dem Körper, und dieſer Kopf iſt charakteriſtiſch bei der ganzen mongoliſchen Race. Faſt rund, hat er beinahe gar keine bedeutend hervorſtehende Points, denn ſelbſt die Naſenſpitze ragt nicht über das Niveau der Stirnfläche hervor. Das ſchräg aufgeſchlitzte Auge, das eckig aufſtehende Geſicht, die kleine, etwas geplättete Naſe, der gelbe Teint und das rabenſchwarze, dichte und dabei ſtarre Haar unterſcheiden den mongoliſchen Volksſtamm von jedem andern. Wenn wir zu dieſem Bilde noch hinzufügen, daß die große Ohrmuſchel weit vom Kopfe abſteht, die Kauwerkzeuge bedeutend entwickelt ſind und der Mund von ungewöhnlicher Größe iſt, ſo werden ſich meine Leſer gewiß ſelbſt ſagen, daß ein Mongole, alſo auch ein Karagaſe, durchaus nicht ſchön zu nennen iſt, obgleich er ſeinerſeits findet, daß wir Europäer recht häßlich ſind, während er ſich als ein Ideal von Schönheit betrachtet.

Die Frauen unterſcheiden ſich äußerlich durch nichts von den Männern; man begegnet ſehr ſelten einem Frauenzimmer, deſſen Geſichtszüge echt weiblich ſind, das zartere Weſen auf den erſten Blick verrathen. Wie ſich die Geſchlech-

Die Büchſe eines Karagaſen. Originalzeichnung des Capitäns Bertram in Etappe Ilt.

ter von einander durch äußere körperliche Merkmale nicht markiren, eben ſo unterſcheiden ſie ſich auch nicht in ihrer Kleidung. Männer wie Frauen kleiden ſich in einen langen Kaftan von gröberm oder feinerm Tuch, tragen weite Pluderhoſen, einen kleinen runden Filzhut und ſtecken ihre Füße in „Unty“, d. i. Stiefel aus Elen- oder Rindsfell, dem die Haare gelaſſen ſind, und dieſe Haare ſind bei den Unty's nach außen gekehrt, wodurch der Fuß gegen das Eindringen der Näſſe geſchützt iſt.

Der Kaftan wird durch einen breiten Ledergürtel zuſammengehalten, an dem Tabacksbeutel, Stahl und Feuerſtein nebſt dem chineſiſchen „Kalian“, der kleinen meſſingnen Tabackspfeife, befeſtigt ſind. Beide Geſchlechter tragen eine ungeheure Flechte aus eigenen Haaren, um die ſie wohl manche europäiſche Schöne beneiden würde. Flechten bis an die Knöchel gehören nicht zu den Seltenheiten. An dieſen Flechten und an den Oberkleidern ſind gewöhnlich ſilberne Münzen befeſtigt, deren Größe und Zahl ſo ziemlich die Vermögensverhältniſſe der Familie andeuten. Denn während der Reiche 20 bis 30 Silberrubel, manchmal ſogar Imperiale (alſo Goldmünzen) an ſeinen Zopf hängt und an ſeinen Kaftan näht, begnügt ſich der Arme mit einigen Fünfkopekenſtücken zweifelhaften Silbergehaltes, welche an einem Riemchen neben dem Zopfe hängen.

Der Karagaſe lebt familienweiſe in Zelten, welche unter den ungeheuren ſibiriſchen Lärchen (Larix sibirica), ſibiriſchen Fichten (Pinus sibirica), der Zirbel (Pinus cembra), gewöhnlich ſibiriſche Ceder genannt, und unter der gewöhnlichen Kiefer (Pinus sylvestris) aufgeſchlagen werden und dachartig erbaut ſind, mit dickem Filz aus Rindshaaren bedeckt und ſelbſt im Winter nicht geheizt werden. Das Feuer, bei dem die Familie ihre Mahlzeiten bereitet und ſich wärmt, wird außerhalb, nahe am Eingange, angezündet.

Die einzige Beſchäftigung der Karagaſen bildet die Jagd. In den Urwäldern des Altai, in den ungeheuren „Taigen“ lebt noch eine ſolche Maſſe von Wild, daß ſelbſt weit zahl-

Digitized by Google

reichere Stämme, als der der Karagasen, sie lange nicht bewältigen würde. In diesen Waldungen haust noch als unbeschränkter Gebieter Meister Peh, der Bär, und zwar der große braune, neben dem sich jedoch sehr häufig sein kleinerer Verwandter, der schwarze Bär, umhertreibt. Wolf, Zobel, Fuchs und Luchs gehören ebenfalls nicht zu den Seltenheiten und müssen die Bewohner der Wildniß gegen sie sehr auf ihrer Hut sein. Auf den Bäumen bewegt sich das flinke Eichhörnchen, welches sich hier, wie überhaupt in ganz Sibirien, hauptsächlich von dem Samen der Zirbelkiefer, gewöhnlich „Cedernüsse“ genannt, ernährt. Neben dem auch bei uns gewöhnlichen rothen lebt sein schwarzer und sein silbergrauer Verwandter, welche, wie jener, ihren Balg dem Karagasen liefern müssen.

Fleisch zum Genusse und Felle zum Lager und zur Bekleidung liefern die wilden Wiederkäuer, das Elenthier, der Hirsch und das Reh, welche in großen Heerden die ungeheure Einöde durchziehen und das fast mannshohe Gras abweiden, sich auf den Salzleckeu herumtummeln und dann Bäche suchen, um ihren Durst zu stillen, bei welcher Gelegenheit sie gewöhnlich von Bären oder Wölfen gepackt, oder vom Karagasen niedergeschossen werden.

Wer Auer- und Birkhühner in Massen sehen will, muß in die Urwälder Sibiriens gehen. Die geringe Anzahl seiner Bewohner im Allgemeinen und im Besondern der Karagasen in den Urwäldern des kleinen Altai wird noch lange Zeit hindurch sich an dem delicaten Fleische dieser Vögel, wie auch der unzähligharen Schneehsen und Enten, welche auf den Morästen und Gewässern des Landes leben, laben können, trotzdem nicht allein der Mensch, sondern auch der sibirische Adler auf sie Jagd macht.

Der Karagase ist ein ausgezeichneter Schütz. Ich habe im Jahre 1869 mit der Frau eines russischen Offiziers zweitausend Eichhörnchenbälge untersucht, um einige Hundert aus ihnen zu einem Damenpelze auszuwählen, und unter diesen zweitausend Bälgen fand sich nicht ein einziger, der wo anders als an der Nasenspitze verletzt gewesen wäre. Diese ausgezeichnete Fertigkeit im Schießen ist um so bewundernswürdiger, als die Büchse des Karagasen unendlich primitiv ist, wie sich der Leser aus den beigefügten Abbildungen überzeugen kann.

A die zusammengesetzte Büchse; die Stelle des Riemens vertritt eine einfache Schnur. B das Ende des Laufes; natürliche Größe. C daffelbe von vorn gesehen. D die Kolbe. E die Kolbenstohle. F das Schloß. G der hölzerne Hahn deffelben; der Feuerstein ist mittelst einer Schnur daran befestigt, welche zugleich zum Spannen dient. H der Drücker. I die Stelle des Schaftes, in welcher der Drücker angebracht ist, von unten gesehen. K die Büchse zum Schusse auf einer aus zwei zusammengebundenen Stäben bestehenden Stütze aufgelegt.

Die Kolbe dieses Jagdgewehres ist sehr schmal und dünn und kann durchaus, selbst im Nothfalle, nicht zur Vertheidigung dienen. Die Büchse ist sehr schwer und kostet im Handel gegen fünf Rubel, und mit dieser Büchse, einem etwa einen Fuß langen Messer und einem Beile bewaffnet, geht der Karagase auf die Bären- und Wolfsjagd. Aus freier Hand schießt er jedoch nie und soll er auch nie einen Schuß umsonst thun.

Das einzige Hausthier des Karagasen ist das Renthier; es ist für ihn Kuh und Pferd zugleich, und die Anzahl dieser nützlichen Thiere bestimmt das Vermögen der Familie.

Der Ackerbau und die Viehzucht in unserer Bedeutung des Wortes sind dem Karagasen unbekannt. Im Sommer bietet ihm die Natur eine Menge der schmackhaftesten Beeren, von denen ich nur die Klukwa oder Moosbeere (Vaccinium oxycoccus), die Rauschbeere (Empetrum nigrum), die Brombeere (Rubus plicatus), die Preißelbeere (Vaccinium Vitis idaea) und die Rybuna (Pyrus sorbifolia) anführe. Im Winter begnügt er sich mit dem, was die Jagd bietet und dem für Bälge von den Russen in Nischny-Udynsk eingetauschten Mehl, sowie auch mit in Form von Dachziegeln gepreßtem Thee.

Zu der oben beschriebenen Kleidung des Karagasen gehört noch die „Dacha“, d. h. ein ungegerver Pelz aus Renthier-, Hirsch- oder Rehfellen, die Haare nach außen. Ich muß gestehen, daß ein solcher Pelz über sonst nicht schlechten Kleidern sehr warm hält und dabei leicht ist. Das Haar schützt ihn gegen Nässe, welche ihn schnell verderben würde. Die Dacha dient als Kleidungsstück und Bettdecke.

Aus der bisherigen Schilderung wird sich der Leser überzeugt haben, daß das Leben des Karagasen, eines der friedlichsten Volksstämme der Erde, ein sehr ruhiges sei und daß seine Ansprüche an daffelbe sehr bescheiden sind. In der freien Natur aufgewachsen, kauft er sich für einen seinen Vermögensverhältnissen entsprechenden „Kalym“, welcher in Renthieren oder Bälgen besteht, eine Frau, schlägt neben dem Zelte seines Vaters sein eigenes auf und gründet eine neue Familie.

Gewiß würden die Karagasen in diesen urwüchsigen Verhältnissen noch heute ein relativ glückliches Leben führen, ohne sich um ihre Vergangenheit oder Zukunft viel zu kümmern, wenn Rußland nicht Sibirien erobert und seine Bewohner tributpflichtig gemacht hätte. Wehe aber diese armen Menschen eigentlich Tribut, „Jassak“, an Rußland zahlen, welche Wohlthaten ihnen dafür von der Regierung zu Theil werden, das begreift der Karagase nicht und der Europäer noch viel weniger.

Dieser Tribut wird alle Jahre an einem bestimmten Tage und an einem bestimmten nicht weit von Nischny-Udynsk gelegenen Sammelplatze an den Jsprawnik (Kreisvorsteher) von Nischny-Udynsk abgeliefert und besteht ausschließlich in Bälgen. Jedes Familienhaupt hat eine bestimmte Anzahl Zobel-, schwarzer und brauner Bären-, schwarzer und rother Fuchsfelle und dergleichen abzuliefern. Wenn dieser Tribut schon an sich eine Ungerechtigkeit ist, da die russische Regierung für den Volksstamm der Karagasen bis jetzt buchstäblich nichts gethan hat, so ist die Art und Weise der Beitreibung wirklich empörend.

Der Jsprawnik kommt, von 20 bis 30 Kosacken begleitet, an den zur Uebergabe respective Abnahme des Jassak bestimmten Ort, wo ihm die Karagasen schon in ihren Zelten erwarten. Vor allen Dingen beginnt nun ein Handel mit dem Häuptlinge der Karagasen. Der Jsprawnik bestimmt, wie viele der verschiedenen Bälge ihm dafür gegeben werden sollen und gegeben werden müssen. Daß er die für die Regierung als Tribut zu liefernden als gut annehme, und es ist wohl selbstverständlich, daß der russische Beamte für sich die besten Stücke auswählt. Nachdem diese Amtshandlung verrichtet ist, welche häufig eine ganze Woche in Anspruch nimmt, beginnt der zweite Handel mit den armen halbwilden Schützlingen der russischen Regierung. Das Gesetz verbietet nämlich, daß zu den Karagasen Branntwein gebracht werde. Die russischen Kaufleute in Nischny-Udynsk scheinen jedoch den Genuß dieses Getränkes als den Anfang der Civilisation der Karagasen zu betrachten und verhandeln schon zu Hause mit dem Jsprawnik über den Preis, den sie ihm für die Erlaubniß zur Einfuhr von Branntwein bei den Karagasen zu zahlen haben. An Ort und Stelle angekommen, wird nun seitens des Jsprawnik nach Abnahme des Jassak von Neuem mit den Tributpflichtigen über die Erlaubniß, Branntwein einzutauschen, verhandelt und der

Digitized by Google

Preis in guten Bälgen in Empfang genommen, wonach sich der Isprawnik in sein Zelt zurückzieht, um den ungesetzlichen Handel nicht zu sehen. Wenn die armen, halbwilden Karagasen schon betrunken sind, kramen die Kaufleute ihre mitgebrachten Herrlichkeiten aus. Die erste Stelle unter diesen nehmen Mehl und Pulver ein, mit welchen sich jeder Karagase für das ganze Jahr versorgt. Weiter werden nun Thee, schlechte, vom gewöhnlichen Schmiede gefertigte Messer, Beile, Büchsen, einige gläserne Putzsachen, Theekessel und Tassen für gute Bälge eingetauscht, und wenn der Karagase nichts mehr zu bieten hat, das die Begierde seiner russischen Civilisatoren reizen könnte, so ist auch die „Einziehung des Jasak" beendet. Die Russen kehren nach Nischny-Udymsk oder dem nahen Slobodskoje fiele, die Karagasen in ihre finsteren Urwälder zurück, um auch ihre dahein gebliebenen Frauen durch einige mitgebrachte Herrlichkeiten, vielleicht gar durch einen Schluck Branntwein zu erfreuen.

Vor 25 bis 30 Jahren zählte der ganze Karagasenstamm noch 8000 männliche Seelen; er ist jetzt auf einige Hundert zusammengeschrumpft, und die Schuld hiervon trifft einzig und allein den eingedrungenen russischen Kolonen.

Wir haben oben gesehen, daß das Rentthier den Hauptreichthum des Karagasen bildet. Vor 20 bis 30 Jahren war eine Herde von 800 Stück gar nichts Seltenes, ja der Häuptling soll ihrer gegen 1000 besessen haben. Die häufigen von den russischen Kolonen verursachten Waldbrände im Vereine mit der aus der Kirgisensteppe eingeschleppten Rinderpest haben die Rentthierherden decimirt, und eine Folge hiervon ist die fast unglaubliche Verringerung des Volksstammes der Karagasen.

Man rühmt von diesem Volksstamme seine Friedfertigkeit und Ehrlichkeit, welche er sich, trotzdem er sich zu keiner „offenbarten" Religion bekennt, und einfach die Sonne, als die Spenderin von Licht und Wärme, als die Schöpferin des Grases und Rentthiermooses anbetet, bewahrt hat. Durch das von ihm bewohnte Gebiet führt der sogenannte „Bradjagenweg", d. h. der fast unkenntbare Zufluchtsweg, den die aus den sibirischen Strafanstalten entflohenen Verbrecher wandeln, um nach Europa zu entkommen, was jedoch Wenigen gelingt. Der Karagase nimmt die Flüchtlinge gastfreundlich auf, führt sie durch die Schluchten und Moräste des Gebirges um Nischny-Udymsk herum und geleitet sie hierauf bis westlich von Krasnojarsk auf die Heerstraße, um sie dann ihrem fernern Schicksale zu überlassen. Es ist nie vorgekommen, daß ein Karagase einen Bradjagen (Flaggbunden) verrathen, an die russische Behörde ausgeliefert, oder nicht das letzte Stückchen Brot mit ihm getheilt hätte.

Eine Geschichte hat der Karagase nicht; selbst die Tradition schweigt bei ihm. Er hält sich zwar für den Autochthonen der Gegend, welche er heute bewohnt, jedoch stimmt dieses mit dem, was stumme historische Zeugen beweisen, nicht überein, und diese stummen Zeugen werden „Tschuder Grabhügel" genannt, welche man so häufig auf der Linie vom Ural bis hinter den Baikalsee antrifft. Außer diesen findet man aber auch auf dem Rücken des kleinen Altai aus Stein gebaute Monumente, welche, da sie auch die jetzt nicht entzifferte Inschriften tragen, darauf hinweisen, daß hier einst ein Volk hauste, das sich auf eine relativ hohe Culturstufe emporgeschwungen hatte, und von dem die Karagasen nicht abstammen.

Die Tage der Karagasen sind gezählt; sie werden untergehen, weil sie von ihrem Urstamme getrennt und von einer höhern, wenn auch noch wenig civilisirten Race umringt sind, welche ihnen das Schlechteste, das die europäische Civilisation erzeugt hat, die Immoralität, bringt. Der Karagase ist melancholisch, sein Weib fast unfruchtbar geworden, denn beide trauern, beide beklagen sich, nicht ob der untergegangenen Herrlichkeit ihres Stammes, ob der verschwundenen Herrschaft, sondern — über die sich verringernde Anzahl von Rentthieren, deren Abgang sie durch nichts zu ersetzen verstehen. Noch wenige Jahrzehnte und der russische Isprawnik von Nischny-Udymsk wird nicht mehr von den Karagasen den Tribut einziehen und sich selbst und die ihm stammverwandten Kansleute der Kreisstadt und des Dorfes Slobodskoje fiele bereichern können. Nicht mehr lange wird es dauern, und die Weiber der Karagasen werden aufgehört haben, Bälge zu gerben und aus ihnen Unty und Dachan für ihre Männer zu bereiten, deren Hauptaufgabe es jetzt ist, das theuerste Pelzwerk für die russischen Herrscher und einen ihrer niedrigsten Beamten zu beschaffen.

Das Sultanat Atschin auf Sumatra.

Der Krieg mit den Holländern. — Geschichtliche Notizen. — Kämpfe mit den Portugiesen und Belagerungen von Malakka. — Die Sultane als Vasallen des Padischah der Osmanen; die Pforte als Schutzmacht. — Sitten und Gebräuche. — Barbarische Strafen.

A. Wir sprachen vor Kurzem (Band XXIII, S. 364 ff.) über den Krieg, welchen die Holländer gegen den Sultan von Atschin auf Sumatra führen, und gaben eine Schilderung dieses malayischen Reiches und seiner Bewohner. In den Niederlanden ist man auf ein hartes Stück Arbeit gefaßt und die Generalstaaten haben vorerst mehr als sechshalb Millionen Gulden bewilligt, damit der Krieg in der günstigen Jahreszeit energisch aufgenommen werden könne. In Folge der Niederlage, welche die Europäer erlitten, herrscht nun auch in anderen Theilen des nördlichen und mittlern Sumatra große Aufregung; der Sultan erhält von auswärts beträchtlichen Zuzug von Kriegern; die Priester stacheln den Eifer der Mohammedaner gegen die weißen Ungläubigen auf; man besorgt auch, daß die heidnischen Batta, bei denen bekanntlich noch Anthropophagie im Schwange geht, sich in Bewegung setzen und die ihnen im Südwesten liegende Provinz Tapanuli beunruhigen.

Unter so bedrohlichen Verhältnissen thun die Holländer wohl daran, daß sie in aller Eile eine Anzahl von Dampfern und so viele Truppen wie sie irgend verfügbar haben, nach dem indischen Archipelagus absenden. Der Suezcanal leistet ihnen gute Dienste; die Schiffe erreichen ihre Bestimmung rascher als wenn sie den weiten Weg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nehmen müßten, und die Streitmacht wird zur geeigneten Zeit verfügbar sein. Siegen und möglichst rasch siegen müssen die Holländer, wenn sie nicht ihr Ansehen im Archipelagus in Gefahr bringen, und sich vielerlei Ungelegenheiten aussetzen wollen. Auch ist kein Zweifel,

Digitized by Google

daß gleichviel ob über kurz oder lang, der Sultan dasselbe Schicksal erleiden wird, wie andere sumatranische Fürsten; d. h. Vasall der Holländer zu werden.

Atschin ist das einzige Reich auf der großen Insel, welches eine Art von Geschichte in unserm Sinne hat. Als die Portugiesen um 1511 bis in die Straße von Malakka kamen, ging ihr berühmter Admiral Albuquerque auf Sumatra ans Land; nach ihm landeten Perez d'Andrade und Diego Pacheco und suchten nach Gold. Die Lusitanier erbauten auf der gegenüber liegenden Küste die Festung Malakka, welche sortan ihre Hauptberg und ihr wichtigster Waffenplatz im Osten war. Von dort aus bedrohten sie das benachbarte Atschin. Im Jahre 1521 erschien Georg de Brito mit einer Flotte vor der Hauptstadt, welche von Radscha Abraham tapfer und mit Ausdauer vertheidigt wurde. Dieser muthige Krieger, der sich zum Sultan empor schwang, griff nun seinerseits die Fremdlinge an, und legte sich in den Jahren 1528 bis 1530 mehrmals vor Malakka, das hart von ihm bedrängt wurde. Die Portugiesen sahen sich nun ihrerseits auf die Abwehr angewiesen. Abraham's Nachfolger, Sibi al Radin, bedrohte mehrmals, z. B. 1537 und 1547, Malakka, und 1567 belagerte er dasselbe an der Spitze eines Heeres von 15,000 Mann und mit nahezu 200 Geschützen. Er schloß ein Bündniß mit dem javanischen Könige von Japara, welcher 1575 ein Geschwader zu dem seinigen stoßen ließ, so daß diese vereinigte Flotte, nach dem Ausdrucke gleichzeitiger Schriftsteller, „die ganze Straße von Malakka bedeckte". Aber die feste Burg der Portugiesen hielt auch gegen solche Uebermacht Stand; diese unaufhörlichen Kriege erforderten jedoch von Seiten der Lissaboner Regierung schwere Opfer an Menschenleben und Geld, während doch Malakka unablässig bedroht war, bis Al Radin's Nachfolger, der Usurpator Aladin, Frieden hielt und den Portugiesen einige Erholung gönnte. Bei ihm fand der englische Capitän Lancaster freundliche Aufnahme und mit seiner Bewilligung gründeten die Engländer ihre erste Handelsfactorei auf Sumatra, jene zu Bantam.

Peduka Siri ragt an persönlicher Tüchtigkeit über alle anderen Sultane von Atschin hervor; er nahm den Kampf gegen die Portugiesen mit großem Nachdruck auf, erschien im Jahre 1615 mit einer Flotte von ungefähr 500 Schiffen und, wie behauptet wird, mit 70,000 Streitern vor Malakka. Aber die portugiesische Flotte erfocht einen glänzenden Sieg und 1628 einen zweiten, der 12,000 Atschinesen, welche abgeschnitten wurden, in ihre Gewalt lieferte. Dann hielt Peduka Siri Ruhe bis 1640. In diesem Jahre schloß er ein Bündniß mit den Holländern; diese eroberten Malakka, und behielten es; ihren Verbündeten blieb einfach das Nachsehen; ein Europäer war an die Stelle des andern getreten.

Noch Peduka Siri's Tode hat die Regierung von Atschin eine eigenthümliche Erscheinung dar. Von 1640 bis 1700 wurde das Land von Frauen beherrscht; während dieser Zeit konnten die Holländer sich ungehindert an der Küste festsetzen und nach ihrem Belieben Handelsfactoreien anlegen. Die Engländer waren, wie schon bemerkt, zu Aladin's Zeit erschienen; um dem wachsenden Einflusse der Holländer entgegen zu arbeiten, gründeten sie auch ihrerseits Handelsniederlassungen zu Bentulen, Indrapura, Natal, Tapanuli ꝛc. und bauten eine Festung, Fort Marlborough. Im Jahre 1781 nahmen sie ihren Nebenbuhlern Padang und andere Factoreien weg. Ihre spätere Stellung den Holländern gegenüber haben wir bereits Band XXIII, S. 365 besprochen; sie gaben 1816 ihre Eroberungen zurück und ließen durch die Verträge von 1824 und 1871 ihren ehemaligen Rivalen freie Hand auf Sumatra.

Wir haben in der vorigen Nummer erwähnt, daß der Sultan von Atschin in seiner Bedrängniß sich an den Padischah der Osmanen um Hülfe oder Vermittelung gewandt habe; er wendet sich in der Eigenschaft eines Vasallen an seinen Oberlehnsherrn, welchem die in Konstantinopel anwesende Gesandtschaft eine Reihe von Beschwerden und Klagen gegen die Holländer unterbreitet hat. Eine in Stambul erscheinende arabische Zeitung, der „Juwaib", erörtert bei dieser Gelegenheit die geschichtlichen Beziehungen, in welchen beide Theile zu einander stehen.

Atschin wurde am 19. Januar 1215 (— wir geben die Data nach der christlichen Zeitrechnung —) erobert von Sultan Ghajy Dschehan Schah, und es nahm den Islam nach schafeitischem Ritus an. Im Jahre 1516 stellte der Fürst sich unter den Schutz der hohen Pforte; der damalige Fürst von Atschin, Seyd Fermah Schah, wandte sich an Sinan Pascha, den Großwesir Selim des Ersten, und bat, als Vasall der hohen ottomanischen Pforte anerkannt zu werden. Die Bitte wurde genehmigt und ein darauf bezüglicher Firman ausgestellt. — Im Jahre 1856 wandte sich der damalige Herrscher von Atschin, Ala eddin Mansulah, an die Pforte und leistete den Vasallenеid; Sultan Abd al Medschid sandte damals jenem Fürsten einen Orden in Diamanten und bestätigte ihm, daß er Vasall der hohen Pforte sei. Seitdem steht das Land unter Protection der hohen Pforte und alle atschinesischen Fahrzeuge führen die ottomanische Flagge. Seit der Eroberung durch die Mohammedaner im Jahre 1215 bis zum eben genannten Fürsten hat Atschin 35 auf einander folgende Herrscher gehabt. Im Jahre 1742, als in Stambul Sultan Mustafa regierte, wurde hier ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Holland und Atschin abgeschlossen; ein Artikel desselben bestimmt, daß die Holländer zum Handelsbetrieb in Atschin zugelassen werden sollen. Mit England schloß Atschin einen Vertrag, der bis 1870 (oder vielmehr 1871) in Kraft war. Die Holländer verletzten 1766 den im Jahre 1742 in Stambul abgeschlossenen Vertrag, indem sie sich einzelner Theile der Insel Sumatra bemächtigten; sie haben 1825 auch mehrere der zu Atschin gehörenden Districte angegriffen, und auf die von Seiten des letztern erhobene Beschwerde kurzweg behauptet, daß sie nicht über ihre Grenzen hinausgegangen seien. Und 1871 forderte Holland die Abtretung einiger zu Atschin gehörenden Inseln und die Erlaubniß, an mehreren Punkten auf atschinesischem Gebiete Leuchtthürme zu errichten. Darauf wurde atschinesischerseits entgegnet, daß man ohne Einwilligung des Oberlehnsherrn, der ottomanischen Pforte, sich auf keine Zugeständnisse einlassen könne; die Leuchtthürme werde der Fürst auf seine eigenen Kosten herstellen. Dagegen erhoben die Holländer Einwendungen, ließen sich zu Drohungen herbei und gingen dann zum Angriff über, offenbar um Atschin zu erobern. Unter diesen Umständen hielt es die dortige Regierung für angemessen, Berufung bei ihrem Oberlehnsherrn einzulegen. Mit dieser Mission an den Padischah betrauten sie Abd ul Rahman Zahir Effendi, der von Dahschi Abbas Effendi und mehreren Notabeln des Landes begleitet wird. Der Gesandte ist Premierminister des Sultans von Atschin, und erst nachdem er die Reise nach Stambul angetreten hatte, begannen die Holländer den Krieg.

So lauten die Auseinandersetzungen des „Juwaib". Dieses in arabischer Sprache geschriebene Blatt ist der Hoffnung, daß die Regierung des Padischah in Gemeinschaft mit anderen Mächten das Königreich Atschin gegen die Anund Uebergriffe der Holländer schützen, und daß die hohe Pforte einen neuen Firman geben werde, in welchem ihre Stellung zu Atschin klar präcisirt wird. — Die Auffassung

Digitized by Google

der Holländer über die Zerwürfnisse haben wir Band XXIII, S. 367 mitgetheilt.

Wir bemerkten dort auch, daß man es in Aschin mit der Beobachtung vieler Vorschriften des Islam nicht genau nehme. Dies darf nicht auffallen, da es ja Thatsache ist, daß alle Religionen unter dem unabweisbaren Einflusse der verschiedenen Nocenbegabungen und Anlagen wesentliche Modificationen zu erfahren haben. So finden wir auf Atschin sehr viele Sitten und Gebräuche, welche sich mit den Vorschriften des Koran nicht vereinigen lassen. Man theilt, wie wir schon früher hervorhoben, die Bevölkerung in eigentliche Atschinesen, Pediresen und Malayen; gerechtfertigt ist die Annahme, daß vielfach Mischung mit Battas und indischen sogenannten Mauren stattgefunden habe. Die Küstenbewohner sind als Seeleute tüchtig; in den Städten werden gute Seiden- und Baumwollenzeuge verfertigt; die Waffenschmiede liefern eine treffliche Arbeit. Der Sultan hat eine Leibwache, die aus einhundert Sipahis von der Koromandelküste besteht. Wenn in früheren Zeiten ein europäisches Fahrzeug im Hafen der Hauptstadt (sie heißt Atschin) ankam, mußte der Capitän dem Könige ein Geschenk senden, dessen Betrag durch das Herkommen bestimmt war; dann erst durfte er ans Land kommen. Gab derselbe sich als einen Gesandten zu erkennen, dann wurden ihm Elephanten aus des Königs Stall entgegen geschickt, die ihn bis zum Audienzsaale geleiteten. Vor demselben hielt der Zug; der Gesandte blieb stehen, grüßte, legte seine Fußbekleidung ab, trat dann ein und nahm auf einem Teppich Platz. Der Thron war von Elfenbein und mit Schildpat ausgelegt. Als das Land von einer Königin beherrscht wurde, war ein Gazevorhang angebracht; sie wurde dann von den Fremden nicht gesehen, während sie ihrerseits Alles sehen und hören konnte.

Nachstehend schildern wir einige Eigenthümlichkeiten. Die Justiz ist sehr streng, auch kleine Diebstähle werden als schwere Verbrechen betrachtet. Man knüpft den Schuldigen an einem Baume auf, und hängt ihm schwere Gewichte an die Beine, oder es wird ihm, je nachdem das Verbrechen schwer ist, ein Finger abgeschnitten, oder eine Hand oder ein Bein. In den Straßen von Atschin sieht man manche derart verstümmelte Leute; dann und wann trifft man solche auch als Matrosen auf malayischen Prahms. Straßenräuber werden verbrannt. Ehebruch wird fast eben so stark bestraft wie bei den Battas; man liefert den Schuldigen an die Verwandten der weiblichen Person aus und sie schließen sofort einen Kreis um ihn. Man giebt ihm dann eine Waffe, mit welcher er sich einen Weg bahnen mag, falls er kann. Wenn es ihm gelingt, sich durchzuschlagen, dann ist er vor jeder weitern Verfolgung sicher, gewöhnlich aber wird er sofort in Stücke gehauen und ohne Weiteres beigescharrt, wie ein Stück Vieh ohne jede Leichenfeierlichkeit. Daß aber so barbarische Strafen die Moralität keineswegs befördern, zeigt sich auch in Atschin, wo wenig Sittenstrenge herrscht.

Der Sklavenhandel in Ostafrika und der Herrscher von Maskat.

Der Sultan von Sansibar, Seyd Bargasch, hatte bekanntlich auf die Anträge der britischen Regierung nicht eingehen wollen, und der Bevollmächtigte, Sir Bartle Frere, gab ihm dann kund und zu wissen, daß man englischer Seits dem schnöden Handel nun mit Gewalt ein Ende machen werde. In der That hören wir (Mitte Mai), daß ein Kriegsgeschwader demnächst gegen ihn einschreiten werde. Dann erst hat er sich gefügt und den ihm vorgelegten Vertrag unterzeichnet. Frere fuhr an der Küste bis nach Brawa und Mombas, steuerte nach der Südküste Arabiens, wo der Sultan von Makalla sich ihm willfährig zeigte, und ging nach Maskat im Golfe von Oman. Dort war der Handel mit importirten Sklaven zwar, auf früheres Anhängen der Engländer, wohl formell verboten, aber trotzdem dauerte er fort. Nun hat der Sultan den ihm vorgelegten Vertrag unterzeichnet; sein afrikanischer Sklav darf gelandet werden, und damit ist dem Handel von Kilwa und Sansibar aus ein vernichtender Schlag zugefügt worden.

Das Küstenland Oman, dessen Hauptstadt Maskat ist, hat eine sehr stürmische Geschichte. Im Mittelalter blieb es von den Wirren und Kriegen, von welchen andere Theile Arabiens heimgesucht wurden, verschont. Dann erschienen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Portugiesen, eroberten Maskat, die Insel Ormus und andere Eilande, beherrschten den persischen Meerbusen und brachten den ganzen Handel in ihre Hände. Ein Jahrhundert später wurden sie von den Holländern vertrieben, während die Perser Ormus wegnahmen und auch auf dem omanischen Festlande Gebieter wurden. Allein im Fortgange der Zeit wurden sowohl sie wie die Holländer vertrieben; 1759 hatte Oman wieder einenen mächtigen Sultan, der Handel blühte empor und in unseren Tagen begriff Sultan Seyd Seyd, dieser sogenannte Imam von Maskat, daß es in seinem Interesse liege, sich mit den Engländern auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Sie sind seine nächsten Nachbaren und von Maskat aus erreicht ein Dampfer die wichtige Handelsstadt Karratschi, nördlich vom Indusdelta, in etwa 48 Stunden. Dieser Sultan eroberte Sansibar und nahm die Häfen an der Ostküste Afrikas von Brawa im Norden bis Kilwa im Süden in Besitz; er wurde somit Herr und Gebieter der ganzen sogenannten Suahelikküste. Es ist allemal verhängnißvoll für ein Reich, wenn es unter verschiedene Brüder vertheilt wird, und auch in Oman blieben Zwistigkeiten nach des Sultans Tode nicht aus. Er hinterließ dem einen Sohne Thaueni das eigentliche Oman; das nach Westen liegende Küstenland von Barka bis Katar erhielt Amhschid; die afrikanischen Besitzungen bekam Seyd Mohschid, der ein Jahrgeld von 40,000 Maria-Theresia-Thalern an Oman zahlen sollte. Zunächst brach ein Krieg zwischen Amdschid und Thaueni aus; der letztere wurde 1867 von seinem eigenen Sohne ermordet, Oman wurde im Innern zerrüttet und von den Wahabis bedroht; es schloß sich schon deshalb näher an England an, das allein ihm Schutz und Hülfe gewähren konnte. Die Engländer haben einen ausgezeichneten politischen Agenten am persischen Meerbusen, den Oberst Pelly, dessen wir im „Globus“ häufig erwähnt haben. Er kennt die verwickelten Verhältnisse jener Regionen gründlich und hat bekanntlich auch Riad, die Hauptstadt der Wahabis, besucht.

So erklärt sich, weshalb Frere in Maskat den gegenwärtigen Sultan bereit fand, auf seine Vorschläge einzugehen. Die Unterhandlungen nahmen einen überaus kurzen Verlauf; binnen 48 Stunden war Alles abgemacht. Vor uns liegt ein ausführlicher Bericht aus Karratschi (vom 18. April;

Digitized by Google

„Mail“ 19. Mai), aus welchem wir das Charakteristische hervorheben wollen. Frere lief am 12. April im Hafen von Maskat ein, also Samstag, erst gegen Abend. Als Engländer konnte er am „Sabbath“ kein Geschäft verrichten, und verschob deshalb die Ueberreichung seiner Vollmacht auf Montag. Aber Pelly, der bereits in Maskat seiner harrte, ging noch am Samstag Abend zum Sultan und theilte diesem den Inhalt des Vertrages mit, welcher Seiner Hoheit übermorgen zur Unterzeichnung vorgelegt werden solle. „Seine Hoheit habe also Zeit in Menge (ample time! d. h. 36 Stunden), sich den Inhalt genau zu überlegen. Am Sonntag früh schickte der Sultan eine Complimentierdeputation zu Frere; an der Spitze derselben stand ein alter arabischer Scheich, Nasir ben Ali, Gouverneur der Stadt, welcher in den omanischen Wirren eine wichtige Rolle gespielt hat. Er war einer der Gesandten, welche Seyd Selim 1866 nach Bombay an den damaligen Gouverneur, eben Sir Bartle Frere, schickte, um diesem die Umstände zu erläutern, welche mit der Ermordung Seyd Thaueni's, Seyd Selim's Vater, in Verbindung standen.

Am 14. April begab sich Frere mit gebührendem Pomp in den Palast. Schon am 12. war ihm zu wissen gethan, daß Seine Hoheit den Vertrag ohne Weiteres unterzeichnen werde. Das geschah auch sofort, und der Sultan hatte dann eine Privatbesprechung mit Frere, in welcher vorzugsweise über die Stellung Maskats gegenüber von Sansibar die Rede war. Der Berichterstatter schreibt: „Jeder omanische Araber wünscht, daß Seine Hoheit von Seiten der britischen Regierung Erlaubniß bekommen möge, seinen Bruder in Sansibar anzugreifen, und diesen zu zwingen, den rückständigen Tribut zu zahlen.“ Es versteht sich von selbst, daß England auf diesen Wunsch nicht eingeht, denn ihm liegt sicherlich nichts daran, die Wirren noch zu vermehren, durch welche ohnehin der Handel beeinträchtigt, und welche den 1861 von Lord Canning als Schiedsrichter festgestellten Bedingungen entgegen laufen würden.

Der Berichterstatter deutet nur leise an, daß der Sultan auch noch andere Anliegen vertraulich zur Sprache gebracht habe; wir unserseits irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß sich dieselben auf die Stellung den Wahabis gegenüber bezogen, und in dieser Hinsicht wird er wohl einen günstigen Bescheid erhalten haben. Frere begab sich nach der Audienz in feierlichem Zuge in das britische Consulat, wo die in Maskat sehr zahlreichen indischen Kaufleute ihm aufwarteten und für den wirksamen Schutz dankten, dessen sie sich durch Oberst Pelly erfreuten. Nachmittags machte der Sultan seinen Gegenbesuch an Bord des Dampfers „Enchantreß“ und am Dinstag speiste Frere mit seinem Stabe im Palaste bei Seiner Hoheit.

Am Dinstag, 15. April, ereignete sich ein Vorfall, welcher kennzeichnend für die Zustände ist. Der oben erwähnte Nasir ben Ali, welcher am Sonntag an der Spitze der zu Frere abgeschickten Deputation gestanden hatte, war in der Nacht ermordet worden. Er hatte nach Landesbrauch außerhalb der Veranda geschlafen, neben einem Freunde aus der Provinz. Dieser hörte mehrere Schüsse nach einander, sprang auf und verfolgte einige Männer, die eilig entflohen, konnte sie aber nicht einholen. Als er zurückkam, fand er seinen Freund als Leiche, mit vier Kugeln in Brust und Magen. Der Verdacht fiel sogleich auf einen vormaligen Minister, der sich zurückgesetzt glaubte und die Mörder gedungen habe.

Seyd oder Sayd Turki, der gegenwärtige Sultan von Maskat, ist etwa 45 Jahre alt. — Am Morgen des 15. April besucht Frere die in der Nähe von Maskat liegende Hafenstadt Mattrah, wo gleichfalls viele indische Kaufleute wohnen, und ging am 16. unter Dampf nach Karratschi, vollkommen zufrieden mit dem Erfolge seiner Sendung; er ist dann nach Simla gegangen, dem Sommeraufenthalt des Vicekönigs Lord Northbrook, um mit diesem zu berathen, was weiter geschehen solle. Gegenwärtig ist er wieder in Europa.

Wir wollen Einiges zur Erläuterung beifügen. Die Handelsbeziehungen zwischen der Westküste Indiens, dem Golfe von Oman und den afrikanischen Gestaden sind uralt. Seit etwa 40 Jahren sind indische Kaufleute in größerer Menge als je zuvor nach jenen Küsten gegangen, haben sich dort niedergelassen und thatsächlich ein ähnliches Handelsmonopol erworben, wie einst die Portugiesen, nur auf friedlichem Wege und gefördert durch den Schutz, welchen die britische Flagge ihnen überall sichert. Ein indisches Handelshaus hat, wie sich in Folge einer gerichtlichen Verhandlung vor dem englischen Consulat in Maskat ergab, an Darlehen und Vorschüssen in Ostafrika nicht weniger als eine halbe Million Pfund Sterling angelegt und mehrere seiner Creditoren wohnen weit im Innern, z. B. in Unyamuesi und Ubschidschi. Die zeichnen dieser Kaufleute sind Bhattia, gehören also einer Kaste oder Secte an, die durch geschlechtliche Ausschweifungen berüchtigt ist. Aber die meisten dieser Capitalisten sind Mohammedaner, die Chodschas, deren Oberhaupt, wie gerichtlich ermittelt wurde, Aga Chan ist, als der Vertreter des „alten Mannes im Gebirge“, also Alten vom Berge. Andere Capitalisten sind die Borahs, wirkliche Nachkommen der „Mohren“, mit welchem Basco da Gama zusammentraf; diese haben, trotzdem sie von den Portugiesen so erbittert bekämpft wurden, stets auf Madagaskar, in Mosambik und an der Somaliküste sich als Kaufleute behauptet.

Nachdem man den Sultan von Sansibar zu Paaren getrieben hat, und wenn die englischen Kreuzer gut auspassen, ist der Sklavenhandel lahm gelegt. Er findet nun seinen Absatz in Mosambik, Anjuan, Madagaskar, in den Häfen nördlich von Sansibar an der Südküste Arabiens und in Oman. Aber im Innern Ostafrikas, im ägyptischen Sudan wird er wahrscheinlich fortan nur um so schwunghafter betrieben werden. Auf die Versprechungen des ägyptischen Chedive legen wir unserseits auch nicht den geringsten Werth. A.

Gegenwärtige Zustände auf Ceylon.

Einem Privatbriefe aus Colombo entnommen.

— Ceylon ist durch seine Lage in mancher Beziehung vor anderen süd- und ostasiatischen Ländern bevorzugt. Die atmosphärischen Störungen, welche in der Bai von Bengalen als Hurricane und Cyclone soviel Unheil anrichten, die von der offenen Rhede von Madras bis zum Hughly herrschen, erreichen selten oder nie die nordöstlichen Gestade unserer Insel. Java und andere Eilande des Archipelagus mögen einen reicheren Boden als Ceylon besitzen; aber sie verbanken

Digitized by Google

ihn dem vulcanischen Gestein, aus dem sie zum großen Theile bestehen. Dafür müssen sie aber auch die vulcanische Thätigkeit, jene fürchterlich verheerenden Erdbeben und Vulcanausbrüche, mit in den Kauf nehmen; wir dagegen bleiben davon verschont und höchstens spürt man an unserer östlichen Küste bei Trincomali und Batticaloa einige leichte Erdstöße, die letzten Ausläufer der vom großen ostasiatischen Erdbebenstoße sich nach Osten ziehenden vulcanischen Wellenschläge.

Auch unsere Westlüfte hat nicht von den Cyclonen zu leiden, die im indischen Ocean wie in der bengalischen Bai herrschen und deren zerstörende Thätigkeit in Madagaskar, Sansibar, auf Mauritius u. s. w. so wohl bekannt ist. Allerdings thun die Winde und Regenstürme, welche dem Einsetzen des Südwest- und Nordost-Monsuns vorangehen, zuweilen den Kaffee- und Reisernten Schaden, doch steht das in keinem Vergleich zu dem, welchen die Pflanzer auf Mauritius zum Beispiel durch elementare Ereignisse erleiden. Ebenso wenig leidet unsere Schifffahrt durch Sturm und die offene Rhede Colombos ist sicherer als die Häfen von Bombay und Calcutta. Nur während des Monsuns belästigt die Brandung den Schiffsverkehr und aus diesem Grunde werden jetzt große Hafendämme und Piers (Molen) weit in die See hinein gebaut.

Ein anderes Project, welches dem Schiffs- und Handelsverkehr Ceylons zu gute kommen soll, ist die Herstellung eines Schiffscanals zwischen Ceylon und dem indischen Festlande. Zwischen dem Golfe von Manaar im Süden und der Palk-Straße im Norden zieht sich bekanntlich eine Reihe von Inseln und Riffen zwischen der Insel und dem Festlande hin, die man unter dem Namen der Adamsbrücke kennt. Nicht allein müssen die mit den Monsunen wechselnden Meeresströmungen deshalb ihren Weg um die Südspitze Ceylons nehmen, sondern selbst Schiffe von nur zehn Fuß Tiefgang bedürfen noch künstlicher Nachhülfe, um zwischen Rames-Baram und dem Festlande die wichtige Paumben-Straße passiren zu können. Die Vertiefung dieser Straße wird jetzt ernstlich ins Auge gefaßt. Madras und Calcutta werden dadurch zumeist gewinnen.

Der Handel Ceylons hat in den letzten 30 Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Seit im Jahre 1837 die Kaffeecultur eingeführt wurde, hat sich der Totalwerth des Handels von 800,000 Pf. St. auf 9,000,000 Pf. St. im letzten Jahre (1872) gehoben. Davon entfallen 1,200,000 Pf. St. auf die Importe aus Großbritannien, während unsere Exporte: Zimmet, Kaffee, Kokosnußöl, Coir, Ebenholz ꝛc. hier am Platze etwa 2,700,000 Pf. St. werthen, auf dem europäischen Markt aber sicher 3,500,000 Pf. St. gelten. Bei 2,400,000 Einwohnern importiren wir also aus England für 10 Schillinge auf den Kopf, gewiß ein hohes Ergebniß, wenn wir bedenken, daß unser mächtiges Nachbarland Indien in denselben Verhältnisse nicht, wie es geschieht, für 20,000,000 Pf. St., sondern für 120 Millionen Waaren aus England importiren müßte.

Mit der Zunahme des europäischen Einflusses und Handels auf Ceylon sind natürlich auch Uebelstände verknüpft, die unter den Eingeborenen und auffallen. Man macht die Europäer verantwortlich für die außerordentliche Trunksucht, Proceßsucht und Spielsucht, die hier in einem geradezu erstaunlichen Maße herrschen. Die Abgaben, welche die Regierung auf den Toddy und Arrak — beide gewonnen aus der noch unentfalteten Blüthenscheide der Kokospalme — legt, bringen eine bedeutende Summe ein. Der Regierung wird ein Vorwurf daraus gemacht, aber es ist ein Fehler, dieses zu thun oder zu behaupten, die Singhalesen hätten erst durch Europäer berauschende Mittel kennen gelernt. Die „wilden Hindus“ waren mit Opium, Bhang und anderen Narcotica gerade so vertraut, wie mit dem Palmwein, ehe Europäer in dieses Land kamen. Auch die Spielsucht und Proceßsucht sind nicht erst durch die Europäer bei ihnen begünstigt oder gar geweckt worden. Letztere ist so verbreitet, daß keine singhalesische Familie für respectabel gilt, wenn sie nicht wenigstens eine Sache bei den Gerichten anhängig hat, und im Durchschnitt kommen auf jeden Erwachsenen jährlich fünfthalb Rechtssachen! Namentlich spielen Erbprocesse eine große Rolle. Die Zersplitterung des Eigenthums unter die Erben ist eine gewaltige, und noch in diesem Jahre spielte ein Proceß, in welchem ein Kläger Anspruch auf den vierten Theile eines Drittels von einem Achtel eines gewissen Vermögens Anspruch machte. Klagen, bei denen es sich um einen Antheil von zwei oder drei Kokospalmen handelt, sind überhaupt keinesweges selten. Die Kokospalme spielt überhaupt bei uns eine große Rolle. Stamm und Wurzel, Faser, Blüthe, Frucht, Schale, alles wird ja von ihr benutzt, und wer eine Kokospalme pflanzt, begeht ein frommes, Buddha gefälliges Werk. Unsere Singhalesen sind nämlich Buddhisten.

Die Singhalesen arbeiten sehr ungern in den Plantagen gegen Tagelohn, was wohl noch aus der Zeit herstammen mag, wo die Zimmetgärten von einer der niedrigsten und verachtetsten Classen des Landes behaut wurden. Sie ziehen es vor, auf eigene Rechnung Reis zu bauen, Kokospalmen zu pflanzen, oder Handel zu treiben. Dies hat zur Folge, daß wir für die Kaffeeplantagen vom Festlande Tamulen als Kulis einführen müssen. Zu 60,000 bis 70,000 kommen sie aus dem südlichen Indien zu uns; die Regierung überwacht die Einwanderung und die Unternehmer haben nach ganz bestimmten Gesetzen die Reisespesen und Verköstigung der Einwanderer zu vergüten, ebenso die Kosten der Rückreise nach Ablauf des gewöhnlich dreijährigen Contractes. Reisende, welche diese Arbeiter in ihrer dürftigen Kleidung, in elenden Lehmhütten während der Regenzeit sahen, erhoben sehr häufig später in der Presse gewaltige Klagen über das „menschenunwürdige“ Dasein, in dem die Kulis hier gehalten würden u. s. w. Man lege nur nicht überall denselben philanthropischen Maßstab an. Bei uns leben diese Leute immer noch weit besser als in ihrer Heimath, wo sie auf das Schrecklichste zusammengehäuft in noch weit elenderen Hütten vegetiren.

Aus allen Erdtheilen.

Die von der „Polaris“ Geretteten auf der Eisscholle.

Wir gaben S. 13 f. einen vorläufigen Bericht über die Eisfahrt dieser schwer geprüften Menschen. Jetzt liegen eingehende Nachrichten vor.

Die Schilderungen von den Leiden der Leute, welche vom 15. October 1872 bis zum 30. April 1873, also 197 Tage, oder über sechs Monate, auf einer Eisscholle ihr Leben fristeten, sind wunderbar. Als sie die „Polaris“ bei Northumberland am 16. October aus dem Gesicht verloren, trieb die Eisscholle im

Digitized by Google

Sturm nach dem Süden und Tags darauf, am 17. October, war sie bereits 40 Meilen vom Schiffe entfernt. Jetzt klärte sich das Wetter auf, sie befanden sich an der Westküste von Grönland und machten die größten Anstrengungen, die Boote über das Eis nach dem Lande zu schaffen. Das Eis war jedoch zu schwach, und sie mußten warten, bis größere Kälte eintrat; dann gelang es ihnen mit großer Mühe, die Boote über die rauhen Eisschollen halbwegs nach der Küste zu schleppen, als in der Nacht vom 1. Nov. das Eis beim Sturm zerbrach und ihre Eisscholle nach Süden trieb. Im ganzen November dauerte das schlechte Wetter fort und nun gaben sie alle Hoffnung auf augenblickliche Rettung auf, bauten drei Schneehäuser und ein Vorrathshaus auf dem Eise und ergaben sich in ihr Schicksal, so den arktischen Winter zu verbeten.

Diese Schneehütten der Eskimos haben die Form eines Bienenkorbes, nur daß sie an der Basis breiter sind, an dem Boden ist eine Oeffnung, kaum groß genug, daß ein Mann durchkriechen kann, und an der Spitze ein Loch, mit einer Eisscholle bedeckt, welche nur eine kleine Spalte für die Ventilation läßt. Die Häuser sind bei kaltem, trockenem Wetter warm und wohnlich, aber bei feuchtem unbewohnbar. Sie brachten darin vom November bis April zu, wo sie dieselben verlassen mußten.

Feuerungsmaterial besaßen sie nicht, mit Ausnahme weniger alten Lumpen und Fett, kaum genug, um dann und wann ihre dürftige Speise zu wärmen. Die drei Wohnhütten standen Seite an Seite. In einer lebten Capitän Tyson, der Eskime Joe, sein Weib Hannah und ein Kind, in der zweiten der Eskimo Hans Christian mit Weib und vier Kindern, und in der dritten Hr. Friedrich Meier und acht Mann.

Obgleich ursprünglich die Hälfte alles Proviants der „Polaris“ aufgelegt war, so hatten sie doch in den Stürmen und durch Brechen der Eisschollen vieles davon verloren; sie mußten sehr sparsam verfahren und suchten den Proviant durch Tödten von Walrossen möglichst zu vermehren, worin jedoch selbst die erfahrenen Eskimos während der Wintermonate nicht sehr erfolgreich waren. Nur jener vom Schiffe gerettete Proviant nebst Decken, dicken Kleidern und Munition mochte es möglich, daß diese Armen ihr furchtbares Schicksal überstehen konnten.

Am 1. December verschwand die Sonne und die dunkele arktische Winternacht begann, welche bis zum 19. Januar dauerte. Den Tag unterschied man nur an Dunkel von der Nacht, daß sich ein Lichtkreisen am südlichen Horizont zeigte, übrigens waren Tag und Nacht gleich dunkel, wenn sich auch das Auge allmälig daran gewöhnte; nur die Eskimos sahen wie die Katzen. Am 19. Januar erschien die Sonne wieder, sie ging um 11½ Uhr auf und um 12½ Uhr unter, worauf eine Dämmerung von 6 bis 7 Stunden folgte. Am 1. Februar hatte man nur noch von den Schiffsprovisionen zwei Büchsen mit Fleischextract und 120 Pfund nasses und mulbiges Brod; man mußte ein Boot zerhauen, um mit dem Holze Eis zum Trinken zu schmelzen, da man kein Fett mehr zur Feuerung hatte. Jetzt wurde der Proviant sehr rar, nur dann und wann schoß man ein Walroß, welches vollständig bis auf die Eingeweide verschlungen wurde, die Eskimos lebten von ihren Hunden, deren Fleisch von den Anderen verschmäht wurde; Capitän Tyson verlor beim Benagen geforener Walroßknochen zwei Vorderzähne; großen Comfort gewährte es, einen Klumpen Fett in den Mund zu nehmen und daran zu saugen gegen das Einathmen der kalten Luft.

Im März endlich stellten sich wieder Walrosse ein und es gab nun Fleisch genug, auch ein großer Eisbär wurde erlegt, so daß sie wieder Vorräthe bis zur Mitte Mai hatten, aber Ende März trieb sie ein furchtbarer Sturm in die See und zerschrelle die Flarde, auf der sie fünf Monate lebten, und die 5 Meilen im Umkreis gehabt hatte; nur auf einer Eisscholle von 20 Yards im Durchmesser standen jetzt ihre Hütten.

Am 1. April mußten sie die Scholle mit fast allem Vorrath an Fleisch, Munition, Kleidern, Fellen ꝛc. verlassen. Mit dem geringen Fleischvorrathe, den sie größtentheils nachher noch über Bord werfen mußten, überließen sie sich ihrem Boot, aber bald waren sie genöthigt, wieder auf Eis zu steigen, dieses zerbrach dann in tausend Stücke und ohne, daß sie ihr Boot in freies Wasser bringen konnten, mußten sie oft Tage lang einzeln auf Eisschollen balanciren; dabei wurde Mancher im Sturm in das Meer gespült, aber immer wunderbar gerettet.

Meier, der deutsche Naturforscher, würde in einer Nacht bei einem solchen Sturz umgekommen sein, wenn nicht Joe und Hans, die tapferen Eskimos, jeder auf einer Eisscholle stehend, zu ihm gerudert wären — auf solche kühne Kunststücke verstanden sie sich trefflich — und ihn gerettet hätten.

Am 29. April sah man zwei Dampfer, denen man vergebens Signale machte. An dem folgenden nebligen Morgen aber stieß einer der Dampfer, die „Tigreß“ von St. Johns, Neufundland, die auf den Robbenfang aus war, an die Eisscholle, auf welcher sie seit einigen Tagen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Allgemeines Hurrah von beiden Seiten, herzliche Aufnahme, Ankunft und Fetirung zu St. Johns, wo sofort das neugeborene Baby-Eskimo (es ist acht Monate alt und wurde auf der „Polaris“ geboren) unter großem Zulauf getauft wurde, bilden den heiteren Schluß eines Gemäldes voll arktischer Schrecken und furchtbarer Todesgefahren.

Wenn die „Polaris“ gerettet werden sollte, woran man kaum zweifelt, so wird Capitän Buddington unter der Anklage, den Zweck der Expedition vereitelt zu haben und feindseliger Handlungen gegen Capitän Hall und die neunzehn von ihm verlassenen Personen, einen schlimmen Stand haben, und eine gar traurige Rolle spielen.

Gözenanbeter in Irland.

Dergleichen giebt es in der That, echte urheidnische Barbaren. Wir finden eine Schilderung derselben von Seiten eines Augenzeugen im Journal des Londoner anthropologischen Instituts (II, S. 447).

Vor der Westküste von Irland, unter 54° 8′ N., 10° 12′ W., liegen zwei Inseln, Nord- und Süd-Inishkea. Das Wort ist irisch; inish bedeutet Insel, kea einen Dornbusch. In allen Zeiten mögen Dornbüsche dort gestanden haben, ich meinerseits habe keine gesehen. Die Inseln sind, mit Ausnahme eines Abgrenzungsgrabens, der Knockaskeo heißt, ganz flach; Beherrscher derselben ist ein „König“, der angeblich über einhundert Jahre alt ist. Soviel kann ich sagen, daß seine Majestät ein Alter von mehr als siebenzig Jahren hat; seinen Unterthanen gefällt er sehr; sie haben ihn recht lieb. Einen Palast besitzt er freilich nicht, hält auch keinen Hofstaat und seine Einkünfte sind gering; er bekommt einen kleinen Antheil vom Ertrage des Fischfanges und der Kartoffelernte. Die Wohnungen sind armselig, Löcher in ringsum aufgehäuften Steinen, die mit Schlamm bewerfen und mit Schilf und Seetang überdeckt sind. In manchen dieser Löcher hausen acht bis zehn Leute zusammen mit Ziege und Schwein; manchmal kommt auch noch eine Kuh hinzu. Diese Beschreibung paßt freilich auch auf andere Theile Irlands.

Die Religion der Bewohner von Nord- und Süd-Inishkea beschränkt sich darauf, daß sie ein großes, hölzernes Götzenbild anbeten. Dasselbe ist nicht etwa eine vergrößerte Figur eines Morienbildes, sondern eine roh geschnitzte Puppe, welche einen Mann vorstellt; sie hat etwa 8 Fuß Höhe und ist mit einem langen, wollenen Rocke bekleidet. Ich konnte nicht ermitteln, ob die Leute für diesen Gott eine besondere feste Stätte haben; sie wollten überhaupt nicht gern etwas über ihre Heiligkeit verlauten lassen, und nur auf wiederholtes Andringen und Bitten gestattete man mir, die Stelle zu besuchen, wo er sich eben befand.

Die Lage der Inseln ist derart, daß sie allen Stürmen des Atlantischen Oceans ausgesetzt sind; wenn die Winde toben, können die Leute nicht auf den Fischfang ausfahren und leiden dann manchmal große Noth. Dann trägt man unter allgemeinem Wehklagen den Götzen aus Meeresgestade und bittet ihn, den Sturm zu besänftigen; dabei werfen sich alle in den

Digitized by Google

Sand nieder. Läßt der Wind nach, dann hat der Gott ihn beständigt, dauert er fort, dann will der Gott, daß das Unwetter noch fortdauere. Man trägt, in letzterm Falle, ihn zwar mit Beteuhniß, aber mit ungeminderter Ehefurcht an seine Stelle zurück.

Die Inselbewohner stehen mit der Außenwelt kaum in Berührung. Einer Ueberlieferung zufolge stammen sie von einem mächtigen Riesen ab, der mit seiner Frau von einer großen, fruchtbaren Insel kam, als diese vom Atlantischen Ocean verschlungen wurde. Jene Eiland war ein herrliches Paradies; dort sangen schön befiederte Vögel den ganzen Tag und das ganze Jahr hindurch prangte sie in Blumenschmuck. Diese bezauberte Insel wird vermeintlich in all ihrer Pracht aus dem Meere wieder empotauchen, und dort werden dann die Geister der gestorbenen Leute von Jnischlea ein seliges Dasein führen.

An den seligen Theilen des Gestades halten sich *Seehunde* auf, die mit großer Ehefurcht beteachtet werden. Um keinen Preis der Welt würde ein Jnsulaner eine Robbe tödten, und man hat dafür einen zureichenden Grund: — im Seehunde lebt die Seele eines verstorbenen Menschen. In der Hütte des Königs befindet sich die Haut einer großen, weißen Robbe, welche einst die Seele eines Mädchens beherbergte. Die Legende besagt, daß vor vielen Jahren eine sehr schöne Jungfrau auf der Jnsel lebte und mit einem stattlichen Burschen Namens Rooney verlobt wurde. Eines Tages waren beide in einem „Coracle“ auf den Fischfang ausgefahren; da erhob sich ein Sturm und das kleine Fahrzeug schlug um. Rooney bemühte sich vergeblich, seine Geliebte zu retten; bevor sie unterfank, sagte sie ihm noch Lebewohl und sprach, daß sie eine weiße Robbe werden wolle; er solle dann ihren Gesang vernehmen. Rooney schwamm ans Land, hatte aber seinen Verstand verloren. Lange Zeit wanderte er Tag für Tag am Strande umher, in der Hoffnung, seine Geliebte in der Gestalt eines weißen Seehundes wieder zu sehen, aber sie ließ sich nicht blicken.

Endlich, in einer düstern Winternacht, als der Sturm mit wilder Wuth über die Jnsel dahinpeitschte, sprang Rooney von seinem Schlafager auf und rief: „Horch, da singt sie! Jetzt ruft sie mich!“ Und ehe man ihn zurückhalten konnte, sprang er aus der Hütte und verschwand im Dunkel. Seine Angehörigen liefen ihm nach und hörten nun eine klagende Stimme, welche sie bat, von weiterer Verfolgung abzulassen. Diese Stimme sang dann in musikalischen Tönen die ganze Nacht hindurch bis zu Tagesanbruch; dann verstummte sie. Als es hell geworden war, fand man Rooney todt am Steande; ein todter weißer Seehund hielt ihn umklammert. Seine und der Jungfrau Seele waren nach der bezauberten Jnsel hinüber gegangen. —

Ein Verstorbener wird drei Tage lang so ausgestellt, daß das Gesicht unbedeckt bleibt; zu Häupten brennt ein Licht. Während dieser Zeit wird der Götze wiederholt gebeten, der Seele des Todten einen sichern Weg nach der paradiesischen Jnsel zu zeigen. Nach Ablauf des dritten Tages versammeln sich die Verwandten und Freunde in der Hütte und unter lauten Klagen wird die Leiche begraben; man häuft dann Steine auf, um die Begräbnißstätte zu bezeichnen.

Vor ein paar Jahren fand sich auf Jnischlea ein Missionär ein, um die Heiden zu bekehren, er fing aber, wie so viele seinesgleichen, die Sache durchaus verkehrt an. Er schalt den hölzernen Gott, welchen die Jnsulaner verehren, arg aus und machte ihn gründlich schlecht. Daran nahmen die Leute großes Aergerniß, und als er in seinen Schmähungen fortfuhr, wurden sie so erbittet auf ihn, daß sie ihn todtschlagen wollten. Nur mit genauer Noth hat er sein Leben gerettet. Die Leute auf Jnischlea sind bis heute geblieben wie sie waren und halten ihren hölzernen Gott nach wie vor in hohen Ehren.

Das schwarze Parlament in Südcarolina.

Unter der Herrschaft des Präsidenten Grant und seiner Horden von Aemterjägern aus dem Norden, der Carpetbaggers, sind die Zustände in manchen südlichen Staaten der Union geradezu geanenhaft geworden. Der Racenkampf zwischen Schwarz und Weiß ist da, theils ganz offen und blutig, wie z. B. in Louisiana und Arkansas, theils mehr oder weniger verdeckt. Grant ist durch die Negerstimmen Präsident geworden; die Farbigen wissen das und pochen daraus, daß sie bei der Wahl den Ausschlag gegeben haben. Die „Reisefächer“, welche mit weiter nichts als einem Felleisen nach dem Süden kamen, wo in Folge der Tyrannei der radicalerpublikanischen Partei so lange Zahre hindurch alle anständigen Weißen politisch entrechtet und förmlich vogelfreier waren, — diese Carpetbaggers kamen durch die Stimmen der Neger aus Ruder und sie plünderten bis auf den heutigen Tag den Süden in der aller unverschämtesten Art aus. Sie schmeicheln den Farbigen in der verächtlichsten Weise, und da sie weder Ruf noch Ehre zu verlieren haben, nehmen sie auch keine Rücksichten. Die schwarzen Halbbarbaren erklären ihnen: Ihr müßt uns unsern Willen thun, sonst setzen wir Euch ab, indem wir Euch unsere Stimmen nicht mehr geben. Jn Südcarolina sind die Neger unbedingt Herrscher des Staates. Doch zählt man unter den 124 Mitgliedern des Repräsentantenhauses nur 23 Weiße, 101 sind Neger, zumeist „schwarz wie Ebenholz“, viele sind ehmalige Plantagensklaven, die nur das bekannte Niggeryankee-Englisch sprechen und weder lesen noch schreiben können. Sie haben sich 11 Dollars Taten zugesprochen. Der Sprecher ist ein Schwarzer, der Schriftführer gleichfalls, eben so Thürsteher, Pagen, der Caplan und der Vorsteher des Finanzausschusses. Gouverneur des Staates ist durch die Negerstimmen der Semit Moses, Excellenz, geworden, und mit Hülfe der Schwarzen setzt er Alles durch, was er will. Grant's Musterrepublik wird im Jahre 1876 — dann sind seit der Unabhängigkeitserklärung 100 Jahre verflossen — der Welt ein Bild schauderhaften politischen und sittlichen Verfalls darbieten. Die anständigen Leute werden in Sack und Asche trauern, wenn sie Washington und die anderen Ehrenmänner jener Tage mit den Politikern der Gegenwart vergleichen.

* * *

— Volksmenge in den größten Städten Großbritanniens und Jrlands im Mai 1873. London mit den Vorstädten 3,356,073. — Liverpool 505,274 und Glasgow 498,462. — Manchester 354,057 und Salford 130,468. Zusammen 184,525. — Birmingham 355,540. — Dublin 314,666. — Leeds 272,619. — Sheffield 254,352. — Edinburg 208,553; die Einwohnerzahl seiner Hafenstadt Leith stellt sich auf etwa 50,000. — Bristol 189,618. — Bradford 156,609. — Newcastle am Tyne 133,246. — Hull 128,125. — Portsmouth 119,280. — Leicester 102,694. — Sunderland 102,450. — Nottingham 89,557. — Oldham 85,141. — Norwich 81,677. — Wolverhampton 70,084.

— Der Verkehr zwischen Californien und Ostasien ist so sehr im Anwachsen, daß zu der Dampferlinie der Nordamerikaner nun auch eine deutsch-englische getommen ist. Das erste Schiff derselben, die „Altona“, traf am 13. Mai in San Francisco ein.

Jnhalt: Skizzen aus Neugranada. I. Jm Stromthale des Cauca. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Karagasen des kleinen Altaigebirges. Eine fibeische Erinnerung. Von Albin Kohn. (Mit neun Abbildungen.) — Das Sultanat Atschin auf Sumatra. — Der Sklavenhandel in Ostafrika und der Herrscher von Maskat. — Gegenwärtige Zustände auf Ceylon. Einem Privatbriefe aus Kolombo entnommen. — Aus allen Erdtheilen: Die von der „Polaris“ Geretteten auf der Eisscholle. — Götzenanbeter in Jrland. — Das schwarze Parlament in Südcarolina. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 3. Juli.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend Schul-Geographie von C. v. Seydlitz. Aus F. Hirt's Bibliothek des geographischen Unterrichts.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Skizzen aus Neugranada.

II.

Bei den Indianern am Rio verde.

Eine große Plantage in der Umgegend von Antioquia. — Anbau des Cacao. — Morgenfrische in einer tropischen Gegend. — Eine Musterkarte tropischer Früchte. — Panamahüte. — Indianerstämme im Caucathale. — Eine Wanderung in das Thal des Rio verde. — Eine beschwerliche Trocha. — Der Führer Sicuachi, ein Vollblut-Indianer. — Besuch beim Kaziken Fichihuacu. — Der Gebrauch des Amaño bei Hochzeiten. — Ein indianischer Doctor. — Betäubung der Fische. — Luftige Brücken.

In der Umgegend von Antioquia liegen manche große Landgüter, deren Besuch für einen Europäer sich wohl der Mühe verlohnt. Auf einem derselben fand Dr. Saffray eine gastliche Aufnahme nach einem sehr anstrengenden Ritt in der Nachmittagssonne. Die Frau vom Hause, eine bildschöne junge Creolin von reinem „blauen" Blute, trat ihm freundlich entgegen; ihr überaus volles, rabenschwarzes Haar hing in langen Flechten herab, die bis an die Knie reichten. In der von Blumen gleichsam verhüllten Veranda setzte man dem Gaste Milch und labende Früchte vor und gegen Abend machte Don Lucio mit ihm einen Wandelgang durch die nächstliegenden Theile der Plantage.

Vor dem Hause dehnt sich eine Wiese aus, auf welcher die Handpferde und die Milchkühe weiden; die Umzäunung besteht aus gespaltenem Bambus, und vielfach schlängeln sich kleine Bäche durch das Grün. Weiterhin findet man Maisfelder und große mit Zuckerrohr bepflanzte Stellen, und auf der andern Seite wachsen Bananen. Der Gutsbesitzer widmete seiner Cacaoplantage die größte Sorgfalt. Für eine solche, einen Cacaotal, muß der Humus reich und tief sein und unablässig Bewässerung stattfinden können. Zuerst pflanzt man in Rautenform und etwa zwölf Fuß von einander entfernt Bananen und in einigem Abstande von diesen auch Ceibabäume (Bombax ceiba); die letzteren wachsen sehr schnell, und ihr hohes, fast horizontal sich ausstreckendes, nicht dichtes Gezweig bricht das Licht und giebt keinen dunkeln Schatten. Den Cacaosamen (die Bohne) pflanzt man zwischen die Bananen, neben den Ceibas dagegen Kaffee. Der Cacaobaum wächst langsam; er trägt im vierten Jahre die ersten Blüthen und liefert vom neunten Jahre an etwa vier Pfund trockener Bohnen; bis gegen sein fünfunddreißigstes Jahr giebt er Früchte. Namentlich im Anfange seines Wachsthums bedarf er unbedingt des Schattens und vieler Feuchtigkeit, und deshalb giebt man ihm zum Schutze zunächst die Bananen mit ihren großen Blättern; späterhin bieten ihm die Ceibas den hinreichenden Schatten.

Der Cacaobaum ist in Mexico, auf den Antillen und in einem Theile des nördlichen Südamerika einheimisch. In Peru fanden ihn die spanischen Eroberer nicht, und schon Acosta bemerkte, daß dort die Coca gewissermaßen seine Stelle ersetze. Die Europäer lernten das Getränk am Hofe Montezuma's kennen. Antonio de Solis schreibt, daß dieser Kaiser nach jeder Mahlzeit eine Art Chocolade trank, welche aus Cacao bestand; die Masse wurde vermittelst einer kleinen Mühle so geschlagen, daß sie aus viel mehr Schaum als Flüssigkeit bestand; hinterher rauchte er dann Taback, der

Digitized by Google

mit Liquidambar parfümirt war. Die Cacaobohnen galten auf den mexicanischen Märkten als Kleingeld. Die Spanier bereiten ihre Chocolade bis auf den heutigen Tag nach alter mexicanischer Weise; die Geistlichen insbesondere lobten und priesen die vortrefflichen Eigenschaften dieses Getränkes. Einige freilich bekamen Gewissensscrupel, eben weil dasselbe so lecker und nahrhaft ist. Es wurde als eine canonische Frage erörtert, ob man sie für ein Nahrungsmittel halten dürfe, und Antonio de Leon schrieb ein grundgelehrtes Buch: Question moral: si el chocolate quebranta el ayuno ecclesiastico, d. h. moralische Frage: wird durch den Genuß der Chocolade das kirchliche Fasten gebrochen? Linné gab ihr den botanischen Namen Theobroma, also Götterspeise.

In der heißen Region von Neugranada sind alle erforderlichen Bedingungen für das Gedeihen des Cacao gegeben; bei den Ceibabäumen pflanzt man auch Kaffee, und der Ertrag, welchen dieser giebt, zusammen mit jenem der Bananen, entschädigt dafür, daß der Cacao erst spät Früchte giebt. Sobald dies der Fall ist, opfert man einen Theil der Bananen und der Kaffeebäume, um jenem mehr Luft zu verschaffen. Wenn er etwa achtzehn Jahre alt ist, pflanzt man zwischen die Reihen junge Bäume, und sobald diese herangewachsen sind und gut tragen, entfernt man die alten. Der bei Antioquia wachsende Kaffee liefert eine vortreffliche Bohne, man versteht aber nicht, aus derselben ein gutes Getränk herzustellen.

Ein Ritt in die Umgegend bot in der Morgenfrische gro-

Indianer vom Rio verde.

Indianerin vom Rio verde.

ßen Genuß und manche angenehme Ueberraschung. Im Osten erglänzte der Himmel wie von lauterm, mit rosenrothem Rand umzogenem Golde, und diese Farbentöne spiegelten sich auf den grünen Blättern und auf dem Thau, mit welchem sie besetzt waren. Am Waldesrande war reges Leben im Gezweige. Die Guacharacas flatterten lärmend in ganzen Schaaren umher; die Silberschnäbel, Cardinäle und Wittwenvögel hielten sich im niedrigen Gesträuch, der Turpial gab seine munteren Weisen zum Besten, während der Tukan hoch oben im Baume in Zwischenräumen seine melancholischen Töne vernehmen ließ. Die Vanilleblüthen wurden von Schmetterlingen, Bienen und Kolibris umflattert. Am Wegesrande hatten sich die kleinen chocoladebraunen Turteltäubchen niedergelassen, Papageienschwärme flatterten hin und her, und das schrille Gezirp der Heimchen nahm kein Ende.

Der leichte Morgenwind war mit würzigen Düften geschwängert; es war eine Lust, in denselben auf munterm Rosse dahin zu traben. Wir verließen, so schreibt Dr. Saffray, den gebahnten Weg und ritten in das Bett eines jetzt zumeist trocken liegenden Waldbaches nicht über Stock und Block, sondern über Kiesgeröll und zwischen mächtigen Felsblöcken hindurch. Der Pflanzenwuchs an den Ufern war überraschend reich an Pflanzen, welchen ein heißfeuchtes Klima zusagt. Ich maß das Blatt einer Rascadera (Caladium); es war 6 Fuß lang und 4 Fuß breit; die baumartigen Farne nahmen sich aus wie Pavillons, die aus Spitzenwerk gebaut sind, und ihr symmetrisches Gezweig bildete, hoch über den Bananen, anmuthige Kuppeln. Die Heliconia ließ ihre dreifarbigen Blüthenbüschel gracids herabhängen, auf allen alten Baumstämmen wucherten seltsam gestaltete Orchideen, und überall waren Lianen bis in die höchsten Gipfel hinaufgeklettert. Da und dort erhob sich am Ufer eine Palme, deren Stamm von langen Stacheln förmlich starrte.

Im Grase raschelten Eidechsen und dann und wann auch Schlangen dahin. Die Vögel wurden aufgescheucht, wenn die Rossehufen auf dem Gestein klapperten; Insecten, goldfarbige, grüne und blaue, erglänzten im Sonnenscheine. Es war ein merkwürdiges Durcheinander von Lichtspiel, Gesang, Gemurmel und Summen und von würzigen Düften in dieser tropischen Einöde, und das Ganze machte einen tiefen,

Digitized by Google

unvergeßlichen Eindruck. Weiter aufwärts verengte ſich das Flußthal zu einer Art von Schlucht, die zumeiſt von Steilwänden eingeſchloſſen war; an einer derſelben bildete das Waſſer einen etwa 30 Fuß hohen Fall und ergoß ſich in ein Felſenbecken, deſſen Ränder mit dichtem Geſträuche bedeckt waren.

Nach dieſem Ritte ruheten wir auf dem Gute einige Stunden. Beim Mittagsmahle fand ich eine wahre Manchfaltigkeit tropiſcher Früchte. Da ſah ich Sapotillas (Früchte von der Achras sapota), von regelmäßiger, ovaler Form; ſie ſind mit einem roſtfarbigen Flaum überzogen und man genießt ſie, wenn ſie ſehr reif geworden ſind, etwa ſo

Brücke von Bambus.

wie wir die Miſpeln; ſogenannte Advocatenbirnen, welche zwiſchen Obſt und Gemüſe gleichſam mitten inne ſtehen; Poma rosas (von Myrtus jambos), welche Aehnlichkeit mit dem Apfel, aber dabei einen leichten Anduft von Roſen haben, und ſchwere Mangobliſchel. Die Frucht iſt ſehr geſund und ſie kennzeichnet ſich ihrerſeits durch einen leichten Anflug von Terpentin. Dieſe Mangifera indica ſtammt aus Oſtindien, von wo ſie 1792 durch Lord Rodney nach Jamaica gebracht wurde; er hatte einige Pflanzen auf einer geenterten franzöſiſchen Fregatte gefunden. Von Jamaica aus verpflanzte man ſie dann nach verſchiedenen Gegenden des Feſtlandes, wo ſie nun ganz allgemein geworden iſt. Die Frucht des Coroffol (Anona squamosa) iſt grün, ſchuppig und enthält eine aromatiſche Sahne, die man mit dem Löffel herausnimmt. Die Guanabana iſt die Frucht der Anona muricata; ſie erreicht die Größe einer gewöhnlichen Melone und hat die Geſtalt eines verlängerten Herzens. Dazu kommen dann noch Ananas und ein Wunder, eine Art von Monſtrum, welches die gekrümmten Zweige des Cassuvium pomiferum (Anacardium occidentale) bedeckt. Die eigentliche Frucht beſteht in einer braunen, nierenförmigen Nuß, die eine eßbare Mandel enthält. Dieſe

Digitized by Google

Eine Hacienda in der Tierra caliente.

Digitized by Google

wird von einem langen Stiele getragen, der nach und nach größer wird, die Gestalt einer Birne bekommt, gelb und purpurfarbig wird und ein saftiges, stark aromatisches Fleisch liefert. Die Umhüllung der Mandel giebt ein Blasen ziehendes Oel.

Manche Reisende haben die Ansicht ausgesprochen, daß die Früchte der tropischen Gegenden mit denen unserer gemäßigten Klimate keinen Vergleich aushalten können. Das ist freilich Geschmackssache; ich meinerseits glaube, daß es nicht angemessen sei, Vergleiche herbeiziehen zu wollen und Aequivalente für unsere Obstarten zu suchen; man sollte vielmehr die besonderen Eigenthümlichkeiten in Erwägung ziehen, durch welche die tropischen Früchte sich charakterisiren. Ich glaube, daß die säuerlichen, parfümirten und balsamischen, zumeist sehr saftigen Früchte ganz entschieden den klimatischen Bedürfnissen entsprechen. Ein Reinettenapfel ist

Wohnhaus am Rio verde. Indianer mit dem Blasrohr.

gewiß in unserm Winter eine vortreffliche Sache, aber bei einer Hitze von 30° R. wird man doch eine Mango oder eine Grenadille vorziehen.

In den umliegenden Dörfern beschäftigen sich die Leute mit dem Flechten der sogenannten Panamahüte. Die Bezeichnung Strohhut ist ganz unpassend, weil die Rippen der Nacuma oder Murrapa (Carludovica palmata) das Material liefern. Wenn die fächerartigen Blätter noch in einander gefaltet sind, spaltet man sie an jeder Rippe, wirft sie in siedendes Wasser, um ihnen die gelbe Färbung zu benehmen, und trocknet sie dann in windiger Luft. In den Provinzen Neiva, Socorro und Antioquia sind sehr viele Frauen mit dem Flechten beschäftigt. Die Hüte werden weiter keiner besondern Zurichtung unterworfen und nur mit dem harten und glatten Kerne der Acacia scaudex abgeglättet. Die neugranadinischen Hüte können mit denen aus Ecuador, welche von Guayaquil aus in den Handel kommen, recht gut den Vergleich aushalten. —

Digitized by Google

Es lag dem Dr. Saffray daran, genaue Kunde über die verschiedenen Indianerstämme im Caucathale zu erhalten und die „Wilden" kennen zu lernen, von welchen so viel gesprochen wurde. Er beschloß, zunächst die Chocoanos aufzusuchen, welche im Flußthale des Rio verde, sechs bis sieben Tagereisen westlich von Antioquia, wohnen. Auch in Neugranada vermindert sich die Zahl der unabhängigen Indianer, welche vor der Civilisation zurückweichen, mehr und mehr, während einige von denen, welche sich dem Verkehr mit den Weißen nicht entziehen, in ganz leiblichen Verhältnissen leben.

Einem ungeübten Anschlage zufolge rechnet man in Neugranada etwa 225,000 unvermischte Indianer. Manche Stämme haben die Sprache ihrer Urväter vergessen und mit dem Spanischen vertauscht, so die Paéses, Pijaos, die Coconnos in Popayan, Almaguer und Neiva, die Nanamos in Choco, die Calamares von Santa Martha und Cartagena. Daggen sind der Sprache und den Sitten ihrer Vorfahren bis auf den heutigen Tag treu geblieben die Goajiros, Molitones, die Cocinas am Rio Hacha und Upar, die Mocoas, Guahivos, Omaguas und Andaquies in den östlichen Provinzen; ferner die Cunas und Chocoes in Darien und am Atrato.

Unweit von Cocui, östlich von Socorro, gegenüber den Einöden von Casauare, liegen mehrere Dörfer der Tuneboo. Dorthin kann ein weißer Mann, wenn überhaupt, doch nur unter großen Schwierigkeiten gelangen, denn sie sind durch eine vielleicht 700 Fuß hohe, steilabfallende Gebirgswand von der übrigen Welt gleichsam abgesperrt. An dieser von der Natur aufgebauten Mauer, die mit spärlichem Gras und verkrüppeltem Gesträpp überzogen ist, führt ein gangbarer schmaler Streifen hin, welchen man kaum als Pfad bezeichnen kann, denn er besteht aus Löchern im Gestein. Ein Indianer und ein Affe klettern hinauf und herunter; jener hat einen Stab, den er in das eine Loch stämmt, beugt den Körper nach vorn, kriecht, bis er an das zweite Loch kommt, und so fort, bis er oben oder unten angekommen ist.

Einige Stämme, z. B. jene von Almaguer und Pitayo, welche sich mit dem Einsammeln der Fieberrinde (Quinquina) beschäftigen, sind nominell zum Christenthume bekehrt worden und zahlen, wenn auch widerwillig, dem Pfarrer einen Zehnten, auf welchen die Kirche selbst bei den Wilden nicht verzichtet. Der Geistliche in Almaguer hielt einmal eine Predigt über die unermeßliche Güte seines Gottes und fragte dann den Kaziken, was dieser meine. Der wilde Christ antwortete: „Sieh, wenn Gott so gütig ist, wie Du uns hier gesagt hast, so müßte er uns doch wohl zu essen geben, ohne daß wir nöthig hätten, zu arbeiten."

Dr. Saffray unternahm das beschwerliche Wagniß, den Pfad, die Trocha, zu begehen, welcher zum Thale des Rio verde führt. Er hatte schon viele überaus schlechte Wege kennen gelernt, aber diese Trocha war geradezu schauderhaft. Er mußte auf Händen und Füßen steile Bergwände hinankriechen und Waldbäche durchwaten; in übelriechenden Morästen ging der Schlamm ihm bis an die Hüften, er kam durch dichte Gestrüppe von stacheligen Pflanzen, kletterte über umgefallene Baumstämme, mußte mit dem Hammesser sich einen Weg durch die Schlingpflanzen bahnen und stets auf der Hut gegen Schlangen sein. Bald war er gründlich matt und müde, während sein Führer von allen Beschwerlichkeiten gar nicht angegriffen war; und doch trug er ein schweres Flelleisen, in welchem der weiße Mann allerlei Siebensachen mit sich führte, mit denen er die Indianer beglücken wollte: Salz, Branntwein, Messer, Messingdraht, Glasperlen und Thierbilder.

Dieser Führer war ein Indianer ungemischten Blutes, ein Chollo aus Choco, der mehrere Sprachen redete, ein kräftig gebauter, intelligenter Mann, und den Weißen sehr anhänglich, weil sie ihm niemals Anlaß zu Klagen oder Beschwerden gegeben hatten. Er war Goldgräber, Sacrister und Handelsmann gewesen, hatte sich ein kleines Vermögen erworben und verlebte nun ruhige Tage in einer Vorstadt von Antioquia. Sein Name war Sicuachi; als er zwanzig Jahr alt war, taufte man ihn und seitdem hieß er als Christ Miguel. Nun wurde er als Don angeredet; Leute, welche sich noch nicht bis zum Don aufgeschwungen haben, redet man als üor an, und als solche stehen sie über dem gemeinen Manne, den man kurzweg mit seinem bloßen Namen anspricht. Sicuachi legte Werth darauf, als Señor Don Miguel angeredet zu werden, wie sich das auch für Jemand gehört, der einiges Vermögen besitzt. Er war aber nicht abgeneigt, gelegentlich Dienste zu leisten, die sich mit seinem Range vertrugen; er durchsuchte z. B alte Grabstätten, verrichtete Dienste als Courier, und beschäftigte sich auch als Domestik, dies aber nur, wenn man ihm den Titel Compañon gab.

In seiner Art war er ein sehr brauchbarer Gefährte. Sobald er seine kurzen Beinkleider und eine leichte wollene Ruana trug, stand er für und fertig als echter Indianer da, mit feinem gebrungenen Wuchse und den vorstehenden kräftigen Muskeln. Er war mäßig, wachsam und unermüdlich; im Walde verirrte er sich nie; Abends schlug er in kürzester Frist einen Rancho auf, ein grünes Schutzdach für die Nacht, bereitete das Essen, und hatte die löbliche Eigenschaft, sehr schweigsam zu sein.

Nach einer Wanderung von sieben Tagen kam Dr. Saffray an einen überaus üppigen Bambuswald; die Stämme waren wohl bis zu einhundert Fuß hoch, und unter den oben einen gewaltigen Baldachin bildenden Massen konnte kein anderer Baum und kein Gesträuch aufkommen. Bei Windstille herrscht in einem solchen Walde absolute Ruhe, denn in diesen grünen Einöden trifft man keinen Vogel und kaum ein Insect, aber wenn Luftzug geht, vernimmt der Wanderer eine eigenthümliche Musik inmitten dieser vielen Tausende von sonoren Röhren; die Blätter schlagen an einander, die Stämme reiben sich, hoch oben pfeift es in den Wipfeln, — es ist ein Gemisch von Tönen, die völlig überraschen und eine großartige Harmonie bilden.

Der Boden wurde von nun an feucht; in den Lichtungen sah man dort Gruppen von Arum und fächerartiges Schilf. Nun konnte der Rio verde nicht mehr weit entfernt sein. Bald vernahm man in gleichmäßigen Zwischenräumen ein Geräusch, und sah dann einen Indianer, welcher mit seinem Waldmesser (Machete) Bambus nuhieb, um ein Floß zu verfertigen, mit welchem er den Fluß befahren wollte.

— Guten Tag, Compadre, sprach Sicuachi. — Guten Tag, Taita. — Haben wir noch weit bis zum Dorfe? — Eine gute Strecke. — Geht Du dorthin? — Nein. — Wo ist das Dorf? — Dort! —

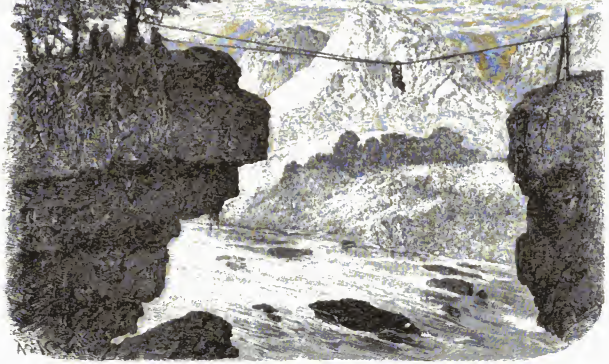
Das war eine sehr lakonische Unterhaltung. Saffray gab dem Compadre ein Glas Rum, der mit den Worten dankte: „Gut, Taita." Es ist ein Gebot der Höflichkeit, daß die Indianer einander Compadre nennen, wenn sie Spanisch reden, und Taita, wenn sie ihr Indianisch sprechen. Taita bedeutet Vater, aber auch ehrwürdig, höher gestellt, und auch der Gott der Eingeborenen wird als Taita bezeichnet.

Nach ein paar Stunden war das Dorf erreicht, und Miguel ging sofort zum Vorsteher, Kaziken, und ersuchte um gastliche Aufnahme. Als Geschenk überbrachte er Rum, ein Messer und einen Strang rother Perlen. Diesen legte der Kazike sofort um seinen Hals; er hatte drei Züge Rum

Digitized by Google

zu ſich genommen, und das Meſſer, weil er keine Kleider trug, alſo auch keine Taſche hatte, in den Gürtel geſteckt. Das Ganze bedeutete ſo viel als: Ihr ſeid willkommen; die Indianer in jener Gegend nehmen keine Geſchenke an, wenn ſie die Gaſtfreiheit verweigern.

Der Kazike hieß Fichihuacu; er erwartete die Fremden vor ſeiner Wohnung. Da er etwas Spaniſch, und Sicuachi ein wenig die Sprache des Stammes verſtand, ſo konnte man ſich verſtändigen. Das Haus beſtand aus Bambus, war mit Palmblättern bedeckt und ſtand 5 bis 6 Fuß über dem Boden; als Treppe diente ein eingekerbter Bambusſtamm. Saffray wurde von der Frau Kazikin auf der Veranda empfangen und ſie als Commadre angeredet; ſie nannte ihn Compadre, und verſchwand dann hinter einer Matte, die als Thürvorhang diente, kam aber bald wieder mit einigem Geſchirr in den Händen. In einen ſogenannten Totuma ſchüttete ſie geröſteten Maismehl und Waſſer, rührte mit ihren nicht allzuſaubern Händen einen Brei an und reichte dieſen dem weißen Manne dar. Die Höflichkeit erforderte, daß er denſelben aß, und nun war er anerkannter Gaſt des Hauſes. In einem der durch Matten getrennten Verſchläge wurden zwei Betten, d. h. gleichfalls Matten, hingebreitet und neben jedes ſtellte man einen mit Waſſer gefüllten Krug. Eine auf den Boden gelegte Tapirklaue



Die Tarabita.

ſollte den Fremden während ihres Aufenthaltes Glück bringen. Inzwiſchen war der Kazike mit ſeiner Bodoquera, dem Blaſrohr, fortgegangen, und Miguel äußerte lächelnd: „Wir werden ein recht gutes Abendeſſen bekommen.“

Der weiße Mann betrat das Gemach, in welchem die etwa funfzehnjährige Tochter ſich aufhielt und forderte Nanburi, d. h. Waſſer, zum Trinken. Er verſtieß damit gegen die gute Sitte, und die Frau Kazikin nahm ihm das übel. Aber Madame Fichihuacu und Tochter beruhigten ſich, als er einige blanke Knöpfe von ſeiner Jacke abſchnitt und beiden obendrein auch etwas Salz ſchenkte, das für ſie ein wahrer Leckerbiſſen iſt.

Wirklich kam der Kazike gegen Abend mit einem jungen Reh zurück. Er war in der beſten Laune und die Unterhaltung wurde ziemlich lebhaft, obwohl ſie wegen doppelter Verdolmetſchung einige Schwierigkeiten bot. Fichihuacu wollte wiſſen, warum der weiße Mann in dieſe Gegend gekommen ſei, und darauf entgegnete Saffray: „Ich habe von Dir und Deinem Stamme viel reden hören; man ſagte mir Du ſeieſt ein kluger und großer Häuptling, ein großer Jäger und Pflanzenkenner. Ich bin kein Spanier; meine Landsleute ſind den Indianern wohlgewogen und ich bitte um Eure Freundſchaft, da ich Euer Land kennen lernen möchte.“ — Du willſt nicht nach Gold ſuchen? — Nein. — Willſt auch die Gräber nicht durchſuchen? — Nein. — Nun, dann bleibe bei uns ſo lange es Dir gefällt. Ich will mit Dir auf die Jagd und auf den Fiſchfang gehen. Beim nächſten Vollmond verheirathet ſich meine Tochter Isquisada, und bei dem Feſte wirſt Du den ganzen Stamm verſammelt finden. Wir haben einen großen Doctor (Beſchwörer, Zauberer), der alle Krankheiten heilen kann. —

So war das beſte Einvernehmen da, und eine Flaſche Anisbranntwein trug nicht wenig dazu bei, den Kaziken heiter zu ſtimmen. Der Indianer hat es nicht gern, daß

man ihn ausfragt, und man muß ihm gegenüber ſehr vorſichtig zu Werke gehen. Er iſt ſelbſt in vertraulichem Umgange ſtets auf ſeiner Hut, ſogar wenn er einen Rauſch hat. Insgemein antwortet er ausweichend oder ſchweigt, und wenn man weiter fragt, entgegnet er: „Wer weiß das?“

Das Dorf beſtand aus etwa einhundert Wohnungen, die zwiſchen Bambusgebüſchen, Maisfeldern und Palmen zerſtreut lagen. Die Kleidung der Bewohner iſt ſehr primitiv; die Männer tragen ein Gürtelband, an welchem wohl auch ein Stück Zeug befeſtigt wird; wenn ſie auf Wanderungen, Jagd oder Fiſchfang ausziehen und überhaupt ſobald ſie ſich der Sonne ausſetzen müſſen, bemalen ſie ſich mit rother Farbe, welche ſie aus zerquetſchtem Rocou und Palmöl bereiten; ſie ſchützt gegen Inſectenſtiche. Alle ſchweren Arbeiten werden von den Frauen verrichtet.

Die eben erwähnte Hochzeit fand ſtatt. Wenn ein Jüngling etwa achtzehn Jahr alt iſt helfen ſeine Freunde ihm beim Bau einer Hütte und beim Beſtellen eines Maisfeldes. Aus dem Ertrage ſeiner Jagdbeute kauft er dann Matten und Töpfe. Am Hochzeitstage verſammelt ſich die Familie, der Doctor erklärt das Paar für vereinigt, und Abends wird bei Mondſchein getanzt. Die Verehelichung iſt jedoch nur proviſoriſch, denn es herrſcht der Brauch des Amaño, d. h. die Vereinigung wird nur für ein

Eine Boa auf dem Rio verde.

Jahr geſchloſſen, und wenn nach Ablauf deſſelben dem Manne die Frau nicht mehr gefällt, bringt er ſie ihrem Vater zurück und beide Theile ſind wieder frei. Die Frau ihrerſeits darf dem Manne nicht kündigen.

Der Doctor und Zauberer des Stammes hieß Cachinaü. Als er eines Tages nicht im Dorfe war, brachte man zu Dr. Saffray einen Indianer, welchen eine Giftſchlange ins Bein gebiſſen hatte. Der weiße Doctor unterband den Schenkel, wandte Cedron an, ſchnitt die verwundete Stelle auf, verwandelte den Hals einer Kalebaſſe in einen Schröpfkopf, welcher große Blaſen zog, ließ den Kranken ſtark reiben, gab ihm mehrmals eine Doſis Cedron mit Rum, und nach etwa vierundzwanzig Stunden war der Indianer geſund; er hatte nur noch leichte Fieberanfälle, gegen welche man toniſche Mittel anwendet. Als Cachinaü zurück kam, beſuchte er ſeinen weißen Collegen, nannte ihn Taita und bot ihm Freundſchaft an. Saffray ſetzte ihm aus einander, was für eine Bewandtniß es mit dem Unterbinden und dem Blaſenziehen habe, und lehrte ihn die Anwendung. Seitdem begleitete der indianiſche Doctor ihn auf ſeinen Ausflügen im Walde, zeigte ihm heilkräftige Pflanzen und erklärte, wie er die Kranken behandle; die kabbaliſtiſchen Zeichen und Beſchwörungen jedoch, ohne welche die Pflanzen für unwirkſam gelten, behielt er für ſich.

Der Europäer ging mehrmals mit den Kaziken auf den Fiſchfang aus. Einige Indianer trugen Körbe, Beile und Waldmeſſer, hieben unterwegs Lianen ab, die in kleine Stücke zerhackt wurden, und ſammelten Zweige des Barbaſco, wie ſie die Theophraſia emarginata nennen. Damit betäubten ſie die Fiſche. Der Barbaſco hat Aehnlichkeit mit zwei anderen Leguminoſen, Galega sericea und Galega toxicaria in Indien, welche man zu gleichem Be-

hufe verwendet. An einer geeigneten Stelle wurde eine Balsa aus Bambus verfertigt, und auf diesem Floße schwammen die Fischer abwärts und warfen die zerquetschten Barbascowurzeln ins Wasser. Nach kurzer Zeit kamen große und kleine Fische an die Oberfläche; sie waren betäubt, und wurden ohne alle Mühe gesammelt und dann am Ufer zum Trocknen am Feuer ausgelegt.

Saffray machte mit seinem Freund und Collegen Cachinali und mit Miguel einen Ausflug zu einem benachbarten Indianerstamme. Die Straße war eben so unbequem wie die früher geschilderte nach dem Lande der Chocoes, doch führte über den Rio verde eine Bambusbrücke. Am zweiten Tage kamen die Wanderer an einen breiten, zwischen hohen Ufern rasch dahin brausenden Fluß, und der Pfad endete plötzlich an einer steil abfallenden Wand. Wie sollte man dort das Wasser überschreiten?

Miguel lächelte und zeigte mit dem Finger auf die Tarabita. Sie ist ein aus Leder oder Baumfasern verfertigtes Tau, an welchem der Mensch sich über den Fluß hinüberzieht. Die hier, von welcher wir eine Illustration geben, war schon von höherer Art, indem ein hölzerner Haken, welcher auf dem Taue hingleitet, an einem Seile befestigt ist, das einen aus Lianen verfertigten Sitz trägt. In mehreren neugranadinischen Staaten unterhält die Regierung Tarabitas auf ihre Kosten; an beiden Ufern steht ein Wärter, welcher den lustigen Fahrgast hinüberzieht.

Im Strome nahm man eine eigenthümliche Erscheinung wahr; es schien eine dicke Liane auf einem starken Baumstamm herabzutreiben, aber jene bewegte sich. Als man näher zufuhr, fand man, daß eine große Boa constrictor sich um einen Bambusstamm gewickelt hatte und sich so die Mühe des Schwimmens ersparte.

Ein Brief aus Sansibar über die Verhältnisse an der ostafrikanischen Küste.

Wir erhielten am 4. Juli das nachstehende Schreiben, welches von einem durchaus competenten, mit den Verhältnissen der Länder am Indischen Ocean seit Jahren gründlich vertrauten deutschen Landsmanne herrührt, und einen Einblick in die wirkliche Lage der Dinge gewährt. Es ist vollkommen geeignet, die Berichte der englischen Zeitungen zu ergänzen.

Sansibar, 5. Juni 1873.

England verdient in seinem Vorgehen zur Unterdrückung des Sklavenhandels jedenfalls die volle Sympathie der Mitwelt, selbst wenn sich, wie dies augenscheinlich der Fall ist, politische Pläne daran knüpfen, deren Verwirklichung aber immerhin das endliche Erwachen und Aufblühen dieser Länder zur Folge haben wird. Aber wenn wir dies gern und freudig anerkennen, so ändert es doch an der Thatsache nichts, „daß England ohne alle Vorstudien an diese außerordentlich schwierige Aufgabe herangetreten ist, und mit rauher Hand, ohne irgend welche Rücksicht und Vorsorge für die Geschicke der Völker eingegriffen hat, welche es ursprünglich beglücken wollte." Daraus ist bis heute bereits ein unsägliches Unheil hervorgegangen und die Expedition Sir Bartle Freere's hat auf ihrem Wege statt Glück und Freiheit — nur Jammer und Elend hinterlassen; und so hart dieser Ausspruch auch klingen mag, bedarf es doch nur weniger Worte, um ihn zu bewahrheiten.

Es ist bekannt, wenn auch mit dem heutigen Vorgehen England nicht im Einklange, daß der Sklavenhandel von dem Festlande nach Sansibar auf Grund eines Vertrages zwischen England und Sansibar vom Jahre 1854 gesetzlich gestattet war.

Der Sultan pflegte seither, Mitte Mai jeden Jahres, durch Mauereinschlag bekannt zu machen, daß die Saison zur Sklaveneinfuhr nunmehr bis zu einem gewissen Termine gestattet sei. Als nun Anfang dieses Jahres plötzlich Sir Bartle Freere erschien, den bisherigen Vertrag kündigte und das sofortige Aufhören des Sklavenhandels verlangte, da waren die zahlreichen arabischen Händler schon längst in das Innere aufgebrochen, um ihre alljährlichen Einkäufe von Sklaven zu besorgen. In Unkenntniß der Ereignisse in Sansibar näherten sich die ersten Sklavenkarawanen im März der Küste bei Kilwa; matt, elend und von den Mühseln des monatlangen Marsches zu kraftlosen Skeletten abgezehrt, gilt es noch eine letzte Anstrengung; schon blinkt das offene Meer — in zwei Tagen ist Sansibar mit seinen Bergen von Reis und Früchten erreicht, und alle Noth hat nun ein Ende.

Da heißt es plötzlich, daß die ganze Küste von Kilwa bis Sansibar von englischen Kreuzern und Segelbooten blockirt ist und kein Sklav hinübergeschafft werden darf. Binnen wenigen Tagen bricht eine grauenvolle Hungersnoth unter den sich täglich mehrenden Massen aus; einige verzweifelte Versuche, Sklaven in kleinen Küstenbooten zwischen den Klippen des Strandes nach Sansibar durchzuschmuggeln, scheiterten an der Wachsamkeit der Engländer. Die Händler, welche ihre Waare plötzlich entwerthet sehen, überlassen sie fortan ihrem Schicksale und entfliehen vor dem Jammer nach Sansibar.

Wohl hat der Sultan, und andere reiche Araber, als diese Nachrichten in Sansibar eintrafen, sofort einen seiner kleinen Kriegsdampfer mit voller Kornladung nach Kilwa geschickt, aber — zu spät! Wer je eine solche aus dem Innern eingetroffene Sklavenkarawane sah, wie diese Jammergestalten mit mattem Auge theilnahmlos auf das Meer hinausstarren, unbekümmert, was ihnen die nächste Zeit auch bringen mag, der weiß auch, daß das „zu spät" da sehr bald eintritt.

Unter 12,000 Sklaven, welche bis Ende Mai an der Küste angelangt waren, hat der Tod eine volle mühelose Ernte gehalten, und es kommt uns grauenhaft vor, die Zahl zu nennen, welche sich nach den genauen Forschungen und Mittheilungen des englischen Arztes Dr. Christie in Sansibar ergeben hat.

Die braven britischen Seeleute, die muthig in ihren kleinen Segelbooten an der Küste kreuzten und, ohne es zu ahnen, den 12,000 Menschen den einzigen Weg zum Leben abschnitten, die thaten nur ihre Pflicht und wußten wohl nicht, daß inzwischen ein anderer treuer Freund diesen elenden Sklavenmassen zur Seite stand, — und barmherziger war.

Folgt man noch weiter den Spuren der englischen

Digitized by Google

Expedition zur Sklavenbefreiung, ſo erfährt man aus engliſchen Berichten, daß Sir Bartle Frere mit dem Sultan Said Tuchi in Maskat und dem Sultan Nazib von Makalle in Südarabien einen Vertrag wegen Aufhebung der Sklaverei unterzeichnete und beide durch Geldzahlung entſchädigte. Die geſtrige Poſt bringt uns aber die damit zuſammenhängende Nachricht: „daß der Sultan von Mokalle plötzlich geſtorben und der Miniſter des Sultans von Maskat, unmittelbar nach*) der Abreiſe Sir Bartle Frere's ermordet wurde!“

So iſt denn in der That der an und für ſich achtungswerthe und opferreiche Verſuch Englands zur Unterdrückung der Sklaverei in Oſtafrika total fehlgeſchlagen.

In fünf Tagen trifft hier in Sanſibar ein neues engliſches Geſchwader von 8 Schiffen ein, welchem eine Anzahl kleiner Dampfſchaluppen, zur Blockirung der Küſte, folgen wird. Der Sultan ſoll in dieſer Nacht im Verein mit den vornehmſten Arabern beſchloſſen haben, den Vertrag zu zeichnen, doch iſt dies bei dem Stande der Dinge von keiner großen Bedeutung, denn der Sklavenhandel wird darum keineswegs aufhören. Die engliſchen Schiffe werden die Küſte blockiren, der Handel wird — und iſt bereits — auf lange Zeit hinaus total ruinirt und Innerafrika muß vorläufig unzugänglicher werden denn je, da bereits jetzt alle Küſtenſtämme in voller Empörung begriffen ſind gegen die ſinkende arabiſche Herrſchaft.

Wir halten dies keineswegs für ein Unglück und glauben gern, daß England die Zügel, zum Heile Oſtafrikas, feſt in die Hand nehmen wird, aber um den Sklavenhandel zu unterdrücken muß es noch zu anderen Mitteln greifen! Der Commandant des hier ſtationirten britiſchen Kriegsſchiffes „Briton“, welcher der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, iſt der Berichterſtatter der „Köln iſchen Zeitung“. In ſeinem jüngſten Berichte an dieſe Zeitung ſagt er unter Anderm:

„Man möge den Kriegsſchiffen nur freie Bewegung geſtatten, dann ſoll den Händlern in Menſchenfleiſch ihre Lection ſchon gegeben werden.“

Wir zweifeln allerdings nicht, daß ein britiſcher Capitän ſolche Lectionen ertheilen kann, und ſind ſeit Jahren mehrfach Zeuge geweſen, daß ſich dieſe Herren die Erlaubniß zu ſolchen Lectionen auch ſelbſt nehmen, wenn dies auch nicht immer gerechtfertigt iſt. Aber die Sklavenbefreiung in Oſtafrika durch britiſche Kreuzer hat ſchon mehr Blut gekoſtet, als mancher glauben würde. Jedoch wird der Sklavenhandel — wie ja eine langjährige Erfahrung lehrt — nicht gehindert, ſondern nur in ſeinen Wegen verſchoben. Selbſt angenommen, daß es möglich wäre, die Küſte von Kilwa an bis Sanſibar und nordwärts ſo dicht mit Kreuzern zu beſetzen, daß keine Sklavenbarke durchſchlüpfen kann, dann werden die Sklavenkarawanen im Küſtenſande ſoweit nach Norden hinaufgetrieben, bis ſich eine günſtige Gelegenheit zur Fahrt über den ſchmalen Golf nach Arabien zeigt. Ich bin ſchon im Jahre 1867 in Marka, an der Somaliküſte, Zeuge geweſen, wie faſt täglich Sklaven nach Norden getrieben wurden, während draußen auf offener See ein engliſcher Kreuzer Wache hielt. Dies zu verhindern iſt für Schiffe einfach unmöglich!

Wir denken, ein großer Strom, der ſeit alten Zeiten ſeine gewohnten Bahnen zieht, iſt allgemein in ſeinem unteren Laufe „ſchwer“, und an der Mündung „unmöglich“ zu dämmen. So liegt auch hier die wahre Aufgabe im Innern von Afrika, und die Händler in Menſchenfleiſch, denen der Markt in Sanſibar, der doch wenigſtens unter europäiſcher Aufſicht ſtand, ſo plötzlich geſchloſſen wurde, werden zuverläſſig ſie oben erwähnten Wege einſchlagen.

Wir möchten das britiſche Gouvernement ſchließlich wohl fragen, ob es überhaupt mit einem feſten Plane an dieſe Aufgabe gegangen iſt, und ſich klar darüber war, was mit den vielen Tauſenden von befreiten Sklaven werden ſolle? Augenſcheinlich iſt dieſer allerwichtigſte Umſtand gar nicht erörtert worden, denn ſonſt konnte nicht das weite Leichenfeld an der Küſte von Kilwa entſtehen.

Die ſeit einer langen Reihe von Jahren durch britiſche Kreuzer befreiten Sklaven haben wir als „freie Männer“ in britiſchen Colonien wiedergefunden, ſie ſind abgerichtet, die Kinder engliſcher Offiziere zu warten, plappern papageienmäßig Engliſch, und werden, wenn es hoch kommt, lügenhafte und ſchlechte Diener. Ob ihr Loos einem wirklichen Sklaven gegenüber, der in Sanſibar in einem arabiſchen Hauſe lebt, ein beneidenswerthes iſt, das wird ein Kenner dieſer Verhältniſſe ſicherlich verneinen müſſen! Und wir ſchließen mit dem Wunſche, daß die abendländiſche Civiliſation, die den Kindern dieſer heißen Zone nun ein für alle Mal das Glück bringen ſoll und muß, ſtürbehin wenigſtens die Kanonen daheim laſſen möge*)!

*) Richtiger „noch während“. Siehe unſern Aufſatz: „Der Sklavenhandel in Oſtafrika und der Sultan von Maskat“ in Nr. 4 des „Globus“ S. 61. A.

*) Wir bitten unſern Herrn Correſpondenten angelegentlich, die in Ausſicht geſtellten Mittheilungen einzuſenden. Dieſelben werden uns ſtets ſehr willkommen ſein. Näheres brieflich. A.

Die Culturſprachen und die Sprachherrſchaft.

Eine Skizze von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

I.

Allgemeine Vorbemerkungen.

Von den faſt zahlloſen Pflanzenarten, welche ſich in der unabſehbaren Reihe der Jahrtauſende dem Erdboden entrungen haben, ſind im Großen und Ganzen nur Trümmer auf uns gekommen. Im „Kampf ums Daſein“ ſind die wunderbarſten Organismen zu Tauſenden dahingeſchwunden. Nur wenige Arten haben ſich fähig erwieſen, allen Gewalten des Klimas und der Bodenveränderung zum Trotz ihre Exiſtenz zu friſten und ſich, zuweilen von engbegrenzten Kreiſen aus, zu kosmopolitiſcher Geltung und Anerkennung emporzuſchwingen.

Digitized by Google

Aehnliche Beobachtungen drängen ſich uns bei einem Ueberblick über die große Menge der Sprachen auf, welche ſich während der noch ungezählten Jahrtauſende menſchheitlicher Exiſtenz entwickelt haben. Man berechnet die Zahl der bis jetzt bekannten Sprachen auf ungefähr 800. Ziehen wir aber in Betracht, daß wir von Innerafien noch herzlich wenig, von Innerafrika und dem Innern der großen Inſeln des Indiſchen Archipels, der Inſeln Borneo, Celebes und Neu-Guinea, ſowie auch Neuholland, faſt noch gar nichts wiſſen, ſo erſcheint die Zahl 800 als Geſammtzahl für die Sprachen überhaupt noch ſehr beſcheiden. Denn es läßt ſich nicht bezweifeln, daß in jenen uns bis jetzt unnahbaren Ländern noch zahlreiche Sprachen werden entdeckt werden. Spricht man doch auf der im Verhältniß zu den vorhergenannten noch kleinen Inſel Timor allein 40 verſchiedene Sprachen.

Als noch unzureichender erweiſt ſich die Zahl 800, wenn wir vollends an die Sprachen denken, welche zu Tauſenden müſſen verklungen ſein, bevor auch nur in Eines Menſchen Hirn der Gedanke entſprang, das geſprochene Wort durch ein Bild oder Schriftzeichen zum Verſtändniß der Mit- und Nachwelt zu fixiren. Wie viele Sprachen in der That zu Grunde gegangen ſein mögen, von welchen wir niemals auch nur den Namen erfahren werden, ergiebt ſich aus einer Nachricht des römiſchen Naturforſchers Plinius ums Jahr 70 nach Chriſtus. Plinius erzählt uns nämlich auf das Zeugniß des griechiſchen Schriftſtellers Timoſthenes hin, daß in der Haupthandelsſtadt des Landes Kolchis am Südweſtabhange des Kaukaſus, in Dioskurias, 300 Nationen zuſammenſtrömten, unter welchen man 130 Dolmetſcher brauchte; eine Nachricht, die um ſo glaubwürdiger klingt, als im Kaukaſus noch heutzutage mehrere Dutzende von einander ganz verſchiedener Sprachen geſprochen werden ſollen.

Faſſen wir nun aber dieſenigen Sprachen ins Auge, welche es wirklich zu Schrift und Literatur gebracht haben, ſo überraſcht uns auch hier wieder die Wahrnehmung, daß nur ein ganz verſchwindend kleiner Bruchtheil, höchſtens ein Procent, dazu gelangt ſind, Verbreitung und Anerkennung über ihre Heimath hinaus zu finden und, bald im Handelsverkehr, bald im Gottesdienſt, bald wieder im gelehrten Gedankenaustauſche, eine völkervermittelnde Rolle zu ſpielen.

Es ſind dieſe Wanderſprachen, wie ich ſie nennen möchte, durchaus nicht immer die feinſtorganiſirten, die innerlich beanlagtеſten und kunſtvollſten Sprachen, ſo wenig als es im Pflanzen- und Thierreich immer die zarteſten und für die künſtleriſche Betrachtung anziehendſten Lebensformen ſind, welche ſich im Kampf ums Daſein eine bleibende Stätte zu gründen vermögen. Die ſchönſten Sprachen, deren innerer Bau die reichſte Entfaltung verſprochen hätte, wie z. B. das Litauiſche, verwelken oft eben ſo ſtill und in ſich gekehrt, wie die Blüthe der Fackeldiſtel im Dunkel des Urwaldes. Es iſt das eins der traurigſten Looſe, welches den Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes wiederfahren kann, ja das traurigſte, wenn man bedenkt, daß mit jeder Sprache, welche dem Menſchengeſchlechte auf immer und ewig verloren gegangen, auch ein nie mehr zu erſetzender Schatz urſprünglich ſchöner Empfindungen und Geiſtesblüthen, ein wahrer Perlenkranz von Liedern, Sagen und Märchen, ins Meer der Vergeſſenheit verſunken iſt. Solche Verluſte erfüllen den Sprachforſcher und Culturhiſtoriker mit tiefer Wehmuth, und ſelbſt das ſonſt rauhe Gemüth des Wilden ſucht ſich dann den Schmerz über den Untergang der Ahnenſprache durch den tröſtlichen Glauben erträglicher zu machen, daß dieſelbe wenigſtens noch von einem ſprachgelehrigen Vogel fortgeſprochen werde, wie es die Orinocoſage vom Papagei der Aturen ſo rührend erzählt.

Aber auch die unmeriſche Ueberlegenheit vermag eine Sprache nicht immer vor dem Aufgehen in eine andere zu ſchützen, auch wenn die andere an Zahl derer, die ſie ſprechen, geringer und geiſtig nicht höher geſtellt iſt, als diejenige, die verdrängt wird. So breitet ſich das Albaneſiſche in der europäiſchen Türkei, obwohl es weder numeriſch, noch geiſtig, noch von Seite etwaiger gouvernementaler Begünſtigung beſſer daran iſt, als das eingewanderte Slaviſche, gleichwohl von Jahr zu Jahr auf Unkoſten des ſlaviſchen Elementes immer mehr aus.

So wenig nun aber die Feinheit der Organiſation oder das numeriſche Uebergewicht eine Sprache vor faug- und klangloſem Untergange bewahrt, eben ſo wenig vermag ſich eine Sprache immer vermittelſt der politiſchen Oberherrſchaft des ſie ſprechenden Volkes zur Wanderſprache zu erheben. Cyrus und ſeine Nachfolger beherrſchten Jahrhunderte lang ganz Weſtaſien, und ſeine Spur läßt ſich entdecken, daß das Altperſiſche, die Sprache der Keilinſchriften, welches doch die Hof-, Kanzlei- und Beamtenſprache des perſiſchen Reiches geweſen iſt, jemals auch nur bei einem einzigen Stamme des großen Achämenidenreiches an Stelle der angeerbten Vätерſprache adoptirt worden ſei, während die Römer ihre Sprache in kaum zwei Jahrhunderten über ganz Unteritalien mit Verdrängung der dem Lateiniſchen ebenbürtigen oskiſchen Sprache ausgebreitet hatten.

Es hängt eben durchaus nicht immer von den Sprachen allein ab, ob ſie andere Sprachen beherrſchen werden. Goethe bekannte im hohen Alter, nicht allein durch ſich ſelbſt, ſondern eben ſo ſehr durch die Macht der großen Verhältniſſe, in welchen er und ſeine Zeit ſich bewegten, das geworden zu ſein, was er nun der deutſchen Nation, was er der Welt iſt. Und was vom einzelnen Genius, das gilt auch von den Volksgeiſtern und ihren Doppelgängern, den Sprachen. Auch bei dieſen muß ſich zur innern Anlage die Gunſt der äußeren Verhältniſſe geſellen. Dieſe ſelbſt ſind nun aber wieder mannichfaltig, wie die Natur. Eine Erörterung derſelben würde beſtahlb zu weit ab führen. Von Intereſſe wird auch ſchon die einfache Darſtellung der geſchichtlich gegebenen Thatſachen, die Skizzirung der Statiſtik der Wanderſprachen ſein. Dieſe können nun aber, wie ſchon vorhin angedeutet, in verſchiedenen Geſtalten auftreten. Sie nachdem nämlich in einem Volke der commerzielle oder aber der religiöſe Geiſt vorherrſcht, ſie nachdem wird auch ſeine Sprache entweder als Handelsſprache oder als Kirchenſprache um ſich greifen. Oder aber, was freilich in den ſeltenſten Fällen geſchieht, es können ſich alle dieſe Geiſtesanlagen, der commerzielle und der religiöſe Trieb, mit dem Coloniſationstriebe zu einer geiſtigen Welteroberung verbinden und dann Culturſprachen im eminenten Sinne, ſogenannte Weltſprachen, entwickeln.

1. Die verſchiedenen Handelsſprachen und ihre Verbreitung.

Zunächſt nun die Handelsſprachen. Wenn die Darſtellung ihrer geographiſchen Ausbreitung der Präciſion ermangelt, welche ſonſt ſtatiſtiſchen Arbeiten nicht erlaſſen zu werden pflegt, ſo hat das ſeinen Grund in der Schwierigkeit, zuverläſſiges Material auf einem Gebiete zu beſchaffen, welches die wiſſenſchaftliche Forſchung bis jetzt noch kaum berührt hat. Es giebt wohl eine Pflanzengeographie mit genauen Angaben der Linien und Kreiſe, innerhalb deren die verſchiedenen Gewächsarten vorkommen. Aber eine Sprachengeographie, ſo wichtig ſie auch für die Culturgeſchichte, ſo unerläßlich ſie auch für die Handelswiſſenſchaft wäre, gehört noch zu den frommen Wünſchen.

Ich beginne mit Aſien. Ueber die Handelsſprachen Centralaſiens läßt ſich bei der geringen Kenntniß, die

Digitized by Google

wir über die Völker desselben bis jetzt besitzen, nichts Sicheres angeben. Genaueres weiß man über die Länderstrecken, welche sich nord-, ost- und südwärts der großen Hochebene ausdehnen. Ich hätte hier vom Chinesischen zu sprechen. Da aber diese Sprache, wie keine andere, recht eigentlich eine Weltsprache ist, so werde ich später auf dieselbe zurückkommen. Dem Chinesischen nahe kommt bezüglich des Areals, auf welchem es verbreitet und gesprochen wird, das Türkische. Zieht man eine Linie vom Adrialischen Meere über Konstantinopel, Astrachan, Tobolsk bis hinauf nach Jakutsk an die Lena und das nördliche Eismeer, so hat man rechts und links von dieser sich über tausend geographische Meilen erstreckenden Linie ein Gebiet durchmessen, auf welchem Türkisch verstanden und gesprochen wird. Freilich ist wohl zu berücksichtigen, daß dieses ungeheure Areal zum Theil nur äußerst spärlich bewohnt wird. Immerhin aber wird sich die Zahl der Türkisch Sprechenden und Verstehenden auf mindestens 40 Millionen belaufen. In der Levante ist es die Haupthandelssprache.

Eine ähnliche Bedeutung, wie das Türkische für den äußersten Nordwesten, hat das Persische für den Südwesten und die Mitte von Asien. Volkssprache ist es zwar nur noch in den Ländern zwischen der Südspitze des Kaspischen Meeres und dem Persischen Meerbusen, während in den ehemals rein persischen Provinzen Aserbeidschan das Türkische, in Chorassan das mit jenem engverwandte Turkomanische die allgemeine Landessprache ist. Im Norden der eranischen Hochebene gilt das Persische sporadisch bis Baku, im Osten bis Balch, Buchara, Chiwa, Samarkand. Im Reiche des Großmoguls war es einst die allgemeine Schrift- und Umgangssprache und gilt als solche noch jetzt in Afghanistan. Im vorigen Jahrhundert, zum Theil noch jetzt, verstand man Persisch von Konstantinopel über Kleinasien, Armenien, Eran bis hinauf an den Aralsee und jenseits des Belurdagh über die centralasiatische Hochebene hin, und südlich von Kaschmir und durch das Pendschab den Ganges entlang über Delhi bis nach Calcutta. Noch jetzt soll es in Innerasien die verbreitetste Handelssprache sein. In neuerer Zeit wird es in Vorderindien aus seiner einstigen Stellung verdrängt durch das Hindustani, die Sprache der mohammedanischen Hindus. Das Hindustani ist gleichsam das Französische Südasiens. Es wird von etwa 70 Millionen als Muttersprache gesprochen, von wohl 100 Millionen aber verstanden, und zwar vom Indus bis zum Ganges, von Buchara bis zum Cap Comorin; selbst in Arakan und auf den Malediven, sowie in vielen Häfen des Indischen Archipels wird es gesprochen. Die hinterindischen Küsten und den Handelsverkehr mit den vielsprachigen Inseln des Archipels beherrscht die Stammsprache der Halbinsel Malakka, das Malayische.

Von Asien bildet den Uebergang nach Afrika das Arabische. Von seinem Stammsitz aus hat sich dasselbe mit dem Islam in Westasien und Nordafrika ein ungeheures Ländergebiet erobert und bringt in Innerafrika noch immer erobernd vor. Ich spreche hier vom Arabischen nur als einer Handelssprache. Mohammed, ein echter Semite, war bekanntlich Kaufmann und Prophet zugleich. Dieser Doppelcharakter hat sich auch seiner Religion aufgedrückt. Der Islam hat bekanntlich für die Frömmigkeit und das, was etwas einträgt, zugleich ein Auge, und so verschafft sich denn das Arabische überall, wo es zur Kirchensprache wird, auch Eingang als Handelssprache. Insbesondere gilt es als solche in Kleinasien, Syrien, Palästina und dem ganzen Nordrand Afrikas entlang von Alexandrien bis nach Marokko, sowie von Suez das Nilthal hinauf und das Rothe Meer der ostafrikanischen Küste entlang bis zum Aequator.

Die Handelssprache des Sudan vom Sklavenmarkt Timbuktu bis nach Bornu am Tsadsee ist das Hanssa. Im abyssinischen Hochlande, wo sonst das Amharische die allgemeine Volkssprache bildet, beginnt die Sprache der wilden Gallastämme sich mehr und mehr zur alleingiltigen Verkehrssprache zu erheben.

Ueber das Innere Südafrikas wissen wir bekanntlich noch immer ungemein wenig, zum Theil gar nichts. Die Küsten West- und Ostafrikas entlang bis hinunter ins Caplandherrschen die europäischen Handelssprachen, deren Mitbehandlung unter den Weltsprachen erfolgen wird.

(Schluß folgt.)

Eine König-Salomo-Goldgrube in Arizona.

Das Territorium Arizona, das südlich vom Mormonenlande Utah liegt, grenzt im Westen an das südliche Californien und im Osten an Neumexico. Auf 5360 deutschen Quadratmeilen lebten 1870 nur 9658 weiße Einwohner; ein großer Theil des Landes war im Besitze der wilden und streitbaren Apatschenindianer, durch welche viele einst von den Mexicanern gegründeten Ansiedelungen zerstört worden sind. Theilweise ist das vom Rio Colorado durchströmte Gebiet der Bewässerung fähig, aber Tausende von Quadratmeilen bilden eine dürre Wüstenei. An edelen Metallen ist Arizona ungemein reich, aber nur wenige Gruben können bearbeitet werden, weil man sonst fast überall nicht vor den Indianern sicher ist.

Vor etwa einem halben Jahre kam in San Francisco ein großartiger Yankeeschwindel ans Licht. Einige Abenteurer wollten in Arizona Diamanten- und Rubinengruben entdeckt haben und zeigten die Steine vor, welche sie an einer näher bezeichneten Stelle angeblich gefunden hatten. Es wurde auf diese Angabe hin eine Compagnie gebildet, deren Theilnehmer 600,000 Dollars einzahlten. Als aber eine Commission von Sachverständigen an Ort und Stelle kam, ergab sich, daß die Schwindler eine Anzahl von kleinen Diamanten rc., welche sie vor einiger Zeit in Newyork aufgekauft, zwischen dem Kieselgeröll verstreut hatten. Der Betrug kam zu Tage, die „Unternehmer" jedoch waren mit einer beträchtlichen Summe verschwunden!

Es ist wohl dieser Vorfall gewesen, welcher zu der ergötzlichen Schilderung veranlaßte, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Sie ist humoristischer Art, kennzeichnet jedoch vortrefflich die „Grubenmanie", das Treiben der Schwindler und die Leichtgläubigkeit der Habsüchtigen. Der Verfasser, Prentice Mulford („Overland Monthly", Mai 1873), ist mit den Sachverhältnissen völlig vertraut. Wir lassen ihn erzählen. —

Buster ist wieder einmal in rühriger Bewegung. Er ist ein Yankee aus Neuengland, wo man Wallnußholz als

Digitized by Google

Muscatnüsse verkauft, und hat sich ein Feld für seine sinnreiche Betriebsamkeit in Californien gesucht. Hier arbeitet er in Minen und verkauft Actien von Gold- oder Silbergruben, gleichviel ob diese existiren oder nicht. Seine Zunge ist gut geölt und seine Unterhaltung überaus lebhaft. Er hat in seinen Rocktaschen Quarzproben, in welchen gelbes Gold schimmert; er hat sie, wie er sagt, aus der König-Salomo-Grube im Todtschießerdistrict, Territorium Arizona, mitgebracht. In dieser Grube liegen, ihm zufolge, Millionen, und sie ist eben jetzt in Betrieb genommen worden. Eine Tonne Erz (20 Centner) giebt von 100 bis zu 1000 Dollars Gold aus. Es sind nur noch einige Anlagecapitalien erforderlich, um den Ertrag ins wahrhaft Großartige zu steigern; die König-Salomo-Grube wird einen Weltruf erlangen. Es wäre doch Jammer und Schade, wenn solch ein Schatz ungehoben bliebe, weil es an Capital fehlte, das kaum der Rede werth sei im Vergleich zu dem Ertrage, der unbedingt sicher ist.

Der Mann hat wielerlei um die Ohren und mehr als ein Eisen im Feuer; er hat, so sagt er, große Interessen zu vertreten. In Californien kann er nur noch wenige Tage verweilen, weil er in der nächsten Woche eine wichtige Besprechung in Colorado hat; nach sechs Wochen muß er in London sein. Es wäre schade, wenn die König-Salomo-Actien nicht in Amerika blieben, sondern in die Hände John Bull's gelangten, wirklich schade.

Das zieht. Du hast einhundert Actien von ihm genommen; er hat sie Dir aus Freundschaft möglichst billig abgegeben; sein Wahlspruch ist ja: leben und leben lassen.

Aber wir müssen uns die König-Salomo-Grube ansehen, die Reise verlohnt sich schon der Mühe. Also treten wir unsere Wanderung in Arizona an.

Es ist heiß, sehr heiß, aber die vielen Skorpione befinden sich trefflich wohl wenn die Sonne brennt, uns dagegen schmerzen die Augen von dem salzhaltigen Staube, welchen der Wind uns entgegen treibt. Wir sind aber doch froh, daß uns keine Apatschen begegnen, denen es nach unserm Skalp gelüsten könnte. Ach ja, man hatte gar nicht unrecht, als man uns das Land als eine Wüstenei bezeichnete; es ist wirklich recht nackt und sehr kahl, ganz desolat und kein Baum zu sehen. Es ist ein Vorhof zur Hölle und in dem wandern wir nun einen Tag nach dem andern. Die Gerippe von Pferden, Maulthieren und Ochsen und hier und da das Grab eines ermordeten Menschen berühren uns mit nichten angenehm. Wenn wir Rast halten, dreht sich die Unterhaltung gewöhnlich um Grausamkeiten, welche in der jüngsten Zeit von den Apatsches verübt worden sind; sie haben da einem Manne bei lebendigem Leibe die Haut abgeschunden, dort einen bei den Beinen aufgehängt und ihn über einem Feuer geröstet. Solche Geschichten vergegenwärtigen sich uns dann im Traume und der Schlaf ist keineswegs erquickend. Wir wachen auf; der Vollmond bescheint hell den stacheligen Riesencactus.

Wie froh sind wir, als wir endlich die Niederlassung Hierlstmanstorh erreichen. Sie bildet den am weitesten in die Einöde vorgeschobenen Minenposten, die äußerste Bastion der christlich-amerikanischen Civilisation. Wir setzen eine Reihe von Zelten und Bretterbuden; von je zweien ist eins eine Branntweinschänke. Dort sitzen und stehen die Grubenarbeiter, die Spieler von Handwerk, die Abenteurer der schlimmsten Art („Desperadoes"). Hier machen sie die Schule durch, welche sie befähigt, Gesetzgeber der amerikanischen Republik zu werden und für den Congreß zu „laufen". Der Thermometer zeigt Tag für Tag 115° F., der heiße Wind wirbelt salzhaltigen Staub auf und jagt ihn durch Thüren und Fenster hinein. Wir trinken Wasser oder vielmehr eine Auflösung von Arsenik, Schwefel, Soda und Kupfer. Wir müssen Branntwein hineingießen, aber dieser ist weiter nichts als verdünnter und gefärbter Alkohol; man nennt ihn aber Brandy, Cognac. Eine Tasse Kaffee mit einem Stück zähen Rindfleisches kostet nur einen Dollar!

Ueberall sind die Leute sehr geschäftig — beim Monte- und beim Kartenspiel. Wir sehen uns um, ob es etwas zu lesen giebt, und richtig, wir finden einen Kalender vom vorigen Jahre. Manches Fenster hat ein rundes Loch; man hat eine Kugel hindurchgeschossen. Das Nachtquartier können wir nicht loben, denn in unserm Gemache werden wir von den Stechmücken arg geplagt und über uns wird von Mitternacht bis Sonnenaufgang Monte gespielt. Es geht dabei recht laut und lärmend zu.

Man erzählt uns, daß in der Umgegend von Hierlstmanstorh eine Indianerbande umherstreife; sie hat erst in der vorigen Woche ganz in der Nähe zwei Männer todtgeschossen und dann mit den Skalpen das Weite gesucht. Nun, dergleichen gehört nicht zu den seltenen Vorkommnissen und man macht davon weiter kein Aufheben. Der „Richter" zeigt uns im Vertrauen seine wohlgeladenen Pistolen und giebt uns dabei die Versicherung, daß er Schießassären nicht liebe; aber wenn er seine amtliche Rundreise mache, müsse er seine Pistolen doch haben; denn wenn die Indianer ihn fingen, würde er sich doch lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als sich erst martern und dann noch skalpiren lassen.

Es versteht sich, daß wir in Hierlstmanstorh über Hierleibmanluftig uns nach der König-Salomo-Grube erkundigten. Die Leute schienen nicht viel von ihr zu wissen. Wir äußern: Aber sie soll ja im Todtschießdistricte liegen? Antwort: Haben nie etwas von ihr gehört. Im vorigen Jahre hat kein Mensch im Todtschießdistricte gelebt; 's sind gar zu viele Apatsches dort. — Wie weit ist Hierlebtmanluftig vom Todtschießdistrict entfernt? — Mögen wohl achtzig, vielleicht auch hundert Miles sein.

Das stimmte nun freilich Alles nicht mit dem, was der biedere Yankee Butler uns hoch und theuer versicherte. Der brave Mann hatte uns doch eine Karte vorgelegt, auf welcher die Oertlichkeit der Grube klar und deutlich eingetragen war; sie lag zu zwischen den Flüssen Carambo und Carajo „in einem leicht zugänglichen, reichlich bewässerten und bewaldeten Thale". Nun war der „Carambo" weiter nichts als ein sehr breites, trockenes Bett mit vielem Steingeröll, zwischen welchem abgestorbene Pappelstämme lagen, die herabgeschwemmt waren, wenn im Gebirge Regenstürme Verwüstung angerichtet hatten. Seit sieben Monaten hatte dieser trocken liegende Carambo auch nicht einen Tropfen Wasser gesehen. Vom „Flusse Carajo" hatte man in Hierlebtmanluftig nie ein Sterbenswörtchen gehört und doch hatte Butler, der Ehrenmann, so viel von ihm gesprochen!

Hier lag wohl ein Irrthum vor und wir mußten uns mit eigenen Augen vom Stande der Sache überzeugen. Also aufgebrochen nach der König-Salomo-Grube! Wir miethen vier Maulthiere und nehmen drei Rauffoldie in Sold, die uns erforderlichen Falls Beistand gegen die Apatsches leisten sollen. Diese Burschc hätten und von vornherein lugen können, welche Bewandtniß es mit unserer unermeßlich reichen Goldgrube eigentlich hatte, aber wozu das? Wir waren wie Gänse, denen man die Federn ausrupfen kann. Sie schwiegen. Wurden sie doch dafür bezahlt, daß sie uns keine Revolverkugeln in den Leib jagten und Sorge tragen mußten, daß die Indianer uns unsere Schädelhaut nicht nehmen sollten.

So zogen wir fürbaß in kurzen Tagereisen und lebten von Mehl und Speck; unterwegs wuchs nichts. Wir fühlten uns bald unwohl und verschluckten nun Pillen. Aber

Digitized by Google

wir kamen doch ans Ziel und fanden wirklich die König-Salomo-Grube. Sie liegt im Todtenschattenthale, einer rauhen Gebirgsschlucht, einem Cañon der schlimmsten Art. Die Wände fallen steil ab, das Gestein derselben ist vulcanisch. Wasser finden wir allerdings, aber es schmeckt bitter wie Glaubersalz mit einer Zuthat von Wermuth und Seifenschaum. Von Bäumen, Gras und Pflanzen war auch nicht eine Spur, aber Stachelcactus und Spanische Bayonette in Menge. Da raschelt etwas, — es ist nur eine Klapperschlange; sie kriecht über das heiße Gestein hin, und einer unserer Raufbolde schickt ihr eine Kugel zu; sie zuckt, klappert aber noch. Dort, auf einer Höhe, geht ein Stachelschwein; auch das erhält eine Kugel und rollt nun den Abhang hinunter. Die Hunde springen hinzu, kehren aber heulend um, denn Maul und Nase sind mit seinen Stacheln wie bespickt. Mit noch einem Schusse wird eine gehörnte Kröte erlegt, und als wir uns dieselbe näher betrachten, überfressen wir satt, daß eine abscheuliche, haarige Tarantel an unseren Füßen vorbei krabbelt. In dieser Gegend hat Alles, Insect, Schlange, Pflanze, was es sei, Gift oder Stacheln an sich. Oben in der Luft fliegt ein großer Geier; er wartet ab, vielleicht werden wir für ihn ein leckeres Mahl; er mag wohl schon mehrmals an Menschenfleisch sich eine Güte gethan haben.

Es ist still in jenem öden und rauhen Cañon. Wir stehen an der König-Salomo-Grube und sehen ein etwa zwei Ellen tiefes Loch, über demselben eine Winde oder Kurbel mit einem Seil und einem schabhaft gewordenen Fasse. Ringsum liegen leere Blechbüchsen, alte Schuhe, zerbrochene Branntweinflaschen; also „Miners“ sind wirklich einmal hier gewesen. Auf einem Brette war Folgendes „Zur Nachachtung“ zu lesen:

„Wir, die Unterzeichneten, claimen (nehmen in Anspruch) Jeder von uns von dieser König-Salomo-Goldader 300 Fuß in der Länge bei 150 Fuß Tiefe zu beiden Seiten dieser Kundschaftung, und claimen zugleich alle Gänge, die in die Tiefe, in Winkeln, nach den Seiten hin und in die Kreuz und Quere laufen. Wir wollen diese Grube bei Gelegenheit in Betrieb nehmen.“ Unterzeichnet: Buster, Fluster, Duster. —

Wir sahen, wie Buster sie in Betrieb genommen und ausgebeutet hat. Die Grube ist also ein Schwindel. Und nun fort! Packt die Maulthiere wieder, ihr drei Raufbolde, ihr vogelfreien Gauner, entlaufenen Sträflinge, Halsabschneider, angelsächsische Wilde. Zurück aus dem Todtenschattenthale nach Hierbeibmanlustig.

Das ist die Geschichte von der König-Salomo-Grube.

Aus allen Erdtheilen.

Die Anzahl der Siebenbürger Sachsen hat nicht abgenommen.

Die nachfolgenden Notizen haben wir von einem Siebenbürger Sachsen.

„Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die Zahl der Siebenbürger Sachsen stark in der Abnahme begriffen sei. Boner in seinem Werke „Transsylvania“ führt diese Abnahme speciell auf die sogenannte Zweikinderwirthschaft der sächsischen Bauern zurück und giebt an, im Jahre 1787 habe die sächsische Bevölkerung noch 302,204 Seelen betragen, 1850 aber nur noch 192,462. Es habe somit binnen 63 Jahren eine absolute Verminderung um 108,000 Seelen stattgefunden.

Gegenüber dieser zum Dogma gewordenen Ansicht können wir nun die Stimme eines gelehrten Siebenbürger Sachsen anführen, der zu unserer Freude darthut, daß die Sachsen an Zahl keineswegs abgenommen, ja, daß sie überhaupt früher nie die jetzige Zahl (im Jahre 1870 waren es 187,894 Seelen) auch nur erreicht haben. Die erste wirklich zuverlässige und genaue allgemeine Zählung erfolgte erst im Jahre 1765 auf Anordnung der geistlichen und weltlichen Universität, weil Feinde der Nation die Sachsen bei Hofe verleumdet hatten und man „de eorum numero nimis exiliter objectetur“ urtheile „quod videlicet nimis paucitas ejus sit“. Diese nach „genauerster Untersuchung“ durch die Pfarrer der einzelnen Gemeinden vorgenommene Zählung ergiebt für die Sachsen eine Zahl von 122,020 Seelen. Im Jahre 1851 betief sich die Seelenzahl auf 179,306, es ergiebt sich somit in dieser Zeit eine Zunahme von 57,286; im Jahre 1870 zählte man 187,894 Sachsen und es haben somit die Sachsen im Zeitraume von 105 Jahren um 65,874 Seelen zugenommen. Dies ist nun allerdings kein befriedigendes Wachsthum, aber denn doch immerhin das diametrale Gegentheil von Boner's Angaben. An der geringen Vermehrung der Sachsen trägt nun nächst anderen, zum Theil allerdings nicht zu entschuldigenden Ursachen, jedenfalls auch ihre bisherige Abgeschlossenheit von aller Welt, die dadurch bedingten Heirathen in sehr engen Grenzen und die namentlich auf den Dörfern herrschende Sitte, sich in noch allzujugendlichem Alter zu verehelichen, eine große Schuld. So gehört auch heut zu Tage noch eine Frau von 14 bis 15 und ein Mann von 20 bis 21 Jahren unter den Sachsen nicht zu den Seltenheiten, und früher kamen Eheschließungen in noch jüngeren Jahren vor. So war z. B. die Frau unseres berühmten Comes Albert Huet bei ihrer Verehelichung erst 13 Jahre alt. — Aehnliche Ursachen bringen auch in anderen Völkern und Ländern dieselben Folgen mit sich, ohne daß man deshalb von einem absichtlichen Nichtvermehrungssystem sprechen kann. Die große Verschiedenheit in der Angabe der Seelenzahl der Sachsen beruht nun hauptsächlich darauf, daß man: 1) sämmtliche Bewohner des „Sachsenlandes“ auch als wirkliche Sachsen rechnet. — Offenbar hat diesen Fehler auch Boner gemacht, denn nur so ist seine Angabe für das Jahr 1787 mit 302,204 Seelen erklärlich; im Jahre 1870 betrug die Gesammtbevölkerung des Sachsenlandes 881,573 Seelen, darunter etwa 140,000 Sachsen (die übrigen Sachsen wohnen auf Comitatsboden), die größere Hälfte besteht aus Rumänen, katholischen Deutschen und Magyaren; 2) daß man sämmtliche deutsche Siebenbürgens, auch die Katholiken und Juden, als Sachsen bezeichnet, oder 3) sämmtliche Bekenner der augsburgischen Confession dazu zählt. Und doch waren z. B. im Jahre 1870 unter 208,109 Seelen der evangelischen Landeskirche augsburgischen Bekenntnisses in Siebenbürgen 187,894 Sachsen, 19,284 Magyaren und 931 Serben. (Die letzteren sprechen rumänisch und kleiden sich auch wie die Rumänen.) —

Es ist sehr betrübend, daß selbst unter den gebildeten Sachsen sehr viele diesen wahren Sachverhalt nicht kennen, um so weniger darf man sich dann darüber wundern, wenn ein Ausländer in unseren so überaus verwickelten und eigenthümlichen Verhältnissen keinen rechten Bescheid weiß. Man muß eben die einschlägigen Studien selbst machen, um klar zu sehen.“

Digitized by Google

Lebensrettungsanstalten an den schwedischen Küsten.

F. Die ersten beiden Rettungsstationen wurden i. J. 1855 bei Malorhuben und Brantwik, beide an der Südküste Schwedens, errichtet. Nach und nach vermehrte sich die Zahl derselben auf 12, welche i. J. 1860 eingerichtet waren, um bei vorkommendem Bedürfniß in Thätigkeit zu treten.

Die Anstalten stehen unter der Lothsenbehörde und werden von einem Inspector beaufsichtigt, welcher die Pflicht hat, sich jährlich zweimal bei den sämmtlichen Stationen einzufinden, diese zu inspiciren, Uebungsversuche anzustellen und darüber Gewißheit einzuziehen, daß nicht allein die Mannschaft, sondern auch die Apparate in anwendbarem Zustande sind.

Von den Stationen sind drei vollständig, d. h. versehen mit Rettungsboot und Raketenapparat, sechs Boot- und drei Raketenstationen.

Die vollständigen Rettungsstationen, alle drei in Schonen, sind: Falsuden, Malarhuben und Biken; die Bootstationen sind: Elsviken auf Gotland, Gressgård auf Oeland, Höganäs in Schonen, Kärringö, Klädesholmen und Smögen (diese drei in Bohuslän); und die Raketenstationen, alle drei in Schonen, sind: Arildsläge, Brantevik und Torekov. Die Einrichtung derselben hat 49,950 Reichsthaler (18,730 Thlr. preuß.) gekostet.

Das Personal besteht bei jeder vollständigen und bei jeder Bootsstation aus 1 Aufseher, 1 Boatsteuermann und 10 Ruderern; bei jeder Raketenstation aus 1 Aufseher und 4 Gehülfen. Das feste Gehalt für jeden derselben ist bestimmt in Reichsthalern: für drei Aufseher à 96, für sechs Aufseher à 84, für drei Aufseher à 72, für neun Boatsteuermänner à 30, für neunzig Ruderer à 24 und für elf Gehülfen à 18 Reichsthaler. Außerdem aber erhält für jede Rettungsunternehmung jeder Aufseher und Boatsteuermann 6, jeder Ruderer 5½ und jeder Gehülfe 3½ Reichsthaler, sowie für jeden Uebungsversuch jeder Aufseher 2½ und jeder der übrigen 1½ Reichsthaler. Die sämmtlichen Ausgaben für diese Anstalten pflegen etwa 10,000 Reichsthaler (3750 pr. Cl.) zu betragen. Die Unterhaltungskosten nebst Zinsgroschen der Gebäuden für zwei Uebungsversuche betragen gewöhnlich im Jahre in Reichsthalern: für jede vollständige Station 660, für jede Bootstation 600 und für jede Raketenstation 270 Reichsthaler.

Die Lebensrettungsboote sind sämmtlich linkerweise von Holz gebaut, theils nach englischem und theils nach dänischem Modell. Sie sind 8,4 m lang, 2,23 m breit und stehen mit vollständiger Besatzung und offenen Bodenventilen 0,25 m, bei geöffneten Bodenventilen aber ungefähr doppelt so tief.

Nachdem die Besatzungen dieje Boote erst gehörig erprobt hatten, haben sie das vollständigste Vertrauen zu denselben gewonnen und sie nehmen jetzt nicht den geringsten Anstand, sich selbst bei dem härtesten Wetter auf denselben hinaus zu wagen. Wirklich ist auch bei den vielen Rettungsunternehmungen, von denen mehrere unter äußerst schwierigen Umständen stattgefunden haben, noch nie ein Unglücksfall vorgekommen. Besonders zeichnet sich durch seine vortrefflichen Eigenschaften das neueste, nach englischem Modell in der königl. Werfte zu Karlskrona gebaute Rettungsboot aus. Ein solches Boot kann 24 Personen aufnehmen, und man hat Beispiele, daß es bei dem stärksten Sturme auf einer fürchterlich tobenden See mit offenen Bodenventilen 23 Personen getragen und glücklich ans Land gebracht hat. (Die Bentile müssen bei solcher Gelegenheit immer offen sein, damit das Wasser, welches von oben hereinschlägt, sofort ablaufen kann.) Um ein Rettungsboot nach einem andern Punkte der Küste transportiren zu können, ist bei jeder Station ein eigener Wagen vorhanden, welcher von 6 bis 8 Pferden oder Ochsen gezogen wird.

Bei den Raketenstationen findet Dennet's Apparat, mit dem sich im Allgemeinen eine Wurfweite von 270 bis 300 m erreichen läßt, Anwendung.

Von dem 5. October 1856, da die Rettungsapparate zum ersten Male im Ernst angewendet wurden, bis zum 15. November 1872 sind im Ganzen 611 Menschenleben gerettet worden, theils mittelst der Rettungsboote, theils mittelst der Raketenapparate und theils in Küstenbooten, die eine Besatzung von der Lebensrettungsmannschaft hatten *).

Aus Nordamerika.

In dem durch die Carpetbagger und Scallawags des Präsidenten Grant und dessen Neger zu Grunde gerichteten Staate Südcarolina sind die Zustände „klassisch". Der Präsident hat die Postmeisterstellen in der ganzen Union zu besetzen. Nun wird in der ganzen gebildeten Welt angenommen, daß ein Postmeister lesen und schreiben können müsse; aber Präsident Grant, der durch 800,000 Negerstimmen erwählt worden ist, denkt darüber ganz anders. Wir lesen in der „New York Tribune" vom 21. Mai Folgendes: „Die Bürger von Bamberg, in Barnwell County, Südcarolina, haben einen Postmeister, der Geschriebenes nicht lesen kann. Ein oberflächlicher Beobachter könnte wähnen, daß das an einem Postmeister ein Mangel und ein Fehler sei; er meint wahrscheinlich, daß ein solcher Beamte sich darauf verlassen müsse, Briefadressen zu entziffern. Nun, in Washington hat man ja so viel von der Reform des Civildienstes gesprochen und versichert, daß alle Aemter nur mit tüchtigen und befähigten Leuten besetzt werden sollen. Jetzt erklären die Bürger in Bamberg, sie hätten nichts dagegen einzuwenden, daß ihr Postmeister ein schwarzer Mann sei, wohl aber hätten sie viel dagegen, daß man ihn zum Postmeister gemacht habe. In ihrer Beschwerdeschrift sagen sie, Jeder müsse aus Postamt gehen, zusehen, ob Briefe für ihn da seien und sich dann dieselben selber herausholen. Es seien wichtige Briefe ganz verloren gegangen, und die einzelnen Fälle werden nachgewiesen. Es sei sür eine Stadt „nicht angenehm", einen solchen Postmeister zu haben." — Die „Tribune" bemerkt ironisch: man möge sich damit beruhigen, daß jener schwarze Mann doch keinenfalls das Briefgeheimniß verletzen werde; auch sei wohl nicht zu besorgen, daß er Briefe erbreche, es sei denn, es befände sich Geld in denselben. „Wir wissen nicht, wie viele farbige Postmeister nicht lesen und nicht schreiben können, aber wahrscheinlich ist Bamberg nicht die einzige in ihrer Art begünstigte Stadt. Senator Morton (— ein Hauptrathgeber Grant's —) hat zu kürzlich offen erklärt: Wir haben die beste Civilservicereform auf unserm Planeten, und da der Mann das gesagt hat, so muß es doch wohl wahr sein!"

In manchen Gegenden des Staates Texas lassen die Zustände an Gemüthlichkeit gar nichts zu wünschen übrig, und wer Aufregungen liebt, kann dergleichen dort in Hülle und Fülle haben. Das Nachstehende finden wir in der „New York Tribune" vom 28. Mai.

„Wir haben den Bericht des obersten Polizeibeamten von Texas gelesen; uns übertief dabei ein Schauder und ein Grausen durchbebt uns. Dieser Beamte schreibt: — Nach den vor mir liegenden Informationen bin ich im Stande zu erklären, daß gegenwärtig nicht weniger als 100 Männer, von denen viele der allerschwersten Verbrechen sich schuldig gemacht haben, in Banden von 12 bis 20 Mann im Staat umherschweifen und ungehindert rauben und morden."

„Das ist ja," sagt die „Tribune", „in der That ein ariadnisches Gemälde und sehr anmuthig. Der Polizeidirector giebt dann eine Aufzählung der vom 1. Januar bis 18. April verübten Mordthaten. Es ist ein schrecklicher Katalog, ist ein wahres Galgathe. Wir haben da ein wahres Schwelgen in Menschenmord. Da ist kein County, das nicht wenigstens zwei oder drei Mordthaten aufzuweisen hatte und in einigen sind ein halbes Dutzend vorgekommen. An Polizeibeamten sind 14 todtgeschlagen und eine weit größere Anzahl ist verwundet

*) Auszug aus einem Berichte des Lothsendirectors für ein als Einleitung zu dem Kataloge Schwedens für die Wiener Weltausstellung veröffentlichtes geographisch-statistisches Werk unter dem Titel „Schweden".

Digitized by Google

warden. In einigen Counties haben die Mörder und Bagabunden die Sympathie der Scheriffs und der Friedensrichter." — Bei Feierlichkeiten geht es in der That recht lustig her. Der Bericht schreibt: „In Mc Cullach County wurde am 4. März eine Hochzeit gefeiert, bei der es zu einer allgemeinen Schlägerei kam; dabei hat William Bubo Herrn Wainwright todtgeschlagen. In einigen Counties, z. B. Hood und Taylor, fanden die freien Bürger es angemessen, die öffentlichen Urkunden zu verbrennen. In Montagne- und in Madison-County haben sie es noch besser gemacht; da wie dort verbrannten sie gleich das Rathhaus. Wahrscheinlich werden sie demnächst nun auch die Richter verbrennen."

Der Hafen Limon in Costarica.

Während der Bau an der Eisenbahn in Honduras schon mehrmals Unterbrechungen erfahren hat, schreitet jener in Costarica rasch vorwärts. Den Anfangspunkt derselben auf der atlantischen Seite bildet die Stadt Limon. Der Hafen ist gut, das unterliegt keinem Zweifel, und die Barzüge desselben sind jüngst vom englischen Ingenieur Berebely in folgender Weise geschildert worden.

Von allen Häfen des Mexikanischen Meerbusens und Caraibischen Meeres, welche ich kenne, wie Martinique, Veracruz, Galveston, Indianola ist keiner mit Limon zu vergleichen. Colon (Aspinwall) ist nur bei schönem Wetter mit Hülfe eines Lootsen zu erreichen und bei schlechter Witterung müssen die Schiffe auf der Rhede die Anker lichten. Der Hafen Limon ist nur mit Genua, Neapel und Triest zu vergleichen. Allerdings ist Limon nicht so geräumig wie diese, allein das ist von geringem Interesse, da er groß genug ist für den zehnfachen Bedarf des ganzen Handels von Costarica, sowie auch für den lebhaftesten Transit. Liman als Hafen ist ein Hufeisen von $1^1/_2 \times 1/_2$ Seemeilen, gegen Norden und Nordosten, woher die Stürme kommen, geschützt durch ein $2^1/_2$ Meilen vorspringendes Cap; geschützt ist der Hafen ferner durch einen 800 Schritte ins Meer sich erstreckenden Korallendamm in nordöstlicher Richtung, der einen Mola bildet, welchen die Eisenbahngesellschaft bauen muß, um Ueberladungskosten zu sparen, und dieser Bau ist billig, da der Korallendamm zur Ebbezeit kaum mit 2 Fuß Wasser bedeckt ist. Dieser Damm fällt auf der Hafenseite steil ab, wächst aber an der Seeseite weiter, so daß keine Gefahr für Versechtung des Hafens besteht. Auch Versandung ist nicht zu besorgen, da der in den Hafen fließende Fluß einen trägen Lauf hat. Zwischen der Ostspitze des Dammes und der Insel Uva ist eine tiefe 700 Schritt breite Einfahrt. Von der Südseite ist der Hafen offen und die Winde aus dieser Richtung sind schwach. Das Aus- und Einlegen ist daher so leicht, daß es keiner Lootsen bedarf. Sie existiren nur des Namens wegen. An Trinkwasser fehlt es nicht, da der Limanfluß es in den Hafen führt. Ueberdies finden sich überall Quellen längs des Ufers, sowie eine vorzügliche Ventilation und fester Untergrund, drei Hauptbedingungen des Verkehrs. Der Fluß enthält unerschöpflichen Vorrath von Fischen. Jedes Schiff von 20 Fuß Tiefgang kann unmittelbar am Damm anlegen. Die Ebene erstreckt sich nach Westen als geeignet für die Hafenstadt und geht allmälig ins Hügelland über. Im Norden beginnt der Felsen und das Hochland bis 140 Fuß über dem Meere. Die Eisenbahn durchschneidet das Hügelland in westlicher Richtung; dieses ist sehr fruchtbar. Die Hügel eignen sich zu Plantagen. Der schöne Hafen und das Land mit seiner verhältnißmäßig billigen Eisenbahn hat eine Zukunft.

* * *

— Ueber die ostafrikanische Expedition zur Unterstützung Livingstone's schreibt man uns aus Sansibar, 6. Juni, Folgendes.

„Soeben, vor einer Stunde, trifft hier die Nachricht ein, daß Maffat, Livingstone's Reise, gestorben sei, und daß Cameron und Murphy schwer krank bei den Wasarama (im Lande Uharama) liegen. Die Expedition hat am Anfang an schweres Unglück gehabt und ist in drei Monaten noch nicht weit gekommen."

— „Die Regierung hat einhundert Körbe nöthig!" So verkündete ein Maueranschlag in Tschu Pang, einer Stadt in der Nähe von Swatau. Damit war dem Volke kund und zu wissen gethan, daß einhundert Menschen enthauptet werden und Arbeiter sich melden sollen zur Verfertigung der Körbe, in welchen die Missethäter zum Richtplatze getragen werden. General Pang, kaiserlicher Commissarius, war im März erschienen, um eine Untersuchung über allerlei Unordnungen anzustellen, die seit einer Reihe von Jahren vorgefallen waren; so z. B. hatten die Bauern sich gegen Befehle der Mandarinen aufgelehnt, die Steuereinnehmer geprügelt und dergleichen mehr. Die Beamten hatten aber Buch über das Alles geführt und nun sollte die Abrechnung erfolgen. General Pang hat schon seit drei Jahren auch in anderen Provinzen in ähnlicher Weise gewirkt; er hat eine starke Leibwache bei sich und läßt unerbittliche Strenge walten. In Tschu Pang zitterte Alles vor ihm. Barläufig begnügte er sich mit achtzig Köpfen, indem die Hinrichtung von zwanzig Verbrechern aufgeschoben wurde. Auf dem „Blutfelde" außerhalb der Stadt wurden die Schlechtgesinnten in langen Reihen derart aufgestellt, daß zwischen jedem Mann ein freier Raum von etwa fünf Ellen blieb, denn der Henker mußte sein Richtschwert ungehindert schwingen können. Mit jedem werden sechs Hiebe zum Rumpf herumtergeschabt. Der Henker begann sein Werk und schlug die Menschenhäupter wie Mohnköpfe ab. Ein Engländer, der Augenzeuge war, schreibt einer Schanghai-Zeitung: „Keine Guillotine könnte rascher und sicherer arbeiten!" — General Pang hat im Verlaufe der letzten drei Jahre mindestens dreitausend Köpfe abschlagen lassen und die meisten derselben hat Falkenschnabel abgehauen. Diesen Spitznamen hat man seinem Nachrichter gegeben, einem kleinen, unterjetzten Burschen, der eine krumme Nase hat und in seiner Art ein ausgezeichneter Mensch ist. Er war früher Rebell, wurde gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Der Henker, welcher eine Reihe von Todeskandidaten abthun sollte, machte seine Sache herzlich schlecht und hackte ungeschickt in Hals und Kopf. Das verdroß den Falkenschnabel, an welchem demnächst die Reihe kommen sollte, und er rief dem General mit sehr lauter Stimme zu: „Sollen wir denn Alle so ungeschickt zerhackt werden? Nimm mir die Ketten ab; ich will zeigen, wie man es machen muß!" Damit war Pang einverstanden; Falkenschnabel säbelte alle verfügbaren Köpfe herunter und verlangte dann ganz kaltblütig, nun auch seinerseits abgethan zu werden, aber rasch und wie es sich gehöre. „Nein," sprach Pang, „Du sollst leben bleiben und mir dienen." Seit jenem Tage ist er der Lieblingshenker des Generals, der ihm nachrühmt, daß er niemals einen ungeschickten Streich geführt habe.

Inhalt: Skizzen aus Neugranada. II. Bei den Indianern am Rio verde. (Mit sieben Abbildungen.) — Ein Brief aus Sansibar über die Verhältnisse an der ostafrikanischen Küste. — Die Cultursprachen und die Sprachherrschaft. Eine Skizze von Dr. Hermann Brunhofer in Aarau. I. — Eine König-Salomo-Goldgrube in Arijana. — Aus allen Erdtheilen: Die Anzahl der Siebenbürger Sachsen hat nicht abgenommen. — Lebensrettungsanstalten an den schwedischen Küsten. — Aus Nordamerika. — Der Hafen Limon in Costarica. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 9. Juli.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 8 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Skizzen aus Neugranada.

III.

Besteigung des Paramo de Ruiz in der Sierra Nevada de Quindiu. — Vegetation in den verschiedenen Zonen. — Revolutionssoldaten. — In der Stadt Cartago. — Pulperas. — Maisbau und Speisen aus Mais bereitet. — Indianer des Caucathales. — Rindviehherden, Pferde und Maulthiere. — Bambus. — Das Quereme und die Madonna von Chinquinquira. — Die Napangas. — Engelchenbälle. — Tabaksbau. — Der Goyavabaum. — Neugranadinische Soldaten.

Während Dr. Saffray bei den Indianern am Rio verde verweilte, war in Neugranada eine jener Revolutionen ausgebrochen, welche in den meisten spanisch-indianischen Republiken „zum täglichen Brot“ gehören. General Mosquera, früher mehrmals Präsident oder Dictator und wieder abgesetzt, hatte sich nach Neuyork geflüchtet und dort sein Geld in allerlei Yankeespeculationen verloren. Nun erschien er 1869, um seine Vermögenszustände wieder vermittelst einer Revolution aufzubessern. Er, einst anerkannter Führer der Conservativen, trat jetzt, 1869, als Kämpe für die radicalen Interessen auf, sammelte Krethi und Plethi unter seiner Fahne, nahm den Präsidenten Ospina gefangen und warf sich zum Dictator auf. Die Heerhaufen beider Theile hielten einander in Schach, und es herrschte weit und breit im Lande große Unsicherheit.

Der Reisende beschloß, durch das Caucathal über die hohen Cordilleren von Pasto und Quito nach Guayaquil am Großen Oceane zu gehen, verweilte einige Tage in der Stadt Rio Negro und ging nach Sonson. Dort ist das Klima durchaus gesund, und die höhere Lehranstalt mit tüchtigen Professoren besetzt. Er besuchte dann Manizales, an der Grenze der Staaten Antioquia und Cauca, das bedeutenden Transithandel hat und auf der Grenze der gemäßigten und kalten Region liegt. Bei Sonnenaufgang erglänzen am Horizonte die Gipfel des schneebedeckten Paramo oder Gletschers de Ruiz, diesem Centrum der Sierra Nevada de Quindiu. Dieser Paramo ist zuerst vom Naturforscher Mutis besucht worden; Saffray konnte der Versuchung nicht widerstehen, auch seinerseits ihn zu ersteigen, doch war das eine sehr schwierige Aufgabe. Von der Aldea de Maria führt ein steiler Pfad bergan und bald gelangt man in Wälder, welche sofort an das Klima Mitteleuropas erinnern; von 2600 bis 3000 Meter Höhe über dem Meere waltet die Quercus granatensis vor, die nicht so groß wird, wie unsere europäische. Man findet dort noch Tapire, Leoparden, Peccari (Sus Tassaju), den braunen Bären, den Andenhirsch und die Tigerkatze. Oberhalb dieser Zone beginnen die Fichten- und Cedernwälder mit oftmals kolossalem Baumwuchse.

In der Höhe von 4300 Meter treten nur noch und zwar spärlich Gesträuche auf, und bis dorthin kommt der Puma und ein kleiner Bär mit weißem Antlitz; aber die Gräser gedeihen noch sehr gut, namentlich Panicum und Agrostis. Noch weiter oben sieht man nur Moose und

Digitized by Google

Flechten, aber keinen Vogel, kaum ein Insect, nur etwa einen von Luftſtrömen hinauf verſchlagenen Schmetterling oder auch eine Fliege. Bei 4700 Meter beginnt der ewige Schnee, und die Wanderung wird noch mühſamer und obendrein gefährlich. Man hat zur einen Seite den Abgrund, zur andern Schneemaſſen, von denen Lawinen herabſtürzen, vor ſich eine Mauer von Eis und unter ſich ein Schneetreiben. Aber ein Blick auf die Gipfel genügt, um dem Wanderer zu ſagen, daß er noch weiter hinauf und keine Beſchwerlichkeiten ſcheuen müſſe. Der Umblick bietet ein über alle Beſchreibung großartiges Bild; bis in die Höhe, in welcher noch athembare Luft iſt, ſchwebt, man möchte ſagen in einſamer Majeſtät, der Condor.

Das Hinabſteigen war nicht minder gefährlich, doch erreichte Dr. Saffray glücklich wieder die Stadt Manizales. Dort ſtanden Truppen der Regierung gegen den Revolutionär Mosquera, deſſen Soldaten ſich ſchon in Aldea de Maria befanden. Sie wurden von einem Exadvocaten

Zuckerrohrverkäufer.

Namens Payan, befehligt, der jetzt als General auftrat. „Advocaten und Pfaffen ſind das ärgſte Unheil für alle Republiken Amerikas ohne Ausnahme, gleichviel ob im Süden oder Norden.“ Dieſen Ausſpruch hat ſchon vor Jahren ein verſtändiger Amerikaner gethan. Der Reiſende wurde überall nach einem Paſſe gefragt; man hielt ihn, deſſen wiſſenſchaftliche Zwecke man nicht begriff, bloß wie drüben für einen Spion; wenn er aber den wachthabenden Soldaten ein paar Realen in die Hand drückte, hieß es allemal: „Könnt frei paſſiren!“ Und Alles war gut, nachdem er die buntſcheckige Soldateska, welche aus Negern, Indianern, Zambos und Mulatten beſtand, dem Generaladvocaten Payan als eine unſterbhafte Truppe gelobt hatte.

So kam er wohlbehalten bis an das Ufer des Birja und zu den Palmengärten, von welchen die Stadt Cartago umgeben iſt. Der Fluß iſt nicht leicht zu paſſiren, da er reißend ſtrömt und auch nicht einmal eine Tarabita vorhanden iſt. Der Ort iſt recht hübſch und erinnert in mancher Beziehung an Antioquia. Der große Platz wird von einſtöckigen Gebäuden umgeben; dort werden die unvermeidlichen

Digitized by Google

Stiergefechte abgehalten und die eben so unvermeidlichen revolutionären Pronunciamientos vom Stapel gelassen. Fast in jedem Hause ist ein Kaufladen, in welchem eine Frau das Geschäft besorgt; hinter demselben befindet sich ein Gemach, in welchem sie, da der Verkehr nicht gerade lebhaft ist, Zeit und Muße genug hat, Besuche zu empfangen, Guitarre zu spielen und dustige Palmiracigarren zu rauchen.

Diese Budenfrauen bilden eine Art von Handelsaristokratie; die zahlreichere Classe der Pulperas gilt für nicht so vornehm. Diese handelt mit allerlei kleinen, mehr oder weniger nützlichen Gegenständen, zum Beispiel Kerzen, Confituren, Tabak, Mais, Salz, Chocolade, Rum, Chicha, Anisett, Käse, Canneel, Spiegeln, allerlei Tand und Wachswaaren. Durchschnittlich ist die Pulpera jung, zuweilen verheirathet oder sie giebt sich für eine Wittwe aus; sie ist etwas mehr als eine Grisette und viel weniger als eine Dame; der Brauch erlaubt nicht, daß sie Schuhe oder Stiefelchen trage, sondern für ihre Rangstufe passen Bastschuhe, Alpargates. Die Straßen sind wenig belebt; dann und wann sieht man einen Indianer oder Mestizen, der ein mit Zuckerrohr beladenes Maulthier vor sich hertreibt, aber zu träg ist, seine Waare auszurufen.

Die Umgegend von Cartago ist reizend; inmitten der sich an den Hügeln hinaufziehenden Felder liegen kleine Teiche, an deren von Bäumen beschatteten Ufern viele Landhäuser stehen. Der Mais, sowohl Zea virginica wie Zea versicolor, giebt 500 bis 600 Körner auf einem Boden, der niemals geblümt worden ist und im Jahre zwei Ernten liefert. Saffran stellt die feinste und durchaus unbeilbare Ansicht auf, der Mais sei kein amerikanisches Gewächs, „sondern in die neue Welt gebracht worden durch die ersten Einwanderer, welche aus der alten Welt kamen und Amerika in unbekannten Zeiten bevölkerten.“

Also von unbekannten Leuten in unbekannten Zeiten; demnach über Dinge, von denen wir nichts wissen! Die Conjectur ist luftig. Amerika hat keine einzige Getreideart der alten Welt gehabt; es hatte den Mais, welcher allen übrigen Erdtheilen unbekannt war; es hatte in Californien den wilden Hafer und in der Seenregion des Nordens den wilden Sumpfreis, Zizania aquatica. Das sind die Thatsachen.

In Neugranada bildet Maiz neben der Banane das Hauptnahrungsmittel. Man bäckt aus ihm Arepas, Maisbrot; der Teig wird auf eine Cayana, irdene Schüssel, gelegt und über ein helles Feuer gestellt. Um die Mazamorra zu bereiten, werden die Maiskörner einen halben Tag in lauwarmes Wasser gelegt und dann gekocht; dabei thut man etwas Holzasche hinzu, weil dann die Hülse leichter abgeht. Nachher thut man die Masse in reines Wasser, das gequirlt wird und auch eine Zuthat von Milch erhält, und nun schmecken die Körner vortrefflich. Diese Mazamorra ist sehr leicht zu verdauen und kann von Kranken und Genesenden genossen werden. Maismehl ist weil Mühlen noch so selten sind, nicht vorhanden. Aus dem Arepateig bäckt man auch Bollos; derselbe wird in Blätter gewickelt und in Asche leicht gebacken; sie dienen als Brot auf Reisen. Zuweilen bereitet man Chocolo aus Maiskörnern die noch milchig sind; sie werden mit Zucker und Milch genossen, sind aber nicht gerade gesund. Ferner benutzt man den Mais bekanntlich zur Herstellung der Chicha; die Spanier fanden bei ihrer Ankunft in Amerika dieses Maisbier überall. Die alten Indianer benutzten dasselbe auch zu Heilzwecken, indem sie Sassaparille und Guayac hinzuthaten. In den heißen Gegenden Perus bereiteten sie aus den Stengeln durch Verdunstung Zuckersaft.

Im Lande meint man, daß die namentlich im Neivathal häufig vorkommenden Kröpfe eine Folge des Maisessens seien; im Caucathale dient das Salz von Purita, welches jodhaltig ist, als Heilmittel. Dieselbe schwerlich begründete Ansicht herrscht auch in Bezug auf die Elephantiasis. —

Das große Caucathal hat eine Länge von etwa 30 deutschen Meilen und ist 4 bis 6 Meilen breit. Es wurde 1535 von Sebastian Belalcazar entdeckt, der von Quito her über die Cordillere von Popayan gekommen war. Manche Indianerstämme lebten vorzugsweise von der Jagd, und wenn diese fehlschlug, unternahmen sie Raubzüge gegen die ackerbautreibenden Stämme, um sich dort Nahrungsmittel zu holen. Sie fingen Menschen ein, machten diese fett und fraßen sie auf. Herrera erzählt, daß auf solche Weise die Bevölkerung von Buga in den Magen der Paéces- und Pijaosindianer gewandert sei.

Von den alten indianischen Bewohnern des Caucathales sind keine Nachkommen mehr vorhanden; sie sind durch andere ersetzt worden, die von den benachbarten Cordilleren herabkamen und sich mit Spaniern und auch mit Negern vermischten. — Das eigentliche Thal hat das Klima der heißen Region; Cartago liegt 970 Meter hoch. Die Flußufer sind nur in den bewaldeten und der Ueberschwemmung ausgesetzten Theilen ungesund. An den sanft ansteigenden Abhängen der Gebirge ist das Klima mild, gemäßigt, höchst angenehm, und wer es kälter haben will, braucht nur höher hinanzusteigen. Der Pflanzenwuchs ist nicht so üppig wie am Ufer des Magdalena, aber doch sehr reich und ungemein gefällig. Die Bewohner leben in einem Wohlstande, der ihnen genügt. Arme giebt es nicht; der Handelsverkehr ist nicht unbeträchtlich, man importirt Waaren aus Europa und Nordamerika hauptsächlich über Buenaventura am Großen Ocean, insbesondere Kattune und andere Baumwollenzeuge, am liebsten solche, die violett und mit kleinen Mustern bedruckt sind, dann auch Schweizerkattune, gestreifte Ponchos, kleine Schals aus Wolle oder Baumwolle, Merinos und Seidenzeuge, blauen und rothen Flanell, Arzneiwaaren ꝛc. Ausfuhrartikel sind Fieberrinde aus Popayan, Tabak und Cacao, die zunächst nach Antioquia gehen.

Sehr bedeutend ist die Zucht von Rindvieh und Pferden. Reiche Grundbesitzer zählen ihre Viehhäupter nach Tausenden, und auch der kleine Bauer hat seine Herde, die das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel bleibt. Der große Hacendero beschichtigt, von seinem Gutsverwalter, dem Majordomo, begleitet, monatlich ein paar Mal sein Vieh, um Märkte einbrennen zu lassen, die Insectenlarven in der Haut zu tödten, die zum Verkauf geeigneten Thiere einzufangen und vor Allem auch dem Vieh Salz zu geben, am liebsten magnesiahaltiges, welches abführt. Die einmal an Salz gewöhnten Herden können dasselbe nicht entbehren. Während des oben erwähnten Revolutionskrieges von 1860 war der Mangel an Salz für Cauca ein wahres Mißgeschick; das Pfund kostete 80 bis 96 Silbergroschen; unzählige Thiere, welche das Salz entbehren mußten, sind gefallen.

Die Pferde von Cauca haben weit und breit guten Ruf; sie werden zu Paßgängern abgerichtet und man könnte diesen entarteten arabischen Schlag leicht verbessern. Man läßt die Füllen bis ins vierte Jahr frei umherlaufen, und deshalb ist es schwierig, sie an Sattel und Geschirr zu gewöhnen. Wichtiger ist die Zucht der Maulthiere; leider sind große, starke Esel von gutem Schlage selten geworden und sehr theuer; man führt indessen dann und wann Zuchtthiere aus Europa ein. Die Caucamaulthiere sind unschätzbar für den Verkehr im Gebirgslande; ein junges, gutes Lastthier wird mit 75 bis 100 Thalern bezahlt, ein tüchtiger Paßgänger kostet 130 bis 180 deutsche Thaler. Im Lande

Digitized by Google

Einfangen der Pferde mit dem Lasso in den Savannen am Cauca.

Digitized by Google

meint man, daß jedes Maulthier mindeſtens einen Fehler haben müſſe. Das eine läßt ſich nur beſteigen, wenn man ihm die Augen verbunden hat; ein anderes läßt ſich den Gurt erſt umlegen, wenn es eine Viertelſtunde oder länger unterwegs geweſen iſt; ein drittes kann es gar nicht leiden, wenn der Reiter eine Beinbekleidung aus Tigerfell trägt; manche wollen ſich die Beine nicht naß machen, wieder andere laufen Nachts in die Wälder, und es koſtet dann allemal Zeit und Mühe, ſie wieder einzufangen. Pferde- und Maulthierherden laufen in Gruppen von 20 bis 30 Stück auf den Weiden umher und man fängt ſie vermittelſt des Laſſo, der Fang- oder Wurfſchnur, ein. Die Art und Weiſe, wie man dabei verfährt, iſt allgemein bekannt und wird auch durch unſere Illuſtration veranſchaulicht.

Faſt bei jeder Wohnung findet man einen Bambushain; dieſe kleinen Waldungen ſind für die Landſchaft charakteriſtiſch, und der Bambus wird zu ſo vielfachen Zwecken benutzt, daß er den Leuten in Cauca ſo unentbehrlich geworden iſt, wie den Chineſen. Man hat auch eine Blumenſprache, in welcher die Quereme, d. h. Liebe mich! eine wichtige Rolle ſpielt. Sie iſt die Blume der Thibaudia quereme, und an ſie knüpft ſich, wie an ſo vieles Andere,

Napongas, junge Frauen aus dem Caucathale.

ein kirchliches Wunder. Die Pflanze wächſt vorzugsweiſe oder faſt nur in der Umgegend von Cali auf einem beſchränkten Raume, den man als Queremal bezeichnet. Dort fand man, ſo erzählt der Katholik Dr. Saffray, ein ſteinernes Bild, das man im Nothfall für eine ſtark beſchädigte Mutter Gottes ausgeben konnte. Alſo ſtellte man es in die Capelle einer Kirche. Doch, o Wunder, am andern Tage ſtand die ſteinerne Puppe nicht mehr in der Capelle, ſondern hatte ihren Flug nach den duftigen Hainen des Queremal genommen, und dort bauete man über ihr eine Capelle, die bald ein Wallfahrtsort wurde. Wunderthätige Madonnen ſind in Neugranada ein beliebter Artikel, aber mehrere machen einander ſcharfe Concurrenz; am mächtigſten iſt die Mutter Gottes von Chinquinquira. Das Wort bedeutet in der Sprache der Chibchas Nebelwolke, und die Indianer bezeichneten ſo ein Thal, in welchem oftmals dichter Nebel liegt. Um 1570 gründete in demſelben der Spanier Santana eine Stadt, und damals lebte in Tunja, der Hauptſtadt des heutigen Staates Boyaca, ein Maler Namens Narvaez, der für 20 Silberpiaſter eine Mutter Gottes vom Roſenkranze malte, und zwar auf Baumwollenzeug, welches von Indianern verfertigt worden war.

Digitized by Google

„Treintillos" Landesvertheidiger.

Digitized by Google

Da er an der Seite noch Platz hatte, ſo malte er dorthin auch den heiligen Antonius und Andreas. Santana hing das Bild in eine Hütte, die am Tage Bettzimmer und Nachts Hühnerſtall war. Im Jahre 1586 hing das Bild ſchon ganz zerfetzt an der Wand. Aber Santana hatte eine Baſe; als dieſe eines Tages vor der wurmſtichigen Mutter Gottes betete, ſah ſie wie das Bild ſich von der Wand losloͤſte, urploͤtzlich wieder ganz neu wurde und eine Zeitlang in der Luft ſchwebte. Die Baſe brachte es dann zu den Dominikanern, die in Bogota das große Wunder verkündeten. Der dortige Erzbiſchof Fray Luis Zapata de Cardenas billigte das Wunder und man bauete für das Bild eine Kirche, die Anno 1823 renovirt worden iſt. Dort hängt es, über und über mit Edelſteinen und goldenem Schmucke behängt, mit einer goldenen Krone und einer ſolchen Menge andern Zierraths, daß man von dem Gemälde faſt gar nichts mehr ſehen kann. Dorthin wallfahrten nun in jedem Jahre an die 30,000 Pilger aus Neugranada, Peru, Ecuador und Venezuela, einige kommen ſogar aus Spanien. Die Geiſtlichkeit macht dabei ſehr guten Profit, denn eine Meſſe koſtet 2 bis 10, ein Salve und ein Roſenkranzbeten 1 bis 7 Piaſter. —

Erwähnenswerth iſt eine beſondere Claſſe von Frauenzimmern, die man in Cauca als Napangas bezeichnet. Ihre Sitten ſind nicht von der ſtrengen Art, aber Manche werden ganz reſpectable Frauen. Die Napanga, von welcher wir Illuſtrationen geben, iſt jung und hübſch (gemiſchten Blutes), hat eine herrliche Fülle ſchwarzen Haares, anmuthige

Typen der Armee des Staates Cauca.

Haltung im Gange und iſt eine reizende Erſcheinung. Sie trägt ſich einfach aber coquett, arbeitet als Cigarrenmacherin, ſpielt ein wenig Guitarre, iſt in der Unterhaltung ſehr angenehm, liebt auch die Poeſie und bleibt ihrem Herzensfreunde, ſo lange ſie ihn hat, getreu. Wenn ſie älter wird, heißt ſie nicht mehr Napanga; manche heirathen, andere werden fromm und noch andere werden Pulperas. Die Napanga tanzt den Bambuco und die Bueltas mit herrlicher Grazie und ſpielt bei den Engeltänzen eine wichtige Rolle. Dieſe Tänze für die kleinen Engel ſind eine Eigenthümlichkeit des Landes. Die Leiche eines kleinen Kindes wird ſtattlich angeputzt und in eine kleine improviſirte Capelle gelegt. Die Kattunvorhänge derſelben ſind mit Bildern, Spiegeln, vergoldeten Etiketten, Bändern und Blumen geſchmückt. Auf den Abend ladet man Freunde und Verwandte zu einem feſtlichen Tanze ein, denn Trauer gilt für unangemeſſen, da das geſtorbene Kind ja zu einem Engel geworden iſt. Die Mutter vergießt keine Thräne, wenn ihr Blick auf den „kleinen Cherub“ fällt. Alle ſind heiter und froher Dinge; man lacht, tanzt, ſingt und auch die Verwandten veranſtalten zu Ehren des kleinen Engels an den nächſten Abenden einen Ball. —

Von Cartago nach Roldanillo führt eine leidlich gute Straße durch eine maleriſche Gegend. Auf den alten Bäumen wuchern prächtige Orchideen und an offenen Stellen allerlei Cactus; die Opuntia hat manchmal coloſſale Dimenſionen, auch Cactus Pitahaya mit ſeinen herrlichen Blumen iſt häufig. Von Roldanillo ging Saffray über Tulua, das am rechten Ufer des Cauca liegt, nach Buga, das wegen ſeiner ſchönen Frauen mit Recht berühmt iſt, und nach

Digitized by Google

Palmira. Dies iſt eine neue Stadt, die aber wegen der ausgedehnten Tabaksplantagen ſchon von Bedeutung geworden iſt.

In Neugranada können wir drei Centra für den Tabaksbau nachweiſen: Carmen am linken Ufer des Magdalena im Staate Bolivar, nach den Hafenplätzen Cartagena und Barranquilla hin; — Ambalema weiter oben am Strome, bis dahin, wo derſelbe ſchiffbar bleibt; — Palmira im Caucathale. Die beiden letzteren ſchicken den bei Weitem größten Theil des dort geernteten Tabaks nach Deutſchland, während Palmira vorzugsweiſe die Märkte im Innern verſorgt, weil ein bequemer Abſatzweg zum Großen Ocean noch fehlt. Auf den Märkten im Lande ſelbſt wird die Surone von etwa 100 Pfund mit 800 bis 990 Groſchen bezahlt; 100 Stück Cigarren mit 24 bis 32 Groſchen. Der Verbrauch iſt ſehr groß, da auch Frauen und Kinder rauchen; Abgaben auf Tabak werden nicht erhoben, das Volk würde dergleichen nicht dulden, während der Branntweinverkauf ein Monopol der Regierung iſt; die dazu ermächtigten Beckäufer zahlen ihr eine beſtimmte Jahresſumme.

Auf der Straße von Palmira bis Cali trifft man viele Haciendas und auf trockenem Boden Gruppen von wilden Goyavabäumen, mit glattem Stamme, gewundenen Zweigen und einer ſehr erfriſchenden Frucht. Der Goyavabaum (Poidium pyriferum) iſt ungemein nützlich; ſeine Früchte liefern eine wohlſchmeckende Marmelade, die Blätter und die Rinde ſind reich an Gerbſtoff und haben Arzneikräfte; ein Aufguß der Rinde und Knospen iſt wirkſam gegen Dyſenterie und gegen Geſchwüre, welche davon bald vernarben.

Als der Reiſende aus einer dieſer Gruppen von Goyavabäumen heraustritt, begegnete ihm eine Anzahl von Leuten, die in einer Reihe gingen. Allen waren die Hände auf dem Rücken zuſammengebunden, und ein Soldat, der ein langes Seil an ſeinem Pferdeſattel befeſtigt hatte, trieb ſie vor ſich her. Dieſe Leute waren nicht etwa Verbrecher, ſondern „Freiwillige“, die zu ihrer Compagnie ſtoßen ſollten, Recruiten. Der Reiter, natürlich ein „Oberſt“, bemerkte, daß ſie ganz vortreffliche Soldaten abgeben würden, wenn ſie nur erſt acht Tage exercirt hätten; nachher brauchten ſie auch nicht mehr gebunden zu werden. Sie galten für Freiheitskämpfer! Weiterhin traf Dr. Saffray noch mehrere republikaniſche Truppentheile, die ſich bunt und ſeltſam genug ausnahmen. Es waren Miſchlinge von verſchiedener Hautfarbe und ihr Anzug hätte für eine Maskerade gepaßt. Die Uniform, wenn von einer ſolchen die Rede ſein konnte, beſtand in einem Carriel, d. h. Lederbeutel, der zugleich Patrontaſche und Schnappſack iſt, einem Hauneſſer und einem Gewehr mit Feuerſteinſchloß. Einige hatten weiter nichts als die Flinte; manche waren Lanzenreiter — zu Fuß, weil augenblicklich keine Pferde für ſie zu haben waren. Die Offiziere, alle beritten, trugen eine Flanellјacke mit kupfernen Knöpfen und einen orbentlichen Säbel. Von Mannzucht und Soldatengeiſt kann natürlich bei derart zuſammengetriebenen Leuteu keine Rede ſein und die Gefechte ſind insgemein nur von kurzer Dauer.

Die Culturſprachen und die Sprachherrſchaft.

Eine Skizze von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

II.

So bleiben uns denn nur noch die einheimiſchen Handelsſprachen Amerikas übrig. Im hohen Norden, in den Hudſonsbailänderu, iſt gegenwärtig die allgemeine Verkehrsſprache unter den Indianern und Pelzjägern die Sprache der Odſchibwäs, deren Stammſitze in den Gegenden zwiſchen dem Winnipegſee und dem Obernſee liegen. Die Tſchikaſaha-Sprache der Choctawindianer, die jetzt zwiſchen dem mittlern Laufe des Red-River und des Arkanſas wohnen, früher aber ihre Stammſitze am Miſſiſſippi, in Alabama und Louiſiana hatten, dient gegenwärtig als „Dialekt von Mobile“, der Hauptſtadt des Staates Alabama und nach Neuorleans des zweitgrößten Baumwollenmarkteb der Union, auch Weißen manchmal zum Verkehrsmittel. Im nördlichen Mexico, in Arizona und Sonora, zwiſchen dem Golf von Californien und dem obern Laufe des Rio Grande del Norte, hat ſich die Sprache der Pimas zur Geltung einer dort allgemeinen Verkehrs- und Handelsſprache erhoben. In einzelnen Theilen Südmexicos, namentlich in Yucatan, bildet die Sprache der Mayas eine Verkehrsſprache.

In Südamerika treffen wir drei verſchiedene Handelsſprachen. Am mittlern Laufe des Amazonenſtromes, am Solimoes, dient das Kechua, einſt die Sprache der Incas, zur allgemeinen Verſtändigung unter den aus Peru und anderen Nachbarländern kommenden Kauflenten. Im Oſten Südamerikas, in Braſilien, hat ſich aus der Vermiſchung der Dialekte der Tupiſtämme eine allgemeine Verkehrsſprache unter den ſonſt ſo verſchiedenſprachigen Indianerſtämmen entwickelt. In einigen Laplatastaaten, insbeſondere in Paraguay, bildet die Sprache der Guarani eine Handels- und Verkehrsſprache.

Schließlich iſt noch auſmerkſam zu machen auf die beſondere Sprachgattung der Miſchſprachen oder Jargons, welche entſtehen, wenn Handelsleute und Anſiedler aus verſchiedener Herren Länder auf beſtimmten Punkten Jahrhunderte lang zuſammentreffen und nun gewiſſe Elemente ihrer Sprachen oder Dialekte mit einander zu einem bunten Miſchmaſch verkitten, welches jedem Miſchſprechenden gewiſſermaßen das Verſtändniß des vom Andern Geſprochenen ermöglicht, ohne daß gerade eine der zu Grunde liegenden Sprachen in der andern völlig aufginge. Ein wahres Muſter einer ſolchen Miſchſprache bildet die Lingua franca, welche in den Seehäfen der ganzen Levante gilt, vom Schwarzen Meere herunter die Küſten Kleinaſiens, Syriens und Nordafrikas entlang. Sie iſt das Nothproduct des genueſiſch-venetianiſchen Mittelmeerhandels. Die Grundlage bildet das Italieniſche, daneben aber und mit demſelben zu einem bunten Wirrwarr verknotet ſpielen auch das Franzöſiſche, ſelbſt das Spaniſche und Portugieſiſche, ja ſelbſt das Lateiniſche in dieſen Jargon hinein. Eine ſolche im Handelsverkehr entſtandene Miſchſprache iſt auch die ſchon vorhin erwähnte Allgemeinſprache der Tupiſtämme Braſiliens, die Lingua geral, d. h. Langue générale. Eine ähnliche

Digitized by Google

Miſchſprache entſtand auf der Bancouverinſel und den Gebieten am Oregon- und Fraſerfluſſe, nördlich von Californien, wo ſich die Sprache der Tſchinuk-Indianer mit der Sprache der benachbarten Nutkas, der Kuiſtenos, der Kriihs, der Hawaier von den Sandwichinſeln, der Engländer und der canadiſchen Franzoſen vermengt hat und den ſogenannten Oregon-Jargon bildet. Aehnliche im Handelsverkehr entſtandene Miſchſprachen und Jargons ſind das ſogenannte Pigeon- oder Pidſchen-Engliſch, wir würden ſagen das Rabenengliſch, dieſes engliſche Kauderwälſch in China; ferner das Negerenglisch in Afrika, Weſtindien und Nordamerika; das Hottentoten-Holländiſch im Caplande, das Franzöſiſche der Seychellen, das Spaniſche der Philippinen und das Portugieſiſche auf Ceylon. Alle dieſe Jargons ſind entſtanden und entſtehen noch unter unſeren Augen aus der Vermiſchung einheimiſcher Stammſprachen mit den Stammſprachen der einwandernden Fremdlinge.

Ich habe mich bis jetzt nur auf eine ſtatiſtiſche Ueberſicht über diejenigen außereuropäiſchen Sprachen beſchränkt, welche ſich, theils ſelbſtändig, theils durch Vermiſchung mit anderen, zu Handels- und Verkehrsſprachen entwickelt haben, die über ihre urſprüngliche Heimath hinaus eine Wirkſamkeit entfalten. Ich habe dabei gefliſſentlich vermieden, auf die Beſprechung der im Handelsverkehr immer wieder neu anſprudelnden Sprachquellen, auf die Jargons, näher einzugehen. Und doch iſt eine Würdigung derſelben die Sache nicht allein der Gerechtigkeit, ſondern auch einer tieferen Auffaſſung, einer wiſſenſchaftlichen Vorurtheilsloſigkeit. Nichts Verächtlicheres zwar für die oberflächliche Betrachtung, als ſolch ein Jargon. Die an claſſiſcher Lectüre großgewachſene Sprachkunſt, die Stiliſtik, hat zwar vom äſthetiſchen Standpunkte aus das volle Recht, mit Verachtung auf irgend ein Kauderwälſch herabzublicken. Dagegen wird die nur culturgeſchichtlich erwägende Linguiſtik dieſe Jargons mit dem geſpannteſten Intereſſe verfolgen. Denn gerade dieſe Jargons ſind die Wiegen der claſſiſchen Sprachen!

Neues entſteht eben nicht allein in der Körperwelt nur durch ſtete Miſchung der alten Elemente; auch im Bereiche des Geiſteslebens, mithin auch der Sprache, herrſcht das Geſetz der gegenſeitigen Anziehung und Abſtoßung der wirkenden Kräfte und Stoffe. Nicht aus allen Miſchungen entſteht etwas Neues, in der Chemie ſo wenig als im Sprachenleben. Aus der an den Ufern des Mittelmeeres geſprochenen Lingua franca wird ſich niemals eine neue Sprache entwickeln, denn die dieſen Jargon bildenden Elemente, Italieniſch, Franzöſiſch, Spaniſch, können deßhalb nie eine lebensfähige, organiſche Verbindung mit einander eingehen, weil die Kaufleute, welche dieſes Miſchmaſch reden, daſſelbe niemals zum ausſchließlichen Organ ihres Empfindungs- und Gedankenausdrucks machen, ſondern ihr Kauderwälſch nach der Rückkehr in die Familie wieder von ſich ſtreifen.

Nichtsdeſtoweniger beruhen alle unſere großen Verkehrs- und Literatursſprachen, ſelbſt jene älteren und neueren Bildungsſprachen, die man ſonſt mit excluſiver Vornehmthuerei als die claſſiſchen Sprachen zu bezeichnen liebt, auf einem Jargon. Das Lateiniſche, die Sprache Roms, war anfänglich die Miſchſprache zuſammengelaufener Hirten und Räuber. Das Attiſche und die nach Alexander dem Großen allgemein gebräuchliche Umgangsſprache der ganzen gebildeten Welt von den Säulen des Hercules bis zu den Mündungen des Indus, die ſogenannte κοινή, war aus der durch den Handelsverkehr bedingten Verſchmelzung der verſchiedenen griechiſchen Dialekte hervorgewachſen, ähnlich unſerm Neuhochdeutſchen. Das Hindoſtani oder Urdu, die jetzt verbreitetſte und zukunftsreichſte Sprache Vorderindiens, bezeichnet ſchon mit ihrem mongoliſchen Namen Urdu die Sprache, die ſich im Lager, im Lager nämlich der Mongolenkaiſer in Delhi, entwickelt hat, und zwar durch die Vermiſchung des auf ſanſkritiſcher Grundlage ruhenden Hindui mit dem Perſiſchen, Arabiſchen und Mongoliſchen.

Man braucht vollends nur an die Entſtehung der romaniſchen Sprachen zu erinnern. Läßt ſich, vom Standpunkte des ciceronianiſchen Lateins aus, ein traurigeres Kauderwälſch denken, als das mittelalterliche Bauernlatein der romaniſchen Länder in der barocken Verquickung mit den germaniſchen Sprachen der Völkerwanderung? Das Latein der longobardiſchen Geſetze aus dem ſiebenten Jahrhundert iſt ein ſprechendes Zeugniß dafür. Das Negerenglisch iſt noch Gold dagegen! Und doch iſt dieſer aus Rand und Band aller Grammatik gerathene Jargon, dieſe im wahren Sinne „kauderwälſche“ Barbarenſprache des mittelalterlichen Südeuropa, zum Ausgangspunkt und zur Quelle geworden aller derjenigen Handels-, Literatur- und Weltſprachen, in welchen Dante und Boccaccio, Arioſt und Taſſo, Cervantes und Calderon, Camoëns, Molière und Voltaire gedichtet und geſchrieben haben.

Wie kann ſich aber aus einem Jargon eine claſſiſche Sprache bilden? Warum heißt derſelbe Sprachſtoff in dem einen Fall ein Jargon, in dem andern eine claſſiſche Sprache? Man könnte gerade ſo gut die Frage erheben: Wie kommt es denn, daß die Steinkohle kein Edelſtein iſt, da ſie doch aus denſelben Grundſtoffen beſteht, wie der Diamant? Die Frage wäre nicht ſchwer zu beantworten. Während nämlich die amorphe Geſtalt der Steinkohle auf bloßer Conglomeration der Kohlenſtoffatome beruht, ſo hat ſich dagegen aus Kohlenſtoff ein Diamant gebildet, weil ſich die Atome nach einem durchſchlagenden Geſetze zu einem harmoniſch in ſich gegliederten Ganzen zuſammengeſchloſſen, weil ſie ſich kryſtalliſirt haben. Und dieſes Kryſtalliſationsgeſetz iſt es auch, welches aus einem Jargon eine Culturſprache bildet, welches aus dem barbariſchen Bauernlatein des angehenden Mittelalters die ganze Reihe der claſſiſchen romaniſchen Sprachen hervorgetrieben hat: das Italieniſche mit ſeinem wundervollen Periodenbau, das Franzöſiſche mit ſeiner Eleganz und das Spaniſche mit ſeiner Grandezza.

Dieſes Kryſtalliſationsgeſetz in der Bildung neuer Sprachen iſt aber nichts Anderes, als der Ausdruck des Nationalbewußtſeins. Eine Nation entſteht aber, wenn ein aus noch ſo verſchiedenartigen Stammeselementen zuſammengeſetztes Volk beginnt, ſeine Stammeseigenthümlichkeiten im gegenſeitigen Empfindungs- und Gedankenaustauſche dem Alle gleichmäßig umſchlingenden Geiſtesintereſſe in Literatur, Religion und Politik unterzuordnen und einträchtig, bewußt oder unbewußt, nach den gleichen Zielen zu ſtreben.

Auf dieſe Weiſe entſtehen Völker und Jargons, Nationen und Culturſprachen ſort und fort. Das große Triebrad der Natur, der Kampf ums Daſein, bringt die Völker und Sprachen unabläſſig in immer wieder neue Berührung, bald in freundliche, bald in feindliche. Auch im Sprachenleben herrſcht das Geſetz des Stoffwechſels und bildet aus den Wörtern und Sprachen, welche den Kampf ums Daſein ſiegreich beſtehen, durch Combination der verwandten Elemente unter ſich oder durch Amalgamirung auf fremdartigen Elementen, immer und immer wieder neue Wörter und Sprachen.

Dieſe Neubildungen ſind jedesmal zunächſt nur Miſchſprachen, Jargons, Handels- und Verkehrsſprachen. Dann aber können, unter dem Einfluſſe des erwachenden Nationalbewußtſeins und darauf gegründeter Culturbeſtrebungen, die fremdartigen Elemente entweder wieder ausgeſchieden werden, oder aber, was bei Weitem häufiger der Fall iſt: es

Digitized by Google

können die nun einmal entstandenen Mischsprachen als Grundlagen betrachtet werden, auf welchen sich in Poesie und Prosa weiter bauen läßt. Dann bilden sich zunächst Büchersprachen. Durch deren Pflege von Seite der gebildeten Gesellschaft gewinnen dieselben immer weitere Volkskreise für sich, und schließlich gestaltet sich die neugebackene Kunstsprache über die Mannichfaltigkeit der Mundarten hinweg zur allgemeinen Umgangssprache aller Gebildeten. Bei der Einführung neuer Religionen und Hierarchien kann dann das Bildungsidiom leicht zur Sprache der Liturgie benutzt werden und einer neuen Kirchensprache zum Dasein verhelfen. So kann sich dann aus einem Jargon eine Sprache entwickeln, welche entweder als Handelssprache, oder als Literatur- und Kirchensprache zugleich wirkt und sich, zwar selten genug, zu mehr oder weniger universeller Geltung, zur Weltsprache erhebt.

Dieser Proceß des Stoffwechsels im Sprachenleben ist ein ewigdauernder, eben so der Krystallisationsproceß in der Bildung neuer Culturſprachen und Nationen. Nur allzu leicht stellen wir uns das Gewordene als ein bereits fertig in sich Abgeschlossenes vor, und doch giebt es in der ganzen Natur, im gesammten Geistesleben nur Werdendes, das im Kampf und Dasein nach neuen Lebensformen ringt. Nichts ist freilich schwerer, als das Neue schon im Alten zu erspähen, die Lebenskeime zu entdecken, welche einer Weitergestaltung fähig sind. Wir lachen z. B. über das pennsylvanische Deutsch als über ein jämmerliches Kauderwälsch, ein Mischmasch von Deutsch und Englisch. Aber auch das Englische, wie es sich nach dem 11. Jahrhundert aus dem Angelsächsischen und normännischen Französisch entwickelte, sah noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts um kein Haar besser aus, als das pennsylvanische Deutsch der Gegenwart. Dann kam ein Sprachgenie, der Dichter Chaucer, und schuf aus dem halbenglischen Jargon ebenso eine Literatur- und Culturſprache, wie Dante and dem vor ihm in Italien üblichen Jargon das Italienische, oder wie Luther aus der „sächsischen“ (— meißnischen —), d. h. mittelteutschen, Kanzlei- und Mischsprache das Neuhochdeutsche geschaffen hat. Sollte es sich da nicht denken lassen, daß das pennsylvanische Deutsch, wenn einmal die Union an ihrer eigenen Raumgröße wieder in Stücke geht, in der glücklichen Abgeschiedenheit der pennsylvanischen Wälder und im Besitze einer hafenreichen Weltmeerküste, eine Stellung einzunehmen im Stande wäre, wie etwa das Englische zur Zeit Chaucer's, dem dann ein Shakespeare folgte? In seinem andern Gebiet des Lebens giebt es wunderbarere Neubildungen, als im Sprachenleben. Das bunteste Wirrwarr, woraus noch jemals eine Sprache hervorgegangen, war der Jargon an der untern Donau zur Zeit der Völkerwanderung. Damals vermischte sich dort die Sprache der dacischen Ureinwohner mit dem Bauernlatein der von Trajan geschickten römischen Colonisten. An dieser Sprachenmischung betheiligten sich auch das Gothische, das Griechische und Slavische. Später trat dann noch der Einfluß des Magyarischen und Türkischen hinzu. In neuerer Zeit machen sich auch die Einwirkungen der abendländischen Culturſprachen geltend. Gleichwohl hat sich aus diesem Allerweltsmischmasch und Erzjargon eine Sprache gebildet, das Rumänische, welche neben dem Italienischen für die wohlklingendste der romanischen Sprachen gilt und eine Zukunft am Schwarzen Meere hat. Der Jargon also, das verachtete Sprachmischmasch und Kauderwälsch des unbewußten Alltagslebens, die Handels- und Verkehrssprache, das ist die Quelle der Culturſprachen.

Forsyth's und seiner Begleiter Reise nach Jarkend.

I.

In Ladakh. — Die vielen Steinhaufen. — Mönche und Klöster. — Ueber den Tschangla-Paß. — Der Pangang-See. — Nomadische Tibetaner. — Der Paß Jokchi la. — Vegetation; Getreidebau bis zu 15,000 Fuß Meereshöhe. — Klimatische Verhältnisse.

R. K. Im neunzehnten Bande des „Globus“, S. 37, hat Professor Bamberg über die in der Ueberschrift genannte Reise einen vorläufigen, kurzen Bericht abgestattet, den allgemeinen, äußern Verlauf dieser englischen Gesandtschaft an den Herrscher Ostturkestans und ihr Fehlschlagen erzählt, im Uebrigen aber auf den zu erwartenden, officiellen Bericht der Reisenden selbst hingewiesen. Shaw's Reiseberichte erschienen zuerst und wurden im 21. Bande des „Globus“, S. 12, eingehend besprochen. Jetzt liegt uns eine weitere Publication über diese Expedition von 1870 vor, welche den Titel führt: Lahore to Jarkend by G. Henderson and Allan O. Hume, London 1873. Es ist ein stattlicher Band, ausgezeichnet durch eine große Menge vorzüglich scharfer Bilder, welche mittelst Heliotypie nach Photographien Henderson's, des Arztes der Expedition, hergestellt wurden, und mithin den Vorzug äußerster Treue und Genauigkeit haben. Da sie meist Landschaften und Wohnstätten darstellen, so ist es möglich, sich jetzt von jenen Felswüsten des nördlichen Himalaya ein klares Bild zu machen, was die farbigen Illustrationen in Sham's eben erwähntem Buche doch nur unvollkommen gestatteten. Das Werk zerfällt in drei Theile, deren erster neben ethnologischen und anderen Notizen die Reiseerlebnisse behandelt und Dr. Henderson, den Vorsteher des botanischen Gartens in Calcutta, zum Verfasser hat. Der zweite Theil ist sehr reich mit farbigen Tafeln ausgestattet, und bringt die Bearbeitung der gesammelten Vögel, Insecten und Pflanzen; Theil 3 enthält Meteorologisches.

Die Route jener englischen Gesandtschaft führte, wie sich der Leser aus den früheren Artikeln erinnern wird, auf dem Pendschab durch Kaschmir, welches anläßlich der Wanderungen Lejean's kürzlich im „Globus“ (Bd. 19, S. 273) ausführlicher geschildert wurde, nach Leh, der Hauptstadt von Ladakh. Noch ehe die Engländer Leh erreichten, sahen sie zuerst jene langen Steinhaufen, Manes genannt. Jeder Stein auf der Oberfläche derselben trägt die Sanskritaufschrift: Om mani padme hum, jenes Schiboleth der Buddhisten, welches bedeutet: „Heil dem Kleinoth im Lotosblüthkelche“, nach Manchen aber eine obscöne Nebenbedeutung hat, worauf auch der am Ende manches Manes

Digitized by Google

befindliche phallusähnliche Steinkegel hindeutet. Diese Steinhansen erreichen mitunter die Länge einer halben Meile, sind fest gebaut, und da sie 6 bis 8 Fuß hoch und 10 bis 15 breit sind, so muß die Anzahl der beschriebenen Steine oft hoch in die Tausende gehen. Es ist daher wohl glaublich, daß die Lamas für manchen Mane mehr als 60,000 Thaler nach unserm Gelde bezahlt haben. Sie befinden sich stets neben den Straßen und haben zu beiden Seiten einen Fußweg, weil die Eingeborenen beim Vorbeigehen sich stets links davon halten. Vor einer wichtigern Unternehmung pflegt der Tibeter zu einem Lama zu gehen und sich einige solche Steinplatten mit den mystischen Worten darauf zu kaufen und auf einen Mane zu legen; dadurch sichert er sich den Erfolg bei seinem Vorhaben.

Es wiederholen sich dort in Innerasien aufs Genaueste europäische Zustände: halb Ladakh schien den Reisenden sich dem Mönchsstande gewidmet zu haben und auf Kosten der andern, dummern Hälfte zu faullenzen. Die Lamas zerfallen in mehrere Orden, die verschiedenfarbige Kutten tragen, meist grell rothe. Geld kleidet sich eine neue, strengere Secte. Über im Allgemeinen sind sie alle munter dreinschauende Bursche, die in ihrem Äußern und im ganzen Auftreten sehr an die katholischen Mönche erinnern. Ihnen gehört ein großer Theil des Landes, das sie selbst bebauen, und manche Klöster, in denen die bekannten Gebetmühlen eine große Rolle spielen, sind überaus reich.

In ganz Ladakh sind Niederschläge einstiger Seen, die in einem feinen Lehm von oft mehreren 100 Fuß Mächtigkeit bestehen, sehr ausgedehnt und kommen mitunter noch in einer Höhe von über 15,000 Fuß vor. Wahrscheinlich bedeckte also einst ein großes Binnenmeer das ganze Land, oder auch getrennte Seebecken, zwischen denen die höheren Bergspitzen und Ketten wie Inseln hervorragten. Noch sieht man bei Leh, wo jetzt kaum etwas Schnee liegt, gewaltige Endmoränen früherer Gletscher. Einige dieser Seen haben sich seit Menschengedenken plötzlich und oft reißend schnell vermindert.

In Leh, wo Shaw zu der Gesandtschaft stieß, war es nöthig, eine Woche lang zu verweilen, um möglichst umfassende Vorbereitungen für die nun folgenden 27 Marschtage zu treffen, welche in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 15,000 Fuß durch eine vollkommene Wüste führen. Nicht einmal auf Gras für die Packpferde war zu rechnen, und man mußte Korn mitnehmen, um sie bis zu den Kirgisenlagern an der Grenze von Jarkend durchzufüttern. Ein Theil des Gepäcks wurde von Ponies, der Rest von tibetischen Trägern transportirt, und auf je zwei der letzteren war ein Dritter erforderlich, um Nahrung für sich und die beiden anderen zu tragen. In demselben Verhältnisse wurden Pferde zum Tragen des Futters mitgenommen, und außerdem Ersatz für etwa eintretende Verluste an Packthieren. So zählte dann der Zug, als er von Leh am 7. Juli 1870 aufbrach, etwa 60 Personen und 130 Lastpferde.

Zuerst ging es 20 Meilen am rechten Indusufer entlang in östlicher Richtung und dann nördlich zum Tschangla-Paß, an dessen Fuße — eine Seltenheit in Asien — Torf, freilich von sehr schlechter Qualität, gestochen wurde. Die Ueberschreitung des 18,000 Fuß hohen Passes verursachte den meisten Uebelkeit, Kopfweh und Erbrechen, was noch vermehrt wurde durch den überaus scharfen Geruch einer Artemisiaart. Die Symptome sollen selbst auf höheren Pässen weniger schlimm auftreten, als auf dem Tschangla, eben wegen des überwältigenden Duftes der Pflanze, nach der Alles, was von Jarkend kommt, Lasten, Pferde und Menschen, selbst das Fleisch der unterwegs geschlachteten Hämmel, stinkt. Erst am folgenden Tage verschwand beim Herabsteigen in niedrigere Höhen jede Uebelkeit.

An den beiden nächsten Tagen fand man noch hier und da spärlichen Anbau, der aber bei Tschapra in 15,000 Fuß Höhe völlig aufhört. Der Pangong-See, in welchen der Tschapra-Fluß mündet, dehnt sich ungefähr 100 Miles in westöstlicher Richtung und mit einer durchschnittlichen Breite von 3 Meilen aus, ohne einen Ausfluß zu besitzen. Das Wasser ist auffallend klar, schmeckt sehr bitter und besitzt, wie alle Seen in diesen hohen Regionen, eine tiefblaue Farbe, die wohl hauptsächlich im Wiederscheine des Himmels ihren Grund hat. An seichten Stellen sieht es hellblau oder grünlich aus.

Bei Tschapra lernten die Engländer in den Zeltlagern nomadischer Tibeter eine besonders schöne Race großer Hunde mit langem, zottigem Haare kennen. Meist sind dieselben sehr wild und werden gehalten, um die Herden gegen wilde Thiere zu schützen. Die großen Schafherden, welche als Karawanenthiere Borax von Ladakh nach dem Kulutthale bringen, sind stets von einigen solcher Hunde begleitet. So oft sich ein Reisender dem Lager nähert, stürzen die Frauen heraus und halten die Hunde zurück, bis jener sicher vorbei passirt ist. Sie sind schwierig zu bekommen und kosten oft bis 10 Pf. St. Auf den Ebenen Indiens gedeihen sie nicht, sondern verlieren ihr langes Haar und überleben selten den zweiten Sommer. Besser sagt ihnen das englische Klima zu.

In Folge der Trockenheit des Klimas ist, den Sandschu ausgenommen, keiner der von der Expedition überschrittenen Pässe vom Zobschi-la an, der von Kaschmir nach Ladakh führt, durch Schnee völlig unpassirbar gemacht, dessen untere Grenze nicht unter 20,000 Fuß herabgeht. Wenn man den Zobschi-la überschritten hat, ändern sich Klima und äußeres Aussehen der Landschaft vollkommen. An die Stelle der fichtenbewachsenen Berge und dicht bewaldeten Thäler Kaschmirs tritt eine endlose Aufeinanderfolge nackter Felsen und, außer entlang den Stromufern, wüster, kahler Thäler. Eine Strecke unterhalb der Paßhöhe des Zobschi-la ist der Boden mit grünem Torf bedeckt, in Folge der weitgestreckten und tiefen Depression, welche die Feuchtigkeit aus Kaschmir herüberläßt. Wo sich die Berge über 20,000 Fuß erheben, sind sie mit Schnee bedeckt, welcher bei Tage schmilzt und Strömen die Existenz giebt, die vor Abend zu reißenden Gießbächen werden, während sie vor Tagesanbruch fast trocken liegen. In vielen dieser Ströme wird jeder Tropfen zur Bewässerung verbraucht.

Mit Ausnahme zerstreuter Cedern (Juniperus excelsa), die eine Höhe von 30 Fuß erreichen, einem seltenen Eläagnus und einem Bocksdorn (Hippophae rhamnoides), der gewöhnlich unter 8 Fuß bleibt, trifft man fast nur angepflanzte Bäume in Dörfern oder an den Flüssen, und zwar meistens Weiden und Pappeln. Längs des Indus giebt es Gärten von Apfel-, Birnen- und Aprikosenbäumen, namentlich von letzteren, deren Früchte ein Hauptnahrungsmittel der Tibeter abgeben.

Getreide wird überall, wo nur Bewässerung möglich ist, bis zu einer Höhe von 15,000 Fuß gebaut. Weizen reift bis zu 12,000 Fuß, Gerste bis nahe zu 15,000. Geröstetes Gerstenmehl, mit Wasser zu einem Teig angerührt, ist ein bei den Tibetern beliebtes Essen, und ein schafsledterner Sack von diesem „Satu“ ist oft die einzige Nahrung, welche sie auf langen Reisen begleitet, in Folge deren sie natürlich an Unverdaulichkeit leiden. Aus Gerste wird auch in ganz Ladakh ein ziemlich schlechtes Bier gebraut; das Gährungsmittel soll von auswärts geholt werden und von einer Pflanze stammen. Das Bier wird in sehr roher Weise hergestellt und ist gewöhnlich sehr sauer, doch nach langen Märschen kein unerquickliches Getränk; obwohl es schwach

Digitized by Google

ist, trinken doch die Leute mitunter solche Mengen davon, daß sie recht heiter werden. Leidenschaftlich lieben sie Thee, den sie mit Gerstenmehl und einem Pulver aus getrockneten Aprikosen, ein wenig Butter und Salz vermischen. Selbst Europäern soll diese dicke Suppe munden.

Der Sommer dauert in Ladakh nur vier Monate, von Juni bis September. Im letztern Monate wird geerntet, und bald darauf setzt der Winter ein, während dessen alle kleineren Ströme zufrieren, was beim Indus erst nach Weihnachten stattfindet.

Während des Winters ist Futter sehr schwer zu erlangen; dann werden, wie in unseren Alpen die Eschen u. s. w., so in Ladakh die Weiden bei den Dörfern ihres Laubes beraubt, das mit dem dürftigen Grase zusammen getrocknet als Winterfutter verbraucht wird. Von November bis Ende Mai sieht man kaum einen grünen Grashalm oder ein Blatt. Ein paar trübe Tage im September thun oft großen Schaden, weil sie die Ernte nicht reifen lassen. Regen fällt so selten in Ladakh, daß nach glaubwürdigen Angaben die durchschnittliche Menge des Niederschlages jährlich nur 3 bis 4 Zoll beträgt. Schnee fällt mitunter 6 bis 8 Zoll hoch auf einmal, aber in Folge der außerordentlichen Trockenheit der Atmosphäre verdunstet er gewöhnlich in ein paar Stunden, ohne Feuchtigkeit zu hinterlassen.

Ueberraschend ist in Ladakh die wunderbare Klarheit der Luft, welche zum Theil von ihrer trockenen und dünnen Beschaffenheit, hauptsächlich aber von dem gänzlichen Fehlen des Nebels herrührt. Auf den Ebenen von Jarkend sahen die Reisenden, daß bei gleich trockener Atmosphäre ein dichter Nebel die Luft erfüllte. In Ladakh glaubt man, Berge, welche 50 Meilen entfernt sind, in einem Tagemarsch erreichen zu können; und während ein Thermometer im Schatten fast auf den Gefrierpunkt sinkt, zeigt gleichzeitig ein schwarzes Kugelthermometer in der Sonne 212° F., d. h. den Siedepunkt des Wassers am Meeresspiegel.

Dagegen fällt auf den höheren Gebirgszügen öfter Regen oder Schnee und auch in größeren Mengen, als in den Thälern; und in den Bergen um Leh erlebte die Gesandtschaft selbst drei Gewitter. Nur diesen hohen Bergen, welche die Feuchtigkeit in der Form von Schnee anziehen und aufspeichern und dafür im Sommer eine kleine, aber anhaltende Wassermenge spenden, hat es Ladakh zu verdanken, daß es nicht eine vollkommene Wüste ist, wie die Gegenden, welche die Engländer nun zu durchziehen hatten, und deren Schilderung wir im folgenden Artikel zu geben gedenken *).

*) Soeben geht uns das Maiheft von „Ocean Highways“ zu worin wir die (— im „Globus“ bereits erwähnte —) Nachricht finden, daß der Vicekönig von Indien im Juli dieses Jahres wiederum eine Gesandtschaft an den Hrscher von Ostturkestan zu schicken beabsichtigt, welche aus Forsyth, Oberstlieutenant Gordon, Capitän Trotter vom „Great Trigonometrical Survey“, Capitän Biddulph, Dr. Henderson und Capitän Chapman bestehen soll. Möglicherweise schlägt die Gesandtschaft auf der Rückkehr den Weg über Badakschan und Wachan ein, während ein anderer Mitglieder über den Thian-schan und durch Dsungarei gehen. Jedenfalls läßt die treffliche Ausrüstung der Theilnehmer in vieler Hinsicht auf Bereicherung der Wissenschaft hoffen.

Ein Besuch im Silberlande Washoe.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Wieder nach Washoe. — Auf der Eisenbahn bis zum ausgebrannten Tunnel. — Eine interessante Stagefahrt. — Virginia City und Gold Hill. — Millionärträume. — Das Bild der Silberminen. — Das International Hotel. — Wildes Leben in Virginia City. — Die Silberstadt bei Nacht. — Der Magnolia-Salon. — Minenschwindel in seinen verschiedenen Phasen. — Schwankungen des Werthes von Minenactien.

Im Osten des Gebirgszugs der Sierra Nevada, Virginia City im Staate Nevada, liegen die berühmten Comstock-Silberminen, welche gewöhnlich als die „Washoe-Minen“ bezeichnet werden, in der Nähe und gleichsam als ein Appendix von Californien. Es war im November 1872, als ich zum zweiten Male eine Reise nach Washoe unternahm; nicht wie vor neun Jahren mit einem wilden Sechsergespann in der Stagekutsche über die Sierra *), sondern auf bequemere Weise mit dem Dampfzuge. Auf der wohlbekannten Centralpacificbahn erreichte ich in der Nacht das 292 Meilen (englische) von San Francisco entfernte im Osten der Sierra gelegene Städchen Reno und fuhr sofort auf der 51½ Miles langen Virginia- und Truckee-Eisenbahn weiter nach der berühmten Silberstadt. Nach Mitternacht kamen wir plötzlich auf unangenehme Weise zum Stillstand, und zwar vor einem ausgebrannten, unpassirbaren Tunnel, durch welchen noch einige Tage zuvor ein Passagierzug gefahren war. Der Locomotivenführer jenes Zuges gewahrte die Gefahr erst, als er sich inmitten des 700 Fuß langen brennenden Stollens befand, gelangte aber gottlob ohne Unfall und ehe jener einstürzte hindurch.

Bei dem ausgebrannten Tunnel erwarteten und vier Stagekutschen, mit welchen die Passagiere nach dem noch 7 englische Meilen entfernten Virginia City befördert werden sollten. Die mit uns fahrenden Damen erhielten selbstverständlich Sitze im Coupé, während die männlichen Reisenden auf die mit einer eisernen Balustrade umgebenen Wagendächer angewiesen waren und dort, so gut es ging, ein Unterkommen suchen mußten. Dieses war leichter gesagt, als gethan. Auf dem Kutschendache meines Wagens befanden sich bloß dreizehn Mann, worunter ein halbes Dutzend Chinesen mit ihren langen Bambusstäben, die das Sitzen, Knieen und Liegen daselbst im höchsten Grade unbequem machten. Einen harten Bambus zwischen den Rippen, einen Chinesen und einen ungeschlachten Miner, dessen langer Revolver gegen mein Schienbein preßte, mit auf den Füßen stehend, und die Knie, worunter ein hölzerner Kasten stand, im rechten Winkel erhoben, so war ich in der interessanten Gesellschaft situirt. Die auf dem Kutschenrand sitzenden Miner ließen die Beine seitwärts herunterhängen, zwischen uns lagen alte Mantelsäcke, Gewehre, harte mit Kupfer-

*) Vergleiche: Das Ausland 38. Jahrgang Nr. 241. „Das Silberland von Californien“ von T. K.

Digitized by Google

nägeln bespickte Briefbeutel und eckige Handkoffer, Jeder verwünschte die Johns (Chinesen) mit ihren Bambusstäben, unnennbarem Gepäck und alten Blechpfannen, während der Kutscher fluchend auf die nie Gnade einhieb, welche die Fuhr nur mühsam fortzubewegen vermochten.

Endlich brach der Tag an. Die uns umgebenden grangelben, nur mit spärlichem verdorrten Salbeigestrüpp und vergilbten Grasbüschseln bewachsenen Berge fahren aus, als ob der Fluch Gottes auf ihnen läge. Aber bald kam Leben in die öde Gegend. In der Ferne zeigten sich die Häuser von Virginia City, und die allen Silberminen charakteristischen hellen Schutthaufen an den Bergabhängen, wodurch sich die Oeffnungen von Schachten und Tunnels andeuten, wurden immer häufiger. Bei dem kleinen Minenorte Silver City begrüßte uns das erste Pochwerk, welches mit dem Getöse der stampfenden mächtigen Eisencylinder und dem Pfeifen und Sausen des entweichenden Dampfes die Morgenluft dämonisch erfüllte. Nachdem wir einen Felsenpaß, „Devil's Gate“ (das Teufelsthor) genannt, passirt hatten, erreichten wir bald darauf den in einer Schlucht lang hingebauten, mit Virginia City gleichsam eine Stadt bildenden bedeutenden Minenort Gold Hill, wo sich die reichsten Silberminen der Welt, die berühmte „Crown Point“- und die „Belcher“-Mine, befinden. Mit einer Art von heiligem Schen las ich an einem nichts weniger als palastmäßig aufstehenden Holzhause am Wege die Worte „Office of the Crown Point Mine“ (das Geschäftsbureau der Crown-Point-Mine). Ja, wäre unsereins nur so verwünscht gewesen, vor etwa drei Jahren ein paar hundert lumpige Dollars in Actien der Crown Point anzulegen, da wären Einem die gebratenen Tauben so zu sagen in den Mund geflogen; denn da sich der Werth jeder dieser Actien seit jener Zeit von 2½ Dollars auf circa 20,000 Dollars verwandelt hat, so hätte es nach Adam Riese keines gar großen Capitals bedurft, um bei solcher aufsteigenden Proportion mit bescheidener Geldanlage zum Millionär zu avanciren! Aber die gescheiten Gedanken kommen Einem leider fast immer zu spät in dieser Welt!

Immer großartiger wird jetzt das Bild der Minen. Ansehnliche Holzbauten erheben sich an allen Seiten und Hunderte von Fuß hohen wie Filigran aussehende Treffelbrücken überspannen die Schluchten; auf einer am Bergabhange hoch hingebauten Eisenbahn schleppen die Locomotiven lange Frachtzüge herbei, welche mit dem zum Betrieb der Gruben nothwendigen Holze beladen sind; die mit gewaltiger Kraft arbeitenden Dampf-Elevatoren (hoisting works) heben das Erz aus den Minenschachten, und prasselnd fällt es aus lustiger Höhe auf die Quarzberge hinab; die Pochwerke rollen und rumoren und der Dampf pfeift grimmig dazwischen; riesige, mit 16 und 20 Pferden und Maulthieren bespannte, mit Silbererz schwer beladene Frachtfuhren begegnen uns jeden Augenblick; in den offenen Hausthüren stehen Minenarbeiter und machen Morgentoilette, während Andere schaarenweise als Ablösung nach den Gruben gehen und eine Fluth von Schimpfreden auf die Chinesen loslassen, welche, auf unserm Kutschendache sitzend, den Pferden das Ziehen erschweren. Ueber eine steile Anhöhe fahrend, erreichen wir bald darauf die berühmte Silberstadt Virginia City. Linker Hand hebt der 1622 Fuß über der Stadt aufragende, nach neuester Messung 7827 Fuß hohe Mount Davidson sein graues Haupt empor, und ich begrüße ihn als einen alten Bekannten. In der C-Straße, dem Hauptgeschäftstheil des mit aufstehenden Orten, fixen Kaufläden, Kneipen, Restaurationen, Spiel-, Trink- und Billardsalons und Häuser schlechtern Rufes, nach amerikanischem Banstil alle mit vorgebauten Schutzdächern versehen, in bunter Abwechselung neben einander. Endlich hält unsere schwerbeladene Kutsche vor dem mit seinen eisernen Fensterläden sich wie ein großes Gefängniß ausnehmenden „International Hotel“, Koffer und anderes Gepäck werden unsanft vom Wagen heruntergeworfen, Chinesen, Miner, Damen zweifelhaften Charakters, Kaufleute ꝛc. tummeln sich durch einander von und aus dem Wagen und ich trete in das düstere Gasthaus, wo ich für 4½ Dollars Gold pro Tag ein auf bescheidene Ansprüche berechnetes Unterkommen finde.

Während meines diesmaligen Aufenthaltes in Virginia City mußte ich aufs Neue über die frappanten Eigenthümlichkeiten jener wüsten Minenstadt erstaunen. Der Platz hatte sich seit meinem letzten Hiersein vor neun Jahren nicht zum Vortheil verändert. Die durch verschiedene verheerende Brände eingeäscherten Stadttheile waren freilich meistens wieder aufgebaut worden, aber von einer Verschönerung des Ortes war eben so wenig die Rede als von einer Sittenverfeinerung seiner Bewohner, und die Silberstadt hatte ihren ursprünglichen Charakter von einem wilden Minenlager vollständig bewahrt. Virginia City, welches mit seiner Schwesterstadt Gold Hill zusammen jetzt zwischen 8000 und 10,000 Einwohner zählt, bietet immer noch ein reiches Feld für den Sittenbeobachter. Namentlich bei Nacht ist in erstgenannten Orte eine volle Wirthschaft. Ich brauche nur her dort sage sechshundert Köpfe zählenden Demi Monde zu erwähnen, um dem Fremden einen Begriff von der lazen Moral jener Silberlandbewohner zu geben. Auf den Trottoirs der C-Straße ist bis spät nach Mitternacht ein solches Gedränge von auf und ab marschirenden vergnügungssüchtigen Bummlern und Nichtsthuern, daß man sich nur mit Mühe einen Weg durch die Menge bahnen kann. Die Besucher der Spielhöllen und Trinksalons strömen in jenen Localen fortwährend in solcher Zahl aus und ein, daß die Eingangsthüren sich nur selten ganz schließen und stundenlang in den Angeln ununterbrochen hin und her drehen.

Betrachten wir einmal etwas näher den größten dieser Vergnügungstempel, den fashionablen Magnoliasalon! Ehe wir an dem von einer dichten Schaar Virginier belagerten Trinkstand (Bar) vorbeipassiren können, müssen wir verschiedene Cocktails und Punsche zu uns nehmen; ein Fremder, der nicht allein trinken mag, fordert uns auf, in seiner Gesellschaft ein Gläschen zu versuchen, und natürlich müssen wir uns revanchiren, so daß ein paar Dollars im Handumdrehen Eigenthümer wechseln. Es ist nämlich hier wie in jedem Minenlande verpönt, per se einen hinter die Binde zu gießen. Keinem anständigen Virginier wird es einfallen, sich allein mit einem Trunk zu erfrischen. Sieht er seinen Bekannten in der Nähe, so fordert er den ersten besten Fremden auf, ihm Gesellschaft zu leisten, und nöthigenfalls stehen an jeder „Bar“ stets einige durstige Stammgäste da, die sich ein Geschäft daraus machen, einerlei wie oft, umsonst mitzutrinken.

Der Spielsaal des „Magnolia“ ist gedrängt voll von Besuchern. Fast Jeder der dort Anwesenden raucht eine seine Havanacigarre, die hier ¼ Dollar kostet, und erquickt sich etwa alle 20 Minuten an der „Bar“ — gleichfalls zu ¼ Dollar das Gläschen. Im Allgemeinen bewegt sich aber das Publicum innerhalb der Grenzen des Anstandes, und nur wenn gelegentlich eine Schlägerei oder Schießerei im Local entsteht, ist es da drinnen nicht geheuer. Von verzweifelnden Minen wegen erlittener Spielverluste ist bei Keinem der Anwesenden eine Spur zu bemerken, und die mit lächerlicher Eleganz aufgeputzten Stutzer und Spieler von Professionen harmoniren mit den hinterwäldlerisch gekleideten Minern ganz vortrefflich. Rings an den mit schauderhaften Bildern behängten Wänden stehen Spieltische, an denen die Besucher ihr Glück in Karten- und Würfel-

Digitized by Google

spiel, in Keno, Diana, Roulette, Casino, Chuck-a-Luck, Old Sledge, Poker und dem classischen Pharao versuchen. Namentlich das letztgenannte Spiel übt auf die „Gäste“ eine große Anziehungskraft aus, und der lange Tisch mit den festgekleben unsauberen Karten darauf ist stets dicht belagert. Und solche Banthalter! Diese pockennarbigen Croupiers, welche mit fabelhafter Gewandtheit das „Geschäft hantiren“, wären eine Acquisition für den Fürsten von Monaco! Ein Priemchen Tabak im Munde, fauend und spuckend, in Hemdsärmeln, den Hut auf dem Kopfe, die Finger voll von Ringen, mit riesigen Diamant-Brustnadeln, fingerdicken Goldketten und Manschettenknöpfen so groß wie deutsche Vereinsthaler geschmückt, und einen oder gar 2 Fuß lange geladene Revolver an den Hüften, rufen sie ihr Jargon mit monotoner Stimme aus, klappern fortwährend mit den Gold- und Silbermünzen, äußern gelegentlich einen Fluch und halten das Spiel im Gange. In einer Ecke des „Salons“ steht auf einem erhabenen Tritt vor einem hackbrettartigen Instrumente ein wild aussehender Pianospieler und trommelt in Begleitung einer Violinkratzers haarige Melodien ab. Auf dem Clavier liegt für eventuelle Fälle ein geladener Revolver; solle es z. B., wie nicht selten vorkommt, einem ehrenwerthen Miner, der des Weines zu viel genossen hat, einfallen, zum Spaß selber mal Eins aufspielen zu wollen, so würde der Künstler ihm mit der Pistole bald den Standpunkt klar machen. Oeffentliche Spielhöllen, wie den eben beschriebenen „Magnolia-Salon“, giebt es in Virginia City mehr als ein Dutzend, und das wüste Leben, welches sich allnächtlich dort entfaltet, sucht in der Welt seines Gleichen. Namentlich beim Beginn jedes Monats geht es in diesen Kneipen und Spielhöllen wild her. Die Minenarbeiter erhalten dann ihren ganzen Monatslohn von 120 Dollars Gold (4 Dollars pro Tag) auf einmal ausbezahlt, und die in Washoe besonders zahlreichen Irländer suchen einen Ehrenpunkt darin, ihr Geld stets so schnell als möglich zu verjubeln.

Daß der Minenschwindel in einem Platze wie Virginia City in höchster Blüthe steht, ist natürlich leicht erklärlich, und hier wird an Ort und Stelle in den Minen selbst der Grund zu den Börsenmanövern gelegt, wodurch den Speculanten an der Californischen Börse in San Francisco oft die Haare zu Berge getrieben werden. Mancher Besitzer von Shares (Minenactien), der die Rapporte von den Millionen liest, welche aus den Comstock-Minen unablässig zu Tage gefördert werden, begreift nicht, warum der Preis seiner Werthspapiere plötzlich einen Marsch nach rückwärts macht, und zwar nicht selten mit einer seine Millionärträume beängstigenden Geschwindigkeit. Statt reiche Dividenden zu erhalten, muß er vielleicht riesige „Assessments“ (Schatzungen zum Betrieb einer Mine) zahlen, oder er verliert ganz sein eingezahltes Capital. Die Minenmakler (stock brokers) gestatten nämlich den Speculanten mit dem fünf- oder gar zehnfachen Betrage einer eingezahlten Summe, welche als Reservefond gegen etwaige Verluste von jenen allemal zurückbehalten wird, zu speculiren, eine Verfuchung, um bei günstigen Conjuncturen schnell reich zu werden, welcher nur Wenige zu widerstehen vermögen. Hat nun ein solcher Speculant, in der Hoffnung, daß die Preise von Actien bei dem reichen Ertrage einer Mine steigen werden, für den fünf- oder zehnfachen Betrag einer eingezahlten Summe „Shares“, die er an einem festgestellten Termin nehmen oder gut machen muß, gekauft, so fallen jene plötzlich auf eine erschreckende Weise und er muß, statt so und so viele 10,000 Dollars zugezahlt zu erhalten, die Differenz decken, oder seinen Banterott erklären; verkauft er dagegen Minenpapiere, die er selbst noch gar nicht besitzt und in einer bestimmten Zeit liefern muß, in der Hoffnung, der Cours werde zum Fallermine herunterge hen, so steigen die „Shares“ plötzlich wie eine Rakete in die Höhe, und er ist ein ruinirter Mann, ehe er recht weiß, weshalb.

Das Steigen und Fallen der Minenactien ist ein Problem, welches ein Uneingeweihter selten und in der Regel erst zu spät zu lösen vermag. Die Eingeweihten, „insiders“ genannt, haben die „outsiders“, d. h. die draußen vor Stehenden, meistens ganz in ihrer Gewalt und spielen mit dem großen in Californien unglaublich speculationssüchtigen Publicum, wie die Katze mit der Maus. Mit Hülfe der Mineningenieure und anderer Sachverständigen sind Jene fast zu jeder Zeit im Stande, die Actienpreise hinaufzuschrauben oder fallen zu lassen. Durch ein Nichtauszahlen von Dividenden, einerlei ob Baarvorath da ist oder nicht, durch das Anschaffen werthloser oder theurer Maschinerien und das Errichten kostspieliger Bauten, durch neue chemische Versuche beim Bearbeiten des Erzes, welche schlechte Resultate liefern, oder ähnliche Manipulationen kann der Marktpreis von wirklich reichen Minen mit Leichtigkeit herabgedrückt werden. Wollen dagegen die Besitzer einer werthlosen Mine ihre Actien schnell zu guten Preisen losmerden, so brauchen sie nur einige gute Dividenden von geborgtem Capital auszuzahlen, oder gefälschte Certificate über die Productionsfähigkeit ihrer Mine zu veröffentlichen, und die Sache macht sich von selber. Wenn dem Publicum nachher die Augen aufgehen, so haben die biederen „Eingeweihten“ ihr Schäfchen längst im Trocknen. Wohlhabende Minenspeculanten sehen immer darnach, mehr als die Hälfte von den Actien einer Gesellschaft zu erwerben (to get a controling interest), wodurch sie beim Abstimmen, das allemal durch die Zahl der repräsentirten „Shares“ geschieht, den Betrieb und die geschäftliche Führung einer Mine ganz und gar in ihre Gewalt bekommen. Wollen sie nun minder begüterte Actienhalter zwingen, ihre Werthspapiere zu verkaufen, so geschieht dies in der Regel dadurch, daß man die Mine jahrelang ganz still liegen läßt, oder daß schnell nach einander hohe Abgaben, angeblich zum Bearbeiten der Mine, erhoben werden, um durch die ewigen Geldprellereien die ärmere Classe der Actionäre müde zu machen. Dieser nur selten erfolglose Proceß wird mit dem technischen Namen „ausfrieren“ (to freeze out) bezeichnet.

Ein beliebter Kniff, um den Preis von Minenpapieren schnell herabzudrücken, damit dieselben billig aufgekauft werden können, besteht in einem hohen „Assessment“, ohne anzugeben, wofür das Geld nöthig sei, spaßhafter Weise eine „irländische Dividende“ genannt. Die Actionäre der Savage-Mine mußten z. B. am 7. April dieses Jahres 160,000 Dollars für „Verbesserungen“ zahlen, die von der nur ein Viertel so großen Imperial-Mine gegar 100,000 Dollars. Die Actien der zuerstgenannten Gesellschaft, welche den Tag zuvor von 40 auf 60 gestiegen waren, fielen in Folge des „Assessments“ plötzlich wieder auf 36. Gegen Ende des April standen sie wieder auf 98, Anfang Mai auf 69. Sollen die Actien einer Mine wieder hinaufgehen, um sie mit Nutzen loszuschlagen zu können, so kommen verschiedene Manipulationen zur Anwendung. Es wird z. B. rapportirt, daß ein ungeheuer reiches Erzlager entdeckt sei, welches sich in noch unerforschte Tiefe erstrecke. Besuchern, denen man absichtlich Zutritt in die Gruben verschafft, wird das Erz gezeigt; das Gerücht von der neuen Entdeckung geht von Mund zu Mund und vergrößert sich natürlich in auffiegender Proportion. Da nun solche Actien oft um 50 und mehr Dollars an einem Tage steigen, so wird die Aufregung im Publicum bald eine colossale; Jeder will kaufen, um rasch ein Millionär zu werden, bis auf einmal das Karten-

Digitized by Google

haus zusammenbricht. Es heißt nämlich plötzlich, man habe nur eine „Erzader“ entdeckt, das reiche Erz sei Alle geworden! Absichtlich hat man einen Stollen in das todte Nebengestein des Ganges geleitet, und die Mine, heißt es, sei schlechter als je; man müsse, um wieder gutes Erz zu finden, 100 Fuß tiefer, nach rechts oder nach links hin, durch festen Fels bohren, und das werde enorm viel Geld kosten. Den Actieninhabern fährt der Schreck ins Herz, Jeder will verkaufen, zu irgend einem Preise, und die Werthpapiere poltern förmlich auf der Coursliste herab. Jetzt ist die Zeit für die „Eingeweihten“ gekommen, um die Actien zu Spottpreisen wieder zurück zu kaufen! Auf diese Weise haben sie dreimal geschoren: zuerst kauften sie zu niedrigen Preisen, dann verkauften sie zu hohem Cours und zuletzt kaufen sie zu niedrigen Preisen — immer dieselben Actien. Wird mitunter in einer Mine ein außerordentlich reiches Erzlager entdeckt, dessen Vorhandensein verheimlicht werden soll, so ist es schon vorgekommen, daß die Arbeiter gezwungen wurden, wochenlang drunten zu bleiben. Man schloß sie in der Mine ganz von der Welt ab, schlug Betten für sie 1000 und mehr Fuß tief unter der Erde auf, regalirte sie dort zu Champagner und feinen Gerichten und ließ sie in Sand und Braus leben, bis das Geheimniß der Welt offenbar werden sollte. Wie dem Leser wohl klar geworden sein wird, befinden sich die Actieninhaber einer Mine, welche nicht „im Ring“ sind, ganz und gar in den Händen der reichen Speculanten, und es ist keineswegs der absolute Werth einer Silbermine, welcher den Preis ihrer Actien bestimmt.

Die Minenspeculationen haben sich in den letzten Jahren jedoch meistens auf die anerkannt reichsten Gruben des Comstock-Gangs beschränkt, deren Cours in beständigen fast unglaublichen Schwankungen begriffen ist, und zusammen oft um 10 Millionen Dollars im Monat variirt. Die Actien der sogenannten „Wilde-Katze-Minen“, d. h. solcher, die nie in Wirklichkeit existirten, welche vor zwei Lustren den hiesigen Markt überschwemmten, sind alle verschwunden. Die früheren „Flöße“ (d. h. Bergwerksactien, von denen jede Mine so viele enthält, als ihr Minengebiet laufende Fuß im Erzgang) sind längst in „Shares“ getheilt worden. Bei den größeren Minengesellschaften geschah dies zu wiederholten Malen, um die Actien leichter manipuliren zu können, indem z. B. ein „Share“ von der Crown-Point-Mine zu 80 bis 120 Dollars leichter gekauft und verkauft werden kann, als ein „Fuß“ derselben Mine zu 15,000 bis 20,000 Dollars. In der Crown-Point-Mine gehen jetzt 1664 „Shares“ auf einen „Fuß“, in der Belcher 104, in der Empire sogar 6664, ꝛc. Um einen klaren Begriff von den Schwankungen im Werthe der Actien in den Comstock-Minen zu geben, mögen folgende Angaben dienen, welche ich der Einfachheit halber auf „Fuß“ reducirt habe. Am 1. November 1871 standen die Actien der Crown-Point-Mine auf 55 Dollars, im Mai 1872 auf 39,000 Dollars, am 1. Mai 1873 auf 20,000 Dollars. Die Actien der Belcher-Mine waren im October 1870 zu 10 Dollars notirt, im Mai 1872 zu 15,250 Dollars, am 1. Mai 1873 zu 8800 Dollars; die der Savage-Mine standen im November 1870 auf 500 Dollars, im April 1872 auf 15,000, heute auf 1400 Dollars. Gould- und Curry-Actien waren 1862 von 5000 bis 6000 Dollars per Fuß werth, heute bringen sie etwa 40 Dollars per Fuß. Und solchen Coursschwankungen sind die Actien der Comstock-Minen mehr oder weniger alle ausgesetzt. Wer da beim Speculiren mehr auf seinen Verstand als auf gutes Glück rechnet, muß in der That ein recht weiches Gehirn haben!

Aus allen Erdtheilen.

Die Zeitungspresse in Ostindien.

Im Anfang unseres Jahrhunderts hatte Indien kaum fünf Zeitungen. Ein Herr Maeßman, welcher die erste Zeitung in der Landessprache herausgab, lebt noch heute und hat die Freude zu sehen, daß er den Antrieb zu Großem gegeben hat. Denn nicht weniger als 211 Blätter erscheinen heute in verschiedenen Landessprachen, und 36 andere haben zugleich eine englische Uebersetzung; in englischer Sprache allein hat Indien 68 Zeitungen und Zeitschriften. Der Zeitungscatalog enthält 430 Blätter, von denen etwa 120 ohne Belang sind; die übrigen, 315 an der Zahl, vertheilen sich wie folgt auf die folgenden Provinzen.

	Engl.	Zahlch.	Zweifer.
Bombay und Scinde, 14 Mill. Einw.	14	62	18
Bengalen 67 „ „	23	46	4
Nordwest-Provingen 31 „ „	6	50	3
Madras 31 „ „	11	17	8
Penhschab 18 „ „	4	21	—
Audh 11 „ „	3	8	—
Birma 2½ „ „	6	2	—
Centralprovinzen 9 „ „	1	8	3
Radschputana 10 „ „	—	2	—
	68	211	36

Man sieht, daß Bengalen die meisten englischen Zeitungen hat, 23, und von diesen werden nicht weniger als acht von indischen Eingeborenen redigirt. In Bombay überwiegt die Zahl der in Landessprachen erscheinenden Blätter. Diese üben einen großen Einfluß auf das Volk und auch in Indien ist die Presse eine Macht geworden. Viele Blätter haben eine nicht beträchtliche Auflage, aber ihr Inhalt wird dessen ungeachtet weit und breit bekannt. Die Leute aus dem Volke sind durchschnittlich des Lesens unkundig, aber sie versammeln sich um öffentliche Vorleser, deren es in den Städten und größeren Dörfern giebt. Bengalen hat auch ein Pfennigblatt, den Sulav Samachar, das nur einen halben Groschen kostet und 6000 Abnehmer zählt; das ist für Indien sehr beträchtlich.

Vor einiger Zeit setzte Sir William Muir, ein um Indien sehr verdienter Mann, fünf Preise, jeden von 100 Pfund Sterling, aus für gute Bücher in Hindustani und Hindi. Es zeugt für die geistige Regsamkeit der Eingeborenen, daß nicht weniger als 29 neue Werke, wovon 23 von Eingeborenen der Nordwestprovinzen verfaßt worden sind, als preiswürdig erkannt wurden. Die Summe von 550 Pf. St. ist unter die Verfasser vertheilt worden. Von jenen Werken handeln 5 über Moral und verschiedene Gegenstände, 2 über Erziehung im Allgemeinen; 5 über Erziehung des weiblichen Geschlechts; 3 über Mathematik, 2 über Astronomie, 2 über Physik, 2 über das Drama, 4 über Geographie und Geschichte; 1 ist naturwissenschaftlichen Inhalts, 1 handelt über Gesundheitspflege. Für 1873 sind abermals Preise ausgeschrieben worden.

Die Verschlammung der Mündung des Mississippi.

Dieser Meischa seha, Vater der Gewässer, ist ein gefährlicher Strom mit manchen unangenehmen Eigenschaften. Er hat auf sehr vielen Stellen ein unsicheres Fahrwasser und seine „Snags“ und „Sawyers“, an welchen viele Hunderte von Fahrzeugen

Digitized by Google

Schiffbruch gelitten haben und noch jetzt fast in jeder Woche leiden, sind mit Recht sehr über beleumundet. Er bildet eine der wichtigsten Verkehrsadern; seine Quellen liegen in den Fichtenwäldern Minnesotas, an seinen Mündungen wachsen Zuckerrohr und Südfrüchte. Es ist sicherlich eine schwierige und kostspielige Arbeit, den Strom zu regeln, aber die Wahlgintaner Regierung hat kaum etwas gethan, um die gefährlichsten Hindernisse zu beseitigen.

Wir lesen, daß am 13. Mai mehr als einhundert Congreßmitglieder, zumeist aus den südlichen und westlichen Staaten der Union, zu St. Louis in Missouri sich versammelt hatten, um van dort aus eine gemeinschaftliche Reise durch das den Indianern vorbehaltene Territorium und Texas zu machen. Sie erörterten in einer Versammlung die dringenden Anliegen jener Staaten, und der Bürgermeister jener Stadt sprach über den verwahrlosten Mississippi. Er wies nach, daß an einer nur etwa 4 Miles langen Krümmung des Stromes die Wracks von nicht weniger als 36 Dampfern liegen; man bezeichnet deshalb jene Flußbiegung als den „Kirchhof". Die Versammlung war über folgende Punkte durchaus einverstanden: Der Mississippi muß regulirt werden und das Gleiche muß mit seinen Nebenflüssen geschehen; — die heillos vernachlässigten Uferdeiche (die Levées) müssen wieder hergestellt werden, damit das Land nicht mehr durch Ueberschwemmungen und Deichbrüche zu Schaden komme. Die Mündung des Mississippi ist derart zu regeln, daß das Wasser eine Fahrtinne bildet, welche mindestens bis zu 20 Fuß, wo möglich bis zu 25 Fuß Tiefe haben muß. Es ist dringend nöthig, das Fahrwasser zwischen St. Louis und Neuarleans praktikabler zu machen, indem man daselbe vertieft und die Sandbänke hinwegräumt, auch dafür sorgt, daß es constant bleibe. Unterhalb van St. Louis sollen keine Brücken über den Strom gebaut werden, die eine Spannung von weniger als 500 Fuß und eine Höhe über dem Spiegel des Hochwassers von unter 75 Fuß haben.

Was nun die Mündungen anbetrifft, so lesen wir, daß der sogenannte Südwestpaß im Delta des Stromes augenblicklich von Seeschiffen nicht befahren werden kann; man hat bis auf Weiteres auch das Baggern eingestellt. Die Fahrzeuge gehen nun durch den Paß a l'Outre, der bei tiefster Ebbe 16½ bei Hochfluth 18 Fuß Wassertiefe hat. Schiffe van Rüsterm Tiefgange können also gar nicht in den Mississippi einlaufen und auch jene van weniger als 17 Fuß müssen sehr vorsichtig sein, um nicht aufzufahren. Die Oberfläche der Barre, sagen wir deutsch des Stromriegels, besteht aus weichem Schlamm, durch welchen liegende Schiffe vermittelst der Dampfer gezogen werden müssen. Die Hafenbehörde von Neuarleans hat an alle Schiffscapitäne die dringende Mahnung ergehen lassen, sich ja zu vergewissern, ab auch der Paß Tiefe genug habe, daß sie gute Lootsen an Bord nehmen und Dampfkraft genug zur Verfügung besitzen, um sich durch den Schlamm der Barre schleppen zu lassen. Es ist bezeichnend, daß die Wassertiefe im Paß a l'Outre für jede Tagesstunde auf einer großen Tafel verzeichnet wird, die am Mast einer im Strame vor Anker liegenden Barke hängt; das Fahrwasser selbst ist abgetonnt. Die Ingenieure besirchten, daß dieser Paß versperrt werden könnte, wenn die Schiffer unbedachtsam zu Werke gehen. Man will übrigens dort das ganze Jahr hindurch die Baggerarbeiten fortsetzen, um, wenn möglich, etwas mehr Tiefe zu erzielen, auf jeden Fall aber dafür sorgen, daß die gegenwärtige nicht abnehme.

* * *

— Die Auswanderung aus Irland hat sich für das Jahr 1872 auf 78,781 Köpfe gestellt (6777 mehr als im Vorjahre); 46,741 waren männlichen Geschlechts; van der Gesammtzahl entfallen allein auf die Provinz Ulster, welche etwa ein Drittel der Gesammteinwohnerschaft der Insel zählt, 34,782; auf Munster 15,508, Leinster 18,291, Connaught 969.

— In den Jahren van 1860 bis mit 1872 sind van Macao in 192 Schiffen nicht weniger als 80,354 chinesische Kulis nach Peru abgegangen. Van diesen kamen 3227 durch Schiffbruch um, und etwas mehr als 5 Procent durch Krankheit oder Selbstmard.

— An Inconsequenz im Wahnwitz hat die „Arbeitsreform-Convention" in Boston, Mai 1873, etwas Ausgezeichnetes geleistet. Diese „Arbeiter" haben eine schlechte Methade und man sagt ihnen, daß sie „Zinsfet" seien. Sie beschlossen nämlich auf jener Convention und verkündeten als ihr Programm Folgendes: — „Wir schätzen die Agitation, welche kurze Arbeitszeit erstrebt, keineswegs gering, eben so wenig verkennen wir die Bedeutung der Cooperation, Finanzreform und Freihandel. Es ist jedoch unser ganz speicielles Bestreben, alle Raubmerkzumeist zu concentrieren auf die Thatsache: daß alles nicht auf Arbeit gegründete Eigenthum Raub und Diebstahl ist. Wir fordern und verlangen, daß alles Profitnehmen durchaus abgeschafft werde, und daß der vorhandene Wohlstand seinen rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben werde (we demand the entire abolition of profits and the restoration of existing wealth to its rightful owners.)" Wer wird und will denn überhaupt noch „arbeiten", wenn er keinen Profit davan hat? Das Stehlen nach Erwerb liegt doch einmal in der menschlichen Natur und ist in jeder civilisirten Gesellschaft eine Nothwendigkeit. Für nichts bekommt man nichts; man muß, um überhaupt existiren zu können, Capital „anhäufen", und es verschlägt nichts, ab man 5 oder 5000 oder 50,000 und mehr Thaler angehäuft hat. Indem jene angeblichen „Arbeitsreformer" den Lohn hinaufgeschraubt, haben sie ihr Capital vermehrt und mehr „Eigenthum" als vorher erworben. Sie treiben Speculation mit ihrer Handarbeit, wie ein Kaufmann mit einer Ladung Tabak, Reis, Getreide ꝛc. Wenn der Herr „Arbeitsreformer" 10 Thaler in der Sparcasse hat, so ist er nicht mehr und nicht weniger als ein „egoistischer und verruchter" Capitalist, so gut wie ein Anderer, der 20,000 bei einer Bank deponirt hat! Wenn überhaupt, nach obigem Programme, Jeder, wer irgend etwas besitzt, ein Dieb und Räuber ist, dann ist es doch auch plattweg ein „gemeiner Diebstahl", das vorhandene Vermögen (wealth) den „rechtmäßigen Eigenthümern" zurückzugeben. Eil da tritt ein Eigenthümer an die Stelle des Andern; A. sall nicht mehr Capitalist sein, denn B. will es statt seiner werden, er, der das Capital abschaffen will! Und es sind diese biederen, ja überaus lagisch folgernden Arbeitsreformer, welche ihresgleis allein festhalten wallen, wer „die rechtmäßigen Eigenthümer" seien! Es versteht sich, daß sie selber es sind, und daß sie, wenn sie Anderer Eigenthum und Capital für sich wegnehmen, keine „Diebe, Räuber und Capitalisten" sind! Ein Capital van etwas gesunden Menschenverstande wäre jenen Maulen-„Reformern" allerdings zu wünschen.

— Der Dampfer „Challenger", dessen wir oftmals erwähnten, war am 29. Mai van Halifax in Bermuda angekommen. Seine während der Fahrt angestellten Tiefseemessungen ergaben, daß der Atlantische Ocean auf dieser Strecke dem Legen eines Telegraphen zwischen Bermuda, den Vereinigten Staaten und Neufchattland keine Schwierigkeiten darbietet. Die größte Tiefe beträgt 3000 Faden, im Durchschnitt nur 2500. Der Seeboden steigt nach beiden Seiten hin allmälig empar.

Inhalt: Skizzen aus Neugranada. III. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Cultursprachen und die Sprachenherrschaft. Eine Skizze van Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. II. (Schluß.) — Forsyth's und seiner Begleiter Reise nach Jarkend. I. — Ein Besuch im Silberlande Bolivia. Van Theodor Kirchhoff. I. — Aus allen Erdtheilen: Die Festungsprüfte in Cstindien. — Die Verschlammung der Mündung des Mississippi. — Verschiedenes. — Schluß der Redaction 14. Juli.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Bei den Maharatten und im Bandelkand*).

Der Maharadscha Scindiah von Gwalior. — Wie die Maharatten emporkamen. — Siwadschi Bhonsla. — Die Familie der Scindiahs. — Umgestaltung des Feldlagers Lashkar zur neuen Hauptstadt. — Die Waldregion im Bandelland und die Bundelahs oder Söhne der Sklavin. — Der Garwhara Radschput Hurdeo Singh. — Charakter der Bandelahs. — Die kleinen Staaten. — Dattijah und der Palast der Birsing Deo. — Der heilige Hügel von Sunagar.

Der Maharadscha Scindiah, König von Gwalior, ist einer der mächtigsten Fürsten Hindustans. Gemeinschaftlich mit dem Guikowar von Baroda und dem Holkar von Indur repräsentirt er den ehemals so mächtigen Bund der Maharatten, welchem ganz Indien unterthan geworden wäre, wenn nicht die Engländer ihn besiegt hätten.

Als Maha Raschtra, d. h. großes Königreich, bezeichnet man die ausgedehnte Region zwischen dem Dekhan und Hindustan; sie reicht von den Windhyabergen bis zu den westlichen Ghats, umfaßt die heutigen Provinzen Kandeisch, Puna, Nagpur, Aurengabad, Bidschapur und wird von mehreren Gebirgsketten durchzogen. Dort finden wir in den fruchtbaren Thälern schon im Alterthume die Maharatten als ein unabhängiges Volk, das Ackerbau und Viehzucht trieb. Sie bildeten eine Conföderation von Gemeinden, welche unter Ortsvorstehern, Patels, standen. Auch nachdem Monarchen die Herrschaft übten, blieb die Bezeichnung Patel ihr vornehmster Titel, und jetzt noch hat Maha Raschtra, ungeachtet seiner Abhängigkeit von den Engländern, seine alten Einrichtungen beibehalten, z. B. das Pantschayet, diese aus gewählten Mitgliedern bestehende Versammlung, und die Selbständigkeit der Gemeinden.

Unter diesem Bauernvolke trat in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ein hochbegabter Mann auf, Siwadschi Bhonsla, dessen ganzes Trachten dahin ging, die Herrschaft der Mohammedaner zu brechen. Maha Raschtra hatte diesen allezeit Widerstand geleistet und die Obergewalt des Großmoguls nur dem Namen nach anerkannt. Siwadschi machte sich schon bemerkbar, als er noch ein Jüngling von 17 Jahren war; aber nach Verlauf einiger Zeit war er, der ehemalige Anführer einer Kriegerbande, schon so mächtig geworden, daß der Hof zu Delhi ihn als Souverain anerkennen mußte. Die Großmogule waren nicht unduldsam gegen die Hindus, erst Aurengseb trat als mohammedanischer Fanatiker auf, erbitterte das Volk im ganzen Lande. Unter Siwadschi's Fahnen sammelten sich die Mißvergnügten, und aus dem Bauern- und Hirtenvolke wurde eine Armee, welche aus ihren Bergen hervorbrach und weit und breit Streifzüge unternahm.

Der Maharatte ist ein geborener Reiter; die in seinem Lande gezüchteten Pferde sind nichts weniger als hübsch, aber lebhaft, sehr ausdauernd und fest auf den Beinen. Die leichte Reiterei, und eine andere gab es nicht, führte die Lanze, Musketen waren die Ausnahme; die Schwadronen verbreiteten sich wie Wolken, plünderten und zogen sich zurück, sobald die schwere Reiterei der Großmogule im Felde erschien. General Malcolm, der die Maharatten bekämpft hat, bezeichnet

*) Siehe Band XXIII, S. 337, die Schilderung von Gwalior; die Dschainas und ihre Religion.

Digitized by Google

Mausoleum der Scindiahs in Laschkar Gwalior.

Digitized by Google

sie als die Kosacken Indiens. Am Ende der Regenzeit, während welcher alle Feindseligkeiten ruhen, wurde das Dassaraseſt gefeiert. Dann schaarten sich die Krieger aus den Dörfern um den Ghoſsenda, die Nationalfahne, um unverweilt auszurücken. Sie waren in der That leichte Reiter, denn jeder führte nur Lebensmittel für einige Tage mit sich in einem Sacke. Also war das Heer auf Plünderung angewiesen, welche übrigens in ein förmliches System gebracht war. Alle Beute mußte ins Lager gebracht werden, wo sie von den höheren Offizieren gleichmäßig vertheilt wurde. Außerdem erhielt jeder Krieger einen festen Sold aus den Contributionen, welche man von den Städten eintrieb. Dieſes Heer ergoß sich wie ein Wildbach über die reichſten Provinzen Indiens, alle Abenteurer und Mißvergnügten schlossen sich ihnen an und sie wurden immer zahlreicher, auch wenn sie Niederlagen erlitten hatten. Aber Aurengseb's Nachfolger, Schah Allum, mußte ihnen den Tschaot bewilligen, d. h. den vierten Theil der Einkünfte, die er als Großmogul und Kaiſer von Delhi aus ſolchen Provinzen bezog, welche den Raubzügen der Maharatten ausgeſetzt waren.

Die Scindiahs waren eine angeſehene Familie maharattiſcher Landleute aus der Provinz Sattara, die aber zur niedrigſten der vier Kaſten, jener der Sudras, gehörte. Ein Mitglied dieſer Familie, Ranadſchi Scindiah, kam 1725 an den Hof von Puna und bekleidete dort ein anſehenes Amt; er wurde Pantoffelträger des Päſchwa, wie der Titel des dortigen einſt ſehr mächtigen Maharattenkönigs lautet. Dieſer hielt eines Tages eine Rathsverſammlung, welche ſich ſehr in die Länge zog. Ranadſchi war im Vorzimmer eingeſchlafen; als der Herrſcher dann eintrat, um ſeine Pantoffeln anzuziehen, bemerkte er, daß ſein Diener dieſelben mit den Händen an die Bruſt gedrückt hielt. Darin ſand der Päſchwa einen Beweis von Dienertreue; Scindiah wurde ſeitdem zu hohen Würden befördert und trat bald an die Spitze von Maharattenſcharen, mit deren Hülfe er ſich in der Landſchaft Malwa ein Königreich zuſammenerobterte. Thronerbe war ſein Sohn Madhadſchi.

Dieſer erhielt 1761 in der Schlacht von Panipat, in welcher die Maharatten beſiegt wurden, einen Hieb mit der Streitaxt, blieb für todt am Boden liegen, wurde aber von einem Waſſerträger (Bhiſti) aufgehoben und verpflegt. Er ging dann an den Hof von Puna, wo er bald allmächtig wurde, und die Engländer ſo tapfer bekämpfte, daß ſie ihn als Herrſcher von Malwa und die Duab anerkennen mußten. Er iſt 1794 geſtorben und hat die Krone ſeinem Neffen Daolat Radſcha Scindiah hinterlaſſen, einem Knaben von nur dreizehn Jahren, auf welchem ein ſehr energiſcher Mann geworden iſt. Er war ein erbitterter Feind der Engländer, machte Eroberungen im Pendſchab und bemächtigte ſich der Perſon des Großmoguls, der von ihm eine Penſion erhielt. Alle ſeine Bemühungen waren darauf gerichtet, das Heer auf europäiſchen Fuß zu bringen, und dazu ſind ihm franzöſiſche Abenteurer behülflich geweſen, welche im Dekhan geblieben waren, nachdem in den Kämpfen zwiſchen den Engländern und Franzoſen die letzteren, trotz Lally's tapfern Widerſtandes, unterlegen waren. Lally ſelbſt, de Boigne, Perron und viele Andere wurden an ſeinen Hof gezogen und diſciplinirten ihm ſeine Streitkräfte. Aber die Engländer blieben Sieger. Perron, ein ehemaliger Sergeant, brachte es zum Generaliſſimus; er wurde bei Aligarh vom General Lake geſchlagen, und verließ dann ſeinen Herrn Daolat Radſcha Scindiah, nachdem Wellesley (der ſpätere Herzog von Wellington) ihm eine große Summe Geldes gegeben. Ein Pariſer, General Bourquien, führte den Krieg fort, mußte ſich jedoch bei Delhi den Engländern ergeben, und in Folge der Schlacht bei Laswari (27. October 1803) mußte ſich der Scindiah zu Unterhandlungen herbeilaſſen. Die Engländer beſtanden vor allen Dingen darauf, daß er ſämmtliche in ſeinem Dienſte befindliche Franzoſen entfernen ſolle. Auch in ſpäteren Kämpfen unterlag er; 1818 mußte er den Engländern ſeine Herrſchaftsrechte über den Großmogul und Delhi abtreten und die Grenzlinie ſeines Gebietes hinter den Fluß Tſchambal zurückverlegen; außerdem erwarben die Briten das Recht, zwei Garniſonen in befeſtigten Lagern in ſeinem Lande zu halten.

Daolat Rao's Nachfolger, Dſchankadſchi, ſtarb 1843 kinderlos; Streitigkeiten über die Thronfolge blieben nicht aus, die Engländer miſchten ſich ein, gewannen die Schlachten von Bamor und Maharadſchpur und ſetzten einen neunjährigen Knaben, Neffen des verſtorbenen Königs, auf den Thron. Dieß iſt der gegenwärtige Herrſcher des Landes, Siwadſchi Rao Scindiah.

Seine Beſitzungen reichen vom Tſchambal bis zu den Satpurabergen, und umfaſſen in ſehr zuſammenhängender Lage und ſehr unregelmäßigen Umriſſen auf dem weſtlichen Tafellande von Malwa, im Bandelland und im Tieflande zur Dſchamna 235 deutſche Quadratmeilen; ſie haben 3,228,000 Einwohner. Die Einkünfte werden auf etwa 600,000 Pf. St. geſchätzt, die Subſidien an die Engländer betragen 180,000 Pf. St. Dieſe ſtellen dafür 8400 Mann mit 45 europäiſchen Offizieren. Wenn der unſeren Leſern wohlbekannte Reiſende Rouſſelet die Einwohnerzahl auf 6 Millionen ſchätzt, ſo ſtimmt das nicht mit den amtlichen Angaben der Blaubücher. Die Verwaltung iſt geregelter und beſſer geordnet, als in den anderen indiſchen Staaten. Ein umſichtiger Premierminiſter, der Brahmine Sir Dinkur Rao, hielt den jungen Maharadſcha Scindiah während der großen Sipahimeuterei von 1857 von übereilten Schritten zurück. Dadurch ſicherte er nicht nur den Thron, ſondern leiſtete auch den Engländern einen wichtigen Dienſt; denn wenn die Maharatten damals ſcindiſch aufgetreten wären, hätten ſie jenen die größten Verlegenheiten bereitet; wahrſcheinlich hätte dann ganz Radſchaſtan von Bombay bis an die Tſchamna ſich gegen ſie erhoben. Rouſſelet meint, wir wiſſen nicht ob mit Recht, daß die Scindiahs noch immer nach großen Dingen trachten und ſich anſchicken, eine wichtige Rolle in den Angelegenheiten Indiens zu ſpielen. Der Scindiah darf vertragsmäßig nur eine beſtimmte Anzahl von Truppen halten, er hat es indeß ſo angeſtellt, daß er die Soldaten nach dreijähriger Dienſtzeit entläßt, ſie bleiben aber in ſeinem Sold und Dienſte und ſind Diener im Palaſte, Beamte in der Verwaltung; falls er ſie einberuft, kann er ſein Heer leicht verdoppeln. Die Engländer haben in ſeinem Gebiete drei Standlager, bei Morar, Dhjanſi und Sipri.

Wir haben früher die alte Stadt Gwalior geſchildert (Bd. XXIII, S. 337); die heutige Hauptſtadt iſt Gwaliorka Laſchkar, d. h. ſtehendes Feldlager Gwalior. Als Madhadſchi Hindoſtan überzog, hatte er ſein Hauptſtandlager bei Gwalior im damaligen Königreiche Gohad, und dort wohnte er in einem Zelte inmitten ſeiner Soldaten. Das Lager wurde zu ſeiner Hauptſtadt, in welcher er während der Regenmonate verweilte. Nach und nach traten Hütten an die Stelle der Zelte, es entſtanden Bazare, der Herrſcher ließ ſich einen Palaſt bauen und aus dem Zeltlager wurde eine der ſchönſten indiſchen Städte; ſie zählt heute ungefähr 200,000 Einwohner. Der neue Palaſt, welchen der gegenwärtig regierende Scindiah hat aufführen laſſen, iſt ein Gemiſch von italieniſcher und indiſcher Architektur; dieſer ſogenannte anglo-indiſche Stil iſt ſehr häßlich. Um den Palaſt herum liegen Caſernen, die luftig ſind und ſehr ſauber gehalten werden. Einen imponirenden Eindruck

Digitized by Google

macht das Mausoleum, in welchem die Gebeine der ersten Scindiahs ruhen. Die zierlichen Capellen sind nach dem Plane der Hindutempel erbaut worden; über dem Allerheiligsten wölbt sich die Kuppel und man ist überrascht, so viel Zierlichkeit und Originalität an einem Gebäude zu finden, das der neuern Zeit angehört. Der aschenfarbige Sandstein ist so hart und einer so feinen Politur fähig, daß man ihn kaum von Marmor unterscheiden kann *).

Der Reisende Rousselet schildert den Siwadschi Rao Scindiah, den er mehrmals sprach und bei einem festlichen Aufzuge beobachten konnte. Der König ist ein vollendeter Reiter, seine Tracht war prächtig und auch das Roß stattlich aufgeschirrt. Seine Physiognomie ist voll Ausdruck, jedoch die Züge, namentlich der Mund, haben etwas Hartes und streifen zuweilen an das Melancholische, oder auch an man möchte sagen das Wilde. Aber dabei fehlt es ihnen nicht an Würde und der Blick ist manchmal sympathisch. Er ist jetzt (1873) etwa 39 Jahre alt und verhält sich gern schweigsam, weil er stottert. —

Wir wollen unsern Reisenden nach Dattijah im Bandelkand begleiten. Der Scindiah hatte ihm und seinem Gefährten Schaumburg weiße Dromedare, Sanis vom besten Radschputanaschlage, zum Reiten gegeben; die Sowars, Soldaten welche das Geleit bilden, waren Radschputen, Dekhanis, Patanen ꝛc., ein buntes Gemisch verschiedener Volkstypen. Beim Dorfe Dabrah gelangte die Karawane an den Fluß Sind, welcher die Staaten des Scindiah von der Region trennt, die man als Bundelkund oder Bandelkand bezeichnet. Dieses „Land der Bundelas“ umfaßt die ganze Gebirgsgegend zwischen dem obern Plateau der Windhyas und der Dschamna, vom Sind im Westen bis zur Tonsa im Osten. Die ganze Gegend ist sehr uneben; die Verzweigungen des Windhyagebirges bilden eine Menge kleiner Bergketten mit engen Thälern, deren Flußläufe sämmtlich sich in die Dschamna ergießen. Im nördlichen Theile sind manche ebenen Strecken gut angebaut und dicht bevölkert; der übrige Theil ist mit Urwald bestanden, in welchem da und dort Stellen gelichtet worden sind. Die Wälder des Bundelkund gehören zu den schönsten Indiens und liefern manche werthvollen Producte, welche von den halbwilden Bewohnern gesammelt werden. In alten Zeiten muß Cultur im Lande gewesen sein; dafür zeugen vielerlei Werke der Kunst, mächtige Dämme und Ruinen großer Städte. Im dritten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung bildete es einen Theil des Reiches Bindusara; es war später, wie wir durch den chinesischen Reisenden Hiuen tsang erfahren, unter dem Namen Dschandschavati im siebenten Jahrhundert ein mächtiger Staat, der später viele Wechselfälle erlitt und von den Radschputen erobert wurde. Im zwölften Jahrhundert theilte sich das Land in eine große Anzahl kleiner Herrschaften, deren jede einem Banditenhäuptlinge gehorchte.

Mausoleum der Radschas von Jhansi.

Hurdeo Singh, ein Radschputenfürst aus der Sippe der Garhwaras, heirathete eine Bundisklavin und wurde deshalb aus der Kaste der Krieger (Kschatriyas) ausgestoßen. Er verließ Radschputana und ging an den Hof eines kleinen Königs in Centralindien, dessen Hauptstadt Garh Kurar am Flusse Betwa lag. Dort verliebte sich der Sohn des Königs in die Tochter der Sklavin und erbat sie von Hurdeo zum Weibe. Dieser versprach unter der Bedingung einzuwilligen, daß der König und seine Edelleute beim Hochzeit-

*) Als Nebenstück zu dem Mausoleum der Scindiahs geben wir jenes der Radschas von Jhansi. Dieser Ort war vor 1857 Hauptstadt eines kleinen Staates im Bandelkand; sie liegt in der Nähe von Urtscha am Flusse Betwa sehr gesund. Als die große Meuterei der Sipahis in Kahnpur und Delhi ausbrach, machte die schöne Rani, d. h. Königin, des Landes gemeinschaftliche Sache mit denselben und befreundete sich auf das Engste mit Tantia Topi, der als Oberfeldherr der Aufständischen den Engländern so viel zu schaffen gemacht hat. Als er sich dann in die Windhyaberge flüchten mußte, folgte die Rani ihm dorthin. Sie nahm an allen Schlachten Theil und eines Tages fand man sie todt am Boden; sie war niedergehauen worden und trug viele Wunden. Bei Ausbruch des Aufstandes hatte sie die kleine englische Garnison in Jhansi bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Als der General Hugh Rose gegen Ende des Kriegs diese Stadt belagerte, räumten die Aufständischen die Citadelle und zogen sich bei Nacht auf einen Hügel zurück, der eine Art von natürlicher Festung bildete. Die Engländer besetzten den einzigen Pfad, welcher zu demselben hinaufführt, gaben keinen Pardon und jagten alle Rebellen in den Abgrund; keiner blieb übrig. Das war die Vergeltung für den an der Garnison verübten Mord. Jener Hügel heißt nun Retribution Hill, und Jhansi wurde annectirt.

Digitized by Google

schmause zugegen sein mußten; die für denselben bestimmten Speisen solle die Bundi, die Slavin, zubereiten. Damit ging dann für Alle die Kaste verloren. Der alte König willigte aus Liebe zu seinem Sohne in Alles ein und am bestimmten Tage war der ganze Hofstaat in Hurdeo's Hause zum festlichen Mahle versammelt. Dieser ließ allen Gästen Getränke reichen, welche er mit Opium gemischt hatte, und als sie dann eingeschlummert waren, kamen gedungene Meuchelmörder und metzelten sie sämmtlich nieder. Dann benächtigte sich der aus seiner Kaste gestoßene Gartwara des Thrones; sein Sohn und dessen Anhänger bildeten nun eine neue Sippe, einen Clan, der sich den Namen der Bundelas gab, d. h. Söhne der Slavin, und nannten das Land Bundela Chond; daraus haben die Engländer Bundelcund gemacht.

Die Bundelas geben sich auch heute noch für Radschputen aus, doch wollen die übrigen Radschputenstämme davon nichts wissen; bei diesen gelten sie für Ausgestoßene und kastenlos und man meidet jede Verbindung mit ihnen. Sie sind tollkühnen Muthes, stehen aber als verschmitzte und grausame Leute in schlechtem Ruf, und „lügen wie ein Bundela“ ist sprüchwörtlich geworden. Alle Racen im Bundelkund gelten den Hindus für unrein. Ohnehin haben sich in jene wilden Landschaften viele Verbrecher, aus der Kaste Gestoßene, Räuber und politisch Verfolgte geflüchtet und sich mit den Eingeborenen vermischt. Man bildete neue Kasten, welche anderwärts geradezu verabscheut werden. Denn ist es nicht etwa in den Augen des Hindu ein wahrer Greuel, daß ein Mensch, der sich im Bundelkund für einen Brahminen ausgiebt, Schaf- und Ziegenfleisch genießt und geistige Getränke zu sich nimmt?

Bis in die Gegenwart herab ist dort classischer Boden für das Banditenthum. In diesen düsteren Waldgegenden entstanden die Würgerbanden der Thags; dort fanden auch die Räuberschaaren der Pindarris Schutz und Zuflucht, und vor nun gehn Jahren tauchten dort die Dakoits auf, diese Räuber einer neuen Secte, welche sich verpflichtet fühlte, Menschen zu vergiften oder unerlaubterweise zu ermorden. Es läßt sich nicht bestimmen, wann diesen barbarischen Zuständen ein Ende gemacht werden kann, denn das Land ist, obwohl mitten in Indien gelegen, wie isolirt, wird von keiner Hauptstraße durchzogen und hat auch keine Eisenbahn. Es steht unter nicht weniger als 37 Radschahs (— nach anderen Angaben 32, von denen 4 Schutzgeld an England zahlen —), von denen einige ein ganz winziges Gebiet haben. So beherrscht z. B. der Radscha von Tohri-Fattipur nur $1^1/_2$ Quadratmeilen mit 6000 Unterthanen; der von Behat 7 Dörfer mit zusammen 2500 Einwohnern; er hat 1550 Pf. St. Einklünfte, 1 Kanone, 10 Reiter und 40 Mann Fußvolk. Dagegen gebietet der Radscha von Bidschawar über 41 Quadratmeilen mit 90,000 Einwohnern, welche in 344 Dörfern wohnen; der von Tschatterpur über 58 Quadratmeilen. Im Ganzen sollen jene 30 und etliche Herrschaften drittehalb Millionen Einwohner zählen.

Die Grenze des unter dem Radscha von Dattijah (— die Engländer schreiben Duttia! —) stehenden Gebietes wird auf der einen Seite von dem schon erwähnten Flusse Sind gebildet, der dort über einen Kilometer breit ist. Das Land umfaßt etwa 40 Quadratmeilen und hat in 380 Dörfern 120,000 Einwohner; dazu kommt die Hauptstadt, in welcher Kaufleut sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Der Radscha war auf die Ankunft der Europäer vorbereitet. Sein Staat ist erst vor etwa 100 Jahren von Urtscha abgetrennt worden und steht unter britischem Schutze; seine Einklünfte betragen etwa eine Million Rupien.

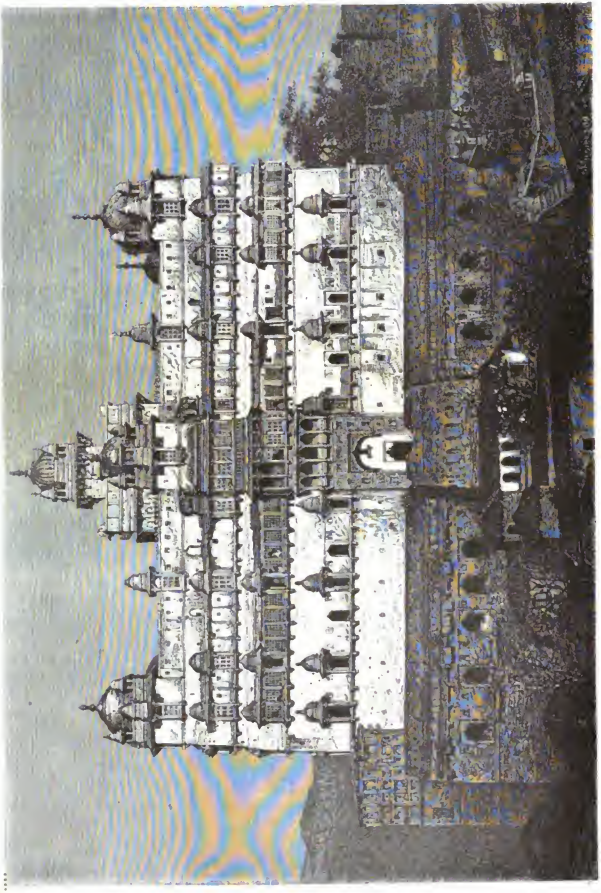
Die Hauptstadt Dattijah ist im funfzehnten Jahrhundert erbaut worden und mit einer 30 Fuß hohen, sehr dicken Mauer umzogen. Die Straßen sind meist krumm, aber sehr reinlich, macadamisirt und von Bächen durchzogen; die Häuser haben hübsche Vorderseiten aus Backsteinen mit kleinen Balconaustritten; die Einwohner kleiden sich sauber, sind arbeitsam und wohlgemuth. Begreiflicherweise ist an Tempeln kein Mangel, wir gehen jedoch auf eine Beschreibung derselben nicht ein, sondern erwähnen lieber des Birsing-Deo-Palastes, weil er ein bemerkenswerthes Denkmal der Bundela-Architektur ist. Die viereckige Masse ist an jeder Seite 100 Meter lang und 30 Meter hoch; die Spitze des Aufbaues, der Kuppel, in der Mitte hat 45 Meter Höhe über dem Boden der Terrasse, auf welcher das Gebäude steht. Die Vorderseite ist durch Steinbalcone von Gitterwerk und Fensterreihen mit Pfeilern in vier Geschosse getheilt; im Centrum ist ein Portal mit geripptem Gewölbebogen und Dschainaskabzeichen, und die Logen über denselben nehmen sich sehr zierlich aus. Oben sieht man fünf Kuppeln. Die ganze gewaltige Granitmasse ruht auf einer gewölbten Terrasse, die 12 Meter hoch ist. Die Gemächer der beiden ersten Geschosse haben kein Licht nach dem Hofe, sondern erhalten dasselbe nur durch die Fenster der Vorderseite; man sieht in denselben merkwürdige Freskogemälde. Der Hofraum oder vielmehr die Terrasse des Palastes ruht auf dem Gewölbe des zweiten Geschosses und ist von zweistöckigen Gebäuden eingefaßt; in der Mitte steht ein viereckiger Thurm mit vier Etagen und einer Kuppel mit einer Spitze. In diesem Thurme befanden sich die Privatgemächer des Königs und man sieht in denselben noch Ueberreste von Mosaiken und Gemälden.

An diesem gigantischen Gebäude macht Alles einen düsteren Eindruck und erinnert an den König Birsing Deo, den großen Bundelahanditen, welcher ihn bauen ließ. Wegen seiner enormen Dimensionen ist er unbewohnbar geworden; der kleine Hofhalt des heutigen Königs wirrde sich in diesem Labyrinthe verirren, in welchem nun die großen Dampfer und die Eulen hausen.

Etwa anderthalb deutsche Meilen nordwestlich von Dattijah erhebt sich der Hügel von Sunagar, d. h. goldener Berg, ein berühmter Wallfahrtsort für Dschainaspilger Centralindiens. Sobald man aus dem Walde kommt, bemerkt man in einer fruchtbaren Ebene eine Kette kleiner Hügel von 100 bis 120 Fuß Höhe. Sie sind mit Granitblöcken förmlich übersäet und diese bilden an vielen Stellen ein malerisches Chaos. Einige Blöcke sind kegelförmig, andere so gelegt oder über einander gelagert als ob sie Dolmen wären; jene Kegel werden von den Leuten als natürliche Lingams betrachtet, deshalb hoch verehrt und mit rothem Oker und Oel bestrichen. Der höchste Hügel ist der Sunagar; unten am Felsen liegt von Bäumen beschattet ein hübsches Dorf; oben liegen die Tempel. Für die Pilger ist im Dorfe ein Karawanserai vorhanden, in welchem man bequemes Unterkommen findet. Die Klöster, in denen Dschainasmönche wohnen, sind von hohen Mauern umzogen; im Sommer wird dort ein großer Jahrmarkt abgehalten.

Am Ende der Hauptstraße des Dorfes geht man durch ein Portal zum Hügel hinan; an der sehr gut unterhaltenen, in den Granit eingehauenen Straße, welche sich bis oben hin schlängelt, stehen zu beiden Seiten Tempel in ununterbrochener Reihenfolge. Es sind ihrer mehr als achtzig, und sie nehmen die ganze Höhe und den östlichen Abhang des Hügels ein, wurden aus Bruchsteinen oder aus Ziegelsteinen aufgeführt und mit einem Stuck bewerfen, der so glatt wie Marmor polirt ist. Die meisten stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, nur einige wenige reichen ins dreizehnte hinauf. Stil und Formen sind sehr verschieden;

Digitized by Google



Palast des Birsing Deo Dattijah.

Digitized by Google

einige ſind weiter nichts als Capellen mit einem Altar, auf welchem ein Tirthankarbild ſteht, andere ſind große Gebäude mit Sälen und Gemächern für die Prieſter. Man findet modernen Tſchainaſtil, Renaiſſance, gothiſch, arabiſch und einige erinnern lebhaft an ruſſiſche Kirchen; doch das iſt nicht etwa Entlehnung, ſondern reiner Zufall.

An der Pforte des Karawanſerais ſah Rouſſelet ein ſcheußliches Exemplar eines Fakirs, der den Religionswahnwitz auf das Aeußerſte getrieben hatte. Dieſer Goſain oder fromme Bettler gehörte der Tantraſecte an. Sein hageres Geſicht war faſt ganz bedeckt von einem wirr-ſtruppigen Barte, auf dem ſichtbaren Theile war ein Dreizack roth eintätowirt,

Der heilige Hügel von Sunagar.

das Kopfhaar hatte er nach oben hin gebunden, ſo daß es in einer Spitze emporſtand; der ganz hagere, abſolut unbekleidete Körper war mit Aſche bedeckt. Der linke Arm dieſes religiös-fanatiſchen Scheuſals in Menſchengeſtalt war ganz abgedorrt und ſtand von der Schulter ab gerade aus. Die geſchloſſene Hand war mit einem Riemen umbunden, und die Nägel waren durchgewachſen; ſie ſtanden auf der obern Seite der Hand wie Krallen aus der Haut heraus. Die kleine Höhlung in der Hand war mit Erde gefüllt, und in dieſer wuchs eine kleine Myrthe. Solche Fakirs mit ausgeſtreckten Armen ſind in Indien keine Seltenheit.

Nachrichten von der ſchwediſchen Nordpolexpedition.

Stockholm, 8. Juli 1873.

F. Da der Sommer immer weiter fortſchritt, ohne daß die geringſte Nachricht über das Schickſal der kühnen Männer einlief, welche in den eiſigen Regionen Spitzbergens zur Förderung der Wiſſenſchaft allen Unbilden des Klimas trotzten, ſo begann man ernſtlichen Beſorgniſſen Raum zu geben, und die Tagespreſſe machte der Regierung bittere Vorwürfe, daß dieſe ſich gleichgültig bewieſen und nicht directe Hülfe ausgeſendet hatte, deren die Leute vielleicht im höchſten Grade benöthigt ſein konnten, da ſie vielleicht von dem Storbut heimgeſucht waren. Man wußte, daß im vorigen Herbſte die Expedition nicht im Stande geweſen iſt, die zu der Ueberwinterung beſtimmte Parry-Inſel im Norden von Spitzbergen zu erreichen, ſondern gezwungen geweſen war, dazu die Moſſelbai an der nordweſtlichen Seite des Nordoſtlandes zu wählen. Man wußte ferner, daß außer dem Fahrzeuge der Expedition, dem Dampfer „Polhem“, dort auch die Transportfahrzeuge „Gladan“ und „Onkel Adam“

Digitized by Google

mit ihren Besatzungen von der Rückkehr durch das Eis gehindert worden waren, wodurch sich die Zahl der Esser bedeutend vermehrt hatte, ja daß außerdem noch mehrere norwegische Fangfahrzeuge ein gleiches Schicksal gehabt hatten, daß gleichwohl ihr Mehrzahl eine günstige Gelegenheit hatte benutzen können und glücklich nach Norwegen entkommen war, daß aber von den Besatzungen derselben doch noch 18 Mann zurückgeblieben waren, von denen man vermuthete, daß sie sich noch der nen angelegten, dann aber wieder einstweilen verlassenen schwedischen Colonie an dem Eisfjorde begeben hätten, wofelbst nicht nur Obdach, sondern auch Vorräthe für den Winter vorhanden waren. Es wurden deshalb im Laufe des Winters mehrere vergebliche Versuche zu ihrer Rettung gemacht.

Man wußte auch, daß die zu der beabsichtigten Schlittenfahrt aus dem Eise nach dem Nordpole aus Norwegen mitgenommenen Zugrentthiere durch die Nachlässigkeit der zu ihrer Bewachung mitgenommenen Lappen entlaufen waren und also ein Hauptzweck der Expedition, ein möglichst weites Vordringen gegen den Nordpol und die Erreichung desselben, vereitelt war; man gab sich daher trüben Muthmaßungen hin.

Die Regierung suchte zwar die Vorwürfe der Nachlässigkeit von sich abzuwälzen, indem sie mittheilte, daß allein von Tromsö 24 Fahrzeuge nach Spitzbergen abgegangen wären, hufte auch die Gemüther zu beruhigen durch die Anzeige, daß selbst im günstigsten Falle erst im Anfang des Monates Juli von Spitzbergen Nachrichten eintreffen könnten. Aber diese Bemühungen brachten nicht die beabsichtigte Wirkung hervor; dazu bedurfte es einer bestimmten Nachricht über die Theilnehmer an der Expedition, und diese ist nunmehr wirklich eingetroffen. Schon am 5., Nachmittags um 3 Uhr, meldete von Tromsö ein Telegramm des Maschinisten auf „Polhem", daß Alles gut stünde, und daß bald fernere Nachrichten mit „Onkel Adam" zu erwarten wären. Der Absender war wahrscheinlich am 5. in Tromsö angekommen. Die norwegische Zeitung „Morgenbladet" theilt darauf ein ausführlicheres Telegramm des Amtmannes von Tromsö an das Departement des Innern vom 5. mit, welches die erfreulichen Nachrichten über die Schweden bestätigt, aber in Betreff der 18 norwegischen Fangmänner um so betrübender ist. Es lautet folgendermaßen:

„Der Dampfer „Onkel Adam", Capitän Clase, ist hier soeben angelangt. Er ging am 29. Juni von der Mossjelbai ab. Nordenskjöld nebst Gesellschaft befinden sich wohl, von den Schweden sind während des Winters nur zwei gestorben, der Matrose Svan auf Gladan an der Lungenentzündung und der Bootsmann Snabb, entkommen auf dem Eise. Matilas und ein anderer Norweger sind auf Graahuk gestorben, sie kamen gar nicht bis zur Mossjelbai. Auf der Herreise traf „Onkel Adam" zusammen mit dem Capitän Mack von hier, der eben in dem Eisfjord gewesen war und dort die sämmtlichen 18 Norweger todt angetroffen hatte. Das Journal, welches mitgebracht ist, giebt an, daß sie an einer Krankheit, wahrscheinlich am Storbut, vom Januar bis April gestorben sind. „Gladan" ist auf dem Wege hierher. Ebenfalls „Polhem" mit Nordenskjöld und Gesellschaft wird nächstens erwartet. Nordenskjöld, Palander und 11 Mann haben im Mai und Juni eine Reise zu Fuß von der Mossjelbai um die Parry- und Rosinsel rund um die nordöstliche Spitze von Spitzbergen quer über das Nordostland und die Hinlopenstraße zurück nach der Mossjelbai gemacht."

Ein anderes, ebenfalls am 5. Juni von Tromsö abgefertigtes Telegramm des Befehlshabers auf „Polhem", L. Palander, datirt Mossjelbai, den 30. Juni, lautet also: „Verließ Greenharbour am 4. August; kam nach den Norskar am 7. August. Wurde dort trotz wiederholter Versuche zum Auslaufen aufgehalten bis zum 1. September. Kam hier in der Mossjelbai am 3. September an. Weiter nördlich undurchdringliches Eis. „Gladan" und „Onkel Adam" wurden hier am 6. September in Treibeis eingesperrt. Sechs Fangfahrzeuge wurden ebenfalls an der Nordküste von Spitzbergen eingesperrt. Ihnen wurde auf ihr Gesuch Proviant für den Winter versprochen. Ein Telegramm mit der Bitte um Entsatz wurde mit denjenigen von ihnen abgeschickt, welche nach dem Eisfjord abgingen in der Hoffnung, von dort vor dem Herbst nach Hause zu kommen. Von den Uebrigen haben wir seit dem 25. October nichts vernommen. Die Mossjelbai ist während des Winters mehrmals offen gewesen; Stürme, Treibeis, Kälte und Finsterniß haben die Fahrzeuge am Auslaufen verhindert. Die Schlittenfahrt gegen Norden, welche am 24. April angetreten wurde, mußte in Folge der äußerst schwachen Beschaffenheit des Eises bei der Phippsinsel abgebrochen werden. Statt dessen gingen wir ostwärts, um die unvollständig bekannte Nordküste des Nordostlandes zu untersuchen und eine fünfzehntägige Wanderung auf dem Binneneise des Nordostlands vorzunehmen. Ich und zwei Mann kamen am 14. Juni nach einer Abwesenheit von 52 Tagen hier an. Nordenskjöld und die Uebrigen kamen gestern nach Hause. Die Wegeslänge der Schlittenexpedition beträgt 350 englische Meilen. Proviant für „Polhem" ist etwa bis zum 1. August vorhanden. Ich verlasse die Nordküste von Spitzbergen in der Mitte des Juli. Der Bootsmann von der 4. Bleking'schen Compagnie Nr. 242, Snabb, ist durch einen Unglücksfall umgekommen. Der Gesundheitszustand gut; schriftliche Berichte werden abgesendet. Alles wohl."

Natürlich geben diese Telegramme nur höchst unvollständig die Resultate der Expedition an. Daß diese weit hinter den gehegten Hoffnungen zurückstehen werden, läßt sich zwar vermuthen, da die Expedition nicht weit gegen Norden vorgedrungen ist, ja nicht einmal das östliche, bis jetzt noch fabelhafte Giteseland erreicht hat; aber nichtsdestoweniger werden die während der Ueberwinterung in einer so hohen Breite angestellten Beobachtungen sowie auch die Erforschung des Nordostlands der Wissenschaft zu großem Vortheile gereichen. Das Nähere darüber wird nun nicht lange mehr auf sich warten lassen, und wir werden und breiten, dasselbe sofort Ihren Lesern mittheilen.

* * *

Stockholm, 9. Juli.

Mit dem Dampfer „Onkel Adam" sind in Tromsö am 5. Juli auch von dem Professor Nordenskjöld Briefe von der Mossjelbai an den Hauptbeförderer der Expedition, den Großhändler Oscar Dickson in Göteborg, eingegangen, von denen die ausführlicheren, die wissenschaftlichen Beobachtungen enthaltenden, gewiß in der nächsten Zukunft veröffentlicht werden, der folgende aber dem Adressaten durch den Telegraphen zugekommen und den Göteborger Zeitungen mitgetheilt worden ist. Dieser lautet also:

„Wie in Briefen, die im letzten October abgesendet sind, erwähnt ist, wurden unvermuthet alle drei Fahrzeuge in der Mitte des September in der Mossjelbai eingeschlossen. Der Winter verlief glücklich. Nähere Berichte über unerwartet interessante wissenschaftliche Beobachtungen, betreffend unvermuthete Thier- und Pflanzenleben im Meere während der finstern Zeit, Nordlicht, Wetterverhältnisse, Refraction und Anderes mehr gehen in Briefen mit „Onkel Adam" ab. Der Versuch, einen höhern Breitengrad zu erreichen, vereitelt

Digitized by Google

durch die wiederholten Widerwärtigkeiten der Expedition; statt dessen eine Schlittenfahrt rund um das Nordostland gemacht über die Phippsinsel und Cap Platen nach der nordöstlichen Spitze des Nordostlandes und von dort über das Binneneis zurück nach der Mosselbai, eine Fahrt, welche, ausgeführt in 60 Tage lang beinahe ununterbrochenem Nebel, dicker Luft oder Schneestürmen über ein unbekanntes Terrain, auf dem Binneneise durchschnitten von bodenlosen, spurlos unter einer schwachen, unter unseren Füßen oft einstürzenden Schneedecke verborgenen Abgründen, schwerlich ohne unglücklichen Ausgang der zahlreich vorgekommenen schweren Vorfälle hätte stattfinden können, wenn nicht die an der Fahrt betheiligten und von Palander bestätigten Seelente eine solche Disciplin und Unerschrockenheit an den Tag gelegt hätten. Unsere Absicht, auf einem anderen Wege hoch gegen Norden vorzudringen, wurde vereitelt durch Proviantmangel, welcher uns auch nöthigt, schon im August nach Norwegen zurückzukehren. Selbst zurückgekommen einige Augenblicke vor der Befreiung des „Onkel Adam“ muß ich in Betreff der Einzelnheiten auf den Bericht des einige Tage zuvor zurückgekommenen Palander verweisen.“

Forsyth's und seiner Begleiter Reise nach Jarkend.

II.

Die Wüste zwischen Ladakh und der Ebene von Ostturkestan. — Tibetaner. — Beschwerlichkeiten der Reise. — Der Cayley-Paß. — Die Hochebene von Lingzi Thang. — Eine Bitterkalz-Wüste und ihre Staubwolken. — Pferde und Hals. — Zusammentreffen mit Kirgisen. — Der Sandschu-Paß. — Sitten und Gebräuche der Jarkendis. — Die Jarkender Küche. — Bestrafung der Diebe. — Ankunft in Jarkend.

R. K. Von Tschagra aus überstieg die englische Gesandtschaft am 15. Juli den 18,800 Fuß hohen Masimik-Paß, welcher das Becken des Pangong-Sees von dem des Tschangtschemmo-Flusses trennt, und betrat damit die Fels- und Gebirgswüste zwischen Ladakh und Jarkend. Am andern Morgen zeigte das Minimum-Thermometer 23° F., d. h. 9° unter dem Gefrierpunkt. Und dabei schliefen die Tibeter, welche sich im Zuge befanden, unter freiem Himmel, ohne von der Kälte zu leiden, sie wiesen das Anerbieten eines Zeltes zurück, aus reiner Faulheit, weil sie es nicht aufschlagen mochten. Gewöhnlich errichteten sie sich einen kleinen, halbkreisförmigen Wall aus Steinen, um sich gegen den Wind zu schützen, der in Ladakh mit großer Regelmäßigkeit bei Tage thalaufwärts und Nachts thalabwärts weht. In ganz offener Gegend kam der Wind stets von Südwesten, und so oft sich in Ladakh oder Jarkend Wolken zeigten, verfolgten sie dieselbe Richtung. Im Schutze dieser etwa 4 Fuß hohen Steinmauer schliefen die Tibeter alle durch einander, jeder in hockender Stellung, die für andere Sterbliche höchst unbequem wäre, den Rücken gegen die Mauer, die Knie herausgezogen und das Kinn auf der Brust zwischen den Knien.

Diese Tibeter oder Bots, wie sie sich selbst nennen, tragen alle das Haar in einen Zopf geflochten, und viele haben ausgesprochen chinesische Züge. Sie sind gekleidet in sehr dicke Wollenkleider, nebst einem weiten Mantel von Schaffellen, die Wolle nach innen. Letzterer reicht mit seinen langen Zotteln bis zu den Knöcheln hinab, er bedeckt beim Schlafen die Füße vollständig, und ebenso geht er bis über die Fingerspitzen, die er warm hält. War Brennmaterial vorhanden, so machten sie sich Abends ein Feuer, an dem sie bis nach Mitternacht lachend und plaudernd beisammen saßen. Sie sind ein schmutziges Volk und wechseln wohl nie die Kleidung, bis sie abgetragen ist. Viele sind so abgerissen, daß sie ihre Kleider, wenn einmal abgelegt, nicht wieder auf den Leib kriegten. Gewaschen werden die Leute nur zweimal: gleich nach der Geburt und nach dem Tode, so daß sie bedingen keine sehr angenehmen Gesellschafter abgeben. Zudem sind sie stets beschäftigt, Schafselle durch einfaches Reiben zwischen den Händen weich zu machen und zu Kleidern vorzubereiten, was, wenn die Felle eine Woche alt sind, ganz entsetzlich übel riecht. Sonst aber sind sie äußerst gutmüthige und heitere Burschc, welche oft, wenn sie sich mit ihren Lasten auf dem Buckel abschleppen, ein Liedchen vor sich her brummen.

Am folgenden Tage, dem 16. Juli, führte der Weg einen Nebenfluß des Tschangtschemmo entlang, welcher Morgens Eis an den Rändern abgesetzt hatte, nach dem Halteplatz Pamzil, wo Tags darauf alle Packthiere und Vorräthe noch einmal gemustert wurden. Alles das stand unter der Oberaufsicht des Wesirs von Ladakh, Akbar Ali, welcher die Engländer von Leh aus mit Kaschmir-Soldaten begleitet, und ihnen versprochen hatte, in Pamzil zu warten, bis er hören würde, daß sie den Karatasch-Fluß erreicht hätten, um ihnen im Nothfalle zu Hilfe eilen zu können. Bei dieser Musterung zeigte es sich jedoch, daß kaum eins von den Packpferden ordentlich im Stande war, neue zu beschaffen war ohne einen vierzehntägigen Aufenthalt unmöglich, und dieser hätte nicht nur Mangel an Lebensmitteln und Futter erzeugt, sondern auch Herrn Forsyth nicht gestattet, seinen Instructionen gemäß vor Wintersanfang wieder zurückzukehren. Deshalb wurden die schlechtesten Pferde, 70 an der Zahl, ausgesondert und mit allen irgend abkömmlichen Begleitern zurückgesendet. Einige Zeit darauf machten sie auch noch die Entdeckung, daß die Beamten in Ladakh ihnen die besten Pferde umgetauscht und so sich ihre Taschen reichlich auf englische Kosten gefüllt hatten. Aehnliches zu vermeiden, wurden von nun an alle Thiere am Hufe gebrannt.

Am 20. wurde ein 19,600 Fuß hoher Paß, nach dem Dr. Cayley genannt, überschritten und auf dem Platze Gnischu das höchste Lager aufgeschlagen, in einer Höhe von 18,850 Fuß. Schon hier zeigte sich, daß der Wesir sie betrogen hatte. Denn da das Futter, welches auf Yaks nachkommen sollte, ausblieb, wurden Boten zurückgesendet, um den Nachschub zu beschleunigen. In Folge dessen langten fünf Ladungen an, aber der Rest nimmermehr, da der Wesir es für besser hielt, sein Versprechen nicht zu halten und nach Leh zurückzukehren. Guter Rath war theuer. Um aber nicht die ganze Expedition aufzugeben, wurde beschlossen, möglichst rasch weiter zu reisen, weil man Gras zu

Digitized by Google

finden hoffte. So erreichte man denn am folgenden Tage die Hochebene Lingzi Tschang, eine kahle Wüste, die sich wohl 20 Meilen ausdehnte und von seltsam gestalteten Schneebergen umsäumt war; in Folge der Luftspiegelung erschien sie wie mit Wäldern, Kornfeldern, Dörfern und Seen bedeckt, so daß sich manche Träger schon freuten, die Wüste hinter sich zu haben. Aber beim Vorrücken verwandelte sich die fruchtbare Ebene in eine Sandwüste, die mit Bruchstücken von Gneiß, Schiefer, Sand- und Kalkstein bedeckt war. Hier litten die Reisenden besonders von dem heftigen Winde, der fast täglich gegen 10 Uhr Vormittags von Westen oder Südwesten anhebt, Nachmittags zu einem wahren Orkan anwächst und dann allmälig nachläßt, bis gegen Mitternacht wieder Windstille eintritt. Dieser Wind ist so kalt, daß er oft in kurzer Zeit lebende Wesen tödtet.

Ebenso litten Mensch und Thier sehr unter der Dünnheit der Luft: einige Leute blieben ganz erschöpft liegen und kamen erst am folgenden Tage nach, während ein paar zurückgelassene Pferde ganz verloren gingen. Schließlich wurden namentlich die Thiere durch Kälte und Futtermangel so erschöpft, daß sich die Engländer abermals entschließen mußten, die bestehen darunter auszuschusen und mit ihnen voran zu eilen, während die Zurückbleibenden langsam folgten und etwa eine Woche später von dem versprochenen Proviantnachschub aus Yadakh erreicht wurden.

Am 28. Juli führte der Weg zwischen den Lagerplätzen Patsalung und Lung Dung etwa 10 Meilen lang über eine ungefähr halb so breite Ebene, welche viele Fuß tief (an einer Stelle, wo Risse die Dicke zu messen gestatteten, 20 Fuß tief) mit schwefelsaurer Magnesia (Bittersalz) bedeckt war, die so rein und weiß wie frisch gefallener Schnee aussah. Dieselbe schimmerte und glänzte dermaßen, daß es für die Augen unangenehm wurde, und reizte die Haut auf Händen und Gesicht, welche durch die kalten Winde furchtbar mitgenommen worden war, so daß sich die Reisenden durch lange Handschuhe und Tücher mit Augenlöchern schützen mußten. Auf der Oberfläche hatte das Salz efflorescirt und war zu einem höchst feinen Pulver geworden, welches unter den Hufen der oft knietief einsinkenden Pferde in mächtigen Staubwolken aufwirbelte. Darunter war es hart und krystallinisch und krachte unter dem Tritte der Thiere. Hier und da, wo wahrscheinlich Quellen existirten, gab es Salzseen, auf denen sich Enten und Regenpfeifer tummelten. Glücklicherweise passirte die Gesandtschaft diese Salzebene früh am Tage, ehe der Wind mächtige Salzstaubwolken aufwirbelte, welche, wie am Wege liegende Ueberreste bezeugten, schon mancher Karawane verderblich geworden ist. Am folgenden Tage erreichten sie dann das Thal des Karakaschflusses und somit das Ende der Wüste, in welcher nicht eine Hütte, nicht eine menschliche Niederlassung zu finden ist. Man sollte zwar nach den langen Namen, welche man auf den Karten findet, das gerade Gegentheil vermuthen; aber es sind höchstens die Spuren eines Feuers oder die halbkreisförmigen Steinmauern der Tibeter, welche die Lagerplätze früherer Reisenden anzeigen.

Es wird viel darüber gestritten, ob Pferde oder Yaks zu solcher Reise vorzuziehen seien. Letztere ertragen zwar die Kälte besser und tragen mehr, als Pferde, fressen aber kein Korn, und wenn man auch alle zwei bis drei Marschtage Futterkräuter findet, so sind sie doch bald erschöpft und sterben unterwegs. Ein einmal gestürzter Yak steht selten wieder auf. Pferde dagegen sind nicht so auf Gras angewiesen, wenn man genügend Korn mitnimmt. Doch muß man stets auf eine Anzahl Reservepferde sowie auf einen guten Vorrath von Nägeln und Hufeisen bedacht sein. Auch ein Mann, der das Beschlagen versteht, ist nöthig. Yaks dagegen sind sehr schwer zu beschlagen, und einmal hufkrank, müssen sie ihrem Schicksale überlassen werden. Zweihöckerige Kameele halten diese Reise erfahrungsmäßig sehr gut aus. Pferden, die unterwegs fallen, schneiden die Jarkender die Kehle durch, damit das Fleisch für etwa nachfolgende strenggläubige Landsleute genießbar sei. Ein Theil des Fleisches wird mitgenommen, um Schuhe damit zu flicken; auch Streifen des besten Fleisches werden herausgeschnitten und zum Trocknen und zum Gebrauche künftiger Reisender an den nächsten Büschen aufgehängt. Längs der ganzen Straße von Leh nach Jarkend liegen jahrelange, völlig mumificirte Yaks und Pferde, welche in Folge der großen Trockenheit und niedrigen Temperatur nicht verwest sind. Auch Raubthiere giebt es dort nicht, welche die Cadaver verzehren könnten; wenigstens sahen die Engländer weder Geier, noch Füchse oder Schakale.

Schon am 2. August kamen der Karawane ausgerendete Kirgisen entgegen, welche mehrere mit Getreide beladene Grunzochsen (Yaks) mit sich führten, und diese Vorräthe waren den Engländern um so erwünschter, da die ihrigen immer mehr auf die Neige gingen und viele ihrer Pferde starben. Diese Kirgisen waren von Anstehen ebenso hübsch wie Europäer, hatten rothe Backen und waren an Person und Kleidung auffallend reinlich. Letztere bestand aus einer saubern Schaffellmütze, die Wolle nach innen und am Rande umgeschlagen, um den Pelz zu zeigen, und einem weiten Gewand aus grobem Baumwollenzeug, welches, mitunter wattirt oder mit Schaffell besetzt, um den Leib durch einen Gürtel zusammengehalten wurde. An letzterm hingen ein Messer mit Scheide, Stein und Stahl, durchlöcherte chinesische Kupfermünzen an einer Schnur, Pulverhorn, Kugelform, Kugelbeutel und sonstige Bedürfnisse eines Jägers. Ihre kurzen Gewehre haben Luntenschlösser und ein Kaliber von wenig über Erbsengröße; Steinschlösser scheinen in Jarkend nicht zu existiren. Besonders viel hielten sich diese Leute im Zelte Shaw's auf, mit dem sie sich auf Türkisch ziemlich gut verständigen konnten. Dabei war der Theekessel in beständiger Bewegung; und jeder, der ins Zelt trat oder dasselbe verließ, strich unter dem Ausrufe: „Allah ho akbar" (Allah ist der größte) seinen Bart oder vielmehr sein Kinn; denn meistens haben diese Kirgisen keinen Bart. Seitdem sie unter dem Atalik Ghazi stehen, sind sie äußerlich strenge Anhänger des Islam; hauptsächlich leben sie von animalischer Nahrung, den Erzeugnissen ihrer Heerden; all ihr Getreide kommt aus den Ebenen Jarkends, da sie selber nie Ackerbau treiben.

Auch am 5. August kamen Kirgisen mit Grunzochsen den Engländern entgegen und übernahmen von nun an die Sorge für das Gepäck der Gäste ihres Herrschers, welche die Strapazen Yadakh in Folge dessen bis auf sechs ablohnen, mit Lebensmitteln versehen und nach Hause schicken konnten. Jene sechs indessen baten ebenfalls um Entlassung, als sie vernahmen, daß in Jarkend die gesträubten Blattern herrschten; da sie aber nicht entbehrt werden konnten, wollten sie wenigstens 20 Meilen zurückgehen, um den Leichnam eines Landsmannes, der vor ein oder zwei Jahren gestorben war, auszugraben und sich von demselben ab impfen lassen!

Die Anzeichen von der Herrschaft Jakub Beg's mehrten sich; sein Gesandter Mirza Schabi, welcher sich den Engländern auf seiner Heimreise von Ostindien angeschlossen hatte, gab das in Jarkend verpönte Cigarrenrauchen auf und griff wieder zu der üblichen Schnupftabaksdose aus Nephrit, steckte aber den Tabak statt in die Nase in den Mund. Kasi Sahib aber, ein Neffe des Atalik, welcher von seiner Pilgerfahrt nach Konstantinopel heimkehrend ebenfalls die Wüste

Digitized by Google

in Gesellschaft der englischen Mission durchzogen hatte, konnte von der Cigarre nicht lassen und tobte, im Andenken an die süße in Stambul genossene Freiheit, gewaltig über solch strenge religiöse Gebräuche seiner Heimath.

So ging es bei dem bekannten Fort von Schahidullah vorbei das Thal des Karakaschq hinab; dann aus demselben über den 16,600 Fuß hohen Sandsch-Paß in das gleichnamige Thal nach Tam, wo am 14. August der Beg von Zangria die Engländer zu begrüßen kam und ihnen ein „Dastarkhom", d. h. einen Schmaus anbot. Nachdem sie sich zur Annahme bereit erklärt hatten, erschien zuerst ein Diener in ihrem Empfangszelte und breitete ein Tischtuch von bunter Seide aus. Dann setzte eine Anzahl Diener Schüsseln mit Eingemachtem, Früchten, Brot u. s. w. auf; und nun erst kam der Beg angeritten. Denn bei allen Besuchen muß der Besucher zu Pferde erscheinen, auch wenn er nur ein paar hundert Schritt zurücklegen hätte; ist er ein angesehener Mann, so tritt er nicht eher aus dem Zelte, als bis sein Pferd vor dem Eingange steht. Sobald alle Besucher sitzen, erkundigt man sich gegenseitig nach dem Befinden, worauf sich alle einen Augenblick erheben und mit den Worten: „Allah ho akbar!" die Bärte streichen. Dann bricht der Wirth ein Stück Brot ab, giebt jedem Besucher davon und fordert sie zum Zulangen auf. Später wird Thee herumgereicht, von welchem die Jarkendis enorme Quantitäten ohne Milch und Zucker zu sich nehmen. Bei einem ersten Besuche scheint es nicht für ein zu gelten, lange Gespräche zu führen. Nachdem alle ihren Appetit gestillt, räumt ein Diener ab; dann erst, und nicht früher darf der Besucher sich entfernen. Sind die Schüsseln abgehoben, so machen sich alle daran, die Krumen aufzulesen und auf das Tischtuch zu legen, weil es für schändlich gilt, auch den kleinsten Brosamen mit Füßen zu treten. So wie das Tuch entfernt wird, erheben sich alle, streichen den Bart, rufen: „Allah ho akbar!" und eilen aus dem Zelte, um den Wirth der Mühe des Abschiednehmens zu überheben.

Die Jarkender Küche ist übrigens nicht zu verachten und abgesehen von der Reihenfolge der Gänge, welche gerade umgekehrt ist, wie bei europäischen Diners, behagte sie den Engländern vortrefflich. Zuerst kommen Melonen, Trauben, Aepfel, Birnen, Aprikosen, Eingemachtes und allerlei Zuckerwerk, z. B. Marmelade („Nischalla") aus allerhand eingemachten Früchten und feingeschnittenen Mohrrüben, die mit Citronensaft gewürzt sind; Eiweiß mit geriebenem Zucker geschlagen, Kuchen, Biscuits ꝛc.; dann folgt das beliebte „Mantu", d. i. mit Zwiebeln und feinen Kräutern zusammengehacktes Hammelfleisch, in einen dünnen, süßen Teig gerollt und in Dampf gar gekocht; dann das nationale Lieblingsgericht, eine gebackene Hammelkeule in einem Berg von Reis und Mohrrüben, Asch genannt, und zuletzt eine dicke Suppe („Su asch" oder „Sulasch") aus Reis und gehacktem Hammelfleisch, welche mit hölzernen Löffeln gegessen wird. Der mit Gras gemästete Jarkender Hammel mundete überhaupt den darin verwöhnten Engländern besser, als der indische, der mit Korn gefüttert wird.

Von nun an ging die Reise rasch von Statten, begünstigt durch das außerordentliche Entgegenkommen und die Gastfreundschaft der Einwohner, sowie durch den Anban, der sich allerdings nur auf die Ufer der zahlreichen, parallel strömenden Flüsse beschränkt, welche sich in nordöstlicher Richtung in der Wüste Takla Makan verlieren. Das Volk erschien den Engländern von guter, zutziger Gemüthsart, und darum ist Leben und Eigenthum, wenn nicht von den Mächtigen des Landes bedroht, in Jarkend sicherer, als in manchen civilisirten Staaten. So sahen die Engländer am Sandsch-Passe ganze Ladungen Kaufmannsgüter neben dem Wege, die aus Mangel an Transportmitteln dort schon Monate lang gelegen hatten, ohne daß es Jemanden eingefallen wäre, sich daran zu vergreifen. Diebstahl wird denn auch oft mit dem Tode bestraft; das erste Mal wird der Dieb nur ermahnt, das zweite Mal gestäupt; im Wiederholungsfalle büßt er eine oder beide Hände ein und schließlich den Kopf. Denn er ist dann, so räsonniren die Jarkender, ein gewohnheitsmäßiger Dieb geworden, der immer wieder stehlen und ein Diebsgeschlecht erzeugen würde, mithin zum Besten der Allgemeinheit vernichtet werden muß. Darum fanden auch die Jarkender, so sehr sie sonst auch viele Regierungsmaßregeln der Engländer bewunderten, ihre Behandlung der Verbrecher ganz unverständig milde und darin hatten sie gewiß recht.

Am 23. August endlich erreichten die Engländer die Stadt Jarkend. Ueber die Stadt und ihre Bewohner, sowie über den Aufenthalt daselbst soll in einem spätern Aufsatze Einiges gesagt werden.

Ein Besuch im Silberlande Washoe.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Der Comstock-Gang.

Der Comstock-Gang (Comstock Lode), welcher den Namen seines Entdeckers führt, wurde im Jahre 1858 aufgefunden. Er zieht sich, mit einer Seitensenkung nach Osten von circa 45 Grad, in einer ungefähren Richtung von Norden nach Süden am östlichen Abhange der Washoe-Gebirge am Fuße des Mount Davidson hin, und zwar in einer Länge von etwa 22,000 Fuß, wovon jedoch gegenwärtig nur ungefähr 12,000 Fuß von activen Minengesellschaften bearbeitet werden. Die Städte Virginia und Gold Hill liegen direct über den Minen, die Schachte münden zwischen den Häusern. Ein solcher Erzgang ist eigentlich weiter nichts als eine Erdspalte, welche von unten herauf, wahrscheinlich durch plutonische Kräfte, mehr oder weniger mit gold- und silberhaltigen Gesteinsmassen ausgefüllt wurde, d. h. mit einer der geologischen Formation der umliegenden Erdkruste, welche hier meistens aus Syenit und Trachyt besteht, fremden Masse. Durch den Comstock-Gang (gewöhnlich Comstock-Lodge genannt) zieht sich, jedoch mit bedeutenden Unterbrechungen wie eine Welle eine Erzmasse, die sich stellenweise bis an die Oberfläche erhebt, dann wieder 400 Fuß, 1000

Digitized by Google

Fuß und bis zur höchsten erforschten Tiefe unter der Erde gefunden wird und eine Breite von wenigen bis zu mehreren hundert Fuß hat. Dazwischen liegen breite Zonen von Quarz, mit Porphyhit und Porphyr versetzt, welche wenig oder gar kein edles Metall enthalten.

Der zu Zeiten so ganz verschiedene Ertrag der großen auf der Comstock-Lodge liegenden Minen hat seine Ursache besonders in dieser allen Regeln spottenden Vertheilung der reichen Erzmassen. Diese zu finden ist das stete Bestreben bei allen dortigen Bergbauarbeitern, und oft sind unermeßliche Summen erfolglos dabei verschwendet worden. Das reichste Erzlager (Bonanza) im Comstock-Gang wurde im Jahre 1871 in der Crown-Point-Mine in einer Tiefe von 1100 Fuß angetroffen und erstreckt sich, die ganze Lodge ausfüllend, bis zu einer Tiefe von 1400 Fuß und weiter, und hinüber nach den angrenzenden Minen. Solche „Bonanzas", deren reiches Erz leicht zerbröckelt, sind allemal mit einer viel Wasser enthaltenden Lehmschicht umgeben. Wird eine Lehmschicht in der Lodge gefunden, so weiß der erfahrene Miner, daß das reiche Erz nicht mehr weit entfernt sein kann.

Der Comstock-Gang wird, soweit derselbe verfolgt worden ist, von Minengesellschaften, deren es dort ursprünglich einige vierzig gab, als Eigenthum beansprucht; doch sind gegenwärtig nur fünfzehn große Minen auf der Lodge im Betrieb. Eine jede dieser Minengesellschaften besitzt eine Anzahl von Längenfuß der Erzader als ihr Eigenthum. Die ergiebigsten Minen befinden sich zur Zeit bei Gold Hill, am südlichen Ende des Comstock-Gangs. Die Hauptminen sind in Virginia City die „Ophir" (1400 Längenfuß), „Consolidated Virginia" (1160 Fuß), „Gould und Curry" (1200 Fuß), „Savage" (800 Fuß), „Hale und Norcroß" (400 Fuß) und „Chollar-Potosi"-Mine (2800 Fuß); in Gold Hill die „Empire" (75 Fuß), „Imperial" (184 Fuß), „Confidence" (130 Fuß), „Yellow Jacket" (1200 Fuß), „Bentud" (95 Fuß), „Crown Point" (600 Fuß), „Belcher" (1000 Fuß), „Segregated Belcher (160 Fuß) und „Overman"-Mine (1200 Fuß).

Der Tafelertrag aller Minen auf dem Comstock-Gang beträgt von der Zeit seiner Entdeckung bis Ende 1872 etwas über 150 Millionen Dollars; während der letzten Jahre etwa eine Million Dollars per Monat. Diese Production edler Metalle wird sich, so lolassal dieselbe auch ist, in diesem Jahre (1873) durch den enormen Ertrag der Crown-Point- und Belcher-Minen immens steigern. Einige Angaben von der Production der größeren Minen auf dem Comstock-Gang während der letzten Jahre werden von Interesse sein. Im Jahre 1871 förderte die Chollar-Potosi-Mine 3,455,435 Dollars in Gold und Silber, die Hale und Norcroß 1,622,500, die Savage 818,216 und die Yellow Jacket 2,000,000 Dollars. Im Jahre 1872 producirte die Chollar-Potosi-Mine 731,930 Dollars edler Metalle, die Savage 790,917, die Crown Point 5,598,850 und die Belcher-Mine 4,794,551 Dollars. Im Monat Januar 1873 war der Ertrag der Belcher-Mine 437,489 Dollars, im Februar 654,150 und im März 890,000 Dollars; der von der Crown Point betrug im Januar dieses Jahres 621,450 Dollars, im Februar 783,820 und im März 1,093,803 Dollars Silber und Gold. Die Ausbeute von der Crown-Point- und Belcher-Mine für den Monat Mai wird zusammen auf 2,600,000 Dollars geschätzt. Es sind dies in der That riesige Zahlen, die ich jedoch aus erster Quelle habe und deren Richtigkeit nicht bezweifelt werden kann.

Der Reingewinn (Dividenden), welcher den Actionären der verschiedenen Minengesellschaften aus diesen kolossalen Summen zugeflossen ist, hat von jeher außerordentlich geschwankt. Während viele Minen einen enormen Profit abwarfen, haben andere gar nichts erübrigt. Der Gewinn wird sowohl durch die nothwendigen kostspieligen Maschinen, den hohen Preis von Brenn- und Baumaterial, Transportkosten und Arbeitslohn, als namentlich durch die früher beschriebenen Manipulationen der Speculanten, Schwindler und „im Rummel Eingeweihten" arg beschnitten. Die „Assessments", welche selbst von anerkannt reichen Minen erhoben werden, belaufen sich oft auf ungeheure Summen; die der Bullionmine z. B. in zehn Jahren auf eine 1,144,500 Dollars, und hat diese Mine während dieser ganzen Zeit ihren Actionären nie einen Cent Dividende eingebracht. Enorme Dividenden dagegen haben in letzter Zeit die Belcher- und Crown-Point-Mine erklärt. Die Belcher zahlte im Jahre 1872 2,184,000 Dollars Dividenden, im Januar und Februar jedesmal 312,000 Dollars, im März 416,000 und im April sogar 520,000 Dollars, also in sechszehn Monaten 3,744,000 Dollars reinen Gewinn, und hat noch circa 800,000 Dollars in Casse. Die Crown-Point-Mine zahlte im Jahre 1872 1,860,000 Dollars Dividenden, im Februar und März 1873 jedesmal 300,000 Dollars und im April eine halbe Million. Die letztgenannten Dividenden der Belcher und der Crown Point sind die höchsten, welche in so kurzer Zeit jemals den Actionären einer Mine in Amerika ausgezahlt wurden.

Der enorme Verbrauch von Bauholz zu Stützbalken ꝛc. in den Minen ist ein Hauptkostenpunkt beim Bergbau auf dem Comstock-Gang. Das Bauholz muß mit großen Unkosten aus den 25 bis 30 Miles entfernten Tannenwäldern auf der Sierra Nevada herbeigeschafft werden, da die Umgebung von Virginia City ganz und gar baumlos ist, und kostet an Ort und Stelle bei den Minen 22 Dollars per 1000 Fuß. Jährlich werden an 16,000,000 Fuß Bauholz in den Gruben verbraucht, was einen Werth von circa 350,000 Dollars repräsentirt. Wo die Minengänge durch festes Gestein führen, ist der Verbrauch von Holz gering, aber an solchen Stellen, wo große Erzmassen gefördert werden müssen, ist derselbe ein enormer und verschlingt so zu sagen ganze Wälder. In den Strecken derselben werden die Balken erstaunlich schnell und müssen zwei bis drei Mal im Jahre ausgebessert oder durch neue ersetzt werden. Durch Wasser wurde das Abbauen der Minen mehr in den oberen als in den unteren Theilen der Gruben beeinträchtigt, da dasselbe nicht so sehr als Grundwasser auftritt, sondern meistens von der Oberfläche durchsickert. Die Gesammtkosten, um alle Comstock-Minen von Wasser frei zu halten, werden auf jährlich circa 150,000 Dollars veranschlagt. Die Temperatur in den Gruben beträgt in den unteren Gallerien 80 bis 100 Grad Fahrenheit, welche Hitze stellenweise bis über 110° steigt, und nimmt dort jede 53 Fuß um einen Wärmegrad zu. Demnach wären 4000 Fuß wohl die größte Tiefe, in welcher es Arbeiter auszuhalten vermöchten, und ist damit die Grenze angezeigt, bis wohin zu dringen dem Menschen gelingen wird. Die größte auf dem Comstock-Gang erreichte Tiefe haben bis jetzt die in Virginia City liegenden Minen aufzuweisen, nämlich 1700 Fuß unter der Oberfläche. Die Bentilirung der Minen geschieht vermittelst Dampfkraft, womit die Luft in hölzernen Kasten hinuntergetrieben und in der Tiefe durch Metallröhren vertheilt wird. Die einen Schacht hinuntergehende Luft findet aus einem andern mit demselben verbundenen wieder ihren Ausgang.

Was die Zukunft der Comstock-Minen arg beeinträchtigt, ist der daselbst in hoher Blüthe stehende Raubbau. Anstatt reiche und ärmere Erze mit einander zu fördern, beschränkt sich nämlich die Ausbeute fast allein auf die reichere Sorte. Eine Entschuldigung für ein solches selbst-

Digitized by Google

mörderisches Verfahren giebt nur der mit dem Bergbau in Washoe verbundene enorm hohe Kostenpunkt. Erze unter einem Ertrage von 20 Dollars die Tonne können nicht nutzbringend gemacht werden, indem das Pochen und Verarbeiten derselben allein 12 Dollars für die Tonne beträgt, wozu die Ausgaben für den Grubenbau kommen. Ungeheure Massen ärmerer Erze (low grade ore) sind in allen Theilen sämmtlicher Minen unangetastet verblieben, oder wurden als todtes Gestein benutzt, um die ausgeleerten „Bonanzas“ wieder zu füllen. Während der letzten Jahre wurden circa 1000 Tonnen reicher Erze täglich aus dem Comstock-Gang gefördert, welches Product jedoch in neuerer Zeit durch die Crown-Point- und Belcher-Minen allein erreicht wird. Aus der Belcher, welche 350 Arbeiter beschäftigt, werden gegenwärtig täglich etwa 450 Tonnen Erz, aus der Crown Point von 400 Arbeitern 600 Tonnen gefördert, ein Ertrag, welcher sich in der nächsten Zeit eher erhöhen als erniedrigen wird. Die Savage-Mine förderte im vergangenen Jahre 47,606 Tonnen Erz aus ihren Gruben. Die Belcher ließ in demselben Zeitabschnitt die enorme Quantität von 83,195 Tonnen Erz verpochen, die Crown Point während der zwölf Monate, welche am letzten Juni 1872 ihren Abschluß fanden, 80,567 Tonnen. Im Ganzen finden zwischen 2000 und 3000 Miner, bei einem Arbeitslohn von 4 Dollars Gold pro Tag, dauernde Beschäftigung in den Comstock-Minen.

Die meisten Erze aus den Comstock-Minen läßt man jetzt in den großen Pochwerken am Carsonflusse, in einer Entfernung von etwa 15 englischen Meilen von Virginia City verarbeiten. Der Transport dorthin findet auf der „Virginia- und Truckee“-Eisenbahn statt. Dieses geschieht namentlich deshalb, weil das in den Stampfmühlen in Menge nöthige Wasser am Carsonflusse in Vergleich mit der ausgedorrten Umgegend von Virginia City im Ueberflusse zu haben ist. Auch ist das Brennholz dort in der Nähe der dicht bewaldeten Sierra weit billiger als in Virginia, wo es contractlich 13½ Dollars die Klafter kostet. Das von mir im Jahre 1863 besuchte Mammuthpochwerk der Gould- und Curry-Mine, beim Zuckerhutberg, nahe bei Virginia City, welches 120 Stempel zählte, war ein verfehltes Unternehmen und ist längst von dort verschwunden. Freilich besitzen die meisten Minengesellschaften heute noch Pochwerke in der Nähe ihrer Gruben, aber diese Mühlen sind in kleinerm Maßstabe angelegt. Eins der bedeutenderen jener Pochwerke, welches ich besuchte, ist die „Rhode-Island-Stampfmühle“ mit 25 Stempeln, worin täglich etwa fünfzig Tonnen Erz aus der Crown-Point-Mine verarbeitet werden.

Das von mächtigen Eisencylindern zu feinstem Mehl zerkampfte Erz kommt von den Stempeln zunächst in 2000 Pfund schwere große flache Eisenkessel, worin 3000 Pfund Erz mit einer Beimischung von 250 Pfund Quecksilber und anderen auflösenden Mineralstoffen mit einer Geschwindigkeit von neunzig Drehungen per Minute ein paar Stunden lang geschlämmt werden. Alsdann wird das mit Silber und Gold versetzte Amalgam abgelassen und das edle Metall in Retorten von dem Quecksilber ausgeschieden. Wie der Superintendent des Pochwerkes der „Rhode Island Mill“ mir mittheilte, beträgt der Reinertrag des jetzt verarbeiteten Erzes, welches sämmtlich aus den 1100 und 1200 Fuß tiefen Stockwerken der Crown-Point-Mine herrührt, nur etwa 35 Dollars per Tonne, wogegen frühere Sendungen 65$^{50}/_{100}$ Dollars die Tonne erzielt hätten. Das aus den tieferen Stockwerken jener Mine gewonnene Erz wäre aber weit reicher, namentlich in Gold. Mehr als die Hälfte (etwa 60 Procent) des aus den Comstock-Minen gewonnenen edlen Metalls (Bullion) ist Gold, welches in der Zweigmünze in Carson City und in den Läuterwerken in San Francisco vom Silber getrennt wird. Gegenwärtig betreibt man den Proceß des Ausscheidens der edlen Metalle aus den Erzen weit sorgfältiger als früher. Es giebt Quarzmühlen, welche den Abfall (tailings) von den alten Pochwerken nochmals verarbeiten, womit große Summen gewonnen werden. Die in früheren Jahren als werthlos fortgeworfenen Quarzmassen, welche in riesigen Schuttbergen (dumps) angehäuft sind, sowie das vom Carsonflusse fortgeschwemmte in förmlichen Sandbänken abgelagerte Quarzmehl enthalten Millionen an Gold und Silber, welche zu gewinnen jedoch einer spätern Zeit bestimmt ist. Der gegenwärtig übliche Proceß des Gewinnens der edlen Metalle aus diesen Erzen hat einen sehr bedeutenden Verlust herausgestellt, den man aber bis jetzt noch nicht zu verhindern gewußt hat. Der Verlust an Gold beträgt 23$^{1}/_{10}$, der an Silber 44 Procent. Das verloren gehende Gold besteht meistens aus diminutiven Goldblättchen (float gold); das meiste gehende Silber ist in den „Sulphurets“ (Schwefel- und Arsenverbindungen) enthalten, welche man nicht erschöpfend im Großen chemisch zu bearbeiten versteht.

Aus allen Erdtheilen.

Die Eisenbahnen in der europäischen Türkei.

Am 17. Juni 1873 ist die Bahn von Konstantinopel über Adrianopel, Philippopolis nach Bellova feierlich eröffnet worden. Damit beginnt eine neue Aera für die wirthschaftliche Entwickelung des sogenannten illyrischen Dreiecks, das schon im Verlaufe der nächsten Jahre nach allen Richtungen hin von einem Schienennetze durchzogen sein wird. Die bekannte „türkische Wirthschaft“ hat allerdings viel dazu beigetragen, fruchtbare und von der Natur hochbegünstigte Landschaften veröden zu lassen, aber nicht minder ist der Aufschwung gehindert worden durch Mangel an guten Straßen; nur Bulgarien wird seiner ganzen Nordgrenze entlang von der Donau bespült, im Uebrigen fehlen große schiffbare Ströme.

Die Eröffnung der rumelischen Bahn hat unter großen Festlichkeiten stattgefunden; der Großwesir und die Minister und angesehenen Ausländer befanden sich auf dem Zuge, der Morgens den Bahnhof am Seraglio in Stambul um 7 Uhr 20 Minuten verließ. Ein Theilnehmer an der Fahrt hat hierüber geschildert („Nail“, 7. Juli) und wir wollen ihm Einiges entlehnen. Zu Mittag hielt der Zug an der Station Tschorlu, mittewegs zwischen Stambul und Adrianopel. An allen Haltepunkten hatte sich festlich gekleidetes Volk eingefunden; hier in Tschorlu, das etwa 10,000 Einwohner zählt, waren die Schuljungen aufgestellt; die Mädchen sangen zu Lob und Preis des Sultans griechische Lieder nach der Melodie des unvermeidlichen God save the Queen!

Bei Satsch-Burgas, dem nächsten Haltepunkte, waren die Dorfältesten von weit und breit versammelt. Bis dorthin war die ganze Gegend eine fast unbebaute Einöde; die ohnehin sehr dünne Bevölkerung war noch mehr dadurch gelichtet worden, daß man alle jungen Männer unter die Soldaten gesteckt

Digitized by Google

halte, und viele andere Leute waren nach Stambul fortgezogen. Jenseit Sulej-Burgas verläßt die Bahn das Ergenethal und geht in das Thal der Mariza über; die über den Hauptarm führende Brücke ist von Eisen, 400 Meter lang, und von Belgiern hergestellt worden.

Gegen Adrianopel zu ist das Land schon besser angebaut und bald teeten die vier schönen Minarete der berühmten Moschee Sultan Selims des Zweiten hervor über die Bäume und Dächer der Stadt Kaiser Hadrian's, welcher dem alten Orestia seinen eigenen Namen gab. Um Mittag erreichte der Zug den seenartig geschmückten Bahnhof. Der Großwesir hängte dort dem Baron James de Hersch oder Hirsch, welcher seinen Bruder Baron Maurice de Hersch vertrat, den Osmanlorden um, und so trägt der Semit einen mohammedanischen Orden. Von den Minareten der eben erwähnten Moschee hat man einen wunderbar herrlichen Rundblick über das Thal des Hebrus der Mitte, welcher jetzt Mariza heißt. Seidenzucht und Seidenindustrie geben schwunghaft, auch kommt viel Wolle in den Handel. Die Bahn von Adrianopel nach Philippopel ist in vortrefflichem Zustande und führt auch durch eine prachtvolle Gegend. Die sehr malerisch auf drei pyramidenförmigen Hügeln liegende Stadt hat 30,000 Einwohner, zumeist Bulgaren und Griechen, scheint wohlhabend zu sein und treibt lebhaften Handel.

Am nächsten Morgen wurde die Strecke bis Bellova zurückgelegt; sie zieht durch eine Gegend, welche man als eine Fortsetzung der Adrianopeler Ebene betrachten kann; diese dehnt sich hin bis Sarembey, einem 50 Kilometer jenseit Philippopel liegenden Dorfe, wo die Ebene bei einer Schlucht in der Rhodopekette aufhört und die Mariza ein wildbrausender Bergstrom wird. Bei Bellova beginnen die herrlichsten Waldungen, welche die Türkei aufzuweisen hat; der Ort liegt nur 10 Kilometer von Sarembey entfernt und ist von bewaldeten Ausläufern des Balkan eng eingeschlossen. Hier endet die Bahnlinie, so weit Hirsch sie gebaut hat; sie ist von Konstantinopel aus gerechnet 660 Kilometer lang; die Fortsetzung von Bellova bis Sophia lähe die Regierung selbst bauen.

Die Strecke von Stambul bis Adrianopel ist 320 Kilometer lang, von hier bis Bellova 240. Die rumelische Eisenbahngesellschaft hat außerdem gebaut: 1) eine Linie von Adrianopel bis Dedeagatsch am Aegäischen Meere, 150 Kilometer. 2) Von Salonichi bis Uskup, 243 Kilometer. 3) Von Banialuka bis zur österreichischen Grenze, 102 Kilometer, zusammen 1055 Kilometer, welche nun für den Verkehr eröffnet sind. Alle diese Bahnen sind im Verlaufe der drei letzten Jahre hergestellt worden. Die Linie wird von Uskup bis Sophia fortgesetzt, so daß der Sechsten Salonichi dann mit der großen Bahn in Sophia Anschluß gewinnt; die Banialukaer Bahn wird erst später Anschlüsse erhalten können, indem der Bau in Bosnien sehr schwierig ist. — Die Verbindung mit Westeuropa wird vermittelt werden durch eine Zweigbahn, die von Tirnowa nach Hamboli geht und die Ruschuk-Varna-Bahn bei Schumla erreicht; diese Ruschuklinie soll vermittelst einer Donaubrücke bei Giurgewo in der Walachei Anschluß an die rumänischen Bahnen bekommen.

Aus Japan.

„Es geht doch fast allzuschnell bei uns vorwärts!“ So, sagt der „Yokohama Courier“, hat sich jüngst einer unserer japanischen Freunde geäußert. „Es ist recht gut, daß wir Reformen einführen und auf wissenschaftliche Ausbildung großen Gewicht legen, aber Sitten, Gebräuche und Geschmack der Europäer können wir doch nicht im Handumdrehen uns aneignen, das alte japanische Wesen sofort loswerden. Nun sehe nur einer unsere feinen jungen Gentlemen an. Da gehen sie in den Straßen von Yedo umher in europäischer Kleidung, die sie aber mit Goldborden verbrämt haben und mit Stickereien, als wären sie fremde Offiziere und Diplomaten. Wenn aber der junge Gentleman zu Hause kommt, zieht er sie rasch aus und legt seinen bequemen japanischen Rock an. Es wird ihm sauer, auf einem Stuhle zu sitzen; dabei thut ihm der Rücken weh, und wenn ein japanischer Freund ihn besucht, fällt er, zur Begrüßung, gleich auf die Knie und beugt den Kopf bis zur Erde. Westhals empfängt er ihn nicht in europäischer Weise? Weil er mit der Annahme fremder Tracht nicht auch seine Gewohnheiten und seine Denkweise hat ändern können. Er läßt den Stuhl bei Seite und setzt sich auf die Matte. Er ist Mittags zu Gaste bei einem Europäer und findet die Speisen vortrefflich, aber zu Hause bleibt er bei seinen einheimischen Gerichten. Vor wenigen Jahren durfte nur ein Daimio sich des Gay Kago (eines geflochtenen Tragsessels, der an einer Stange hing) bedienen; heute trägt man Schweine im Gay Kago. Samurais, d. h. Edelleute, welche zwei Schwerter trugen, gelten heute nichts mehr; für zehn Samurais könnte man jetzt kaum ein Kaninchen kaufen.“

Dieses letztere bezieht sich auf die Liebhaberei für Kaninchen, die seit einiger Zeit bei den Japanern zu einer wahren Leidenschaft geworden ist. Man bezahlt für einen Bock von guter Race bis zu 300 und 400 Dollars, und Kaninchenverfeinerungen sind an der Tagesordnung. Ja, es erscheint in Yeddo in japanischer Sprache eine „Zeitung für Kaninchenliebhaber“, voor der zu Ende Aprils schon sechs Nummern erschienen waren und die viele Abnehmer findet.

Die Industrieausstellung in Kioto fand lebhafte Theilnahme, da sie täglich von 7000 bis 8000 Personen besucht wurde.

Ein reicher Kaufmann in Tokio, Herr Omi Rikyemon, hat einem japanischen Studenten 10,000 Dollars geschenkt, damit derselbe in Europa sich weiter ausbilden könne.

Herr Schibata, früher Polizeichef in Nagasaki, hat im Verein mit einigen anderen japanischen Gelehrten ein englisch-japanisches Wörterbuch verfaßt, das in Yeddo gedruckt worden ist. Dasselbe enthält etwas mehr als 55,000 Wörter und wird von Kennern als eine vortreffliche Arbeit sehr gelobt. An demselben hat kein Europäer mitgewirkt.

In Yokohama haben japanische Kaufleute eine Compagnie für Seeassecuranz gebildet. — In der Provinz Awa sind ergiebige Lager guter Steinkohle erschlossen worden.

Japan wird bekanntlich oftmals von Erdbeben heimgesucht, und man fragt sich deshalb, ob es zweckmäßig sei, steinerne Gebäude nach europäischer Art aufzuführen, was jetzt sehr häufig geschieht. Die leichten Holzgebäude haben freilich den Nachtheil, daß sie bei Feuersbrünsten gleich zu Hunderten hinwegbrennen. So wurde am 24. März ein gutes Viertheil von Yokohama binnen vier Stunden nicht weniger als 1509 Häuser ab, welche einen Raum von 44 englischen Acres einnahmen; 5672 Menschen wurden obdachlos. Erdbeben sind übrigens seit etwa einem Jahre nicht häufig gewesen und faßt immer nur schwach, dagegen waren mehrere Vulcane in Thätigkeit, doch ist das vom 17. April in Yokohama sehr stark gewesen.

Die buddhistische Geistlichkeit hat in der Provinz Etschiz (Jetschisen) die Bauern gegen die Regierung aufgereizt, weil diese dort alle Placate hat entfernen lassen, welche das Christenthum verboten. Die bethörten Bauern werden abgestraft werden, denn der Aufstand wurde sofort unterdrückt.

Nach Yeddo sind viele ehemalige Daimios zu einer berathenden Versammlung berufen worden und der immer noch mächtige Fürst Satsuma soll mit dem Gange der Dinge nicht zufrieden sein. Die Regierung, so hat er geäußert, mische sich störend in allzu vielerlei Dinge ein, beeinträchtige durch ihr Centralisiren die städtische und Provinzialbehörde und greife selbst in das häusliche und Familienleben störend ein. Ganz unrecht hat er damit nicht.

Jedem Japaner ist fortan erlaubt, den Personennamen irgend eines verstorbenen Kaisers zu führen, was bisher nicht erlaubt war. Der betreffende Erlaß bestehlt aber, daß ein Kaisername nicht verstümmelt werden dürfe.

In Nagasaki lief zu Anfang des Maimonats der japanische

Digitized by Google

Dampfer „Kuroda“ aus Newyork ein, der erste, welcher zwischen diesem Hafen und der Ostküste Amerikas gefahren ist.

Handelsbewegung in den Vereinigten Staaten im Kalenderjahre 1872.

Das statistische Bureau in Washington hat in der Mitte des Maimonates darüber Bericht erstattet. Wir geben einige Ziffern; die Dollars sind Gold, nicht Greenbacks.

Werth der Einfuhren . . . 677,144,579 Dollars
Werth der Ausfuhren . 544,128,789 „

Von den Importen kamen für 25,086,083 Dollars wieder zur Ausfuhr. Für 1871 stellten sich die Ziffern:

Einfuhren . . . . . 589,916,514 Dollars
Davon Wiederausfuhr . . . 26,797,957 „
Ausfuhren . . . . . 510,994,601 „

Somit haben die Einfuhren die Ausfuhren überstiegen in
1872 um 94,271,775 Dollars
1871 „ 52,976,962 „

Die Ausfuhr von Baargeld und Edelmetallen betrug
1872 . . . . 92,295,236 Dollars
1871 . . . . 65,431,342 „

Die Handelsmarine der Amerikaner, welche bekanntlich die Küstenschifffahrt ihrer eigenen Flagge vorbehalten haben, ist auch im vorigen Jahre nicht vermehrt gekommen. Von den eingelaufenen Schiffen kamen auf dieselbe nur 3,653,406 Tonnen, auf die fremden Flaggen dagegen 7,510,381 Tonnen; im Jahre 1871 stellte sich das Verhältniß auf 3,798,361 amerikanische zu 6,932,111 fremden. Es hat also abermals ein Rückgang stattgefunden.

Der Census-Bericht giebt Zahlen über den Ernteertrag von 1869. Der Werth der landwirthschaftlichen Erzeugnisse wird angegeben auf 2,447,638,658 Dollars. Werth der

Geschlachteten Thiere	399,000,000	Dollars
Waldprodukte	57,000,000	„
Gartenprodukte, zu Markte gebracht	21,000,000	„
Weizen	288,000,000	Buschels
Roggen	17,000,000	„
Mais	767,000,000	„
Hafer	282,000,000	„
Gerste	30,000,000	„
Buchweizen	10,000,000	„
Baumwolle (zu 400 Pfund)	3,011,996	Ballen
Flachs	27,000,000	Pfund
Hanf	12,746	Tonnen
Wolle etwa	100,000,000	Pfund
Heu	27,500,000	Tonnen
Hopfen	54,000,000	Pfund
Tabak	253,000,000	Pfund
Zuckerrohr	87,043	Hogsheads
Ahornzucker	28,000,000	Pfund
Syrup	28,000,000	Gallonen
Kartoffeln	165,000,000	Buschels
Honig	14,000,000	Pfund
Wein	3,000,000	Gallonen

Der Viehbestand ist auf 1525 Millionen Dollars geschätzt worden. Die Zahl der Pferde und Maulthiere wird zu etwa 8 Millionen angenommen, Rindvieh 23 Millionen, Schafe 28, Schweine 25 Millionen Stück. Butter 514, Käse 53 Millionen Pfund. Der Milchverkauf hat sich auf etwa 235 Millionen Gallonen gestellt.

Man kann diese Zahlen als mehr oder weniger annähernd gelten lassen; bei den Aufnahmen wird aber bekanntlich bei weitem nicht so sorgfältig verfahren wie bei uns in Deutschland. Immerhin thun sie dar, daß der Ackerbau großartige Ergebnisse liefert.

Der Eishandel in Amerika.

C. K. Staten Island, Newyork. In keinem Lande nimmt der Eishandel solche Ausdehnung an, wie hier in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Unglaublich große Quantitäten dieses Artikels werden nicht nur in dem Lande selbst consumirt, sondern auch nach anderen Ländern versandt. Es wird überall da gerntet, wo das Klima genügend kalte Winter auftreten läßt: also in den Ost-, Mittel- und Weststaaten. Die Südstaaten erhalten ihren Bedarf meistens per Segler von den Ost- und Mittelstaaten; auf diesem Wege wird auch Westindien versorgt.

Das Eis selbst kostet in den meisten Fällen den Einheimser nichts; der Werth steckt also nur in dem Arbeitslohn. Der Marktpreis beläuft sich auf 25 bis 35 Cents pro Centner für größere Quantitäten, und 50 Cents für kleinere. Es kommt aber gar nicht selten vor, daß noch einem milden Winter der Preis dieses Artikels auf einen Cent pro Pfund steigt.

Trotzdem daß viele Gutsbesitzer und Gastwirthe ihre eigenen Eishäuser haben und den jährlichen Bedarf selber ernten, drängen doch die Vorräthe der Eishändler durch ihre Größe die Gesammtzahl der Anderen in den Hintergrund. Im Winter 1872 auf 1873 wurden allein in und in der Nähe der Stadt Neuyork 950,000 Tannen Eis von diesen Händlern aufgespeichert. Das Aufbewahren geschieht zuweilen in unterirdischen Gewölben, meistens aber in großen hölzernen Schennen mit doppellen Wänden, welche natürlich über der Erde stehen. Zwischen die Eisstücken kommt Sägemehl oder Salzheu zu liegen. Außerdem wird noch ein Theil des Eises im Freien aufgestapelt, um während des Winters und im Frühjahr consumirt zu werden.

Was den Gebrauch des Eises betrifft, so herrscht darin eine großartige Verschwendung, namentlich in größeren Städten; Wasser wird nicht nur stets mit Eis getrunken, sondern man möchte fast sagen, Eis wird mit Wasser benetzt genossen. Der Metzger muß täglich sein halbes Tagewerk Centner Eis haben, um den Fleischvorrath frisch zu erhalten. In Neuyork liefert täglich der Händler jeder Familie, selbst den Tagelöhnern, den Einklumpen ins Haus, wo der sogenannte Eisschrank nicht fehlen darf. Eine Eistonne heißt hier beinahe so viel als eine Hungersnoth.

Das Klima ist aber auch so recht dazu geeignet, einen großen Eisbandel hervorzurufen, denn im Sommer herrscht eine versengende Hitze, während der Winter das Eis in reichlichem Maße producirt.

Das Einheimsen geschieht auf folgende Art: Schneepflüge, von Pferden gezogen, befreien zuerst das Eis vom Schnee; dann rasirt eine Hobelmaschine die unreine Oberfläche ab; dieser folgt ein scharfer Pflug, welcher tiefe Risse ins Eis schneidet; nachher werden mit Axt und Säge die Blöcke vollends getheilt. Dieselben sind 6 bis 12 Zoll dick, 2 Fuß breit und 3 Fuß lang. Diese Blöcke werden nun durch das offene Fahrwasser ans Ufer getrieben. Das Geschäft ist ein unsicheres, denn ein milder Winter oder zu häufiger Schnee verursachen bedeutende Verluste.

Man hat sich in neuerer Zeit auch hier auf die Eisfabrikation gelegt; das Unternehmen findet jedoch nur schwachen Anklang, da das auf diese Weise gewonnene Eis bis jetzt theurer als das aufbewahrte zu stehen kommt.

Das Polospiel in Ladakh im Himalaya.

r. k. Der Platz zum Polospiel ist vollkommen eben, ungefähr 300 Yards lang und 50 breit.[1] Die Zahl der Spieler beträgt gewöhnlich ungefähr 50; jeder sitzt auf dem starken, kleinen Pony des Landes und ist mit einer 3 Fuß langen, sehr sonderbar gestalteten Keule versehen. Entweder suchen sich zwei erwählte Führer abwechselnd die Leute ihrer Partei aus, wie bei uns beim Barlauf oder Ballspiele, oder es spielen die Männer verschiedener Dörfer oder Districte gegen einander. Um in der Hitze des Spieles die beiden Parteien von einander unterscheiden zu können, tragen sie Kopfbedeckungen von verschiedener Farbe, z. B. die Einen weiße, die Anderen rothe Turbane. Die zum Polospiele ganz unumgänglich nöthigen Mußkanten setzen sich mit untergeschlagenen Beinen in die

Digitized by Google

Mitte einer Längsseite; sie haben etwa ein Dutzend kleine Trommeln und ebenso viel rothe Flöten, welche eine eintönige, aber rasche Melodie, wie der Dudelsack, spielen. Sobald Alles fertig ist und die Musik beginnt, galoppirt der Führer, welcher den Ball hat, mit seinem ganzen Gefolge vor, wirft ihn, in der Mitte des Platzes angelangt, in die Höhe und schlägt ihn mit seiner Keule sehr geschickt nach seinem Ausgangspunkte zu. Mitunter glückt es ihm schon das erste Mal, sein Ziel zu erreichen. Gewöhnlich aber wird der Ball von den anderen aufgefangen, und dann entwickelt sich eine sehr bewegte Scene, da jede Partei versucht, den Ball über ihr Mal zu treiben, wodurch sie das Spiel gewinnt. Jedes einzelne Spiel dauert nur ein paar Minuten, aber die ganze, oft sehr aufregende Belustigung mehrere Stunden. Erst wenn Roß und Reiter ganz erschöpft sind, hört das Spiel auf, bei welchem meist große Geschicklichkeit im Reiten entfaltet wird.

* * *

— Die Engländer sind, wie ein Blatt sich ausdrückt, „schohtoll“ gewesen, und der Nachkomme der Könige Cyrus und Darius wird seltsame Betrachtungen über die Neugier der vielen Hunderttausende von Gaffern angestellt haben. Die christliche Königin gab dem schiitischen Mohammedaner den sogenannten Hosenbandorden, man kann auch Strumpfbandorden sagen. Der persische Monarch lobte mit Recht die vorzügliche Londoner Polizei, und der Beherrscher derselben, Oberst Henderson, theilte ihm interessante Ziffern mit. Die Straßen in London, welche von der Polizeimannschaft begangen werden, würden in gerader Linie 6612 Miles lang sein und bis Point de Galle, dem bekannten Hafen auf der Insel Ceylon, reichen; bis Teheran wären in der Luftlinie 3800 Miles von London. Von dem Flächeninhalte dieser Stadt entfallen auf den Bezirk der Metropolitanpolizei 688½ Quadratmiles, auf jenen der City 1¾ Quadratmiles, zusammen 690. Nach der Volkszählung von 1871 entfielen auf den ersteren Bezirk 3,810,744 Seelen; von da bis Mitte 1873 hat eine Zunahme von 140,018 sich ergeben. Der City-Polizeidistrict hat 74,897 Seelen, zusammen die ungeheure Menge von 4,025,659 Menschen für die eine Stadt! — Die Zahl der bewohnten Häuser im Metropolitanbezirke stellt sich auf 519,489, im Citybezirke auf 9306, zusammen 528,794. — Zahl der Omnibus etwa 1400, der Miethskutschen 8108, Bespannung für beide etwa 25,000 Pferde. — Zahl der Metropolitan-Polizeileute 9927, der City 785, zusammen 10,712. — Auf dem Metropolitan-Viehmarkte wurden im Jahre 1872 verkauft: 240,000 Ochsen, 1525 Hämmel, Schafe und Lämmer, 30,000 Kälber und 8800 Schweine, zusammen 1,803,500 Stück Schlachtvieh. An geschlachtetem Fleisch und Geflügel wurde zugeführt: vom Lande 87,170 Tons, in der Stadt und im Nahbezirke geschlachtet6 66,875, zusammen 154,045 Tons, zu 2000 Pfund.

— Ein „Seelenfel“ in Japan. In Yedda, in der Vorstadt Ajasa, ist ein merkwürdiges Seethier in einem Tempel zur Schau ausgestellt. Die dort erscheinende „Japan Gazette“ schreibt: „Auf der Höhe des Dorfes Kononota, im Bezirke Kisaradya, wurde ein Fischerboot von den Tentakeln dieses monströsen Cephalopoden erfaßt. Der Bootsmann versetzte dem Seethiere mehrere heftige Schläge und tödtete dasselbe. Die Länge beträgt vom Schwanze bis dahin, wo die Tentakeln beginnen, etwa 16 Fuß; einer dieser Arme hat von da, wo er vom Körper ausgeht, bis zum Saugapparate eine 5 Fuß Länge. Man muß bedenken, daß dieser Polyp seit seinem Tode zusammengeschrumpft ist; lebendig muß er viel größer gewesen sein. Hier wäre also im japanischen Meere ein Krake gefangen worden.“ Thatsächlich giebt ein Naturforscher eine Beschreibung desselben.

— Mit dem Eisenbohnbau in Persien scheint es nun Ernst zu werden. Wir lesen, daß englische Ingenieure im Juni die ersten 50 Miles der Bahn vermessen haben, welche von Teheran nach dem Kaspischen Meere bei Resht führen soll. Jene Strecke reicht von Teheran bis Kaswin.

— Im April hat der Dampfer „Venetia“ in 34 Tagen Briefe und Zeitungen aus London in Hangkong abgeliefert. Es schnell ist nie zuvor eine Fahrt zwischen den beiden Häfen gemacht worden.

— Am 18. April ging von Macao ein spanischer Dampfer mit 860 Kulis nach Havana in See, und nicht weniger als sieben peruanische Schiffe lagen im Hafen, um Menschenladungen einzunehmen!

— Es war der Plan in Anregung gebracht worden, dem kürzlich verstorbenen großen Hydrographen Maury aus Beiträgen von europäischen wie amerikanischen Verehrern ein Denkmal zu errichten. Der geeignetste Platz dafür, meint man, würde der Ocean sein, und zwar derjenige Theil desselben, wo Maury's Würken von dem größten Erfolge begleitet gewesen, nämlich auf der Fahrt nach Rio Janeiro. Man will also auf Los Rocas, einer Felsgruppe in 3° 55′ südl. Br. und 36° 5′ westl. L. von Paris, zwischen Cap Tairo in der brasilianischen Provinz Rio Grande und der Insel Fernando de Noronha, welche alle Schiffe auf der Reise nach Rio sichten, dem verdienstvollen Physiker ein Gedenkzeichen in Gestalt eines Leuchtthurmes erbauen.

— Der nun schon ins fünfte Jahr dauernde Krieg auf Cuba wird sowohl von Seiten der Cubaner wie der Spanier mit einer geradezu schauderhaften Barbarei geführt. Hier ein Beispiel. Im Mai fiel ein Aufführer der Aufständischen, Agramonte, im Kampfe. Die Spanier bemächtigten sich des Leichnams und brachten denselben nach Puerto Principe, wo sie ihn zur Schau ausstellten. Sie berichten hin und her, was weiter mit demselben anzufangen sei und beschlossen, ihn an den Schweif eines Maulthieres zu binden und durch die Straßen der Stadt zu schleifen. Damit war aber der Commandant nicht einverstanden; er befohl, die Leiche mit Petroleum anzufüllen und dann zu verbrennen. Und so geschah es in Gegenwart der versammelten Truppen. Aber noch nicht genug. Die Asche Agramonte's wurde in zwei Näpfe gethan und im Casino exponirt zu Puerto Principe als Trophäe aufgestellt. So melden Berichte aus Havana vom 6. Juni.

— In Baldivia in Südchile wohnen mehrere Tausend Deutsche. Auf einer Insel im Hafen liegt die große Bierbrauerei von Anwander, sowie eine deutsche Gerberei. Nicht weniger als zehn deutsche Restaurants mit Bier und Apfelwein und Gärten bis an den Fluß hinunter befinden sich in der Stadt, ferner verschiedene deutsche Musikbanden und ausgezeichnete Läden. Baldivia ist jetzt ein ausgezeichneter Ausgangspunkt für Forschungsreisen nach Westpatagonien.

— Die „Stadt“ Livermore ist ein „Nest“ on der Central-Pacificbahn. Es hat, so schreibt ein californisches Blatt, schon beinahe 3000 Einwohner, zwei Kirchen, einen Skating-Ring (Platz zum Schlittschuhlaufen), in welchem auch Gottesdienst abgehalten wird, und nur 24 Branntweinhäuser. In diesen, wie man sieht, so überaus erfreulich aufblühenden Orte ist auch schon ein Preislampf abgehalten, Einsatz 200 Dollars.

Inhalt: Bei den Maharatten und im Dandelland. (Mit vier Abbildungen.) — Nachrichten von der schwedischen Nordpolexpedition. — Forsythy's und seiner Begleiter Reise nach Jarkend. II. — Ein Besuch im Silberlande Wahsoe. Von Theodor Kirchhoff. II. — Aus allen Erdtheilen: Die Eisenbahnen in der europäischen Türkei. — Aus Japan. — Handelsbewegung in den Vereinigten Staaten im Kalenderjahre 1872. — Der Eisbandel in Amerika. — Das Potosplest in Lahaty im Himalaya. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. Juli).

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Von Chodschend nach Samarkand.

Von **Basil Wereschagin.**

Abreise von Buka. — Verschiedene Typen. — Ein Bil und ein Rais. — Charakter der Landschaft. — Ein ausgetrockneter Arm des Syr Darja. — In Chodschend. — Afghanische Krieger. — Nachtlager in einer Moschee. — Oratepe. — Tschisak. — Die Pforten Tamerlan's. — Ankunft in Samarkand.

Im Juni 1873 haben die russischen Truppen Chiwa, die Hauptstadt des alten Chowaresmien oder Charezm, in Besitz genommen; der bisherige Herrscher dieses Oasenlandes hat sich ihnen gestellt, Mehemed Rehim Chan hat dem General Kaufmann erklärt, daß er sich fortan als einen Vasallen des weißen Zars betrachte. Chokand und Buchara haben schon früher das Uebergewicht der russischen Waffen empfunden und sind nur noch dem Namen nach unabhängig.

Seitdem sie besiegt, gedemüthigt und eines beträchtlichen Theils ihrer Gebiete verlustig gegangen waren, blieb es lediglich eine Frage der Zeit, wann ein gleiches Schicksal dem Chan von Chiwa bereitet werden solle. In seinem Lande fand die innerasiatische Barbarei, so weit Turkestan in Frage kam, noch immer eine Stütze; dorthin brachten die wilden Turkomanen die Menschen zum Verkaufe, welche sie bei ihren Raubzügen in Persien in ihre Steppen fortgeschleppt hatten. Es wird berichtet, daß die Russen nicht weniger als 40,000 bis 50,000 solcher Unglücklichen sofort in Freiheit gesetzt haben, jedenfalls ist die Zahl derselben sehr beträchtlich gewesen. Die Sklaverei ist sofort verboten worden. Ganz richtig bemerkte jüngst Hermann Vambery, daß Rußland durch die Eroberung Chiwas seine Besitzungen in Turkestan völlig abgerundet habe. Der letzte Hort usbekischer (dyhegischer) Selbständigkeit ist nun auch gefallen; sämmtliche turanische Besitzungen der Nachkommen Dschingis Chans erkennen den russischen Kaiser als obersten Gebieter an, Alles was Dschagataisch redet, ist von ihm abhängig geworden.

Der Emir von Buchara wurde sich einem so mächtigen Feinde gegenüber seiner Ohnmacht völlig bewußt, als er im Mai 1868 bei Samarkand eine völlige Niederlage erlitt. Sein etwa 40,000 Mann starkes Heer wurde von etwa 3500 Russen in wilde Flucht getrieben, und es war derselbe General Kaufmann, welcher als Sieger in die Stadt Timur's einzog. Nur selten war ein Europäer dorthin gekommen; Alexander Lehmann ist vor nun etwa einem Menschenalter mit Chamyloff dort gewesen, und vor zehn Jahren kam H. Vambery nach der Stadt, an welche so manche geschichtliche Erinnerungen, von den Tagen des Macedoniers Alexander an, sich knüpfen. Er machte bekanntlich seine Reisen in Mittelasien, die er in so anziehender Weise beschrieben hat, in der Verkleidung eines mohammedanischen Derwisches. Unfehlbar hätte er, 1863, seinen Kopf verloren, wenn man ihn als Europäer erkannt hätte, — heute und schon seit fünf Jahren weht die russische Fahne über oder neben dem Mausoleum Tamerlan's, und jeder Fremde

Digitized by Google

Ein Afghane im Dienſte der Ruſſen.

Digitized by Google

ohne Unterſchied des Glaubens oder der Nationalität mag unbehelligt die Stadt beſuchen, welche eine Hauptſtätte des mohammedaniſchen Fanatismus geweſen iſt. Die Ruſſen leiden nicht, daß die Chane und Häuptlinge mit einander blutige Fehden führen, und damit iſt den barbariſchen Kriegsbräuchen wenigſtens zum großen Theile geſteuert. Man wird ferner nicht mehr gewohnheitsmäßig einem Feinde den Kopf abſchneiden, denſelben in einen Sack ſtecken und als Siegesbeute umherzeigen. Auch die unbändigen Turkomanen haben ſich jetzt überzeugt, daß ſie in ihren Steppen zwiſchen dem Oſtgeſtade des Kaſpiſchen Meeres und dem Amu nicht ferner in der bisherigen Art ihr Unweſen treiben dürfen. Perſien wird ſich ihrer nun leichter erwehren können und die Raubzüge in das Gebiet des Schah würden unprofitabel ſein, weil geraubte Menſchen von nun an keine Käufer mehr in Chiwa finden, dem bisher wichtigſten Abſatzmarkte für die „zweibeinige Waare“.

Baſil Wereſchagin hatte ſich, wie unſere Leſer wiſſen, als Aufgabe geſtellt, die Typen der verſchiedenen Völker, welche er in Centralaſien fand, getreu wiederzugeben und die Sitten und Gebräuche in aller Muße zu beobachten. Wir haben ihn von Orenburg aus über Taſchkend bis nach Buka begleitet. Hier erhielt er die Nachricht, daß Rußland dem Emir von Bucharа Krieg erklärt habe, und die Truppen bereits in Bewegung ſeien, um gegen Samarkand vorzurücken. Sofort brach er auf, um ſeinen Landsleuten ſich anzuſchließen, was unter den obwaltenden Umſtänden mit manchen Schwierigkeiten verbunden war.

Frauen in Buka.

Als die Einwohner Bukas Nachrichten vom Ausbruche der Feindſeligkeiten bekamen, wurde ihr bis dahin freundliches Betragen gegen den Ruſſ ſogleich ein anderes; er ließ ſich aber das nicht anfechten, weil er einen Hauptzweck während ſeines längeren Aufenthaltes erreicht hatte; ſeine Mappe war mit Zeichnungen gefüllt, von denen wir einige, die kennzeichnend ſind, als Illuſtrationen geben.

Es kam ihm zunächſt darauf an, die ruſſiſchen Vorpoſten ſo bald als irgend möglich zu erreichen. Als Reiſegefährten nahm er zwei Notable mit ſich: den Raïs und den Bii aus Top Tiube, dem Hauptorte des ſüdlich von Taſchkend auf der directen Straße nach Chodſchend liegenden Bezirkes. Ein Bii iſt, wie wir ſchon S. 39 geſagt haben, ein angeſehener Mann der Gemeinde, welcher Polizei und Juſtiz verwaltet; der Raïs gehört allemal einem religiöſen Orden an und iſt gleichfalls Beamter. Der Bii Muſa Ben hatte zwei Diener bei ſich, mit welchen er in einem ſehr patriarchaliſchen Verhältniſſe ſtand. Auf die Frage, wie viel Lohn er ihnen zahle, entgegnete er: „Der Alte da, welcher mein Packpferd reitet, dient mir ſeit etwa fünf Jahren; ich habe ihm eine Heirath ermöglicht und gebe ihm dann und wann noch meinem Beſitzthum etwas.“ Tagelöhner nimmt man nur ſelten; ſie bekommen für eine Tagarbeit zwanzig Pfund Hirſe oder anderes Getreide.

Der Weg war ſchlecht, das auf den üppigen Wieſen weidende Vieh nichts weniger als zahlreich, ſehr viele Felder waren mit Getreide beſtellt bis nach der Stadt Dſchane Kurgan, das mit hohen Mauern umgogen iſt und einer Feſtung gleicht. In den Straßen trieben ſich ganze Rudel Hunde umher, aber kein Menſch ließ ſich blicken, doch wußte Muſa

Digitized by Google

Ben sofort guten Rath; er ließ durch seinen Diener die Thür eines Hauses aufbrechen, in welchem man ohne Weiteres Herberge nahm.

Jene Gegend ist Ackerbau- und Wiesenland, aber dann und wann erinnern einzelne Strecken doch noch an die Steppe. Schon am 21. April waren manche Wasserläufe ausgetrocknet; auf den Straßen zogen viele Kameele hin, und man sah Herden von Schafen, die mit Raben wie bedeckt waren; diese schwarzen Vögel verlassen die Schafe nicht, aus deren Wolle und Haut sie Insecten und deren Larven herauspicken. Füchse sind in großer Menge vorhanden, man treibt sie durch Rauch aus ihrem Bau hervor.

Die Reisenden kamen bald dahin, wo das Land von einem alten Arme des Syr Darja tief eingeschnitten ist. Die Ufergegend war Kalkboden mit Salz und Salpeter überzogen; eben so das Bett selbst, an welchem die auch am Strome selbst so häufig vorkommenden Dornengebüsche in Menge auftreten. Bei Sonnenuntergang wurde ein Lagerplatz wohlhabender Nomaden erreicht, wo man dem Uruß in einem Zelte seine Schlafstelle auf weichen turkomanischen Teppichen anwies. Mit einem Gefühle des Behagens streckte er seine ermüdeten Glieder aus, aber bevor nur eine Viertelstunde vergangen war, sprang er auf, weil er schon in so kurzer Zeit mit weißen und braunen Insecten gleichsam bedeckt war. „O, patriarchalische Gastlichkeit in Turkestan! Ich werde die Qualen jener Nacht niemals vergessen."

Weiter aufwärts in dem trockenen Strombette, das da und dort noch einige Tümpel Wasser hatte, wurden die

Bauer bei Buka.

Alte sartische Bäuerin bei Buka.

Dorngestrüppe immer dichter, man sah Enten in unzähliger Menge; zum Glücke ließen sich keine Tiger und Panther blicken, die dort ihre für Menschen unzugänglichen Schlupfwinkel haben, dagegen sah man oft wilde Katzen, von kleinem Wuchs und mit bräunlichem Fell. Da und dort waren Leute beschäftigt, Salz in Gruben zu schaufeln; dasselbe muß einige Monate unter der Erde liegen, weil es dadurch etwas von seinem überaus bittern Geschmacke verliert.

Bald war man nur noch etwa vier Taschа von der Stadt Chodschend entfernt*). Der Weg führte an den malerischen Ruinen von Kasch Tegermen (d. h. zwei Mühlen) vorüber, und eine kleine Strecke weiter begannen den Weg entlang, der mit Maulbeerbäumen eingefaßt ist, die Gärten, Melonenfelder und Aeckerer; diese sind so üppig, daß sie im Jahre vier bis fünf Mal gehauen werden.

Chodschend, eine mit Doppelmauern umgebene Stadt, zählt etwa 30,000 Einwohner und ist berühmt wegen seiner Gärten, Trauben und Seide, macht aber keinen besonders angenehmen Eindruck und der Bazar kann mit jenem von Taschkend keinen Vergleich aushalten. Dort bemerkte Wereschagin unter den Eingeborenen, die sehr fanatische Mohammedaner sind und mit der russischen Herrschaft noch höchst unzufrieden waren, große Aufregung. Sie meinten, daß der Emir von Buchara mit seinem 40,000 Mann starken Heere die Handvoll Europäer mit leichter Mühe wieder aus

*) „Stein heißt im Türkischen Tasch, und dieses Wort wird auch für Meile gebraucht. So ist das persische Wort Ferseng (— Parasange, im heutigen Persisch Ferfach —) aus fer, hoch, und seng, Stein, zusammengesetzt." Vambery, Reise in Mittelasien, Leipzig 1863. S. 162.

Digitized by Google

dem Lande vertreiben werde; Allah könne ja nicht umhin, den Gläubigen gegen die Ungläubigen Beistand zu leisten.

In Chodschend erfuhr der Reisende, weshalb es zum Kriege gekommen war. Der russische Generalstatthalter stand im Begriffe, nach St. Petersburg zu reisen, als ihm Kunde ward, daß bucharische Reiter auf russischem Gebiete Feindseligkeiten verübten. Sofort eilte er nach Dschisak, wo die Vorposten standen, und befahl den Angriff gegen die bucharischen Streifbanden. Inzwischen ereignete es sich, daß etwa dreihundert Afghanen, welche den Kern des Heeres und die Leibwache des Emirs bildeten, diesen verlassen und ihre Dienste den Russen angeboten hatten; sie brachten zwei Kanonen mit. Unter Führung des afghanischen Prinzen Iskender Chan hatten sie die sie verfolgenden Truppen des Emirs zurückgeschlagen und waren im russischen Lager bei Dschisak angekommen; hier erklärten sie ihren festen Entschluß, von nun an unter der Fahne des Ak Padischa, weißen Zars, zu kämpfen. Wereschagin traf mit ihnen zusammen und entwarf von mehreren derselben Zeichnungen; eine durchaus kennzeichnende theilen wir mit. (S. 114.)

Es kam nun darauf an, die russischen Truppen so bald als möglich zu erreichen; sie waren im Vormarsch begriffen und deshalb verließ der Reisende Chodschend nach nur kurzem Aufenthalte. In dem großen Dorfe Kasym wies der Aksakal ihm und seinen Begleitern ein Nachtlager in der Moschee an. Sie breiteten ihre Teppiche im Vorhofe des Gotteshauses aus, mußten aber des starken Regens wegen in demselben Schutz suchen. Das Gebäude war armselig genug;

Ein Bii, Notabler in Buka.

Tascheh, Aksakal von Hodschakend (Sarte).

geöltes Papier ersetzte das Fensterglas, statt der Säulen standen roh behauene Balken da, der ungepflasterte Fußboden war mit Koschme, Filz, bedeckt, und eine Vertiefung in der nach Westen gerichteten Mauer diente als Altar. An den Wänden waren in Mannshöhe Stäbe angebracht, auf welche, als eine Art von Simsé, die angesehenen Leute ihre Pantoffeln stellten, die Armen mußten ihre Fußbekleidung an einer andern Seite der Mauer lassen. Auf die Frage, wie es komme, daß man Christen ein Unterkommen im Gebäude Allah's gebe, erhielt Wereschagin vom Aksakal zur Antwort: „Die Häuser im Dorfe sind für Dich nicht reinlich genug. Die Moschee leidet durch Dich eben so wenig, wie durch die reisenden Kaufleute, die nicht selten auch in ihr übernachten. Wer dann fortgeht, giebt eine kleine Spende für das heilige Gebäude, dem sie zu gönnen ist.“ Dieser Wink wurde vom Uruß verstanden und er gab beim Abschiede ein Silberstück; man that als ob man es nicht nehmen wolle, doch betonte er, daß es Saliau für Saliau sei, Gabe für Gabe.

Dratepe oder Uratüpe ist nur etwa drei deutsche Meilen von Kasym entfernt. Der Weg führt durch eine Engschlucht, in welcher häufig Karakas, Räuber, wegelagern, die Reisenden blieben jedoch unbehelligt. Die Stadt wurde im October 1866 von den Russen mit Sturm genommen; eine Moschee ist von ihnen in eine Kirche umgewandelt worden und der Palast des Beg (Statthalters) in einen Gasthof. Dort erfuhr Wereschagin, daß die Bewohner des umliegenden Gebirges als Kyrk myn Dschayz bezeichnet werden. Die Sage erzählt Folgendes. Ein Uobek hatte Geschäfte zu besorgen und schickte seinen Sohn mit vierzig Leuten. Es gefiel diesem so gut im Lande, daß er mit seinen Vierzig, Kyrk, dort blieb. Da sandte ihm der Vater hundert Mann nach, welche die Ausreißer zurückbringen soll-

Digitized by Google

ten; aber diese einhundert, Dschayz, machten es wie jene und blieben auch dort. Da schickte er eintausend, myn, welche sich gleichfalls ansiedelten und daher jene Bezeichnung: 40, 1000, 100. Die Wahrheit scheint zu sein, daß ursprünglich vierzig Ansiedler kamen, die sich im Fortgange der Zeit auf Tausende vermehrten.

In Oratepe erzählte man nach Aussagen der Karawanenreisenden, daß der Emir von Buchara und seine Rathgeber einen Krieg mit Rußland nicht gewollt hätten, aber das von der Geistlichkeit aufgereizte Volk verlange mit wildem Geschrei die Ausrottung der Ungläubigen. Wo giebt es ein Land, in welchem die Geistlichkeit nicht Unfrieden und Unruhe angestiftet hätte? Jene in Buchara verlangte den „heiligen" Krieg, und nun ist der Emir ein Halbvasall der Ungläubigen.

Oratepe gilt für eine Stadt, in der es munter zugeht, etwa so wie Karschi in Buchara und Schiraz in Persien; man liebt Musik und Tanz. Von der Citadelle hat man eine reizende Umschau auf die Stadt, ihre Bazare, Moscheen, herrlichen Gärten und wohlbestellten Felder, welche bis an den Fuß des Gebirges reichen. Auf der Wegstrecke nach dem Dorfe Samin wimmelt es förmlich von Schildkröten, die unbestört bleiben, weil den Mohammedanern ihr Fleisch für unrein gilt. In Samin lagen nur dreißig Kosaken, und von diesen konnte der befehlhabende Major dem Reisenden keine als Geleitsmänner mitgeben; er mußte also dort bis auf Weiteres liegen bleiben. Nach einigen Tagen erschien eine Proviantcolonne, in der sich viele Juden befanden, die Branntwein mit sich führten, und diesem Zuge schloß unser Reisender sich an. Da derselbe aber nur sehr langsam vorwärts kam, ritt er mit einigen Kosaken voraus, um rascher nach Dschisak zu kommen. Zur Linken erhoben sich die Dschulamberge; sie sind eine Fortsetzung der Höhenzüge von Oratepe und Samin. An dem nun sehr belebten Wege lagen manche Auls; viele Leute kamen vom Markte zurück, wo sie Einkäufe gemacht hatten.

Der Aksakal von Bula.

Dicht vor dem Stadtthore beobachtete Wereschagin eine auffallende Erscheinung, einen Mann mit langem, greisem Haar. Dort zu Lande scheert jeder Mann das Kopfhaar ab, und es war eigenthümlich, daß jener Greis das seinige hatte wachsen lassen. Die Sache klärte sich bald auf. Der Greis hatte mehrere Frauen geheirathet, aber sie hatten ihm nur Töchter geboren, keinen einzigen Knaben. Diese Schande nahm er sich sehr zu Herzen, und schon vor Jahren hatte er das Gelübde gethan, sich den Kopf nicht zu scheeren, bis ihm ein Sohn geboren werde.

Dschisak ist mit einem dreifachen Gürtel von Lehmmauern umzogen und bei der Erstürmung durch die Russen ist sehr viel Blut vergossen worden. Fast alle bucharischen Soldaten, welche den Platz vertheidigten, wurden niedergemacht. Die Stadt ist nicht groß, hat schlechtes Wasser und eben so wie in Buchara ist die Rischta sehr häufig. Diese Krankheit wird verursacht durch die Entwickelung einer Wurmeß, der sich unter der Haut festsetzt, bis 75 und mehr Centimeter lang wird und nur mit großer Vorsicht entfernt werden kann. (— Er ist also eine Art von Dracunculus, Guineawurm. —) Dschisak ist ungesund; deswegen haben die Russen das für ihre neue Niederlassung erforderliche Baumaterial aus der Citadelle genommen, welche sie abtrugen. Diese Colonie Kutschi, etwa anderthalb Stunden von der Stadt entfernt, hat eine bessere Lage, Storpione sind dort nicht so häufig und das Wasser ist besser.

Auf dem Wege von Dschisak nach Dschane Kurgan hat man die sogenannten Pforten Tamerlan's zu passiren, einen Engpaß zwischen gewaltigen Felsmassen, durch welchen ein Bach fließt, der mehr als zwanzig Mal durchwatet werden mußte. Dschane Kurgan liegt am jenseitigen Ende der Pforte und war früher befestigt; jetzt sind die Lehmmauern verfallen. Die russischen Truppen waren schon ausgerückt, hatten aber viele Kranke zurückgelassen, die an Rheumatismus, Fieber, Diarrhöe ꝛc. litten und nun in Zelten verpflegt wurden.

Die Straße nach Samarkand wurde durch umherstreifende Banden bucharischer Reiter unsicher gemacht; deshalb schlossen alle Reisenden sich an einander und bildeten eine Karawane, in welcher sich auch mehrere russische Offiziere befanden, welche in Dschane Kurgan noch Dienst gehabt hatten und nun ihrem Bataillon nacheilten. Mit etwa sechszig Bewaffneten, welche den Zug antraten, konnte man wohl einer bucharischen Truppe sich erwehren; ohnehin waren in der Karawane einige zwanzig Tataren und Kirgisen, von denen mehrere als Späher benutzt werden konnten. Nachdem man eine Strecke weit gewandert war, fingen die Tataren zwei verdächtig aussehende Reiter ein, und von diesen erhielt man die Kunde, daß Samarkand bereits von den russischen Truppen besetzt worden sei. Sie waren, ohne Widerstand zu finden, eingerückt, nachdem sie am Tage vorher die Armee des Emir in die Flucht geschlagen hatten. Wereschagin kam also zu spät; sein sehnlicher Wunsch, mit seinen Landsleuten in die berühmte Stadt Tamerlan's einzuziehen, wurde nicht erfüllt. Die beiden Reiter ihrerseits wollten anfangs gar nicht glauben, daß sie den Hals auf dem Rumpfe behalten sollten, und blieben längere Zeit in dem Wahne, daß man ihnen den Kopf herunterfäbeln werde.

In der Nähe von Samarkand war das Land von Bewässerungscanälen durchzogen, vortrefflich angebaut, und in dem fruchtbaren Thale des Serafschan lag ein wohl gepflegter Garten neben dem andern. Bald war das Schlachtfeld

Digitized by Google

erreicht, auf welchem noch todte Krieger und Pferde umherlagen. Nach wenigen Stunden hatte Wereschagin ein Hauptziel seiner Wanderungen in Centralasien erreicht; er war nach so vielen Entbehrungen und Beschwerden glücklich in Samarkand angekommen.

Der Hoffstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika.

Von **Dr. Nachtigal** *).

I.

Baghirmi ist ein Land der Sklaven. Der gleichnamige Stamm, die Baghirmi, welcher der herrschende ist, mit den Stämmen der eingeborenen Araber (Schoa) und Bruchtheilen der Fellata, welche im Lande zerstreut sind und wie die Araber seit vielen Jahrhunderten die Gegend bewohnen, mit im Laufe der Zeit eingewanderten Individuen und einem Dutzend Kanuri-Gruppen vertritt die freien Elemente. Die Araber folgen ihrer Nomadennatur draußen und haben nichts mit Hof und Regierung zu thun; die Fellata leben ebenfalls rastlos und ausschließlich den Arbeiten des Ackerbaues und der Viehzucht, und die spärlichen Fremden und Kanuri kommen, ihrer geringen Zahl wegen, nicht in Betracht.

Die Baghirmi selbst aber sind keineswegs zahlreich, denn sie leiten ihren Ursprung alle von einer kleinen Schaar fremder Einwanderer — zwölf Brüdern mit ihrem Anhange — her, welche vor etwas mehr als $3^1/_2$ Jahrhunderten aus fernem Osten ins Land kamen. Ein Stamm „Baghirmi" vor der Zeit dieser Einwanderung existirte nicht. Je kleiner die Zahl, desto compacter aber sind die Parteien, desto lebhafter die Antipathien, desto unversöhnlicher ist der Haß, desto stolzer das Selbstbewußtsein, desto unvermeidlicher sind der Neid, die Intrigue, der Verrath. So auch in Baghirmi, wo man in Folge dessen die spärlichen „Freigeborenen", selbst wenn sie die erforderlichen Eigenschaften haben, gern fern von Aemtern und Würden hält, und die Umgebung des Sultans fast nur aus Sklaven besteht, und Anzahl, Macht und Ansehen bei diesen ist.

Dem entspricht die absolute, durch kein brauchendes Element gemäßigte Regierung. Da ist kein Institut, welches der „Regera" Bornus ähnelte, obgleich auch diese seine große Bedeutung hat; da sind keine Edlen in bestimmten Würden, wie im benachbarten Logon, welche bei wichtigeren Maßnahmen consultirt werden müssen; da ist Niemand, mit dem der König Rathes pflegt, wenn er nicht will. Doch existirt ein diesen crassen Absolutismus abschwächendes Moment. Dies ist die Abgeschlossenheit, zu der die Sitte den Sultan von Baghirmi verdammt. Freilich kein Herrscher in den Staaten Centralafrikas sieht mit eigenen Augen und prüft mit eigenem Verstande, wie seiner Zeit Harun el Raschid, doch ist immer noch ein großer Unterschied zwischen den Herrschern Bornus und Wadaïs und denen von Baghirmi. Der Scheich Omar sitzt täglich in der Mitte seiner Edlen, bespricht mit ihnen die Tagesereignisse und empfängt Fremde und Einheimische in öffentlicher Audienz; auch Sultan Ali von Wadaï entzieht den Anblick seiner königlichen Person dem Volke nicht, sondern soll zugänglich für Hoch und Niedrig sein. Der Baghirmi-Herrscher wird streng abgeschlossen von der Außenwelt gehalten; sein Verkehr mit derselben effectuirt sich nur durch Dolmetscher, und entweder ist seine geheiligte Person ganz und gar hinter Vorhängen oder Thüren verborgen, oder doch so durch Stoffe verhüllt, daß man kaum seine Nasenspitze hervorgucken sieht.

Die Dolmetscher des Königs — bald dieser, bald jener Beamte, je nach ihrer Sprachkenntniß und nach Bedeutung des Empfangenen — sind, wenigstens wenn es sich um Fremde handelt, keineswegs zuverlässig, sondern treffen eine Auswahl sowohl in sachlichem Inhalt der Rede, als in der Form, wie sie ihnen convenirt. Ich selbst habe mehrmals diese Erfahrung machen müssen. Einheimische Nichtwürdenträger dagegen nähern sich dem Herrscher überhaupt nur mittelst der hohen Beamten, und sind dann von diesen instruirt, was sie zu sagen und zu verschweigen haben. Unliebsame Personen, Nachrichten und Unterredungen werden aufs Peinlichste ganz zurückgehalten und vermieden; zahlreiche Beschnittene, an denen in der Hof von Mbaffeña so überreich ist, sind nur allzu bereitet, jeden Unberufenen aus der königlichen Atmosphäre fern zu halten.

---

*) Wir gaben am Schlusse unseres vorigen Bandes (XXIII, S. 375 f.) eine Skizze über den Lebenslauf Dr. Nachtigal's und seine neueste Reise im Sudan. Nachdem seit Anfang 1873 keine Nachrichten von ihm eingetroffen waren, langten dergleichen, vom Februar 1872, bei seinen Freunden (A. Petermann, H. von Maltzan, Bastian) abermals an, und wir erfuhren zu unserer Freude, daß er nach Ueberwindung vieler Strapazen sich wohlbehalten in Kuka befand. Von dort haben wir jetzt eben, im Juli, abermals Nachrichten, welche wir unsererseits Herrn Baron H. von Maltzan verdanken, und drei Aufsätze für den „Globus":

1) Der Hofstaat des Königs von Baghirmi.
2) Zug mit einer Sklavenkarawane in Baghirmi.
3) Die Abstammung der Könige von Wadaï.

Zum Verständniß wollen wir hier unseren Lesern Folgendes bemerken. Dr. Nachtigal bereitete sich, nachdem er von seiner Entdeckungsreise im östlichen Kanem, Egei Bebede und Bergu nach Kuka, der Hauptstadt des Sultans Omar von Bornu, im Januar 1872 zurückgekommen war, zu einer Reise nach Baghirmi vor, das auf allen Karten verzeichnet und uns zuerst durch Heinrich Barth näher bekannt geworden ist. Dieser war 1852 in jenem Lande gewesen, das südöstlich vom Tzadsee liegt, im Norden von Kanem und Wadaï, im Westen von Bornu begrenzt wird. Nachtigal fand ganz andere politische Verhältnisse. Sultan Ali von Wadaï hatte 1871 Baghirmi mit Krieg überzogen und die Hauptstadt Mâsséña zerstört. Dem Sultan Mohammed Ibn Abd el Kader Abu Selim war es gelungen, sich zu flüchten; er zog sich jenseits des Schariflusses zurück, erst nach Mansifa, dann nach Busso. Der Sieger Ali von Wadaï hatte dann einen Gegensultan eingesetzt, einen Oheim Abu Sekin's, Namens Abderrahman. — Sultan Ali war nun der mächtigste Fürst im östlichen Sudan. Dr. Nachtigal schrieb (S. 377): „Ich bin eines höchst wichtigen Buches, einer Geschichte der Regentenreihe von Wadaï, habhaft geworden und im Begriffe, sie zu kubiren; Abschrift ist bereits genommen." Der Aufsatz, welchen wir in einer unserer nächsten Nummern über die Abstammung der Könige von Wadaï mittheilen, ist eine Frucht dieses Studiums; derselbe giebt bisher ganz unbekannte Daten über die Geschichte Wadaïs.

Dr. Nachtigal hat seinen Vorsatz, Baghirmi zu erforschen, ausgeführt und, wie unsere Leser finden werden, die dortigen Zustände sehr anschaulich dargestellt. A.

Digitized by Google

Einmal empfing mich der König — mbanga — Mohammedu ohne trennende Thür oder Vorhang und selbst frei von verhüllenden Stoffen. Doch war dafür das Gemach, in dem der Empfang stattfatte, in tiefes Halbdunkel versetzt, und sollte diese Einrichtung so wichtigen Ceremonies mir gegenüber den hohen Grad von Höflichkeit andeuten, den er mir schuldig zu sein glaubte und die so zu sagen vertrauliche Freundschaft, den „Aman", die er mir entgegentrug. Er empfing mich an dem Tage auch ohne den Kreis von Höflingen, der gewöhnlich dem Fremden, der seine Angelegenheiten zu besprechen wünscht, so lästig ist, und reichte mir gemüthlich seine Hand. Doch ich bildete eine große Ausnahme, und wenn ich Abu Sekin nicht meinen Besuch in so außergewöhnlichen Verhältnissen für ihn und für sein Land gemacht hätte, so würde mir schwerlich ein so leichter, die Würde eines Baghirmi-Königs fast compromittirender Verkehr mit ihm zu Theil geworden sein.

Zur Audienz legt der Unterthan am Eingange des Außenhofes etwaige Sandalen — Schuhe kommen kaum vor — ab, und ist eine Art Thürhüter, welcher dieselben in seinen Gewahr nimmt, daselbst stationirt. Im Vorhofe läßt er sodann etwaige Waffen — die Baghirmi trennen sich fast nie von einem am linken Vorderarme durch einen Lederring befestigten 1 bis $1^1/_2$ Fuß langen Messer — zurück und zieht beim Eintritte in den Empfangshof seine Tobe von den Schultern, dieselbe um die Taille gürtend, so daß der Oberkörper ganz nackt ist. Ist der innere Hof noch nicht Empfangsraum, so beginnt er sich, eine Schulter zu entblößen, und vollendet seine Toilette erst unmittelbar vor der Gegenwart des Herrschers. In diese letztere getommen, hockt er auf die Erde nieder, den Oberkörper vornüber bis halb zur Erde gebeugt, und schlägt leise beide flache Hände wiederholt zusammen, seinem Herrn und König langes Leben wünschend.

Fremde sind vom Entblößen der Schultern befreit und haben nur etwaige Fußbekleidungen und Waffen vorher abzulegen. Ebenso von den eigenen Unterthanen alle Posaunenbläser, mala goóna, welche alle ihren Ursprung von einem Bruder des ersten Baghirmikönigs, Namens Kubudga, ableiten und also von königlichem Blute sind. Eben so ferner die Leute von Kenga, welche den König mit dem Dolche am Handgelenk, der Tobe, wenn sie solche übertaupt haben, auf den Schultern und in aufrechter, nur schwach gebeugter Haltung zu begrüßen berechtigt sind. Die erste Colonie nämlich, welche die oben erwähnten zwölf Einwanderer in dieser Gegend gründeten, war Kenga, und als König blieb daselbst der älteste derselben, so daß diese Stadt seitdem stets als befreundet und nahe verwandt, ja, als eine Art Mutterstadt, nie aber als unterworfen betrachtet wurde.

Steigt der Sultan zu Pferde, und Mbang Mohammedu, ein kühner Kriegsmann und großer Pferdeliebhaber, ergreift gern jede Gelegenheit, die sich ihm dazu bietet, dann wird er so in Stoffe gehüllt, in einen Burnus gewickelt und die Kapuze so tief über das Gesicht herabgezogen, daß man von seiner geheiligten Person nichts sieht, keinen Gesichtszug entdecken kann. Ueber das Haupt des königlichen Reiters wird jederseits an langem Stiele ein seidener Schirm gehalten. Beide waren roth und hatten rings herum einen handbreiten, herabfallenden, grünseidenen Rand. Vor ihm tänzeln taktmäßig zwölf Sklaven mit großen Straußenfederfächern an langem Stiele, die sie eben so taktmäßig schwenken und wirbelnd in die Höhe stoßen. Das Innere dieser Fächer, die doch eigentlich keine Fächer sind, sondern nur königliche Insignien, besteht aus dünner Platte mit rother Seide überzogen, während die Peripherie von schwarzen Straußenfedern gebildet wird, wie durch nebenstehende rohe Zeichnung veranschaulicht wird. Nimmt man dazu noch

die Pauken und Kriegstrommeln des Sultans und 8 bis 12 etwa 8 Fuß lange Holzposaunen, so hat man die königlichen Insignien, deren sich wenigstens Abu Sekin augenblicklich erfreute. Die Pauken sollen eigentlich von einem Kameel getragen werden, doch sollches crfiirte während meiner Anwesenheit nicht. Die Posaunen werden von den sonen genannten „mala goóna" aus königlichem Blute geblasen und geben rauhe, dröhnende, höchst unmelodische Töne von sich, zu denen gleichwohl die Bläser, wenn vereinzelt, in improvisirter Dichtung den Ruhm des Herrschers singen oder unter scherzhafter Form in freier und oft kühner Sprache ihm Bitten vortragen, ernste Wahrheiten sagen oder selbst Rathschläge ertheilen.

Zu diesen Insignien kommt eigentlich noch die „königliche Lanze", „nyinga mbanga", die bei der Einwanderung des herrschenden Geschlechte Dokku, der Gründer von Kenga, Dokku Kenga, der älteste und angesehenste der Gesellschaft, in Gewahr hatte und die nach seinem Tode sein Neffe Abdalla, der vierte Regent Baghirmis und eigentlicher Begründer des Reiches, nach Mässeña brachte. Dieselbe wurde seitdem bei festlichen Gelegenheiten, bei Ausrüstung zu kriegerischen Expeditionen oder bei Einzügen von denselben, vom Aschama vor dem König hergetragen, und war kurz vor meinem Besuche bei Abu Sekin vom Sultan Ali von Wadai bei Gelegenheit der Eroberung Mässeñas nach Wadai entführt worden.

Doch augenblicklich bedient sich der Baghirmi-König aller dieser Insignien gar nicht, wie ich selbst erst nach langer Täuschung erfuhr. Er hat geschworen, sich nicht eher wieder mit den Abzeichen eines Herrschers zu umgeben und öffentlich zu zeigen, als bis er nach Mässeña zurückgekehrt sei, und jedes Mal, wenn er jetzt zu Pferde steigt, wird einer seiner Sklaven in den königlichen Burnus gehüllt, auf ein Pferd aus dem königlichen Stalle gesetzt, und genießt ein solcher der Sonnenschirme und der Straußenfächer seines Herrn. Lange grüßte ich bei Begegnungen diese Person und erfuhr und erkannte erst später das grundsätzliche Quiproquo.

Fragen der Landesverwaltung und der Gerechtigkeitspflege kommen dem Herrscher selten vor. Entweder fallen dieselben der religiösen Entscheidung, Scheria, anheim oder gehören zum Ressort des Fatorha, des Kreema und des Ngarmane. Das Land ist in allen seinen einzelnen Theilen, seinen Städten und Dörfern, seinen Stämmen und Abtheilungen unter die Söhne und Brüder, Frauen und Töchter, Mütter und Schwiegersöhne, Verwandte und Würdenträger getheilt; diese haben das Beste aus den ihnen anvertrauten Theilen zu machen und sich mit den Angelegenheiten der Bewohner zu beschäftigen. Es müssen schon außergewöhnliche Ereignisse sein, welche den Staatschef zwischen Verwalter und seinen Bezirk zu treten vermögen. Fällt der Inhaber eines Orteö, der Verwalter eines Stammes in Ungnade, begeht er zu schreiende Ungerechtigkeiten oder liefert gar nichts in die königliche Casse, so wird er kurz und einfach durch einen Andern ersetzt. Doch um die Hebung der Wohlfahrt der Einwohner und der Kräfte des Landes, um Gerechtigkeit und Billigkeit in den willkürlichen Besteuerungen und dergleichen bekümmert sich Niemand.

So bleibt einem König von Baghirmi zu seiner Beschäftigung nur der Krieg, die Gbazia und Sklavenjagd; seine

Digitized by Google

Kriegsmacht, die aus ſeinen Sklaven beſteht, und ſein Hausſtand, der allerdings in gewöhnlichen Verhältniſſen ſehr zahlreich iſt.

Regelmäßig abgetheilte Soldaten exiſtiren in Baghirmi nicht. Wie der Sultan ſeine Sklaven bewaffnet, ſie theils zu Flintenſchützen, theils zu ſchweren oder leichten Reitern (d. h. mit oder ohne Waffenpanzer), theils zu Bogenſchützen, theils zu Fußſoldaten und der gewöhnlichen landesüblichen Bewaffnung macht, ſo thut es jeder der Würdenträger mit ſeinen Anhängern und Sklaven.

In Fragen des Kriegs und der Sklavenjagden hat der König die Initiative. Ob er dieſen oder jenen Stamm ausplündern, hier oder dort eine Sklavenjagd unternehmen, dieſen oder jenen Führer ſchicken oder ſelbſt die Expedition leiten will, iſt ganz und gar ſeiner Entſcheidung anheim gegeben. Der Vater beſtieg jetzigen, entthronten Königs, welcher Abd el Kader hieß, und der letztere ſelbſt brachten faſt alljährlich fünf oder ſechs Monate im Felde zu, und wenn ſie auch dann wohl einmal eine Friedenspauſe von zwei oder drei Jahren eintreten ließen, ſo blieben ſie auf der andern Seite auch wohl ganze Jahre draußen. Es iſt dies nicht ſowohl kriegeriſcher Sinn der Herrſcher und Einwohner, als im Lande und ſeinen Verhältniſſen begründete Nothwendigkeit. Das Land hat wenig Hülfsquellen in ſich ſelbſt. Der Ackerbau florirt nicht, Handel mit den Nachbarn exiſtirt nur in beſchränkter Weiſe, heimiſche Induſtrie ſteht auf niedriger Stufe. Einfache gute weiße Toben wiſſen ſie zu verfertigen und ſie auch leidlich zu färben. Doch alle beſſeren Kleidungsſtücke und alle Frauenkleider müſſen aus Bornu eingeführt werden, und auch in der Färbekunſt ſind ſie weit entfernt, auf der Höhe der Hauſſa zu ſtehen. Alle Luxusgegenſtände, welche die nordiſchen Karawanen von Tripoli und Regghten bringen, finden keinen directen Weg nach Baghirmi, ſondern werden von den kleinen Kaufleuten Bornus und Wadaïs nach Mäſſeña gebracht. — Alle Luxusgegenſtände werden alſo in Baghirmi ſehr theuer. Dazu müſſen Pferde angekauft werden, denn die Pferdezucht, ſelbſt in friedlichen Zeiten, liegt in Baghirmi arg darnieder, und in der ſpärlichen Reiterei mit Wattenpanzern für Pferde und Reiter liegt die Ueberlegenheit der Baghirmi über die Heidenſtämme viel mehr, als in den wenigen Feuerwaffen, die ſie nicht zu gebrauchen verſtehen.

Endlich macht der Hausſtand, das Harem, von 400, 600, 800 Frauen, die alle außer ihrer Kleidung noch Schmuckſachen von Silber und Korallen beanſpruchen, anſehnliche Koſten. Alles dies müſſen die Sklaven bringen und ihr Verkauf. Es iſt alſo wohl natürlich, daß faſt die einzige Angelegenheit, welche das Intereſſe des Herrſchers ganz in Anſpruch nimmt, ein Kriegszug, die einzige öffentliche Beſchäftigung, der er ſich ſelbſt hingeben kann, die Anführung eines ſolchen iſt.

Forſyth's und ſeiner Begleiter Reiſe nach Jarkend.

III.

Jarkend und ſeine Bewohner.

Nachdem die engliſche Geſandtſchaft am 23. Auguſt den Jarkend-Fluß mittelſt einer Fähre überſchritten hatte, wurde ſie von einer 30 Mann ſtarken, aus ihren Begleitern gebildeten Escorte in Empfang genommen, welche leidlich einexercirt war und hübſche ſcharlachene, mit Goldborden beſetzte Uniformen, ſchneeweiße Turbane, Schwert und Karabiner trug. Noch ein Flußarm wurde überſchritten, und dann empfing ſie an der Spitze einer Reiterſchaar Mansur Chodſcha, ein hoher Beamter, welcher alsbald mit einem prächtigen, goldbordirten Atlasgewande beſchenkt wurde, das er der Sitte gemäß den ganzen Tag über trug. Anfangs führte der Weg über niedriges, ſumpfiges Land, dann durch ſchattige Alleen zwiſchen reichen Weiden und wohlbeſtellten Feldern ſechs engliſche Meilen weit hindurch. Schließlich erblickten ſie in der Ferne einen niedrigen, zinnengekrönten Erdwall, die lang erſehnten Stadtmauern von Jarkend. Je näher ſie kamen, deſto größer wurde die Menge des Volkes, welches oft drei bis vier Köpfe tief ſich an den Straßen aufgeſtellt hatte, aber augenſcheinlich die Europäer, welche gleichfalls orientaliſche Kleidung trugen, nicht herausfinden konnte. Dieſe machten dabei die Bemerkung, daß viele Jarkender ganz wie Engländer ausſahen, oft eben ſo hübſch und mit rothen Backen. Frauen zeigten ſich nicht: ſie beobachten die Vorſchriften des Islam ſtrenger als in den meiſten mohammedaniſchen Staaten.

Die Stadtmauer iſt etwa 30 Fuß hoch, ganz aus Luftziegeln erbaut und außen von einem Graben umgeben. Am Thore war eine Wache aufgezogen, welche aus friedlichen Städtern, Kaufleuten und dergleichen beſtand, da die wirklichen Soldaten auf dem Kriegsſchauplatze im Nordoſten des Reiches ſich befanden. So mußten denn die Bürger Soldaten ſpielen, und ſie thaten es mit den ſonderbarſten und altmodiſchſten Keulen, Spießen, Streitäxten, nägelgeſpickten Dreſchflegeln u. ſ. w.

Das Schafot, welches Shaw bei ſeiner erſten Anweſenheit nahe bei dieſem Thore ſah, war der engliſchen Geſandtſchaft zu Ehren zeitweilig verſchwunden. Man zog nun durch viele gewundene meiſt reinliche und breite Straßen, welche ab und zu mit Gitterwerk und Weinranken überdeckt ſind. Die Läden und Häuſer glichen genau denen aller anderen orientaliſchen Städte, nur daß ſie wegen der Seltenheit des Bauholzes und des gänzlichen Mangels an Steinen und gebrannten Ziegeln alle nur einen Stock hoch waren. Einige ſtattliche Gebäude wieſen ſich als hohe Schulen aus, in denen feierlich nur der Koran gelehrt wird. Am andern Ende der Stadt zogen ſie durch ein ebenſo wie das erſte bewachtes Thor und erreichten zwiſchen lauter Häuſerruinen hin nach einer Viertelmeile das Fort Jengiſchehr (d. i. Neuſtadt), welches mit Mauern und Gräben umgeben und noch von den Chineſen zur Beherrſchung der Stadt erbaut iſt. Es beſitzt nur ein Thor, welches von regulären Soldaten in Scharlachuniform mit Schwert und Luntenſchloß beſetzt war. Uebrigens iſt nur das Fußvolk uniformirt, während die Reiterei, der Hauptbeſtandtheil des Heeres, ſich nach Belieben kleidet und meiſt ihr ganzes werthvolleres Hab und Gut am Sattel hängen hat. Im Innern des Forts ſteht

Digitized by Google

eine kleine Stadt mit eigenem, geschäftigem Bazar, über welchen die Gesandtschaft ritt, um die eigens für sie erbauten, geräumigen und bequem eingerichteten Wohnungen, in denen selbst nicht Tische und Stühle fehlten, zu erreichen.

Der Aufenthalt der Engländer, welche strengen Befehl zur sofortigen Rückkehr hatten, falls sie den Atalik Ghazi nicht antrafen, dauerte kaum zwei Wochen. So höflich sie auch von den Behörden behandelt wurden und so reiche Geschenke sie auch erhielten, so war doch ihre Mission als gescheitert zu betrachten, wie es scheint, durch den schon damals mächtigen russischen Einfluß, welchem sie in nächster Zeit durch eine zweite Gesandtschaft, die ebenfalls unter dem bewährten Hrn. Forsyth stehen soll, ein Paroli zu biegen suchen werden (vgl. „Globus“ XXIII, S. 335)*). Die Rückreise, welche am 5. September angetreten wurde und fast auf demselben Wege wie beim Kommen vor sich ging, bietet nichts Bemerkenswerthes; desto mehr aber ihre Schilderung der Jarkender und ihrer Lebens, zu welchem wir jetzt übergehen.

Die Stadt liegt in einer reich angebauten Ebene, welche aus einem hellen, fandigen Lehm besteht, auf welchem ohne künstliche Bewässerung kaum Unkraut gedeihen würde, durch dieselbe aber herrliche Ernten gewährt. Rings um die Stadt dehnt sich ein Sumpf aus, der, niedriger als die Wassercanäle gelegen, mitunter überschwemmt wird und trefflichen Weidegrund abgiebt. Dagegen giebt es weder Steine noch Felsen, und in Folge des Brennholzmangels hat man nur an der Luft getrocknete Steine. Alles Wasser zum Hausgebrauch wird entweder direct aus den Flüssen oder Canälen oder aus Cisternen geschöpft, welche alle paar Tage frisch gefüllt werden, aber jeder Verunreinigung durch trinkendes Vieh und zufließendes schmutziges Wasser ausgesetzt sind, so daß sein Genuß vorkommenden Falls ein rasches Verbreitungsmittel der Cholera abgeben würde. Dem Genuß solch verunreinigten Wassers schreiben die Engländer auch ihr andauerndes Unwohlsein in Jarkend zu. Im Winter bedeckt man diese Cisternen mit einer mehrere Fuß dicken, Schicht Eis, welches für den Gebrauch im Sommer aufbewahrt wird. Regen ist außerordentlich selten, und nur ab und zu fällt Schnee.

Jarkend baut mit Ausnahme des Zuckerrohrs alle Sommer- und Winterfrüchte des Pendschab, nämlich Reis, Gerste, Weizen, Hirse, Mais, Dschoahir und Jmpei (zwei Sorghumarten), Gram (Cicer arietinum), Erbsen und mindestens ein Dutzend Bohnenarten. Leinsamen wird nur zur Aussaat, Hanf nur für Präparate gebaut, da die Fasern beider keine Verwendung finden. Baumwolle wächst genug, um für die unteren Classen Gewänder zu verhältnißmäßig billigem Preise als in Indien zu liefern. Weizen wird im Herbst gesäet. Mais wird hauptsächlich zu Pferdefutter verwandt; auch wird Maismehl zwischen Weizenmehl genommen, um das Brot weiß zu machen. Hauptfutterpflanze ist Lucerne; Tabak wird überall gebaut; sodann Mohr- und Steckrüben, Rettige, Zwiebeln, Kohl, Gurken, Melonen, Kürbisse, rother Pfeffer, Tomaten und Koriander; an Früchten Trauben, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, Birnen und Feigen. Das Hauptbau- und Brennholz ist Pappeln und Weiden; auch macht man rohe Wassereimer ꝛc. daraus und sehr primitive Schneeschuhschlachen von 8 Zoll Länge.

Die in Jarkend heimischen Pferde sind sehr stark gebaute, ausdauernde Ponies, welche im Preise von 4 bis 15 Pf. St. schwanken. Sie sind äußerst geletzig, und ein einzelner Reiter kann mit seiner langen Peitsche wohl funfzig Stück ohne viel Mühe vor sich her treiben, namentlich wenn er auf dem von der Herde anerkannten Leitthiere sitzt. Die Jarkender sind vortreffliche Reiter und sehr für ihre Pferde besorgt, die sie nach dem Marsche oft Stunden lang trocken führen, ehe sie ihnen Futter geben oder sie auf die Weide schicken. Pferde und Esel werden zum Ausdreschen des Korns verwendet, aber nie zum Pflügen, was vom Rindvieh besorgt wird. Auf den Dörfern hält man sehr viele Esel zum Lasttragen und Reiten, oft sehr schöne Thiere; Maulthiere, unter der chinesischen Herrschaft noch häufig, sind jetzt sehr selten. Rindfleisch wird nicht viel gegessen, wohl aber das vom Grunzochsen und besonders vom Hammel, von dessen Wohlgeschmack wir schon oben erzählt haben. Vortrefflich soll auch das von jungen zweihöckrigen Kameelen munden, die in der Ebene häufig vorkommen. Hühner trifft man in jedem Dorfe, aber nie eine Ente, weder wilde noch zahme. Auch Ziegen sind selten. Hunde werden nicht gehalten, sondern, wenn sie sich sehen lassen, abscheulich mißhandelt, so daß die Besitzer der wenigen Exemplare, welche die chinesische Herrschaft überdauert haben, dieselben nicht öffentlich zeigen. Dafür stehen Katzen in hoher Gunst. Im Dickicht längs der Flüsse sind Wildschweine häufig und wurden früher sogar von Mohammedanern gegessen, während jetzt selbst der Name des unreinen Thieres nicht ausgesprochen werden darf. Außerdem sollen noch von wilden Thieren vorkommen Antilopen, wilde Kameele, Löwen und Tiger.

Die sehr gemischte Bevölkerung von Jarkend zählt nach Forsyth's Schätzung etwa 60,000 Seelen, nämlich außer 50,000 gebornen Jarkendis, von denen ein Zehntel Bettler sind, 2000 Personen aus Badakschan, 2000 aus Baltistan, 1000 aus Kaschmir, 3000 aus Andidschan und Chokand und 500 Tungusen. Viele haben angesprochen chinesische Gesichter und alsdann nur Schnurr- und Knebelbart. Außer dem Jslam wird keine andere Religion geduldet. Die paar Hindus, welche zu Handelszwecken den Himalaya überstiegen haben, werden entsetzlich unterdrückt, und dürfen weder den Turban tragen, noch zu Pferde steigen oder sich mit den Töchtern des Landes verheirathen. Sie tragen Kappen und lange schwarze Röcke, die ein Strick um den Leib zusammenhält, bewohnen ein bestimmtes Quartier und müssen weit mehr Steuern als die Mohammedaner bezahlen. Die Sklaverei soll zwar abgeschafft sein; doch hatten die Engländer in Jengischehr beständig zwei junge Sklaven von chinesischer Abkunft, welche dem Gouverneur gehörten, zu ihrer Bedienung um sich. In der Stadt selbst bekamen sie nie Frauen zu Gesicht, wohl aber in den Dörfern, alle in weißen Baumwollkleidern und runden Mützen von weißer Baumwolle oder Pelzkappen. So wie die Fremden herankamen, verschwanden sie, sahen aber alsbald wieder durch Thürspalten und über Hofmauern nach der ungewohnten Erscheinung hervor.

Die unteren Classen tragen den Turban oder eine Mütze von Schaffell, ein oder mehrere Kleider von inländischem Baumwollstoff und ein paar baumwollene oder lederne weite Hosen, in welche beim Reiten oder Arbeiten die Obergewänder hineingestopft werden. Die Vornehmeren tragen nur besseren Stoff, Seide oder englische und russische Zeuge; außerdem auch Stiefmyfe. Alle haben kniehohe Stiefeln, die Reicheren aus importirtem Leder, die Aermeren aus ungegerbter Haut. Beim Betreten eines Zimmers legt man die Schuhe nicht ab. Bei Besuchen und Mahlzeiten kniet man nieder und sitzt auf den Stiefelabsätzen, was furchtbar unbequem ist und dem Uneingeweihten Beinkrampf zuzieht. Das Volk ist in seiner Person, Kleidung und Wohnung äußerst reinlich und scheint sich wohl und glücklich zu befinden. Man begegnet keiner solch abschreckenden Armuth,

*) Diese Expedition hat sich im Juni 1873 von Ladakh aus in Bewegung gesetzt.

Digitized by Google

wie in manchen civilisirten Staaten, weil Betteln für ein anſtändiges Gewerbe gilt. Von Krankheiten ſind namentlich Kropf, Syphilis und Staar verbreitet.

An Münzen kurſiren nur die alten chineſiſchen, die Tungas, im Werthe von ungefähr $2^1/_2$ Groſchen, die Tillas zu $3^3/_5$ Thaler und der Kuru oder Jambe, ein wie ein Holzſchuh geſtaltetes Silberbarren, deſſen Werth von 33 bis 107 Thaler wechſelt.

Die Jartende Manufacturen beſchränken ſich, Teppiche in ein oder zwei Muſtern und Filz ausgenommen, ganz auf den Handgebrauch. Exportirt wird Goldſtaub, der in großer Menge bei Khoten durch Waſchen gewonnen wird, ſodann viel Seide und Hanf, ſowie Pferde, auf welchen die Mekkapilger nach Indien reiſen und die ſie beim Erreichen der erſten Eiſenbahnſtation verkaufen. Eingeführt werden Stoffe aller Art, Brocat, Anilinfarben, die in hoher Gunſt ſtehen, Thee, Zucker, Leder, Opium und Feuerwaffen. Namentlich der Handel in engliſchen Fabrikaten und vornehmlich in Himalaya-Thee iſt ohne Zweifel, wenn die Straße an einigen Stellen durch Bauten ſowie durch Anlage von Barrathhäuſern verbeſſert würde, einer bedeutenden Entwickelung fähig. Sollen doch ſchon jetzt Kaufleute an allen in Jarkend abgeſetzten Waaren hundert Procent verdienen.

Ein Beſuch im Silberlande Waſhoe.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Der Sutro-Tunnel.

Von den mit den Comſtock-Minen in Verbindung ſtehenden Bergbau-Unternehmungen verdient der Sutro-Tunnel eine eingehende Beſprechung, und zwar um ſo mehr in dieſen Blättern, weil er das großartige Project eines Deutſchen iſt. Um die bergmänniſchen Arbeiten auf dem Comſtock-Gang in größerer Tiefe zu erleichtern und den Betrieb aller dortigen Minen zu vereinfachen, projectirte der aus Aachen gebürtige Adolph Sutro den genannten Tunnel, mit deſſen Anbau am 19. October 1869 begonnen wurde. Derſelbe ſoll, im Carſonthale beginnend, den Comſtock-Gang im rechten Winkel bei der Savage-Mine, 2000 Fuß unter der obern Oeffnung der Gruben, treffen und von dort, nach rechts und nach links hin mit der Erzader parallel laufend, allen Minen zugänglich gemacht werden. Die Länge des Tunnels, der, bei einer innern Höhe von 12 Fuß, unten eine Breite von 14 und oben eine von 13 Fuß hat, wird von ſeiner Mündung bis zum Comſtock-Gang 20,145 Fuß, ſein mit der Lehge parallel laufender Querſchnitt circa $2^1/_4$ engliſche Meilen betragen. Die vier auf ihm anzulegenden Schachte, welche zur Förderung des Baues für nöthig erachtet worden ſind, werden auf der Linie des Tunnels eine Tiefe von reſpective 533, 1031, 1361 und 1485 Fuß haben. Mit weitſehendem Urtheil und einer unverwüſtlichen Energie hat Sutro jenes Rieſenproject ſeit den erſten kleinen Anfängen deſſelben auf eine praktiſche Baſis zu ſtellen gewußt, und ſein Unternehmen, trotz des grimmigſten Widerſtandes von „Ringen“ der reichſten Minenbeſitzer, welche ſich dadurch in ihren Plänen zur Alleinausbeute jener Gruben beeinträchtigt fühlten, ins Leben gerufen.

Im Jahre 1866 gelang es Sutro, im Congreß der Vereinigten Staaten die ſogenannte „Sutro-Tunnel-Acte“ durchzubringen, nach welcher der Sutro-Tunnel-Geſellſchaft, nebſt anderen wichtigen Vortheilen, eine Abgabe (royalty) für alle Zeit nach der Vollendung ihres Werkes von zwei Dollars für jede aus dem Comſtock-Gang zu fördernde Tonne Erz garantirt worden iſt. Dieſe „Bill“ iſt trotz zahlloſer ſpäter im Congreß von ihren erbitterten Gegnern gegen dieſelbe gerichteten Angriffe und Kniffe aller Art nicht widerrufen worden. Eine ſpätere „Bill“, um von den Vereinigten Staaten eine Anleihe von zwei Millionen Dollars zu erhalten, welche durch die Hälfte der „Royalty“ und das ganze Werk garantirt und in Raten zurückgezahlt werden ſollte, hat Sutro jedoch bis jetzt nicht im Congreß durchzubringen vermocht. Die „Sutro-Tunnel-Bill“ giebt der Geſellſchaft außer der „Royalty“ den Beſitztitel von 5080 Acker Land auf der Linie des Tunnels und ferner 1280 Acker an der Mündung deſſelben, um dort eine Stadt, Maſchinenwerkſtätten, Stampfmühlen ꝛc. anlegen zu können, ſowie das werthvolle Waſſerrecht vom Carſonfluſſe, mit einem Fall von 95 Fuß; auch das Beſitzthum von allen durch den Tunnelbau auf deſſen Linie entdeckten neuen Minen und den ungehemmten Gebrauch von dem durch den Tunnel aus dem Comſtock-Gang zu drainirenden Waſſer. Sutro iſt es gelungen, in Folge dieſer ihm von den Vereinigten Staaten garantirten großen Vortheile eine Geſellſchaft zum Anbau des Tunnels ins Leben zu rufen, und ſind bis jetzt durch den Verkauf von Actien anderthalb Millionen Dollars flüſſig gemacht worden. Die Geſammtunkoſten zum Tunnelbau werden auf circa fünf Millionen veranſchlagt.

Die praktiſchen Vortheile des Sutro-Tunnels werden vorausſichtlich in einer beſſern Ventilirung und Drainirung ſämmtlicher Comſtock-Minen beſtehen, ſowie in einer ſehr bedeutenden Koſtenerſparniß der durch den Tunnel von unten herauf zu fördernden Erze, und namentlich in der Möglichkeit, die Minen in größerer Tiefe auszubeuten. Durch die Entdeckung gewaltiger reicher Erzlager in den unterſten Theilen der Crown-Point- und der Belcher-Mine, deren Werth, ſoweit dieſelben vor Augen liegen, bereits auf mehr als 30 Millionen Dollars geſchätzt wird, ſcheint der Erfolg des Tunnelunternehmens geſichert zu ſein, da der Zweifel an dem Vorhandenſein reicher Erzablagerungen in größeren Tiefen jetzt geſchwunden iſt. Sutro's Behauptung, es würden die Comſtock-Minen nach der Vollendung des Tunnels 50 Millionen Dollars jährlich produciren, mag viel zu hoch gegriffen ſein und von Sachkundigen beſtritten werden; aber kein Unparteiiſcher kann daran zweifeln, daß der Sutro-Tunnel für das Bearbeiten der Minen in einer Tiefe von über 2000 Fuß von ungeheurem Nutzen ſein wird. Die enorme Hitze, welche bereits in den 1000 bis 1700 Fuß

Digitized by Google

tiefen Gallerien der Comstock-Minen herrscht, muß sich, je weiter man nach unten vordringt, dermaßen steigern, daß an eine Ausbeutung der Gruben bis zu einer Tiefe von 3000 oder gar 4000 Fuß ohne einen derartigen Tunnel wohl kaum zu denken wäre, ganz abgesehen von den sich durch die nöthigen riesigen Dampfhebewerke ꝛc. stets vergrößernden Kosten.

Die der Sutro-Tunnel-Gesellschaft garantirte Abgabe von 2 Dollars für jede aus den Comstock-Minen zu fördernde Tonne Erz würde schon jetzt bei einer Ausbeute von mindestens 1500 Tonnen täglich eine Einnahme von 3000 Dollars pro Tag sicherstellen, wozu eine bedeutende Vergütung für die Beförderung von Minenarbeitern und den Transport von Erz, Bauholz ꝛc. von und nach den Gruben käme. Außerdem hofft Sutro, auf der Hauptlinie des Tunnels neue Erzgänge zu entdecken, da man bereits eine Ledge, die „Monte Christo“ zwischen dem Carsonflusse und der Comstock kennt, und der genannte Landstrich deutliche Anzeichen von dem Vorhandensein edler Mineralien giebt. An der Mündung des Tunnels sollen große Pochwerke errichtet werden, denen ein Ueberfluß von dem zum Reduciren der Erze so sehr nothwendigen Wasser sowohl aus dem Tunnel als vom nahen Carsonflusse zu Gebote stehen wird.

Die Widersacher des Tunnelprojects machen dagegen geltend, daß die Menge des aus dem Comstock-Gang zu drainirenden Wassers nicht bedeutend sei, und daß die Ventilation der Minen, wie dieselbe gegenwärtig stattfinde, durch den Tunnel nicht verbessert werden könne. Namentlich aber wäre der Sutro-Tunnel ganz und gar überflüssig zum Herausschaffen der viele Millionen Tonnen in Masse vorhandenen minder reichen Erze aus den oberen Theilen des Comstock-Ganges, welche in Zukunft, wenn das Bearbeiten der Erze vereinfacht und minder kostspielig gemacht sei, einen Nutzen von 2 bis 5 Dollars pro Tonne abwerfen würden. Es sei ein himmelschreiendes Unrecht, dem Herrn Sutro für solche Erze, welche voraussichtlich nie durch den Tunnel transportirt werden würden, eine Abgabe von zwei Dollars per Tonne zuzusichern. Es ist gerade diese „Royalty“, welche bei den Millionären so viel böses Blut gemacht hat, so daß sie, so zu sagen, Himmel und Erde in Bewegung setzen, um der Vollendung des Tunnels alle nur möglichen Hindernisse entgegen zu stellen.

Aber trotz aller Chikanen und Gegenkämpfe schreitet der Sutro-Tunnel rüstig vorwärts. Am 17. April 1873 hatte der Tunnel, an welchem 200 bis 250 Arbeiter stetig beschäftigt sind, bereits eine Länge von 3841 Fuß, und die früher genannten vier Schächte eine Tiefe von respective 519, 734, 405 und 484 Fuß erreicht. Bis zum 1. April dieses Jahres belief sich die für die Construction dieses Riesenwerkes sowie für alle damit in Verbindung stehenden Bauten, Maschinen, Maschinenwerkstätten ꝛc. verausgabte Summe auf 1,170,000 Dollars Gold, und hofft man, den Tunnel in $2^1/_2$ Jahren vollenden zu können. Ob sich die kühnen Pläne unseres genialen Landsmanns alle verwirklichen werden, kann nur die Zukunft lehren, da Niemand mit Gewißheit zu sagen vermag, wie der Comstock-Gang in einer Tiefe von 2000 bis 3000 Fuß beschaffen ist. Aber jedenfalls verdient die fast beispiellose Energie, womit Adolph Sutro sein Tunnelunternehmen betreibt und den Millionären der großen Comstock-Minen, die gewiß gar zu gern den Tunnel controliren möchten, den Fehdehandschuh hingeworfen hat, die höchste Anerkennung.

Die Völkerschaften an der Nordostgrenze Indiens.

Die Regionen an der Nordostgrenze Indiens sind in der neuern Zeit mehr und mehr bekannt geworden. Ueber Assam haben wir durch die Schlagintweit's manche werthvolle Nachrichten erhalten, und durch die Kriege der Engländer mit einer ganzen Anzahl von Bergvölkern haben sowohl die Erdkunde wie die Völkerkunde wesentlich gewonnen. Aber bis in unser Jahrzehnt hinein waren wir nur dürftig über die Stämme im mittlern und obern Stromgebiete des Brahmaputra unterrichtet. Im nordöstlichen Bengalen ist inzwischen der Anbau des Theestrauches, welchem Boden und Klima vortrefflich zusagen, am Gebirge hin von Jahr zu Jahr weiter vorgerückt, und während der Kämpfe mit den Bhutias im Norden und mit denen, die man in Osten mit den Luschais bestanden hat (s. „Globus“ XXIII, S. 252), wurden Gegenden erschlossen, in welche früher kein Europäer eingedrungen war. Die nicht arischen, sogenannten indochinesischen Gebirgsvölker spürten nun den britischen Einfluß, durch welchen sie schwere Niederlagen erlitten, und haben den Vermessungen der Ingenieure keinen Widerstand entgegengesetzt. Wir wollen die Resultate zusammenfassen.

Eine Linie, die man von der im Himalaya liegenden Gesundheitsstation Darbschiling nach der im innersten Winkel der Bai von Bengalen beginnenden Grenze von Tschittagong zieht, bildet die Basis eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Seiten einen pfadlosen, hügeligen und im Allgemeinen sehr ungefunden Landstreifen bilden; in einzelnen Strecken reicht derselbe jedoch über die Fiebergegenden hinaus und bildet Plateaux mit herrlichen Landschaftsbildern. Die Nordseite dieser Linie scheidet Tibet von Indien; die Spitze des Dreiecks bei Sadiyah (am Brahmaputra in Assam) liegt ganze nahe dem Gebiete, welches zu China gehört. Dem den Lesern des „Globus“ wohl bekannten Reisenden Cooper ist es indessen trotz dieser Nähe nicht gelungen, von Sadiyah nach China einzudringen. Die Ostseite bildet eine Abdachung nach den nun des Friedens genießenden Ebenen Birmaniens hin an den Irawaddy und dessen Zuflüsse.

Im Norden hat Major Graham (höherer Beamter — Deputy Commissioner — zu Darrang, einem Bezirk in Assam, dessen Hauptort Tezpur am Brahmaputra ist) nun die Grenze zwischen Bhutan und Indien festgestellt. Bhutan grenzt im Norden an Tibet, im Osten an Assam, im Westen an Sikkim, es kam aber darauf an, die Südgrenze gegen Indien hin zu bestimmen. Die Bhutias oder Bhotija sind Leute tibetanischen Stammes und eifrige Buddhisten. Oberhaupt ist der Dharma Radscha, ein fleischgewordener Buddha, also eine hochheilige Person; er trägt eine rothe Mütze und neben ihm sind noch zwei rothmützige Incarnationen Buddhas vorhanden, die aber keine so große Macht haben. Die weltlichen Angelegenheiten leitet ein Desa-Radscha, der in der Wirklichkeit Regent, aber auch ein Geistlicher, ein Lama, ist, wie denn überhaupt alle irgendwie bedeutenden Aemter mit Lamas besetzt werden. Hauptstadt ist Taffisidon, d. h. heilige Glaubensfeste.

Die Bhutias sind tapfer und streitbar; davon konnten

Digitized by Google

sich die Engländer in dem Kriege überzeugen, welchen sie 1864 und 1865 mit ihnen zu führen hatten. Der damals abgeschlossene Friedensvertrag sprach den Europäern zwei wichtige militärische Stellungen im Lande zu, Dewangari und Buxa, doch ist die erstere von ihnen nicht besetzt worden, und um weitere Irrungen zu vermeiden, wurde die Regierung von Bhutan jüngst aufgefordert, auch ihrerseits einen Grenzcommissär zu ernennen. Sie schickte jedoch einen solchen nicht und Graham hat die Sache allein besorgt, aber in sehr liberaler Weise, indem er den Bhutias beinahe das ganze Hügelland zusprach. Er nahm dann auch weiter nach Osten hin Vermessungen vor, dem Aka- und Dufflaland entlang, wo die Bewohner von Bhutan unabhängig sind. Dieselben sollen nun abgabenfreien Grund und Boden in den den Engländern gehörenden Ebenen angewiesen bekommen und bei gutem Verhalten auch Weide- und Waldländereien. Manche Stämme sind auf diese Anerbietungen eingegangen, und man wird nun bald genau wissen, wie es sich mit der Nordgrenze Assams eigentlich genau verhält. Die indische Regierung will diese nach Osten hin ziehende Strecke besiedeln lassen, so daß die Stämme genau wissen, wo das britische Gebiet beginnt; sie sollen als Ansiedler vollen Schutz genießen, sobald sie aber unruhig werden und die britischen Unterthanen belästigen, rasch und streng gezüchtigt werden. Der Grenzlinie entlang ziehen gegenwärtig Truppenabtheilungen und halten die Dufflapässe blockirt.

Weiter nach Osten hin an den Grenzen von Assam verhalten sich die sonst sehr unruhigen halbwilden Abors und Mischmis gegenwärtig still, sind aber den Engländern keineswegs freundlich gesinnt. Die ersteren sind verpflichtet, in jedem Jahre mit einem britischen Commissär eine Besprechung zu halten; diesmal waren sie dabei sehr mürrisch und mißvergnügt, weil sie ihrer Meinung nach zu wenig Geschenke bekommen haben. Die Mischmis dagegen, welche sich seit Jahren nicht mehr in die früher von ihnen schwer heimgesuchten Ebenen wagen dürfen, sind nun zahmer geworden, auf der großen Jahresmesse in Sadiyah erschienen und haben um Vergeben und Vergessen. Unter ihnen befand sich ein Fremder in chinesischer Tracht; seiner Aussage zufolge war er aus Chngi, einem 14 Tagereisen weit entfernten Dorfe, von welchem aus man nur 5 Tagemärsche nach den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen habe; in weiteren fünf Tagemärschen könne man „das Land der Lamas" erreichen, mit welchem man lebhaften Handel treibe. Die erste Stadt, welche jenseit jenes Gebirges liegt, nannte er Alupu oder Alopa.

Kennzeichnend ist Folgendes. Ein Mischmi brachte auf die Messe in Sadiyah einen Sklaven aus dem Volke der Nagas zum Verkauf, aber da er ein Krüppel war, wollte Niemand etwas für ihn geben; er war also werthlos und deshalb schlug der Mischmi ihn ohne Weiteres todt! Das war aber auf britischem Boden geschehen; man nahm den Mörder fest, man konnte ihn aber platterdings nicht davon überzeugen, daß er etwas Unrechtes gethan habe, indem er sich eines für ihn unnützen Menschen entledigte. Sklaverei ist unter jenen Stämmen ganz allgemein; in Assam ist sie von den Engländern abgeschafft worden. Als diese nach den oberen Bezirken vordrangen, fanden sie dort Tausende von Assamesen als Sklaven im Besitze der Singphos, welche ganze Schaaren derselben über die Patkoiberge nach Birma zum Verkauf sandten. Aber wo die Macht der Engländer aufhört, geht nicht nur der Menschenraub sondern auch das Kopfabschneiden in vollem Schwange, und es werden dort so arge Greuel verübt, wie nur irgendwo bei den Negern in Afrika. Ein Nagasklav wird von einem Abor abscheulich behandelt.

Auch die Grenze zwischen den Nagabergen und dem Gebiete des Schutzstaats Manipur ist neu vermessen worden. Sie war schon 1841 festgestellt worden, aber der Radscha von Manipur hat den Angameo Nagas Land weggenommen und liegt jetzt den Ingenieuren allerlei Schwierigkeiten in den Weg. Diese waren angewiesen, die Wasserscheide soweit irgend möglich nach den Pattorbergen zu verfolgen, in welchen die Singphos alle aus Assam nach Birma führenden Pässe besetzt halten. Aber die Soldaten des Radscha gingen dem Vermessungspersonale voraus und hetzten die Nagas gegen dasselbe auf. Bald jedoch erfuhren sie den wahren Sachverhalt; der Radscha erhielt dann von Calcutta aus einen derben Verweis und wurde dann sänftsam. Im Jahre 1874 soll das Gebirgsland zwischen Assam und Birma genau erforscht und begrenzt werden. Die alliirten Nagastämme am Sibsagor haben sich weniger gut betragen und sind in der Nähe einer Theeplantage einander in die Haare gerathen. So lange die Grenze nicht genau gezogen ist, muß man darauf gefaßt sein, daß zwischen den Barbaren und den Theepflangern Streitigkeiten vorkommen.

Durch die Expedition gegen die Luschais („Globus" XXIII, S. 252) ist die bisher unbekannte Gegend zwischen Katschar und Tschittagong eröffnet worden. Capitän Badgsley und der Civilbeamte Power drangen von Sylhet aus in dieselbe ein, erforschten die Dschampui- und Hatschik-Gebirge östlich von Tipperah und gingen in das schwierige Bergland bis zum britischen Grenzposten Demagiri, welcher im Norden der Tschittagong-Hügel liegt. Dort schlossen ihre Vermessungen sich an jene des Capitän Lewin, und so ist nun die bisherige Lücke zwischen jenem Punkt und Bengalen ausgefüllt worden. Lewin hat auch eine Linie für Grenzpatrouillen den Dhipum- und Saitschal-Bergen entlang unternommen. An dem äußersten Punkte, da wo das eigentliche Bengalen aufhört, hält Capitän Hughes an den Arrakanbergen Wacht.

Die genannten Offiziere haben bei einer Zusammenkunft Pläne berathen, wie den Ausbrüchen der Grenzvölker zu steuern sei. Dieselben beginnen zumeist im Süden, wirken auf die höher wohnenden Stämme ein, und sind für die Theeplantagen bei Katschar und Sylhet gefährlich. In Katschar hat man für den Handelsverkehr Straßenzüge und Außenposten bestimmt. Die Luschais benutzen schon jetzt die Flüsse als Wege für den Handel, welcher rasch anwächst und auf den Häuptlinge und Volk sehr erpicht sind. In den Bergen der Garros im mittlern Assam ist die Polizei thätig gewesen. Die Eingeborenen dort wollten sich daß, was sie für ihr gutes Recht hielten, nicht verkümmern lassen, d. h. Raub von Menschen auf britischem Gebiete, denen sie die Köpfe abschnitten! Oberst Houghton ist aber so zweckmäßig mit ihnen vorgegangen, daß die Bewohner der unruhigen Dörfer sich ohne Widerstand fügten; sie bauen nun Kartoffeln und Baumwolle, helfen auch gegen Taglohn beim Straßenbau.

So hat in den letztverflossenen drei Jahren ein Werk der Civilisirung seinen Fortgang genommen in der Region zwischen 20° und 28° Breite, und 89° bis 97° Länge. Es werden allerdings noch dann und wann Ausbrüche der Grenzbarbaren stattfinden, aber es sind Vorkehrungen getroffen, daß sie fernerhin keine bedenklichen Folgen haben können; auf einer Linie von Stationen halten Sipahis und Polizeileute gute Wacht. Die Ethnographie wird dadurch bereichert, daß wir die Sprachen, Sagen, Sprüchwörter, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Stämme kennen lernen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß von Süden her eine zum britischen Gebiet gehörende zungenförmige Landstrecke sich zwischen Bhutan in Osten und Nipal in Westen hin-

Digitized by Google

einschiebt. Durch sie und die nördlich von ihr liegende Landschaft Sikkim werden jene beiden Regionen aus einander gehalten; hart an der Grenze von Sikkim liegt die schon weiter oben erwähnte Gesundheitsstation Dardschiling. Hier hielt sich im Mai und Juni der Lieutenant-Gouverneur von Bengalen, G. Campbell, auf und hielt einen Derbar, auf welchem der Sikkimpatti oder Maharadscha des unabhängigen Sikkim erschien. Derselbe hatte nie zuvor britisches Gebiet betreten. Nun liegt bekanntlich den Engländern viel daran, eine Handelsverbindung mit Tibet zu eröffnen, und gerade durch Sikkim würde die beste und bequemste Straße dorthin führen. An dem Derbar nahmen ausgezeichnete Männer Theil: Brian Hodgson, der viele Jahre lang britischer Resident am Hofe von Nipal war, der Naturforscher Hooker und Dr. Campbell, ehemaliger Resident in Dardschiling. Die beiden letzteren wurden früher einmal längere Zeit in Gefangenschaft in Sikkim gehalten; aber nun hat der Sikkimpatti versprochen, den Wünschen der Engländer gerecht zu werden.

Die Maharadschas des Landes, dessen Größe auf etwa 80 Quadratmeilen angegeben wird, stammen aus Tibet, heirathen tibetanische Frauen, halten sich vier Monat im Jahre zu Tschumbi im tibetanischen Gebiete auf und beziehen von der tibetanischen Regierung eine Jahressumme, die etwa 20,000 deutsche Thaler beträgt. Daß sie unabhängig bleiben können, verdanken sie lediglich dem Einflusse der Engländer, der sie gegen Uebergriffe von Seiten sowohl Bhutans wie Nipals geschützt und unter seine Protection genommen hat, ohne sie doch zu Vasallen zu machen. Der Sikkimpatti darf aber über Angelegenheiten, die Frieden oder Krieg betreffen, mit seinen Nachbarn weder direct noch indirect correspondiren, dagegen haben die Engländer sich verpflichtet, ihn gegen jeden Uebergriff sicher zu stellen. Vor etwa zwölf Jahren ließ er sich durch einen Minister verleiten, die Doctoren Hooker und Campbell gefangen zu nehmen, mußte das aber schwer büßen, indem die Engländer ihm den fruchtbaren Bezirk Morang abnahmen und ihm die Zahlung des Erbenzinses verweigerten, welchen sie ihm seit 1835 für die Ueberlassung von Darbschiling gezahlt hatten. Späterhin gaben sie ihm dann jährlich 600 Pf. St. und einige Zeit nachher 900. Im Uebrigen bestand zwischen beiden Theilen nur selten einiger Verkehr; der Sikkimpatti hatte sich stets entschuldigt, wenn der Lieutenant-Gouverneur ihn ersuchte, nach Darbschiling zu kommen; es mußte also überraschen, daß er sich jetzt zu einem Besuch erbot; er wünschte eine Erhöhung der Jahreszahlung.

Er wurde sehr zuvorkommend aufgenommen und man erwies ihm große Aufmerksamkeit. Begleitet war er von seiner Schwester, einem hübschen noch unvermählten Mädchen, die nach Männerart auf einem Maulthiere ritt, und von seinem jüngern Bruder, einem zwölfjährigen Knaben, der sein Thronfolger ist. Zugegen war auch sein mütterlicher Bruder, welcher als Minister alle Staatsgeschäfte leitet. Das Gefolge bestand aus etwa 200 Männern und Frauen; unter jenen befanden sich viele Priester, Lamas, welche während des Zuges ihre Gebetmühlen in Bewegung erhielten. Auch der erwähnte Minister ist Lama; ein gescheidter Mann, der mancherlei Auskunft über den Handel nach Tibet gab. Kaufleute aus Kaschmir und Nipal haben in Lhassa freien Zutritt, die aus englischem Gebiete werden an der Grenze angehalten, aber trotzdem finden viele Waaren durch Tibetaner, Lepschas und Bhutias ihren Weg über Sikkim nach Tibet. Man erfuhr auch, daß der chinesische Hof in Peking dem Hofe in Lhassa allen Verkehr mit British-Indien untersagt habe; wenn dieses Verbot zurückgenommen würde, seien die Localbeamten sehr geneigt, einen Handelsverkehr förderlich zu sein, der auch ihnen Nutzen bringen würde. Der Sikkimpatti hat versprochen, eine Straße bis an die Grenze zu bauen, und will einige junge Lamas schicken, damit sie das Einimpfen der Blattern lernen und sich auch in der Arzneikunde unterrichten lassen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Höhle bei Nonnengrün im Egerlande.

Der Naturforscher Dr. Anton Martius, gegenwärtig Custos des Naturalien- und Alterthümer-Museums zu Warnsdorf, entdeckte auf einer Reise im Egerlande im Monate Juni 1872 zu Nonnengrün eine uralte Höhle, die durch eine schwere Gneisplatte überdeckt gewesen war, und Skelette und Gebeine enthielt, welche in derselben in vorhistorischen Zeiten beigesetzt worden waren. Die menschlichen Skelette und Gebeine, die sich hier neben jenen von Thieren vorfanden, ließen auf einen Menschenschlag schließen, welcher bedeutend kleiner war als der gegenwärtige. Daß auch noch während der auf die Steinzeit folgenden sogenannten Bronzezeit ein kleines Geschlecht gelebt haben muß, ist schon durch die bekannten kleinen Griffe der Bronzewaffen erwiesen.

Die Höhle zu Nonnengrün war unzweifelhaft ein alter Begräbnißplatz aus der Steinzeit, welcher den Alterthumsforscher zur genauesten Untersuchung aufforderte. In derselben befand sich ein Lager von Asche und Holzkohlen, eine Art Herd aus Granitstücken, die noch röthlich von der Erhitzung des Feuers waren. Dabei befanden sich mehrere Thierknochen und menschliche Werkzeuge, wie z. B. Steinhämmer, welche die dortigen Eigenländer für „Katzenzungen aus der Sündfluth“ hielten; auch lagen dabei Pfeilspitzen, Schleudersteine, Geweihe von Rehen und Rentthieren, Nadeln, durchbohrte Zähne von Equus caballus, vorn rund zugemeißelt, vielleicht gebraucht als Amulete oder als Schmuck zum Anhängen am Leibe.

Die Knochen rührten größtentheils von Thieren her, welche zur Diluvialzeit lebten, wie z. B. der Höhlenbär, das Rhinoceros, der Riesenhirsch. Die Markknochen findet man zerschlagen und geöffnet, um das den Urmenschen als Lieblingsspeise dienende Mark herauszunehmen. Andere Knochen hatten Streifen der Länge nach, ein Beweis, daß man sie mit einem Messer von Feuerstein abgeschabt hatte. Andere Knochen waren von Thieren abgenagt. Daß es Thiere waren, zeigten die Excremente derselben, die man in Koprolithen umgewandelt findet. Die meisten Knochen waren sehr mürbe, porös und klebten an der Zunge — ein Beweis ihres hohen Alters. Mehrere Meermuscheln waren durchbohrt und wurden vermuthlich als Halsband getragen.

Auch fand man sehr viele kleine Töpfchen. Das Auftreten und der allmälige Fortschritt in der Kunst der Töpferei ist sehr charakteristisch für die Urzeit der Menschheit. Während der ältesten Höhlenperiode hatte man nur rohe Lehmklöcke mit einer Höhlung in der Mitte zur Aufbewahrung des Trinkwassers im Innern der Höhlen gebraucht. Später trocknete man das Gefäß an der Sonne, um es härter zu machen. Aber erst in der Rentthierzeit scheint man die Hitze des Feuers zur Härtung

Digitized by Google

der Gefäße benutzt zu haben. Um den Thon dabei widerstandsfähiger gegen das Feuer zu machen, wurde er noch mit Sand gemischt. Diese ältesten Gefäße sind übrigens ganz roh, nur mit der Hand verfertigt, wie man an den Eindrücken der Finger noch deutlich sehen kann, und meist von schwärzlicher Farbe. Der Gebrauch der Töpferscheibe kam erst viel später auf. In obiger Höhle befand sich eine Menge solcher Topfscherben aus freier Hand gearbeitet und an der Sonne getrocknet.

Alles zeigte hier einen Begräbnißplatz der Steinperiode, wie Dr. Martius mehrere dergleichen im Saager Kreisfaustfand. In Nonnengrün fand sich auch hier die Sitte roher Völker, ihren Todten Waffen, Instrumente, Schmuckſachen ꝛc. beizulegen. Der Herd, die Kohlen, die Thierknochen, die Zermalmung derselben gehörten vermuthlich den Leichenschmausen an. Auch fanden sich hier mehrere Eßlöffel von demselben Material wie bei den Topfscherben. Nachdem man diese Stelle verlassen hatte, kamen wohl die Thiere und fraßen die Broden auf, die von dem Tische der Herren gefallen waren.

Nach Allem, was wir aus diesem Berichte ersehen, den wir abgekürzt der in Wien erscheinenden, vortrefflich redigirten „Deutschen Zeitung“ entnehmen, ist die Höhle von Nonnengrün in Böhmen ein Seitenstück zu den schwäbischen von Fraas beschriebenen Höhlen am Hohlstein oder auch zu den berühmten Höhlen von Kent.

Die nordpacifische Eisenbahn.

Der vierte Juni war ein ereignißvoller Tag in der Geschichte der Northern-Pacific-Eisenbahn, denn an diesem Tage wurde die Bahn bis Bismarck am Missouri eröffnet. Die Bevölkerung des letztern Ortes und vieler Zwischenstationen bis nach Duluth feierten den Tag als einen Freudentag mit entsprechenden Festlichkeiten. Bismarck ist im Mittelpunkte von Dakotah am Missouri, gegenüber Fort Lincoln oder New Port gelegen, in einer Entfernung (zu Eisenbahn) von vierhundertundfunfzig (450) Miles von Duluth. Der obere Missouri ist bis nach Fort Benton (im westlichen Theile von Montana gelegen) schiffbar und die directe Entfernung zwischen demselben Fort und Bismarck ist 900 Meilen, während die Wasserroute allerdings ansehnlich größer ist. Die nördliche Pacific-Eisenbahn-Compagnie läßt schon jetzt Dampfschiffe auf dem Missouri fahren, welchem das Gebiet des Little Missouri River und des Yellowstone River tributär ist, und beide genannten Nebenflüsse auf eine beträchtliche Strecke vor ihrer Mündung in den Missouri selbst sind schiffbar. Major Forsyth, welcher von General Sheridan auf eine Erforschungsexpedition ausgeschickt wurde, fuhr erst kürzlich mit einem großen Flußdampfboot (200 Fuß lang und 33 Fuß breit, bei 24 Zoll Tiefgang) den Yellowstone, 300 Meilen weit von Fort Buford bis zum Powder River, hinauf, und dabei war der Wasserstand des Flusses beträchtlich niedriger als er es sonst um diese Jahreszeit zu sein pflegt. Durch die Vollendung der Bahn bis zum Missouri ist die Compagnie jetzt in Stand gesetzt, ihren Contract mit der Regierung für den Transport von Lebensmitteln, Munition und anderen Vorräthen nach den vielen Forts im mittlern und nördlichen Theil von Dakota und Montana auszuführen, unter denen speciell die Forts Rice, Clari, Stevenson, Berthold, Buford, Union, Buffington, Charles, Galpin, Hawley, Camp Coot und Fort Benton.

Schon viele Ansiedlungen sind in der Nähe dieser Forts gemacht worden, als die Gegend noch eine Wildniß war; aber sie werden sich jetzt sehr schnell vermehren, da durch die Vollendung der Eisenbahn bis zum Missouri ein Wassertransport von 800 Meilen (von Bismarck nach Sioux City) erspart wird, wenn die Ansiedler ihre Producte zu Markt bringen wollen. In diesem Jahre wird ferner die St.-Vincent-Ausdehnung der St. Paul und Pacific Red River (geeignet von der nördlichen Pacific-Eisenbahn-Compagnie) bis Pembina vollendet werden, welches am Red River des Nordens an der Grenze der britischen Provinzen gelegen ist. Der wichtige Handel der Winnepeg-Lake-Region muß dieser Bahn tributär werden. Der Betrag der Landschenkung, welcher in Minnesota und Dakotah der nördlichen Pacific-Red-River-Compagnie für die vollendeten Bahnstrecken bereits zugefallen ist, ist immens; denn er beläuft sich auf etwa zwölf Millionen Acker sehr werthvollen Landes, dessen Preis mit der starken Einwanderung, welche jener Gegend zuströmt, beständig steigt. Schon jetzt ist der Durchschnittspreis, welchen die nördliche Pacific-Red-River-Compagnie aus dem Verkauf ihres Landes realisirt hat, beträchtlich größer als der Betrag, den irgend eine andere Eisenbahncompagnie aus dem Verkauf von Land vor Vollendung ihrer ganzen Bahn erzielte. Zu currenten Preisen ist der Werth der obigen 12 Millionen Acker Land so groß, als die Hälfte der gesammten Baukosten der nördlichen Pacific-Eisenbahn betragen wird, und in wenigen Jahren wird die Compagnie noch vierzig Millionen Acker mehr im Besitz haben. Die Zunahme der Einkünfte der Union-Pacific-Eisenbahn, obwohl sie mehr als die Hälfte ihrer Länge durch eine die Wüste lauft, ist in der That erstaunlich. Ihre Einnahmen während der ersten vier Monate vorigen Jahres waren 2,115,715 Dollars und in diesem Jahre 2,605,281 Dollars. Der Reingewinn vergrößerte sich in demselben Zeitraum von 590,962 in 1872 auf 1,159,806 in diesem Jahre, eine Zunahme von nahe hundert Procent in einem Jahre. Was für ein Verkehr ist dann erst auf der nördlichen Pacific-Eisenbahn zu erwarten, welche eine 500 Meilen kürzere Verbindung zwischen dem Pacific und dem Atlantischen Meere herstellt und viel geringere Ansteigungen hat, als die Union- und die Central-Pacific-Eisenbahnen, und die überdies ein Gebiet durchschneidet, welches unübertroffen dasteht in der Fruchtbarkeit des Bodens, in üppigem Wachsthum der Bäume und in Mineralreichthum.

Flußfahrt und Jagd in Kaschmir.

r. k. Eine Bootfahrt den Djelam, den Hauptfluß Kaschmirs, hinab ist die angenehmste Reise, die es giebt, vorzüglich bei so schönem Wetter, wie es meist dort herrscht. Der Fluß birgt eine Unmasse von Fischen; aber nur an gewissen Stellen, unter Brücken und in Strudeln, lohnt sich das Angeln. Dafür sind die Bootsleute sehr geschickt in der Handhabung großer Handnetze. Sie fischen damit unter den Booten, wenn dieselben am Ufer ankern, und versorgen die Küche aufs Reichlichste. Die zu langen Reisen verwendeten Boote sind sehr bequem, in der Mitte ungefähr 5 Fuß breit, 40 bis 60 Fuß lang und an beiden Enden spitz zulaufend. Vorn und hinten hausen die Bootsleute, wo sie Anstalten zum Kochen haben; in der Mitte ist ausreichend Platz für Bett, Tisch und Stühle des Reisenden. Eine über das ganze Boot ausgespannte Grasmatte schützt gegen die Sonne. In diesen großen Booten braucht man die Ruder, welche die Form des Pfaue-Aß und etwa 3 Fuß lange Griffe haben, selten; stromab treibt das Boot und stromauf wird es von zweien der Bootsleute, welche am Ufer gehen, gezogen. Die Dienerschaft und das schwere Gepäck folgt etwas entfernt in einem größeren Boote, und beide Fahrzeuge halten nur zusammen, wenn das Frühstück oder Mittagsmahl fertig ist. Es ist überraschend, wie vortrefflich solch ein eingeborener Diener zu kochen versteht. Auf der Reise kommt ein extrafeines Mittagessen auf den Tisch, während die ganze Gegend ringsum ein Sumpf ist und der Regen in Strömen niederfällt; und wenn man sich den Herd ansehen will, so erfährt man, daß die Hammelkeule z. B. an einem Spieße gebraten worden ist, den zwei Zeltspitzen trugen und den ein ausgespannter Sonnenschirm gegen Wind und Regen schützte. So befindet sich auch auf dem Boote der Dienerschaft meist ein sehr gut ausgestatteter Kochplatz aus getrocknetem Lehm.

Auf Jagdliebhaber übt die größte Anziehungskraft der Steinbock aus, welcher sich stets nahe der Schneegrenze und hauptsächlich in den Bergen des nördlichen Kaschmir aufhält. Es war nie leicht, seiner habhaft zu werden; aber heutigen Tages ist er so selten geworden, daß nach dreimonatlichen harten Anstrengungen zwei bis drei Steinbockfelle mit schönen Hör-

Digitized by Google

nern für eine sehr gute Jagdbeute gelten. Es giebt vielleicht keine zweite Jagd, welche so viel Uebung und Vergnügen gewährt neben so geringer Widdervertilgung. Wenn man Steinböcke schießen will, muß man sich ganz auf sie beschränken und nie auf ein kleineres Wild feuern, was stets den eigentlichen Jagdergenstand verjagen würde. Man muß Tag für Tag, von Sonnenaus- bis -Untergang, über die halsbrechenden Strecken klettern, was ohne Gradschuhe, wahre Marterinstrumente, fast unmöglich ist. Man muß von ungesäuerten Kuchen und Milch oder Biscuits und Sardinen leben, da oftmals in einem Umkreise von dreißig englischen Meilen keine Lebensmittel zu haben sind. Und schlafen muß man oft mitten im Schnee unter einem überhängenden Felsen; denn es ist oft unmöglich, auch das kleinste Zelt mitzuschleppen.

Aber dafür haben drei Monate solchen Lebens trotz aller Anstrengungen den heilsamsten Einfluß auf die Gesundheit eines Jeden, der durch einige Dienstjahre in Indiens Ebenen hergekommen ist. Selbst schwächlichen Leuten schaden die Strapazen nichts, und niemals zieht man sich in dem außerordentlich trockenen und gesunden Klima Kaschmirs auch nur die leichteste Erkältung zu.

* * *

— Erdbeben sind so häufig, daß wir fast in jeder Woche von dergleichen lesen. Aber nicht oft sind sie so heftig, wie jene von Mendoza in Argentinien, in San Salvador und jüngst in Norditalien. Das letztere hat eigenthümliche Erscheinungen dar. Am 29. Juni war ein Tag des Schreckens namentlich für Venedig und Belluno. Ein Herr W. Storf war Morgens eben erwacht und saß in seinem Bette und verfolgte aufmerksam und genau alle Erscheinungen. „Die feste Erde schien eine Zeit lang gleichsam flüssig geworden zu sein; die Häuser wankten und schwankten auf ihr wie Schiffe auf der See und hoben und senkten sich auf den rasch einander folgenden Wellenschwingungen. Es waren derselben 14, wovon 7 in der Richtung nach vorwärts und eben so viele in jener nach rückwärts. Jede dauerte eine volle Secunde, und der Verlauf war so regelmäßig wie der Gang des Pendels an einer Uhr. Mit der letzten Wellenschwingung nach rückwärts fand im Centrum ursprünglich ein Stillstand statt; der Erdboden war wieder fest und die Häuser standen aufrecht. Wenn die Erdwellen rascher auf einander gefolgt wären und nicht einen so regelmäßigen Verlauf genommen hätten, dann wäre sicherlich das ganze venetianische Gebiet in eine einzige Trümmermasse verwandelt worden und unzählige Menschen hätten das Leben verloren. Glücklicherweise waren die Wellen so weit, daß die Häuser auf und mit ihnen „gehen" konnten, ohne daß Mauer- und Holzwerk zu stark angegriffen wurden." So stark und andauernd war die Bewegung, daß Herr Storf nicht figürlich, sondern wirklich die Seekrankheit mit den von ihr unzertrennlichen Expectorationen bekam. — Am darauffolgenden 29. Juni, 5 Uhr Morgens, wurde das Erdbeben auch im Ampezzothale verspürt. Ein Herr Baring-Gould schreibt: Die Empfindung war, als sei ich an Bord und das Schiff sei in der Mitte von einer heftigen Welle geschlagen worden; die Häuser wankten und schwankten und schienen dann sich wieder aufzurichten. In Belluno ist ein Theil der Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt worden; neun Personen haben das Leben verloren, viele sind schwer beschädigt; der größte Theil eines Thurmes mit drei Glocken stürzte zusammen; die Einwohner blieben in der folgenden Nacht auf freiem Felde und am 30. Juni wurde um 2 Uhr Morgens noch ein übriger schwacher Stoß verspürt. — Am 12. Juli sind auch im mittlern und südlichen Italien an vielen Punkten Erderschütterungen verspürt worden.

— Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ist 1865 gegründet worden und verdient auch im Binnenlande allgemeine Theilnahme. Sie zählt jetzt 80 Stationen an der Nordsee und 36 an der Ostsee. In allen größeren Hafenplätzen sind Bezirksvorstände; das Leben der Rettungsmannschaften ist gegen Tod bei Rettungs- oder Uebungsfahrten bei der Basseler Transportgesellschaft versichert. Der Centralsitz ist in Bremen. Bisher sind durch die Gesellschaft 612 Menschen gerettet worden. Außerdem haben ihre Mannschaften häufig Gelegenheit gehabt, Schiffe, welche bei Sturm und Nebel in Noth geriethen, Lootsendienste zu leisten. Die Gesammtzahl der Mitglieder sämmtlicher 42 Vereine und 62 Vertreterschaften beläuft sich gegenwärtig auf etwa 22,700, die Einnahmen und Ausgaben betragen jährlich ungefähr 90,000 Mark. Die Gesellschaft hat zur Wiener Ausstellung mehrere ihrer sehr zweckmäßigen Rettungsgeräthe geschickt, z. B. ein Boot, das sich von dem einschlagenden Wasser selber befreit, und wenn es durch die Gewalt der Brandung kieloberst geworfen wird, von selbst in seine ursprüngliche Lage zurückkehrt; einen Raketenapparat, der bei Strandungen angewandt wird, um dem Wrack Taue zuzuwerfen; sodann Rettungs- und Unterraketen. Letztere dienen dazu, den Rettungsbooten das Abkommen vom Strande und das Ueberwinden der Brandung zu erleichtern. Sticht ein Rettungsboot in See, so wird aus Gesehenssein eine vierarmige Unterrakete über die Brandung hinausgeschossen und an der daran befestigten Leine von einigen der Mannschaft (während die übrigen rudern) zu dem durch die Beranlerung der Rakete gebildeten festen Punkt außerhalb der Brandung hinausgezogen. Ferner sind außerstellt ein Rettungsgeschirr, und ein Handgewehr zum Leinenschießen.

— Der Chedive von Aegypten ist in Folge der in Konstantinopel ihm gemachten Zugeständnisse nun so ziemlich souveräner Herrscher des Landes der Pharaonen geworden und von der Pforte nahezu unabhängig. Der Sultan hat dem Vasallen Großes bewilligt. Derselbe darf fortan mit fremden Staaten Verträge abschließen und Gesandtschaften an andere Höfe schicken; auch darf er, was gewiß eine Hauptsache für ihn war, Anleihen ohne vorherige Bewilligung der Pforte aufnehmen. Er darf so viele Soldaten halten wie ihm beliebt, nur muß sein Heer die türkischen Fahnen führen. Zum Bau von Panzerschiffen hat er allerdings die Genehmigung des Sultans einzuholen, im Uebrigen unterliegt er in Betreff seiner Flotte keiner Controle. Die Oberlehnsherrlichkeit der hohen Pforte bleibt anerkannt und diese bezieht von ihm einen Jahrestribut von 150,000 Beuteln, was etwa eben so viele Pfund Sterling ausmacht. Der vom Sultan erlassene Firman kann als die Magna charta der ägyptischen Unabhängigkeit betrachtet werden. Chedive in ist für die Thronfolge die Primogenitur bewilligt worden.

— Wie viele vergebliche Mühe sich „fromme" Leute doch geben! Puritanische Yankees in Philadelphia haben eine Gesellschaft gebildet, „um die Seelen der Juden vor ewiger Verdammniß zu retten." Sie halten zu diesem Zwecke einen besondern Missionär und machen jetzt bekannt, daß derselbe im Jahre 1872 nicht weniger als 76 Judenbekehrungspredigten gehalten habe. Außerdem seien 22,000 Tractätchen vertheilt worden, leider habe sich jedoch kein einziger Jude bekehren lassen. Nach seinen Abrahams Nachkommen viel zu verstockt, aber mit der Zeit werde es auch in ihnen hell werden.

Inhalt: Von Chabschend nach Samarkand. Von Basil Wereschagin. (Mit sieben Abbildungen.) — Der Hafstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika. Von Dr. Nachtigal. (Mit einer Abbildung.) I. — Farsyth's und seiner Begleiter Reise nach Jarkend. III. (Schluß.) — Ein Besuch im Silberlande Bolivia. Von Theodor Kirchhoff. III. — Die Völkerschaften an der Nordostgrenze Indiens. — Aus allen Erdtheilen: Die Höhe bei Nannegrün im Egerlande. — Die nordpacifische Eisenbahn. — Fischfahrt und Jagd in Kaschmir. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 25. Juli.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Die Halbinsel Korea und die Koreaner.

I.

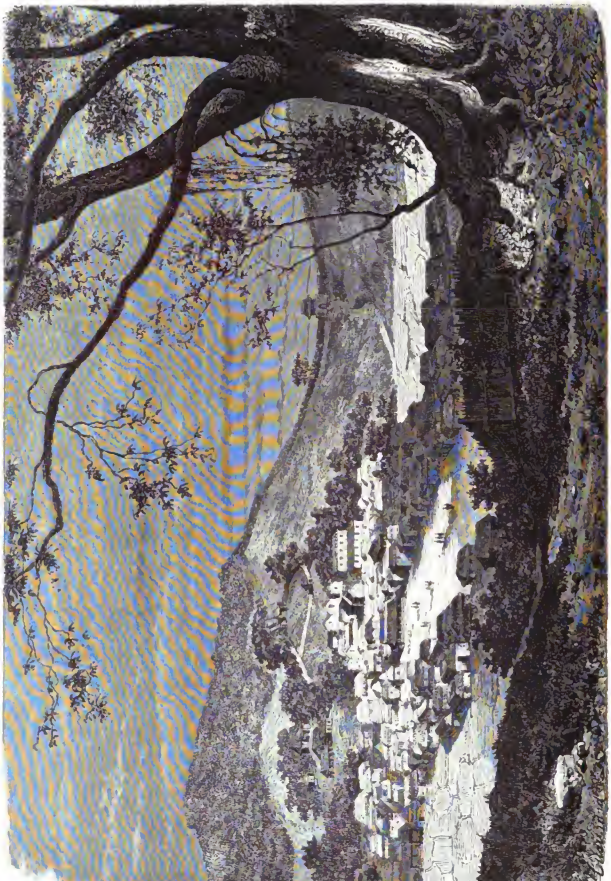
Die geographische Lage und Weltstellung. — Absperrung vom Verkehr mit dem Auslande. — Gebirge und Ströme. — Volksmenge. — Typus der Koreaner. — Kleidertracht. — Ginseng und Papier als Ausfuhrwaaren. — Mineralreichthum. — Lebensweise. — Staatswesen. — König, Edelleute, Mandarinen. — Kriegswesen. — Religiöse Verhältnisse. — Jahrmärkte. — Geschichtliche Notizen.

In dem großen Erdtheile Asien ist nur ein einziges Land bis auf diesen Tag von europäischem Einfluß unberührt geblieben, die Halbinsel Korea. Allerdings hat man schon drei Mal versucht, dieselbe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, anzuzapfen und für den Handel mit dem Auslande zu eröffnen, wie es mit China und Japan geschehen ist, bislang sind indeß diese Bemühungen durchaus fehlgeschlagen. Daß auch jenes Land im Fortgange der Zeit seiner bisherigen Isolirung werde entsagen müssen, das liegt im ganzen Zuge der Dinge, denn diese Halbinsel erstreckt sich weit hinaus in das Japanische und Chinesische Meer, die beide unablässig von europäischen Fahrzeugen besucht werden, und im Norden hat sie als unmittelbare Grenznachbarn die Russen. Kein anderer Staat hat seine Absperrung von der Außenwelt so streng durchgeführt, wie dieses Korea. Japan erlaubte, nachdem es alle anderen Europäer vertrieben hatte, doch den Holländern einen wenn auch sehr beschränkten Verkehr, auf jener Halbinsel ist aber selbst Chinesen und Japanern der Aufenthalt nicht gestattet, obwohl der König von Korea sich als Vasallen des Kaisers in Peking bekennt und diesem alljährlich einen Tribut schickt.

Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß wir von Korea kaum viel mehr wissen, als von manchen Theilen Innerafrikas. Unsere dürftige Kunde haben wir aus japanischen und chinesischen Berichten, aus jenen der Missionäre, französischer und nordamerikanischer Marineoffiziere und einigen englischen Blaubüchern. Wir erhalten aus denselben den Eindruck, daß wir so zu sagen ein Staatenfossil vor uns haben, welches schon als solches seine interessanten Seiten darbietet und Beachtung verdient. Einige tragische Episoden seiner neuesten Geschichte sind nicht minder bemerkenswerth; die Missionäre haben sich, den Landesgesetzen entgegen, in das Reich eingeschlichen und Propaganda gemacht; dafür hat man sie dann more asiatico gespießt, wie dergleichen auch anderwärts, z. B. in Annam, geschehen ist. Dann haben sich, more gallico, die Franzosen eingemischt, um Revanche zu nehmen und sind unverrichteter Dinge zurückgeworfen worden. Ein gleiches Schicksal ist den Yankees zu Theil geworden, welche doch vor nun gerade zwanzig Jahren die geschlossenen Pforten Japans mit Kolben einschlugen. Wir werden diese Episoden weiter unten näher schildern, weil sie manche charakteristische Züge darbieten, zuvor aber das Land und seine Bewohner betrachten.

Die Halbinsel Korea hat die Richtung von Nordwest nach Südost; sie reicht von 34°40′ bis 42°30′ N., 125° bis 129° O. Die Ostseite wird vom Japanischen Meere

Digitized by Google



Die Stadt auf der Insel Kang hoa.

Digitized by Google

bespült, die Westseite vom sogenannten Gelben Meere und dem Golfe von Petschili. Im Norden bilden die Ströme Yalu und Tumen die Grenze gegen die chinesische und russische Mandschurei. Man schätzt den Flächenraum, abgesehen von den vielen kleinen Inseln vor der Küste, auf 4128 Geviertmeilen. Das Land ist gebirgig; die Ketten verzweigen sich durch die Halbinsel, und selbst in der Küstenregion hat man Gipfel bis zu 8000 Fuß Höhe beobachtet. Im Norden, in der Gebirgseinöde, erhebt sich der Bergriese Petytan Schen, dieser „Berg mit weißem Haupte“, als Landmarke auf der Grenze gegen die Mandschurei; auf den westlichen und östlichen Abhängen entspringen die eben genannten Ströme. Der nach Osten abfließende Tumen bildet heute die Grenze gegen den gefürchteten russischen Nachbar; der Yalu zieht durch eine Waldregion, in welcher Tiger und Pelzthiere hausen, nach der Westseite. Im Innern ist der Han kang ein wichtiger Strom; er fließt durch die Provinz King ki von Osten nach Westen und bildet ein ausgedehntes Delta, in welchem sehr viele Holmen und bewaldete Inseln zerstreut liegen; diese sind von dem Admiral Guérin 1856, als in Frankreich Alles bonapartistisch enthusiasmirt war, Archipelagus des kaiserlichen Prinzen getauft worden; auch nach dem Prinzen Jerome von Westphalen hat derselbe einen Golf und nach der Kaiserin Eugenie eine Insel benannt. Dieser Fluß, an welchem die Reichshauptstadt Soul liegt, spielt nebst seiner Mündung in den Kriegsoperationen der Franzosen und der Yankees eine Hauptrolle.

Die Bevölkerung erscheint, wie sich das in einem so gebirgigen Lande von selbst erklärt, sehr ungleich vertheilt; in den großen Thälern, namentlich an der Westseite, ist sie sehr dicht, im Osten weit dünner und im Norden spärlich; hier aber nicht etwa weil Klima und Boden ungünstig wären, was keineswegs der Fall ist, sondern weil die Regierung dort eine künstliche Wüstenei schuf, um die kriegerischen Mandschu fern zu halten; sie ließ vier Städte und viele Dörfer schleifen! Das Klima ist gesund, Regen fällt häufig, der Pflanzenwuchs ist üppig und die Küsten bieten reizende Landschaftsbilder dar.

Die Angaben über die Volksmenge weichen außerordentlich von einander ab, von 5 bis zu 20 Millionen. Eine Zählung von 1793 hat 7,342,341 Köpfe ergeben, wovon 3,596,860 männlich waren (— Dieterici nimmt 9 Millionen an, Andere gehen bis auf $3^1/_2$ und 6 Millionen herunter; Klöden und Behm schätzen sie auf 9 Millionen, was auch wohl annähernd zutreffen mag —). Die Koreaner gehören zur tungusischen Gruppe der sogenannten mongolischen Race, und Klaproth (in seiner Asia polyglotta) hält sie für Abkömmlinge der Sien pi, die in der nordöstlichen Mongolei ihre Heimath gehabt haben, aber als besondere Nation längst verschwunden sind. Ihr Aeußeres gleicht mehr den Japanern als den Chinesen, obwohl in ihrem Typus das Mongolische stark ausgeprägt erscheint. Die abgerundeten Jochbeine treten scharf hervor, die Nase ist am Steg eingedrückt, die Nasenflügel sind breit, die Augen schwarz und schräg nach innen geschlitzt; der Wuchs ist schlank und kräftig, weit mehr wie bei den Nachbarvölkern.

Koreanischer Bogenschütz.

Hauptnahrungsmittel ist Reis; außerdem baut man Weizen, Gerste, Hirse und sehr viel Mais. Kohl und Rüben eingesalzen, werden fast täglich genossen, eben so an den Küsten Fische; das Fleisch von Hunden und Pferden wird keineswegs verschmäht; wohlhabende Leute schlachten Ochsen und Schweine. Man baut Tabak, doch werden feinere Sorten aus China bezogen; von Obst hat man Aepfel, Birnen, Aprikosen, Granatäpfel, Pflaumen, Nüsse ꝛc. Viel wichtiger als der Anbau der Baumwolle ist jener des Hanfes, von welchem mehrere Varietäten vorkommen. Grobe, starke Hanfleinwand liefert den Bekleidungsstoff für die Volksmassen; die Edelleute und Beamten tragen Gewänder von Seide, die im Lande selbst gewonnen wird. Die Kleidung wird durch unsere Illustration (S. 134) veranschaulicht; ein langes, weites Beinkleid geht bis auf die Fußknöchel herab; das Oberkleid ist ein langer, weiter Kittelrock mit einem Gürtel. Die verheiratheten Männer befestigen das zusammengewundene Haar oben auf dem Kopfe vermittelst sehr feiner Bambusstäbchen und stülpen darauf einen aus Bambus geflochtenen Hut von eigenthümlicher Form, in welchen der Kopf nicht hineingeht; er sitzt nur fest, weil man ein an ihm genähtes Band unter dem Kinne befestigt. Junggesellen tragen einen Zopf wie die Chinesen, Scheeren aber den Kopf nicht kahl. Die Fußbekleidung besteht aus Stroh- oder Zwirnschuhen, welche vorn einen nach oben gerichteten Schna-

Digitized by Google

bei haben. Farbige Kleider ſind nur den Edelleuten und Mandarinen erlaubt und ſie allein dürfen Seide tragen, die übrigens auch den Frauen erlaubt iſt. Dieſe verſtümmeln ihre Füße nicht; das Haar wird am Hinterkopf abgetheilt und in zwei Flechten um das ganze Haupt herumgelegt. Die Stellung des Weibes iſt viel günſtiger als in China.

Korea hat, von den Tigerfellen abgeſehen, nur zwei Ausfuhrwaaren abzugeben, welche von chineſiſchen Schleichhändlern geholt oder vom Gefolge der alljährlich nach Peking kommenden Geſandtſchaft verkauft werden, außerdem werden ſie auf den Jahrmarkt gebracht, welcher mit Erlaubniß der Regierung an der Grenze abgehalten wird. Die Koreaner verkaufen Papier und Ginſeng. Dieſer Panax ginseng wird unter Schutzdächern von Fichtenrinde aus Samen gezogen; die Wurzeln der Pflanze ſind erſt nach fünf Jahren zu verwenden; dann werden ſie geſammelt und in der Sonne getrocknet. Der koreaniſche Ginſeng wird von den Chineſen bei Weitem nicht ſo hoch geſchätzt als der, welchen die wilden Wälder am Uſſuri und Amur liefern, aber doch immerhin mit 20 bis 25 deutſchen Thalern das Pfund bezahlt. Das Papier wird aus Baumwolle und der innern Rinde einer Maulbeerart verfertigt; es iſt gleich dem japaneſiſchen, ſehr ſtark und dauerhaft und wird zu mancherlei Behuf verwandt. Unſere Illuſtration hier ſtellt vier Männer dar, welche einen Palankin tragen. Statt des Regenſchirmes haben ſie über dem Hute ein Dach, das aus geölтem, feſtem Papier beſteht, welches über Kopf und Schultern hinausreicht und von welchem der Regen herabträufelt. Sobald

Palankinträger mit einem papiernen Regendache.

derſelbe aufgehört hat, klappen ſie das papierne Dach zuſammen und ſtecken es in die Taſche.

Die Halbinſel iſt ungemein reich an Mineralien, an Gold, Silber, Eiſen, Kupfer und Blei, doch hat ſich die Regierung das Recht der Ausbeutung vorbehalten. Auf Herſtellung vortrefflicher Bronzearbeiten verſtehen ſich die Koreaner eben ſo gut wie die Japaner, und ſie zeigen in ihren Arbeiten vielfach einen wahrhaft künſtleriſchen Geſchmack. Gute Schiffer ſind ſie nicht, weil Seefahrten ins Weite und nach anderen Ländern ihnen nicht geſtattet werden; auf den Flüſſen haben ſie Boote mit flachen Boden, an der Küſte kleine Dſchonken. Bemerkenswerth erſcheint, daß ſie nicht einmal auf das Kalfatern ſich verſtehen.

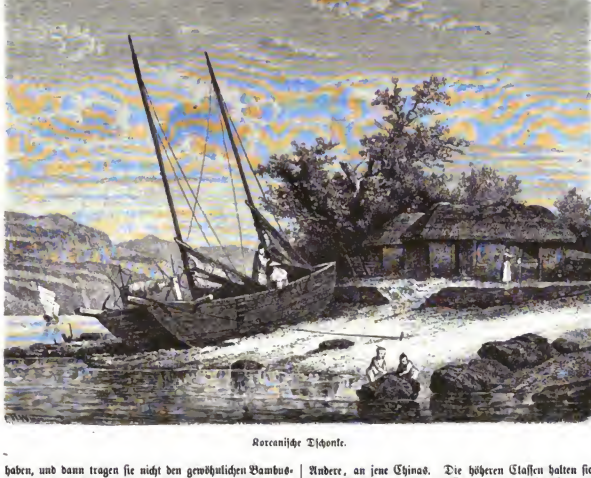
Die Lebensweiſe des Volkes iſt ſehr einfach. Auffallend bleibt, daß der Thee, der ſich doch von China aus die ganze Welt erobert hat, bis heute bei den Koreanern keinen Eingang fand! Der gewöhnliche Mann trinkt Waſſer, mit welchem Reis oder Hirſe abgekocht worden iſt, die Wohlhabenden genießen dann und wann als Luxus eine Abkochung von Ginſeng; ein ſchlechter aus verſchiedenen Getreidearten deſtillirter Branntwein, der ſtark zu Kopfe geht, wird nur mäßig getrunken. Zucker kommt nur in Apotheken vor, zum Verſüßen gebraucht man Honig. Aber der Tabak hat allgemeinen Eingang gefunden, der Tabaksbeutel am Gürtel und die Pfeife, ein langer dünner Bambusſtengel mit metallenem Mundſtück und dito Kopfe, können als Landes- oder Volkswahrzeichen angeſehen werden.

Ueber das Staatsweſen und die Landesverwaltung ſind wir noch nicht ſpeciell unterrichtet. Wir wiſſen jedoch, daß das Reich in acht Provinzen von ungleichem Um-

Digitized by Google

fang eingetheilt worden iſt; jede ſteht unter einem Gouverneur, welchem die Mandarinen untergeordnet ſind. Der König iſt abſoluter Herrſcher, aber es giebt unter ihm einige privilegirte Claſſen und einen Erbadel, der bekanntlich in China nicht vorhanden iſt. Unter den Edelleuten haben ſich verſchiedene Parteien gebildet, auf welche der deſpotiſche Monarch Rückſicht nehmen muß. Die Krone iſt erblich, aber die Nachfolge mehr als einmal beſtritten worden, und dann ſpielen die Edelleute eine wichtige Rolle. Manche von ihnen ſind in ihrer Stellung mit den, nun ihrer Privilegien nicht mehr theilhaftigen, Daimios in Japan verglichen worden, ob mit Recht, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Die Verwaltungsbeamten ſollen der Regel nach ihre Stellen nur erhalten, wenn ſie die vorgeſchriebenen Prüfungen gut beſtanden haben; manche aber erwerben dieſelben auch durch Kauf, und zuweilen ernennt der König einen Günſtling zum Mandarinen. Die Beamten haben Macht und Gewalt über Leben und Eigenthum, die Strafen ſind barbariſch und die Bambushiebe an der Tagesordnung. Der König hat drei obere und ſechs untere Staatsminiſter, und von dieſen letzteren ſteht jeder einer beſondern Abtheilung vor.

Jeder Koreaner iſt zum Kriegsdienſte verpflichtet; ein ſtehendes Heer iſt nicht vorhanden und als eigentliche Soldaten kann man nur die Krieger betrachten, welche die Leibwache des Königs bilden. Die Landleute eines jeden Diſtricts, welche ohnehin Frohnarbeiten für die Regierung verrichten müſſen, werden zu gewiſſen Zeiten nach der Kreisſtadt entboten, wo ſie als Bewaffnete und als Polizei Dienſt



Koreaniſche Dſchonke.

haben, und dann tragen ſie nicht den gewöhnlichen Bambushut, ſondern über demſelben eine abgerundete Bedeckung. Als Waffen führen ſie Speere, Bogen oder ein Luntengewehr, doch giebt es in der Hauptſtadt Seoul Waffenſchmiede, die recht gute Flinten liefern können; die Gardeſoldaten tragen auch Helm und Panzer. Während der Kämpfe mit den Yankees, über welche wir ſpäter einmal reden, trugen viele Bogenſchützen lange Ueberröcke, welche ſo dick mit Baumwolle wattirt waren, daß kein Säbelhieb und keine Musketenkugel hindurch drang, wohl aber eine Kugel aus gezogenem Laufe. Dieſe Bekleidung iſt jedoch ſo ſchwer und unzweckmäßig, daß ſie die Mannſchaft an freier und raſcher Bewegung verhindert.

Die religiöſen Verhältniſſe erinnern, wie ſo vieles Andere, an jene Chinas. Die höheren Claſſen halten ſich an die Moralphiloſophie des Confucius, und im Volke bekennen ſich viele zum Buddhismus oder Taoismus. Die Sprache unterſcheidet ſich völlig von der monoſyllabiſchen Chinas, denn ſie iſt mehrſilbig und hat ein Alphabet von 27 Buchſtaben. Jeder Gebildete kennt übrigens die chineſiſchen Schriftzeichen, und indem dieſe, gleich unſeren arabiſchen Zahlzeichen, eine ganz beſtimmte Bedeutung haben, weiß der Annamit, der Japaner, der Koreaner, welcher ſie ſich eingeprägt hat, was ſie bedeuten, und ſo iſt vermittelſt derſelben, obwohl die Sprachen dieſer Völker ſehr verſchieden von einander ſind, eine Verſtändigung möglich; es iſt ähnlich wie bei uns, wo der Ruſſe wie der Italiener, der Deutſche, Franzoſe ꝛc. weiß, was 1, 2, 3 ꝛc. ſind. Das Schriftzeichen

Digitized by Google

für Mensch wird im Chinesischen jên ausgesprochen, im Koreanischen saram, aber das Schriftzeichen vermittelt dem Koreaner wie dem Chinesen denselben Begriff: Mensch.

Es ist nicht zu verkennen, daß von China geistige Einflüsse nach der Halbinsel hinüber gewirkt haben und noch wirken, und es erscheint auch deßhalb schon sehr auffallend, daß Korea sich in allem Uebrigen fast ganz vom Verkehr mit dem benachbarten großen Reiche abgesperrt hat. Nur in zwei Punkten hat man sich zu einer Ausnahme verstehen müssen. Der König ist, wie gesagt, Vasall des chinesischen Kaisers, welchem er einen Tribut zahlt oder doch zahlen soll; er schickt in jedem Jahre zu bestimmter Zeit eine Gesandtschaft nach Peking, um dort den auch für Korea gültigen neuen Reichskalender in Empfang zu nehmen; in ihrem Gefolge befinden sich allemal Handelsleute, welche gegen Papier, Ginseng und Tigerfelle chinesische Fabrikate eintauschen; sie dürfen nur 40 Tage dort bleiben. Außerdem finden, wie schon gesagt, an der Grenze der Mandschurei, bei der Stadt Feng huang, periodische Märkte statt. Dazu kommt dann noch der Schleichhandel, welcher durch chinesische Dschonken von den in der Provinz Schantung liegenden Häfen Tschifu und Lieihaiwei nach der koreanischen Küste getrieben wird, und der namentlich an der Mündung des Yalu im Schwange geht.

Ueber jene Jahrmärkte haben wir eine Schilderung durch einen Augenzeugen, den britischen Consul zu Niu tschwang in der Mandschurei, Thomas Taylor Meadows*). Der Yalu, sagt er, bildet die Grenze zwischen China und Korea. Am linken Ufer liegen viele Städte, Dörfer und Ackerhöfe, dagegen ist das Land an der chinesischen Seite ein unbewohnter Waldgürtel, an der Mündung etwa 30 Miles breit und weiter nach Norden hin viel breiter. Etwa 25 Miles oberhalb der Mündung fand ich den Yalu 300 Yards breit und 20 Fuß tief. Am westlichen Ende des Waldgürtels steht beim Pallisadenthore von Feng huang eine Stadt, die zumeist nur Gasthäuser für die Koreaner enthält. Diese kommen drei Mal im Jahre über den Yalu und durch den Waldgürtel, um Handel zu treiben; im dritten, im neunten und im zwölften Monat. Zuerst erscheinen koreanische Handwerker, um die über die Waldbäche geschlagenen Brücken in guten Stand zu setzen und passirbar zu machen; nachher fanden sich Schänk- und Speisewirthe ein und schlugen Zelte für ihre Landsleute auf, die bei Tag und Nacht aus der Stadt kamen, die Kaufleute zu Pferde; die Güter wurden auf Ochsen befördert; Karren kamen nicht zur Verwendung. Die Ochsen gebrauchten zwei Tage, um vom Yalu zum Stadtthore zu gelangen. —

Koreanischer Dorfschutze.

In Bezug auf geschichtliche Angaben können wir uns kurz fassen und damit beginnen, Einiges hervorzuheben, um zu zeigen, welche Stellung Korea seinen Nachbarländern gegenüber eingenommen hat. Es bildete im zweiten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung ein Königreich, das damals als Tschao-tsien bezeichnet wurde und sich mit den chinesischen Kaisern der Han-Dynastie in manche Streitigkeiten verwickelt sah. Dem Schu ling, diesem chinesischen „Buche der Geschichte", zufolge war schon im zwölften Jahrhundert vor Christus ein Prinz der Schan-Dynastie nach Korea geflüchtet, und von diesem behauptet die Sage, daß er den dortigen Barbaren die Anfänge der Gesittung und Bildung gebracht habe, namentlich jenen im Gebirgsland östlich vom Flusse Liao. Dieser strömt durch die jetzige mandschurische Provinz Feng tien und bildete lange Zeit die Grenze, welche freilich mehr als einmal von beiden Theilen überschritten wurde. Nach Aufgang unserer Mittelalters scheint Korea unter mehreren von einander unabhängigen Herrschern gestanden zu haben; einige derselben waren chinesischen Ursprungs, welche viele Landsleute mitbrachten und nach sich zogen. So erklärt sich, daß so viel Chinesisches sich dort bewurzeln konnte. Die Mongolen, welche China eroberten, betrachteten auch die Koreaner als ihre Unterthanen, als aber die Ming-Dynastie aus Ruder kam, erkannte diese einen König an, welcher belehnt wurde und den Titel Kao li Uang, Feudalkönig, erhielt*). Derselbe zahlte an die Mingkaiser Tribut; und das Land wurde nach chinesischem Vorbilde in Provinzen, Verwaltungsbezirke eingetheilt, und erfreute sich vieljähriger Ruhe. Dann aber wurde es 1592 von den Japanern angegriffen, welche den König aus seiner Hauptstadt verjagten; er floh an den Hof nach Peking, bat um Hülfe und man rüstete für ihn ein Heer aus, das jedoch von den Japanern völlig aufs Haupt geschlagen wurde. Kaiser Wan li mußte mit dem gewaltigen Shogun Taikosama Frieden schließen und ihn als Gebieter eines Theils von Korea anerkennen. Doch haben die Japaner sich 1598 aus Korea zurückgezogen.

*) Er ist allzu früh gestorben. Unbedingt war er einer der gründlichsten Kenner der ostasiatischen Verhältnisse und sowohl des Mandschu wie des Chinesischen, nicht blos der Mandarinensprache, vollkommen mächtig. Als er uns im Jahre 1856 in Dresden besuchte, erzählte er uns, wie er zu seiner „Chinesenliebhaberei" gekommen sei. Er war naturwissenschaftlicher Studien wegen nach München gegangen. Ein reiner Zufall führte ihn in das Naturalienkabinet des Professors Neumann, der vor ein paar Jahrzehnten über chinesische Grammatik sprach. Meadows wurde gefesselt und begann sofort das Chinesische zu studiren, und nachdem er dasselbe bemeistert hatte, ging er nach Canton. Nach einer Reihe von Jahren kam er zurück, um ein Werk drucken zu lassen, das zu den besten und lehrreichsten gehört, welche über China erschienen sind, und das insbesondere den Aufstand der Taiping ganz vortrefflich behandelt. „The Chinese and their rebellions viewed in connection with their national philosophy, ethics, legislation and administration, to which is added an essay on civilisation and its present state in the East and West, by Thomas Taylor Meadows, chinese interpreter in H. M. civil service. London 1856, LX und 656 Seiten, mit Karten. Nach längerm Aufenthalt in Europa, namentlich in Deutschland, dessen Sprache und Literatur er liebte, ging er nach China zurück und war seitdem Consul in mehreren nördlichen Häfen. Seine Berichte sind vortrefflich; was wir oben im Texte geben, ist seinem „Report" von 1864 entlehnt. A.

*) Diese Bezeichnung, welche einem der alten dynastischen Titel des Reiches entlehnt wurde, ist der Ursprung des Wortes Korea, das wir durch die Vermittelung der Japaner erhalten haben. Diese nehmen statt der Liquida l gern ein r und sprechen Kurai.

Digitized by Google

Während der Invaſion Taikoſama's kamen zuerſt Chriſten nach der Halbinſel. Die Jeſuiten behaupten in ihren Schriften über Japan, daß die geſammte Heeresmacht, mit welcher Korea von ihm überzogen wurde, aus ſolchen Japanern beſtanden habe, die für das Chriſtenthum gewonnen worden waren. Der ſpaniſche Miſſionär Cespedes begleitete die Armee, welche, wie gleichfalls die Jeſuiten behaupten, von Taikoſama nach Japan geſchickt war, damit er ſich ihrer entledige, und es ſeien 1598 auch nur wenige von ihnen nach Japan zurückgekommen.

Als die Ming-Dynaſtie geſtürzt wurde und die ſiegreichen Mandſchu 1644 ihren Einzug in Peking hielten, war dort der regierende König von Korea als Gefangener. Dieſer lernte hier den deutſchen Jeſuitenpater Schall kennen; er erbat ſich von dieſem eine Sammlung wiſſenſchaftlicher und religiöſer Bücher nebſt einigen Glaubensboten für Korea, ließ aber, als er frei geworden und heimgekehrt war, ſolche nicht kommen. In Europa erfuhr man wieder ein Jahrhundert lang weiter nichts von und über Korea, als daß ein Holländer, Schiffscapitän Hamel, der 1653 an der Inſel Quelpaert Schiffbruch gelitten hatte, dreizehn Jahre lang in Korea gefangen gehalten wurde. Er hat dann ein Buch veröffentlicht, das geraume Zeit die einzige Quelle über die Halbinſel geblieben iſt.

Erſt im Jahre 1784 hatten die Jeſuiten wieder einige Ausſichten. Der koreaniſche Geſandte brachte das Jahrgeld nach Peking; ſein Sohn Li wandte ſich an die Patres, um in Mathematik und Aſtronomie unterrichtet zu werden, und ſie ließen ſich die Gelegenheit nicht entgehen, ihn zum päpſtlichen Glauben zu bekehren. Nach der Taufe hieß er Pierre Li und wurde ein ſo eifriger Propagandiſt, daß er binnen etwa fünf Jahren 4000 ſeiner Landsleute für die abendländiſche Lehre gewonnen haben ſoll. Sie wurde am Hof und in den Provinzen verklindet, aber trotzdem 1788 der Miſſionär Thomas King des Landes verwieſen, weil er eine fremde Religion lehre.

Das waren die Anfänge der römiſchen Propaganda auf der Halbinſel. Wir werden in einem folgenden Aufſatze zeigen, welche Schickſale ſie dort zu erfahren gehabt hat.

Die Culturſprachen und die Sprachherrſchaft.

Eine Skizze von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

III.

2. Die Kirchenſprachen.

Von ungleich tiefer eingreifender Wirkung, als die Handelsſprachen, ſind die Kirchenſprachen.

Sobald eine Sprache die Rohheit ihres erſten Urſprungs überwunden, ſobald ſich mit und an dieſer Herausbildung der Sprache auch das Nationalbewußtſein gebildet und gekräftigt, ſobald ſich, in der Vorzeit wenigſtens, ein von Nationalbewußtſein durchglühtes Prieſterthum entwickelt hat, dann wird ſich dieſes Prieſterthum, ſo lange es ſich die geiſtige Wohlfahrt des ihm anvertrauten Volkes angelegen ſein läßt, zunächſt und vor allem aus bemühen, mit dem Volke in des Volkes Sprache zu ſprechen. So wird ſich mit der Zeit eine, allein nur zu Religionszwecken beſtimmte, Literatur herausbilden, beſtehend aus allerlei Gebeten, Hymnen, Litaneien und theologiſchen Grübeleien. Nach dem Geſetze der Wandelbarkeit aller Lautformen werden ſich nun aber im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger ſchnell auch dieſe zu kirchlichen Zwecken verwendeten Volksſprachen verändern und allmälig eine Geſtalt annehmen, welche der früheren gegenüber in manchen Stücken völlig unähnlich ſein kann. Allein die Kirchenliteratur und ihre Grundlage, die Sprache, wird an der allgemeinen Entwicklung nicht theilnehmen und nicht theilnehmen dürfen. Jede Religion als ſolche muß ſich als unmittelbare Offenbarung Gottes oder ſeiner menſchgewordenen Erſcheinung, einer Propheten, fühlen und beurkunden. Ihre äußere Organiſation muß das Himmelreich auf Erden repräſentiren und die Diener der Kirche müſſen ſich als die Vermittler zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits geberden. Alle Formen des Gottesdienſtes werden von dem Abglanz ihrer höhern Bedeutung wiederſtrahlen, und nicht gerade der blaſſeſte Schimmer dieſes Heiligenſcheins wird auf die Sprache der Liturgie zurückfallen. Sie erhält dann unverkennbar den Charakter der Heiligkeit, ſie wird zur wunderthätigen Kirchenſprache und trotz Jahrhunderte, Jahrtauſende lang allen Wechſelfällen des Geſchicks, von welchen die Volksſprache heimgeſucht wird. Je alterthümlicher dann ihre Formen denjenigen der abgeſchliffenern Volksſprache gegenüber ſich ausnehmen, um ſo wirkungsvoller erweiſt ſich der imponirende Klang ihrer heiligen Laute, denn „was grau vor Alter iſt, das iſt dem Menſchen göttlich.“

Die Kirchenſprache der alten Römer war das Etruskiſche. Auch die aztekiſchen Prieſter bedienten ſich einer nur ihnen verſtändlichen Sprache, und gleicherweiſe wurden in den Tempeln der Inkareligion in Peru alle gottesdienſtlichen Verrichtungen in einer dem Volke unverſtändlichen Sprache geführt. Auch die Dakotas und die Prieſter Powhatans beſaßen zu Beſchwörungen und Zauberzwecken eine von der im Volk üblichen verſchiedene Sprache, wie denn auch unſere Zauberſprüche aus einem barbariſchen Miſchmaſch von chaldäiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Formeln beſtehen. Um wie viel mehr wird ſich eine hierarchiſch gegliederte Kirche ſolcher Herrſchaftselemente zu bemächtigen und zu bedienen ſuchen! Wir finden denn auch in allen Zonen der alten Welt, wo ſich reich organiſirte Kirchen gebildet haben, eigene Kirchenſprachen.

Ich beginne wieder mit dem Mutterlande der Weltreligionen, mit Aſien.

Weder China noch Japan haben Kirchenſprachen entwickelt, ſelbſtverſtändlich, denn ſie ſind ſo glücklich geweſen, von Anfang ihrer geiſtigen Entwicklung an der vollſten Denkfreiheit genießen zu dürfen. Denkfreiheit und Kirche ſchließen ſich aber in hohem Grade aus, nur da nicht völlig, wo die Kirche keine hierarchiſche Ausbildung erfährt, wie im ſüdlichen Buddhismus und im Proteſtantismus.

Digitized by Google

Um ſo fruchtbarer in der Hervorbringung von Religionen, Kirchen- und heiligen Sprachen iſt dagegen Indien geweſen. So manche Religion, ſo manche Kirchenſprache. Dem Brahmanismus dient das Sanskrit, dem Buddhismus das Pali. Noch jetzt klingen in Indien an jedem Morgen und jedes Brahmanen Munde dieſelben Gebete in derſelben Sprache zur Sonne empor, wie vor vier Jahrtauſenden. Und nicht allein in Indien, ſondern ſelbſt in den Ländern des Buddhismus hat das Sanskrit auch jetzt noch die Weihe einer heiligen Sprache, einer Kirchenſprache; ganz beſonders gilt dies noch von Kaſchmir, Nepal, Sikkim, Bhutan. Ja, ſoweit einſt über den Norden und Nordweſten des Himalaya hinaus frumme Prieſter die beſeligende Lehre Buddhas verbreitet und die urſprünglich in Sanskrit verfaßten heiligen Bücher des Buddhismus getragen haben, ſoweit reicht bis heute noch in den Litaneien und Kirchengebeten die heilige Sprache der Brahmanen, das Sanskrit, ſoweit begegnen auch dem Reiſenden heute noch ſanskritiſche Tempeleinſchriften. Und das heiligſte aller Kirchengebete, das „om mani padme hum“, klingt, von den Ufern der Wolga bis an den Stillen Ocean und vom Altaigebirge bis an den Himalaya, aus mehreren hundert Millionen Buddhiſtenlippen weit andächtiger wieder, als unſer hebräiſches „Amen“ von Chriſten- und Judenlippen.

Das Pali, urſprünglich die Volksſprache des Landes Magadha am untern Laufe des Ganges, die Sprache, deren ſich Buddha bediente, wenn er zum Volke ſprach, iſt zwar ſeit der Verbreitung der Buddhiſten nach Indien, um das Jahr 1000 nach Chriſtus, miſſionirt dem Buddhismus aus ſeinem Stammlande ausgewandert, hat ſich aber, in der neuen Heimath, welche dieſe Religion in Hinterindien und auf Ceylon gefunden, dort weiter entwickelt und eine mächtige Kirchenliteratur erzeugt.

Aber noch iſt zweier Kirchenſprachen zu erwähnen, welche ſich aus dem Sanskrit abgezweigt haben. Es iſt dies zunächſt der Prakritdialekt der Dſchainas in Guzerat, ſodann das Kawi auf Java, Madura und Bali. Ich muß mich darüber näher erklären. Die Dſchainas ſind eine, urſprünglich buddhiſtiſche, Secte, welche unter dem Namen Dſchina, der Sieger, den Buddha verehren und von dieſem den Namen Dſchaina, d. h. Dſchainaverehrer, tragen. Sie haben jedoch, bei der allgemeinen Vertreibung der Buddhiſten aus Indien, die ganze brahmaniſche Kaſteneinrichtung wieder bei ſich eingeführt und ſomit wenigſtens ihre Exiſtenz als Namensbuddhiſten gerettet. Ihre heiligen Bücher ſind in einer Sprache geſchrieben, welche ungefähr die Mitte hält zwiſchen den Prakritdialekten des alten Indien und der Volksſprache des weſtlichen Indien während des ausgehenden Mittelalters. Das Kawi iſt urſprünglich eine Dichter- und Gelehrtenſprache, wie ſchon der Sanskritname Kawi, Dichter, andeutet. Sie entſtand bei der Einwanderung brahmaniſcher Coloniſten im hinterindiſchen Archipel ums achte Jahrhundert nach Chriſtus. Das Sanskrit der Brahmanen vermiſchte ſich nämlich mit der Sprache der malayiſchen Ureinwohner dergeſtalt, daß die einheimiſche Sprache den Rahmen für die innere Form, die grammatiſche Conſtructionsweiſe, die Syntax des Kawi hergab, während das Sanskrit beinahe den ganzen Wortſchatz, den lexicaliſchen Eintrag in den grammatiſchen Zettel lieferte. Das Kawi lebt als gelehrte Dichterſprache noch jetzt auf Java fort, wo es beſonders in dramatiſchen Puppenſpielen verwendet wird, ſo daß die javaniſche Modebildung heute noch eine gewiſſe Kenntniß dieſer Sprache erfordert. Auf der Inſel Bali aber ſpielt es noch jetzt die Rolle der heiligen Kirchenſprache der Brahmanen.

Mit dem Sanskrit am unmittelbarſten verwandt, an Alter ebenbürtig und geographiſch zunächſtwirkend, folgt das Altperſiſche in ſeiner öſtlichen Form, das Altbaktriſche, die Sprache Zoroaſter's, gewöhnlich, wenn auch gänzlich unrichtig, das Zend genannt. Es iſt bis auf dieſen Tag die heilige Sprache der Diener Ahuramazda's oder des Ormuzd, es iſt die Kirchenſprache der Lichtreligion, deren Bibel der Aveſta iſt. Noch heutzutage dient dieſe Sprache den letzten Ueberreſten der einſt weltbeherrſchenden Zoroaſtirier, den Parſen oder Guebren in Yezd und Kirman, insbeſondere aber in der Provinz Bombay, wohin ſich im elften Jahrhundert zahlreiche Parſis vor den mohammedaniſchen Fanatikern geflüchtet hatten, bei allen gottesdienſtlichen Verrichtungen als heilige Kirchenſprache.

Der Lamaismus, jener verknöcherte Buddhismus, wie er ſich einſt bei den Nachkommen der Hunnen der Völkerwanderung in einer dem römiſchen Papſtthum auf ein Haar ähnlichen Form ausgebildet hat, iſt frühzeitig in den Beſitz einer Kirchenſprache gekommen. Wie überall anderwärts, ſo bemühte ſich der Buddhismus anfänglich, namentlich auch in Tibet mit Erfolg, die befreiende Heilslehre dem Volk in der demſelben eigenthümlichen Sprache zu predigen. Das Tibetaniſche iſt damit die Kirchenſprache des Lamaismus geworden, doch ſo, daß das Sanskrit, aus welchem die theologiſchen Lehrbücher überſetzt werden mußten, neben dem Alttibetaniſchen etwa die Stellung einnimmt, die das Hebräiſche neben dem Lateiniſchen in der römiſch-katholiſchen Kirche genießt. Das Tibetaniſche iſt in der Folge zur Kirchenſprache auf dem ganzen Gebiete des Lamaismus geworden. Soweit in Centralaſien und darüber hinaus die Herrſchaft des Dalai Lama reicht, in Tibet und darüber hinaus von den buddhiſtiſchen Kalmücken an der Wolga bis zu den Mongolen und weithin durch China und die Mandſchurei müſſen alle Klöſter ihren Gottesdienſt in alttibetaniſcher Sprache verrichten.

Indem wir uns nun weſtwärts wenden und das Euphrat-Tigris-Thal überſchreiten, gelangen wir durch die ſyriſche Wüſte zu jener heiligen Küſtenlinie, welche ſich von Jeruſalem im Norden dem Mittelmeer entlang hinunterzieht nach dem Sinai und dem Rothen Meer entlang nach Mekka. Auf dieſer Linie liegen drei heilige Punkte, es ſind die Geburtsſtätten dreier ſemitiſcher Weltreligionen, des Judenthums, des Chriſtenthums und des Islam, von welchen die beiden erſten eine ganze Heerſchaar von Kirchenſprachen ins Daſein gerufen haben. Auf dem Sinai ſprach Jehova zu Moſe und heiligte dadurch das Hebräiſche zur Kirchenſprache der Juden und in Mekka würdigte Allah ſeinen Propheten, Mohammed, der Offenbarung des alleinwahren Glaubens im reinſten Beduinenarabiſch, welches nun nun an die auserkorene Kirchenſprache des Islam wurde. In Jeruſalem aber ergoß ſich der heilige Geiſt in Geſtalt feuriger Zungen auf die Häupter der jungen Chriſtengemeinde, deren Herolde von Stunde an begannen, in allen Sprachen zu predigen.

Schon die Juden hatten während der babyloniſchen Gefangenſchaft das Chaldäiſche auf- und angenommen und daſſelbe, während die zurückgebliebenen Stämme, die ſpäteren Samariter, das Samaritaniſche zur Kirchenſprache erhoben, neben dem Althebräiſchen als zweite Kirchenſprache gepflegt, um es dann ſpäter im Talmud zur höchſten Entfaltung zu bringen. Doch auch die Chriſten bemühten ſich ſofort nach dem Wege des Chriſtenthums in Syrien die Sprache, in welcher der Herr ſelbſt geſprochen, zur Landeskirchenſprache zu erheben. Als ſolche hat ſich das Syriſche bis auf dieſen Tag im Orient forterhalten.

Auch im „Mohrenlande“ entwickelte ſich unter den mono-

Digitized by Google

physitischen Christen Abessiniens zwischen dem dritten und siebenten Jahrhundert das sogenannte Aethiopische zur Kirchensprache und lebt als solche noch bis zur Stunde in Habesch fort. Gegenwärtig beginnt sich für diese Sprache der einheimische Name: das Geez, geltend zu machen.

Außer dieser Kirchensprache semitischer Abkunft hat das Christenthum im Orient noch drei andere Sprachen zur Würde von Kirchensprachen verhossen, dem Armenischen am obern Euphrat und Tigris, dem Georgischen am Südabhange des Kaukasus und dem Koptischen am untern Laufe des Nils. Die armenische und georgische Sprache schwangen sich zu gottesdienstlicher Würde empor im vierten Jahrhundert und die koptische seit dem dritten. Während das Kirchenarmenische sich im Laufe der Zeit zum noch lebenden Neuarmenischen entwickelt hat, ist dagegen das Koptische als ehemalige Volkssprache völlig ausgestorben. Es war die Weiterentwickelung der altägyptischen Sprache und wurde vom Volke noch bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein sporadisch fortgesprochen. Nun aber, seit Jahrhunderten vom Arabischen verdrängt, fristet es nur noch in den Köpfen einiger Priester Verständniß und Dasein in der Heimath.

Der Hofstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika.

Von **Dr. Nachtigal.**

II.

Sultan Mohammed-Ibn-Abd-el-Kader ist jetzt ein Mann in der vollen Blüthe seiner Jahre. Er ist schwarzer Hautfarbe, hat einen gut entwickelten, schwarzen Bart, eine wohlgebildete Nase und ziemlich lebhafte Augen mit verständigem Ausdrucke; seine Natur ist eine kräftige, mittlere. Das ist Alles, was ich von seiner Person und seinen Zügen sagen kann. Er regiert seit 14 Jahren und war zur Zeit des Todes seines Vaters ein ganz junger Mann. Das Ereigniß, welches seinem Vater das Leben kostete — derselbe fiel im Kampfe mit einem fanatischen Pullopilger, der zahlreiche Anhänger aus seiner Heimath, aus Bornu und Baghirmi, um sich gesammelt hatte und wie ein König auftrat —, hätte fast auch ihn ins Grab gebracht. Achtzehn zum Theil schwere Wunden bedecken den Körper des jetzigen Kronprinzen, der stets inmitten der größten Gefahr war, und schienen ihn dem Tode zu weihen. Doch er genas und nahm eine ausgedehnte, unedle Rache an den Anhängern des Pullo-Scheich, die ihm den wenig ehrenvollen Beinamen „Abu Sekin", d. i. „Vater des Messers", gab. Die Expedition des genannten Fanatikers nämlich, der übrigens unter dem Namen „Mallem Debaba" allgemein bekannt wurde, aber eigentlich Scheref eddin hieß, zerschlug sich allmälig, anfangs durch die unerträgliche Strenge des heiligen Mannes, später durch seinen Tod, und die, welche in religiöser Schwärmerei ihm gefolgt waren, kehrten allmälig zurück. Die ersten derselben, etwa 120 bis 150 an Zahl, meist Araber, welche Baghirmi passirten, lockte Mbang Mohammedu, indem er ihnen durch seine Abgesandten „Aman" (hier so viel wie Verzeihung und sicheres Geleit) versprechen, zu beschwören ließ, nach Massena, wo sie bei ihrem Begrüßungsbesuche im königlichen Palaste Alle heimtückisch niedergemetzelt wurden. Der ihm durch diesen Meineid und Verrath gewordene Beiname „Abu Sekin" mißfällt ihm übrigens durchaus nicht. Ich habe noch einen Brief von ihm in Händen, durch den er mich den Städten Massalin, Baingana, Mondo, Baleiere, Mandzeja und Bugoman anempfiehlt, und in diesem nennt er sich ohne Scheu und Scham selbst so.

Zweifellos hat Abu Sekin einen guten Verstand, der ihn sogar über das Niveau seiner Umgebung erhebt. Leider ist derselbe mit Furchtlosigkeit, Energie und Selbstbewußtsein derartig gepaart, daß er ihn zu einem höchst eigensinnigen und hochmüthigen Menschen macht. In seinen Entschließungen hört er selten die Rathschläge Anderer, sondern folgt fast nur eigenen Eingebungen. Sein Stolz und sein Hochmuth entfremden ihm den Scheich Omar und haben ihm den Sultan Ali von Wadai zum erbarmungslosen Feinde gemacht; sein Eigensinn wird ihn wohl verderben.

Dazu, wenn ihm Verstand, Muth und Willenskraft nicht abgesprochen werden können, entbehrt er der Eigenschaften des Herzens, welche Menschen und Herrscher zieren, der Herzensgüte und der Gerechtigkeitsliebe. Leute, die sich nur durch ein Wort sein Mißwollen zugezogen haben, verfolgt er oft bitter; ein Mann, der seine Eifersucht erweckt, ist unrettbar dem Tode verfallen; gewaltsamen Tod verhängt er ohne Gewissenscrupel auf leichte, persönliche Gründe hin.

Im Gangen war sein Vater Abd el Kader ein besserer Mensch und besserer Herrscher. Verständig, milde, gerecht, war er gleichwohl ebensalls ein wackerer Krieger und furchtloser, energischer, geschickter Anführer.

Ich weiß nicht, wie ein Sultan von Baghirmi in gewöhnlichen Zeiten in seiner Hauptstadt lebt, kenne nicht den Grad von Luxus, den er sich dort erlauben, nicht Pracht und Reichthum, mit denen er sich umgeben kann. Da, wo ich etwa vier Monate lang Gast Abu Sekin's war, führte ich ein Leben der Noth und Entbehrung, und mußte seine Existenz eine für einen Herrscher höchst kümmerliche genannt werden. Ein kleiner Sack mit Datteln und 200 Guroniisse, welche ich ihm zum Geschenk machte, erschienen ihm luculliische Genüsse, und wenn er für sich und sein Haus wohl stets Getreide genug hatte, so war er doch nicht im Stande, mich damit zu versehen und mich, da ich auch in diesen Breitegraden hauptsächlich Fleischesser geblieben bin, auch nur einigermaßen mit Ziegen und Hühnern zu versorgen. Auch Honig schien ihm nur sehr sparsam zuzufließen, obgleich die Gegend solchen producirte, und ich zweifle sehr, daß alle Speisen seines Hauses mit Butter bereitet wurden, obgleich man solche auf dem Markte fand. Man darf bei Beurtheilung solcher Aermlichkeit natürlich nicht vergessen, daß er seit länger denn Jahresfrist ohne Thron und Reich, fast flüchtig war, und daß die Wadaiwi seine Schätze an Sklaven, Silber und Korallen bei der Eroberung seiner Hauptstadt fortgeschleppt hatten. Fast eben so lange hatte sein alter Feind Maruf von Logon den Weg von Bornu zu ihm gesperrt gehalten, so daß bedenklicher Mangel an Kleidungsstücken in der Welt Mbaug Mohammedu's zu herrschen be-

Digitized by Google

gann. Konnte man doch für 3 bis 4 Turkedi (die gewöhnlichen Umschlaggetücher der Frauen) einen Sklaven Sedasi, d. h. 13 bis 15 Jahre alt, kaufen, und eine gute, indigogefärbte Sudantobe gab ebenfalls einen Sklaven; beide aber überstiegen 3 Thaler nicht an Werth. In der Hauptstadt Mâssenia dagegen sollen von manchen Herrschern ansehnliche Schätze an Silber, Schmucksachen, Stoffen aufgehäuft gewesen sein, und Thatsache ist, daß die kleinen Kaufleute gern mit Sudanfabrikaten, mit Luxusgegenständen aus den Mittelmeerländern oder mit ein paar Pferden nach Baghirmi zogen, denn sie fanden dort die besten Preise.

Von der Familie des Königs ist die wichtigste und höchststehende Person seine Mutter, welche den Titel „Magira“ führt und im Range selbst die höchsten Würdenträger überragt. Auch an Bedeutung übertrifft sie dieselben oft, denn nicht selten behält sie einen großen Einfluß auf ihren Sohn und wird in wichtigen Angelegenheiten zuerst befragt. Sie hat dem entsprechend eine große Zahl von Stämmen, Städten, Dörfern unter sich. Ist sie gestorben, so wird gleichwohl ihre Stelle wieder besetzt, und zwar mit einem der Beschnittenen, dessen Bedeutung allerdings dann der der frühern Magira nicht gleichkommt. Im Range unmittelbar auf sie folgt

Der Tschiroma oder präsumtive Thronfolger, der älteste Sohn des Königs. Derselbe ist Chef seiner Brüder und verwaltet ebenfalls viele Stämme und Ortschaften. Doch seine wirkliche Bedeutung im Staate kommt selten seinem hohen Range gleich. Die königlichen Väter sehen nicht selten mit wachsendem Mißtrauen diejenigen an Jahren, Gütern und Ansehen zunehmen, denen naturgemäß nach ihrem Tode die Regierung zufallen wird. In Ländern, wo Feindschaft und Mord unter nahen Verwandten nicht zu den Seltenheiten gehört, ist übrigens die Furcht des Herrschers, daß der Kronprinz schon vor der natürlichen Zeit nach dem Throne strebe, wohl erklärlich. So wird auch in Baghirmi der Tschiroma sorgfältig übermacht, daß er nicht über Gebühr an Macht zunehme, und hütet sich derselbe, wenn er klug ist, noch sorgfältiger, es auch nur zu scheinen.

Der zweite Sohn des Königs führt den Titel „Ngar Murba“, der von einem fruchtbaren Thale dieses Namens mit zahlreicher Bevölkerung, westlich nahe bei Bidderi, hergenommen ist. Auch dieser Prinz hat noch viele Ortschaften unter seiner militärischen Verwaltung, doch ist sein persönliches Ansehen mäßig, sein öffentlicher Einfluß unbedeutend.

Der dritte Prinz ist der „Ngar Daba“, der vierte der „Ngar Killo“, der fünfte der „Ngar Muggene“, der sechste der „Ngar Maia“, der siebente der „Ngar Maûmir“, der achte der „Ngar Nilmi“ u. s. w. Die Titel Aller leiten sich, wie der des Ngar Murba, von Ortschaften her, die ursprünglich ihrer Verwaltung unterstanden; doch Niemand von ihnen hat in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge irgend welche Wichtigkeit.

Haben schon die Söhne der Könige, welche doch noch der Herrschaft theilhaftig werden können, wenig Bedeutung, so sind vollends ihre Brüder ohne alle und jede, denn sie sind unfähig, jemals den Thron einzunehmen. Sobald ein König zur Regierung gelangt, ist seine erste Sorge die, sich seiner Brüder zu bemächtigen und sie durch Blendung auf einem Auge zu etwaigen Thronansprüchen unfähig zu machen. Denn in Baghirmi, wie fast in allen centralafrikanischen Staaten, ist es für einen Herrscher unerläßliche Bedingung, frei von körperlichen Gebrechen zu sein. Diese grausame Sitte, welche in Wadai auf beide Augen applicirt wird, stammt in Baghirmi aus der Zeit des Sultans Abzi, der eigentlich Mohammed el Amin hieß und von etwa 1749 bis 1784 regierte. Von der Zeit dieser Operation an, die übrigens mit siedender Butter vollzogen wird, bewegen sich die unglücklichen Prinzen als die überflüssigsten Personen am Hofe des Bruders herum.

Von den Töchtern des Königs, die auch in Baghirmi, wie in Bornu, den Titel „Meiram“ führen, ist persönlich bemerkenswerth nur die „Meiram Tchukotma“, welche alle Prinzessinnen (d. h. unverheirathete) unter ihrer Aufsicht hat, sofern ihr Vater lebt, und welche gewissermaßen Ahjatantin der Magira ist. Diese Prinzessin hat natürlich ebenfalls die Verwaltung ansehnlicher Ortschaften zu ihrer Nutznießung. Die übrigen Prinzessinnen gewinnen ihre Bedeutung nur durch ihre Männer, denen sie folgende Titel mitbringen:

Gheladima, welcher der reichst decorirte der königlichen Schwiegersöhne ist; dann Ngar Moienmange, sodann Milma; ferner Ngar Bizkete und endlich zuweilen Ngar Momboko. Der Gheladima, der Ngar Moienmange, der Ngar Bizkete sind Titel, welche verschiedenen Quartieren der Hauptstadt dieses Namens ihren Ursprung verdanken; Milma bedeutet ursprünglich den Chef einer Kanuri-Abtheilung dieses Namens (Bio Milma, „Bio“ heißen auf Baghirmi die Kanuri), und Ngar Momboto heißt eigentlich „Chef des Paschen“; doch dazu wird zuweilen auch ein Sklav ernannt und ist dieser dann natürlich nicht Gatte einer Meiram.

Ein wichtiges Element in der Familie des Königs sind die Frauen desselben. Alle führen den Titel „Lele“, wie in Wadai den der Habbuha, und sind eingeine unter ihnen in Baghirmi von großem, wenn auch nicht öffentlichem Einflusse, wie denn die Baghirmi im Ganzen große Frauenliebhaber sind. Die Könige aber gingen in dieser Beziehung stets dem Volke mit gutem Beispiele voran und hatten schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts 400 bis 500 Leles, eine Zahl, welche in neuester Zeit durchaus nicht abgenommen zu haben scheint. So z. B. soll es der brave König Abd el Kader, einer der ausgezeichnetsten Fürsten Baghirmis, während dessen Regierung Dr. Barth Mâssena besuchte, auf 700 Leles gebracht haben. Sein Sohn Abu Sekin, den ich selbst als großen Verehrer des weiblichen Geschlechts kennen gelernt habe, soll seiner Zeit nicht weit hinter dem Vater zurückgeblieben sein, wenn ihm auch jetzt, nach der Eroberung seiner Hauptstadt, nur eine spärliche Sammlung schwärzlicher Schönheiten blieb.

Unter diesen zahlreichen Leles haben die bevorzugten besondere Titel und Gerechtsame, welche, wie die der Prinzen, aus der Zeit der Regierung Abdalla's, des vierten Baghirmikönigs (von 1561 bis 1602), also aus frühester Zeit ihres staatlichen Lebens, stammen. Eben derselbe Fürst übrigens war es, der die Würde der Magira einsetzte.

Die oberste Frau führt den Titel „Lel Gumso“ (auch in Bornu heißt die Hauptfrau des Herrschers „Gumso“); die zweite den der Lel Bedangurl; die dritte heißt Lel Murba; die vierte Lel Daba, die fünfte Lel Ngolo, die sechste Lel Liloa, die siebente Lel Madje, die achte Lel Mane und dergleichen mehr. Auch diese Titel verdanken, wie die der Prinzen, den Namen von Ortschaften ihre Entstehung, mit denen die Frauen ursprünglich belehnt wurden. Alle besonders betitelten Leles haben im Innern des königlichen Palastes ihre besonderen Wohnungen, die sich durch Größe und Ausstattung vor denen der gewöhnlichen Frauen auszeichnen, an bestimmter Stelle.

Jede Frau oder Wittwe eines Baghirmikönigs trägt um den Hals ein langes schwarzes Tüllband von der Breite eines kleinen Fingers als äußeres Abzeichen ihrer bevorzugten socialen Stellung.

Digitized by Google

Die Frauen des Königs ſtehen unter der Oberaufſicht des Ngarmane, des Oberſten der Beſchnittenen, deſſen Stellung in Bornu der des Miſtreiſs correſpondirt. Derſelbe hat auch außerhalb des königlichen Hauſes eine umfaſſende öffentliche Thätigkeit, ſo daß er im Innern von zahlreichen unter ihm ſtehenden Eunuchen — kein Hof iſt ſo reich an Beſchnittenen, als der Baghirmis — erſetzt wird. Die Frauen ſind natürlich eng an ihre Wohnungen gebannt, doch gelingt es ihnen trotz der Strenge ihres Aufſichtsperſonals zuweilen, die Eiferſucht ihres Herrn zu wecken, und dieſer macht dann, wenn außerdem ihre Geburt es erlaubt, wohl kurzen Proceß mit ihnen. So ſchickte mir Sultan Mohammed eines Tages eine ſchöne, junge, wohlgebaute, feingekleidete Perſon aus ſeinem Harem, mit der er derartige Differenzen hatte, als Geſchenk, zu meiner nicht geringen Verlegenheit. Glücklicherweiſe legte ſich der Fatocha, bei dem ich einquartirt war, und dem es eine Schande erſchien, daß ein Fremder, und noch dazu ein Chriſt, eine Frau ſeines Herrn davontragen ſolle, ins Mittel, eilte zum König, beſänftigte ſeinen Zorn und befreite mich von dem ſchönen, doch etwas läſtigen Geſchenke.

Starb früher ein Sultan, ſo mußten ſich alle ſeine Wittwen — und wie geſagt, ihre Zahl war nicht klein —, die oft noch ſehr jung waren, zum Cölibate bequemen. Dieſe Sitte wurde während der Regierung des oben erwähnten Abzi (Mohammed el Amin) durch ein ſchriftliches Edict aufgehoben, demzufolge es den königlichen Wittwen erlaubt, zu anempfohlen wurde, zur reichern Bevölkerung des Landes freie Männer wieder zu heirathen. Zur Zeit meiner Anweſenheit am Hofe Abu Sekin's befanden ſich, trotzdem Sultan Ali von Wadai wacker unter allen Frauen des Hofſtaates zu Maſſeña aufgeräumt hatte, noch immer gegen hundert Wittwen Abd el Kader's, die zum größten Theil noch recht heirathsluſtig und heirathsfähig waren. Alle dieſe, da ſeit dem Kriege großer Mangel an Männern war und ſie vor der Hand keine Ausſicht auf ehrbare Verheirathung ſahen, ſuchten zum eigenen Vergnügen und Nutzen ſo viel als möglich aus ihren Reizen zu machen und führten einen mehr oder weniger unmoraliſchen Lebenswandel; hierin übrigens mit faſt allen Baghirmifrauen, die ihre Männer im Kriege mit Wadai verloren hatten, wetteifernd. Ich ſelbſt, obgleich doch Chriſt — ſehr Viele wußten gar nicht, was dies bedeuten will — hatte in dieſer Beziehung unaufhörlich die liebenswürdigſten, wenn auch etwas ſchamloſen Anträge auszuhalten. Daß ſich Brüder, Vettern, Schwäger, Freunde ohne Scheu zu Colportenten derſelben hergeben, ſcheint zu beweiſen, daß man im Allgemeinen am Hofe von Baghirmi für ſolche kleinen Unmoralitäten eine milde Beurtheilung liebt und daß Alle einem gelinden Hange zur Liederlichkeit fröhnen. Wenn aber Baghirmi dieſen Ruf des Mangels an ſtrengen Sitten mit ſeinen größeren Nachbarſtaaten Bornu und Wadai theilt, ſo hat es vor erſterm Lande wenigſtens die Entſchuldigung einer größern Schönheit ſeiner Frauen voraus. Wadai kenne ich in dieſer Beziehung nicht; doch Bornu mit ſeinen plumpen, corpulenten, kurzen Frauengeſtalten mit ihren Plattnaſen, ihrem großen Mund wie den rothgebeizten Zähnen und vorſtehenden Backenknochen hält keinen Vergleich mit den ſchlanken Baghirmifrauen und ihren mäßigen Formen, ihren regelmäßigen Zügen, ihrem ausgeſuchten Geſichtsausdruck, den ſchönen Augen und den weißen Zähnen aus.

Ein Beſuch im Silberlande Waſhoe.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

In der reichſten Silbermine der Welt.

Ehe ich Virginia City verließ, ſtattete ich in Geſellſchaft meines alten Freundes B. der berühmten Crown-Point-Mine in Gold Hill noch einen Beſuch ab, um einen lang gehabten Wunſch, auch einmal die reichſte Silbermine der Welt zu ſehen, befriedigen zu können. Durch die Freundlichkeit des Herrn Kellog, des Vormanns jener Mine, erhielten wir einen tüchtigen Bergmann zum Führer, der uns in die Tiefen der Erde geleiten ſollte. Nachdem wir ein Labyrinth von wohlſten Quarzhaufen, hohen Treſtlebrücken, engen Gängen, Schienenwegen ꝛc. paſſirt hatten, erreichten wir das über dem Hauptſchachte der Crown-Point-Mine erbaute Dampfhebewerk, ein großes Holzgebäude, in welchem die gewaltigen Maſchinen mit raſtloſer Thätigkeit arbeiteten. Zwei von dieſen, zu je 575 Pferdekraft, zogen an 1300 Fuß langen 4 Zoll breiten Stahlbändern die „Elevatoren“ mit Wagen voll Erz aus der Tiefe herauf und ließen ſie, um gefüllt zu werden oder mit Menſchen beſchwert, wieder 1200 Fuß und weiter hinunter. Eine dritte Dampfmaſchine von hundert Pferdekraft pumpte Waſſer aus der Mine und preßte friſche Luft hinunter. Alles hatte hier ein zugleich großartiges und geordnetes Ausſehen. Es war eine Freude, zuzuſehen, wie der leitende Ingenieur durch einen leiſen Fingerdruck die gewaltige Titanenkraft des Dampfes dienſtbar zu machen wußte und die mächtigen Hebewerke arbeiten ließ.

Unſer Führer brachte uns (d. h. meinen Freund B. und mich nebſt drei John Bulls, welche gleichfalls die Mine beſuchen wollten) zunächſt in das neben der „Office“ liegende Garderobezimmer, um dort eine unſerer bevorſtehenden unterirdiſchen Tour entſprechende Toilette zu machen. Es ward uns bedeutet, und aller Kleider zu entkleiden und ſtatt ihrer aus den an der Wand hängenden alten Kleidungsſtücken eine beliebige Auswahl zu treffen. Dem Rathe unſeres Führers folgend, wählten wir weiter nichts als ein Flanellhemd, ein Paar blaue Drell-Ueberhoſen, einen alten Filzhut und ein Paar dicke Schuhe, alles Weitere ſei überflüſſig, denn dort unten wäre es heiß wie in der Hölle! Unſere goldenen Uhren, Geldbörſen ꝛc. ließen wir in den Kleidern in dem wie ein alter Trödlerladen ausſehenden Zimmer zurück. Ein Abhandenkommen derſelben brauchten wir nicht zu befürchten, da Unberufene dort nicht zugelaſſen werden. In unſeren nicht gerade faſhionablen Anzügen bildeten wir eine reigende Gruppe! Als ich zufällig in einen

Digitized by Google

Spiegel blickte, erschrak ich ordentlich über den Ausdruck meines Gesichts zwischen dem Banditenhute und der ziegelrothen Jacke, welche den Rahmen desselben bildete.

Wir folgten jetzt unserm Führer an den Schacht, aus welchem soeben ein mit Erz beladener Wagen auf einer von Feuchtigkeit triefenden Holzplatte (cage) auf der „Fahrkunst“ emporstieg, dieselbe Einrichtung, welche uns als Kutsche in die Unterwelt dienen sollte. Bald war der „Elevator“ seiner Last entledigt und hielt zu unserm Empfang an der Oeffnung. Ich muß gestehen, daß mich ein Gefühl der Unsicherheit überlief, als wir fünf Excursionisten mit dem Führer dicht gedrängt uns auf das schlüpfrige Brett stellten, welches über einem 1400 Fuß tiefen Abgrund hing. Doch ist bei der nöthigen Vorsicht keine Gefahr beim Hinunterfahren, denn ein solcher Apparat könnte, selbst wenn das Drahtseil reißen sollte, nicht hinabstürzen, da derselbe durch ausspringende Klammern festgehalten werden würde. Der Führer bedeutete uns, geradeauf zu stehen, die Ellbogen hübsch am Leibe zu halten und uns an einer über dem geländerlosen „Elevator“ angebrachten Eisenstange festzuhalten, was wir denn auch, rücksichtslos ob des daran haftenden Schmutzes, mit krampfhaftem Griff thaten. Auf ein gegebenes Zeichen begann unsere Kutsche schnell in den Abgrund zu sinken, und kleiner und kleiner ward der Lichtpunkt in der Oeffnung über uns. Die drei Minuten, welche vergingen, bis wir an dem 1100 Fuß tiefen Stockwerk (level) der Mine anlangten, schienen mir die flüssache Zeit zu sein. Aber das Gefühl der Unsicherheit schwand schnell, und als wir bei den verschiedenen Stationen, wo die Lichter der Begleute in den sich dort abzweigenden Gallerien momentan aufblitzten, vorbeiflogen, und der Führer die Namen derselben nach einander laut nannte: „400, 500, 600, 700 Fuß level!“ fand ich die Fahrt im höchsten Grade interessant. Trotz des uns belästigenden heraktropfenden Wassers that es mir fast leid, daß dieselbe so schnell ein Ende nahm.

Am 1100 Fuß-„Level“ verließen wir unsere Kutsche und traten in einen, gleichfalls an einem Drahtlau hängenden Karren, „Giraffe“ genannt, das fatalste Fahrzeug, in welchem ich je Platz genommen habe. Der schmutzige Kasten war oben breit und verengte sich nach unten, so daß wir sechs Passagiere, die John Bulls unten, wie Häringe auf einander lagen, als derselbe den geneigten Schacht (incline) nach dem 1200-Fuß-Stockwerk hinabrutschte. In diesem Kasten wird das Erz aus den unteren Stollen der Mine bis an den senkrechten Schacht hinausgezogen und dann mit der „Fahrkunst“ nach der Oberwelt befördert. Am untern Ende des geneigten Schachts stiegen wir aus der „Giraffe“ und begannen, 1200 Fuß unter der Oberfläche der Erde, unsere Excursion. Jeder von uns erhielt ein brennendes Licht, das wir ohne Leuchter in die Hand nahmen, und dann dem Führer folgten. Der kalte Zugwind, welcher uns anangenehm berührte, war nur von kurzer Dauer, und bald traten wir in eine wahre Backofenwärme. (Wie ein Sieb war die Lage von Gängen durchlöchert, welche von Balken, je einen Fuß im Quadratdurchschnitt, ausgezeigt sind.) Zuerst führte uns der Weg durch festen Fels, 150 Fuß westlich von der Erzader, aber bald erreichten wir den gewaltigen Comstock-Gang selbst. Vom 1100- bis zum 1400-Fuß-Stockwerk und weiter in unbekannte Tiefe besteht die Crown-Point-Mine aus einer 126 Fuß breiten compacten Erzmasse, welche, soviel davon vor Augen liegt, etwa 32 Millionen Dollars an edlen Metallen enthalten soll.

Auf und ab stiegen wir durch die etwa sechs Fuß hohen von schweren Balken gestützten Gänge, von Schätzen umgeben, in Vergleich mit denen die Schatzkammern der Inkas elende Trödlerbuden waren. Miner, den Oberkörper entblößt, schoben die mit Silbererz schwer beladenen Wagen auf Eisenschienen vor sich her und stürzten dieses die Schachte hinunter, um von dort durch Hebemaschinen ans Tageslicht befördert zu werden. Hier ward gezimmert, oder man füllte von Erz entleerte Räume mit Felstrümmern wieder aus, dort schwangen wahre Hünengestalten die schweren Hämmer und schlugen das Gestein aus den Wänden los. Dabei herrschte eine solche Hitze, daß den Minern der Schweiß wie Wasser in einer Traufe vom Körper herabfloß. Die Felswände waren warm, das die zu 125° F. erhitzte Wasser war voll von Säuren, und würde nicht fortwährend frische Luft hinabgepumpt, so vermöchte kein Mensch dort unten zu leben. An Stellen, wo neue Gänge ausgesprengt werden und die Ventilation noch nicht genügend hergestellt ist, können es die Arbeiter in der Hitze kaum zehn Minuten lang aushalten, suchen dann einen kühlern Platz aus und müssen sich fortwährend ablösen. Der Hauptlustzug geht jetzt die Crown-Point-Mine hinab und die Schachte von den mit derselben verbundenen Belcher- und Yellow-Jacket-Minen wieder aufwärts.

Das Erz wird von einem Stockwerk zum andern von unten herauf herausgenommen, und sobald eine größere Stelle geleert ist, muß dieselbe, um einem Zusammensturze vorzubeugen, mit Felsstücken, die man seitwärts von der Lehge herausbricht, wieder gefüllt werden. Um auf diese Weise das Erz zwischen zwei Stockwerken, die 100 Fuß von einander entfernt angelegt werden, zu gewinnen, braucht es vierzehn Gallerien. Der Druck auf die Stützbalken ist, ehe ein solcher Gang mit Felsen wieder ausgefüllt wird, ein enormer; manche brechen wie Pfeifenstengel zusammen, und die über ihnen liegenden Bohlen werden oft auf den dritten Theil ihrer ursprünglichen Dicke zusammengepreßt. Unser Führer machte uns auf eine solche Stelle aufmerksam, wo im vergangenen Jahre sechs Gallerien auf einmal zusammengestürzt waren. Der dadurch verursachte Luftdruck schleuderte einen Mann 20 Schritt weit fort und löschte alle Lichter in der Crown-Point- und Belcher-Mine aus. In der Imperial-Mine flog bei einem ähnlichen Ereignisse ein Felsstück von der Größe eines Mannskopfes dreihundert Fuß hoch hinauf und schlug wie eine Kanonenkugel durch das Dach des Hebewerks. Die zerfetzten und zersplitterten Balken in der eingestürzten Stelle der Crown-Point-Mine gaben sprechenden Beweis von der ungeheuern Kraft eines derartigen Zusammenbruchs. Oft wird das Erz und Gestein mit Dynamit (Giant Powder) herausgesprengt, und mehrere Male mußten wir hinter einem Felsvorsprunge eine derartige Explosion abwarten, welche die Gallerien mit dumpfem Schlage erdröhnen machte. Erstaunen mußte ich über die Unvorsichtigkeit, womit die Lichter von den Minern benutzt wurden. Sie pflegen dieselben, offen brennend, an eisernen Gabeln in die Balken zu stecken, und es ist ein Wunder, daß die vielen lose herumliegenden und halb ausgebrannten Lichter nicht öfters ein Unglück anrichten. Vor drei Jahren entstand, wahrscheinlich durch ein vergessenes im Holzwerk stecken gebliebenes Licht, Feuer in der Yellow-Jacket- und der Crown-Point-Mine, woburch 42 Menschen ihr Leben verloren. Erst nach einem Jahre konnte der Grubenbrand mit größter Mühe gelöscht werden.

Während unserer unterirdischen Spazierfour begrüßten und die fleißigen Miner allerorten mit großer Cordialität. Man regalirte uns oft zu einem Trunk Eiswasser, womit die Arbeiter, als befänden sie sich in einem Trockenluft-Hitzbade, stets reichlich versehen sind, um dem Organismus bei der massenhaften Transpiration die nöthige Feuchtigkeit wieder zuzuführen. Die Arbeit, welcher sich die Miner unterziehen müssen, ist eine außerordentlich anstrengende und kann nur

Digitized by Google

von Wenigen längere Zeit ertragen werden. Drei mit einander wechselnde Abtheilungen, die je acht Stunden in den Gruben beschäftigt sind (was als Tagesarbeit angesehen wird), arbeiten Tag und Nacht ununtergesetzt, das ganze Jahr hindurch. In den heißesten Stellen der Gruben wird eine Arbeiterabtheilung alle 4 bis 6 Stunden abgelöst. In der an die Crown-Point- grenzenden Belcher-Mine werden auch mehrere Maulesel beschäftigt, die sich sehr gut dabei befinden. Einer jener Esel, welcher den Namen der amerikanischen Frauenrechtlerin „Susan B. Anthony“ führt, ward nach einem Aufenthalte von sechs Monaten unter der Erde wieder an das Tageslicht befördert, wo er eine Zeitlang halb blind war; sonst war Susan glatt und wohlgenährt. Ihre zwei Collegen, „Victoria Woodhull“ (die Yankeein, welche Präsident der Vereinigten Staaten werden wollte) und „Horace Greeley“, befinden sich immer noch in jener Mine. Auch eine Unzahl von fetten Ratten halten sich in diesen Minen auf und werden, da sie für die Reinlichkeit der Gruben sorgen, gern gesehen. Obgleich jegliche Verunreinigung der Minen streng bestraft wird, fällt doch viel von den Speisen ab, was die Ratten vertilgen. Von den Arbeitern werden diese Thiere auch besonders deshalb vor jeglicher Unbill geschützt, weil sie bei Zeiten Warnung vor dem bevorstehenden Einsturze einer Gallerie geben. Vor zwei Jahren flüchtete sich plötzlich eine Legion Ratten aus einem Theile der Belcher-Mine, worauf sämmtliche Arbeiter dieselbe sofort verließen. Eine halbe Stunde später stürzten mehrere Stollen in jener Mine ein. Hätten die Ratten, welche das Nachgeben des Holzwerks früher als die Menschen gemerkt hatten, nicht bei Zeiten Warnung gegeben, so würden ohne Zweifel viele Arbeiter durch jenen Einsturz den Tod gefunden haben.

Mit der Erlaubniß unseres Führers füllten wir die Taschen mit beliebigen Quantitäten Silbererz, das wir aus den Wänden brachen, als Andenken an die Crown Point, und traten dann, nach einem Aufenthalte von etwa einer Stunde unter der Erde, unsere Rückreise nach der Oberwelt an. Aufs Neue passirten wir in der schmutzigen „Giraffe“ den geneigten Schacht und wurden dann auf dem „Elevator“ per Extrapost weiter hinauf befördert. Die Passage aufwärts war wegen der zitternden Bewegung des Brettes, worauf wir standen, weit unangenehmer, als die Niederfahrt. Nachdem wir im Garderobegimmer, wo auch für Badewannen ꝛc. gesorgt war, wieder Toilette gemacht und als civilisirte Menschen unserm freundlichen Führer einige Gebstücke als Erinnerungszeichen dorterichten, weigerte sich dieser auf das Entschiedenste, einen Cent von uns anzunehmen. Ein Miner von der berühmten Crown Point ist zu stolz dazu, ein schnödes Trinkgeld zu acceptiren! Gegen einen freundschaftlichen Brandy-Punsch und etliche echte Havanas hatte der Biedermann jedoch nichts einzuwenden.

Aber wir wollen den Comstock-Silberminen und den wüsten Zwillingsstädten Virginia und Gold Hill ein Lebewohl singen. Mancher, der mir im Geiste auf meinen Wanderungen durch jene wilden Regionen über und unter der Erde gefolgt ist, wird wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß dort nicht Alles Gold ist, was glänzt. Ließ es sich freilich recht hübsch von den Millionen ꝛc., so hat doch nur ein verschwindend kleiner Theil der Bürger jener Städte einen respectablen Antheil an denselben. Die große Menge der Bewohner jener buchstäblich mit Silber gepflasterten Ortschaften muß, wie es ja überall in der Welt geschieht, für die wenigen Auserwählten ein hartes Dasein führen. An neuen und überraschenden Lebensbildern jedoch bietet Washoe dem Beobachter ein Feld, wie nur wenige Punkte auf diesem Erdball, und die Erinnerung daran wird sich nie aus meinem Geiste verwischen.

Der amtliche Bericht über das Schicksal der „Polaris“.

Derselbe ist sofort veröffentlicht worden, nachdem die Geretteten vor der in Washington niedergesetzten Commission ihre durch Eid bekräftigten Aussagen gemacht hatten. Capitän Hall wurde allerdings noch am Abend des 24. Octobers, als er von seiner Schlittenreise zurückgekehrt war, magenkrank und hatte Erbrechen; am folgenden Tage war er ernstlich erkrankt; er hatte Gehirncongestionen, redete wirr und wurde an einer Seite gelähmt, erholte sich jedoch nach einigen Tagen so weit, daß er das Bett verlassen konnte und in der Cajüte umherging. Dann kam wieder ein Rückfall mit Delirium und am 8. November 1871 starb er an der Krankheit; eine Vergiftung sei nicht anzunehmen.

Den Instructionen des Marineministeriums gemäß übernahm dann Buddington den Befehl. Der Winter verlief gut; man litt nicht durch Kälte, auch kam keine Krankheit vor und die wissenschaftlichen Beobachtungen hatten ihren regelmäßigen Fortgang. Die Polaris- und Newmanboat wurden vermessen, und die Küstenlinie der ersteren auf einer Strecke von 70 Miles untersucht. Gegen Ende Novembers trat heftiger Sturm aus Nordosten ein und das Schiff verankerte sich an einen Eisberg, welcher in der Bai festlag; es blieb an demselben bis zum Sommer. Im nächsten Winter wurde es dann durch die in der Bai auf- und abtreibenden Eismassen an den Fuß jenes Providence-Eisberges gedrängt, durch steigende Fluth und verstärkten Druck höher hinauf und blieb so liegen, bis in den Juni 1872. Es hatte Beschädigungen erlitten und einen Leck bekommen.

Anfangs Juni, bevor die „Polaris“ eisfrei geworden war, fuhren auf Buddington's Geheiß Chester und Tyson in zwei Booten aus, um so weit als thunlich nach Norden vorzudringen. Gleich zu Anfang dieser Fahrt wurde das eine Boot vom Eise zerquetscht, aber dafür ein anderes in Dienst gestellt. Die Partie kam dann nach Norden hin bis zur Newmanbai. Dort warteten sie bis Mitte Juli, ob vielleicht das Eis aufgehen werde; dann erhielten sie von Buddington die schriftliche Weisung umzukehren, was sie zu Fuß thaten, da sie die Boote nicht transportiren konnten. So kamen sie nach Verlauf von sechs Wochen wieder an Bord.

Während ihrer Abwesenheit, und zwar im Juni, war die „Polaris“ aus ihrem Winterquartier herausgekommen und hatte einige Male den Versuch gemacht, nach Norden zu steuern, um jene Bootpartie aufzunehmen. Das Eis war jedoch undurchdringlich und nachdem Tyson und Chester zurückgekehrt waren, beschloß Buddington die Heimkehr, sobald das Eis eine solche gestatten würde. Die Rückfahrt wurde im August 1872 angetreten; das Schiff fuhr langsam an der Westküste hin, wurde schon am nächsten Tage hart von Eis gedrängt, und war unter 80° 40′ N. einige Stunden lang

Digitized by Google

in der äußersten Gefahr, kam aber doch wieder frei. Am 16. August wurde es, in 80° 2′ N., etwa 58° W., an eine große Eisflarde gelegt und trieb mit dieser nach Süden hin in den Smithsund bis in die Nähe der Northumberlandinsel. Es wurden, wie das unter derartigen Verhältnissen Brauch ist, Lebensmittel und Brennstoffe auf Deck geschafft, um diese Vorräthe nöthigenfalls auf das Eis bringen zu können. Zugleich wurde Befehl gegeben, bei eintretender Krisis auch mit Kleidung, Papieren, Instrumenten, Gewehren und Schießbedarf eben so zu verfahren. Auch war ein Leinwandzelt auf der Flarde aufgeschlagen worden. In der Nacht des 15. Octobers 1872, etwa in 79° 53′ N., bei heftigem Schneesturme trat dann die Krisis ein; Buddington schickte die Hälfte der Mannschaft, darunter die Eskimos mit ihren Kayacks, auf das Eis und ließ auch die beiden noch vorhandenen Boote auf dasselbe hinab.

Das Aufsegen dieser Leute sei kein böswilliges gewesen und nicht in der Absicht geschehen, um sie im Stiche zu lassen. Daß die „Polaris“ während der Nacht von der Flarde sich entfernte, könne Folge des Sturmes gewesen sein; unerklärt bleibe, weshalb sie den Ausgesetzten nicht am andern Tage zu Hülfe kam; sie wurden vom Schiffe aus bemerkt und gaben Nothzeichen, die man auf demselben sehen konnte. Die Geretteten wollen keine Böswilligkeit annehmen; es sei möglich, daß die „Polaris“ Schaden genommen habe und deshalb nicht im Stande gewesen sei, wieder zu kommen. Auffallend bleibe es immerhin, daß sie ihrerseits denen auf der Eisflarde gar kein Signal gegeben habe. Ueber Buddington lauten die Aussagen, daß er mit Hall auf schlechtem Fuße gestanden habe; er sei grob und barsch und sehr häufig betrunken gewesen.

Die Washingtoner Regierung hat nun im Juli drei Schiffe ausgesandt, von denen das eine Vorräthe nach Grönland bringt; die beiden anderen sollen nachforschen, was aus der „Polaris“ geworden ist.

Die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition haben es an Eifer in Betreff ihrer astronomischen und meteorologischen und magnetischen Beobachtungen nicht fehlen lassen, auch den Ebbe- und Flutverhältnissen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen sind reich ausgefallen. Die Magazine waren angefüllt mit Steletten und Fellen von Moschusochsen, Bären und anderen Säugethieren, Bälgen von Vögeln, mit Eiern, vielen Invertebraten aus der See, Pflanzen, auch fossilen, Mineralien ꝛc. Von besonderm Interesse ist eine Sammlung von Treibholz, das an den Küsten der Polaris- und der Newmanbai gefunden wurde. Der Meteorolog der Expedition, Meyer, einer der Geretteten, ist überzeugt, daß sich unter den Hölzern solche von Wallnuß, Esche und Fichte befinden. Die Neigung der Magnetnadel ging bis zu 45°, die Abweichung bis 95°, war also schwächer als jene in Port Foulke und dem Rensselaerhafen, wo Kane und Hayes beobachtet haben. Der Durchschnitt der Tide betrug etwa 5½ Fuß, die größte gelothete Tiefe ungefähr 100 Faden. Eine constante Strömung nach Süden ist festgestellt; ihre Schnelligkeit ist nach der Jahreszeit und den Oertlichkeiten verschieden. Die Wintertemperatur fand man über Erwartung mild, Minimum 58° unter Null im Januar; März war der kälteste Monat. Moschusochsen wurden während des ganzen Winters geschossen; sie nähren sich von Moos und anderen Vegetabilien, von denen sie den Schnee mit den Füßen hinwegkratzen. Wölfe, Bären, Füchse und manche andere Thiere wurden wiederholt beobachtet. Gänse, Enten und anderes Wassergeflügel waren in den Sommermonaten in Menge vorhanden, Landvögel, darunter das Schneehuhn, nur spärlich.

Das angebliche Polarmeer, welches Kane und Hayes gefunden haben wollten, erwies sich, wie schon mehrfach gesagt worden ist, als ein Sund von ziemlich beträchtlicher Ausdehnung. Derselbe wird gebildet von einer etwas abrupten Verbreiterung des Kennedykanals nach Norden hin, wird im Westen gebrochen durch die Lady-Franklin-Bai, im Osten durch ein etwa 20 Miles breites Inlet, das an seiner offenen Seite liegt, und gewiß tief ins Land eindringt. Wie weit, das wurde nicht ermittelt, Meyer ist aber der Ansicht, daß es möglicherweise eine Straße sei, welche in Verbindung stehe mit dem Franz-Joseph-Sunde der Germania- und Hansaexpedition. Man gab jenem Inlet die Benennung Southern Fjord. Nördlich von demselben und an derselben Seite ist eine Bucht, welche Hall Polariebai nannte, und in welcher das Schiff in 87°38′ N. überwinterte; der nördlichste Punkt dieser Bai heißt Cap Lupton, der südlichste hat noch keinen Namen. Von Cap Lupton ab hat das Land nur eine Richtung nach Nordosten, und an der Ostseite eines neuen 25 bis 30 Meilen langen Canals öffnet sich die Robeson's Straße; die Westseite, nördlich von Grinnell-Land, hat noch keinen Namen. Nordöstlich von Cap Lupton, in 81°37′ N., ist ein tiefes Inlet, welches Hall Newmanbai benannt; der nördliche Punkt desselben heißt Cap Brevoort, die Hügelerhöhung im Süden Sumner Headland. Die Biegung der Küste setzt sich fort bis Repulse Harbour, 82° 9′ N., und dies ist der am weitesten nach Norden liegende Punkt, welchen die Expedition zu Land erreicht hat. Von einer 1700 Fuß hoch liegenden Stelle am Repulse Harbour, an der Ostseite der Robesonstraße, sept sich das Land in nordöstlicher Richtung fort bis zum Ende dieser Straße, und von da an ist die Richtung nach Osten und Südosten, so weit der Blick reicht. Anderes Land war nach Nordosten hin nicht sichtbar, wohl aber sah man an der Westküste Land, das, so weit man sehen konnte, nach Norden reichte und etwa 84° N. in einem Vorgebirge zu enden scheint. Meyer bemerkt, daß er gerade nach Norden hin an einem klaren Tage von jenem 1700 Fuß hohen Punkt eine lichte Stelle kreisrunder Gestalt (a line of light, apparently circular in form) beobachtet habe; die Anderen meinten, daß sie Land andeute, er seinerseits hält dafür, daß sie offenes Wasser sei.

Die Expedition hat demnach genau die Lage und Ausdehnung der Meeresgegend bestimmt, welche bis dahin für ein offenes Polarmeer angesehen worden war; sie hat in südöstlicher Richtung den Southern Fjord entdeckt, in nördlicher Robesonsstraße und jenseits dieser eine ausgedehnte Wasserstrecke. Sie hat theils vermessen, theils untersucht die Küstenlinie auf der Ostseite bis 82°9′ N.; die Westküste ist von ihr noch über diesen Punkt nach Norden hinaus gesehen worden. Sie hat unter Dampf mit der „Polaris“ die hohe Breite von 82° 16′ N. erreicht, ist also weiter nach Norden hin gekommen als jemals ein Schiff vor ihr.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die anglo-indische Gesandtschaft nach Yarkend.

Je größer Rußlands Einfluß in Centralasien wird, um so aufmerksamer beobachtet man in Calcutta die Angelegenheiten in den noch unabhängigen Theilen von Oſttureſtan oder der sogenannten Kleinen Bucharei. Dort haben bekanntlich die Mohammedaner die Herrschaft des chinesischen Kaisers beseitigt und einen Staat gegründet, dessen Herrscher Jakub Beg mit dem Titel Atalik Ghasi ist. Die Leser des „Globus“ erinnern sich der Missionen, mit welchen Shaw, Hayward und Forsyth beauftragt waren; über die Reise des letztern gaben wir in unseren letzten Nummern einen ausführlichen Bericht. Jetzt, im Juli, ist nun wieder eine Gesandtschaft an jenen mächtigen Potentaten von Srinagger in Kaschmir aus aufgebrochen. Sie gedenkt Yarkend im October zu erreichen, will von dort nach Aksu, 41°N., 79° O., gehen und hier die Winterquartiere aufschlagen. Falls sich keine Hindernisse in den Weg stellen, geht sie dann weiter nach Osten, um die seit einiger Zeit verödeten Handelsstraßen kennen zu lernen, nach denen eine direct nach China, eine andere in südöstlicher Richtung nach Lhasse in Tibet führt. Zu den Mitgliedern gehören zwei von Montgomeries Pandits, welche bekanntlich vor mehreren Jahren nach Tibet vordrangen und von denen einer bis Lhasa gekommen ist. Man will nun diesen abermals, jetzt über Chatan, direct nach der tibetanischen Hauptstadt schicken. Die Partie ist zahlreich genug, um einige Mitglieder für solche besonderen Sendungen verfügbar zu haben. Man hat alle Vorkehrungen getroffen, um von den Einflüssen des Klimas ungeschädigt zu bleiben. Im Frühjahr 1874 sollen Chalan und Kaschgar besucht werden; von der letztern Stadt aus gedenkt man über den Tarik-Paß und über den Pamir-Paß nach Badachschan zu gehen und hier Fürsorge zu treffen, daß Handelsreisende, welche auf dieser Route nach Yarkend wollen, Schutz und Sicherheit für Leben und Eigenthum finden. Der Weg über das Karakorumgebirge ist sehr schwierig und eine Handelsstraße von Indien aus durch Kabul und Badachschan würde ihr gegenüber viel geringere Unbequemlichkeiten darbieten. Eine Ueberwinterung am Fuße des Thian-schan-Gebirges erscheint nicht unbedenklich, aber die Mission hofft auf freundlichen Empfang um so mehr, da sie Yakub Chan, den Gesandten bei sich hat, welchen der Atalik Ghasi nach Calcutta schickte und den sie nun in seine Heimath zurückbringt. Er ist Thronfolger in „Kaschgaria“, wie man jetzt Oſttureſtan nennt, und hat beim indischen Vicekönig eine glänzende Aufnahme gefunden. Die Reisenden sind in Fülle mit den besten wissenschaftlichen Instrumenten versehen, und Major Burne übrebringt von Seiten der indischen Regierung dem Atalik Ghasi mancherlei werthvolle Geschenke.

Die Gestaltung des Seebodens im Nordatlantischen Ocean.

Der „Challenger“, über dessen Tiefenmessungen wir mehrfach Mittheilungen gegeben, war auf seiner Fahrt von Bermuda nach Osten, via Azoren, am 1. Juli in Madeira eingetroffen. Die Forschungen haben ergeben, daß ein Bergrücken von Grönland und Island bis zur südwestirländischen Küste in der Nähe des Amazonenstromes sich erstreckt, der das vulcanische Gebiet der Azoren umfaßt und nirgends tiefer als zwei engl. Meilen unter dem Meeresspiegel sich befindet. Nach Osten hin wird dieser Bergrücken durch ein ungeheures 2½ bis 3 Meilen tiefes Thal von Europa und Afrika getrennt. Es erstreckt sich vom Aequator nördlich bis zu dem 52. Parallelkreise etwa. Wenn dieses Thal nicht überfluthet wäre, so würde es einen Anblick gewähren, von dessen Pracht man sich keinen Begriff machen kann. Denn nördlich würde es sich bis zu den alsdann gigantischen Bergen vom Cap Verde und den Canarischen Inseln erstrecken, welche letztern mit dem Pic von Teneriffa 26,000 Fuß hoch sein würden. Madeira würde von einer Höhe von 20,000 Fuß dieses und noch ein anderes dem Mittelländischen Meere zuströndes Thal übersehen. Auf der Westseite des Nordatlantischen befindet sich eine ungeheure, etwas wellenförmige Ebene, die sich in einer durchschnittlichen Tiefe von 2¾ Meilen bis an die Küste von Amerika erstreckt. Bermuda, das jetzt nur 200 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt, ist in der That eine vereinzelte 15,000 Fuß hohe Säule, von welcher ein Amphitheater überblickt werden könnte, dessen Radius wenigstens 500 Meilen lang ist. Von sonstigen Festen, die von Schiffern so vielfach gesichtet werden, ist keine Spur gefunden worden. Zwischen Westindien und Amerika und bis in die Nähe der Azoren ist das Wasser gleich tief, 230 Klafter, und auf der ganzen Erstreckung von 2000 Meilen auch gleich warm, nämlich 62° bis 64° F. Dann verschwindet es plötzlich. Leben ist in großen Tiefen nicht viel zu finden. Die blinden Krustentiere scheinen der westlichen Welt anzugehören, hier brauchen diese Thierchen möglichst viele Augen. Eine Seegarnele wurde eingefangen, die vier Augen hatte, zwei davon merkwürdigerweise an den vorderen Kniegelenken.

Irische und deutsche Staaten in der nordamerikanischen Union.

In „Scribner's Monthly“, Juniheft, findet sich ein Artikel über „irische und deutsche Staaten in der Union“. Das ist ein etwas gewagter Titel. Bezeichnen soll er Staaten, in denen unter den Eingewanderten die Irländer oder die Deutschen die Mehrheit haben. Das Kuriose hierbei ist, daß nach der Berechnung, wobei der Census von 1870 zu Grunde gelegt wurde, Pennsylvanien als irischer Staat bezeichnet ist. Im Census steht natürlich nicht, daß es in Pennsylvanien 1½ Millionen Einwohner giebt, welche entweder Hochdeutsch oder pennsylvanisch Deutsch sprechen. Das ergiebt der Vertrieb der deutschen Zeitungen im Staate. Im Census von 1870 hat Pennsylvanien nur 160,146 Deutsche. So viel rechnet man auf Philadelphia fast allein, wo nach dem Census nur etwa 40,000 wohnen sollen.

Wir wollen kein Wort mehr darüber verlieren, daß der Census ein höchst oberflächlicher und leichtsinnig aufgenommener war und daß die Inspectoren Hunderte, ja Tausende von Familien gar nicht besuchten, sondern in den Exgroceries oder Wirthshallen sich beliebige Angaben aufsinden ließen, aber häufig auch das unterließen. Aber man kann unmöglich aus einem solchen Census den wesentlichen Charakter eines County, einer Stadt oder eines Staates ableiten bezüglich ihrer Einwohnerschaft. In ein oder dem andern County Pennsylvaniens leben vielleicht nur einige Hundert eingewanderter Deutscher, aber vielleicht 2000 eingewanderte Irische. Dennoch kann die tägliche Sprache von ⅔ der Einwohner des ganzen County die deutsche sein, weil dieselben deutscher Abkunft sind. Der Tabellenmann in Scribner's Monatsschrift würde ein solches County wegen seiner 2000 Irischen ein irisches nennen, obgleich darin vielleicht 40,000 Einwohner deutsch sprechen. Daraus sieht man, daß Zahlen nur dann nicht lügen, wenn sie mit Verständniß der betreffenden Sache angewendet werden.

Ueber die Yankee-Frauenzimmer.

Ein amerikanischer Blaustrumpf, für welchen sich bisher noch Niemand gefunden hat, der ihn heirathen mochte, hat zu Boston ein Buch veröffentlicht, das den Titel führt: Hap Hazard, und dasselbe allen Frauenzimmern gewidmet, „welche Carriere zu machen oder einen beliebten Gatten suchen.“ Bekanntlich sind die Töchter der Stockfisch-, Makrelen-, Petroleum-Nabobs so

Digitized by Google

eifrig darüber aus, europäische Offiziere mit Orden, Herren Von, Barone und wo möglich, gleichviel ob echte oder unechte, Grafen zu heirathen. „Mademoiselle“ Kate Fields warnt nun in Hop Hazard vor solcher Schwachheit und behauptet, daß ein Yankeemann das Muster aller Männer sei und in keinem andern Volke der Welt auch nur entfernt seines Gleichen habe. American men are the truest and noblest in the world; und Nordamerika sei das vortrefflichste Land auf Erden, mit welchem kein anderes sich messen könne. Mit dem amerikanischen Gentleman könne indeß der eine oder andere englische Gentleman sich messen und vielleicht habe der letztere eine noch sorgfältigere Ausbildung. „Englische Frauenzimmer,“ so sagt Miß Kätchen, „haben durch die Bank nicht viel Anziehendes; sie sind bei weitem nicht so lebhaft, nicht so interessant und nicht so originell wie die Amerikanerinnen.“

„In Deutschland ist das Weib ein niedrig stehendes Thier. (Woman in Germany is an inferior animal.) Der Franzose hat noch viel weniger Achtung vor dem Weibe.“

Wir finden diese Aussprüche der Weisheit in der „Newyork Weekly Tribune“ vom 18. Juni. Nun trifft es sich, daß wir gleichzeitig in einem andern Blatte eine Schilderung der amerikanischen Mädchen finden, die allerdings von bitterer Ironie durchzogen ist („Newport Weekly Day-book“, 21. Juni). Da Demoiselle Kate Fields unsere deutschen Frauen als niedrigstehende Thiere hinstellt, so ist es nur billig, daß wir hören, was ein Amerikaner über seine Landsmänninnen sagt.

„Ja, glorioisere Mädchen giebt es in der weiten Welt nicht; keine, die liebenswerther sind, als jene im Bereiche des amerikanischen Adlers. Aber solch ein Mädchen ist nicht ein Mädchen, das man heimführen und zu seinem Weibe machen möchte. Man sagt dem Kinde von Kindsbeinen an, daß es recht smart sein müsse, also munter, aufgeweckt, lebhaft. Es nimmt aber das smart für pert und wird vorwitzig, verlaut, naseweis, keck und frech. Mit zehn Jahren ist es schon abgeklimmt und schlimmer als seine Großmutter mit zwanzig war. Es hat um sich seine Stutzer, von denen es sich nach Hause begleiten läßt; es läßt sich frisiren, trägt Kleider mit mächtigen Falbeln, ist eigensinnig, treibt allerlei Narretheidinge ꝛc. (She has her furbelows, frizzes, followers, frenzies, fun, frolic, folly feints and falsity, fankaronade, fantasies and in fact all the F's but fat.) Denn mager ist die junge Dame. Sobald sie erwachsen genug ist, um in den Straßen spazieren gehen zu können, muß der Schuh so eng an den Fuß gepreßt sein als nur möglich und der Absatz ganz spitz; hinten aber, wo der Rücken aufhört, bauscht das Kleid auf wie ein Kamelshöcker; Herz, Lungen und Leber werden in ein Corsel eingeschnürt, in Barrieaden von Fischbein und Stahl. So tritt der Engel in die Welt ein, geht freilich noch in die Schule und tauet dort an Schiefertafeln. Der Engel koketirt mit Knaben und jungen Männern schon, bevor er genau weiß, daß es zweierlei Geschlechter in der Welt giebt. Während der Schulstunden ist das Mädchen in der Classe oder auch nicht. — der Lehrer bekümmert sich auch nicht weiter darum. Wenn seine Schulstunden sind geht es wohin ihm beliebt, sieht wen es will, thut was ihm die Laune eingiebt, sagt was ihm in den Schnabel kommt, und besucht vielleicht die Wohnung, in welcher der in der Familie dienende Neger haust. Es ist leider nur allzu häufig, daß Mütter ihren Töchtern erlauben, zu gehen wohin sie wollen. Wenn die Mütter der vielen Dutzende von Mädchen, welche jetzt als Klägerinnen oder Beklagte vor den Criminalgerichten stehen, geahnt hätten, wohin ihre Töchter mit ihren Verführern gegangen sind, dann hätten wir weniger Verbrechen im Lande. Die „Smartness“ des Mädchens ist sein Satan. Ist es hübsch, so wird es bald zum Spielwerk eines gewissenlosen Mannes; hat es kein hübsches Gesicht, so bemalt es dasselbe mit Schminke, brennt sich das Haar in Locken, färbt die Lippen, Nägel und Augenbrauen, schnürt sich noch enger ein und geht auf Abenteuer aus. Solch eine junge Dame ist dann innerlich und äußerlich verlogen; sie thiebt mit hochfahrender Verachtung auf ehrliche Mädchen, die sich durch Fleiß ihr Brot verdienen. Sie zieht Geld aus Banken, in welchen sie keine Einlagen gemacht hat. Solch ein amerikanisches Girl geht auch wohl nach Europa und gattert nach darnehm gestellten Männern.“

* * *

— Der Suezcanal wird fortwährend sehr stark von Dampfern benutzt. In den ersten 20 Tagen des Juni passirten 57 denselben, welche an Abgaben nicht weniger als 45,120 Pf. St. zahlten.

— Die britische und ausländische Bibelgesellschaft ist im Jahre 1804 gegründet worden. Sie hat in siebenzig Jahren mehr als 7,000,000 Pf. St. für Uebersetzung, Druck und Verbreitung der Bibel verausgabt, und mehr als 68,000,000 ganze Bibeln, neue Testamente und einzelne Theile, in mehr als 200 Sprachen und Mundarten, in Umlauf gebracht. Die Verbreitung des Londoner Depots allein beläuft sich durchschnittlich auf ungefähr fünftausend Bände täglich, und von den verschiedenen auswärtigen Niederlagen ist die Verbreitung zusammengenommen noch größer. Druckereien werden von der Gesellschaft nicht nur in London, Oxford und Cambridge beschäftigt, sondern auch in Paris, Brüssel, Amsterdam, Berlin, Wien, Pest, Rom, Madrid, Lissabon, Kopenhagen, Stockholm, St. Petersburg, Konstantinopel, Beirut, Bombay, Madras, Calcutta, Schanghai, Capstadt, Sydney ꝛc.

— Bisher galt der Pik von Dodabetta in den Nilgiris für den höchsten Punkt in Indien, vom Himalaya abgesehen. Eine Abtheilung des Great Trigonometrical Survey unter Major Branfill aber, welche im vorigen Jahre Höhen im Anamallaygebirge maß, hat dort eine Bergspitze entdeckt, welche bis zu 8837 Fuß ansteigt, also um 500 Fuß höher als der Dodabetta ist.

— Viele Kämpfe zwischen Yankees und Indianern haben ihre Ursache darin, daß die letzteren von den Indianeragenten der Washingtoner Regierung schmachvoll betrogen werden. Kein Wunder, da Präsident Grant notorische Gauner für Parteidienste damit belohnt, daß er sie zu Indianeragenten ernennt, so im Mai einen gewissen E. E. Henderson für die Odschibwäs am Obern See. „Der „Chippewa Herald“ hat gefragt, wer denn dieser Mann sei; wir (die „Fayetteville News“ in Arkansas) können darauf Antwort geben. Henderson kam hierher als gesuchteter Verbrecher aus Janesville in Ohio, wo er wegen Betrugs zur Verantwortung gezogen war. Sein vierjähriger Aufenthalt hier in Fayetteville kennzeichnet sich durch schmachvolle Niederträchtigkeit (shameless scoundrelism). Er hat fortgesetzt den gemeinsten Schwindel getrieben. Wahrscheinlich wird er als Indianeragent Grant's nun entweder die Regierung oder die Indianer, wahrscheinlich aber beide, betrügen.“ — Daß Indianeragenten dem nun beendigten Congreß 600,000 Dollars abschwindeln für Auslagen, die sie auf einen Stamm der Sioux in Dakotah, der gar nicht existirt, angeblich verwandt haben, ist eine bekannte Sache. Solche Betrügereien sind möglich, weil die Gauner mit dem „Indianerring“ in Wahlung ton in Verbindung stehen und mit diesem den Profit theilen.

Inhalt: Die Hathinsel Korea und die Koreaner. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Cultursprachen und die Sprachherrschaft. Von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. III. — Der Hofstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika. Von Dr. Nachtigal. II. — Ein Besuch im Silberlande Washoe. Von Theodor Kirchhoff. IV. (Schluß.) — Der amtliche Bericht über das Schicksal der „Polaris“. — Aus allen Erdtheilen: Die anglo-indische Gesandtschaft nach Yarkend. — Die Gefrierung des Seebodens im Nordatlantischen Ocean. — Irische und deutsche Staaten in der nordamerikanischen Union. — Ueber die Yankee-Frauenzimmer. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 1. August.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Die Halbinsel Korea und die Koreaner.

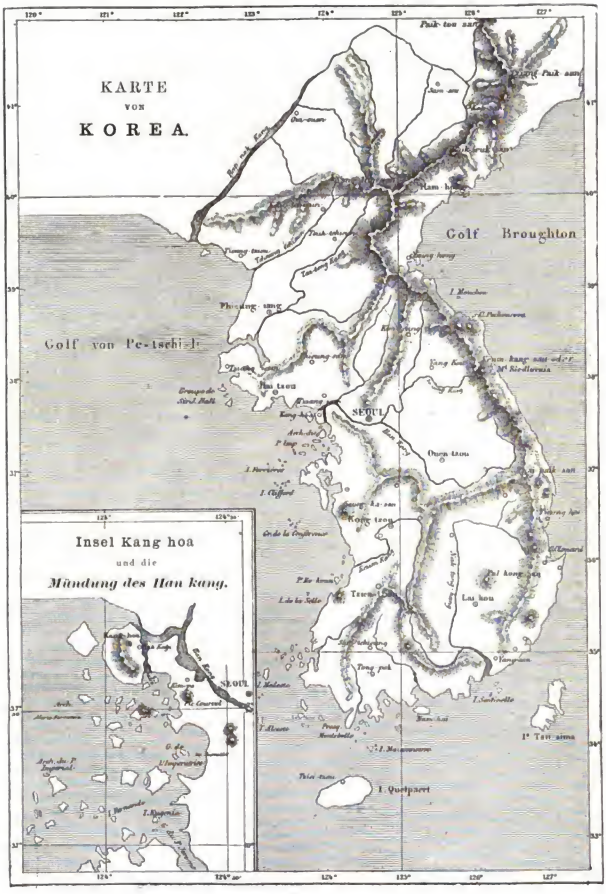
II.

Das Eindringen der Missionäre und ihre Schicksale. — Eine eigenthümliche Landessitte. — Privilegien des Adels. — Der koreanische Regent. — Aussen erscheinen in einem nordöstlichen Hafen. — Hinrichtungen. — Ein diplomatischer Kowdu in Peking. — Flottenzug der Franzosen und ihr Rückzug. — Insel und Stadt Kanghoa. — Ein Schreibebrief des Regenten.

Wir haben erzählt, wie das römische Christenthum nach Korea gekommen ist. Es waren zunächst Landeseingeborene, welche die neue Lehre dorthin brachten, und dieselbe fand unter dem Volke viel Anklang. Alle Ostasiaten, von Annam an bis Korea, zeigen von jeher einen Hang zur Gründung von Geheimbünden, was in despotisch regierten Ländern sich leicht erklärt. Ein Annamit oder Koreaner niedrigen Standes, der zu schwerer Arbeit angehalten wird und unter dem Drucke der Beamten seufzt, findet sicherlich einen Trost darin, in Mysterien eingeweiht und in eine Gemeinschaft aufgenommen zu werden, in welchen er Leuten von Rang gleichgestellt ist. Der Priester sagt ihm, daß er, wenn der Tod ihn aus dem irdischen Jammerthale befreit habe, er auf ein künftiges Leben in einem Paradiese zu rechnen habe; dort werde er „Seligkeit" genießen und mit denen, die ihm lieb waren und nahe standen, wieder vereint werden. Die Versicherung, daß die Seelen unsterblich seien und daß auch der Leib eine Wiederauferstehung haben werde, trägt gleichfalls viel dazu bei, Leute für die neue Lehre zu gewinnen; in Korea ist das entschieden der Fall gewesen.

Trotz der Verfolgungen, welche dort seit 1788 die Neugläubigen erlitten, schickten sie doch einen der Ihrigen, Paul Li, nach Peking, um sich vom dortigen Bischofe nähere Auskunft über einige Lehrsätze und einen Priester zu erbitten, der Messe lesen und das Abendmahl spenden konnte. Der Bischof sandte auch einen solchen ab; es war verabredet, daß koreanische Gläubige ihn an einem Punkte der Grenze in Empfang nehmen und ihn ins Land bringen sollten. Der Priester erschien, aber die Koreaner waren nicht da, weil inzwischen eine Verfolgung mit großer Härte betrieben und von 1791 an jeder Verkehr mit dem Auslande abgebrochen wurde. Erst 1795 gelang es einem jungen chinesischen Christen, Jacques Velloz, über die Grenze zu kommen, und er fand eine begeisterte Aufnahme. Eine einflußreiche Partei am Hofe hatte beim König auf eine völlige Ausrottung der Christen gedrungen, diese aber war verweigert worden, und sie fanden in der einen oder andern Provinz eine Zuflucht, wenn die Gouverneure ihnen durch die Finger sahen. Im Jahre 1800 soll ihre Zahl etwa 10,000 betragen haben. Damals starb der König; sofort wurden die Christen wieder verfolgt und Jacques Velloz wurde am 21. Mai 1801 öffentlich hingerichtet. Von da an hatten die koreanischen Christen keinen Priester mehr im Lande; man behauptet, daß im Jahre 1811 Papst Pius der Siebente ein Schreiben von ihnen erhalten habe; sie baten um einen Geistlichen, aber ein solcher kam nicht.

Digitized by Google



Digitized by Google

Man vergaß jedoch Korea keineswegs. Ein Coadjutor des apostolischen Vicars in Siam, Bruguiere, beschloß die Mission wieder aufzunehmen, machte sich in der That auf den Weg, starb aber im October 1835 in der Mandschurei. Sein Begleiter war ein chinesischer Priester, der im Seminar der Propaganda in Neapel seine Ausbildung erhalten hatte. Dieser schlich sich nach Korea ein und schaffte auch zwei französische Priester ins Land, Maubert und Chastrap; diese sind die ersten Europäer gewesen, welche den Boden der Halbinsel betreten haben. Am 31. December 1837 schlich sich noch ein Priester heimlich ein, Imbert; er war so dreist, in der Hauptstadt Seoul selbst zu wohnen. Der Aufenthalt dreier Missionäre blieb nicht verborgen, doch brach eine Verfolgung erst 1839 aus und sie trug genau denselben barbarischen Charakter, welcher die Juden- und Moriskenverfolgung von Seiten der Inquisition in Spanien kennzeichnet. Viele Christen wurden der Tortur unterworfen und die drei Missionäre am 21. September 1839 hingerichtet.

Einige Koreaner, welche heimlich ihr Land verließen, wurden in einem portugiesischen Kloster zu Macao zu Geistlichen herangebildet, und unter Beihülfe eines derselben schlichen sich die Missionäre Ferreol und Daveluy nach Korea ein. Der erstere starb schon 1853 und sein Nachfolger war Berneux, der früher wegen unbefugten Propagandamachens längere Zeit zu Hue in Annam gefangen gehalten war. Auch er schlich sich heimlich ins Land und wußte sehr wohl, was ihm, als einem Uebertreter der königlichen Verordnungen, bevorstand, falls er entdeckt würde. Das Einschleichen wurde ihm aber nicht schwer, weil eine eigenthümliche Landessitte ihm Vorschub leistete.

Ein Sohn, welcher durch den Tod Vater oder Mutter verloren hat, gilt eine Zeitlang selber für nicht mehr am Leben; er redet mit Niemand, treibt auch keinerlei Beschäftigung und darf keinem Menschen ins Gesicht sehen. Jedermann erkennt ihn an seiner eigenthümlichen Tracht; auf dem Kopfe trägt er einen mächtig großen Hut von der Gestalt eines Kerzenlöschers, so daß man sein Antlitz nicht sehen kann. Dazu kommt dann noch ein großer Schleier, welchen der Trauernde vermittelst zweier Stäbe, die er in der Hand trägt, vor sich hin hält. Seine Kleidung besteht aus grobem, ungebleichtem Hanfzeuge, und an den Füßen trägt er Strohsandalen. Er braucht auf keine Ansprache Antwort zu geben, und auf Reisen wird ihm in den Gasthäusern ein besonderes Zimmer allein angewiesen. Diese Sitte ist denen, welche sich mit der „heiligen Contrebande der Seele“ beschäftigen (la sainte contrebande des âmes, wie der Missionär Pichon sich ausdrückt), sehr förderlich, und in dieser Verkleidung haben die meisten sich eingeschlichen. Nun waren schon zehn Europäer mit der „Seelencontrebande“ beschäftigt.

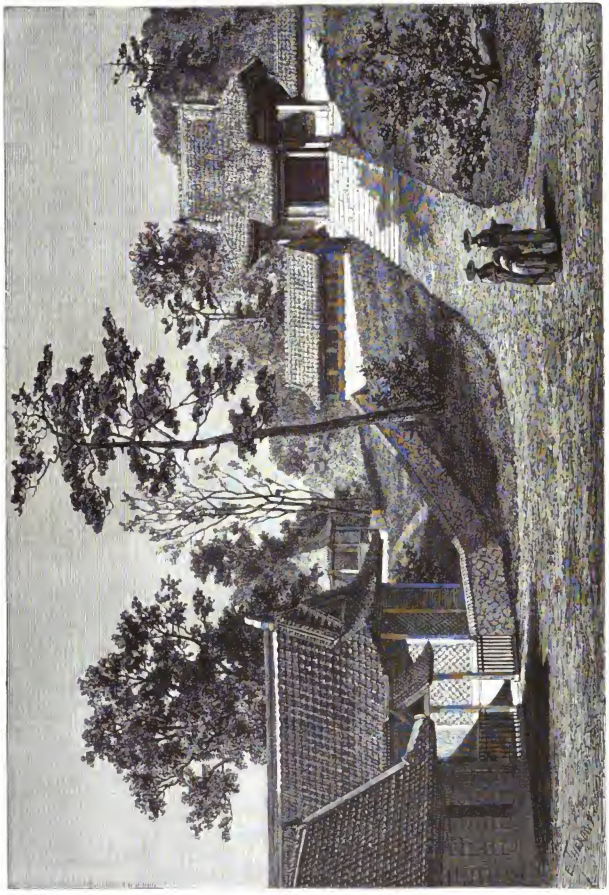
Noch ein anderer Umstand ist bemerkenswerth. Der Adel hat Macht; seine Wohnungen gelten für geheiligt, und es gilt für ein schweres Verbrechen, in dieselben ohne Erlaubniß einzudringen. Der Edelmann trägt im Hause den Koan, eine Mütze, welche seinen Rang anzeigt. Berneux wünschte als Edelmann zu erscheinen, um von der Polizei unbehelligt zu bleiben. Er beging eine Fälschung, indem er, wie er offen erzählt, sich sein Adelsdiplom selber fabricirte, kaufte ein Haus in Seoul, nahm in dasselbe einen wirklichen Edelmann auf und räumte diesem die Vorzimmer ein, während er selbst die hinteren Gemächer bewohnte. So war er sicher vor Tröblern und Bettlern, welche seltsamerweise das Vorrecht haben, unbehindert in die Wohnungen der Edelleute zu kommen. Er empfing die Katechisten und durch diese unterhielt er Verkehr mit anderen Christen. Es scheint, daß diese bei einer Partei am Hofe Fürsprecher fanden, und so lange man von außen her keinen Angriff befürgte, hat man sie auch unbehelligt gelassen, wenigstens von Seiten der Regierung, obwohl das Landvolk dann und wann über sie herfiel, sie mißhandelte und ihre Häuser verbrannte; die Mandarinen trugen daran keine Schuld. Selbst viele Edelleute waren der neuen Lehre nicht mehr so abgünstig wie früher. Die Christen und die Missionäre hatten eine erträgliche Zeit.

Koreanischer Mandarin.

Bald aber nahmen die Dinge eine andere Wendung. Die Engländer und Franzosen hatten der chinesischen Regierung den bekannten Vertrag von Peking aufgedrungen, und unmittelbar nachher, am 14. November 1860, erwirkte der russische Gesandte Ignatieff vom Prinzen Kong einen Vertrag, durch welchen China dem russischen Kaiser die ganze Region zwischen dem Amur und der Mündung des Tumên, volle zehn Breitengrade von Norden nach Süden, und in ostwestlicher Richtung von der Küste des Großen Oceans bis zum Ussuri abtrat.

Die südlichste Meeresbucht liegt unter 43° N. und das Gestade hat eine Menge trefflicher Häfen. Rußland war jetzt unmittelbarer Nachbar von Korea geworden, das nun vor ihm gleichsam offen balag.

Digitized by Google



Das Yamên des Gouverneurs von Kanghoa.

Digitized by Google

Schon zu Ende des Jahres 1865 waren einige russische Fahrzeuge in einem koreanischen Hafen an der Nordostküste erschienen, um den Abschluß eines Handelsvertrages anzubahnen, und dadurch wurde das Land in Aufregung versetzt. Im Januar 1864 war der König gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Die Krone ging nun auf eine Frau über, die Königin Tsio; sie war Witwe eines frühern Königs, und adoptirte an dem Tage, an welchem sie zur Macht gelangte, den zwölfjährigen Sohn eines Prinzen, welchem letztern sie das Regieren übertrug. Er war den Christen nicht feindselig gesinnt; sie hatte den Katechismus auswendig gelernt, sprach alle Tage ein Gebet und hatte die Missionäre bitten lassen, für den Prinzen Messen lesen zu lassen, auf daß es ihm wohlergehe. Sie sei aber, so lauten die Berichte der französischen Priester, nicht energisch genug und wolle sich nicht taufen lassen und auch die Christen nicht unterstützen; sie gehöre der Familie Tscho an, welche denselben feindlich gesinnt sei. Die Regierung wurde angegangen, das Christenthum mit den Wurzeln auszurotten, ließ aber die Dinge fortgehen wie bisher.

Der Missionär Berneux verpaßte eine günstige Gelegenheit, sich Einfluß zu verschaffen. Ein russisches Fahrzeug war, wie schon gesagt, in einem koreanischen Hafen erschienen, und der Regent hatte das Schreiben erhalten, in welchem die Russen den Wunsch aussprachen, mit Korea Handel treiben zu dürfen. Er schickte einen Mandarin an den Missionär und ließ diesen sagen, den Christen sollte freie Ausübung der Religion gewährleistet werden, falls Berneux die Russen abweisen könne. Dieser aber war kurzsichtig genug, die Gunst des Augenblicks nicht zu begreifen; er ließ dem Regenten sagen, daß er seinerseits kein Russe sei und sich auch zu einer andern Religion bekenne, deshalb werde er schwerlich vermögen, auf jene Fremden Einfluß zu üben. „Ich fürchte mehr als irgend Jemand die Gefahr, durch welche das Königreich Korea von Seiten einer Nation bedroht ist, denn sie werden sich früher oder später auf koreanischem Grund und Boden festsetzen. Da aber die Regierung sich standhaft weigert, mit den europäischen Mächten in Verbindung zu treten, so giebt es kein Mittel, jene Gefahr abzuwenden."

Ein Gelehrter in seinem Studirzimmer.

Wahrscheinlich hätte er jedoch als Europäer jene Russen überzeugen können, daß es zweckmäßig gewesen wäre, unter den obwaltenden Umständen von fernern Schritten abzustehen und dem Gange der Dinge bis auf Weiteres seinen Lauf zu lassen. Der Regent sah nun, daß die Fremdlinge, welche sich eingeschlichen hatten und viele seiner Unterthanen dem alten Glauben und den alten Bräuchen abwendig machten, ihm nichts nützen konnten; ohnehin waren die Russen freiwillig abgezogen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß von Peking aus der koreanische Hof den dringenden Rath erhielt, mit den Missionären ein Ende zu machen; jene, die als Landplage nach China gekommen seien, bereiteten der kaiserlichen Regierung unabsässig Verlegenheiten, und wenn man dem Unwesen in Korea nicht steuere, werde dort ein Gleiches der Fall sein. Am 23. Februar 1866 wurde dann Berneux plötzlich verhaftet, gefnebelt und in das allgemeine Gefängniß abgeführt; gleichzeitig wurden Haussuchungen gehalten und viele Christen eingezogen. Schon am 26. Februar wurde der Missionär vor den Regenten gebracht, dem sein Sohn und vier Richter zur Seite saßen. Man fragte ihn: „Wenn wir Dich ausweisen, wirst Du dann in Dein Heimathland zurückkehren?" — Der Missionär antwortete trotzig: „Nein, wenn man mich nicht mit Gewalt fortschafft." Dann wandte man die Tortur bei ihm an, um Geständnisse über die eingeborenen Christen zu erpressen, und brachte ihn dann ins Gefängniß zurück, wo ihm gleich nachher drei andere Missionäre, de Bretenières, Beaulieu und Dorie, Gesellschaft leisteten. Am 8. März 1866 wurden sie auf den sandigen Platz Sai nam to an das Ufer des Flusses hinausgeführt, dort in Gegenwart einer großen Menschenmenge von den Stühlen, auf welchen man sie hinausgetragen, herabgenommen, fast ganz entkleidet und dann hingerichtet. Berneux erhielt drei Hiebe, bevor sein Kopf vom Rumpfe getrennt war. An den nächsten Tagen erlitten noch fünf andere Missionäre ein gleiches Schicksal. Drei anderen war es möglich, sich anderthalb Monate lang im Hause einer christlichen Wittwe verborgen zu halten; sie hießen Calais, Féron und Ridel. Dem letztern gelang es, in einer koreanischen Dschonke nach dem chinesischen, dem Fremdenverkehr eröffneten Hafen Tschi fu zu entkommen; 7. Juli 1866;

Digitized by Google

von dort begab er sich sogleich nach Tien tsin, wo der Admiral Roze mit einem französischen Geschwader vor Anker lag.

Nun beginnt ein neues Drama, das mehr als einen interessanten Act darbietet und in welchem auch ein Bombastes furioso gleich zu Anfang eine Rolle spielt. Der Admiral wandte sich sofort nach Peking an den französischen Geschäftsträger de Bellonet um Verhaltungsbefehle. Dieser improvisirte Diplomat hatte früher unter den Zouaven in Afrika gedient und befleißigte sich im diplomatischen Verkehr eines Zouaventones. Er richtete am 13. Juni 1866 ein Schreiben an den Prinzen Kong, in welchem es heißt:

„Mit Leidwesen gebe ich Ew. kaiserlichen Hoheit Kunde von einem abscheulichen Verbrechen, das in dem kleinen Königreiche Korea verübt worden ist. Dieses Königreich hat bisher im Vasallenverhältnisse zum chinesischen Kaiserreiche gestanden; durch diese Handlung wilder Barbarei ist es jedoch für immer von letzterm getrennt."

„Im verflossenen Monat März sind auf Befehl des dortigen Königs gemordet worden zwei französische Bischöfe, welche Korea evangelisiren wollten, und mit ihnen neun Missionäre, sieben koreanische Priester und viele Christen beiderlei Geschlechts und jeden Alters."

„Die Regierung Sr. Majestät kann ein so blutiges Verbrechen nicht ungezüchtigt lassen. Der Tag, an welchem der König von Korea seine Hand an meine unglücklichen Landsleute gelegt hat, ist auch der letzte seiner Regierung gewesen. Er selber hat das Ende derselben proclamirt und heute verkündige ich meinerseits feierlich das Ende derselben. In wenigen Tagen werden unsere Streitkräfte aufbrechen, um Korea zu erobern, und der Kaiser, mein erlauchter Herr, und er allein, hat nun das Recht und die Gewalt, völlig nach seinem Belieben über jenes Land und den erledigten Thron zu verfügen."

Prinz Kong erwiederte darauf in höflicher Weise:

„Korea ist ein Land, das abseits liegt in einem abgeschiedenen Winkel, und es ist allgemein bekannt, daß es allzeit seine eigenen und besonderen Verordnungen streng aufrecht erhalten hat. Ich bin gar nicht darüber unterrichtet, weshalb man jene Missionäre und Christen getödtet hat. Indeß bin ich empfänglich für die freundlichen Gesinnungen, welche Ew. Excellenz be-

Wohnung eines Landmannes.

wogen haben, mir die Gründe mitzutheilen, weshalb die französische Regierung feindselig gegen jenes Land vorgehen will."

Der Prinz deutet dann an, daß es wohl angemessen gewesen wäre, vor Eröffnung mehrere Monate, bevor der Flottenzug gegen Korea unternommen werden konnte. Die Schiffe, sieben an der Zahl, steuerten nach der Mündung des Han kang, vor welcher die Insel Kang hoa liegt. Die Kanonenboote konnten ungehindert bis in Sicht der Hauptstadt Seoul hinauffahren; sie blieben dort mehrere Stunden lang liegen und boten der zahlreich versammelten Menge ein Schauspiel dar, desgleichen man noch nicht gesehen hatte. Von keinem Fort wurde auch nur ein Schuß abgefeuert. Die Lothungen ergaben, daß Schiffe von mäßigem Tiefgange bis Seoul hinauf gelangen können, daß aber die Fluth im Hang kang, der eine festige Strömung hat, eine Höhe von 50 bis 60 Fuß erreicht. Die Stadt Kang hoa wurde am 14. October erstürmt und die Franzosen machten reiche Beute; sie fanden z. B. Silberbarren im Werthe von 190,000 Francs und eine Menge ganz herrlicher Bronzesachen, welche nach Paris gebracht worden sind.

Von Seiten eines koreanischen Generals wurden Unterhandlungen beantragt; man verlangte jedoch ohne Weiteres die Bestrafung der drei Minister, welche die Hinrichtung der Missionäre durchgesetzt hatten, und die Ernennung von Bevollmächtigten. Dann erschienen viele koreanische Krieger, und eine Recognoscirungstruppe der Franzosen, die in einen Hinterhalt gerieth, wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Am folgenden Tage, als sie gegen ein Brustwerk anrückten, gaben die Koreaner, deren Tapferkeit man loben muß, ein lebhaftes Feuer, 35 Franzosen blieben auf dem Platze; die übrigen mußten den Rückzug antreten. Es zeigte sich, daß die ganze Expedition leichtfertig unternommen worden war; Admiral Roze verließ Kang hoa, schiffte seine Leute ein und segelte nach Tschi fu zurück. Dort fand er

Digitized by Google

Inſtructionen von Seiten ſeiner Regierung, welche das übereilte Vorgehen mißbilligte. Auch der Zouaven-diplomat Bellonet war abberufen worden. Er hatte ſich zu guterletzt noch einmal äußerſt roh benommen und ſogar die Chineſen als betheiligt an der Hinrichtung der Miſſionäre hingeſtellt. Am 11. November ſchrieb er an die chineſiſche Regierung:

„Es liegt uns nicht das Mindeſte daran, die Gründe zu wiſſen, weshalb die Koreaner jene abſcheulichen Handlungen verübt haben; ſie ſind einmal geſchehen. Ich habe die dringendſten Verhaltungsbefehle gegeben, damit die ſchuldigen Mandarine, deren Namen ich mit verfaßt habe, hingerichtet werden, ſobald ſie in unſere Hände fallen. Ueber das, was mit dem vormaligen Könige von Korea anzufangen iſt, darüber wird mein erhabener Gebieter, der Kaiſer, verfügen. Ich will zum Schluß Ew. kaiſerlichen Hoheit die Mittheilung machen, daß unſere Kriegsoperationen bereits begonnen haben und daß ich ſie nicht einſtellen laſſen werde, bis wir das uns vorgeſteckte Ziel erreicht haben. Jeder Verſuch einer Vermittelung würde nutzlos ſein, bis der ehemalige König von Korea ſich auf Gnade und Ungnade ergeben hat, und die Gnade des Kaiſers, unſeres erhabenen Herrn, anflehend, auf deſſen Großmuth baut. Es iſt Ew. kaiſerlichen Hoheit anheimgeſtellt zu erwägen, ob Sie der koreaniſchen Regierung dazu rathen mögen."

Die chineſiſche Regierung theilte dieſe man kann wohl ſagen unverſchämten Auslaſſungen den verſchiedenen Geſandtſchaften mit und ſie ſind in der United States Diplomatic correspondence von 1867 veröffentlicht worden.

Alſo die Franzoſen zogen unverrichteter Dinge von Korea ab und die koreaniſchen Chriſten ſind dann noch heftiger verfolgt worden, weil man ſie als Freunde und Bundesgenoſſen der Fremden anſah. Ueber die Expedition ſelbſt haben wir Schilderungen von einem ehemaligen franzöſiſchen Seoffizier, H. Zuber („Le Tour du Monde", Nr. 651), und wir wollen im Folgenden Einzelnes aus denſelben herausheben.

Während der Fahrt ſtromaufwärts nach Seoul bemerkte man auf manchen Hügeln kleine Haine, in welchen die Schutzgeiſter des Landes ſich aufhalten und welche deshalb für geweiht und geheiligt gelten. Vor Seoul erhielt der Befehlshaber eines Kanonenbootes folgende Zuſchrift vom Regenten:

Gruppe von Koreanern auf dem Lande.

„Nachdem Ihr jetzt den Fluß und die Gebirge dieſes unbedeutenden Königreichs Euch angeſehen habt, werdet Ihr die Güte haben, Euch wieder zu entfernen. Darüber wird Jedermann ſich höchlich freuen. Wenn Ihr den letzten Blick auf uns werft und uns allen Argwohn und jeden Zweifel benehmen wollt, dann werden wir uns ſehr glücklich fühlen. Wir wagen es, Euch tauſend und zehntauſend Mal darum zu erſuchen, und hoffen, daß unſere Bitte nicht vergeblich ſei."

Die Stadt Kang hoa, von welcher wir in unſerer vorigen Nummer S. 130 eine Abbildung gaben, hat eine anmuthige Lage; die Zahl der Einwohner mag etwa 20,000 betragen; die Mauern haben eine Ausdehnung von mehr als einer deutſchen Meile und innerhalb derſelben dehnen ſich Felder und Gärten aus. Das Hamön, d. h. Regierungsgebäude, beſteht aus einer Anzahl von Häuſern, die von Gärten umgeben ſind; in dieſen ſtehen mehrere Pavillons. Das Ganze macht einen anmuthenden Eindruck. Die grauen Ziegel auf den Dächern ſind mit Firniß überzogen, das Holzwerk iſt roth angeſtrichen, das Innere mit Schnitzereien und Gemälden verziert, der Fußboden mit feinen Matten belegt. Gefäße von der ſchönſten Bronze waren in Fülle vorhanden und in den unweit vom Hamön befindlichen Magazinen fanden die Franzoſen zu ihrer Ueberraſchung eine „ganz enorme" Menge von Waffen verſchiedener Art: Kanonen, Luntenflinten, Speere, Beile, Streitäxte, Bogen, Rüſtungen und Pulver; ſodann viele Bücher, die zum Theil hübſche Gemälde enthielten, und hohe Stöße Papier. In der Mitte der Stadt befindet ſich ein großer Platz, in welchen viele kleine Straßen einmünden; man findet in denſelben keine Kaufbuden mit bunten Schildern, welche den chineſiſchen Gaſſen ein ſo lebendiges Anſehen geben. Die Häuſer ſind aus geſtampfter Erde aufgeführt und haben Strohdächer. Manche Gemächer der Frauen ſind recht hübſch; man ſieht in ihnen lackirte Möbeln, feine Matten, ſpaniſche Wände mit Gemälden, Pomadenbüchſen, Schminke und ſelbſt falſches Haar. Auch in den Wohnungen der ärmſten Leute waren Bücher vorhanden, denn Jedermann kann leſen. Die Häuſer der Mandarinen hatten eine luxuriöſe Einrichtung. In dem Dorfe Kalkodſchi ſteht eine Pagode der Buddhiſten, in welcher Zuber ein ſehr ſchö-

Digitized by Google

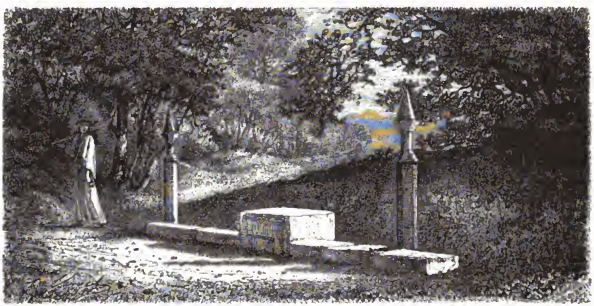
nes Gemälde einer Buddhasfigur fand. Der Hügel bei dem Dorfe iſt mit Gräbern gleichſam überdeckt; die meiſten werden nur durch einen Erdaufwurf bezeichnet; manche liegen im Gehölz und haben ein Monument von Stein. Die Häuſer und Felder der Landleute waren in gutem Stande.

Wir wollen nicht unterlaſſen, einen Schreibebrief mitzutheilen, welchen der Regent unterm 18. October 1866 dem franzöſiſchen Befehlshaber durch einen Mandarin überreichen ließ. Derſelbe zeigt, wie die Koreaner die Dinge auffaſſen.

„Wer das göttliche Geſetz verleugnet, muß ſterben. — Wer das Geſetz ſeines Landes verleugnet, verdient, daß man ihm den Kopf abſchlage. — Der Himmel hat die Völker geſchaffen, damit ſie der Vernunft gehorchen. — Die Länder ſind durch Grenzen von einander geſchieden und durch Geſetze geſchützt. — Wem ſoll man gehorchen? Der Gerechtigkeit ohne jede Einſchränkung. Wer ſie mißachtet, hat auf Verzeihung keinen Anſpruch. Ich ziehe daraus den Schluß, daß man den unterdrücken muß, wer ſie leugnet, und dem, wer ſie verleugnet, den Kopf abſchlagen."

„Bekannt iſt, wie wir zu allen Zeiten mit unſeren Nachbarn friedlich gelebt haben und Reiſenden Beiſtand angedeihen ließen; in unſerm Königreiche iſt man zuvorkommend gegen ſie und behandelt ſie mit Güte. Es trifft ſich oftmals, daß Schiffer, welche Lage und Namen des Landes nicht kennen, unſere Küſte berühren. Die Mandarinen unſerer Städte haben Befehl, freundlich gegen ſie zu ſein; man fragt, ob ſie in friedlicher Abſicht kamen, den Hungerigen giebt man Lebensmittel, den Nackten Kleider und die Kranken werden verpflegt. Dieſe Regel iſt in unſerem Reiche ſtets befolgt worden und deshalb gilt Korea in den Augen der ganzen Welt für das Reich der Gerechtigkeit und der Geſittung."

„Wenn aber Menſchen ſich heimlich ins Land ſchleichen, um unſere Unterthanen zu verführen, Menſchen, die ihre Kleidung ändern und unſere Sprache erlernen, Menſchen, die unſer Volk entſittlichen und die guten Sitten untergraben, dann erfordert das alte Weltgeſetz, daß man ſolche Menſchen tödte. So iſt es Regel in allen Ländern und Reichen. Wie könnt nun Ihr darüber ungehalten ſein, daß wir dieſe Regel allzeit befolgt haben? Genügt es Euch nicht etwa, daß wir Euch nach dem Grunde fragen, weshalb Ihr aus weit entfernten Ländern hergekommen ſeid? Du habt Ihr Euch auf unſerm Grund und



Grabmal eines koreaniſchen Mandarin.

Boden feſtgeſetzt, als ob er Euch gehöre, und damit verletzt Ihr die Vernunft auf eine ganz abſcheuliche Art. Als Eure Fahrzeuge vor Kurzem den kaiſerlichen Strom hinaufkamen, waren es nur zwei mit nicht mehr als einhundert Mann. Wenn wir ſie hätten vernichten wollen, hätten uns etwa dazu die Waffen? Aber weil wir gütig ſind und aus der Rückſicht, welche man den Fremden ſchuldig iſt, haben wir Euch kein Leid zufügen laſſen und Euch nicht feindſelig behandelt."

„Wenn nun Fremde über unſere Grenze kamen, erhielten ſie Ochſen und Hühner, kamen und gingen mit ihren Schiffen und wurden ſtets höflich befragt; man gab ihnen Geſchenke und beunruhigte ſie auf keinerlei Weiſe. Ihr aber ſeid undankbar gegen uns, während ich es Euch gegenüber nicht bin. Das genügt Euch nicht. Ihr hättet ganz abziehen ſollen; jetzt kommt Ihr wieder und das iſt unanſtändig. Diesmal plündert Ihr meine Städte, bringt meine Leute ums Leben, zerſtört meine Habe, vernichtet meine Herden. Man ſagt, daß Ihr Eure Religion in meinem Lande verbreiten wollt. Das iſt gar nicht recht. Was ſchadet es, daß ich meine Religion bekenne und daß Ihr die Eurige befolgt? Es iſt höchſt tadelnswerth, ſeine Vorfahren zu verleugnen; weshalb kommt Ihr nun hierher, und beizubringen, daß wir unſeren Vorfahren abſagen und dafür ausländiſche annehmen ſollen! Wenn man Leuten, die ſolche Dinge lehren, nicht den Kopf abſchlagen müßte, ſo hätte man wahrlich beſſer daran, den Himmel ſelbſt abzuleugnen."

„Zu zeigſt Dich hier jetzt mit einer ſtarken Kriegsmacht, als ob Du ein Werkzeug der himmliſchen Gerechtigkeit wärſt. Komm an meinen Hof, beſprich Dich mit mir und es wird ſich dann zeigen, ob es nöthig iſt, Truppen zu ſammeln oder ſie zurückzuſenden, es auf Sieg oder Niederlage ankommen zu laſſen. Fliehe nicht, beuge Dich, gehorche! — Im fünften Jahre der Regierung Tung tſchus, am elften Tage des neunten Mondes."

Mit dieſer Epiſtel zogen die Franzoſen ab. Nach ihnen ſind die Yankees gekommen und haben gleichfalls nichts ausgerichtet. Ueber die amerikaniſche Expedition werden wir gelegentlich berichten.

Digitized by Google

Der Hofstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika.

Von **Dr. Nachtigal.**

III.

Während sich der Verkehr des Sultans mit seinen Familiengliedern den Augen der Oeffentlichkeit entzieht, so ist dies nicht so mit den öffentlichen Beamten und Würdenträgern der Fall. Dieselben wandern allmorgendlich zur Königswohnung, um den hohen Herrn zu begrüßen; die höchsten und vertrautesten besprechen mit ihm die Ereignisse des Tages, welche ihm zu berühren gefallt, nehmen seine Befehle entgegen und kehren in ihre Wohnung zurück, um Nachmittags noch einmal zu gleichem Zwecke bei Hofe zu erscheinen. Die weniger Bedeutenden suchen in der Morgenaudienz die allerhöchsten Augen auf ihre treue Gegenwart zu lenken, und langern dann in den königlichen Vorhöfen herum, bis ihnen der Zufall einmal Gelegenheit giebt, einen Dienst zu leisten. Die noch geringere Classe endlich steht nicht auf eigenen Füßen; Jeder derselben hat einen Protector unter den hohen Würdenträgern — und zwar weist die Sitte jedem Amte seinen hohen Beschützer an —, antichambrirt bei ihm und sucht durch ihn hin und wieder einen Strahl königlicher Gunst oder den Abglang eines solchen zu gewinnen.

Die Titel und Würden der freien und unfreien Beamten der Baghirmikönige sind ihrem ungefähren Range nach folgende:

1) Der Alifa Moito, der Sklav oder freigeborene sein kann, ist nach der Magira die höchststehende Person des Hofes — der Tschiroma rangirt nicht eigentlich mit den Uebrigen —, und eine Art Gouverneur des Nordens mit seinem Sitze zu Moito, der jedoch selten die Wichtigkeit des Fatscha erreicht.

2) Der Mbarma, ebenfalls zuweilen Sklav, zuweilen Freier, will durch seinen Namen eigentlich die Person bezeichnen, welche Alles „zurückhält", „fernhält", d. h. vom Könige. Er ist eine Art Kriegsanführer, der besonders im Norden viele Districte und Ortschaften und Stämme unter seiner willkürlichen Verwaltung hat, jedoch kaum jemals die Bedeutung des Fatscha erreicht, obgleich er doch im Range über ihm steht.

3) Der Fatscha ist häufiger Sklav, oft aber auch freigeboren, wie z. B. augenblicklich. Der Titel dieses Würdenträgers kommt von „patschet" oder „fatscher", d. i. „er sieht Alles", „sieht durchdringend scharf", d. h. für den Sultan. Seit langen Jahren hat die Sitte aus diesem Würdenträger die wichtigste Person im Lande gemacht. Er ist zunächst der oberste Kriegsanführer nach dem Könige, hat zahlreiche Stämme und Ortschaften unter seiner Oberhoheit und ist Chef der Wittwen eines Sultans und der Königssöhne, sofern der Vater todt ist. Ueber diese verhängt er nach Gutdünken Vermögens- und andere Strafen. Nur die Todesstrafe gehört zum Ressort des Königs selbst.

4) Der Alifa Ba, dessen Autorität und Verwaltung ein großer Theil des Ba (Ba Busso oder Schari) unterliegt, dem alle todten Fische und alle flüchtigen, herrenlosen Sklaven gehören, die aufgegriffen werden, und der selbst stets Sklav ist.

5) Der Krema, wie der Fatscha, der meistens aus ihm hervorgeht, meist Sklav, doch nicht selten auch freigeboren. Der Titel kommt von „Kre mbanga", d. h. „nahe dem König". Er ist Anführer im Kriege, hat zu Hause Mord, Todtschlag, blutige Verletzungen und dergleichen abzuurtheilen (doch auch er verhängt nur Vermögensstrafen) und ist Chef der Söhne geblendeter Prinzen. Er verwaltet Stämme und Ortschaften und zieht die Hinterlassenschaft solcher, die ohne Erben gestorben sind, in usum proprium ein.

6) Der Ngarmane ist stets Eunuch und durch die Natur seines Amtes, seinen täglichen intimen Verkehr mit dem Herrscher immer eine wichtige Person. Er hat allen persönlichen Besitz des Königs unter seiner Oberaufsicht, den Palast mit seinem ganzen Inhalt an Frauen und Gegenständen aller Art in seiner Verwaltung.

Diebstähle, Polizeivergehen u. s. w. gehören vor das Forum des Ngarmane, der also gewissermaßen an Stelle des Sultans urtheilt.

Dabei ist der Ngarmane, der sehr zahlreich mit Stämmen, Districten und Ortschaften bedacht ist, nach dem Fatscha der beliebteste oder gewöhnlichste Anführer von kriegerischen Expeditionen.

7) Kadmo finda, Titel, dem in den Nachbarländern der des Dyerma entspricht, ist eine Art Oberstallmeister, dessen Einkommen theils aus der Verwaltung ihm anheimgegebener Ortschaften, theils aus Abgaben resultiren, welche ihm die jedesmaligen Ghaziensführer machen müssen. Der Ertrag der Ghazien wird übrigens in seine Obhut gegeben.

8) Dyerangulo, wie der vorige, eine Art Oberstallmeister, der außerdem die Oberaufsicht und Jurisdiction über alle Märkte hat und von diesen neben dem Ertrage der ihm zugehörigen Ortschaften seine Einnahmen bezieht. Er wie der Kadmo finda ist stets Sklav.

9) Mange, Titel, der eigentlich von „ma m gega", d. h. „ich liebe Dich", herzuleiten ist, hat verschiedene fernliegende Ortschaften und arabische Stämme unter seiner Inspection und ist Introducteur des Alifa Moito, des Ngar Mnrba und aller Araber des Landes beim König.

10) Kabagaru, will eigentlich besagen „Inspector der Stadtmauer", ist Steuerempfänger für Cerealien und für Honig, und hat die am Osterfeste zu schlachtenden Schafe im Depot, hat an Allem ein Anrecht und noch einzelne Dörfer in seiner Verwaltung.

11) Mbat ter kudzi, eigentlich „Herr der Hütten", d. h. der des Sultans auf dem Fischer, ist Bevollmächtigter für Busso.

12) Kad ter kudzi, der Titel hat ungefähr die Bedeutung des vorigen, ist Chef aller Posaunenbläser („maka gosna").

13) Afschama ter kudzi, Oberscharfrichter, der auch selbst bei Vollziehung von Todesurtheilen thätig eingreift, ist königlicher Bote für verschiedene Ortschaften und hat seine Einnahme aus diesen. Außerdem gehören ihm die Kleider aller Hingerichteten.

14) Ngar amboto, Aufseher des Fischer, ist Kursi (in Bornu Tschima, Art bevollmächtigter Bote) für Massalin, Midze u. s. w.

15) Mbarkatboro, eigentlich „Spucknapf des Königs", Titel, der einem Höflinge zur Liebe geschaffen wurde, der, einst in der Nähe des fortwährend ausspeienden Sultans

Digitized by Google

sitzend, sich beeiferte, das Ausgespieene desselben mit seiner Tobe jedesmal aufzufangen. Seine Einnahmequellen hat er, wie Alle, in der Verwaltung einiger Ortschaften.

Von den aufgezählten Würdenträgern haben die ersten sechs wirkliche Bedeutung und großes Ansehen; die darauf folgenden zwei sind noch recht angesehene Personen, doch der Rest hat keinerlei Wichtigkeit. Die Träger der unbedeutenderen Chargen halten sich ihrerseits, wie schon oben erwähnt, wieder zu den Höheren, bilden eine Art Hofstaat derselben, stehen unter ihrem Schutze und ihrer Aufsicht. Die letztgenannten fünf gehören dem entsprechend dem Gefolge des Fatsa an, während der Mange und Kabagaru sich stets eng zu dem Krema halten.

Zum Hofstaate des Ngarmane gehören ferner:

16) Der Katurlili, Eunuch. Der Titel kommt von „Turlili", d. h. der Hinterweg des königlichen Palastes (der Vorderweg heißt „Tarangulo"), ist durch die Wichtigkeit, welche er in den Heidenländern hat, wo ihm viele Landschaften anheim gegeben sind und wo er beständig Ghasien anführt, eine ansehnliche Person. Nbarmur und viele Tarageblete unterliegen seiner Oberaufsicht.

17) Kassalmama, Inspector der Schmiede, sofern dieselben Lanzen, Messer, Ketten machen, und zieht seine Einnahme von ihnen.

18) Kaba burkomanda, Bevollmächtigter für Gogomi und Kome.

19) Katschambolio, dito für Mere ꝛc.

20) Kadamot mane, dito für Hirla, Som, Kenga ꝛc.

21) Agid Mbajem, dito für Kerbe und Chef der Pautenschläger.

22) Ngar am dangeru, dito für Babanga ꝛc.

23) Agid Kar, dito für die Tegetna, Abtheilung der Massa, und für ein Viertel von Bugoman, und Verwalter aller Güter der Let gumoo.

Doch ist die Reihe der dem Ngarmane folgenden Beamten damit bei weitem nicht erschöpft; der Agide mit folgendem Namen einer Ortschaft sind noch sehr viele, wie z. B. Agid Pera, Agid Billai u. s. w. Die meisten sind übrigens Eunuchen.

Alle übrigen Höflinge, denn die Zahl derselben ist mit den aufgeführten keineswegs erschöpft, erfreuen sich, wenn sie sonst kein Amt und keine Bedeutung haben, irgend einer Ortschaft als Einnahmequelle und des Titels „Ngare", d. h. Chef, wie z. B. Ngar Ndirmo. Diese sind wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Ortschefs, den Bürgermeistern, welche ebenfalls „Ngares" heißen und an Ort und Stelle residiren.

Fassen wir die aufgeführten Beamten ins Auge, und sehen nicht bloß auf den Rang, sondern auf die reelle Bedeutung, so überragt der Fatscha alle Anderen. So war es zu allen Zeiten und ist wohl in einem Lande, dessen ganze Existenz und dessen Prosperität vom Erfolge der Sklavenjagden und Plünderzüge abhängt, natürlich. Obgleich auch der Mbarma, der Ngarmane, der Krema, der Katurlili Ghazien unternehmen und ausführen, so ist doch der eigentliche General en Chef der Streitkräfte Baghirmis, außer dem Sultan selbst, der Fatscha. Ein solcher wird oft durch seine Macht gefährlich. Der bedeutendste Mann, den Baghirmi bis jetzt hervorbrachte, der Fatscha Arauelt, ein Mann von seltener Kühnheit und Energie und glühendem Ehrgeize, konnte dem Sultan Gauranga Troy bieten, den von Wadai eingesetzten Sohn und Nachfolger desselben, Ngar Murbra Bira, absetzen und an seiner Statt den Sultan Burkomanda inthroniren. Als auch dieser seinem Sinne nicht entsprach, konnte er lange Jahre mit ihm einen Krieg führen, der meist siegreich war, selbst als der Scheich el Kanemi von Bornu seine Hülfe mit in die Wagschale legte, wurde schließlich nur durch den Beistand und die Macht Wadais besiegt, und nur durch Verrath von Logon seinen Feinden ausgeliefert.

Dadurch, daß der Fatscha meist aus dem Krema hervorgeht, gewinnt auch diese Würde größere Bedeutung. Es kann auch wohl einmal die Lanne des Herrschers in der Hand des Krema die höchste Macht und die höchste Bedeutung vereinen, wie der treffliche Sultan Loön oder Loül, der Vorgänger des Abzi, seinen Krema Zarut dem Fatscha und Mbarma weit vorzog; doch das war eine Ausnahme.

Die den Höflingen anvertraute Verwaltung von Stämmen und Ortschaften ist eine durchaus willkürliche, controlelose; doch werden die Früchte derselben von speculirenden Individuen zum Theil dem Sultane wieder offerirt. Dagegen bilden die Abgaben der arabischen Stämme, der Fellata, und vieler Districte und Ortschaften bestimmtere Einnahmen für den Sultan.

So wird von den Cerealien der „Aschur", d. h. 1 Mudd von 10 erhalten.

An Rindern liefern die Debaba, die Choyam, die Dekakere, die Nyssie, die Asala alle 3 Jahre 1000 Stück, von welcher Zahl natürlich seit einigen Jahren, d. h. seit der Verheerung, welche die Lungenseuche unter dem Rindvieh macht, Abstand genommen werden mußte. — Auch die Fellata stellen eine bestimmte Abgabe von Rindern und außerdem von Butter.

An Pferden werden alle Hengste für den Herrscher eingezogen, wie in Bornu und in Wadai.

Der Honig für den königlichen Bedarf kommt von den Ulelab Hamdun, einem zweifelhaften Araberstamme, der ursprünglich zu den Dzaatena Wadais gehören soll.

Die Milch liefern die Suni, durch ihr Nomadenleben mit Arabern arabisirte Sklaven des Königs.

Eine Abgabe von Fischen existirt für alle Ortschaften an den fischreichen Wasserläufen, doch habe ich keine genauen Daten darüber sammeln können.

Eine besondere Grundsteuer kommt ferner von Städten und Dörfern in Gestalt von Getreide, von Schafen oder dem Aeritel, den der Ort am meisten producirt, ein.

Die Kauriertschaften Dissin, Garam und andere, die am Ba gelegenen Städte und Dörfer von Busso bis Kleffem, viele am Ba Batschikam oder Ba Ir und am Ba Lain gelegenen Ortschaften, Babanga und andere Sokorocentren liefern ihre Hauptabgaben in Farda (Baumwollenstreifen von etwa 3 kurzen Ellen Länge und ungefähr 3 Finger Breite). Eine Farda ist eine halbe Gabaga und die beim Kaufen und Verkaufen gangbare Münzeinheit ganz wie die Gabaga in Bornu vor der Einführung des Muschelgeldes.

Eine Besteuerung an Elfenbein scheint einzig und allein für Madze zu existiren; eine bestimmte Einnahme von Rhinocerohörnern aber giebt es nicht.

Die Haupteinnahme jedoch für den Sultan geht aus den Heidenländern in Gestalt von Sklaven hervor, doch muß die Erhebung dieser Menschensteuer von den Baghirmi selbst in den betreffenden Landschaften vollzogen werden; nach Massena würden die heidnischen Staatschefs die Abgabe weder liefern wollen noch können.

Busso liefert 100 Sklaven, jedesmal wenn ein neuer „Mbang Busso" ans Ruder kommt; Ndamm, dessen König, wie der Mbang Busso, ein Würdenträger am Hofe Baghirmis ist und sogar auf einem Teppiche sitzen darf, welches Privilegium er nur mit den höchsten Würdenträgern theilt und das aus seiner früheren Anerkennung der Oberherrlichkeit Baghirmis resultirt, giebt 100 Sklaven jedesmal, wenn der Sultan oder Fatscha in seinen Baragen mit einem Heere

Digitized by Google

erscheinen. Eben so verhalten sich Miltu, Temmot, Sara Kumra, Korbol (Bua), Nyillem, während sich Sara Gosdega, Palem, Bua Gamkul und Andere mit der Lieferung von 30 bis 50 Sklaven begnügen. — Somrat hat keine bestimmte Tributzahl von „Köpfen“ zu entrichten, sondern entledigt sich seiner Verpflichtung beim Heranrücken des Baghirmiheeres gewöhnlich durch das Opfer einer ihm tributären oder mißliebigen Ortschaft, die dem Lehnsherrn zur geneigten Plünderung überantwortet wird.

Vorkommendenfalls sind übrigens alle diese Bestimmungen illusorisch; es kommt dann nur darauf an, was der Oberbefehlshaber verlangen will und was der unglückliche Heidenkönig liefern kann. Denn dieser selbst hat durchaus kein Sklavenmagazin bei der Hand, sondern muß unter dem drohenden moralischen Schutze der Baghirmiwaffen, ja oft sogar unter reeller Mithilfe derselben, theils auf seinem eigenen Gebiete, theils von seinen Nachbarn die Menschensteuer zusammenjagen.

Das sind die Hilfsquellen, über die ein Baghirmikönig disponirt und mit Hilfe deren er seinen Hofstaat, seine Frauen und seine Pferde unterhält, seine Sklaven bewaffnet, seine Luxusneigungen befriedigt.

Die Einnahmequellen aus dem eigentlichen Dar Baghirmi sind für Mbang Mohammedu (Abu Sekia) seit fast zwei Jahren versiegt; beßhalb war er Anfangs dieses Jahres in seine südlichen tributären Heidenlandschaften, wo ich ihn besuchte, gezogen, um daselbst die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zur Mehrung seiner bewaffneten Macht zu finden. Wie stark die letztere früher war, ist mir zweifelhaft; doch hatte er sicherlich mehr denn 500 berittene Sklaven in Panzerschmuck, mehr als 1000 bewaffnete, nicht berittene Sklaven, und mehrere Hundert Sklaven mit Feuergewehren. Jetzt hat er etwa 100 Panzerreiter (Sklaven), mehre 100 Fußsoldaten (Sklaven) und ungefähr 50 Flinten, ist jedoch emsig damit beschäftigt, dieselben zu vermehren mittelst der zahlreichen Sklavenbeute, die er im Süden gemacht hat. — Gleichwohl können ihn keine Anstrengungen in dieser Richtung retten; nur in einer Sinnesänderung Sultan Ali's von Wadai liegt sein Heil und seine Zukunft.

Die Cultursprachen und die Sprachherrschaft.

Eine Skizze von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

IV.

Was nun noch zum Schlusse die Kirchensprachen Europas betrifft, so darf man hier beßhalb rasch darüber hinweggehen, weil und das Lateinische und das Griechische doch noch einmal und zwar unter den Weltsprachen beschäftigen werden. Nur das sogenannte Kirchenslavische oder Altbulgarische, die Sprache, deren sich die griechisch-katholischen Slaven zu gottesdienstlichen Zwecken bedienen, ist hier noch näher zu beleuchten. Sie war ursprünglich die Sprache der südlich der Donau wohnenden Slaven in Bosnien, Serbien und der Bulgarei. Die Christianisirung der Slaven durch Cyrillus und Methodius ums Jahr 1000 erhob diese an innerer Ausbildung und Formenreichthum mit dem Lateinischen und Griechischen wetteifernde Sprache zum Range einer allgemeinen slavischen Schrift- und Kirchensprache. Noch gegenwärtig lebt sie unter den griechisch-katholischen Russen, Bulgaren und Serben in der Bibelübersetzung und einer ausgedehnten Kirchenagende. Bis zum Jahre 1643 galt das Altbulgarische auch unter den Walachen als Kirchen- und Bücherssprache. In jenem Jahre erhielt dann aber der Erzbischof Simon von dem Fürsten Siebenbürgens, von Georg Rakoczi, den Befehl, jenen Landsleuten das Wort Gottes in ihrer Muttersprache predigen zu lassen.

Werfen wir nun noch einen raschen Blick auf die Wirksamkeit der Kirchensprachen, ziehen wir dieselben nach dem Maße der ihnen verliehenen Kräfte vor das Forum der Weltgeschichte, prüfen wir ihre Thaten und Erfolge auf der Wagschale der Humanität! Ach, da sucht uns denn jenes Schmerzgefühl heim, welches den Freund der Menschheit stets beschleicht, wenn er große historische Erscheinungen auf der einen Seite vom Sonnenglanz unsterblichen Verdienstes bestrahlt, und auf der andern fast ebenso düster, wenn nicht noch düsterer, vom Nachtdunkel dämonischer Schuld überschattet sieht.

Wohl hat uns die heilige Sprache der Brahmanen, das Sanskrit, mit Schätzen der Poesie und Philosophie aus dem grauesten Alterthum beschenkt und und die Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung eingetragen, ohne welche auch eine tiefere Mythen- und Religionsforschung niemals hätte zu Stande kommen können. Und dieser Ruhm darf und soll der Kirchensprache des Brahmanismus nie bestritten oder geschmälert werden. Diese in ihrer Art einzige Sprache hat sich Verdienste um die Culturgeschichte der Menschheit erworben, an welche nur diejenigen der Griechischen hinanreichen. Aber sie hat auch die Verantwortlichkeit auf sich, Millionen von Indern, welche mit dem Menschenrecht der geistigen Selbstbestimmung geboren worden waren, um ihre Rechte auf die Culturerrungenschaften der Gebildeten ihres Volkes gebracht zu haben. Wer in Indien nicht Sanskrit verstand, war bis in die neuere Zeit, zum Theil noch jetzt, von aller höhern Bildung rein ausgeschlossen. Im Grunde genommen ist die ganze Sanskritliteratur nichts anderes als eine Kirchenliteratur. Wer nun kein Brahmane oder nicht reich ist, kann nicht daran denken, Sanskrit studiren zu wollen. Brahmane kann man aber nicht werden, man wird als solcher geboren. So ist es denn geschehen, daß mehr als hundert Millionen, welche durch den Zufall der Geburt in den unteren Kasten das Licht der Welt erblickt haben, während mehr als zwei Jahrtausenden um ihre edelste Bestimmung betrogen worden sind. Gleichwohl ist anzuerkennen, daß das Sanskrit, diese Königin der Sprachen, und seine Kronjuwelen, die Vedas, nicht hätte schenken können, wenn nicht die haarspaltend genaue Ueberlieferung der aus dem grauesten Alterthum vererbten Texte religiöse Pflicht, wenn das Sanskrit nicht vom Nimbus der Heiligkeit umflossen gewesen wäre.

Ganz dasselbe läßt sich vom Hebräischen behaupten. Auch dieses wäre uns nicht erhalten worden, wenn es sich nicht zur heiligen Sprache emporgeschwungen hätte, wiewohl

Digitized by Google

dessen Verlust uns unendlich weniger, als der des Sanskrit, hätte schmerzen müssen.

Auch vom Altägyptischen wäre kein Buchstabe auf uns gekommen, hätte uns nicht der Kastengeist der ägyptischen Priester über den mohammedanischen Fanatismus hinweg eine unersetzbare Literatur reichsten Inhalts in Gräbern aufbewahrt und — hätte uns nicht das Koptische den Schlüssel zum Verständniß des Altägyptischen geboten. Aber auch das Koptische wäre längst in Nacht und Vergessenheit gesunken, hätte ihm nicht sein Charakter als Kirchensprache den Eingang in den Tempel der Unsterblichkeit gesichert.

Was wüßten wir nun aber von der Urzeit der menschheitlichen Culturgeschichte, wenn uns die indischen und die ägyptischen Priester die Denkmäler derselben nicht mit heiliger Ehrfurcht gehegt und aufbewahrt hätten?

So günstig läßt sich über die Kirchensprachen der semitischen Religionen nicht urtheilen. Sie haben sich im Allgemeinen um die Culturgeschichte der Menschheit höchst zweifelhafte Verdienste erworben, wenn man nicht überhaupt einräumen will, daß sich dieselben das schwerwiegenden Vorwurfs schuldig gemacht haben, eher Minderer als Mehrer des vor ihnen vorhandenen Vorrathes menschheitlich wichtiger Culturschätze gewesen zu sein.

Das Syrische hat etwa vom dritten bis zum achten Jahrhundert nach Christus die literarische Vermittlerrolle gespielt zwischen dem Griechischen einer- und dem Persischen der Sassaniden, dem Huzvâresch, andererseits, sowie auch zwischen dem Griechischen und Arabischen. Auch das Armenische und Georgische haben nicht unerhebliche Verdienste um die Bewahrung mancher im Orginale verloren gegangener griechischer Werke, allerdings meist nur Kirchenhistorischen Inhalts, die nur noch in Uebersetzungen vorhanden sind.

Trauriger wird die Aussicht, wenn wir die heiligen Sprachen der europäischen Kirchen um ihren Verdienstadel befragen. Mit Ausnahme des Kirchenslavischen, welches und doch in sich die Grundlage der linguistischen Erforschung des Slaventhums gewährt, flößt uns die Geschichte und die Wirksamkeit der heiligen Sprachen der römischen und byzantinischen Kirche nur tiefe Wehmuth ein. Zwar lautet seit Herder die Parole: den christlichen Mönchen hätten wir die Erhaltung der antiken Literaturschätze zu verdanken; die Kirche sei es gewesen, welche uns des Segens der griechisch-römischen Bildungserzeugnisse theilhaftig gemacht habe. Es ist jedoch für den Vorurtheilsfreien das baare Gegentheil wahr. Wohl kann nicht bestritten werden, daß uns die griechischen und lateinischen Mönche manches Buch erhalten haben, ohne dessen Besitz wir gegenwärtig noch in vielen Beziehungen hinter dem Bildungserwerb der antiken Welt zurückständen. Aber, wenn die Kirche als Culturmacht auftreten wollte, war es da nicht einfach ihre Pflicht und Schuldigkeit, die einmal vorhandenen Bildungsmittel nach allen Kräften zu hegen und zu pflegen und mit Bienensorgfalt darüber zu wachen, daß dieselben auch der Nachwelt zu gute kämen? Die griechische und die lateinische Kirche haben diese Aufgabe nur in sehr geringem Maße begriffen und gelöst, meistentheils sogar verkannt und ins Gegentheil verkehrt *).

*) Die Kritik hat manchen hübschen Phantasien Herder's den Garaus gemacht, und die Frage, wie sich das Christenthum zur Literatur und Cultur des classischen Alterthums sowie zur weltlichen Literatur und Cultur überhaupt verhalte, wird ganz anders beantwortet, als wie es von Seiten Herder's und der Theologen geschehen ist. In der neuern Zeit sind es namentlich italienische Gelehrte ersten Ranges, z. B. Settembrini, welche den Gegenstand scharf ins Auge fassen. In Italien ist man bemüht, die Ansicht geltend zu machen und historische Belege beizubringen, „daß die rein menschliche Cultur und Literatur niemals einen ärgern Feind gehabt hat als das Christenthum. Es sei ein Abfall desselben von seiner ursprünglichen Idee, wenn es das Schöne aus der alten Cultur und Literatur sich aneignete.“ Settembrini kommt in seinen Vorträgen über italienische Literatur zu dem Ergebnisse: „Das Christenthum zerstörte die antike Civilisation, es verbreitete die Barbarei und entsittete in dieser seine Macht. Die Cultur, die auf Erden war, wurde gerettet von jenem Princip: daß die irdischen Dinge keinen Werth haben, daß der Mensch auf Erden nichts Anderes thun solle als weinen und für seine Sete sorgen.“ Wir verweisen des Weitern auf eine ganz vortreffliche Abhandlung J. A. Scartazzini's „Biegil im Mittelalter,“ in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, Nr. 218, vom 6. August. A.

Was besitzen wir denn von dem poetischen, wissenschaftlichen und philosophischen Schriftenthume der Alten? Werthvolle Trümmer! Weitaus das Meiste liegt im Kirchenstaub begraben. Warum? Weil die Mönche zu unwissend und zu hochmüthig waren, um die Unerspießlichkeit der ihnen anvertrauten Geistesgüter des Alterthums zu erkennen und zu achten. Die Einbildung auf die alleinseligmachende Kraft der in barbarischem Latein oder Griechisch abgefaßten Erbauungsschriften ließ die unsäglichbarsten Meisterwerke des antiken Künstler-, Dichter- und Forschergeistes entweder mit fanatischer Wuth zerstören oder sorglos verloren gehen oder aber als Pergament dazu benutzen, langweilige Fastenpredigten aufzunehmen. So ist der Menschheit durch das „Reich Gottes auf Erden“ ihr schönstes Erbtheil, sind ihr die Erzeugnisse der antiken Cultur abhanden gekommen. Wo sind denn die Hunderte von Tragödien und Komödien geblieben? Wo die zarten wie auch großartigen Producte der Lyrik? Die zahlreichen Werke über jedes Feld wissenschaftlicher Forschung, insbesondere der Geschichte und Sprachenkunde? „Ewiger Wunsch, verlorene Klagen!“ Die ausfließende „Heiligkeit“ der lateinischen Sprache in der römischen und die der griechischen in der byzantinischen Kirche hat es verschuldet, daß uns nicht nur die Schätze der antiken Literatur, sondern auch die Volks- und Priesterliteraturen der Etrusker, Iberer, Kelten, Gothen und Slaven sowie der Mexicaner und Peruaner entweder ganz oder doch zum größten Theil verloren gegangen sind, ein Verlust, so ungeheuer und unersetzlich, daß alle Legenden, Homilien, Hymnen, Breves, Decretalen, Bullen, Mysterien, Encykliken und Syllabusse sich gegen den Werth jener Schätze verhalten wie ein Klumpen Kuhmgold zu einem einzigen Körnlein gediegenen Edelmetalls. Wie gern gäben wir die sechzig Foliobände der von den Bollandisten edirten Acta Sanctorum gegen eine einzige verlorene Tragödie auch nur des Euripides! Der Untergang der iberischen Literatur kann nicht schwer genug beklagt werden. Welche Aufschlüsse über die jetzt unlösbarsten Räthsel der alten Culturgeschichte verwöchten uns z. B. die Gedichte und die Gesetzesliteratur der keltiberischen Turdaler und Turdetaner in Spanien zu gewähren, von welchen der griechische Geograph Strabo um den Anfang unserer Zeitrechnung behauptet, sie reichten nach jener Völker Versicherung 6000 Jahre zurück!

Eine nicht minder unheilvolle Zerstörungswirksamkeit, als sie insbesondere die heilige Sprache der römischen Kirche entfaltete, ging im Orient von der Kirchensprache des Islam, vom Arabischen, aus. Im arabischen Volke lebte wie im römischen das Eroberungsfieber von Hause aus als unbewußte Triebkraft, eine Charakterähnlichkeit, welche sich schon in der Sprache geltend macht, insofern nämlich dem Lateinischen und dem Arabischen dasselbe Betonungsgesetz, dasselbe Accentuationssystem innewohnt, so verschieden sonst beide Sprachen ihrem Ursprunge nach sind. Sieht man auch von der Zerstörung der alexandrinischen Bibliothek ab,

Digitized by Google

welche nach neueren Forschungen nicht auf Rechnung des Chalifen Omar, sondern der fanatisirten Christen zu stehen kommt, so liegen doch schwerlastende Beweise für die fanatische Zerstörungssucht der Araber vor. In Bagdad wurden griechische Handschriften, welche man für werthlos hielt, verbrannt und auch die Vernichtung der zwanzig Bücher des Avesta, von welchen jedes hunderttausend Verse enthalten haben soll, ist das Werk des mohammedanischen Fanatismus. Was nützt uns im Vergleich zu diesen zerstörten Culturschätzen die Erhaltung der ganzen arabischen Kameelpoesie?

Die schwerste Anklage jedoch, welche man gegen den Islam und seine Kirchensprache erheben kann, gründet sich auf die Erödtung der vor ihnen vorhandenen Nationalculturen in ganz Borderasien, in Nordafrika, in Aegypten und Indien. Die arabische Sprache und Religion mag wohl unter den noch culturlosen Negern Afrikas eine sittigende Macht entwickeln, aber auf die gebildeten Völker, mit welchen der Islam und seine Kirchensprache zusammengestossen, haben beide weit mehr einen culturtödtenden als culturfördernden Einfluß ausgeübt.

Fassen wir nun die Betrachtungen über die Bedeutung der Kirchensprachen für die Culturentwickelung der Menschheit zusammen, so gewinnen wir folgendes Ergebniß:

Die Heiligung einer Sprache zu Zwecken des kirchlichen Interesses wirft auf die anderen den Schatten der Profanität; die Alleinherrschaft einer Kirchensprache bedingt die Nichtberechtigung der Volkssprachen, welche sich denn auch überall im Kampfe gegen die Arroganz der Kirchensprache die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung errungen haben. So in Europa, so in Asien. Schließlich aber ergiebt sich uns das Resultat: Die Kirchensprachen der indischen Religionen, das Sanskrit und das Pali, haben ihre Alleinherrschaft leichlich damit vergolten, daß sie ihren Völkern und der Menschheit die ehrwürdigsten Literaturschätze der eigenen Vorzeit getreulich bewahrt und gepflegt haben. Die Kirchensprachen der semitischen Religionen dagegen, insbesondere das Lateinische und Arabische, sind von Anfang an mit einer die Gleichberechtigung alles Andern so sehr ausschließenden Unduldsamkeit und Selbstüberhebung aufgetreten, daß sie der Fortentwicklung der aus dem Cultureleben des Alterthums überlieferten Literatur- und Wissensschätze weit mehr hinderlich als förderlich gewesen sind.

Die schwedische Polarexpedition.

I.

Das Schicksal der norwegischen Fangmänner.

Stockholm, 22. Juli 1873.

F. Die Berichte des Lieutenants L. Palander an die Marineverwaltung und jene des Professors Nordenskjöld an den Großhändler O. Dickson in Göteborg sind nun eingetroffen; sodann liegt vor ein Schreiben des Docenten A. Wijkander.

Nachdem alle Versuche, die für das Winterquartier bestimmte, im Norden von Spitzbergen unter den Sieben Inseln belegene Parry-Insel zu erreichen, durch die in den Fangjournalen Spitzbergens ganz unerhörten Eismassen vereitelt worden waren, und auch ein zweiter Ueberwinterungsort auf der südwestlichen Spitze des Shoal Point nicht erreicht werden konnte, die Jahreszeit aber vorwärts schritt, so wählte man dazu die Mosselbai an der Ostseite der Mündung der großen Wijdebai auf dem Hauptlande von Spitzbergen, wo alle drei Fahrzeuge am 3. September anlangten, und wo sogleich auf einer kleinen Insel, die mit einigen noch kleineren Stören einen ziemlich guten Hafen für nicht sehr große Fahrzeuge (12 Fuß tief) bildet, unter 79° 53′ nördl. Br. und 16° 15′ 5″ östl. L. (also immer noch bis jetzt der nördlichste Ueberwinterungsort irgend einer wissenschaftlichen Expedition in diesen Regionen, obgleich bedeutend südlicher als die Parry-Insel) das von Göteborg auf der Brigg „Gladan“ mitgebrachte warme, geräumige und bequeme Haus zusammengefügt und nach dem Fahrzeuge „Polhem“ benannt wurde. Die Mannschaft, welche hier überwintern sollte, ursprünglich auf 21 bestimmt, sollte 23 betragen, nämlich: Professor A. E. Nordenskjöld, Docent A. Wijsander, Lieutenant in der italienischen Marine Parent, Conservator Sandberg, der Norweger Ihachsen und 4 Lappen zur Wartung der mitgenommenen 38 Renthiere (9 Mann), wozu die Schiffsbesatzung (14 Mann) kam, nämlich Lieutenant L. Palander (Chef), Med. Cand. A. Envall (Arzt), 1 Steuermann, 2 Maschinisten, 1 Zimmermann, 3 Jungmänner und 5 Bootsmänner, welche alle in dem Hause wohnen sollten, wogegen der Dampfer „Polhem“ bestimmt war, als Verwahrungsort und Depot zu dienen. Für diese war die Ausrüstung an Kohlen, Proviant u. s. w. außerordentlich reichlich, und alle sahen der Zukunft freudig und getrost entgegen. Bald aber, noch ehe das Haus im Innern fertig war, verfinsterte sich die Aussicht, als der schreckliche Sturm am 16. bis 18. September ungeheure Eismassen an die Nordküste führte und „Gladan“ und „Onkel Adam“, die am 16. nach Schweden zurückkehren wollten, einschloß, wodurch die Ueberwinterungsmannschaft auf 67 stieg. Während des Sturmes entliefen auch durch die Nachlässigkeit der Lappen die Renthiere, sie konnten trotz aller angewendeten Mühe nicht wieder aufgefunden werden mit Ausnahme eines einzigen, das nach wenigen Wochen zurückkam. Es wurde mit trockenem Renthiermoose gefüttert und gedieh dabei sehr wohl, so daß also die Ansicht widerlegt ist, daß Renthiere nicht mit trockenem Futter unterhalten werden können.

Noch düsterer wurden die Aussichten, als am 1. October einige Fangmänner über das Eis in der Wijdebai gegangen kamen und berichteten, daß im Westen derselben bei Greyhoof und Welcome Point, 18 und 23 englische Meilen von der Mosselbai, 6 norwegische Fangfahrzeuge (an esterm Orte 4 und an letzterm 2) mit zusammen 58 Mann von dem Sturme am 16. bis 18. September und dem dem herabgetriebenen Eise eingeschlossen wären, ohne Hoffnung wieder frei zu kommen, und welche, da sie höchstens bis zum 1. December Lebensmittel hatten, um Unterstützung von Seiten der Expedition baten. Es wurde ihnen geantwortet, daß diese selbst schon gezwungen gewesen wäre, die Portionen für ihre Mannschaft um den dritten Theil zu vermindern. Man gab ihnen aber die Kunde, daß im Sommer für die beabsichtigte schwedische Colonie, welche fürs Erste

Digitized by Google

wieder nach Schweden zurückgekehrt wäre, ein geräumiges mit Kachelöfen versehenes warmes Haus aufgeführt wäre, bei welchem der Disponent der Actiengesellschaft nicht nur Kohlen zur Heizung, sondern auch bedeutende Quantitäten Lebensmittel (20 bis 30 Säcke Mehl, Erbsen, Grütze, präservirte Kartoffeln, Fleisch und anderes mehr) zurückgelassen hätte; man rieth ihnen, daß ein Theil der Mannschaft sich dorthin begeben möchte. Inzwischen versprachen sie im Nothfalle Unterstützung so gut sie vermöchten auf sechs Monate vom 1. December an, doch nur an eingeschränkten Portionen, sowie Wohnung auf „Gladan"; doch müßten die Capitäne der Fangfahrzeuge sich im Namen ihrer Rhederein verpflichten, Ersatz dafür zu geben, wie der König für billig erachten würde, sowie alle, daß sie durch fleißiges Jagen zu ihrem Unterhalte beitragen, und daß sie sich willig den Anordnungen und Befehlen der schwedischen Befehlshaber fügen und ohne Anspruch auf Ersatz die Aufträge ausführen wollten, die ihnen aufgetragen würden. Mit diesem Bescheide reisten die Abgeordneten am 2. October ab.

Hier möge nun im Zusammenhang ein Bericht über das Schicksal dieser Fangmänner folgen. Am 22. October begab sich Palander mit 5 Mann über das Eis auf Schlittenbooten nach Greyhook, kam dort am 24. an und erfuhr, daß sich von den Norwegern 17 Mann am 8. October westwärts nach den Norsk-Inseln begeben hätten, wo das Wasser offen sein müßte, um von dort längs der Westküste von Spitzbergen rudernd den Versuch zur Erreichung des Eisfjordes zu machen, und daß der Proviant der Zurückgebliebenen höchstens bis zur Mitte des November ausreichen könnte, weshalb sie baten, sich schon dann in der Mosselbai einfinden zu dürfen. Palander that, was die Menschlichkeit gebot, hieß sie willkommen, sagte ihnen aber, sie dürften sich unter den obwaltenden Umständen keine Hoffnung auf mehr machen, als ihnen schon zuvor versprochen worden wäre. Seitdem haben die Schweden nichts mehr von ihnen vernommen; sie glaubten daher, daß ein furchtbarer südlicher Sturm am 4. November den norwegischen Fahrzeugen das Meer geöffnet haben würde, und daß diese nach Norwegen abgegangen seien. Dies war auch theilweise wirklich der Fall gewesen, indem zwei Fahrzeuge losgekommen und mit 39 Mann das Vaterland glücklich erreichten; der alte Fangschiffer Matillas oder Mattilas, von Geburt ein Finne, welcher 42 Sommer Fang bei Spitzbergen getrieben hatte, wollte seine nicht versicherte mit Fang beladene Jacht „Clida" nicht verlassen und blieb daher mit seinem Koche bei Greyhoof. Späterhin hat man die Leichen der beiden Unglücklichen in einem Zelte gefunden; wahrscheinlich hatten sie sich nach der Mosselbai begeben wollen, aber nicht die Kräfte dazu gehabt; ihr noch nicht veröffentlichtes Logbuch ist bis zum 28. Februar geführt; sie sind allem Anscheine nach dem Skorbut und der Kälte erlegen; von den vier eingeschlossenen Fahrzeugen ist keine Spur zu entdecken gewesen; sie sind wahrscheinlich vom Eise zertrümmert.

Die übrigen 17 Mann, welche am 8. October nach dem Eisfjord abgingen, kamen dort nach mancherlei Gefahren am 14. October an und fanden dort nicht nur ein gutes, warmes und geräumiges Obdach, sondern auch Proviant von vorzüglicher Qualität und in hinlänglicher Menge. Sie würden daher den Winter sehr gut haben zubringen können, wenn sie nur verstanden hätten daßenige zu benutzen, was Andere zu ihrer Rettung vorbereitet hatten. Aber anstatt ein thätiges und arbeitsames Leben zu führen, gaben sie sich dem Müßiggange hin; ihr Tagebuch, das vom 8. October bis zum 3. März regelmäßig, von da ab bis zum 19. April aber unregelmäßig geführt ist, nur noch die vorgefallenen Todesfälle berichtet und mit einigen Worten endigt, die offenbar von dem Letzten derselben in der Fieberhitze geschrieben sind, erwähnt nichts von irgend einer Beschäftigung, und der Ort, wo der norwegische Schiffer Fritz Mack die Leichen gefunden hat, zeigt keine Spur davon. Anstatt mehre Zimmer zu benutzen, packten sie sich in einem einzigen zusammen, und hier verlebten sie ihre Tage in dem allerabscheulichsten Schmutz. Die verschiedenen Arten von Lebensmitteln, z. B. Kartoffeln und Gemüse, welche kräftige Präservative gegen den Skorbut sind, haben sie wenig oder gar nicht benutzt, und besonders nur das den Skorbut befördernde Bärenfleisch gegessen. Offenbar hat es ihnen an einem verständigen und energischen Anführer gefehlt, der sie zur Beschäftigung und zur Ordnung anhalten konnte; denn Niederschlagenheit berichtet, daß ihm und der ganzen schwedischen Expedition die finsterе Zeit, welche vier volle Monate dauert, sehr schnell vergangen ist. Dank der anhaltenden Beschäftigung und der ununterbrochenen Arbeitsamkeit, zu welcher die Leute stets angehalten wurden, wodurch die den Geist und den Körper erschlaffende Nacht besiegt und ein fröhlicher Sinn bei Allen erhalten wurde. „Wohnt man nicht in einer engen Cajüte und hat man stets vollauf zu thun, so ist das hochnordische Klima auch im Winter eines der gesundesten auf Erden." Von der schwedischen Expedition starb daher auch nur ein einziger Mann an einer Krankheit und zwar an der Lungenentzündung, die aber nicht von dem dortigen Klima veranlaßt worden war; ein zweiter, der sein Vaterland nicht wieder sieht, kam auf dem Eise abhanden, als er sich bei einer Anfahrt ohne Befehl dazu und ohne Erlaubniß in einem starken Schneegestöber von den Uebrigen entfernte, und hat nicht wieder gefunden werden können. Mehrere gelindere Skorbutfälle, die aber bald wenigstens einigermaßen wieder gehoben wurden, waren wohl die Folgen der nothwendigen Verkleinerung der Portionen.

Im höchsten Grade traurig sind die Aufzeichnungen in dem Tagebuche der 17 Norweger im Eisfjord über die „Krankheit", die nirgends näher genannt wird, aber ohne Zweifel Skorbut war. Am 9. December heißt es zuerst, daß ein Mann schon seit acht Tagen krank gewesen war, und von da ab beginnt die trostlose und einförmige Wiederholung: „Keine Verbesserung in der Krankheit," und immer schlimmer wird der Zustand; am 19. Januar starben die beiden ersten; am 2. Februar waren nur noch drei Mann gesund; am 20. Februar wird dem täglichen „Keine Verbesserung in der Krankheit" hinzugefügt: „Heute sahen wir die Sonne zum erstenmal in diesem Jahre 1873." Vom 23. Februar ist das Journal von einer andern Hand geführt; am 3. März hört es auf regelmäßig zu sein und meldet nur die eingetroffenen Todesfälle bis zum 19. April, da der Vorletzte starb und der Letzte noch einige unzusammenhangende Wörter von einer rothen und frohernen Mühe hinzufügte *).

*) Von wissenschaftlichem Interesse ist der Bericht des Tagebuches über die täglich fünf Mal, um 4, 8, 12, 16 und 20 Uhr, vom Anfang ihrer Ankunft bis zum 3. März angestellten Thermometerbeobachtungen, aus denen hervorgeht, daß die Kälte in diesem Winter dort gar nicht übertrieben groß gewesen ist. Im October war die niedrigste Temperatur — 19° am 21.; darauf stieg der Thermometer fortwährend und stand am 31. auf 0°. Im November waren zu Anfang milde Tage, am 8. zeigte der Thermometer + 2°, fiel dann aber unaufhaltsam bis zum 16. auf — 22°, worauf er wieder stieg, am 22. auf — 2°. Der December war noch abwechselnder als der November, aber nicht kälter, — 22° (am 19.) und — 4° (am 5.). Im Januar war es mild vom 2. bis 5.; aber am 12. fand der Thermometer auf — 31°; darauf stieg er wieder und stand vom Abend des 21. bis Mittags 22. auf 0°. Auch im Februar sind der 2. und 3. milde, nämlich — 1°; die größte angezeichnete Kälte ist — 32° am 14. Morgens um 4 Uhr. (Ob die Norweger, wie in ihrem Lande üblich, nach Reaumur oder nach Celsius zählten, ist nicht angegeben.)

Auch in Potsdam, dem schwedischen Winterquartiere, ist der Win-

Digitized by Google

Gewöhnlich ist die nördliche Küste von Spitzbergen so ziemlich eisfrei bis zu Anfang des October, und die Fangmänner verlassen dieselbe oft erst in der Mitte dieses Monats; aber 1872 trat ganz ausnahmsweise eine große Kälte schon in der Mitte und am Ende des September bei nördlichen und nordwestlichen Stürmen ein, und diese trieben eine unerhörte Eismasse gegen die Nordküste, so daß das Meer zufror so weit das Auge reichte. Der oben erwähnte alte Fangschiffer Matillas, der 42 Jahre lang in jedem Sommer Spitzbergen besucht hatte, wurde ebenfalls von dem Eise überrascht und erklärte, ein solches Eisjahr wäre noch niemals da gewesen. Aus diesem Grunde erwartete man einen sehr kalten Winter. Ein solcher aber trat nicht ein. Mehrmals, z. B. am 29. Januar, brach das Eis im Hafen auf und das Meer wurde eisfrei, so daß man daran dachte, die Heimreise antreten zu können; aber immer wurden die Hoffnungen durch eine plötzlich eintretende Wetterveränderung vereitelt. Namentlich erhob sich am 29. Januar ein starker Sturm von W. S. W., welcher am 30. und 31. zu einem Orkan anwuchs, in welchem „Polhem" und „Gladan" nur mit genauer Noth dem Schiffbruche entgingen. Ein solcher würde den Hungertod der ganzen Expedition zur Folge gehabt haben, weil an eine Rettung des auf den Fahrzeugen befindlichen Proviants schwerlich zu denken gewesen wäre, und am Lande hatte man für 67 Mann kaum auf zwei Monate. Gerettet wurden beide Fahrzeuge in dem letzten Augenblicke, da sie in Gefahr waren ans Land getrieben zu werden dadurch, daß eine Masse von kleinem Eis in den Hafen geschwommen kam und augenblicklich zusammenfror, so daß man daraus gehen konnte und jede Wellenbewegung augenblicklich aufhörte. Zu allem Glücke hatten beide Fahrzeuge nur sehr geringen Schaden gelitten, welcher leicht wieder ausgebessert werden konnte.

Bei Polhem geht die Sonne (die Refraction mit einberechnet) nicht auf vom 20. October an und ersteht erst wieder am 21. Februar; da jedoch die Mosselbai im Süden von einer hohen Gebirgskette begrenzt wird, so wurde für die Bewohner in Polhem die Mitternacht noch um vierzehn Tage verlängert und dauerte vom 13. October bis zum 1. März. Um die Mittagszeit aber war zu Anfang und zu Ende dieser langen Nacht die Dämmerung noch ziemlich hell, und erst von der Mitte des November an war es Mittags um 12 Uhr vollkommen finster, wenn der Mond nicht schien. Dieser erscheint in jedem Mondwechsel vierzehn Tage lang und davon sind zehn Tage circumpolar, so daß er, wie im Sommer die Sonne, einen Kreis am Himmel beschreibt.

ter nicht sehr streng gewesen, die zweite Hälfte aber doch mehr als die erste, wie auf der folgenden Tabelle ersichtlich:

		Mittlere.	Maximum.	Minimum.
1872.	September	— 11,4°	— 2,4°	— 29,2° C.
	October	— 12,6°	— 0,6°	— 27,1° „
	November	— 8,2°	+ 2,6°	— 19,5° „
	December	— 14,5°	— 3,4°	— 26,6° „
1873.	Januar	— 9,9°	+ 3,6°	— 30,4° „
	Februar	— 22,7°	+ 1,6°	— 38,8° „
	März	— 17,6°	— 0,4°	— 38,8° „
	April	— 18,1°	+ 0,2°	— 32,6° „
	Mai	— 8,2°	+ 3,6°	— 19,4° „

Im Mai war es kalt bis zur Mitte, dann aber trat mildere Wetter ein. Die täglichen Schwankungen in der Temperatur, welche in allen südlicheren Gegenden bemerkbar sind, kommen in Spitzbergen nicht vor. Plötzliche Temperaturveränderungen sind jedoch sehr gewöhnlich und oft wirken heftige, gewöhnlich südliche Stürme. Ein anhaltender Nordwind ist nicht vorgekommen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Yellowstone in Nordamerika schiffbar.

Der Yellowstone ist der wichtigste Nebenfluß des Missouri; er kommt aus den Felsengebirgen im Territorium Wyoming, strömt durch das Territorium Montana und mündet bei Fort Union auf der Grenze von Dakotah. Er hat eine beträchtliche Wasserfülle und empfängt von Süden her eine Anzahl von nicht unbeträchtlichen Gebirgen, z. B. den Big Horn und den Powder River. Die Region, welche er in seinem obern Laufe durchfließt, hat gleich jenen am Jefferson, Madison und Gallatin (diesen drei Quellflüssen des Missouri) viele romantische Partien und überhaupt landschaftliche Reize. Der Boden eignet sich für den Weizenbau, die üppigen Weiden eignen sich für Rindvieh- und Schafzucht; an Holz ist im Gebirge kein Mangel und allen Gewässern entlang findet man üppigen Baumwuchs.

Wir haben neulich (S. 127) gemeldet, daß die nordpacifische Eisenbahn auf der etwa 450 Miles langen Strecke von Duluth am Obern See nach Westen hin bis Bismarck am Missouri dem Betriebe übergeben worden ist, und lesen jetzt, daß die Arbeiten und Vermessungen in Montana rüstig betrieben werden. Sobald eine neue Strecke eröffnet wird, finden sich Ansiedler der Bahn entlang ein und gründen Niederlassungen, und wir können wohl annehmen, daß nach Verlauf von drei Jahren eine ganze Kette derselben durch Minnesota, Dakotah, Montana und das Territorium Washington bis an den Pugetsund ziehen wird, denn an diesem, der so reich an trefflichen Häfen ist, wird der pacifische Endpunkt sein. Von dorther sind in östlicher Richtung bereits einige Strecken vollendet und man hofft gegen Ende des Jahres 1873 die Schienen bis an den Columbiastrom, d. h. dessen nördlichen Arm, den Clarke, gelegt zu haben.

Der Yellowstone lag bisher so sehr abseit, daß er für den Verkehr ohne Belang war. Vom Fort Hall her sind einige Mal unternehmende Reisende bis an seinen Quellsee, den Yellowstone Lake, vorgedrungen und wir haben seiner Zeit im „Globus" die Erlebnisse derselben geschildert. Sie fanden die Alpenregion so wunderbar schön und reizend, daß die Bundesregierung in Washington dieselbe für eine Nationalreserve erklärte, welche von der Axt unberührt bleiben soll. Nun warf man die Frage auf: Ist der Yellowstone schiffbar? Der zweite Hauptzufluß des Missouri, der Platte oder Nebrasta, ist es nicht. Aber eine Truppenabtheilung, welche von Fort Buford am Yellowstone aufwärts zog, ermittelte, daß er bis 80 Miles oberhalb der Einmündung des Powder River schiffbar sei. In seinem obern Laufe ist er ein raschfließender Gebirgsstrom mit starkem Gefall, aber an vielen Stellen schon 600 bis 600 Schritte breit. Unterhalb der Einmündung des Bighorn und noch mehr unterhalb des Powder River wird sein bis dahin klares Wasser trübe, wie jenes des Missouri, und er hat dann eine Breite von 900 Schritt. Schwierige Stromschnellen hat er dann nicht mehr, Sandbänke sind leicht hinwegzubaggern, die vielen Inseln in ihm dicht mit Bäumen bestanden. Capitän Reinolds, der seinen Wasserstand untersuchte, ist der Ansicht, daß er bis dahin, wo er aus dem Gebirge hervorbricht, fahrbar sei von der Mitte des Maimonats bis zu Anfang August, für Boote, die nicht über 3 Fuß Tiefgang haben; die Fahrt mit Dampfern sei auf ihm bequemer als auf dem Missouri. Die

Digitized by Google

Gesammtlänge des Yellowstone schätzt man auf ungefähr 550 Miles und von diesen seien etwa 850 für Dampfer fahrbar. Die Nordpacificbahn wird über den Yellowstone gehen, und so kann es nicht fehlen, daß auch diesem Flusse entlang, welcher bisher durch eine Einöde strömte, Ansiedelungen gegründet werden.

Aus Arabien.

Aus Arabien wird gemeldet, daß in Maskat an der Ostküste der Sultan Seyd Turki von Oman nun fest auf seinem Throne zu sitzen scheine. Sein Nebenbuhler Seyd Selim hat eine Zuflucht in Indien gesucht, und ein anderer Thronbewerber, Ibrahim ben Ghis, der mehrere Befestigungen an der Bhatmaküste besaß, hat dieselben räumen müssen. In Maskat ist, ebenso wie an der afrikanischen Küste in den Besitzungen des Sultans von Sansibar, ein großer Theil des Handelsverkehrs in den Händen britischer Unterthanen aus Indien, theils Hindus, theils mohammedanischer Chodchas; die ersteren sind fast alle Geldhändler, die letzteren bilden in der unweit von Maskat belegenen Hafenstadt Mattrah eine besondere Colonie. Sie exportiren von dort Datteln, Salz, gesalzene Fische, Baumwolle, Hanfstoffen, Perlen und Perlmutter, zusammen 1872 für 1,259,000 Dollars; sie importiren Reis, Kaffee, Stückgüter, Zucker, Oel und Gewürze, zusammen für 1,800,100 Dollars. — Im Wahhabitenreiche, im Nedjdh, dauern die Unruhen fort. Dort hat Saud seinen Bruder Abdullah besiegt und zählt sich zu Kurd, daß er die Türken, welche die nordöstliche Landschaft Hasa besetzt halten, angreifen wollte. Der türkische Statthalter von Bagdad hatte diesen Beherrscher der Wahhabis zu einer Besprechung nach jener Hauptstadt am Tigris eingeladen, erhielt jedoch eine ablehnende Antwort. Darauf hatte der Pascha Saud's Agenten in Hasa verhaften lassen. Die Wahhabis wollen die von den Türken besetzten Landschaften der Nordküste erobern; das war von jeher ihre Absicht und deshalb ist auf dauernde Ruhe gar nicht zu rechnen. Die verschiedenen Häuptlinge am Persischen Golf und am Busen von Oman haben sich den Engländern gegenüber verpflichtet, dem Sklavenhandel keinen Vorschub mehr zu leisten, und die Engländer werden nicht zugeben, daß sie zu Unterthanen der Wahhabis gemacht werden.

* * *

— Meyer's Reisebücher verdienen in jeder Beziehung die Anerkennung, welche das Publicum ihnen in so hohem Maße zollt. Herr Hermann Meyer leitet das bibliographische Institut zu Hildburghausen mit großer Umsicht und mit preiswürdiger Energie; er ist unermüdlich, die bei ihm erscheinenden „Reisebücher" dem praktischen Bedürfniß anzupassen. Jeder, der sie näher angesehen und gebraucht hat, wird gern zugeben, daß sie ihm großen Nutzen gewährt und ihn nicht im Stiche gelassen haben. Alles Neue und Belangreiche wird gewissenhaft nachgetragen; die ganze Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig; die Karten und Pläne erleichtern die Orientirung, und die Illustrationen sind so sauber gearbeitet, daß man sie mit Vergnügen betrachtet. Das hier Gesagte gilt mehr oder weniger von allen Meyer'schen Reisebüchern, insbesondere auch von dem neuesten: „Wien, Führer durch die Kaiserstadt und auf den besuchtesten Routen durch Oesterreich-Ungarn, mit besonderer Berücksichtigung der Weltausstellung." Wir haben von Männern, welche neulich Wien besuchten, viel Lob über diesen „Führer" gehört und empfehlen ihn dem Leserkreise des „Globus" mit gutem Gewissen.

— Dänen und Deutsche in Nordamerika. Während bei uns in Europa die gereizte Stimmung der Dänen gegen Deutschland nachläßt und hoffentlich im Fortgange der Zeit ganz aufhört, damit ein freundnachbarliches Verhältniß zwischen unseren sehr achtbaren und tüchtigen germanischen Stammverwandten und uns zu beiderseitigem Nutzen sich gestalte, hat in den Vereinigten Staaten die Aussöhnung bereits stattgefunden. Der zu Cincinnati erscheinende „Volksfreund" schreibt: „Dänen und Deutsche reichen sich hier die Hände. Jene haben mit uns die germanische Lebensanschauung gemein und treten deshalb in dem Kampfe, welchen die Puritaner gegen die gesellschaftliche Freiheit eröffnet haben, freiwillig auf Seite der Deutschen. In Chicago fand (im Juni) eine dänische Massenversammlung statt, in welcher die Redner es als eine gebotene Pflicht ihrer Landsleute hinstellten, deutsches Leben und deutsche Geselligkeit in Amerika gegen die Angriffe der puritanischen Engherzigkeit zu vertheidigen. Die darauf bezüglichen Beschlüsse wurden einstimmig angenommen."

— „Schweine und Congreßpatrioten." Unter dieser Ueberschrift giebt ein „Vollswirth" in Indiana, der von den Volksvertretern seines Staates eine geringe Meinung zu haben scheint, seinen Mitbürgern folgende Berechnung: „Die Geldsumme, welche die Delegation unseres Staates jährlich bezieht, beträgt so viel als 17,000 Schweine mittlern Gewichtes an Marktwerth haben. Diese fruchende Schweineausgabe stellt sich auf etwa zwei und eine viertel Millionen Pfund, und durch genaue Erforschungen ist leicht zu ermitteln, daß die Diäten, welche ein Congreßmitglied während der Session selbst, sich auf 1000 Stück Schweine stellt. Wir wissen nicht genau, wie viele Schinken, Speckseiten und wie viele Meilen Länge an Bratwürsten diese nützlichen Thiere liefern und wie viel Schmalz obendrein. Der Congreßmann hat, bevor er sein Amt antritt, gewiß schon eine Menge von Schweinen verzehrt, denn bekanntlich ist viel Schweinefleisch erforderlich, um einem westlichen Gesetzgeber die richtige Unterlage und Consistenz zu geben; außer dem, was er an wirklich Schweinernem von Kindesbeinen bis zum Mannesalter vertilgte, hat er dazu die richtige Quantität Branntwein genossen. Dieser wird aus Getreide bereitet, mit welchem man sonst Schweine hätte füttern können. Was ein Stumpredner während einer Wahlcampagne in sich hineintrinkt, repräsentirt Getreide genug, um eine respectable Anzahl von Borstenträgern während einer ganzen Saison satt zu machen. Wenn man also die Anzahl und das Gewicht der Schweine, welche der Congreßmann jährlich kostet, genau ermitteln will, so muß man nicht bloß seine Geldbesoldung, sondern auch das in ihm versenkte Schweinecapital in Anrechnung bringen." Es ist bemerkenswerth, mit welcher Richtschärfe Präsident, Congreßmitglieder, Staatslegislatoren, Handwerkspolitiker, Generäle und Lawyers in der amerikanischen Presse behandelt werden. Die „Newyork Tribune" bemerkt zu Vorstehendem: „Das Schweinefleisch in Indiana ist ganz vortrefflich, von den Congreßmitgliedern jenes Staates gilt das mit nichten."

— Ein zu Omahe in Nebraska erscheinendes Blatt äußert ganz trocken: „Das Jahresgehalt für den Gouverneur von Nebraska ist gesetzlich auf 1000 Dollars festgestellt, er bringt es aber durch „pickings and stealings" auf 10,000 Dollars.

— Vom 1. Juli 1872 bis dahin 1873 sind von San Francisco aus 9,818,400 Centner Weizen und 263,100 Centner Mehl verschifft worden, zumeist nach England. Aus Oakland gingen 100 mit Weizen beladene Schiffe dorthin. Der Weizen ist für Californien nun ein wichtigeres Product als das Gold. Der allein von San Francisco verschiffte hatte einen Geldwerth von 17,772,472, das Mehl 1,393,000 Dollars.

Inhalt: Die Halbinsel Korea und die Koreaner. II. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß.) — Der Hofstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika. Von Dr. Nachtigal. III. (Schluß.) — Die Cultursprachen und die Sprachherrschaft. Eine Skizze von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. IV. — Die schwedische Polarexpedition. I. — Aus allen Erdtheilen: Der Yellowstone in Nordamerika schiffbar. — Aus Arabien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. August.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bleweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Streifzüge im Hinterindischen Archipelagus.

I.

Auf Amboina und Banda.

Die Ankunft der Portugiesen im Archipelagus. — Ihre Nachkommen. — Lebensweise der Holländer auf Amboina, dem Paradiese der Naturforscher. — Fauna auf dem Meeresboden. — Erinnerung an Georg Eberhard Rumphius. — Ananas. — Die Gewürzzelle. — Die Insel Banda und ihre Vulcane. — Die Muskatnüsse.

Als Hinterindischen oder Malayischen Archipelagus bezeichnet man die unzähligen Eilandfluren und einzelnen Inseln von Sumatra bis Neuguinea, und von Rotti und Timor nach Norden hin bis zu den Philippinen und den Baschi-Inseln. Diese nahe an eintausend Meilen lange, mehr als dreihundert deutsche Meilen breite Region wird vom Aequator durchschnitten und reicht im Süden desselben bis 10° S., hat demnach ein völlig tropisches Klima, das gleichmäßiger heißfeucht ist als in irgend einer andern Region zwischen den Wendekreisen. An üppiger Fruchtbarkeit und an Reichthum werthvoller Handelserzeugnisse steht sie unübertroffen da, zudem liegt sie in der großen Fahrbahn zwischen dem Osten und Westen. Im Allgemeinen sind die Inseln bis zu dem Gipfel der Berge hinauf mit Wald bestanden, jene in der Nähe Australiens ausgenommen, und durch diese ganze Inselwelt zieht sich in gekrümmter Linie ein vulcanischer Gürtel über 90 Längengrade hin, somit über den vierten Theil des Umfanges der Erdkugel; Erderschütterungen sind so häufig, daß auf manchen Eilanden die Bewohner nach Erdbebenjahren rechnen. Allein Java hat nicht weniger als 45 Vulcane.

Wir sehen Gegensätze zwischen vulcanischen und nicht vulcanischen, zwischen bewaldeten und nicht bewaldeten Inseln, und es zeigt sich auch ein Contrast in Bezug auf die Thierwelt. Der westliche Theil des Archipelagus, nach Osten hin bis Bali, trägt ein Gepräge, das vielfach an Asien erinnert, der östliche in seinen südlichen Theilen vielfach an Neuguinea und Nordaustralien, so z. B. von Celebes (sprich Selébes) und Lombock an. Das letztere ist durch einen nur wenige Meilen breiten Sund von Bali getrennt, „aber der Contrast zwischen dem Thierleben hüben und drüben ist so scharf, wie er z. B. nur zwischen Amerika und Europa sein kann.“

Der Indische Ocean und das Große Weltmeer bilden im Archipelagus eine Anzahl von Binnenmeeren, welche durch eine große Menge von Straßen und Sunden mit einander in Verbindung stehen. Man kann sagen, daß der Archipelagus die am meisten gegliederte Region der Erde sei. In ihr haben seit Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die Europäer Colonialbesitzungen erworben. Die Portugiesen waren schon im Jahre 1511 bis zu den Molukken vorgedrungen und blieben mächtig im Archipelagus, bis sie von den Holländern verdrängt wurden; nur ein Theil der Insel Timor ist ihnen geblieben. Den Spaniern ge-

Digitized by Google

hören die Philippinen, die Engländer haben zwei kleine Besitzungen an und vor der Nordküste von Borneo; den Löwenantheil, 20,800 Quadratmeilen mit mehr als 16 Millionen Unterthanen, behaupten bis heute die Niederländer. Auf mehreren Inseln sind malayische oder arabische Herrscher unabhängig geblieben. Für den gesammten Archipelagus rechnet man etwa 37,500 Quadratmeilen mit 27³/₄ Millionen Einwohnern. Viele Inseln sind von braunen Leuten bewohnt, die man als Malayen bezeichnet; richtiger theilt man sie ein in eine malayische und in eine Battarace. Sie bilden einen scharfen Gegensatz zu den ureingeborenen schwarzen Menschen auf vielen Inseln, den sogenannten Negritos und Papuas.

Die Portugiesen drangen im Archipelagus weit nach Osten vor, um die Molukken in Besitz zu nehmen. Diese waren ja die eigentliche Heimath edler Gewürze, die hoch im Preise standen. Gewürznelken und Muscatnüsse waren nach Europa durch Zwischenhandel über Alexandria gekommen; nach 1511 brachten die Portugiesen sie direct ins Abendland, wo sie von Lissabon aus weiter vertheilt wurden. Vor ihnen waren schon Javaner und Araber nach den Gewürzinseln gekommen; nach ihnen erschienen die Holländer gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts; um 1610 waren die Portugiesen von ihnen vertrieben und damit verloren sie ein Monopol, welches nun die Niederländer sich aneigneten. Diesen gelang es auch, die Engländer, welche auf den Inseln festen Fuß zu gewinnen trachteten, mit Erfolg abzuwehren.

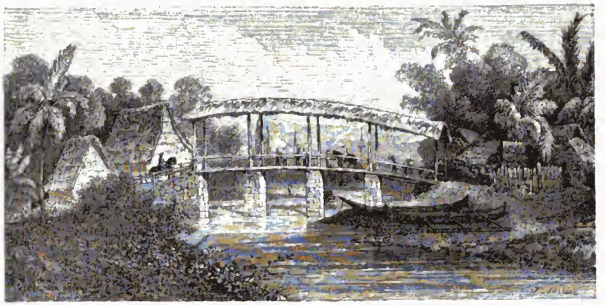
Moschee auf Amboina.

Amboina auf der gleichnamigen Insel war und ist noch heute die Hauptstadt der Molukken. Sie hat einen vortrefflichen Hafen mit dem besten Ankergrunde und zählt etwa 15,000 Einwohner. Diese bilden eine buntscheckige Menge halbcivilisirter und halbbarbarischer Menschen; man sieht Papuas aus Ceram, Malayen aus verschiedenen Gegenden des Archipelagus, auch Mischlinge von Chinesen und Holländern, dann die Nachkommen der Portugiesen, welche überhaupt die Mehrzahl bilden; sie sind zumeist mit malayischem Blute gemischt. Männer sowohl wie Frauen dieser letzteren haben eine Vorliebe für schwarze Kleidertracht, und an Festtagen nehmen sie sich im Frack mit Schwalbenschwänzen und hohem Cylinderhut wunderlich genug aus. Sie sind Protestanten geworden, haben aber bei Hochzeiten und Processionen die alten katholischen Kirchengesänge behalten. Dieselben werden mit dem Schlagen der Gongs begleitet und Tänze nach Art der Malayen dürfen dabei nicht fehlen. Obgleich sie seit nun dritthalbhundert Jahren in täglichem Verkehr mit den Holländern stehen, haben sie doch nur wenige niederdeutsche Wörter in ihren Dialekt aufgenommen. Sie sprechen malayisch, aber viele Namen von Vögeln, Bäumen und Pflanzen sowie manche im häuslichen Leben vorkommenden Wörter sind portugiesisch *).

*) R. Wallace, The Malay Archipelago, London 1869. I. p. 472, hat einige portugiesische Wörter zusammengestellt, welche auf allen Molukken ins Malayische übergegangen sind. Pombo, Taube; Milo, Mais; Testa, Vorderkopf; hora, Stunden; alfineta, Nadel; cadeira, Stuhl; lenço, Taschentuch; fresco, frisch, kühl; trigo, Mehl; sono, von somnum, Schlaf; familia, Familie; histori, sich unterhalten, reden; vosse, Ihr; cunhado, Schwager; Senhor, Herr; nyora

Die Holländer führen in den Colonien eine dem Klima und den Verhältniſſen überhaupt weit mehr angemeſſene Lebensweiſe als z. B. die Engländer. In den Morgenſtunden von 7 bis 12 Uhr werden die Geſchäfte beſorgt; Nachmittags ruhet man und Abends macht man Beſuche. Man kleidet ſich leicht und luftig und geht nach Sonnenuntergang barhaupt. Einförmig iſt das Leben auf Amboina, obwohl die Zahl der Europäer und der beſſern Claſſe von Miſchlingen auf etwa 700 Köpfe ſich belaufen mag. Am Sonntag empfängt der Gouverneur bei ſich und man tanzt; dann und mann wird die Monotonie durch eine Hochzeit unterbrochen; die Beamten finden ſich aber in ihre Lage, da ſie wiſſen, daß ſie in der Regel nach drei Jahren verſetzt werden.

Den Naturforſchern gilt Amboina für ein Paradies, und in der That finden Botaniker und Zoologen dort eine überaus ergiebige Ausbeute. Wallace ſpricht mit Enthuſiasmus über das viele Schöne, welches er geſehen und geſammelt. Als er zuerſt den Hafen hinauffuhr, fand er das Waſſer vollkommen durchſichtig; er verſichert, daß er nie einen ſchönern und in ſo hohem Grade überraſchenden Anblick gehabt habe. Der Meeresboden war völlig überzogen mit einer ununterbrochenen Folge von Korallen, Schwämmen, Actinien und anderen prächtigen Erzeugniſſen des Meeres von verſchiedener Größe und Geſtalt und glänzenden Farben. Die Tiefe wechſelte zwiſchen 20 und 50 Fuß und der Grund war ſehr uneben. Für das Gedeihen dieſer „Thierwälder“ boten Felſen, Schluchten, Thäler und Hügel angemeſſene Standorte. Das war ein Aquarium! Denn dort unten ſchwammen in zahlreicher Menge blaue, rothe und gelbe Fiſche, die in auffallender Weiſe gezeichnet, bebändert und gefleckt ſind, und nahe der Oberfläche bewegten ſich große, orangegelb oder roſenroth gefärbte, durchſichtige Meduſen. Man reißt ſich nur mit Mühe los von dem Betrachten einer ſolchen Herrlichkeit, und keine Beſchreibung vermag dieſe Pracht zu ſchildern oder das Intereſſe, welches dieſe unterſeeiſche Welt erregt. „Die Wirklichkeit übertraf die glühendſten Schilderungen, welche ich je von den Wundern einer Korallenſee geleſen. Es iſt vielleicht kein Platz auf Erden reicher an Meeresproducten, Korallen, Fiſchen und Muſcheln, als der Hafen von Amboina.“



Brücke über den Batur Mero auf Amboina.

Im Innern hat die Waldvegetation den üppigſten Charakter; Palmen und Farne treten in Menge auf, und der kletternde Rotang bildet verſchlungene Gewinde über vielen großen Waldbäumen. In den angebauten Waldlichtungen findet man Anpflanzungen von Cacaobäumen, die vom Piſang beſchattet werden. Es iſt ein Naturforſcher erſten Ranges, Georg Eberhard Rumpf, geweſen, welcher zuerſt die reiche Pflanzenwelt der Molukken wiſſenſchaftlich zur Kunde der Welt gebracht hat; die Portugieſen und Holländer hatten ſich nur um die Gewürze bekümmert. Rumphius, wie er ſich latiniſirt ſchrieb, war 1626 in der Landgrafſchaft Heſſen geboren, ſtudirte Medicin, trat, als er 28 Jahre alt war, in den Dienſt der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie und ging nach Amboina. Nach vollendetem 42. Jahre erblindete er dort, ſetzte aber trotzdem ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien bis zum Tode fort, der 1693 erfolgte. Sein claſſiſches Werk über die Muſcheln von Amboina wurde erſt 1705 veröffentlicht; noch bedeutender iſt jedoch ſein amboiniſcher Hortus, eine bewundernswürdige Arbeit, die lange, liebe Zeit in den holländiſchen Archiven vergraben lag und erſt 48 Jahre nach dem Tode des Verfaſſers im Druck erſchien. Rumphius giebt die Namen und die Beſchreibungen der dortigen Pflanzen, ihre Blüthezeit, ihren Standort, den Gebrauch, welchen man von ihnen macht und ſagt wie die cultivirten behandelt werden. Zu ſeiner Zeit gab es noch keine Wiſſenſchaft der Zoologie und der Botanik, und es iſt ein Deutſcher, der hier ſo bahnbrechend geweſen iſt, daß man ihm mit vollem Rechte den wohlverdienten Namen des „indiſchen Plinius“ gegeben hat. Bei den Holländern auf Amboina war er in Vergeſſenheit gerathen, aber es gereicht dem Generalgouverneur van der Capellen zur Ehre, daß er im Jahre 1824 auf dem Grabe des großen Mannes ein Monument mit paſſender Inſchrift errichtet hat. Als der Nordamerikaner Albert Bickmore vor nun ſieben Jahren auf Amboina war, ſuchte er, ſelbſt ein vortrefflicher Naturforſcher, Rumpf's Grab auf. Es koſtete ihn viele Nachfragen, um zu ermitteln, wo daſſelbe ſich befinde, und auch dann

für Signora. Sie ahnen aber gar nicht, daß dieſe Ausdrücke einer europäiſchen Sprache entlehnt ſind.

fand er es nur durch Zufall! „So wenig wird heute von diesem großen Manne gesprochen. Von dem Platze hinter dem Fort führt eine von Bäumen beschattete Straße nach Osten hin. Der Fremde, welcher dort wandelt, bemerkt in einem Garten einen kleinen viereckigen Pfeiler, der dicht mit Kaffeebäumen umstanden ist. Unter diesem Steine ruhen die Ueberreste des großen Naturforschers.“ (Travels in the East Indian Archipelago, by Albert S. Bickmore, London 1868, S. 250.)

Bickmore, der vorzugsweise Muscheln und Insecten sammelte, unternahm Wanderungen ins Innere und der Küste entlang; an dieser letztern besuchte er Hitu. Der weiße Reisende wird in einem Palankin getragen; der Pfad führte von der Hauptstadt aus zunächst durch Cacaoplantagen, weiterhin war er zu beiden Seiten von Ananas, Ananas sativa, eingefaßt; da und dort sieht man mit Mais bestellte Felder. Alle drei Pflanzen stammen bekanntlich aus Amerika, gedeihen aber auf den Molukken ganz vortrefflich. Von den Malayen und Javanen wird die Ananas Nanas genannt; das ist eine Corruption des portugiesischen Ananassa, auf den Philippinen Piña, nach dem spanischen Worte für Tannenzapfen; daher haben die Engländer ihr Pine apple; die Frucht ist auf den Molukken nicht so schmackhaft wie in Westindien. Von der ersten Hügelreihe herab wurde Bickmore in eine tiefe Schlucht getragen; weiterhin passirte er eine Brücke, die gleich vielen anderen in den niederländischen Besitzungen ein Dach hat, und das ist eine sehr verständige Einrichtung, weil die Bretter der Brücke trocken bleiben; sie würden, wenn dem Regen ausgesetzt, in dem tropischen Klima bald unbrauchbar werden; an den Seiten bleibt die Brücke offen. Im Dorfe Hitu lama wurde der Fremde vom Radscha gastlich aufgenommen und derselbe führte ihn Abends an das Meeresufer. Dort zeigte er nach Ceram tana biza hin, d. h. dem großen Lande von Ceram, das auf dem 16 Quadratmeilen großen Amboina, welches nur Pulo, d. h. Insel, ist, für ein Festland, tana, gilt. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die hohen, zackigen Berggipfel und vergoldete sie erst mit lichtem Farbenspiel

Der Vulcan auf Banda.

und nachher mit dunkelm Purpur. Dann wurden Gongs geschlagen, sie riefen die andächtigen Mohammedaner zum Abendgebet in die Moschee.

In jener Bay von Hitu haben die Holländer ihre ersten Anker ausgeworfen und dort betraten sie den Boden der Molukken. Nun sahen sie endlich den Baum, der die ersehnten Gewürznelken liefert, den Caryophyllus aromaticus, welcher in der Handelsgeschichte eine nicht unwichtige Rolle spielt. Der Stamm eines ausgewachsenen Baumes hat durchschnittlich 8 bis 12 Fuß im Durchmesser, manchmal auch etwas mehr; er wird bis zu 50 Fuß hoch, doch sind auch solche, die nicht höher sind als Kirschbäume mittler Größe, mit Früchten beladen. Der Gewürznelkenbaum war ursprünglich auf die fünf Inseln beschränkt, welche vor der Westküste von Dschilolo liegen und als die eigentlichen Molukken betrachtet werden; der Name ist aber dann auch auf Buru, Amboina und die anderen Eilande vor der Südküste von Ceram ausgedehnt worden, wo man die Gewürznelken zum Anbau einführte. Auf jenen fünf Inseln (Ternate ꝛc.) trägt er vom siebenten Jahre bis zu einhundert Jahren und noch länger; auf Amboina trägt er vor dem zwölften oder funfzehnten Jahre nicht und nur bis zum fünfundsiebenzigsten. Rumpf meinte, keine menschlichen Bemühungen könnten „diesen werthvollsten aller Bäume“ in einer andern Region auf Erden nutzbar machen, aber darin hat er sich getäuscht. Denn er ist nach seiner Zeit mit Erfolg an manchen anderen Punkten angepflanzt worden, so auf Pulo Pinang an der Malakkastraße, auf Sumatra, Reunion und Sansibar, an der Küste von Guyana und auch auf einigen westindischen Inseln. Das Näglein ist die Blumenknospe und wächst in Büscheln am Ende der Zweige; ein guter Baum liefert bis fünfthalb Pfund im Jahre. Die Ernte auf Amboina, Haruku, Saparua und Nusalaut, also den Inseln, wo er jetzt überhaupt noch cultivirt wird, liefert gegenwärtig etwa 350,000 holländische Pfund; amtlichen Nachweisen zufolge hat die Gesammternte von 1675 bis 1854 nicht weniger als 100,034,036 Amsterdamer Pfund betragen. Die Ausgiebigkeit ist aber sehr unbestimmt und wechselnd; während sie 1846 auf nicht weniger als 869,727 Pfund sich stellte, ergab sie 1849 fast zehnmal weniger.

Als die Spanier 1521 zuerst nach den Molukken ka-

men, war dort der Anbau und Verkauf völlig frei, und Pigafetta giebt an, daß die Ernte sich stellte auf 6000 Bahars (3,540,000 Pfund) ungereinigter und 4000 Bahars (2,360,000 Pfund) gereinigter Näglein, demnach siebenzehn Mal mehr als gegenwärtig. Die Angaben erscheinen übertrieben, sind es aber wohl nicht, denn die beiden Schiffe von Magellan's Flotte, welche Tidore, eine der Gewürzinseln, erreichten, konnten binnen vierundzwanzig Tagen volle Ladungen einnehmen. Die jungen Knospen sind anfangs weiß, werden nachher hellgrün und dann roth. Man pflückt sie nun mit der Hand, oder schlägt sie mit Bambusflöcken vom Baume herab, breitet sie auf untergelegten Tüchern aus, trocknet sie in der Sonne und damit sind sie zum Verkaufe fertig; während des Trocknens bekommen sie die dunkle Farbe. Man hält zwei Ernten, im Juni und im December. Rinde, Blätter und die jungen Zweige haben gleichfalls ein Aroma, und auf Sansibar finden die letzteren willige Käufer.

Der Gewürznelkenbaum liebt die Abhänge hoher Hügel und gedeiht am besten in lockerm, sandigem Lehmboden, auf den eigentlichen Molukken sagt ihm vulcanisches Erdreich am besten zu. Die einheimische Benennung für ihn ist Tschenki, vielleicht eine Corruption des chinesischen Tleng fi, d. h. duftende Nägel; die Holländer sagen Kruidnagel für die Frucht und für den Baum Nagelen boom, Nägelbaum; die Spanier Clavo, also gleichfalls Nagel; wir Deutschen sagen Gewürznägelein oder auch Gewürznelke *).

Es ist bemerkenswerth, daß dieses in der ganzen Welt so beliebte Gewürz von den Bewohnern der Molukken selbst niemals genossen worden ist. Bickmore meint, daß man durch Zufall auf den Gebrauch desselben verfallen sei und daß zuerst die Chinesen Liebhaberei daran gefunden hätten. Als die Portugiesen erschienen, fanden sie dort Chinesen, Araber, Malayen, Javanesen und Malassaren, welche alle Ladungen einnahmen. In Europa finden wir die Waare zuerst zwischen 175 bis 180 nach Christus bei den Römern erwähnt; sie bildete einen Handelsartikel, der über Indien nach Alexandria kam. Erste Aufkäufer auf den Molukken

Schluchten auf Amboina.

waren Javanen und Malayen, welche sie nach Malakka brachten; hier wurde sie von Telingas (Klings) eingehandelt und kam durch diese nach Calicut an der Malakarküste, wo Araber sie holten und nach Aegypten brachten. Sie ging also durch manche Zwischenhände und wurde dadurch sehr vertheuert. Ehe der Seeweg nach Ostindien gefunden worden war, bezahlte man in Nordeuropa das Pfund mit, nach heutigem Gelde, zehn Thalern, den Centner also mit 3000 Mark, das ist 360 Mal mehr als der ursprüngliche Einkaufspreis betrug. Und gerade diese hohen Preise sind es gewesen, welche den Spaniern, Portugiesen und Holländern einen so mächtigen Antrieb gaben, nach dem fernen Osten zu fahren, um sich das Monopol für den Verkauf der Gewürze zu verschaffen. So ist es gekommen, daß diese zu mehr als einem Kriege und zu manchen Piratenfahrten Veranlassung gaben. Den Holländern gelang es, sich die Molukken zu sichern; so lange die Näglein nur dort gebaut wurden und auf den europäischen Märkten keine Concurrenz vorhanden war, zogen sie allerdings großen Nutzen aus dem Monopol, heute bringt diese Waare ihnen nur geringen Profit.

Amboina liegt auf dem vulcanischen Gürtel, hat aber keinen thätigen Vulcan. Dagegen ist der auf der benachbarten Insel Groß-Banda oder Pontar einer der gewaltigsten im ganzen Archipelagus. Er hat vielfach entsetzliche Verwüstungen angerichtet; seine Gestalt ist regelmäßig und man hat sie oftmals mit der einer ägyptischen Pyramide verglichen. An zwei Stellen wirbeln fortwährend mächtige Rauchwolken empor und der Krater auf dem Gipfel wirft unablässig glühende Massen aus, welche in dichten Qualm eingehüllt sind.

Banda, das größte Eiland einer Gruppe von zehn Inseln, ist die rechte Heimath der Muscatnüsse. Auch dieses Gewürz ist ein Jahrhundert lang von den Portugie-

*) De Couto, welcher um 1540 auf den Inseln war, schreibt: „Die Perser nennen das Näglein Galafur, und es scheint mir, als ob Caryophyllum, die lateinische Benennung, aus dem Galafur der Mohren (Araber) entstanden sei. Durch Vermittelung dieser letzteren kam die Waare nach Europa. Die Spanier nannten sie Girofole, weil sie damals vorzugsweise von Giloio kam; die Frucht auf den Molukken sagen Granure. Bei den indischen Arzneimeistern hieß sie früher Lavanga, nachher wurde die spanische Bezeichnung von ihnen angenommen."

Digitized by Google

sen monopolisirt worden, bis 1609 die Holländer erschienen und nach Fehden, die volle achtzehn Jahre lang dauerten, im Alleinbesitze blieben. Sie hatten die Bewohner theils ausgerottet, theils waren dieselben nach anderen Inseln gestohen, und es war Niemand mehr vorhanden, der auf den Plantagen hätte Arbeit verrichten können. Die Holländer holten deshalb Sklaven und nach Aufhebung der Sklaverei haben sie etwa dreitausend Javanesen, zumeist Verbrecher, nach Lontar und Banda-Neira geschafft; diese Arbeiter tragen einen breiten eisernen Ring um den Hals, zum Zeichen, daß sie Verbrecher sind. Außerdem sind vor etwa zwanzig Jahren ein paar Hundert freie Arbeiter aus Timor und Timor laut getommen, welche in den „Parks", d. h. Plantagen, Verwendung finden.

Der größte Theil von Lontar ist mit Wäldern bedeckt, in welchen der Kanarienbaum und hauptsächlich der Muscatnußbaum vorwaltet. Dieser, Myristica moschata, hat einen Fuß oberhalb der Wurzel sechs bis zehn Zoll im Durchmesser, wird bis zu funfzig Fuß hoch und seine Zweige ähneln denen des Lorbeerbaumes. Die Frucht gleicht vor der vollen Reife einem noch nicht roth gefärbten Pfirsich; diese fleischige Außenrinde öffnet sich in zwei gleichgroße Theile und dadurch kommt inwendig zum Vorschein eine kugelförmige, glatte, schwarze Nuß; sie ist mit dem feinen, glänzend zinnoberrothen Aril bedeckt, d. h. mit der sogenannten Muscatblüthe, Macis. Die Frucht wird vermittelst eines an einer Bandausklappe befestigten Messers abgenommen; man entfernt die äußere Schale, nimmt das Macis sorgfältig ab und trocknet es in flachen Bambuskörben an der Sonne; dabei verwandelt sich die helle Farbe in dunkeles Gelb. Sie wird in Fäßchen verpackt und so an den Markt gebracht. Die Nuß breitet man auf flachen Mulden aus, die aus Flechtwerk bestehen, macht unter denselben Feuer an, und dort bleiben sie drei Monate; dann ist die Nuß so sehr zusammengeschrumpft, daß sie in der schwarzen Schale klappert. Diese wird zerschlagen, man sortirt die Nüsse und verpackt sie in große Fässer von Teakholz. Man erntet im Juni und im September und die Bäume tragen Jahr für Jahr sehr reichlich. Die durchschnittliche Ernte hat sich im Verlaufe von zwanzig Jahren auf 580,000 holländische Pfund Nüsse und 137,000 Pfund Muscatblüthe herausgestellt. Die Zahl der Bäume mag sich auf etwa 450,000 belaufen, wovon zwei Drittel Früchte tragen. Die Einnahmen decken der niederländischen Regierung die Kosten nicht mehr.

Auch wilde Muscatnüsse kommen in den Handel. Die Küstenbewohner von Ceram sind tüchtige Seeleute und fahren oft nach dem nicht weit entfernten Neuguinea, wo sie Paradiesvögel, Papageyen, Krontauben, wohlriechende Hölzer und sehr beträchtliche Quantitäten wilder Muscatnüsse einhandeln, welche sie in Banda an die Bugisklaufleute aus Celebes absetzen. Diese wilde Nuß ist nicht rund, sondern länglich, 1 bis $1^1/_4$ Zoll lang und $^3/_4$ Zoll im Durchmesser, und hat nicht das starke und scharfe Aroma der cultivirten Bandanüsse. Dieses fehlt auch jenen, die man auf Sumatra und Pulo Pinang aus Bandapflanzen cultivirt. Wilde Nußbäume findet man übrigens auch auf Damma, das südwestlich von Banda liegt, auf Amboina, Ceram, Buru, Batschian, den Obi-Inseln, Dschilolo und auf der Nordwestküste Neuguineas. Die Pflanze wird verbreitet durch die sogenannten Nußknacker, zwei große Taubenarten, Columba neoxena und Columba perspicillata, Temminck. Sie verschlingen die Nuß, verdauen die Blüthe und scheiden jene aus; sie bleibt keimfähig und so kommen die jungen Bäume empor. So weit diese Tauben streifen, findet man dergleichen.

Ein Rückblick auf Samuel Baker's Expedition.

Von **Ernst Marno.**

Es war am 15. Januar 1871, als ich in Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan, eintraf. Längs der Häuserreihe am Bahr azrak lagen in langer Reihe die Schiffe der Baker'schen Expedition, über deren Großartigkeit man in Europa so viel geschrieben hatte. Der Augenschein bestätigte dieselbe nur. Eine große Menge von Nahrungsmitteln, Zelte, Kleidungsstücke, Waffen ꝛc. für die Truppen, die Bestandtheile eiserner Häuser, Dampfer, Maschinen und Werkzeuge aller Art waren schon oder wurden noch eingeladen. Ein buntes, bewegtes Leben herrschte am Ufer; Soldaten, Matrosen und Beamte der Regierung hatten alle Hände voll zu thun, und während tagsüber dieses rastlose Treiben am Flusse herrschte, gab man Nachts Fantasien (Feste) zu Ehren der Angekommenen. Baker, mit den weitestgehenden Vollmachten ausgerüstet, war vor Kurzem angekommen und hatte, trotz seiner gemessenen Befehle, das Gros der Expedition noch vor seiner Ankunft vollkommen ausgerüsten und abgehen zu lassen, dasselbe hier in einem noch durchaus nicht reisefertigen Stadium gefunden. Baker wollte noch vor Eintritt der Regenzeit (März-April) Gondokoro erreicht haben und auch von dort gegen den Sudan aufgebrochen sein, und während man nun trachtete, das Versäumte so schnell als möglich nachzuholen, war man auch andererseits bestissen, die Ungeduld und Aufmerksamkeit Baker's durch nächtliche Feste zu zerstreuen und den besten Willen zu zeigen.

Ersteres gelang jedoch natürlich nur imaginär und letzteres gar nicht. Bei der Hast, mit welcher das Fehlende herbeigeschafft werden mußte, konnte keine sorgfältige Auswahl getroffen und konnten nicht viel Umstände gemacht werden; so kam es denn, daß die Verproviantirung in vieler Beziehung eine mangelhafte war. Man mußte nehmen wo und wie man es fand. Der Mangel einer halbwegs geregelten Industrie machte sich oft bei den unbedeutendsten und alltäglichen Bedürfnissen durch den plötzlich eingetretenen starken Bedarf fühlbar.

Selbst die Bemannung der Schiffe war noch unvollständig, so daß man zu dem früher auch in Europa beliebten Mittel griff und die Leute in den Straßen, auf dem Markte ꝛc. zusammenfing, was unter den Bewohnern bei der vor allen Regierungsdiensten herrschenden Abneigung die größte Furcht hervorrief. Was entflehen konnte, suchte das Weite, Alles versteckte und verkroch sich; die unbedeutende Industrie und der Kleinhandel litten sehr, während die Preise der Lebensmittel ꝛc. in die Höhe gingen. Diese Verzögerungen und Uebel-

Digitized by Google

stände kannten der Expedition natürlich nicht förderlich sein. Dschaffer Bascha wurde für seine Saumseligkeit und schlecht getroffenen Vorkehrungen mit Absetzung bestraft.

Die Bewegung, welche die Expedition jetzt im Volke hervorrief, war eine bedeutende zu nennen, und ich erwähne als Beispiel von panischer Furcht den komischen Vorfall, daß, als ich eines Tages im Februar in Waad Medineh zum Markte ging, Alles im bunten Durcheinander floh, indem man mich für einen Bediensteten „Baker Baschas“ hielt, der Requisitionen an Nahrungsmitteln und Leuten machen wollte. Als erstes Motto auf der Flagge der Baker'schen Expedition stand: „Aufhebung des Sklavenhandels.“ Die türkische Flagge, der Halbmond, wollte einer Institution das Ende machen, welche das classische Alterthum gepflegt und deren letzte Nachklänge vor kurzer Zeit erst in Europa erloschen (Robot, Leibeigenschaft), und Verhältnisse mit einem Schlage umgestalten, welche mit der Existenz, den Sitten und dem socialen Leben des Landes auf das Innigste verknüpft sind.

In Europa wurde vom rein philanthropischen und humanen Standpunkte aus dieser Parole entgegengejubelt; diejenigen, welche mit den Landesverhältnissen vertrauter waren, zuckten vielleicht zweifelnd die Achseln. Die Betroffenen selbst aber blieben starr und konnten nicht fassen und denken, daß so etwas unternommen werden könne. Wer bebaut mein Feld, wer treibt die vor die Schöpfräder gespannten Ochsen, wer mahlt das Mehl, bäckt das Brod, wer dient überhaupt, wenn wir keine Sklaven und Sklavinnen haben? Was haben wir am Bahr abiad zu suchen, fragten die Seribenbesitzer, welche ihre ganze Geldanlage in diesen haben, wenn wir keine Rekik (Sklaven) herabkürzen dürfen, das Elfenbein zahlt ja nicht die Auslagen; was haben wir dann überhaupt in Chartum zu machen? — Klein- und Großhandel mußte dadurch beinahe gänzlich vernichtet und auf solideren Grundlagen wieder neu errichtet werden, wenn solche hier überhaupt zu finden wären. Obgleich es mit den finanziellen Verhältnissen nicht gut bestellt; die Abgaben liefen spärlich ein und man war nicht immer in der Lage, den Sold an die Beamten und Truppen regelmäßig zahlen zu können.

Uebrigens berücksichtigte die Expedition nur den Bahr abiad und dessen Oberlauf, den Bahr el Dschebel, auf welcher Linie die Sklaveneinfuhr eingestellt werden sollte; der Bahr el Ghasal und dessen Gebiet, von welchem eine viel größere Menge Sklaven nicht nach Aegypten, sondern nach Dar Fur, Wadai ꝛc. geht, kam hierbei gar nicht in Betracht*).

Die zweite Hauptaufgabe sollte die Occupation des äquatorialen Seengebietes für die ägyptische Regierung sein. Wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten schon die Verbindung Aegyptens mit dem Sudan respective Chartum bietet, wie die große Entfernung und andere Hindernisse und Umstände dieser bisher eigentlich nur eine Last waren, so kann man sich billig fragen: welche günstigen Resultate kann man von Ländern erwarten, welche von hier (Chartum) zwar um die Hälfte näher liegen, mit denen aber in neuerer Zeit der Verkehr durch die Unsicherheit der großen Fahrstraße des Bahr el Dschebel und der nur zeitweisen des Seraf beinahe eingestellt oder nur mit verhältnißmäßig enormen Schwierigkeiten durchgeführt werden kann, von Ländern, welche außer Sklaven und Elfenbein kein anderes Erzeugniß haben. Ersteres, die Hauptartikel, fall gestrichen werden, das Elfenbein allein deckt selbst den schon lange Zeit im Lande anfässigen und eingerichteten Seribenbesitzern nicht die Auslagen, und die jetzigen durch die Länge der Zeit gewissermaßen rechtmäßigen Besitzer (d. h. nach an Ort und Stelle geltenden Begriffen) — wie soll man sich mit ihnen vergleichen? — Die Einführung einer neuen Regierung wird bei den Eingeborenen nur neues Mißtrauen erregen, während man den Händlern gegenüber natürlich auch nicht zuvorkommend sein wird.

In Berücksichtigung dieser Umstände löste die ägyptische Regierung mehrere Seriben Atakô ein, ließ jedoch diesen gewissermaßen als ihren Vertreter; Baker associirte sich mit demselben in einer dem Detail nach wenig bekannten Weise, und dadurch wurde nur abermals ein neuer Beweis gegeben von der Machtgiebt und dem Einfluß der Händlerpartie in diesen Ländern.

Mit der Abschaffung des Sklavenhandels und der Eroberung der Ländereien sollten Cultur und Civilisation der neu erworbenen Gebiete und ihrer Bewohner Hand in Hand gehen und nebenbei die wissenschaftliche Erforschung der Seenzone ins Auge gefaßt werden. Man sieht ein riesiges Programm, wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten jedes einzelnen Punktes bedenkt und hierzu nur drei Jahre Zeit!

Die Aufhebung des Sklavenhandels kann in dieser Art und Weise nie, so wie man in Europa wähnt, mit einem Schlage abgeschafft werden, wohl aber hätte sie dadurch, daß die Regierung die Sache selbst in die Hand nahm, eine zeitgemäßere, geregeltere Gestalt angenommen und den bisherigen wilden Verhältnissen ein Ende gemacht. Die ewigen Fehden der Seribenbesitzer mit den Negern und unter einander würden durch die Occupation des Landes beendigt worden sein, und die gegen die Regierung rebellirenden Neger wären nicht Sklaven von Privaten, sondern Kriegsgefangene geworden, und als solche hätte man sie, wie früher, zur Bebauung des Landes und zu Kriegsdiensten verwendet. Es ist keine Frage, daß hierdurch eine Verbesserung der Verhältnisse angebahnt worden wäre, diese hätte jedoch in viel leichterer und minder auffallender Weise vor sich gehen können.

Am 8. Februar 1871 endlich ging die erste Abtheilung der Expedition, aus 500 Soldaten, Pferden, Kananen ꝛc., 2 Dampfern und 30 Nokker (Lastbarken) bestehend, unter Baker selbst von Chartum ab. Am 9. März unter Leitung des Oberingenieurs Higginbotham 1 Dampfer und 8 Nokker mit Soldaten und Effecten. Ihr Ziel, Gondokoro, sollten sie jedoch heuer nicht mehr erreichen.

Seit ungefähr 7 bis 8 Jahren hatte sich nämlich da, wo der von Westen kommende Bahr Ghasal in den Bahr el Dschebel mündet, durch die Stromverhältnisse eine Pflanzenbarre (Sed) gebildet, welche, allmälig mächtiger werdend, endlich der Schifffahrt als ein nicht zu überwältigendes Hinderniß entgegenstand, so daß diese in den letzteren Jahren nur nach durch einen östlichen Verbindungsarm, den Bahr Seraf, nach dem Bahr el Dschebel halbsinden konnte. Dieser jedoch ist da, wo er aus dem Bahr el Dschebel kommt, nur kurz nach der Regenzeit fahrbar und auf vielen Stellen gleichfalls durch ein Gewirr von Pflanzen verschlossen, so daß die Expedition der vorgeschrittenen Jahreszeit und dieser Verhältnisse wegen nicht mehr durchgelangen konnte und umkehren mußte. Baker war also durch die Umstände gezwungen, die nächste Regenzeit abzuwarten, und er errichtete das Lager bei Tanfikija, nördlich von der Einmündung des Sobat in den Bahr abiad (wo die Karten Ruinen eines türkischen Forts angeben) auf einer erhöhten Uferstelle.

Im October 1871, als ich von meiner Reise nach Fadasi wieder in Chartum eintraf, kam Baker vom Sobat zurück, um vor seinem zweiten Versuche sich selbst von den für die weitere Nachhülfe getroffenen Maßregeln zu über-

*) Man versuchte jedoch durch eine andere Expedition das Gebiet des Bahr Ghasal zu besetzen. Vergleiche Petermann's geographische Mittheilungen 1871, S. 17.

Digitized by Google

zeugen und neue zu treffen. Im December fuhr er mit der ganzen Expedition in den Bahr Seraf ein, und gelangte diesmal, zwar mit großer Mühe, aber wohlbehalten in den Bahr el Dschebel und nach Gondokoro.

Während der Zeit des Aufenthaltes am Sobat nahm Baker die dort vorüberkommenden Sklavenschiffe, befreite die Gefangenen und sandte die Schuldigen nach Chartum zur Bestrafung. Leider war mit dem ersteren nicht viel geholfen, indem nun die im fremden Lande ausgesetzten Sklaven nicht auch ernährt werden konnten und also ihrer eigenen Sorge überlassen wurden. Die meisten gingen daher ohne Lebensmittel zu Grunde oder wurden von den hier wohnenden Denka und Schilluk neuerdings gefangen. Andere kamen nach Chartum und brachten eine verheerende Blatternepidemie mit. Dieses erste thatsächliche Eingreifen in das alte Vorgehen der Händler steigerte natürlich den lang verborgen gehaltenen Haß und die Erbitterung gegen die Expedition und ihren Führer.

In Gondokoro angekommen scheiterten alle Versuche, mit den Bari-Negern glücklich auszukommen. Diese flohen größtentheils, und an ein Weiterkommen war vor der Hand nicht zu denken. Baker war abermals zu längerem Aufenthalte gezwungen, und seine Lage durch die Feindschaft der Neger und den zunehmenden Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten immer unerträglicher. Als ich in der zweiten Hälfte des Decembers 1872 vom Bahr abiad abfuhr, langten in Chartum zahlreiche Schiffe mit Marodeuren an; jene sollten von hier neue Mannschaft und Vorräthe nach Gondokoro bringen.

Eben so wenig wie es früher gelang durch den Bahr Seraf zu kommen, konnten dies natürlich die Nachkommenden ausführen. Wir brachten alle die Regenzeit April-August 1872 am Bahr Seraf, im buchstäblichsten Sinne des Wortes, im Sumpfe liegend zu *). Indessen gelang es Baker mit einer kleinen Schaar von Gondokoro nach Süden aufzubrechen. Der Eintritt in Kamrasi's Gebiet wurde verweigert, und als er mit Gewalt versucht werden sollte, zurückgeschlagen. Und auf dem Rückzuge nach Latuka kam es mit den Soldaten der Seriben Ataks zum blutigen Kampfe. Nach diesen eben nicht erfreulichen Nachrichten tauchte im April 1873 plötzlich das nicht unwahrscheinliche Gerücht von der Ermordung S. Baker's auf, welches jedoch gleich nachher widerrufen wurde, und Nachrichten vom 30. Juni und 6. Juli d. J. meldeten Baker's Ankunft in Chartum. Er verkündete von dort aus das „vollkommene glänzende Gelingen der Expedition“. Diese Raschheit der sich so widersprechenden Nachrichten, die gänzliche Occupirung und Organisirung der äquatorialen Länder, nach dem Rückzuge Baker's aus Kamrasi's Gebiet, mit Hülfe eines Feindes Kabrela's (Kamrasi's Sohn) Rawinka, ist eben nicht dazu angethan, unbedingten Glauben in Europa hervorzurufen. Der Sklavenhandel soll ferner im ägyptischen Sudan gänzlich unterdrückt und eine epochemachende geographische Entdeckung, der Zusammenhang des Tanganyika und Albert Nyanza, gemacht worden sein!!

Schon im vorigen Jahre ging der Contract Baker's mit der ägyptischen Regierung zu Ende, und wurde wieder auf ein Jahr verlängert. Es liegt im Bereich des Denkbaren, daß durch die unglünstigen Resultate und die sich immer mehr anhäufenden Kosten eine Beendigung der Expedition von maßgebender Seite gewünscht wird; der Rückzug ist gemacht worden; man verdeckt ihn unter dem prunkenden Scheine gänzlichen Gelingens. Ob und wie weit diese Zweifel gerechtfertigt sind, wird wohl die Zukunft zeigen, wenn auch vielleicht nicht in nächster, kürzester Zeit *).

*) Siehe Petermann's Mittheilungen 1873, H. IV, S. 130. Der Bahr Seraf.

*) Wenn nicht Alles täuscht, so ist die Expedition absolut fehlgeschlagen. Wäre sie irgendwie günstig ausgefallen, so hätte Baker gewiß nicht unterlassen, seine Erfolge zu verkündigen; er hat aber nur von Widerwärtigkeiten und Rebellschlägen zu berichten gehabt. Er hat Fahrzeuge, die mit Sklaven beladen waren, aufgebracht, aber den Beweis, daß sürklich von Ghartum der Sklavenhandel haben gelegt worden sei, kann er nicht beibringen. Die schwarzen Völker nach den Aequatorialseen hin sind nicht unterworfen und zu ägyptischen Frohndiensten gemacht worden; sie bauen keine Baumwolle für den Ghedive, sie haben sich dem Fremdlinge, welcher ihnen seine Art von Civilisation aufdringen wollte, mit Erfolg widersetzt. Wenn Baker behauptet, daß vom obern Weißen Nil (dem Bahr Dschebel) über die Seenregion ein Handelsweg nach Sansibar eröffnet worden sei, so ist das lediglich eine Versicherung, und wir sind begierig, dafür unwiderlegliche Nachweise zu lesen. Item: von dem so pompshaft verkündeten Programme ist nichts verwirklicht worden. Das ist unsere Ansicht, die wir von Anfang an im „Globus“ ganz entschieden hingestellt haben; das ganze Unternehmen trug von vornherein den Stempel des Abenteuerlichen an der Stirn. Wir wollen aber gern uns belehren lassen, wenn Thatsachen und Beweise beigebracht werden, welche unsere Prognostiken und unsere gegenwärtige Meinung als irrig erscheinen lassen könnten. In deutschen Blättern ist Baker für seine Bedauptung, daß der Nil ein Abfluß des Tanganyika zum Albertsee wäre, rundweg als Schwindler bezeichnet worden. A.

Amoenitates americanae.

I.

Das Individuum, welches durch die Majorität der Wähler in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 800,000 Neger eingeschlossen, abermals zum Präsidenten erwählt wurde, hat die transatlantische „Republik“ als Muster für uns Europäer hingestellt und sich eben so unverständig als ruhmredig benommen. In Herrn Grant's Verfahren liegt schon an und für sich eine Aufforderung, zu prüfen, wie denn die Zustände und die Leute in der uns zur Nachahmung empfohlenen Musterrepublik eigentlich beschaffen sind. Alle Welt weiß, daß das frühere Prästigium längst dahin ist. Es wird indeß angemessen sein, nordamerikanische Stimmen selbst zu hören und kennzeichnende Thatsachen anzuführen.

Wir geben das Wort zunächst der zu Newyork erscheinenden „Sun“.

„Das ganze politische und gesellschaftliche Leben und Treiben in Washington ist rottefaul. Auf Rechtschaffenheit wird nicht der geringste Werth gelegt, alle Moral wird verspottet. Tugend und Anstandsgefühl, welche vormals in Geltung waren und geachtet wurden, sind völlig außer Mode gekommen, und die Wenigen, welche noch daran festhalten, gelten für Fossilien aus einer verschwundenen Zeit. Innerhalb und außerhalb der Regierungs- und Beamtenkreise spielt Shoddy mit aller ihm anhaftenden Gemeinheit die Hauptrolle. Shoddy kennt kein höheres Trachten, als

Digitized by Google

die nichtsnutzige Liederlichkeit nachzuäffen, welche unter der despotischen Regierung des dritten Napoleon sich so breit gemacht und rechtschaffenen Leuten so großes Aergerniß gegeben hat. Aber Paris giebt sich, bei aller vergoldeten Nichtsnutzigkeit, wenigstens den Anschein, das äußere Decorum möglichst zu wahren. Aber hier in Washington treten Laster und Verderbtheit roh, frech, gemein und prahlerisch auf; man überzieht sie nicht einmal mit Firniß. Die Gemeinheit ist ganz nackt, sie prunkt und stolzirt mit ihrer Schande und Schamlosigkeit, sie trotzt all und jedem Anstande.

Geld ist Alles in Allem; der Mensch gilt nur nach seinem Reichthum, seiner amtlichen Stellung oder nach dem Einflusse, welchen er auf die Gewalthaber ausübt. Ein Frauenzimmer hat Geltung, je nachdem es darauf zu lauren weiß, Männer zu beeinflussen, — nach dem, was man für Geschmack ausgiebt, und nach dem frechen Auftreten in der Gesellschaft. Auf dem socialen Markte wird Alles nach Dollars abgeschätzt; wirkliches Verdienst und Tüchtigkeit haben keinen Cours. Das Beispiel, welches die hervorragenden Politiker gegeben, hat Nachfolge in den niedrigeren Kreisen gefunden, und so ist das ganze System rottefaul und niederträchtig geworden.

Man sieht, daß Cabinetsminister, Senatoren, Repräsentanten und Beamte in Reichthum schwelgen und weiß, daß sie vor wenigen Jahren noch ganz arm waren. Jetzt geben sie den Ton an. Man begreift, daß die, welche von ihnen abhängig sind und von ihnen Gunst und Beförderung wünschen, auf denselben schlechten Weg sich verirren und durch dieselben verwerflichen Mittel sich „Stellung“ zu verschaffen suchen. Erfolg um jeden Preis, das ist die Losung; der Zweck heiligt die Mittel. Alles, was vom Weißen Hause (der Wohnung des Präsidenten) ausstrahlt und mit demselben in Verbindung steht, ist prunksüchtig und will paradiren. Und wenn das nicht durch rechtschaffene Mittel ermöglicht werden kann, dann opfert man Ehre und Pflicht.

Aus diesen Thatsachen erklärt sich zumeist die Corruption, welche alle Zweige des Staatsdienstes ohne Ausnahme durchdringt. Die Corruption ist bei uns viel ärger als in irgend einem andern civilisirten Lande, denn die höchsten wie die niedrigsten Aemter sind in der einen oder andern Gestalt ganz und gar demoralisirt, und schlechte Beweggründe oder eigennützige, selbstsüchtige Einflüsse walten vor. Es giebt kein anderes Heilmittel gegen diese allgemeine Verderbtheit als eine gänzlich radicale Umwandlung. Selbst wenn die angebliche Reform des Civildienstes Alles das wäre, was die Charlatane in Betreff derselben dem Volke aufbinden wollen, so würde sie doch nicht mehr nützen, wie ein Hauptpflaster gegen einen Krebsschaden. Die Krankheit ist chronisch, und zur Entfernung derselben wäre das erforderlich, was die Aerzte als heroische Behandlung bezeichnen.

Die Plünderung für unvorgesehene Ausgaben bestimmten Gelder in allen Staatsdepartements bildet nur einen geringen Theil des Systems, welches vom Congreß abwärts durch alle Zweige des öffentlichen Dienstes vorwaltet. Was Senatoren und Repräsentanten sich durch solche „Contingencies“ aneignen, ermöglicht eine frevelhafte Vergeudung des Geldes, welches doch dem Volke gehört, und dieses Geld wird in Schwelgereien vergeudet, von welchen man ehemals auch nicht einmal eine Ahnung hatte. Hunderttausende von Dollars werden jährlich auf solche Weise verschwendet. Diese neue liederliche Praxis hat dann viele andere erzeugt und so ist die ganze Gesetzgebung feil und käuflich, die Jobberei zu einem Handwerke geworden. Wer in diesem Wettrennen niedrig-gemeiner Prunksucht mit concurriren will, muß Geld haben, und es verschlägt heute nichts mehr, wie man zu Geld kommt.

In diesem Treibhause der Corruption sind noch andere Uebelstände emporgewachsen und manche derselben erscheinen in hohem Grade beunruhigend. Während der (— sogenannten —) Rebellion machte man den Versuch, Frauen in den einzelnen Departements des Staatsdienstes zu verwenden. Man that das, einmal um bewährten Personen ein angemessenes Feld für ihre Thätigkeit zu eröffnen, sodann um Frauen und Töchtern im Kriege gefallener Männer Unterstützung zu verschaffen. Beides war recht und gut und der Versuch gelang vollkommen. Aber heute ist auch hierin schändlicher Mißbrauch und monströser Scandal an die Tagesordnung gekommen. Sobald der Congreß anfing, hierüber Gesetze zu geben und neue Stellen für Frauen zu schaffen, ließ sich schon voraussehen, was kommen würde und was auch nicht ausgeblieben ist.

Manche wackeren Frauenzimmer, die jedem anständigen Gesellschaftskreise Ehre machen würden, erwerben rechtschaffen ihr Brot in den verschiedenen Staatsdepartements. Für manche Stellen eignen sie sich besser als Männer, werden jedoch nicht so gut bezahlt wie diese. Aber unter diese rechtschaffenen und achtbaren Mädchen und Frauen hat man ein weibliches Element eingeschoben, das eine Beleidigung für jene und ein Schimpf und eine Schande für den Staatsdienst und nicht minder ein öffentlicher Scandal ist. Weiß denn nicht alle Welt die notorische Thatsache, daß Senatoren, Repräsentanten und Beamte in diese für rechtschaffene Weiber bestimmten Aemter liederliche Geschöpfe einschoben, die obendrein unfähig für den Dienst sind, welchen sie verrichten sollen! Es ist eine Schande, diese Personen mit jenen zu vermischen. Hier hilft nicht etwa die faule Ausrede, daß bei der Anstellung ein Mißverständniß, ein Irrthum obgewaltet habe. Congreßmitglieder haben ihre Buhdirnen dugendweise pensionirt, d. h. der Staatsschatz muß sie bezahlen, obwohl sie unfähig sind, die Stellen, für welche sie ernannt wurden, dienstlich zu versehen. Und dasselbe ist von Seiten solcher Beamten geschehen, welche Aemter zu vergeben haben.

Wären diese Fälle lediglich Ausnahmen, so würden sie allerdings anstößig sein, man könnte indeß im Nothfalle darüber hinwegsehen. Aber es liegen die Beweise vor, daß das Uebel die größte Ausbreitung gewonnen hat und jedes Departement der Bundesregierung durch dasselbe demoralisirt worden ist. Daß Land würde, wenn man alle Einzelnheiten ans Licht zöge und die reine und volle Wahrheit veröffentlichte, erschrecken über diese Mißbräuche, es würde erstaunen über die Ausdehnung, welche das Uebel selbst gewonnen hat, und auch darüber, daß an demselben eine so große Anzahl von Leuten betheiligt sind, die sich vorzugsweise für „christliche Staatsmänner“ ausgeben und für solche gelten wollen. In manchen Abtheilungen, deren Chefs sich sehr moralisch stellen und eifrige Kirchengänger sind, haben notorische Weibspersonen Vertrauensämter inne; andere, gleichfalls notorische, sind in den verschiedenen Bureaux angestellt worden durch den Einfluß ihrer „Freunde“ im Congreß oder durch andere Männer, welche Einfluß haben. Selbst in die Staatsdruckerei ist dieses Gift gebracht worden. Der schauderhafte Unfug fällt nicht etwa nur Einer Partei (der radical-republikanischen) zur Last, sondern auch sogenannte Grant-Demokraten, — so bezeichnet man die käuflichen Mitglieder der demokratischen Partei, — haben ihre Lustdirnen in den Staatsdienst gebracht.

Man tauscht und handelt eben hin und her. Die Bundesregierung verlangt Geldbewilligungen für die laufenden, festbestimmten Dienstbedürfnisse und für unvorhergesehene

Digitized by Google

Fälle (contingent appropriations). Sie bemüht sich also um die Gunst der leitenden Männer im Congreſſe und vergißt auch demokratiſche Mitglieder nicht. Das Geld wird bewilligt und dabei sind dann Gehalte für Clerks und eine Summe für Hülfsarbeiter ausgeworfen, welche der betreffende Staatssecretär (Minister) auf Zeitdauer ernennen kann, was aber praktiſch auf eine definitive Anſtellung hinauskläuft. Dann läßt ein ehrenwerthes Congreßmitglied manchmal nur eine seiner Luſtdirnen, manchmal aber noch gleich die zweite oder dritte zu Stellen im Finanzminiſterium oder in dem des Innern ernennen. Wittwen und Waiſen von im Kriege gefallenen Männern werden barſch abgewieſen, einträgliche Stellen längſt nur noch an proſtituirte Weibsbilder vergeben, die in Luxus ſchwelgen und auf öffentlichen Spaziergängen ihren Staat zur Schau tragen, den ſie durch ihre Liederlichkeit erwerben und welchen das Volk bezahlen muß.

Pſalmenſingende Chriſten, wie Herr Delano, oder Puritaner im Stile des Herrn Bontwell haben zumeiſt ſolche Stellenbeſetzungen vorgenommen. Ihre beiden Departements könnten, zuſammen mit dem Poſtamte, an jedem beliebigen Tage ein Regiment Weibsbilder aufmarſchiren laſſen, deren Lebenswandel ſcandalös iſt, die man aber trotzdem in den Bureaux zur Seite ehrenhafter Frauen unterbringt. Bis jetzt (Juni 1873) iſt auch nicht einmal ein Verſuch gemacht worden, dem Aergerniſſe zu ſteuern; im Gegentheil, der Anſtellung wird gehuldigt, noch mehr, er wird gefördert. Rechtſchaffene Frauen haben Vorſtellungen dagegen zu machen ſich erkaubt, — die Folge war, daß ſie deshalb ihre Stellen verloren. Die abſcheuliche, liederliche Wirthſchaft müſſen ſie ſchweigend mit anſehen und dulden; ſie werden terroriſtiſch eingeſchüchtert. Das iſt eine Niederträchtigkeit in der vollen Bedeutung des Wortes. Dieſe Inſamien alle ſind eben ſowohl dem Präſidenten Grant bekannt wie ſeinem Cabinet, ſeinen Bureauvorſtänden, dem geſammten Congreß und dem Publicum, welches empört iſt über ſolche Lüderwirthſchaft."

So hat der Waſhingtoner Berichterſtatter der Neuyorker „Sun" geſchrieben.

* * *

Das Verkaufen von Zahnſtochern am Sonntage gilt in der Stadt Minneapolis, weil dadurch der Sabbath entheiligt werde, für ein mit Geldbuße zu beſtrafendes Vergehen. Die darauf bezügliche Verordnung iſt von den puritaniſchen Sonntagsmuckern durchgeſetzt worden, welche dadurch Gefährdung des Seelenheiles abzuwenden gedenken.

In Madiſon, der Staathauptſtadt von Wisconſin, ſind alle Wirthſchaften am Sonntage geſchloſſen. „O Land republikaniſcher Freiheit, in welchem es dem Deutſchen nicht geſtattet iſt, in Gemüthlichkeit in Geſellſchaft guter Freunde und Bekannten ſein Glas Bier zu trinken, weil das, wie die Yankeemucker ſagen, ihren Sabbath ſchände. Aber trotzdem ſagt man uns: you are in a free country! O, Ihr Temperenzwüthericke!"

In Boſton muß es namentlich für Deutſche ſich recht angenehm leben laſſen. Man ſchreibt von dort: „Die Staatsconſtabler haben ſogar die Wagen, in welchen Bier in Flaſchen für den Familiengebrauch gefahren wird, auf offener Straße angehalten und confiscirt."

Als Beweis für die Fortſchritte, welche der pfäffiſche Geiſt in dem „freien" Lande macht, und für die wachſende Anmaßung, mit welcher ſich die kirchlichen Gemeinſchaften immer mehr in die öffentlichen Angelegenheiten einmiſchen, können die Beſchlüſſe gelten, welche, wie der Neuyorker „Demokrat" ſchreibt, in Neujerſey von den Preshyterianern in Bezug auf die Eiſenbahnfahrten am Sonntage gefaßt wurden. Es hat dort unter den Kirchlichen eine lebhafte Bewegung gegen einen Act der letzten Legislatur begonnen, welche die ſtupende Neuerung ſanctionirt hat, daß am Sonntage auf den Eiſenbahnen des Staates wenigſtens ein Zug laufen ſolle! Dies erſchien dem „Preshyterium" von Elyabeth ſchon als eine Entweihung des Sabbaths. Dieſe erleuchtete Körperſchaft beſchloß, daß nicht nur im Allgemeinen die in verſchiedener Weiſe zunehmende Entheiligung des Sabbaths zu tiefer Beſorgniß und Beunruhigung Anlaß gebe, ſondern daß ſpeciell der erwähnte Act der Geſetzgebung tief zu beklagen ſei, denn er lade die benachbarten Staaten ein, ihre Fluth von Vergnügenſuchenden und von Dienern des Mammons in den Staat Neujerſey zu ergießen, was den Bedürfniſſen der frommen Einwohner deſſelben durchaus nicht entſpreche. Außerdem könne die Legislatur nicht entſchuldigt werden für die Erlaſſung eines Geſetzes, welches Tauſende von Angeſtellten der Eiſenbahnen und anderer Körperſchaften zu ihrem ſittlichen und geiſtigen Verderben am Sabbath zu arbeiten nöthige.

* * *

Im verfloſſenen Winter war in einer Verſammlung zu Boſton die Frage erörtert, ob in Hinblick auf die allgemeine Entartung im öffentlichen Leben, bei der Käuflichkeit, durch welche der Congreß und mehr oder weniger alle geſetzgebenden Körperſchaften der Einzelſtaaten ſich ſchänden, bei der Käuflichkeit ſo vieler Richter, bei der Fälſchung der Stimmurnen, der Beſtechlichkeit der Jury und der faſt allgemeinen Verwilderung der Sitten, — ob dabei die Republik in den Vereinigten Staaten Ausſicht auf dauernden Fortbeſtand habe. Sie ſei ſchon jetzt mehr oder weniger ein centraliſirender Deſpotismus und das Parteiweſen in höchſt bedauerlicher Weiſe völlig ausgeartet; von den guten Traditionen aus den Tagen Waſhington's und Jefferſon's ſei keine Spur mehr vorhanden.

Es iſt von Intereſſe zu ſehen, wie Klagen über die Ausartung des öffentlichen Lebens aus allen Theilen der Union immer lauter erhoben werden. Das in Neuyork erſcheinende „Dayboof" (vom 28. Juni) meint ſogar, daß nur eine abſolute Monarchie Rettung bringen könne. „Are not the people generally too far gone, to be saved by any government but that of absolute monarchy? A limited monarchy would not do. It is time to think. „Republicanism", is „played out" when corruption is almost universal, and while we are held up by the monarchists of Europe as examples to be avoided." — Die freche Unverſchämtheit, mit welcher Präſident Grant ſeine verrottete Muſterrepublik und in Europa als nachahmungswerth anpries, hat ihn bei allen verſtändigen und rechtſchaffenen Leuten in Amerika nur noch verächtlicher gemacht.

Die Parteien ſind bekanntlich in einer völligen Zerſetzung; von der ſogenannten republikaniſchen, welche ſeit Lincoln nun ſchon länger als zwölf Jahre das Publicum ausgeplündert und die Bundesverfaſſung völlig durchlöchert hat, haben die beſſeren Elemente, die ſogenannten Liberalrepublikaner, ſich abgetrennt, weil ſie den Unfug der Regierung Grant's nicht ferner unterſtützen wollten. Aber die Radicalen unter Grant halten noch zuſammen, weil ſie die Beute, d. h. die Aemter, nicht fahren laſſen wollen. Sie treiben es aber doch ſelbſt zu arg für manche ihrer eigenen Parteigenoſſen. So ſchreibt der zu Springfield in Maſſachuſetts erſcheinende „Republican":

„Auch hier in Maſſachuſetts, und hier vielleicht noch mehr als anderwärts, iſt die republikaniſche Partei tief ge-

Digitized by Google

sunken und herabgekommen zu einer nach Aemtern jagenden, corrupten, gewissenlosen Clique von den tonangebenden Individuen, welchen die Wähler Folge leisten. Diese erhalten ihr Befehlswort aus dem Caucus oder aus dem Zollhause. Sie ist die Partei der Lobbyleute und der Millionäre, die Partei, welche dem Credit-Mobilier-Gauner Oakes Ames einen glänzenden Empfang bereitet und einen rechtschaffenen Mann, wie Senator Sumner, schnöde behandelt; die Partei, welche keinen Tadel für den vom Congreß und vom Präsidenten verübten Salairdiebstahl hat und keinen Tadel dafür, daß in Louisiana das Gesetz vom Präsidenten und dessen Satrapen mit Füßen getreten wird. Sie hat nichts einzuwenden gegen Bestechung und Bettlägereien, die in den Zollhäusern im Schwange gehen, nichts gegen das schamlose Treiben im Congresse" u. s. w.

In ähnlicher Weise spricht sich der zu Albany im Staate Neuyork erscheinende „Argus" aus: „Keine von allen Organisationen, die jemals in der Politik von Einfluß waren, hat sich ihren Versprechungen gegenüber so falsch gezeigt, wie die republikanische. Sie versprach Ehrlichkeit in der Verwaltung; aber ihre Ehoddycontracte, Betrügereien beim Schiffsbau, Credit-mobilier-Diebstahl zum Betrage von 50 Millionen Dollars, ihr Raub an öffentlichen Ländereien, die Gehaltserschleichungen ꝛc., alle diese Thatsachen beweisen, wie viel ihre Versprechungen werth sind. Und wenn man nun gar noch einen Blick auf die in allen ihren Staatsgesetzgebungen herrschende Corruption wirft! Auf die Pomeroy- und Caldwell-Corruption in Kansas, die Cameron-Besteckungen in Pennsylvanien, die Harlan-Corruption in Iowa, den schamlosen Handel und Schacher in Südcarolina, Arkansas und in anderen Staaten, nebst den wohlbekannten nichtsnutzigen Streichen in unserm eigenen Staate! Seit Jahren hat die sogenannte religiöse Presse fast einhellig ihre Unterstützung der Partei geliehen, welche so große moralische Versprechungen machte und unter ihren Führern so „christliche" (wie sie selbst sich nennen) Staatsmänner zählt, wie Pomeroy, Harlan, Colfax, Patterson und Wilson (jetzt Vicepräsident!) und solche Leuchten der Moral und — Temperenz, wie Grant, Nye, Morton ꝛc. Endlich aber scheint ein Theil jener Presse von ihnen abfallen zu wollen." Der „New York Christian Advocate", das Hauptorgan der episcopalen Methodisten, dessen Herausgeber bisher ein eifriger Parteigänger der Republikaner war, spricht jetzt unverholen seinen Ekel vor der Principlosigkeit der republikanischen Partei aus. Die Falschheit, welche sie auch in der Temperenzangelegenheit bewiesen hat, ist selbst für ihn zu viel.

Zu den Amoralitäten gehört auch die Zuchtlosigkeit auf manchen Schiffen der amerikanischen Marine, welcher bislang trotz der Petitschenhiebe, welche den republikanischen Matrosen reichlich zuerkannt werden, nicht gesteuert werden konnte. Wie oft ist von Seiten der Chinesen und der Japaner über die rohe Barbarei der Yankeeleute von der Flotte Beschwerde geführt worden! Jüngst haben sie, im Juli, nun auch in Triest den Leuten am Adriatischen Meere Aergernitz gegeben. Ein dortiges Blatt giebt der allgemeinen Entrüstung Ausdruck: „Hier lief die amerikanische Fregatte „Wabash" mit 45 Kanonen und etwa 500 Mann ein, und seitdem giebt es Krawalle über Krawalle, die von den Matrosen dieses Schiffes verübt werden. Nasenabbeißereien, Augenausdrehereien, Boxereien ꝛc., aber auch Insultirungen von ehrbaren Damen auf offener Straße, Attentate auf Sicherheitswachen, die schon wiederholt zu ihren Revolvern greifen mußten, sind an der Tagesordnung und erbittern im höchsten Grade die Bevölkerung, welche für diese Söhne des freien Amerika bereits kein anderes Epitheton hat als Bestie. Einige von diesen Raufbolden sind schon ordentlich heimgeleuchtet worden. Ganze Schaaren desertiren von Bord und werden massenhaft wieder eingefangen; kein Wirth will diese Unholde mehr in sein Local eintreten lassen, und die Sicherheitswache steht Tag und Nacht fertig und bereit. Unsere Zeitungen äußern sich auf das Bitterste über diese traurigen Subjekte, kündigen ihnen die Gastfreundschaft auf und bitten sie dringend, unsern Hafen so bald als möglich zu verlassen."

Der Präsident des Yale Colleges (der bedeutendsten höhern Lehranstalt in den Vereinigten Staaten zu New Haven im Staate Connecticut), Herr Woolsey, hielt im Juni eine Rede an die versammelten Studenten und sagte unter Anderm: „Seit Beendigung des Krieges sind doppelt so viele Jahre vergangen, als der Krieg gedauert hat, und jetzt herrscht eine Corruption, wie sie in der Geschichte unserer Nation nie zuvor aufgetreten ist, — Corruption der öffentlichen Beamten, Corruption in der Partei, welche sich während des Krieges durch „Loyalität" bemerkbar machte; wir sehen Verbindungen mit grundsatzlosen Männern zur Erreichung von Parteizwecken, eine fieberhafte Speculationssucht, eine Aera von Verbrechen, Familienruin und Reinheit des Familienlebens haben abgenommen, und es ist eine Demoralisation eingetreten, die das Allerschlimmste befürchten läßt."

Die schwedische Polarexpedition.

II.

Nordenskjöld's Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse.

Meteorologische und magnetische Beobachtungen wurden in eigenen bei dem Hause aufgeführten Häusern in jeder Stunde des Tages und der Nacht angestellt, die ersteren seit dem 12. September und die letzteren seit dem 13. October, sollen auch, um eine möglichst lange Serie davon zu erhalten, bis zum August fortgesetzt werden. Außerdem werden am 1. und 15. jeden Monates in jeder fünften Minute gleichzeitig bei Potheim und in Upsala magnetische Observationen angestellt. Solche meteorologische und magnetische Observationsreihen von einem so hochnordischen Punkte werden für die Wissenschaft von hohem Werthe sein.

Nordenskjöld berichtet: „Der Lieutenant Parent und Dr. Wijkander haben sich fleißig mit Beobachtungen über das Nordlicht und dessen Spectrum beschäftigt, wobei sie sieben verschiedene Linien der Lage nach bestimmt haben, welche nach Wijlander's hier gemachter Beobachtung ganz mit dem Spectrum des untern wenig leuchtenden Theiles der Lichtflamme (Mozzen's Spectrum) übereinstimmen. Diese

Digitized by Google

Beobachtung liefert einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß eines großartigen und noch räthselhaften Naturphänomens. Unter andern deutet sie an, daß möglicher Weise ein Zusammenhang stattfindet zwischen dem Nordlichtphänomen und dem Herabfallen des kosmischen Stoffs, welcher Kohlen, Eisen und Anderes enthält. Der bis jetzt noch unerklärliche Umstand, daß man in verschiedenen Gegenden oder Zeiten verschieden beschaffene Spectra für dieses schöne Lichtphänomen erhalten hat, beruht vielleicht nur auf der verschiedenen Beschaffenheit des Staubes, welcher herabfällt und bei der elektrischen Entladung verbrennt, welche das Nordlicht zuletzt bedingt. In der Winternacht scheint hier bei südlichen Winden das Nordlicht beinahe permanent zu sein; dagegen ist es nicht so lichtstark wie starke Nordlichter in südlicheren Gegenden. Ueberhaupt hat es einen ganz andern Character, was vielleicht darauf beruht, daß der Herd dieses Lichts der Erdoberfläche hier näher liegt als in südlicheren Gegenden. Im Laufe des Winters werden wir hoffentlich noch Gelegenheit haben, dieses durch directe Beobachtungen zu bestätigen, wozu die Vorbereitungen schon gemacht sind.

„Außerdem sind verschiedene andere Untersuchungen in diesem Winter ausgeführt worden, nämlich von Dr. Witkander über die Luftelektricität und die Erdtemperatur, erstere mit einem für diese Expedition von dem Abjuncten Holmgren in Lund construirten äußerst empfindlichen Apparat, indem die zu dergleichen Untersuchungen benutzten Apparate sich in den Polargegenden nicht als empfindlich genug gezeigt haben; von den Fahrzeugsbefehlshabern O. v. Krusenstierna und L. Palander über Ebbe und Fluth; zoologische und botanische Arbeiten, Untersuchungen über die Eisbildung, über die Einwirkung des Nordlichtes auf die magnetischen Constanten und Anderes mehr.

„Zu dem Plane dieser Polarexpedition gehörte es auch, Untersuchungen anzustellen über das Verhalten des Thierlebens im Meere während der finstern Jahreszeit. Diese Untersuchungen haben in weit größerm Maßstabe ausgeführt werden können, als ich zu hoffen gewagt hatte, theils in offenem Wasser, meistens aber unter dem Eise, beinahe an jedem Werkeltage. Sie haben eine reiche Ausbeute geliefert, welche beweist, daß das Thierleben im Meere, weit entfernt, während der langen Winternacht aufzuhören, in dieser Zeit vielleicht seinen Culminationspunkt erreicht, und dieß während das Meerwasser längst bis auf eine Temperatur auf beinahe — 2° C. abgekühlt ist. Eine Prüfung der reichen Sammlung, welche wir mitbringen, wird gewiß dem Zoologen viele neue Daten geben über die Lebensverhältnisse und die Entwickelung der invertebraten Thiere. Ich glaube sogar, die Thatsache ist etwas unerwartet, daß in einem solchen Mangel an Licht und Wärme, wie er im Winter im Polarmeere herrscht, überhaupt ein gesundes und unvermindertes Thierleben existiren kann.

„Es scheint sogar, als könnten verschiedene Thiere, welche ganz gewiß kein Mittel haben, die innere Körperwärme über die des umgebenden Mediums zu erheben, noch bei einer Temperatur von — 10 bis 15° C. leben. Davon steht man hier während der finstern Zeit ein merkwürdiges Beispiel. Wenn man nämlich hier im Winter dem Ufer entlang hingeht, dann verbreitet sich bei jedem Schritte in dem zur Fluthzeit durchnäßten, zur Zeit der Ebbe trockenen Schnee, der den Eisfuß oder den untersten Theil des Ufers bedeckt, um die Füße ein intensiver bläulich weißer Lichtschein. Derselbe rührt, wie sich aus einer nähern Untersuchung ergiebt, von Millionen fast mikroskopischer Crustaceen her, deren Hauptaufenthalt in den Schneetrissen und in dem Schneerande am Meeresufer ist. Das rechte Element dieser Thiere ist augenscheinlich der Schnee, der von Meereswasser durchnäßt ist, und ich habe Gelegenheit gehabt, mich mit dem Thermometer zu überzeugen, daß sie noch leuchten können, wenn die Temperatur dieses Schnees — 10° ist bei einer Lufttemperatur von — 33° (Celsius, wie überall). Es macht in der That einen eigenthümlichen Eindruck, an einem kalten Wintertage in dieser Mischung von Schnee und Flammen hinzuschreiten, welche letztern bei jedem Schritte umherspringen mit einem Scheine, der so intensiv ist, daß man fast fürchten könnte, sich das Schutzzeug oder die Kleider zu verbrennen.

„Durch die Einschließung der Fahrzeuge wurde auch der Botaniker Dr. Kjellman zum Bleiben genöthigt, und diesem Umstande verdankt die Expedition eines ihrer merkwürdigsten und wichtigsten Resultate. Man hatte erwartet, daß die hiesige Algenvegetation infolge des Mangels an Licht und Wärme, welche immer als unumgängliche Bedingungen für das Pflanzenleben betrachtet worden sind, vollständig absterben oder erstarren würde. Die Untersuchungen, welche Dr. Kjellman mit den Algen angestellt hat, die im Winter beim Dreggen heraufgeholt sind, zeigt gleichwohl, daß dies keineswegs der Fall ist. Im Gegentheil: es geht aus seinen sorgfältigen und mit großer Beharrlichkeit fortgesetzten Untersuchungen deutlich hervor, daß trotz der vier Monate anhaltenden und von keinem Sonnenlichte unterbrochenen Finsterniß der Polarnacht und trotz der Kälte des Meerwassers während dieser Zeit fortwährend eine reiche Algenvegetation existirt, welche in ihren wechselnden Formen sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht mit der Algenvegetation im Sommer die strengste Uebereinstimmung darbietet und eine Lebenskraft zeigt, welche besonders mit Rücksicht auf die Erscheinungen, die mit der Fruchtbildung in Zusammenhang stehen, äußerst auffallend ist.

„Hieraus kann man schließen, daß die Algen, im Gegensatze mit den Sonnengewächsen, ein äußerst geringes Bedürfniß des Lichtes haben, daß zur Entwickelung eines reichen Algenlebens eine Wärmemasse von — 1 bis 2° hinreicht, sowie auch daß eine vermehrte Wärme- und Lichtmenge ihre Lebensthätigkeit nur in einem geringen Grade vermehrt. Man sieht leicht ein, welchen großen Werth diese Schlüsse, gegründet auf eine Menge während der vier Monate langen Winternacht ohne Unterbrechung fortgesetzter Beobachtungen, nicht allein hinsichtlich der Pflanzenphysiologie, sondern auch der Pflanzengeographie haben.

„Von dem Meeresgrunde haben wir auch mit der Schärre kleine physophoreficirende Anneliden heraufgeholt, welche übrigens nur sehr sparsam vorkommen. Aus Anlaß dessen wurde die Vermuthung hingeworfen, daß die Menge von Organismen, mit denen der Meeresboden bedeckt ist, vielleicht ein chemisch wirkendes Licht entwickeln könnte, welches das menschliche Auge nicht aufzufassen vermag (ein sogenanntes finsteres Licht), welches dort während der Winternacht das directe Sonnenlicht in physiologischer Hinsicht ersetzen könnte. Einige Versuche, die Dr. Envall angestellt hat, zeigen gleichwohl, daß dies in keinem merkbaren Grade der Fall ist. Er senkte nämlich eine hermetisch verschlossene ungefärbte Flasche, welche Glasscheiben enthielt, die mit jodirtem, auf gewöhnliche Weise in einem Silberbade behandelten Collodium überzogen waren, auf den Meeresgrund in eine Tiefe von 2 Klaftern hinab. Als diese nach 12 Stunden wieder heraufgeholt wurde, war sie ebenso unverändert, wie gleichartige Glasscheiben, welche gleichzeitig in einem dunkeln Raume verwahrt worden waren."

Da von den vielen Raugmännern, die in dem letzten eisreichen Sommer in diesen Gegenden vom Inni bis zum Sep-

Digitized by Google

tember eingesperrt gewesen waren, und unter diesen ein Engländer, der den Winter in Rom, den Sommer aber in den Polargegenden zu verleben pflegt, alles größere Wildpret kurz zuvor erlegt worden war, auch gar kein wirklicher Jäger an der Expedition Theil nahm, so fiel die eigentliche Jagd sehr mager aus. Ein einziger Bär zeigte sich Anfangs März am Abend um 11 Uhr vor dem Hause, wo er sich aufstellte und zusah, wie man zu Bette ging. Diese Neugier mußte er mit dem Leben bezahlen, denn Palander erschoß ihn. Außer diesem Bär und zwei Rentthieren entdeckte die ganze Jagdliste an ebenen Thieren nur etwas über 100 Schneehühner, einige Seevögel, zwei kleine Robben und eine größere dito. Die Schneehühner, welche hier in weit größerer Menge vorkommen, als man bis jetzt angenommen hat, gehören zu einer großen und außerordentlich fetten Art, deren Fleisch sehr leder ist und an Geschmack dem Gänsefleische gleicht. Sie halten sich vorzugsweise hoch auf den Bergen in den schwer zugänglichen Steinhaufen auf, waren aber zu Anfang des Winters gänzlich verschwunden. Dies ist schwer zu erklären, da der Vogel augenscheinlich kein Zugvogel ist. Bei einer Schneehuhnjagd erhielt der Schütze anstatt des Schneehuhns ein junges Exemplar von einer Bergeule (Strix nyctea), welche wahrscheinlich wie die Schneehühner in den Bergen nistet, auch in ihnen ihre vornehmste Nahrung findet, und in der Farbenzeichnung nicht leicht von ihnen zu unterscheiden ist. Der Robbe ist sehr schwer beizukommen, wenn sie auf dem Eise neben ihrem Loche liegt; denn sie ist sehr wachsam und scheu und springt, so wie sie eine Gefahr merkt, gleich in ihr Loch. Von der Existenz her vermuthen man aber schon in den letzten Tagen des Februar das Geschrei der Seevögel, woraus man schließen konnte, daß die reiche Vogelwelt der Polarländer im Anzuge begriffen war.

Man hatte drei Schlittenboote zur Fahrt gegen Norden aus Kopenhagen mitgenommen; von diesen mog das größte 350 und das kleinste 130 Pfund; sie wurden auf niedrige Schlitten gesetzt, mit Proviant, Reservekleidern, Schlafsäcken, Schlafzelten, Photogenkliche, Schießgewehren und Medizin beladen und von den Theilnehmern gezogen, während die Rentthiere nur bestimmt waren, ihr eigenes Futter zu ziehen und hernach selbst als Nahrungsmittel zu dienen, was freilich durch ihr Entlaufen vereitelt wurde. Mit diesen Booten machte man Ausflüge vor dem Eintritt der gänzlichen Finsternis und nach dem Aufsdhren derselben in der hellen Mittagsdämmerung. Die dabei gewonnenen Erfahrungen waren hernach von erheblichem Nutzen. Am 16. März sollten gleichzeitig zwei größere Ausflugsrten gegen Osten unternommen werden, theils um die unbekannte Ostküste des Nordostlandes zu untersuchen und zu mappiren, und theils nach dem noch unbesuchten sogenannten Giles-Land vorzudringen. Dieses liegt etwa 80 englische Meilen gerade ostwärts von Thumbpoint, der südwestlichen Spitze an der südlichen Mündung der Hinlopenstraße oder von der Mosselbai 150 englische Meilen entfernt, so daß die Hin- und Herreise 300 englische Meilen betragen haben würde. Beide Schlittenpartien sollten zusammen über das Bimeneis nach der Lommebai und über die Hinlopenstraße nach dem Cap Torell gehen und sich dort trennen. Die eine Partie, bestehend aus Nordenskiöld, Palander und 6 Mann, mit einem Schlitten und Proviant auf 42 Tage, sollte nach dem Gileslande, die andere, bestehend aus Lieutenant von Krusenstierna, dem italienischen Lieutenant Parent und 10 Mann mit einem Schlitten und Proviant auf 30 Tage, nordwärts längs der Ostküste des Nordostlandes gehen. Leider aber konnte diese Reise wegen des Wetters nicht ausgeführt werden, weil ein starkes Schneegestöber solche Massen von losem Schnee aufhäufte, daß kein Vorwärtskommen möglich war, und als nach einigen Wochen der Schnee so fest geworden war, daß er die Schlitten tragen konnte, war keine Zeit mehr dazu vorhanden, weil an Fahrt gegen Norden gedacht werden mußte. Auf diese Weise wurde eine der wichtigsten von den beabsichtigten Entdeckungsreisen der Expedition vereitelt.

Ueber die noch wichtigere ebenfalls vereitelte Schlittenfahrt gegen Norden berichtet Palander am 29. Juni (demselben Tage, da Nordenskiöld zurückkehrte und „Gladan“ heimkehrte):

„Dieselbe begann am 17. April, da Professor Nordenskiöld und ich mit drei Schlitten, zwei Booten und im Ganzen 16 Mann uns nach Berlegen Hook begaben, um von dort nach Shoalpoint und weiter gegen Norden zu gehen. Als wir aber den erstern Punkt erreicht hatten und ein Schlitten zerbrochen war, sahen wir ein, daß diese verstärkt werden mußten, weshalb ich nach der Mosselbai umkehrte, um Anstalten zur Aenderung und Verstärkung der Schlitten zu treffen, welche Arbeit sechs Tage in Anspruch nahm. —

„Am 3. Mai ging ich von Neuem mit den nun mehr in guten Stand gesetzten Schlitten nach Shoalpoint ab, wo ich mich am 5. Mai mit Nordenskiöld's Abtheilung vereinigte. (Während der Zwischenzeit war der eben erwähnte Verlust des Bootsmanns eingetroffen.) Am 6. Mai wurde die Reise fortgesetzt über die Brandewijnbai und das Tiefland an ihrem innern Theile nach der Parry-Insel, welche wir nach einigen schweren Tagemärschen über das Treibeis am 16 Mai erreichten. Von hier kehrten sechs von dem Professor Nordenskiöld gemietete Männer (darunter die vier Lappen), welche uns während der Zeit mit Proviant versehen hatten, zurück. Nachdem dort ein Depot von Proviant auf sieben Tage niedergelegt war, zogen wir, jetzt 11 Mann stark, weiter nach der nordöstlichen Spitze der Phippsinsel unter 80°45' mit Proviant auf 45 Tage und kamen dort am 18. Mai an. Von einem dortigen hohen Berge zeigte sich das Treibeis im Norden von einer so schweren Beschaffenheit, daß wir die Unmöglichkeit einsahen, mit so kleinen Märschen, die wir auf dem Treibeise mit unseren schwer beladenen Schlitten (280 Pfund per Mann) zurücklegen konnten, eine höhere Breite zu erreichen; daher wurde beschlossen, lieber über Cap Platen und dann längs der unvollständig bekannten Nordküste des Nordostlands und von dort über das Bimeneis des Nordostlandes zu gehen, — eine Wanderung von hohem wissenschaftlichen Interesse.

„Den Plan der Fahrt gegen Norden aufzugeben, wurde uns sehr schwer, indem er einer der Hauptzwecke der Expedition war, aber die Nothwendigkeit zwang uns dazu.

„Eine spätere Erfahrung hat ergeben, daß wir auf dem Wege über das Treibeis oft am Tage nicht mehr zurücklegen konnten, als eine halbe englische Meile, ja wohl noch weniger.

„Nimmt man nun an, daß wir, die wir nur auf 45 Tage Proviant hatten, 25 Tage gegen Norden gegangen und dann in 20 Tagen zurückgekommen wären und täglich 2 englische Meilen zurückgelegt hätten, so wären wir doch nicht weiter gekommen als 50 englische Meilen oder bis 81°32' nördl. Br. Da „Sofia“ im Jahre 1868 bis 81°41' nördl. Br. gekommen ist und mehrere Fahrzeuge 81° überschritten haben, Parry sogar 1827 mit Booten 82°,45' erreicht hat, so ergiebt sich, daß wir nicht ohne gute Gründe umkehrten, indem nämlich alle Hoffnung gänzlich verschwunden war, nördlicher als irgend jemand vor uns oder wenigstens eben so nördlich wie Parry zu kommen. Dagegen konnten wir auf dem jetzt aus Zwang beschlossenen Wege wenigstens etwas ausrichten. Ich bin überzeugt, daß wir auf diesem Eise, selbst wenn wir noch die Rentthiere

Digitized by Google

gehabt hätten, auch mit diesen keine höhere Breite hätten erreichen können. Wir hatten in dem zwischen der Martinsinsel und dem Cap Platen befindlichen niedrigern und leichter zu passirenden Treibeise zusammengeschrobene Eiswälle zu übersteigen, die 36 Fuß hoch waren; wir mußten uns dort förmlich einen Weg hauen und mußten, um über einen solchen zu kommen, oder um dem Ziele 50 bis 100 Fuß näher zu rücken, 1 bis 2 Stunden anwenden.

„Das Binneneis des Nordostlandes bestiegen wir am 1. Juni und unsere Wanderung über dasselbe dauerte 15 Tage. Die größte von uns dort erreichte Höhe war 1800 bis 1900 Fuß. Das Eis war im Allgemeinen eben, aber an vielen Orten dicht durchschnitten von Spalten, deren Breite von einigen Zoll bis 50 und 80 Fuß variirte; die Tiefe mehrerer derselben war so groß, daß wir den Boden nicht sehen konnten.

„Wir kamen von dem Binneneise in dem innersten Theile der Wahlenbergbai am 15. Juni herab. Von dort gingen wir theils auf Eis, theils auf Land und theils auf Gletschern längs der Ostküste der Hinlopenstraße nach Shoalpoint, wo wir am 23. Juni ankamen. Noch in derselben Nacht begab ich mich mit 2 Mann zu Boot über den Hinlopen und traf hier nach einer Abwesenheit von 52 Tagen ein. Auf der Schlittenfahrt sind täglich astronomische Ortsbestimmungen sowie magnetische und meteorologische Observationen gemacht worden, wenn das Wetter es gestattet hat. Die zurückgelegte Wegestrecke beträgt ungefähr 350 englische Meilen."

Aus allen Erdtheilen.

Die Ebene Esdrelon. — Deutsche Ansiedelungen in Palästina.

r. k. Noch vor einigen Jahren war diese fruchtbare Ebene Galiläas der beliebteste Sommerwohnplatz verschiedener transjordanischer Beduinenstämme, namentlich der Auwalla, eines der großen Clans der Aneze, sowie anderer, minder bedeutender. Diese Wüstensöhne hinderten nicht allein zum größten Theile den Anbau, sondern trieben selbst von den unglücklichen Bauern Tribut ein, deren Ernten und Herden trotzdem häufig geraubt und geraubt wurden. Noch im Jahre 1870 war nicht mehr als ein Fünftel oder Sechstel des fruchtbaren Areals unter dem Pfluge. Seitdem trat die türkische Regierung etwas kräftiger auf, und es gelang ihr, den Streifzügen der Beduinen Einhalt zu thun. 1872 sand nun die englische Expedition, welche jene Gegend trigonometrisch vermaß, fast die ganze Ebene mit üppig gedeihenden Culturen bedeckt, wovon Mais und Gerste etwa 45 Procent, Hirse 35, Sesam, Baumwolle und Ricinus 10 Procent betrug. Nur ein Zehntel lag brach. Die Bewohner von Nazareth hatten auch wegen des reichlichen Regenfalles weit mehr als sonst bestellt und wurden durch eine vortreffliche Ernte belohnt. Die einzige Schwierigkeit bestand nur darin, solche Mengen von Frucht und Stroh etwa eine deutsche Meile weit zum Theil auf bösen Bergwegen mit Kameelen, Maulthieren und Eseln nach dem Orte zu schaffen. So unbequem das sein mag, so steht es doch nicht zu ändern, da die ganze Ernte auf der Tenne des Ortes ausgedroschen werden muß, um auf einmal den ganzen Zehnten („Aschr") davon zu erheben.

— Als einer der merkwürdigsten Colonisationsversuche muß derjenige bezeichnet werden, den schon seit einer Reihe von Jahren die württembergische pietistische Secte „der Tempel" in Palästina unternimmt. Zuerst ließen sich 1862 vier Männer in Artas, südlich von Jerusalem, später in Nazareth nieder, mußten aber nach vielen Leiden und Entbehrungen das Land wieder verlassen. Im Jahre 1866 siedelten sich zwölf Personen in Achneiss bei Nazareth am Rande der Ebene Esdrelon an; da sie aber unter Hütten und rasch improvisirten Schirmdächern hausten, so erlagen bald mehrere dem Klima. Der Rest ging in das benachbarte Sammunieh, wo sie insgesammt am Fieber starben. Ende 1868 wurden dann die deutschen Colonien in Haifa und Jaffa gegründet, von denen erstere bei weitem die gesundere und blühendere ist. Einzelne Mitglieder des „Tempel" leben außerdem als Dienstboten und Handwerker in Beirut und Jerusalem. Ueber Haifa haben wir neuerdings ausführlichere Nachrichten erhalten. Dort leben 67 Männer, 83 Frauen und 84 Kinder, zusammen 254 Deutsche, in 31 Wohnhäusern, von denen 20 noch Nebengebäude, Ställe, Schuppen u. s. w. haben. Dieselben sind meist aus einem weichen, weißen, kreidigen Steine vom Karmel erbaut, der an der Luft erhärtet, und mit europäischen Thüren, Fenstern ꝛc. versehen, so daß sie aufs Vortheilhafteste von den schmutzigen, häßlichen Häusern der Eingeborenen abstechen. — Die einzelnen Beschäftigungsarten vertheilen sich unter die Männer folgendermaßen: 1 Architekt, 3 Grobschmiede, 2 Schlächter, 18 Zimmerleute, 1 Böttcher, 1 Färber, 90 Ackerleute, 1 Maurermeister, welcher 6 Deutsche und 40 bis 45 Eingeborene beschäftigt, 2 Kaufleute, 3 Müller, 2 Mühlenbauer, 1 Maler, 1 Sattler, 3 Schuster, 2 Schneider, 1 Drechsler, 10 Weinbauer, 2 Wagenbauer und 2 Schlosser. Namentlich der Architekt, die Zimmerleute, Schneider und Krämer werden von den Eingeborenen viel gebraucht, da ihre Arbeit oder Waare weit besser ist als Alles, was man im Lande selbst erhalten kann. Während die Eingeborenen der Mann täglich 5 bis 15 Piaster (à 2 Silbergroschen), das Weib 5 verdient, zahlt man den Deutschen gern 12 bis 20 bez. 7 bis 10 Piaster. — Bis jetzt besitzt die Colonie 450 Acker Land mit 140 Oelbäumen und 17 Acker Weingärten an den Ausläufen des Karmel. Namentlich die letzteren gedeihen, da aus Deutschland mitgebrachte Ableger schon im ersten Jahre Trauben trugen, was in kälteren Klimaten erst im vierten oder fünften Jahre stattfindet. Es bestehen zwei Schulen, mit drei deutschen und einer arabischen Lehrer. In der höhern, von 25 Knaben und 16 Mädchen besuchten wird Arabisch, Englisch, Französisch und Deutsch, Lesen und Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Religion, Geographie, Geschichte, Mathematik, Singen und Musik gelehrt; in der untern erhalten 25 Knaben und 2 Mädchen Unterricht in Religion, arabisch und deutsch Lesen und Schreiben, Rechnen und Singen. Die Mädchen lernen Stricken, Nähen und Sticken. — Im Ganzen kommen die Colonisten im Verkehr mit den Eingeborenen und türkischen Behörden gut aus. Den häufigsten Anlaß zu Weiterungen giebt das Fehlen einer jeden gesetzlichen Bestimmung über Grenzmarkungen und Flurgrenzen. Wenn der Deutsche ein Stück Land gekauft hat und unter Cultur nehmen will, wird oft ein Stück davon von dem arabischen Nachbar beansprucht, und solche Streitfälle lassen sich schwer schlichten, zumal da der Templer die „Landessitte", zu deutsch Bestechung, kennt und weiß.

A. E. **Die neue Grenze zwischen Brasilien und der Republik Paraguay** ist in dem ersten Artikel des am 9. Januar 1872 in Asuncion zwischen dem Baron von Cotegipe und Carlos Loizaga abge-

Digitized by Google

schlaſſenen und am 26. März deſſelben Jahres in Rio Janeiro ratificirten Vertrages folgendermaßen feſtgeſetzt: „Das Gebiet des Kaiſerthums Braſilien wird von dem der Republik Paraguay durch das Flußbett des Parana von dem Anfange der braſilianiſchen Feſtungen an der Mündung des Iguazu bis zum großen Waſſerfall der ſieben Kataralte (Salto Grande de las Siete Caidas) im Parana getrennt. Von dieſem Waſſerfalle läuft die Grenzlinie auf der Höhe der Sierra Maracayu bis an deren Ende, geht dann in gerader Linie aber wenigſtens annähernd in einer ſolchen durch das höher gelegene Gebiet bis zur Sierra Amambay, ſetzt ſich auf dem höchſten Kamme der letzteren kurz bis zur Hauptquelle des Apa, und geht an dieſem hinab bis zu ſeiner Mündung in das öſtliche Ufer des Paraguay. Alle Abhänge nach Norden und Oſten gehören zu Braſilien, die, welche nach Süden und Weſten liegen, zu Paraguay. Die Inſel Fecha das Marros iſt braſilianiſch.“

Auf der das Document begleitenden Karte liegt die Mündung des Iguazu ungefähr in 25°35′ S. und 57°10′ W. von Paris; der Salto Grande: 24° und 57°5′; das Ende der Sierra Maracayu: 24° und 57°40′; Quelle des Apa: 22°20′ und 58°12′; Mündung deſſelben in den Paraguay: 22°5′ und 60°22′. Die Grenze iſt alſo von der alten faſt gar nicht verſchieden, ſo daß Braſilien aus dem langen und kaſtſpieligen Kriege gegen Lopez keinen territorialen Gewinn gezogen hat.

Dolmen in Marokko.

General Faidherbe, deſſen Name während des deutſch-franzöſiſchen Krieges oftmals genannt wurde, iſt zugleich ein Mann der Wiſſenſchaft, und insbeſondere die Völkerkunde iſt ihm zu Dank verpflichtet. Er war zwei Mal Gouverneur des franzöſiſchen Senegambiens, das er mit Umſicht verwaltete, und hat über die Negervölker jener Region vortreffliche Schilderungen geliefert. Algerien, wo er manches Jahr gebietet, und deſſen Völkerſchaften kennt er nicht minder genau, und den megalithiſchen Denkmälern, welche dort vorkommen, hat er gründliche Unterſuchungen gewidmet. Es lag ihm daran, zu ermitteln, ob Dolmen auch im marokkaniſchen Gebiete vorhanden ſind. Dieſe Frage iſt von nicht geringer Wichtigkeit, denn in Oran, der weſtlichen Provinz Algeriens, wo ſie in Menge vorkommen, leitt in der Continuität derſelben eine Lücke auf. Wären nun im Maghreb (dem nördlichen Marokko) keine Dolmen zu finden, ſo würde das als eine auffallende Anomalie erſcheinen für die, welche, gleich General Faidherbe, davon überzeugt ſind, daß die Menſchen, von welchen die Dolmen herrühren aus Europa nach Afrika hinübergekommen ſind, und höchſt wahrſcheinlich zuerſt im Maghreb.

Faidherbe wollte über die Sache ins Klare kommen und zunächſt durch vier Marokkaner Erkundigungen einziehen laſſen. Damit ſie genau wußten, um was es ſich handle, zeigte er ihnen die Dolmen von Bu Merſaq. Sie erklärten, daß viele dergleichen Steinmonumente vorhanden ſeien in den Umgebungen von Temnat und Mateſch, in der Provinz Sus, etwa zwei Tagereiſen ſüdſüdweſtlich von Fez. Faidherbe weiß ſehr wohl, daß auf die Ausſagen Eingeborener oftmals kein Verlaß iſt, und es lag ihm daran, jene der vier Marokkaner durch unterrichtete Europäer controlliren zu laſſen. Er wandte ſich an Herrn Tiſſot, franzöſiſchen Miniſterreſidenten in Marokko, der ſich mit geographiſchen und archäologiſchen Studien beſchäftigt, dann auch an Conſul Baumier in Sucyra (Mogador); er wünſchte von denſelben auch nähere Auskunft über die blondhaarigen Menſchen in Afrika.

Tiſſot antwortete, daß in der Umgegend von Tanger eine große Menge von Dolmen, Menhirs, Cromlechs ꝛc. vorhanden ſind, und daß dieſe verſchiedenen megalithiſchen Monumente denen in Frankreich, England ꝛc. vollkommen gleichen. Die Dolmen auf den die Stadt Tanger umgebenden Höhen ſind jetzt faſt ganz mit Erde bedeckt, und man ſieht nur allein die Deckſteine oberhalb des Bodens, da wo derſelbe nicht aus hartem Geſtein beſteht. Tiſſot ſtellte Nachgrabungen an; er fand zerſetzte Knochen eines Gerippes und Feuerſteine rohen Töpfergeſchirres. Es wiederholt ſich alſo hier genau das, was in den numidiſchen Dolmen vorkommt.

Es wäre von großer Wichtigkeit, wohl conſervirte Knochen gerade aus der Umgegend von Tanger zu finden, weil dort die Dolmenbauer zuerſt afrikaniſchen Boden betreten haben müſſen. Dort ſind dieſe Menſchen gewiß noch weniger durch Kreuzungen mit Eingeborenen Afrikas gemiſcht geweſen, als im Oſten der Berberei. Faidherbe wollte, falls ſeine Geſundheitsumſtände es erlauben würden, nach im Jahre 1873 perſönlich an Ort und Stelle Unterſuchungen vornehmen.

In Betreff der blonden Menſchen ſchreibt Tiſſot, daß er überrascht geweſen ſei, unter der berberiſchen Bevölkerung deren eine ſo große Anzahl zu finden in den Gebirgen von Andſchera und des Rif, und dann auch ſüdlicher bei den Schuluh; es ſei ihm aufgefallen, daß ihr Geſichtstypus ganz europäiſch erſcheint. Faidherbe bemerkt dazu, es könne ſich treffen, daß manche blonde Leute dort wohl auch afrikaniſche Geſichtszüge aufweiſen in Folge der Kreuzungen.

In Algerien iſt die Vertheilung der Dolmen keineswegs regelmäßig; im Weſten der Provinz Algier hat Faidherbe dergleichen nicht gefunden. Der Erfinder der race prussienne, Quatrefages, fragte (— in der Sitzung der Pariſer anthropologiſchen Geſellſchaft vom 16. Januar; das die Monate Januar und Februar enthaltende Heft des Bülletins iſt erſt Ende Juli in Deutſchland ausgegeben worden —), ob die Lücken in der Continuität der Dolmen in Algerien ſich nicht aus beſonderen Umſtänden erklären laſſen, z. B. daraus, daß ſtehendes Waſſer fehle. Eine Unterbrechung der Continuität finde man auch in Algarbien, der ſüdlichſten Provinz Portugals, wo auf weiten Strecken Waſſer fehle; im weſtlichen und nördlichen Spanien finde man viele Dolmen an größeren und kleineren Flüſſen. Faidherbe bemerkte, daß die Dolmen in Afrika faſt alle in der Nachbarſchaft von Thälern mit Waſſerläufen liegen; wie es ſich in dieſer Beziehung mit jenen in Marokko verhalte, könne er noch nicht ſagen. Das Nichtvorhandenſein von Dolmen auf manchen Strecken der Provinzen Algerien und Oran erkläre ſich wohl daraus, daß jene Gegenden keinen fruchtbaren Boden haben. Da, wo man ſie findet, liegen ſie aber nicht an eigentlichen ausdauernden Waſſerläufen, ſondern an nicht ſchiffbaren Torrents. Den Dolmenleuten lag nur daran, Trinkwaſſer in der Nähe zu haben.

Herr Broca, der bedeutendſte Anthropolog, welchen Frankreich aufzuweiſen hat, bemerkte, daß Flüſſe und Thäler zu allen Zeiten für die Verbreitung der Völker von Belang geweſen ſeien und zwar aus vielen auf offener Hand liegenden Gründen. Aber man findet Dolmen auch in Gegenden, welche ganz und gar ohne Trinkwaſſer ſind, ſo z. B. im Lozèredepartement auf den großen Kalkplateaux, die unter dem Namen Causſes bekannt ſind; dort fehlten ſelbſt Quellen; Menſchen und Vieh ſind lediglich auf Regenwaſſer angewieſen, das man in ſogenannten Lavagnes auffängt. Cisternen, die inwendig mit unduchdringlichem Mörtel bekleidet werden. Im Sommer ſind dieſe Lavagnes leer und man holt dann das Waſſer meilenweit her aus dem Tarn, der Joute oder dem Lot, nicht auf Karren, weil die Wege abſchüſſig ſind, ſondern auf Ochſen und Pferden. Und trotzdem zählt man auf jenen Causſes die Dolmen nach Hunderten. Dafür liefert Prunières in ſeiner Arbeit über die Dolmen im Lozèredepartement die Belege.

Was nun die Vertheilung der Dolmen in der Berberei betreffe, ſo ſei ihre Continuität nicht nöthig für den Nachweis der Völkerverbindungen; man wandert nicht immer in einem Striche fort, ſondern ſtappenweis. Wenn man zwiſchen Conſtantine und Tanger das Vorhandenſein einiger Dolmen conſtatire, ſo reiche das vollkommen hin, eine Verbindung zwiſchen den Menſchengruppen anzunehmen, welchen ſie entſprechen.

Faidherbe äußerte zum Schluſſe: „Ein und daſſelbe

Digitized by Google

Volk hat die Dolmen in Afrika wie in Europa errichtet; es sind die Tamahu der ägyptischen Jahrbücher gewesen."

Herr Jannenel bemerkte, daß man die Ballolieder nicht unbeachtet lassen solle, wenn es sich darum handle, über die Völkerverbindungen Untersuchungen anzustellen. So finde man in Schweden Melodien, welche genau dieselben sind wie jene im mittlern Frankreich, namentlich in der Auvergne. Ob man daraus auf alle Wanderungen schließen könne?

Fetischdienst der Neger in Neuorleans.

Die schwarzen „Menschen und Brüder", durch deren Stimmen General Grant es ermöglicht hat, seine Wiederwählung zum Präsidenten seiner Musterrepublik durchzusetzen, freuen sich ihres Daseins in echt afrikanischer Weise. Das Fetischwesen nimmt lustigen Fortgang, die grüne Congaschlange wird doch verehrt, der Wodu gewinnt an Aufschwung. Die großen Orgien desselben werden in jedem Jahre um die Zeit gefeiert, da die Sonne am höchsten steht; diesmal fand das Nationalfest der Schwarzen von Neuorleans am Johannisabend statt. Die christlich-puritanischen Yankees sind erschrocken über das Umsichgreifen dessen, was sie als „Teufelsdienst", als „Satansverehrung" bezeichnen, aber was läßt sich dagegen ausrichten! Sie singen Psalmen oder verehren die Mutter Maria, der schwarze Bruder verehrt die Schlange. Das darf er, denn er ist ein freier Mann, giebt als Wähler seine Stimme ab und ist so gut Bürger der Republik wie ein beliebiger Weißer. Nun erlesen wir aus einem Berichte in der negerfreundlichen Neuyorker „Sun", daß die Wiederkehr der „Saturnalien" auch diesmal unter den Negern aller Classen die lebhafteste Theilnahme gefunden hat, insbesondere auch unter solchen, welche an und für sich dem Wodusglauben nicht zugethan sind. Die Woduverehrer threrseits haben den Yankeechristen den Glauben entlehnt, daß „der Teufel" Macht habe, die Menschen zu fressen. Um ihn zu begütigen, muß man ihm in jedem Jahre ein Opfer darbringen und ihm zu Ehren ein großes Fest veranstalten. Es ist dabei unerläßlich, daß man den bösen Geist durch Tänze und Gesänge veranlaßt, sich seinen Verehrern einzuverleiben, damit sie von ihm besessen werden. Jeder, der den Teufel in sich verspürt, springt dann ins Wasser; dann fährt der Satan aus und nimmt alle Sünden mit sich fort, welche sein Verehrer im Laufe des Jahres auf sich geladen hat. In der Johannisnacht 1873 wurde das große Fest am Bayou St. John gehalten. Sobald die Dunkelheit eintrat, wurden Feuerbesen angezündet und dann begannen die wüthigen Orgien; sie waren so abscheulich, daß man sie nicht erzählen kann und dauerten die ganze Nacht hindurch."

* * *

— Die langsame Hebung des Bodens an manchen Küsten Australiens ist schon seit längerer Zeit beobachtet worden, zuerst an der Moretonbai im heutigen Queensland. Jetzt hat ein Herr S. H. Wintis auf Tasmanien über die Hebung dieser Insel Folgendes ermittelt. „Die Muschelhügel, welche man auf dieser Insel findet, können ein Werk der Eingeborenen schon deshalb nicht sein, weil sie die Reste von solchen Schalthieren enthalten, die viel zu klein waren, als daß sie den Schwarzen hätten zur Nahrung dienen können. Die in den Hügeln gefundenen Stücken Holzkohlen sind durch Trift dahin gekommen." Wintie beschreibt dann einen dieser tasmanischen Muschelhügel. Derselbe liegt an der Sandy Bay in einer Einbuchtung, welche vom Restaurium an der Mündung des Flusses Derwent gebildet wird, etwa 2 Miles von Hobarttown entfernt. Etwa 60 Yards landeinwärts findet man an der einen Seite eines wegen Steinbruchbau gemachten Durchstiches, 40 Fuß über dem höchsten Wasserstande, ein drei Fuß dickes Muschelbett. Sie sind mit dunkelm, thonschieferigem Sande gefüllt, theilweise, namentlich die zweiklappigen, zerbrochen und zeugen von seinem hohen geologischen Zeitalter. Ueber diesem Muschelbette liegt eine Schicht braunen Thons, der seine Spur von Organismen aufweist und seinerseits auf grobkörnigem, gelbem Sandstein ruht; dieser wird nahe an seiner Oberfläche von Mergeladern durchzogen. Die Muscheln gehören sämmtlich Arten und Gattungen an, die nach heute lebendig in dem nur 60 Schritt entfernten Wasser angetroffen werden. In dem Muschelbette nun wurde vor nun fünf Jahren von einem Arbeiter ein löffelartig gestalteter fossiler Knochen gefunden. Wintie zweifelt nicht, daß derselbe der Phibdalsartsax vom Knochen eines Fischfluggeschöpfes sei. Er ist 2½ Zoll lang, 2¼ breit und ist nicht mehr zerfetzt als die Muscheln auch. Wintie beschreibt noch mehrere solcher Muschelbetten, die er in Tasmanien untersucht hat, und betont, daß ganz ähnliche auch in Victoria und Neuseeland vorkommen. Daraus schließt er, daß eine Oscillation des Landes nach den Polarregionen vorhanden sei und daß die Küste Australiens seit langsam, etwa 16 Fuß im Laufe eines Jahrhunderts, sehr zu Ungunsten der Pliocenperiode sei dagegen eine weit ausgedehnte Landstrecke verlunken und dadurch Neuseeland vom australischen Festlande getrennt worden.

— Der Schah von Persien hat nun seine Strapazen in Europa überstanden und wir gönnen dem Halbbarbaren, daß er wieder unter rechtschaffenen, wenn auch ketzerischen Mohammedanern weilt. Er ist Schiit, der Sultan der Osmanen ist Sunnit. Beide Secten oder Kirchen sind einander feindlich wie Katze und Hund, aber das geht ja unter den Christen eben ja und darf daher Niemand Wunder nehmen. Während der Einzug der Könige nun, wie ein seltenes Menagerietheer, den gaffenden Völkern des civilisirten Europa sich zur Schau stellte, schreibt man aus Persien, daß es den dort lebenden asiatischen Christen gar nicht wohl ergehe. Westhalb haben die Frammen nach englischer Façon, die Bethrüder der Londoner Exeterhalle, sich entgehen lassen, dem Schah eine Bibel zu präsentiren? Sie sind doch sanft immer damit bei der Hand. Dem Könige von Birma ist eine solche verehrt worden. Die Christen in Persien verdienen allerdings Schutz und gute Behandlung; während der großen Hungersnoth haben sie sich trefflich benommen und sie verdienen es nicht, daß sie, gleichviel ob Armenier oder Nestorianer, von Seiten der mohammedanischen Beamten gedrückt werden und Erpressungen aller Art unterliegen. Die amerikanischen Missionäre, welche sich in löblicher Weise der Nestorianer am Urumiahsee annehmen, haben trotz aller Bemühungen und Anstrengungen dieser Bedrückung nicht steuern können. Die Priester nehmen den Christen Kinder weg und zwingen dieselben zum Islam, in ähnlicher Weise wie in Rom der Judenknabe Mortara von den Mönchen seinen Eltern geraubt wurde. Im Lande des Schah gilt nach Folgendes: Ein Mohammedaner, der Christ wird, oder ein Christ, der Mohammedaner geworden ist und dann wieder abfällt, erleidet Todesstrafe. — Der Premierminister (der Sadrazam) sei ein freisinniger Mann, aber weder er noch der Schah selbst hätten den Priestern gegenüber Macht genug, die Dinge zum Bessern zu wenden.

Inhalt: Streifzüge im hinterindischen Archipelagus. I. (Mit vier Abbildungen.) — Ein Rückblick auf Samuel Baker's Expedition. Von Ernst Marno. — Amwenitates americanae. I. — Die schwedische Polarexpedition. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die Ebene Esdrelon. — Deutsche Ansiedelungen in Palästina. — Die neue Grenze zwischen Brasilien und der Republik Paraguay. — Dolmen in Marokko. — Fetischdienst der Neger in Neuorleans. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 12. August.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Streifzüge im Hinterindischen Archipelagus.

II.

Die Insel Timor.

Der Vulcan Tomboro auf Sapi und dessen Ausbruch. — Bimsstein auf dem Meere. — Die Insel Timor. — Holländer und Portugiesen. — Die Stadt Kupang. — Die Menschen im Innern; Tabu. — Die verschiedenen Racen und ihre Mischlinge. — Barbarische Sitten und Gebräuche; Menschenopfer und Kopfjagen. — Dilli und die schlechte Wirthschaft der Portugiesen. — Die Fauna auf Timor.

Die Schiffe, welche von Makassar, also der Südwestküste von Celebes, nach dem holländischen Hafen Kupang auf Timor fahren, nehmen ihren Cours gerade nach Süden in der Richtung auf Sumbawa, das sie zur Rechten lassen, um durch die Straße von Sapi in die Timorsee zu gelangen. Im nördlichen Theile von Sapi erhebt sich der Vulcan von Tomboro, einer der gewaltigsten Feuerberge, der auch vor nun etwa zwei Jahren wieder entsetzliche Verwüstungen angerichtet hat. Seine Eruption im April 1815 war vielleicht die gewaltigste, welche überhaupt in geschichtlichen Zeiten stattgefunden hat. Wer den Blick auf eine beliebige Karte des Archipelagus wirft, wird aus den nachstehenden Angaben entnehmen können, wie weit man die Wirkungen derselben verspürte. Auf Java, welches von Sapi durch die Inseln Sumbawa, Lombok und Bali getrennt ist, glaubte man Kanonendonner zu hören, und in Djokjokarta, das ziemlich in der Mitte von Java liegt, etwa unter 110° O., ungefähr 100 deutsche Meilen vom Vulcan entfernt, rückte die Besatzung aus, um ein Festungswerk zu entsetzen, das sie von einem Feinde angegriffen glaubte. In Surabaya sandte der Resident Schiffe aus, um den Fahrzeugen Hülfe zu bringen, welche in der Madurastraße, wie er meinte mit Seeräubern im Gefechte seien. Dieser vermeintliche Kanonendonner hielt vom 5. bis 10. April an; dann verstummte er. Auf Sumatra, 970 Miles in geradem Strich entfernt, hörte man das Getöse bis nach Ternate hin, das vor der Westküste von Tschilolo liegt, also in einer Entfernung von 720 geographischen Miles, und zwar so deutlich, daß der Resident ein Boot aussandte, um nach einem Schiffe zu suchen, das Nothsignale gebe. Nach Westen hin vernahm man es bis Mokowoko, einem Posten in der Nähe von Benkulen auf Sumatra, 970 Miles in geradem Strich entfernt. Die Asche, welche der Tomboro auswarf, zog gen Osten, also nicht in der Richtung des damals vorwaltenden Windes, bis in die Mitte der Insel Flores, und nach Westen hin bis in die Gebirge von Schreibon auf Java. Auf Lombok fiel sie so dick, daß eine Hungersnoth folgte, durch welche etwa 40,000 Menschen ums Leben kamen. Dr. Junghuhn nimmt an, daß in einem Radius von 210 Miles die mittlere Höhe des Aschenfalls den Boden mindestens eine Elle

Digitized by Google

hoch bedeckte. Der Vulcan muß demnach mehrmals ſo viel ausgeworfen haben, als ſein eigenes Volumen beträgt, und doch hat er dabei nur zwei Drittel ſeiner frühern Höhe verloren. Von Makaſſar ſandte man ein Schiff ab, deſſen Capitän Folgendes ſchrieb: „Als ich mich der Küſte von Sapi näherte, ſah ich eine große Menge von Bimsſteinen auf dem Meere ſchwimmen; ſie glichen, aus der Ferne geſehen, Sandbänken, und ich ſchickte ein Boot aus, um dieſe zu unterſuchen. Eine dieſer Bimsſteinmaſſen war gegen drei Miles lang und auf einigen Theilen derſelben lagen ſchwarze Steine.“ Ein großer Theil der vorſten Lava wird unmittelbar durch die Eruptionen der Vulcane im Archipelagus ins Meer geworfen; außerdem bleiben große Quantitäten an den Vulcanen ſelbſt und benachbarten Bergen liegen; dieſe werden dann während des Regenmonſuns hinabgeſchwemmt und gelangen gleichfalls ins Meer, wo man ſie gar nicht ſelten antrifft.

Unter den ſogenannten kleinen Sundainſeln, die im Weſten mit Bali beginnen, iſt Timor die am weiteſten gen Oſten gelegene. Mit ihr ſchließt hier die etwa 500 deutſche Meilen lange weſtöſtliche Vulcanenreihe, die auf Sumatra beginnt und von hier ab ihre Richtung nach Norden hin fortſetzt. Timor hat nur einen einzigen thätigen Feuerberg in der Mitte der Inſel, aber auch dieſer hat ſeit 1638 keine Eruption mehr gehabt, und ſo liegt dieſe thatſächlich außerhalb deſſelben, der noch Flores und Sumbawa umfaßt.

Der ſüdweſtliche Theil iſt im Beſitze der Holländer, der nördliche gehört den Portugieſen, aber weder den einen noch den anderen bringt die Inſel etwas ein. Sie gehört nicht

Hütten auf Timor.

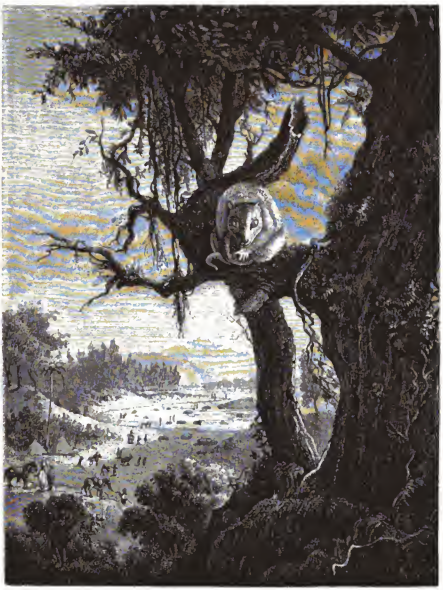
zu den bewaldeten Eilanden, könnte jedoch bei einem verſtändigen Verwaltungsſyſteme ſehr nutzbar und einträglich gemacht werden. Man müßte Straßen bauen, um das innere Land mit der Küſte in Verbindung zu bringen und, was namentlich die Portugieſen nicht thun, die Eingeborenen mild und gerecht behandeln. Ein Culturſyſtem, das auf Java und Celebes ſich bewährt hat, würde auf Timor wohl nicht fehlſchlagen. Reis gedeiht in den ſumpfigen Niederungen, Mais bildet die Hauptnahrung der Eingeborenen, die wenigen Kaffeeplantagen liefern eine vortreffliche Bohne, Schafe kommen ſehr gut fort, ganz ausgezeichnet aber ſind die Pferde, welche weit und breit geſucht werden. Bemerkenswerth iſt, daß der Weizen ein ausgezeichnetes Korn liefert.

Kupang, Hauptort in den holländiſchen Beſitzungen, liegt im Südweſten der Inſel und hat ungefähr 7000 Einwohner. Der Hafen iſt während des Oſtmonſuns ſehr gut, aber gegen den Weſtmonſun ſo wenig geſchützt, daß die Wellen aus dem offenen Ocean hineinrollen. Er wird von Walfiſchfahrern beſucht, auch legen manche von China kommende oder dorthin beſtimmte Schiffe dort an; ferner hat Kupang allmonatlich eine Verbindung durch Dampfer mit anderen Inſeln des Archipelagus. Die Ausfuhren beſtehen in Tripang, Wachs, das aus dem Innern gebracht wird, und Sandelholz. Die Umgegend iſt verhältnißmäßig kahl, doch wächſt bei Kupang die ſogenannte Mandarinenorange, und Bickmore bemerkt, daß dieſe Apfelſine die delicateſte auf Erden ſei, und den weſtindiſchen und ſicilianiſchen bei Weitem vorzuziehen. Häufig iſt auch die Fächerpalme, Borassus flabelliformis; ſie liefert Palmwein und Zucker; aus den Blättern verfertigt man dauerhafte Waſſereimer, und ein aus

Digitized by Google

ſolchen Blättern beſtehendes Hüttendach hält ſechs bis ſieben Jahre aus.

Die Bewohner des Innern, namentlich die im Gebirge, haben nach Wallace ſo ziemlich denſelben Typus wie die Papuas auf den Aru-Inſeln und auf Neuguinea; ſie ſind dunkel-braunſchwarz, hoch gewachſen, haben krauſes Haar und große, etwas adlerförmig gebogene Naſe. Die hohe Stimmlage beim Sprechen, das laute Lachen, das ſichere Auftreten der Frauen und die Art wie dieſe mit den Männern reden, thun allein ſchon dar, daß ſie keine Verwandtſchaft mit den eigentlichen Malayen haben. Sie gelten für diebiſch, und die Stämme, obwohl häufig in Fehden unter einander verwickelt, ſind nicht ſehr muthig, aber auch nicht blutdürſtig. Der Brauch des Tabu, welches dort Pomali genannt wird, iſt allgemein. Durch dieſes Verbot werden Fruchtbäume, Häuſer, Felder und Habe aller Art wirkſam geſchützt. Man ſteckt z. B. einen Palmzweig durch die offene Thür; damit iſt die Wohnung pomali geworden und ge-



Phalangista cavifrons auf Timor.

gen Diebe beſſer geſichert, als durch Schloß und Riegel. — Die Häuſer auf Timor ſind denen der meiſten anderen Inſeln unähnlich und beſtehen faſt ganz aus Dach, wie unſere Illuſtration zeigt. In manchen Dörfern des weſtlichen Theiles gleichen die Hütten faſt denen der Hottentoten, ſie haben eine eierförmige Geſtalt, eine kaum drei Fuß hohe Eingangsthür und ſind ſehr klein.

Die Einwohner von Kupang bilden ein buntſcheckiges Durcheinander. Bickmore beobachtete ihrer nicht weniger als ſechſerlei, abgeſehen außerdem von Miſchlingen, die malayiſche Mütter und als Väter Chineſen haben, Portugieſen, Holländer und Engländer. Dieſe Miſchungen ſind ſo mannichfaltig und ſpielen dermaßen in und durch einander, „daß ſie auch für einen erfahrenen Ethnologen einen gordiſchen Knoten bilden“. Jede einzelne Schicht dieſer Eingeborenen hat die eine oder andere Eigenthümlichkeit in der Kleidung; die eine trug das Haar lang und gekräuſelt, Bickmore bezweifelt jedoch, ob man ſie zu den wahren Papuas rechnen

Digitized by Google

könne, iſt alſo anderer Meinung als Wallace. Bickmore ſah in Kupang den Radſchah der kleinen weſtlich bei Timor liegenden Inſel Sawu, deren Bewohner von Crawfurd als negrito-malayiſch bezeichnet werden, aber dieſer Radſchah hatte faſt ganz malayiſchen Typus. Andere Bewohner von Sawu, welche Wallace in Kupang beobachten konnte, unterſchieden ſich völlig von Malayen und Papuas; ſie gleichen den Hindus, hatten hübſches, wohlgeſtaltetes Geſicht, hellbraune Hautfarbe. Die Religion der Brahminen war einſt herrſchend auf Java; ſie iſt es noch heute auf Bali und hat Bekenner auf Lombock; es iſt demnach erklärlich, daß von dort Inder nach den weiter öſtlich liegenden Inſeln gekommen ſind.

Es wird noch lange dauern, bevor wir einen durchaus klaren Einblick in die ethnologiſchen Verhältniſſe dieſer Inſelwelt gewinnen. So hat z. B. Rotti, dieſe unweit von der Südweſtſpitze Timors liegende Inſel, eine langhaarige Bevölkerung, welche der holländiſche Reſident von Kupang dem

Mann aus Sawu.

Mann aus Sawu.

amerikaniſchen Naturforſcher (Bickmore, S. 116) als ein friedliches Volk ſchilderte, das in dieſer Beziehung von den wilden Timoreſen abweiche. Wallace (Appendix II, S. 475) ſagt, daß Sawu und Rotti „bewohnt werden von einer Miſchlingsrace, die offenbar viel vom Hindutypus habe". Leider ſind die Vocabularien, welche er ſich verſchafft hatte, verloren gegangen. — Auf der Südoſtſeite von Timor dagegen, beim Berg Allas, ſoll ein ſchwarzes Volk wohnen, das krauſes Haar hat; dieſes iſt nicht gleichmäßig über die Schädelhaut verbreitet, ſondern ſteht in Büſcheln. Wenn Bickmore meint, daß dieſes letztere ein Kennzeichen der Papuas allein ſei, ſo irrt er; er braucht nur an die Hottentoten und Buſchmänner zu denken. —

Ein vortrefflicher Beobachter, Windſor Earl, behandelt die ethnologiſchen Verhältniſſe auf Timor eingehend (The native races of the Indian Archipelago by George W. Earl. London 1853, p. 179 sqq.). „Gerade Kupang — ſagt er — bietet ein ganz außergewöhnliches Bild für die Unter-

Digitized by Google

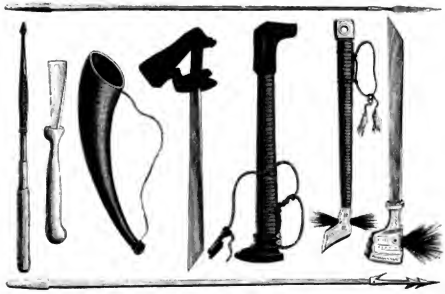
suchung des Ethnologen, denn dort ist fast jeder Stamm und jedes Volk der südlichen Inseln des Archipelagus vertreten. Die Leute sind dorthin als politische Verbannte, als frühere Sklaven und Freigelassene oder gelegentlich gekommen. Man sieht Europäer, Chinesen, Eingeborene von Celebes und Sumbawa; ja es waren auch Negersoldaten aus Elmina von der Guineaküste da. Auf dem Tafellande oberhalb Dilli, der portugiesischen Ortschaft an der Nordwestküste, haben manche Landleute eine dunkelgelbe Hautfarbe; die unbekleideten Stellen sind mit braunen Flecken gleichsam besprenkelt; das Haar ist lang, fein und röthlich oder auch dunkelbraun. Auf Timor findet man jegliche Zwischennuancirtheit von der Haares- und der Hautfarbe, und zwar von der der letztgenannten bis zum Schwarz oder tiefen Chokoladebraun; beim Haar vom feinen, schlanken bis zu dem kurzen, in Büscheln stehenden der Papuas im Gebirge. Die Bewohner im südwestlichen Timor sind sehr schwarz und haben kurzes Haar, und der Reisende findet es sehr schwierig, ins Klare darüber zu kommen, ob sie zu den Malayen oder den Papuas zu rechnen seien." —

Eingeborene von Timor.

Früher ging die Sage, daß vormals der Radscha von Kupang alljährlich den Krokodilen und Haifischen eine Jungfrau geopfert habe. Man zweifelte, daß dem so gewesen sei, bis die Bestätigung erfolgte. Einem Holländer, der vor nun etwa siebenundzwanzig Jahren Semau besuchte, wurde von dortigen Häuptlinge der Platz am Strande auf dieser Insel gezeigt, wo das Menschenopfer stattfand. Er sagte: es war ihr Brauch, nach der Ernte hierher Zucker, Reis, Hühner, Eier, Hunde und ein kleines Mädchen zu bringen; das Alles brachten sie den bösen Geistern dar. Der Häuptling versicherte, daß er Augenzeuge gewesen sei. — Es herrscht auf den umliegenden Inseln noch große Barbarei, so z. B. auf Wetta oder Wetter. Hier ist das Gestade im Besitze von Malayen, im Innern wohnt ein schwarzes, raushaariges Volk, das den timoresischen Gebirgsbewohnern ähnelt. Bei ihm geht noch das „Kopfjagen" im Schwange. Dortsin ist, eben so wie nach Kissa und Letti, keine Spur von Civilisation vorgedrungen, obwohl hier die Menschen hellbraun sind. Sie gehen unbekleidet bis auf ein Stück Zeug, das sie um die Hüften schlingen; die Frauen tragen außerdem wohl auch eine vorn offene Jacke, Kabaya. Vielweiberei haben sie nicht, Ehebruch wird mit Tod oder Sklaverei bestraft; diese Strafe wurde auf Veranlassung der Holländer in Verbannung nach den Bandainseln umgewandelt; jene hatten hier Arbeiter für die Muscatnußplantagen nöthig. Die Insulaner von Kissa und Letti wissen nichts vom Hinduismus und Mohammedanismus; sie verehren eine menschenähnliche Figur, welche sie auf einen Steinhaufen stellen. Dieser befindet sich etwa in der Mitte des Dorfes unter einem Baume. Bei Hochzeiten und Todtenbestattungen oder sonst bei einer Gelegenheit, die ihnen erheblich dünkt, schlachten sie ein Schwein oder einen recht fett gemästeten Büffel; Elephantenzähne gelten für den höchsten Schatz. Auf Damma, wo der Muscatnußbaum wild wächst, hatten sich die Holländer große Mühe gegeben, die Einwohner zu zähmen; als jene die Insel aufgegeben hatten, zeigte sich, daß nach Verlauf von noch nicht zwanzig Jahren Alles in die tiefste Barbarei zurückgefallen war. Auf Timor-laut bewahrt jede Familie den Kopf eines Vorfahren auf einem Sims, das dem Eingange des Hauses gegenüber sich befindet. — Die Portugiesen haben seit länger als dreihundert Jahren festen Fuß auf Timor, haben aber so gut wie gar nichts für die Entwickelung gethan, und ihre Hauptstadt Dilli oder Delli ist ein ganz armseliges Nest. Die Häuser sind Lehmhütten mit Blätterdach, das Fort, das Zollhaus und die Kirche sind auch nur aus Lehm gebaut und ohne jegliche Zierrathen und obendrein noch unsauber. Einigermaßen anständig nimmt sich nur allein das Regierungsgebäude aus, in welchem der Gouverneur wohnt. Portugiesische Offiziere und Beamte lungern müßig umher, jene in prunkenden Uniformen, diese in schwarzem Frack und Cylinderhut. Sie sind höchst überflüssig, für Stadt und Land haben sie nichts, aber auch gar nichts geleistet. Noch immer verbreiten die Moräste, an deren Entwässerung oder Austrocknung nie gedacht worden ist, verderbliche Luft, und gar nicht selten werden Fremde schon in der ersten Nacht vom Fieber ergriffen, das häufig einen tödlichen Verlauf nimmt. Einige Europäer sind verständig genug, in ihren Nachtwohnungen auf einer Anhöhe zu schlafen, die eine halbe Stunde vom Orte entfernt liegen. Wenigstens die Hälfte der in Delli wohnenden Europäer ist fortwährend fieberkrank. Aber man hat nicht einmal eine Straße nach den nahen Hügeln gebaut, wo man doch gesund wohnen könnte. In einer Höhe von 3000 bis 3500 Fuß gedeihen Kartoffeln und Weizen, aber an größeren Anpflanzungen dieser werthvollen Producte fehlt es ganz und gar. Es deutet auf eine Eigenthümlichkeit des Klimas, daß diese Getreideart auf Timor schon in so mäßiger Höhe gedeiht; wie bereits gesagt wurde, liefert sie ein Mehl, das dem besten europäischen oder amerikanischen nicht nachsteht. Die Eingeborenen bestellen kleine Strecken mit diesem Getreide und mit der Knollenfrucht und bringen den Ertrag der Ernte auf abscheulichen Wegen nach

Digitized by Google

der Stadt hinunter. Im Innern hat ſich auch heute noch kein Europäer niedergelaſſen. Die Eingebornen werden von den portugieſiſchen Beamten ſchmachvoll bedrückt und beſtohlen. Dieſe ſowohl wie die Offiziere werden von Wallace als nichtsnutzige, feige Geſellen bezeichnet; als ein Mörſer mit Bomben in Delli ankam, wußte Niemand von allen Soldaten und Offizieren, wie das Geſchütz zu handhaben ſei! Alle führen einen durchaus nichtswürdigen Lebenswandel, und Verbrechen, die in Europa ſchwere Strafe und Schimpf und Schande nach ſich ziehen würden, haben gar keine Folge. Zwei portugieſiſche Offiziere vergifteten die Männer von Frauen, die noch am Todestage zu ihren Liebhabern in deren Wohnung zogen. Eine Mißbilligung über das eine wie das andere verlautete nicht.



Die Inſel iſt reich an Kupfer und hat auch Gold und Petroleum, aber eine Ausbeute iſt ſchon deshalb unthunlich, weil es an Straßen förmlich mangelt.

Timor hat eine keineswegs reiche Fauna, denn die Zahl der Säugethiere beſchränkt ſich auf ſieben. Da iſt der Macacus cynomolgus, ein gewöhnlicher Affe, den man auch auf vielen anderen Inſeln findet; daſſelbe gilt von einer Zibethkatze; während eine Tigerkatze, Felis megalotis, Timor eigenthümlich ſein ſoll; ein Hirſch, ein wildes Schwein, das vielleicht mit dem auf den Molukken identiſch iſt; eine Spitzmaus und ein Opoſſum, Cuscus orientalis, welches dem auſtromalayiſchen Archipelagus eigenthümlich iſt. Die Kuskus ähneln den Opoſſums und haben einen langen Greifſchwanz, kleinen Kopf, große Augen, dichten, wolligen Pelz, der oft weiß iſt mit unregelmäßig vertheilten Flecken, manchmal auch bräunlich mit oder ohne weiße Flecke. Sie leben auf Bäumen und nähren ſich vorzugsweiſe von Blättern, haben ein ſehr zähes Leben und bewegen ſich ſchwerfällig. Deswegen werden ſie mit leichter Mühe von den Eingeborenen gefangen, welche das Fleiſch eſſen. Die eigentlichen Kuskus, Phalangista, erſcheinen als Mittelglieder zwiſchen gewiſſen Raubthieren und gewiſſen Nagern. Alfred Brehm, „Illuſtrirtes Thierleben“, Hildburghauſen 1865, S. 36 bis 40, hat ſie eingehend beſchrieben und den gefleckten Kuskus, Cuscus maculatus, abgebildet; Wallace Band II, S. 143 giebt eine Illuſtration des C. ornatus; die unſerige ſtellt den Cuscus orientalis (Phalangista cavifrons) auf Timor dar, nach einer Zeichnung Temminck's.

Waffen und Geräthſchaften der Timoreſen.

Digitized by Google

Aus Corrientes in Argentinien.

Der Parana und der Gran Chaco. — Die Indianer und ihre Lebensweise. — Das Guarani als Volkssprache.

Herr Richard Napp, wenn wir nicht irren ein Rheinländer aus Boppard, läßt in Buenos Ayres eine „La-Plata-Monatsschrift“ erscheinen (Holle'sche Buch- und Kunsthandlung), für deren Zusendung wir hiermit unsern Dank aussprechen wollen. Die Nummern, welche uns bis jetzt zugekommen sind (Nr. 1 fehlt noch), enthalten manche werthvollen Beiträge zur Volks- und Landeskunde der La-Plata-Gegenden, insbesondere auch zur Handelsstatistik. Wir sehen auch, wie thätig deutsche Männer der Wissenschaft und Ingenieure in jenen Gegenden sind.

Den „Notizen über die Provinz Corrientes“ wollen wir Einiges entlehnen. Der gleichnamigen Hauptstadt gegenüber, auf dem rechten Ufer des Paranaflusses, liegt der Gran Chaco, ein ausgedehnter Landstrich, der auch heute noch thatsächlich sich im Besitze der Indianer befindet. Der Fluß ist bei Corrientes etwa eine halbe deutsche Meile breit, und das jenseitige Ufer dicht bewaldet. Da und dort steigt Rauch aus dem Grün empor aus den Hütten der Wilden. Diese kommen ans Ufer und beladen ihre Kähne, von denen gleichzeitig mehrere über den Parana fahren. Da ist ein Fahrzeug mit ausgehöhlten Palmen beladen, die in der Stadt als Ziegel dienen; ein anderes bringt Brennholz, ein drittes Gras, ein viertes Nutria- (Ottern-) Felle, Ameisenbären- und Tigerhäute, Wachs, Straußfedern, Honig u. s. w. Das sind die Erzeugnisse des Chaco! — Nun wird zur Ausschiffung geschritten. Von den Palmen, dem Brennholz und Gras werden am Ufer so viele kleine Bündel gemacht, als Frauen in dem Zuge mitgekommen sind; jede der braunen Schönheiten tritt mit einem Riemen heran, schnürt das Bündel zusammen, hängt es sich so an den Kopf, daß es auf den Rücken zu liegen kommt und von dem Riemen, der über die Stirn geht, gehalten wird. Die Männer hängen sich ein Tigerfell über die nackten Schultern, nehmen ein Büschel Straußfedern in die Hand und schlendern hinter den wie Packesel beladenen Frauen her, die nun die schwere Last in der Stadt herumtragen müssen, um Käufer zu finden; bei wilden Völkern ist ja die Frau fast immer Sklavin des Mannes. Ist der Vorrath abgesetzt, so geht es zum Markt, wo für den Erlös Orangen, Batatas, Mandioka, Ochsenmagen, Klauen, schlechtes Fleisch u. s. w. eingekauft werden, welche Gegenstände in einem Netz oder einem aus Häuten gefertigten Behälter in der eben erwähnten Weise fortgetragen werden. Ich habe selbst kleine Mädchen gesehen, die mit dem Riemen um den Kopf bedeutende Lasten trugen. Die bekannte Mißbildung des Indianerschädels wird durch diese Manier zu tragen nur vermehrt; die Stirn, von früh auf von einem Riemen niedergehalten, kann sich nicht frei entwickeln, sondern muß sich allmälig mehr abplatten, der Schädel aber spitzer werden. Der gute Appetit der Indianer läßt es nicht zu, zu warten, um ihre Leckerbissen erst drüben im Chaco zu verspeisen; kaum sind sie an einem etwas versteckten Orte am diesseitigen Ufer angekommen, so wird Feuer angezündet, das Fleisch nothdürftig gebraten und das Mahl beginnt. Nach der Mahlzeit machen die Glücklichen bunte Reihe und schlafen den Schlaf der Gerechten im Schatten eines Baumes, den sie nicht gepflanzt haben. Zu diesen Lagerplätzen wählen sie sich erhöhte Stellen am Ufer, von wo aus sie den Chaco im Gesicht haben; es scheint, als ob sie sich dann heimischer fühlten als in der beengenden Stadt.

Corrientes ist eine Stadt der Gegensätze, die äußersten Extreme der Civilisation und der Barbarei stehen hier einander unmittelbar gegenüber. Man kann keinen Blick auf die Straße werfen, ohne auf die schroffsten Contraste zu stoßen. Da spaziert ein Modenherr vorbei, ein junger Doctor juris, der in Paris war und sich selbst dort mit den feinen Glanzstiefeln, dem Frack, der weißen Weste, dem Cylinder und den Glacéhandschuhen versehen hat, die er zur Schau trägt. Eine junge Dame, ebenfalls nach der neuesten Mode gekleidet, trippelt hinter her, mit ihrem langen Kleide die Straße fegend, und mit ihrem Fächer vermittelst bedeutungsvoller Bewegungen, bald ihr Engelsangesicht verdeckend, bald einem Beglückten dasselbe zu schauen verstattend. Daneben schreitet der halbnackte Indianer mit dem finstern Blick, dem struppigen, wild vom Kopfe herunterhängenden Haar, mechanisch einher, als ob er ein gemaltes Ungethüm wäre, zum Schrecken der Kinder aufgezogen, — oder die Indianerin, klein und gedrückt unter der Last eines riesigen Grasbündels, aus dem nur zur Hälfte das schmutzige Gesicht, von dem schwarzen Haar umwallt, hervorsieht, mit einer Kleidung, welche die der Eva aus Feigenblättern oder Fellen zum Modell gedient zu haben scheint. Das häßliche Gesicht hat sie noch durch schwarze Flecken unter den Augen und häufig durch allerlei grüne Malereien entstellt; mehr verlangt die Mode des Landes nicht. Neben dem Bündel Holz oder Gras trägt die Indianerin noch häufig eine süße Last in Form eines Sprößlings, der auf der linken Hüfte der Frau Mama reitet und sich festhält, so gut er kann; er sitzt da immerhin noch besser und wärmer, als wenn er auf dem Grasbündel angebracht wäre; hat er doch gerade in der Höhe seines kleinen Mundes jene Quelle, die bisher die einzige Nahrung für ihn abgab, und deren er sich nach Belieben bedienen kann. Ein etwas größerer Bruder läuft nebenher, oft im allerergötzlichsten Anzuge, wenn nicht ganz in naturalibus. Ich sah einst einen Burschen von etwa 9 Jahren, der thatsächlich nichts als eine Weste anhatte; ein anderer war bloß mit einem Hute bekleidet.

Urkomisch ist der Indianer in seinen ersten Versuchen, die Gewohnheiten der Weißen nachzuahmen. Er hat z. B. den Gebrauch des Haaröls gesehen; flugs kauft er sich ein Fläschchen davon, zieht den Kork ab und schlittet den ganzen Inhalt auf sein struppiges Haar aus, so daß das Oel von allen Seiten herunterköpfelt. Die braunen Schönheiten sieht man häufig mit irgend einem Kleidungsstück geziert, das zu dem übrigen Anzuge paßt, wie die Faust aufs Auge; bald haben sie ein buntes bannwollenes Taschentuch so um den Hals gebunden, daß es vorn auf die Brust herunterhängt, bald ein Umschlagetuch um die Lenden gebrekt, und zwar so eng zusammengezogen, daß sie darin nur kurze Schritte machen können, bald zieren große, bunte Glasperlen den Hals und messingene Ringe die Finger und Ohren. Was sie aber am schwersten annehmen, das ist Fußbekleidung; haben doch selbst die unteren Classen der hiesigen Bevölkerung noch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Marterwerkzeuge eines der freien Luft bedürftigen Fußes, so daß es nicht zu den Seltenheiten gehört, Frauen mit Crinoline, Mantille und seidenem Kleide, aber ohne Schuhe zu sehen. Die Indianer des Chaco verzehren das Ungeziefer, das sie vom Kopf ablesen; sie sind gleich so vielen anderen wilden und halbwilden Völkern Phythrophagen. Die hiesigen Chinos, das

Digitized by Google

heißt die Mischlinge indianischer und kaukasischer Race, haben durchgehends dieselbe Gewohnheit. Von allen nach unserm Geschmack schlechten Sitten der Eingeborenen ist die obengeschilderte die einzige, welche unsere hier eingewanderten Landsleute nicht angenommen haben, selbst wenn sie sich noch so lange im Lande aufgehalten hatten, dafür in Gaucho-tracht einhergingen und Matetrinker waren.

Die officielle Landessprache der Provinz Corrientes ist die spanische; wie man aber in fast allen Ländern neben der Schriftsprache eine Volkssprache, einen Dialekt hat, der von jener mehr oder weniger verschieden ist, so hat man auch hier neben der spanischen Sprache, von der in diesem Lande viele Mundarten existiren, eine Sprache, die von der spanischen ebenso verschieden ist, wie das Deutsche vom Neuseeländischen; es ist derjenige der vielen Dialekte, in welche die Sprache der Indianer zerfällt, welcher bei der Eroberung des Landes von den Einwohnern, Guaranis genannt, gesprochen wurde. Die Jesuiten, die in Paraguay und im nördlichen Theile von Corrientes weitläufige Missionen (Besitzungen) hatten, studirten die Sprache der Indianer, schrieben eine Grammatik derselben und ein Wörterbuch, und bedienten sich derselben bei ihren Predigten. Die Ausarbeitung der Grammatik muß den heiligen Vätern ungeheure Schwierigkeiten gemacht haben, da das Guarani eine Unzahl unartikulirter Laute aufweist, für die man in der gebildeten europäischen Sprachen kein entsprechendes Schriftzeichen hat. So z. B. das Wort „Wasser“. Wer auf gut Guarani um Wasser bitten will, der sperre den Mund auf, aber nicht zu weit, mache ihn rund und stoße aus der Kehle einen Laut aus, der aber von allen bekannten thierischen und menschlichen Lauten himmelweit verschieden sein muß. Die Spanier haben diesen Laut (das Wort Wasser) ganz einfach mit „y“ bezeichnet, und man findet daher das Ypsilon häufig als Endlaut in Flußnamen, wie z. B. in Uruguay, Paraguay ꝛc., von denen dann die Länder ihre Namen erhielten.

Die große Lagune in Corrientes, Ybera genannt, hat das y am Anfange; es bedeutet stets Wasser, bera heißt glänzend, folglich Ybera glänzendes Wasser. Die Jesuitenmissionäre aber wußten sich neben ihren grammatikalischen Studien zu erholen und das Leben zu genießen, freilich berichteten sie in ihren Briefen nach der Heimath bloß nur Beschwerden. So schrieb einer, sie führten hier ein hartes Leben, sie äßen Niguazu rapio und schliefen auf einem Pfahl, Cuñatai genannt; nun bedeutet Niguazu rapio Eier, und Cuñatei Frauenzimmer. Die Rechenkunst muß bei den Guaranis sehr wenig entwickelt gewesen sein, denn ihre Sprache hat nur fünf Zahlwörter, eins, zwei, drei, vier und fünf, was darüber hinausging, war für sie „viel, Menge.“ Es ist eigenthümlich anzuhören, wie die Guarani-Sprechenden alle Augenblicke spanische Wörter aus ihrem Kauderwelsch herausklingen lassen, da ihre Sprache natürlich bei weitem nicht ausreicht, um sich heut zu Tage verständlich zu machen.

Nach Vertreibung der Jesuiten aus ihren Missionen wurde die Landessprache nur noch in Paraguay officiell gepflegt, da die Regierung jenes Landes die Ideen der Jesuiten aufnahm und bis ganz vor Kurzem bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgte, und daher kamu das Guarani als die eigentliche Landessprache Paraguays heute noch angesehen werden. Der größte Theil des Landvolks versteht kaum eine Silbe Spanisch, selbst die Städtebewohner sprechen dieses sehr mangelhaft. Gab es doch während des letzten Krieges im Lopez'schen Feldlager eine in der Landessprache geschriebene Zeitung, „El Lambare“ betitelt! Das Volk in der Provinz Corrientes spricht auch Guarani, es scheint aber, als ob mit der fortschreitenden Cultur die Sprache der Barbarei abnehme, und da der letzte Krieg den größten Theil der paraguanischen Landesbevölkerung aufgerieben hat, das Land also durch Zuzug von außen — Europa — neu bevölkert werden muß, so ist anzunehmen, daß die Stunden der Indianersprache gezählt sind, und die spanische Sprache in diesen Ländern die alleinherrschende sein wird.

Die Bewohner Algiers vor drei Jahrhunderten und heut zu Tage.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Vor einigen Jahren erschien in Spanien eine neue Auflage einer im 16. Jahrthundert verfaßten Beschreibung von Algier, die ein gewisser Fray Diego de Haedo, Abt von Fromesta, entworfen hat, und die jedenfalls Aufmerksamkeit verdient, weil sie mit großer Ausführlichkeit und nicht ohne Talent die Sitten, Gebräuche, Staatseinrichtungen u. s. w. des damaligen Algiers schildert. Die historische Gesellschaft von Algier hat sie ins Französische übersetzen lassen, ein Zeichen, daß sie nicht ohne Werth sein kann. Nach unserer Ansicht liegt dieser Werth darin, daß sie eine der wenigen eingehenden Schilderungen Algiers aus der Türkenzeit enthält, denn gerade diese Zeit ist arm daran, während die vortürkische an geschichtlichen Werken über diesen Theil Nordafrikas so reich ist. Allerdings müssen wir die ganze Beschreibung mit den schärfsten Augen der Kritik ansehen, denn von einem spanischen Mönch jenes fanatischen Zeitalters der Inquisition und Autos da Fé ist natürlich nur ein sehr parteiischer Standpunkt zu erwarten. Der Fray de Haedo ist in allen Stücken ein steifer, castilianischer Hidalgo, von allen Vorurtheilen seiner nationalen Grandezza und seiner unduldsamen Confession, die gleichsam ein Hyperkatholicismus war (d. h. über den Katholicismus anderer Länder noch um ein gutes Stück im Fanatismus hinausging), erfüllt. Er achtet im Weltlichen nichts als Ritterthum und Kriegerstand; Kaufleute und Handwerker trifft seine Verachtung, und im Religiösen ist natürlich bei ihm Alles Ketzer, was nicht vor dem strengsten Inquisitionstribunal bestehen kann.

Sehen wir zuerst seine Schilderung der Sitten der Algierer an. Hier verleugnet sich der Theologe keinen Augenblick. Vor allen Dingen wird der Moral ein langer Abschnitt gewidmet und dieser zerfällt in ein sehr großes Capitel „von den Lastern der Algierer“ und in ein sehr kleines „von einigen wenigen Tugenden“, welche bei diesen Ketzern vorkommen. Die Laster werden zuerst behandelt. Sie sind ja das Wichtigste bei einem Volke, das dem Satan verfallen ist. Die Eintheilung in sieben Unterabschnitte ergiebt sich

Digitized by Google

durch die Theologie von selbst, nämlich nach den sieben Todsünden, deren jeder sich die Algierer schuldig machen. Da wir das heutige Algier genau zu kennen glauben und die Laster eines Volkes (namentlich eines orientalischen) sich im Laufe der Jahrhunderte wenig ändern, so glauben wir auch über die Richtigkeit oder Uebertreibungen in Haedo's Berichten ein Urtheil zu haben; und so denken wir, wird Haedo's Sittenschilderung, von unseren kritischen Bemerkungen begleitet, ein wichtiges Bild der Sitten sowohl des alten wie des heutigen Algiers abgeben können.

„Beginnen wir," so sagt Fray Diego, „mit dem Stolz, Vater aller Laster. Der Stolz und Hochmuth dieser Leute ist etwas Unglaubliches, namentlich den Christen gegenüber. Beständig machen sie sich lustig über uns und heben die Siege hervor, welche sie über uns davon getragen haben, demnach sind sie bei jedem Unfall entmuthigt; dann sinkt ihr Stolz in die Schuhe, und die Christen, die sie eben noch mit der größten Verachtung behandelten, werden auf einmal mit großem Respect angesehen. Nach der Seeschlacht von Lepanto konnte man in den Straßen von Algier sehen, wie sogar die Christensklaven auf einmal zu Ansehen gekommen waren. Man nannte sie „Señores" und behandelte sie mit Ehrfurcht. Das war aber nicht von langer Dauer; denn kaum hatte man sich von der Furcht erholt, so wurden die Christen wieder als Sklaven gehalten, Fußtritte, Faustschläge, keine Demüthigung ihnen erspart. Alle ihre Waffenthaten überträben die Araber in lächerlichem Dünkel; aus einer Mücke machen sie einen Elephanten, und nie kann man die Wahrheit von ihnen erfahren. Eine Folge dieses Stolzes ist auch die Verfesstenheit auf ihre religiösen Meinungen, so daß sie es für Schande halten, sich zum Christenthum zu bekehren (!)."

Dieser Abschnitt bedarf keines Commentars; nur muß man hervorheben, daß jener „Stolz" allerdings bei einigen Algierern vorhanden war, das heißt bei den türkischen Janitscharen und Seeräubern. Die echten Algierer dagegen sind ein sehr bescheidenes Volk, dessen Gesammtheit gewiß gerade diesem Laster am fernsten steht. Der französische Uebersetzer macht denn auch bei dieser Gelegenheit die ganz richtige Bemerkung, daß, wenigstens in einem Stück, nämlich in der Ausschmückung ihrer Friedhöfe und Abfassung ihrer Grabinschriften, die Algierer viel mehr Demuth an den Tag legen, als die Christen. Ihre Grabinschriften enthalten niemals den geringsten Lobspruch auf den Verstorbenen, wie glorreich auch immer sein Leben gewesen sein mag; ihre Friedhöfe sind stets einfach, geschmackvoll zwar und durchaus anständig, aber nie pomphaft ausgeschmückt wie die unsrigen.

Nun geht der Pater zur zweiten Todsünde, dem Geiz, über. „Der Geiz," so sagt er, „ist gleichfam das nationale Laster dieser Menschen, denn, obgleich sie alle anderen mit den übrigen Völkern der Erde theilen mögen, so ist doch dies Eine bei ihnen so verbreitet, daß auch kein einziger Mensch unter ihnen gefunden wird, der ihm nicht fröhne. Jeder, und sei es selbst der Reichste unter ihnen, ist im Stande, für Geld die gottlosesten und schändlichsten Thaten zu vollbringen. Man ist nicht ihr Freund, wenn man ihnen nichts giebt, und ihre Freundschaft dauert stets auch nur so lange, als man sie durch Geschenke unterhält. Das Geld, welches sie erwerben, zeigen sie Niemandem, weder ihren Frauen noch Kindern, sondern, wie die Ameisen Indiens, von denen Plinius sagt, daß sie Goldkörner in (sic!) der Erde verscharren, lassen sie keinen Real auch nur eine Stunde in ihren Händen, vielmehr vergraben sie Alles sogleich in der Erde, ohne einer Seele ein Wort davon zu sagen, und selbst auf dem Sterbebette verrathen sie das Geheimniß nicht. Es gilt als allgemeine Regel, daß das einmal vergrabene Geld nie angegriffen wird, und wäre der Besitzer dem Hungertode nahe. Ihren Frauen vertrauen sie keinen rothen Heller an, sondern wenn etwas fürs Haus zu kaufen ist, so gehen die Männer selbst zu Markte und feilschen dort Stunden lang um die erdenklichste Summe. Aus Geiz unterlassen sie alle die guten Werke, welche ihre Religion ihnen vorschreibt. Die Frauen freilich sind ihrer Natur gemäß mitleidiger und geben den Armen zuweilen Brot, aber die Männer stoßen sie mit Faustschlägen und Fußtritten zurück. Im Winter 1579 herrschte große Hungersnoth, und Schaaren armer Landleute kamen in die Stadt, um Brot zu erbetteln, aber kein Mensch gab ihnen etwas oder nahm sie auf, sondern man ließ sie hungerig und obdachlos im Regen stehen, der in jenem Winter Monate lang stromartig floß. Ein einziger Bornehmer wollte sich das Ansehen geben, sehr mitleidig zu sein. Aber wie that er das? Er überschüttete einen Armen, der ihn um Brot bat, mit Wasser, vorgebend, er habe verstanden, der Arme leide an Durst, statt an Hunger, und sagte dazu: möge diese fromme Handlung meiner Seele zum Heil gereichen."

Hier hat der edle Haedo sich einer argen Entstellung der Wahrheit schuldig gemacht, denn gerade die Wohlthätigkeit ist eine der am meisten verbreiteten und unbestrittensten Tugenden nicht nur der Algierer, sondern aller Moslems, und ist es von jeher gewesen. Es ist geradezu beispiellos, daß ein Armer, der um Brot bittet, zurückgewiesen wird. Geld geben sie allerdings fast nie, weil es eben sehr rar bei ihnen ist, und aus diesem Grunde und weil zinstragende Anlagen nicht vorkommen, verscharren sie es allerdings gern. Dies geschieht aber nicht aus Geiz, sondern um einen Nothpfennig zurücklegen, der vor der Gewaltsamkeit der Machthaber geschützt ist. Geiz ist im Gegentheil bei ihnen fast unbekannt, eher fallen sie ins entgegengesetzte Extrem; eine an Verschwendung grenzende Freigebigkeit kommt sehr häufig vor. Durch welche Brille hat hier der Pater gesehen!

„Nur in einem Punkte," so fährt der Spanier fort, „sind sie freigebig; wenn es sich nämlich darum handelt, einen Christen lebendig verbrennen zu lassen, um den Tod eines Renegaten oder Moslems zu rächen, der in Spanien auf Befehl des heiligen Officiums (der Inquisition) den Feuertod erlitten hat, was allerdings oft vorgekommen ist. Dann laufen sie durch alle Straßen, sammeln rechts und links Geld, und Jedermann beeilt sich, zu dem frommen Werk beizusteuern, damit man nämlich einen Christensklaven ankaufen könne, um ihn den Flammen zu übergeben. Am liebsten laufen sie zu diesem Zweck einen in Sklaverei gerathenen christlichen Priester oder Mönch, denn ihr Haß gegen unsern heiligen Stand ist unbändig."

Man kann nicht umhin zu schaudern über diese cynische Naivetät des Paters. Er findet es ganz in der Ordnung, daß das heilige Officium jährlich Tausende von sogenannten Marranen (so nannte man die gewaltsam bekehrten Araber und Juden Spaniens, die im Geheimen noch ihrem früheren Glauben anhingen) und Renegaten (die meistentheils auch nur widerwillig bekehrte, später nach Afrika geflüchtete und dort zum Islam zurückgekehrte Moriscken waren) verbrennen ließ; aber wenn als Blutrache hierfür die Araber auch einmal einen Christen verbrannten, so muß dies natürlich von ganz anderm Standpunkte und zwar als das schwärzeste Verbrechen betrachtet werden, während die Grausamkeiten des heiligen Officiums fromme Werke sind! Dennoch kennen solche Schandthaten von Seiten der Araber nur sehr selten vor; das heilige Officium überflügelte tie darin ganz entschieden.

Die nächste Todsünde, über welche der Pater sich auslässt, und zwar am ausführlichsten, ist die Fleischeslust. Hier

Digitized by Google

kommen die Araber entsetzlich schlecht weg. „Es giebt," so sagt er, „keine Gattung dieses Lasters, welche diese Leute nicht ausüben. Sie setzen darein ihr Glück in dieser und in jener Welt. Nach der Lehre Mohammed's ist die einfache Prostitution keine Sünde (dies ist durchaus unrichtig). Die Prostituirten sind in Algier so zahlreich, daß man wohl behaupten kann, es gebe dort keine einzige Frau, welche nicht diesem Laster ergeben wäre. Die Lüsternheit der Frauen geht so weit, daß sie den Männern nachlaufen, nicht nur den Moslems, sondern selbst den Christen, die sie bis in ihre Häuser, ja bis auf die Galeeren verfolgen und sich ihnen aufdrängen, unbekümmert um die schreckliche Strafe, welche sie erwartet, wenn ihre Stunden entdeckt werden; denn dann wirft man sie in einem mit Steinen beschwerten Sacke ins Meer. Jedoch bietet die Sitte der dichten Verschleierung eine gute Gelegenheit, sich der Entdeckung zu entziehen. An dieser Ausschweifung der Weiber sind übrigens meistentheils ihre Ehemänner Schuld, von denen viele, den Frauen abhold, der unnatürlichen Wollust ergeben sind. Dies letztere Laster ist das verbreitetste von allen und steht sogar in Ehren bei ihnen, so daß man es offen, bei Tage und in Gegenwart Anderer, ausübt. Diejenigen sind bei ihnen die Angesehensten, welche die meisten Lieblinge unterhalten, die sie prächtig kleiden und am Freitag in Schaaren spazieren gehen lassen, wo dann alle Liebhaber auf der ganzen Umgegend herbeiströmen, um den Jungen den Hof zu machen, ihnen Blumensträuße und andere Geschenke zu verehren, gerade als wären es die schönsten Edelsamen. Einige dieser ruchlosen Menschen treiben die Unnatur so weit, daß sie das ganze weibliche Geschlecht mit ihrem Haß verfolgen. Ein solcher, ein griechischer Renegat und einer der ersten Würdenträger von Algier, ging in diesem Haß bis zu dem Grade, daß er es für eine Schande erklärte, von einem Weibe geboren zu sein (!), und sich rühmte, daß, wenn man ihm seine Mutter zeige, er sie mit eigenen Händen umbringen werde. Aber nicht genug an diesem schändlichen Laster; auch die Bestialität (Umgang mit Thieren) ist bei den Algierern im höchsten Grade verbreitet. Alle Araber sind dieser Gattung der Fleischeslust ergeben; namentlich die Marabute (religiöse Personagen) leisten darin das Unglaubliche."

Das Zuletztgesagte ist baare Verleumdung; am Andern ist (von der Uebertreibung abgesehen) etwas Wahres, doch gilt dies vorzüglich von den Türken und griechischen Renegaten, weniger von den Arabern, obgleich auch sie nicht ganz frei von diesem Vorwurf sind; das über die Frauen Erwähnte dagegen beruht auf fraser Uebertreibung. Die Ehen sind im Gegentheil bei den Algierern meist glücklich und Ehebruch seltener, als in Europa. Vor der Franzosenherrschaft war die Moralität der Frauen Algiers besser, als sie es jetzt ist. Damals gab es in der Stadt Algier nur etwa ein Dutzend Prostituirte, die zu diesem Gewerbe von der Polizei autorisirt waren und Steuer dafür zahlten. Sie standen unter der besondern Aufsicht des Meschuar (Polizeimeisters). Nach den Schilderungen, welche mir viele alte Algierer von diesen Frauen machten, waren sie von den heutigen gemeinen Prostituirten sehr verschieden. Sie scheinen vielmehr eine gewisse Aehnlichkeit mit den Hetären des alten Griechenlands gehabt zu haben, waren „fast Alle der Poesie und des Gesanges kundig, einige auch Tänzerinnen; und man besuchte ihre Häuser, die meist sehr luxuriös eingerichtet waren, denn viele dieser Frauen waren nach arabischen Begriffen reich, keineswegs allein in fleischlicher Absicht, sondern um sich einen geselligen Genuß zu verschaffen. Da die anständigen Frauen zu Niemand empfangen dürfen, so war dies das einzige Mittel für einen unverheiratheten Mann, weiblichen Umgang zu genießen. Ganz wie die griechischen Hetären, so wurden auch diese Frauen mit einer gewissen Achtung behandelt, und verdienten diese wenigstens insofern, als sie ihre Gunst nicht für Geld gewährten; denn Tanz und Gesang trugen ihnen bei der splendiden Freigebigkeit der Araber übergenug ein. Sie galten aber offiziell für Prostituirte, weil es eben nur den Frauen dieser Classe nach arabischen Begriffen gestattet ist, vor Männern zu tanzen und zu singen und frei mit ihnen zu verkehren.

Frau Diego geht hierauf zu der vierten Todsünde über, nämlich zum Laster der Völlerei und der Trunksucht. Hier muß jedoch selbst der strenge Pater gestehen, daß er die Algierer dieses Lasters nicht zeihen kann. Sie seien im Gegentheil nüchtern und mäßig. Da er aber doch etwas sagen will, so müssen die Türken herhalten, deren es vor 1830 stets einige 8000 bis 10,000 in Algier gegeben hat. Daß die türkischen Soldaten dem Raki (einer Art Arrak) noch heute ergeben sind, ist bekannt, und wir glauben es dem Pater gern, daß die Janitscharen Algiers ebenfalls dieses Getränk besonders liebten. Haedo findet, daß sie sogar noch größere Trunkenbolde seien, als die Deutschen, die er für eine fürchterlich hehre Trunk ergebene Nation zu halten scheint. Allerdings kann sich mit dem Spanier wohl kaum ein anderes Volk an Mäßigkeit in Speisen und Getränken messen. Aber wieder kann der Pater das Uebertreiben nicht lassen und giebt uns ein Märchen zum Besten, wonach diese Trunkenbolde von Janitscharen beim Trinken stets einen Brechnapf zur Seite hätten, um sich, ähnlich wie die Schlemmer im alten Rom, bei im Uebermaß Genossenen zu entlehren und dann weiter trinken zu können. Interessant ist eine von Haedo beschriebene Sitte dieser Leute. Sie scheinen danach etwas Aehnliches gehabt zu haben, wie das Schmollichtrinken der deutschen Studenten. Er sagt: Manchmal stoßen sie mit den Gläsern an, reichen sich darauf die Hände und umarmen sich.

Die fünfte Todsünde ist der Zorn. In diesem Punkte findet Frau Diego die Algierer sehr tadelnswerth. „Wegen der größten Kleinigkeit," erzählt er, „gerathen sie in Zorn, sagen sich tausend Schimpfwörter, mitten auf der Straße, die Hochgestellten eben so gut wie das Volk. Wo aber ihr Zorn sich am barbarischsten zeigt, ist in Bezug auf die armen Christensklaven, welche sie oft auf die grausamste Weise verstümmeln. Niemals verzeihen sie einen Verstoß, weder ihren Kindern, noch ihren Frauen und Lieblingen, die sie oft mit tausend Opfereien und Fußtritten mißhandeln. Im Allgemeinen kennen sie weder Maß noch Ziel in Bezug auf die Strafen. Pflegen sie Jemanden, so hören sie nicht eher auf, bis der Mensch halb todt ist. Sie hegen eine große Vorliebe für die grausamsten Strafen, wie Hängen, Lebendigverbrennen, Schinden und Pfählen. Keiner von ihnen tritt vermittelnd für einen Bestraften auf; sie kennen weder Mitleid noch Menschenliebe, sondern sehen lachend den grausamsten Peinigungen zu. Während man in Christenländern die gefangenen Araber menschlich behandelt (?), qualt man in Algier die Christensklaven aufs Schändlichste, schneidet ihnen Ohren und Nasen ab, reißt ihnen die Augen aus ꝛc."

Was soll man zu diesen Beschuldigungen sagen? Ohne Zweifel war an ihnen etwas Wahres, denn die Algierer sind noch heute „rasch zum Zorn". Aber jene Grausamkeiten gegen Christensklaven, namentlich die vielen Todtungen, sind unglaublich, denn es lag ja im Interesse der Araber, dieselben am Leben und bei Gesundheit zu erhalten. Worin der Pater jedoch nicht übertreibt, das ist in Bezug auf die Schimpfreden. In dieser Beziehung leistet die Mehrzahl der Algierer noch heute alles Mögliche, wenn auch nicht die Hochgestellten, denen diese halten viel zu viel auf ihre Würde, um sich öffentlich unwürdig zu beschimpfen.

Digitized by Google

Darauf gelangen wir zu der schetten Todsünde, dem Neid. „Dies Laster," so sagt Pater Haedo, „ist bei ihnen so groß, daß selbst der Sohn auf den Vater, der Vater auf den Sohn neidisch ist, und sich nicht einmal Mühe giebt, dies zu verbergen. Keiner gönnt dem Andern einen Gewinn im Handel oder eine wichtige Stelle und Würde. Wenn die Stellen von Kaids oder Scherifs versteigert werden, wie es Sitte ist, so überbieten sie einander oft aus baurem Neid, nur um den Preis in die Höhe zu treiben. Am ärgsten herrscht der Neid unter den Schiffsführern, den Seeräubern und Rhedern, von denen keiner dem andern Erfolge gönnt; eben so unter den Renegaten und Clienten um die Gunst des Patrons. Die Lieblinge der Großen sind oft so neidisch auf einander, daß sie einer den andern vergiften, und nicht selten bringen sie den Herrn selbst um, wenn dieser sich ihren Nebenbuhlern zu günstig zeigt. Eine Tochter des Neids ist die Schadenfreude. Auch dieser sind die Algierer im höchsten Grade ergeben; denn wenn sie einen früher Mächtigen im Staube sehen, so sind sie überglücklich, und wäre es ihr nächster Verwandter."

So weit Fray Diego über den Neid. Wir können ihn in dieser Beziehung vielleicht der Uebertreibung, nicht aber der Unwahrheit beschuldigen; denn der Neid ist in der That unter diesen Völkern in auffallender Weise verbreitet. Ich kenne unzählige Beispiele davon. Dies ist das gewöhnlichste Laster aller gesunkenen Völker, die sich nicht aus ihrer Gesunkenheit emporarbeiten können, aber doch anderen nicht die Errungenschaften einer höhern Cultur gönnen. Heutzutage äußert sich dieser Neid hauptsächlich den Europäern gegenüber, deren Ueberlegenheit sie anerkennen müssen, die sie aber deshalb viel mehr hassen, als aus irgend einem andern Grunde.

Was nun die siebente Todsünde, die Faulheit, betrifft, so hat der Pater gewonnenes Spiel, wenn er die Algierer derselben zeiht; denn nach europäischen Begriffen sind diese Leute fast ausnahmslos Müßiggänger, d. h. selbst diejenigen, welche arbeiten, thun dies doch gewöhnlich in viel geringerm Grade, als die Mehrzahl der Europäer. Die Leute haben eben andere Begriffe von der Arbeit als wir. Ihre große Bedürfnißlosigkeit macht es ihnen möglich, auch vom Ertrag geringer Arbeit zu leben. Dennoch halte ich es für unrichtig, ihre Art des Müßiggangs als ein Laster zu bezeichnen. Unser Sprüchwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang" findet hier keine Anwendung; denn dieses genügsame Volk bedarf keiner gewaltsamen Zerstreuungen, um die unbeschäftigten Stunden auszufüllen. Sie sitzen feierlich und gravitätisch da, führen oft sehr ernste, ja nicht selten religiöse Gespräche, und so ist es mehr eine beschauliche Muße, als eigentlicher Müßiggang (nach europäischen Begriffen), der sie sich ergeben.

Zur Kenntniß von Nordaustralien.

Mitgetheilt von einem alten australischen Colonisten.

I.

H. G. Erst in der neuesten Zeit hat man theils durch die Anlegung einer jungen Colonie um Port Darwin, theils durch den von Port Augusta mitten durch den australischen Continent nach Port Darwin errichteten und am 22. August 1872 vollendeten Ueberland-Telegraphen etwas eingehendere Kenntniß über Nordaustralien gewonnen, welches bis dahin so gut wie unbekannt war. Die folgenden Mittheilungen beruhen auf den treuen Beobachtungen und Erfahrungen eines früher in Port Darwin Anwesenden, welcher von Adelaide aus die Reise dahin und zurück über Land, d. i. mitten durch den Continent, unternahm und ausführte.

Nordaustralien ist ein gesundes Land. Dies bewiesen verschiedene Zeugnisse. Es liegen uns da zunächst die Resultate aus der ehemaligen Ansiedelung Port Essington vor, auf der Halbinsel Coburg etwas östlich von Port Darwin. Wenn dieselbe, welche eigentlich nur ein Depot für anlaufende Schiffe bildete, auch schon nach elf Jahren wieder aufgegeben ward, so geben doch die Aussagen einstimmig dahin, daß man sich während dieser kurzen Zeitraumes durchweg der vorzüglichsten Gesundheit erfreut habe*). Der verschollene Forschungsreisende Dr. Leichardt auf seiner Reise von Moreton Bai nach Port Essington spricht sich über den wohlthätigen Einfluß des Klimas auf ihn selber wie auf seine Gefährten äußerst lobend aus. Gregory, welcher neun Monate am obern Victoriafluß im nord-

*) Darüber sind die Aussagen nicht übereinstimmend. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Man hatte die Nothwendigkeit eingesehen, an der Nordküste einige Häfen zu eröffnen, welche Schiffbrüchigen als Zufluchtsort und den Dampfern als Kohlenstationen dienen können. Die früheren Versuche, solche Niederlassungen zu gründen, schlugen fehl. Man hatte auf der Melvilleinsel 1825 Fort Dundas angelegt und dann Fort Wellington, 11½° S. an der Raffleshay; beide Niederlassungen wurden 1829 wieder aufgegeben. Auch der dritte Versuch mißlang. Capitän King hatte schon 1820 den Hafen Essington an der Halbinsel Coburg gefunden und denselben als einen geeigneten Punkt für eine Niederlassung erklärt, weil er den Moskiten nahe und in der directen Verbindungslinie zwischen Indien und Port Jackson liege. Die britische Regierung ließ dann 1824 durch Capitän Gordon Bremer die Küste zwischen 129 und 135° O. in Besitz nehmen und Fort Dundas anlegen. Um 1837 rüsteten die Franzosen in Toulon eine Expedition aus, welche Nordaustralien besuchen sollte. Dieser wollte man zuvorkommen und deshalb gründete Bremer am Apsingtonhafen einen Militärposten, welcher den leider unverweidlichen Namen Victoria erhielt, als ob es nicht Dutzende von Scheden Victorias gäbe! Aber dort war kein Gedeihen, das Klima war ungesund und 1849 wurde auch dieser Posten verlassen. Es war ein Fehler, daß man einen vom Lande umschlossenen Hafen gewählt hatte. In den Gewässern des Hinterindischen Archipelagus und des tropischen Theiles von Australien liegen die gesundesten Punkte allemal an offenen Häfen oder am Ufer schiffbarer Ströme oberhalb des Salzwassers. Windsor Earl, eine unbestreitbare Autorität, hebt in seinem Werke über das tropische Australien diesen Umstand mit Recht hervor. Er erwähnt, daß z. B. die Holländer mehrmals den Plan aufgeben mußten, im innern, landumschlossenen Hafen von Amboina ein Arsenal zu bauen. Auf Lombock ankern die Schiffe auf der Außenrhede, so vortrefflich auch an und für sich der innere Hafen ist; die Engländer mußten auf den Andamanen Port Cornwallis aufgeben und ein Gleiches thaten die Holländer an der Südwestküste von Neuguinea an der Torresstr. An und für sich ist übrigens das Klima auf der Halbinsel Coburg keineswegs ungesund. Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 461 f.

Digitized by Google

westlichen Australien zubrachte, macht dieselbe Aussage. Dr. Miller, der jungen Ansiedlung um Port Darwin von Seiten der südaustralischen Regierung als Arzt beigegeben, erklärt amtlich über dort, daß er nie zuvor in einer gesundern Gegend gelebt habe, und daß Krankheiten so gut wie unbekannt seien.

Es ist freilich wahr, daß von den Personen, welche bei der Einrichtung des Ueberland-Telegraphen thätig waren, vielfach Klagen laut geworden sind über das Klima und über Krankheiten, die sich unter ihnen einstellten. Aber man darf dabei nicht übersehen, daß die Erfahrungen dieser Leute ausnahmsweise waren. Sie litten häufig Mangel an den nöthigen Lebensmitteln, mußten sich den heftigen Regen eines tropischen Sommers ohne hinlänglichen Schirm und Schutz aussetzen und waren, in Folge der anstrengenden Arbeiten in den sehr heißen Monaten, außerordentlich erschöpft. Kein Wunder, daß sich da Fieber und Rheumatismus einstellten und einige Todesfälle vorkamen. Dasselbe würde, unter ähnlichen Verhältnissen, in jedem andern Klima eingetreten sein.

Ueber das Innere Nordaustraliens lauten die Nachrichten nicht minder günstig. Die auf den Stationen des Ueberland-Telegraphen Angestellten befinden sich außerordentlich wohl und Reisende, welche neuerdings den Continent von Süd nach Nord und zurück durchkreuzt haben, behaupten, daß sie sich auf dieser langen Reise viel besser befunden haben, als z. B. in Adelaide. Dyspepsie, Kopfweh, Gallenleiden ꝛc. sind auf dem höhern Tafellande von Centralaustralien unbekannt.

In dem Berichte der Gregory-Expedition spricht sich der begleitende Arzt, Elsey, in folgender Weise über das Klima von Nordwestaustralien aus:

„Man hat am Victoriaflusse drei Jahreszeiten zu unterscheiden: 1) nasse, welche mit December beginnt und mit Februar abschließt; 2) die kühle oder den Frühling, von März bis Juli; 3) die trockene oder heiße, von August bis November. Wir trafen im September am obern Victoriaflusse ein. Die ganze Gegend war ausgedörrt, die Vegetation vertrocknet und Buschfeuer zeigte sich häufig. Dann setzte zu Ende Novembers der Regen ein, welcher Mitte Decembers am heftigsten wurde, aber mit Januar so ziemlich aufhörte. Zu Ende Februars hatte die Atmosphäre ihre alte Trockenheit wieder gewonnen, und nun trat bis Ausgang Juli das herrlichste Wetter von der Welt ein. Selten zeigte das Thermometer nur Mittag mehr als 95° Fahrenheit (28° Réaumur), und diese Temperatur wurde noch durch eine sehr angenehme Brise von Südost, welche fünf Wochen lang anhaltend und vier Monate mit geringen Unterbrechungen dort weht, gemäßigt. Die Tage waren hell und wolkenlos, und die Nächte klar und kühl."

Diese Beschreibung paßt auch für das Klima von Port Darwin. Von März oder April bis Juli herrscht die kühlere Jahreszeit, mit August oder September setzt aber eine intensive Hitze ein, bis dann im December der Regen beginnt.

Viel Comfort darf man freilich in der Regenzeit nicht erwarten, denn es herrschen gleichzeitig große Hitze und große Feuchtigkeit, so daß man sich in einem permanenten türkischen Bade zu befinden glaubt. „Every thing is damp and sodden," sagt unser Gewährsmann. Das ist, ohne Frage, nichts weniger als angenehm, aber es ist doch keineswegs ungesund. Im Gegentheil, manche Aerzte behaupten, daß gerade die warmfeuchte Jahreszeit, wegen der beständigen Perspiration, welcher der Mensch ausgesetzt ist, die gesundeste sei *).

*) Heißfeuchtes Klima wirkt im tropischen Tiefland auf die Dauer abspannend und ermattend ein auf europäische Menschen. Das lehrt die Erfahrung überall. A.

Nicht vergessen darf man aber, daß Nordaustralien den großen Vorzug vor Südaustralien hat, von dem heißen Nordwinde und den entsetzlichen Staubwolken, die damit verbunden sind und die man „den australischen Schnee" genannt hat, frei zu sein. Diese schreckliche Plage des Südens; welche nur derjenige zu würdigen weiß, welcher dort gelebt hat, ist im Norden völlig unbekannt. Der Nordwind ist vielmehr, wenn man von Port Darwin herab durch den Continent reist, so lange ein kühler Wind, bis man in die Nähe von Südaustralien gelangt und die berüchtigte „Stony Desert" passirt hat. Erst nachdem der feuchte Nordwind über diese ausgebreiteten feurigen Sandwüsten gestrichen, verwandelt er sich in den gefürchteten brennend heißen, trockenen Nordwind der südlichen Gegenden.

Darf man nun auch annehmen, daß das Klima des nördlichen Australiens im Allgemeinen dem des südlichen so ziemlich gleichkommt, nur daß sich die Jahreszeiten mit ihrem Eintritte vertauschen (im Süden beginnt die heiße, trockene Zeit mit December, und die nasse mit Mai), so steht doch außer Frage, daß Europäer nicht im Stande sind, im Norden dasselbe Quantum Arbeit zu verrichten, wie im Süden. Es ist eben eine tropische Gegend mit potenzirter Hitze, und darum wird die arbeitende Classe immer aus Malayen und Chinesen bestehen müssen, während den Europäern nur die Rolle des Controlirens verbleibt.

Soviel über das Klima. Wir gehen jetzt auf den productiven Werth des Bodens über.

Ganz abgesehen von lohnenden Goldfeldern, welche nach den Anzeichen, wie sie augenblicklich vorliegen, vielleicht schon bald aufgefunden werden, empfiehlt sich Nordaustralien wegen seiner nahrhaften Gräser für Viehzüchter zur Ansiedelung. Wahr ist, daß die Gräser von ziemlich grober Beschaffenheit sind, allein das kommt daher, weil sie nicht vom Vieh befressen und damit kurz gehalten werden. Weidende Pferde- und Rindviehherden würden sie wohl sehr bald verfeinern. Es wächst in Nordaustralien sehr allgemein ein hohes, buschiges Gras in der Länge von 5 bis 8 Fuß, welches Rinder schnell fett macht, vortreffliches Heu liefert, und dessen Wurzel einen zuckerartigen Stoff enthält, den die Eingeborenen gern kauen. Auch finden sich, wie z. B. am Mole's Hill am obern Roperflusse, ausgedehnte Ebenen, die mit wildem Reis bedeckt sind; dieser wächst 5 bis 10 Fuß hoch, und seine Enden, die einen kleinen dunkeln Samen enthalten, werden von den Pferden mit großer Begierde gefressen. Ueberhaupt ergeben die bisherigen Erfahrungen, daß Pferde und Rindvieh in Nordaustralien vortrefflich gedeihen.

Wenn zur Zeit, als der Ueberland-Telegraph eingerichtet wurde, viel von Sterblichkeit, namentlich unter den Ochsen, die Rede war, so fällt das keineswegs dem Klima oder dem Lande zur Last. Das Vieh wurde nach einer langen Seereise in einem erbärmlich schwachen Zustande gelandet, und noch dazu in der heißesten Jahreszeit, wo es an Futter mangelte, und mußte dann sofort, ohne daß man ihm Zeit zur Erholung gestattete, an die schwerste Arbeit gehen. Auch hatten die Ochsen in einigen Gegenden von einer giftigen Pflanze gefressen und starben davon. Dies waren aber nur Ausnahmen.

Der Versuch hat gelehrt, daß Centralaustralien passirbar ist, deshalb vermeidet man nun die den Thieren so gefährliche Seereise. Gegenwärtig werden Pferde und Rindvieh in Menge von Süden durch den Continent nach Norden getrieben; dazu kommen die bedeutenden Transporte, welche aus dem obern Queensland am Roperflusse eintreffen. Ja, man ist sanguinisch genug anzunehmen, daß die Zeit nicht

Digitized by Google

fern liege, wo man sich nach einem Markte für das überschüssige Vieh des nördlichen Territoriums werde umsehen müssen.

In Madras, Calcutta und auch auf Java sind australische Pferde sehr beliebt und gesucht, und der Export damit würde sich dort gut bezahlt machen. Was Rindvieh anlangt, so besteht in Ostindien und den Inseln, wo man kaum den zehnten Theil des Bedarfs aufbringen kann, eine große Nachfrage nach getrocknetem Fleische, und man glaubt, daß sich derartiges Fleisch in Nordaustralien, bei der Trockenheit der Atmosphäre, in der Zeit von März bis August, selbst ohne Anwendung von Salz, mit Leichtigkeit werde zubereiten lassen. Auch würde Mauritius einen vortheilhaften Markt für Schlachtvieh darbieten, und unter solchen Umständen könnten die Schiffe, welche von dort regelmäßig mit Zucker nach Australien abgehen, als Rückfracht Vieh verladen. Die Reise würde ungefähr fünf Wochen in Anspruch nehmen und müßte mit Februar beginnen.

Die Frage, ob auch Schafe in Nordaustralien gut fortkommen, kann noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden, scheint aber nach den bisherigen Erfahrungen verneinend aufzufallen. Jene, welche die Gebrüder Millner durch den Continent trieben, wogn sie länger als achtzehn Monate gebrauchten, trafen in einem sehr erbärmlichen Zustande am Roperflusse ein. Man nimmt an, daß sich die Wolle sehr bald verschlechtere und eine haarartige Beschaffenheit annehmen werde. An Barrow's Creek, ungefähr im Centrum Australiens, sollen Schafe recht gut fortkommen. Ziegen prosperiren überall in Nordaustralien.

Eine Erinnerung an die Irokesen.

„Vor einigen Tagen (im Juni 1873) wurde vom Indianerstamme der Tuscaroras eine große Ceremonie gefeiert, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie vielleicht die letzte ist. Sie war verbunden mit der Wahl neuer Häuptlinge und fand statt auf der Reservation, welche diesem Stamme vorbehalten ist. Dieses Gebiet liegt unweit von Lewiston im westlichen Theile des Staates Neuyork, und ist 6 Miles breit, 4 Miles lang. Der große Rath war vor mehr als zwanzig Jahren zuletzt versammelt gewesen und seitdem hatten die Tuscaroras durch Tod und Unglücksfälle neun Vorsteher verloren. Nun sind sie zusammengekommen, um wegen der Abgeschiedenen zu trauern und neue Wahlen vorzunehmen. In der Lewiston-Reserve sind nur noch etwa 300 Tuscaroras ansässig, bei jener Feierlichkeit waren jedoch ungefähr 600 Indianer beisammen, weil die übrigen Stämme des Bundes der Irokesen Abgeordnete geschickt hatten.

Alles ging mit Anstand und Würde vor statten; die Ceremonie wurde unter des großen Geistes freiem Himmel abgehalten. Zuerst stimmte man Klagegesänge an und pries die Häuptlinge, welche nun auf den herrlichen Jagdgründen ein glückliches Dasein führen, und dann wurde die Friedenspfeife geraucht. Sodann gingen Alle in feierlichem Zuge nach dem Langen Hause. Dasselbe ist 50 Fuß lang, 20 breit und ganz in indianischer Weise, nur allein von Indianern und ohne daß dabei irgendwelche Werkzeuge der weißen Leute benutzt worden wären, aus Pfählen, Baumrinde und Beidenruthen aufgeführt worden. In demselben sang man abermals Klagelieder und dann wurden die neuen Häuptlinge eingeführt. Den Schluß bildeten ein Festmahl ganz nach Indianerweise und Kampf- und Kraftspiele, die mit Kriegesgesängen abwechselten." —

Die vorstehenden Angaben entlehnen wir nordamerikanischen Blättern. Sie erinnern und daran, daß die Irokesen einst eine hervorragende Stellung unter den Indianern einnahmen. Noch sind Reste von ihnen übrig, und diese haben wenigstens den Trost, daß sie doch etwas von dem Boden innebehalten haben, in welchem die Gebeine ihrer tapferen Vorfahren begraben sind. Man hat sie nicht, gleich den südlichen Völkern, z. B. den Krihks, Tschirockis, Tschikasahs, Seminolen ꝛc., mit Gewalt aus ihrem Lande verdrängt und zwangsweise auf das westliche Ufer des Mississippi hinübergeschafft. Sie sitzen, eingepfercht wie sie sind, ein friedliches Dasein, und vielleicht sind noch einige Hundert von ihnen im nächsten Jahrhundert übrig. Aber die Zahl der Stammgenossen nimmt fortwährend ab; auch sie sind ein aussterbendes Volk. Es erweckt in und ein elegisches Gefühl, wenn wir nun hören, daß ihnen eine Erinnerung an ihre vormalige Größe übrig geblieben ist und daß sie ihre alten Bräuche mit Ehrfurcht bewahren. Ihre Leiber alle werden, wenn der letzte Irokese nach den glücklichen Jagdgefilden gewandert ist, neben denen ihrer Ahnen ruhen, an den blauen Fluthen des Ontariosees.

Denn der Hauptsitz der Irokesen war im westlichen Neuyork, wo noch die Namen vieler Städte, Flüsse und Seen ihrer Sprache angehören. Die „Sechs Nationen" reichten in den Tagen, da sie gewaltig waren, westlich bis an den Ohio, nördlich bis an den Champlainsee und den St. Lorenz, östlich bis in die Gegend, wo nun Albany am Hudson liegt. Auch ließen sie ihren Kriegsruf am Obern See erschallen und in Canada bis unter die Mauern von Quebec. Sie hatten das Stammesfeuer der nun längst verschollenen Eries ausgelöscht, die Susquehannocks vertilgt, die Lenapis, Nantikoks und Monsis unter ihr Joch gebeugt, die Metoacks und Manhattans zinspflichtig gemacht und waren in der ganzen Gegend gefürchtet, welche man als Neuengland bezeichnet. Gen Süden zogen sie bis in das Land der Katahbas und Tschirockis; sie kämpften mit der Streitaxt auch in Virginien und in Illinois und weit und breit zitterten die Völker vor diesen Konoschioni.

Die Zählung von 1870 giebt für den Staat Neuyork 4894 Indianer an; auf diese winzige Ziffer sind also hier die Sechs Nationen herabgekommen. Sie würden, wenn nicht die Weißen ins Land eingedrungen wären, ihre Herrschaft weit und breit ausgedehnt und auch befestigt haben, denn nur sie hatten eine Art von Staatswesen, das allein schon hinreichte, ihnen ein Uebergewicht zu geben. Bei den Krihks finden wir nur schwache Ansätze zu einem solchen, während bei den Irokesen gegliederte Bundeseinrichtungen vorhanden waren, von welchen auch heute noch Reste übrig sind.

Ueberlieferungen und alte Denkmäler lassen keinen Zweifel darüber, daß einst verschiedene Völker um den Besitz des westlichen Neuyork gestritten haben. Es ist ein Paradies mit zahlreichen Gießen und Binnenseen, ergiebig an Fischen, und hat fruchtbaren Boden, auf welchem Mais üppig gedeiht; Wiesen und Wälder waren von Wild belebt. Dort sind die Konoschioni Sieger über die anderen geblieben; der Name Irokesen (Iroquois) ist ihnen von den Franzosen

Digitized by Google

beigelegt worden, von Hiro, d. h. ich habe gesagt, weil jene, gleich den Römern, ihre Rede mit diesem dixi endigten, und Kue, einem Ausruf, der Trauer andeutete, wenn er langgezogen wurde, und Freude, wenn man ihn kurz ausstieß. Konoschioni bedeutet Erbauer von Hütten, welche bei den Irokesen dauerhafter errichtet waren, als die Wigwams der übrigen Stämme.

Die Engländer bezeichneten die Konoschioni als die fünf Nationen, bis 1714 die Tuscaroras, deren Heimath Nordcarolina war, als Sechste in den Bund aufgenommen wurden. Es ist kennzeichnend, daß sie andere Stämme sich einverleiben und in ihren Bund aufnahmen; sie thaten das mit Plan und Vorbedacht, weil sie wohl wußten, daß sie dadurch an Stärke zunahmen. Die Fünf Nationen: Mohahls (Mohikaner), Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senekas, bezeichneten sich selbstbewußt auch als Ongue honue, d. h. das Volk, welches alle anderen übertrifft; honue bedeutet Mann, ongue: wirklich, also ein Mann, der in der That ein richtiger Mann ist. Als sie ihren Bund schlossen, nannten sie sich Konoschionis, Volk des langen Hauses; bildlich: ein vereinigtes Volk. Das „lange Haus", das Gebiet des Bundes, dehnte sich von Osten nach Westen über eine Strecke von mehr als 70 deutschen Meilen aus.

Die ganz ungerechtfertigte Annahme, daß die Indianer aus Asien nach der sogenannten neuen Welt gekommen seien, wird auch heute noch dann und wann wiederholt, hat aber nicht die Spur von Grund und Boden. Die Irokesen haben ganz recht, wenn sie sagen, daß sie Aoneo entsprossen seien (d. h. Amerika), und dieses dachten sie sich als eine Insel. Sie stehen unter besonderm Schutze der höchsten Macht, welche Alles schuf. —

Als viel Streit und Krieg das Land zerrüttete, traten weise Männer auf und besänftigten den Zwist. Der Bund wurde am Ufer des Onondagosees geschlossen und bildete die Lange Hütte. An der östlichen Thür standen die Mohats, deren Gebiet vom obern Delaware bis zum Champlainsee reichte; sie galten unter allen für die tapfersten, und wenn auch heute kaum eine Seele mehr von ihnen auf Erden ist, so sind sie doch durch Cooper's bekannten Roman poetisch verherrlicht worden. Am westlichen Eingange hielten die Senekas, „Volk des Hügels", Wacht; die Oneidas standen am östlichen Eingange, seitdem 1776 die Mohats nach Canada hinübergeflüchtet waren; von den Oneidas leben kleine Reste in Wisconsin. Die Cayugas warren nicht zahlreich, hatten aber oftmals große Krieger und Redner. Die Onondagos stellten immer den Atotarho, d. h. den obersten Häuptling des Bundes, und bei ihnen wurden die Bundesversammlungen abgehalten. Ihre Sprache war so zu sagen die Hof- oder politische Sprache, und es war uns interessant zu lesen, daß jetzt bei der Wahl der Tuscarorahäuptlinge die Reden in der Sprache der Onondagos gehalten wurden; die alten Ueberlieferungen hat man also auch in dieser Hinsicht bewahrt.

Die Sage, welcher wohl etwas Historisches zu Grunde liegt, erzählt, daß man nach Abschluß des Friedens einen Vorsteher des Bundes ausfindig machen wollte. Die ausgesandten Forschungsboten waren Mohaks und sie fanden den richtigen Mann. Derselbe saß in einem Sumpfe und rauchte Tabak; sein Körper war mit Schlangen umwunden, welche die Köpfe weit vorstreckten und züngelten. Der Mann war unverwundbar; seine Schüsseln und Löffel waren aus Schädeln der von ihm getödteten Feinde bereitet. Diesem Manne brachte man Geschenke dar; die Abgesandten rauchten aus seiner Tabakspfeife, ihn ernannte man zum Bundesvorsteher und schmückte ihn mit einem mächtigen Wampumgürtel. Seitdem ist stets ein Onondago oberster Beamter gewesen, und der Name Atotarho bezeichnet dessen Würde.

Es läßt sich nicht ermitteln, wann der Bund gegründet wurde (ob 1414, 1535 oder später); er war eine Conföderation zu Schutz und Trutz, in welcher jedes Volk im Uebrigen unabhängig blieb. Bundesangelegenheiten wurden durch die Sachems, bevollmächtigte Häuptlinge, berathen und beschlossen, nachdem diese zuvor mit den Aeltesten und Kriegern ihres Stammes die Angelegenheiten erörtert hatten. Im Bundesrathe der sechs Sachems war Einstimmigkeit erforderlich; der Atotarho war Vorsteher auf Lebenszeit. Das geheiligte Raths- und Bundesfeuer war zu Onondago. Die Vorsteherschaft im Kriege war von der bürgerlichen völlig getrennt; die Boten, Herolde, hatten selbst in Feindesland einen unantastbaren Charakter, denn sie besandten sich unter besonderm Schutze des großen Geistes; sie trugen die Friedenspfeife vor sich her, deren rother Kopf mit weißem Thon oder Kreide überzogen wurde, um die Farbe des Blutes zu verdecken. Der Bund hatte funfzig Vorsteherschaften, deren Bezeichnung bis heute fortdauert, aber diese Würden und Aemter waren nur auf die fünf Nationen beschränkt; den erst spät aufgenommenen Tuscaroras wurden dergleichen nicht zuerkannt. Im Bundesrathe hatten diese Vorsteher nichts zu beschließen.

Bemerkenswerth ist die Achtung, welche dem weiblichen Geschlecht bewiesen wurde, und bejahrte Frauen hatten großen Einfluß; man kann sagen, daß sie ein conservatives Element bildeten; sie waren „Friedemacher" und hatten das Recht, im Krieg einen Waffenstillstand zu beantragen, denn eine Frau konnte das, ohne daß die Männer für sie gehalten werden durften. Die Frauen hatten ihre eigene Rednerin und hielten ihre besonderen Versammlungen. Wie finden, daß jüngst bei der Versammlung der Tuscaroras die Frauen zum Theil die Wahlcandidaten aufstellten und hinterher die Wahl bestätigten.

Das Volk glaubt an Hexenmeister und Hexen, welche, wie es meint, einen Geheimbund bilden; sie können sich in Wölfe oder Füchse verwandeln, in einen Trutzhahn oder in eine Eule, auch in einen Baumstamm. Sie hexen mit Schlangengift oder giftigen Wurzeln und können dem Menschen Haare und Würmer in den Körper blasen. Ein alter Onondago erzählte, er sei einst in die Erde gesunken, hinab in einen großen Raum, in welchem einige Hundert Hexen und Hexenmeister ihren Sabbath hielten. Am andern Tag erzählte er, was er gesehen, und nun gingen die Vorsteher mit ihm von einem Wigwam zum andern; er bezeichnete die Theilnehmer und sie wurden alle verbrannt. Auch bei den übrigen Stämmen trat der Wahnwitz des Hexenglaubens auf, und die Irokesen lieferten ein Nebenstück zu den Hexenverfolgungen der Christen. Der Glaube an Vampyre ist noch nicht erloschen; bei Nacht erscheinen Geister, treffen Leichen an und saugen Lebendigen das Blut aus.

Manche Irokesen sind Ackerbauer geworden, es hat aber sehr schwer gehalten, sie zu einem civilisirten Leben zu bringen. Sie haben große Neigung zur Obstbaumzucht, namentlich zu jener des Apfels; einige treiben Viehzucht, oder sind auch Handwerker und haben Sägemühlen. Friedlich sind sie alle geworden, diese Ueberreste der Krieger, „deren Durst nach Ruhm nicht gelöscht werden wird, so lange noch eine Brust säugt und die vor seiner Gefahr zittern. Sie haben nun längst ihren Tomahawk begraben und werden ihn niemals wieder aus der Erde nehmen." Im Jahre 1850 zählten die Cayugas nur noch 123, die Mohaks 20 Köpfe. (Karl Andree, Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, S. 283 bis 289.)

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Forsyth's neue Expedition aus Indien nach Osturkestan.

Atalik Gasi, Befehlshaber Kaschgariens, sucht gleichzeitig Führung mit St. Petersburg und Calcutta. Von Kaschgar aus schickte er eine Gesandtschaft nach der Hauptstadt Indiens; sie ging von dort nach Konstantinopel zum Padischah der Osmanen, der nach immer für das Oberhaupt aller Mohammedaner gilt („Globus" XXIV, S. 81), und ist jetzt (Mitte August) auf dem Rückwege, den sie abermals über Indien nimmt. Gleichzeitig ist aber auch eine kaschgarische Gesandtschaft an der Newa eingetroffen, um dem Zar Geschenke des Atalik Gasi zu überbringen. Es scheint, als ob diesem Boron Kaulbars, welcher im Frühjahr 1872 einen Freundschafts- und Handelsvertrag in Kaschgar abschloß, den Standpunkt klar gemacht habe, welchen er Rußland gegenüber einzunehmen habe. Kaulbars folgt auf Shaw und Forsyth, und nun folgt wieder Forsyth auf Kaulbars.

Wir haben mehrfach erwähnt, daß die indische Regierung sehr sorgfältige und umfassende Vorkehrungen für Forsyth's neue Expedition nach Kaschgar treffen ließ; jetzt aber lesen wir in einem Bericht aus Calcutta vom 15. Juli („Mail", 13. August), daß dieselbe von Morri im Himalaya aus sich in Bewegung gesetzt habe. Die Capitaine Trotter und Biddulph und Dr. Stoliczka waren nach Leh vorangegangen, sie transportirten die 20 Maulthiere, welche die für den Atalik Gasi bestimmten Geschenke trugen. Von Leh aus, wo die letzteren vorerst bleiben, wollten die beiden Offiziere den Tschangtschemmo-Paß, der nach Kaschgarien (Osturkestan) hinüberführt, genauer als bisher geschaut erforschen. — Oberst Gordon, der zweite im Commando, war mit dem Lager, d. h. den die Expedition begleitenden Soldaten, nach Srinagar, der Hauptstadt Kaschmir's, abgegangen; sie wollte dort etwa zwei Wochen bleiben, um die nöthigen Winterkleider zu beschaffen. Forsyth, der an der Spitze des Unternehmens steht, blieb inzwischen in Simla, um dort den aus Konstantinopel zurückkehrenden Gesandten zu erwarten, welcher die Reise mit der englischen Gesandtschaft nach Kaschgar machte. Forsyth will rechtzeitig aufbrechen, um etwa am 1. October den Karakorumpaß zu überschreiten; man weiß aus Erfahrung, daß dann die günstigste Zeit ist. Shaw war Mitte Juli in Leh; er hatte umfassende Vollmachten, um alles zu beschaffen, dessen die Expedition bedarf; dem Maharadscha von Kaschmir war schon im April ein Verzeichniß von Allem gegeben worden; er hatte also Zeit, das Nöthige zu besorgen.

In den Aufsätzen, welche der „Globus" jüngst über Forsyth's frühere Reise mitgetheilt hat, ist auch erwähnt worden, daß damals die Beamten auf Kaschmir, welche ihm beigegeben werden waren, ihre Schuldigkeit nicht gethan haben und die Expedition in große Verlegenheit brachten. Solche Pflichtversäumniß kann diesmal nicht wieder vorkommen, denn Forsyth hat einen Offizier vorausgeschickt, der nachsieht und dafür sorgt, daß an jeder Station alles vorschriftsmäßig besorgt worden ist; außerdem hat Forsyth nach 150 Maulthiere und Pferde für eigene Rechnung ankaufen lassen, damit es diesmal nicht wieder daran fehle. Die Bedeckung besteht aus 20 Mann vom Guidencorps; als Maulthiertreiber hat man Sikhsoldaten aus dem Pendschab genommen, und ein tüchtiger, zuverlässiger Eingeborener, Nessaldar Assul Chan, dient als Adjutant; er ist Schwager des Chans von Afghanistan, „und sein Familieneinfluß kann sehr nützlich sein".

Die Expedition wird etwa anderthalb Jahr unterwegs sein, es ist aber Fürsorge getroffen worden, daß sie in jedem Monate Nachrichten durch die Post erhalte, welche von Lahore und Kaschmir nach Leh geht; von dort ab wird Shaw dieselbe regelmäßig über den Karakorumpaß weiter befördern lassen. „Außerdem wird die Verbindung mit Indien auf eine zweite Art stattfinden, über welche ich keine Einzelnheiten zu geben brauche. Uebrigens will ich bemerken, daß die Mission auf Beihilfe der Russen rechnet, falls Forsyth von Kaschgar aus über Taschkend oder Wernoje Nachrichten abschicken will."

Bisher war ein Arzt, J. E. T. Aitchinson, Commissär in Leh; er ist nun durch Shaw ersetzt worden. Sein Bericht über den Handel Indiens mit Centralasien enthält die neuesten Angaben und beginnt sich auf das Jahr 1872. Wegen der späten Jahreszeit waren aus Jarkend nicht so viele Karawanen wie gewöhnlich in Leh und im Pendschab eingetroffen; dennoch stieg die Handelsbewegung höher als in irgend einem Vorjahre, nämlich auf den Werth von 158,480 Pfund Sterling. Gold aus Gruben von Thok Dschalong (über welche wir, den Nachrichten des Panditen folgend, im „Globus" ausführliche Nachrichten gegeben haben) in Tibet, und dann auch aus Kaschgar, ist an die Stelle der Silberbarren getreten, welche früher aus Tibet und China nach Indien importirt wurden. Andererseits sind die Tibetaner auf den Märkten von Rudok und Gortok sehr begierig, indische Silbermünzen zu bekommen; sie verkaufen ihre Peschm, d. h. die feine Wolle ihrer tibetanischen Ziegen und Schafe, lieber direct an englobrikische Unterthanen, als an die Kaschmiris, denn diese letzteren sind unzuverlässige Kaufleute und ihr Geld ist nicht so vollwichtig. Zwei Drittel des Handels besteht in indischen Waaren; die Jarkendis und Tibetaner bezahlen die Differenz mit Goldstaub, Goldklumpen, Barren oder geprägtem Gelde; im vorigen Jahre betrug diese Summe 11,097 Pfund Sterling. Die chinesischen „Kurie", von welchen Proben in Wien ausgestellt sind, kommen in Kaschgarien, seitdem dasselbe mohammedanisch geworden ist, außer Cours.

In Tibet ist (auf Befehl der chinesischen Regierung) die Einfuhr indischen Thees verboten worden. Wir haben vor längerer Zeit im „Globus" dieses Verbotes erwähnt, für welches bei der Pekinger Regierung eine schlaue Berechnung maßgebend ist. Sie hat nämlich den Alleinverkauf des Thees der Geistlichkeit übertragen und damit dieser ein Monopol in die Hände gespielt. Die Bonzen würden durch Thereinfuhr aus Indien durch Concurrenz in ihrem Vortheil beeinträchtigt worden und wollen begreiflicherweise von einer solchen nichts wissen. C. J. Cooper hat dafür in seinem von uns öfters erwähnten Reisewerke die Beweise beigebracht.

Wir wollen hier bemerken, daß der Anbau des Thees in Indien fortwährend und bedeutend an Ausdehnung gewinnt, jetzt nun auch in dem Niederlande unterhalb Dardschiling, in dem sogenannten Terai. Die Arbeiter werden gut gehalten und ihre Frauen sind mit Silberschmuck förmlich beladen. In einem Thegarten von 409 Acres Fläche wurden 1872 von jedem Acker 480 Pfund geerntet und man hoffte für 1873 auf 560 Pfund. Dieser Thee aus dem Terai bei Dordschiling ist vortrefflich und erzielt auf dem Calcuttaer Markte die höchsten Preise. —

Um wieder auf das erwähnte Verbot zurückzukommen, so ist es merkwürdig, daß die Tibetaner im vorigen Jahre eine beträchtliche Quantität Ziegelthee nach Leh in Ladakh gebracht haben und daß die Jarkendis chinesischen Thee aus Bombay und Calcutta in Kugelform kaufen. Dieser letztere ist grob und hat einen starken Geschmack; man verfertigt ihn gleich dem Ziegelthee (so genannt, weil er die Gestalt von Backsteinen hat) aus den Abfällen; in Jarkend ist er sehr beliebt. Aber auch oller grüne Thee von Almora und der Umgegend findet seinen Absatz nach Centralasien. Der Gola tscha, Ballenthee, ist sehr wohlfeil; dennoch trinken die ärmeren Leute in Ladakh einen Aufguß der Rinde des Eibenbaumes, welche

Digitized by Google

in Amritsir und anderen Plätzen eigends für sie zubereitet wird.

Der in den Siedereien von Schahdschehanpur bei Mirat raffinirte Zucker ist viel süßer als der russische, er verdrängt mehr und mehr diesen letztern von den centralasiatischen Märkten und würde alles andere Fabrikat aus dem Felde schlagen, wenn man ihn so zu krystallisiren wüßte, daß er beim Transport über die Hochgebirge gegen Einwirkungen der Feuchtigkeit Stand hielte. Die Pescḥm ist 1872 fast ganz nach dem Pendschab importirt worden, nicht, wie sonst, nach Kaschmir. Sie stieg für das Maund (80 Pfund) von 5 auf 7 Pfd. Sterling, wegen der Erpressung von Seiten der Behörden und Kaschmir beim Transit; trotzdem ist so viel auf den Markt von Amritsir gekommen, daß derselbe im Juli überfüllt war.

Aitchinson ist der Ansicht, daß ein Arzt auch in Tibet eindringen könne, wenn er von Dorf zu Dorf Kranke heile. Er seinerseits hatte ein Lama chloroformirt und dann glücklich amputirt und seitdem war sein Name groß. Ein Hindulaufmann impft in Srinagar regelmäßig Hunderte von Kaschmiris.

Statistisches aus Caracas.

A. E. Im Zeitraume vom 1. Juli 1871 bis 30. Juni 1872 wurden in Caracas geboren 1791 Kinder (170 mehr als im Vorjahre), nämlich 932 Knaben (Zunahme gegen das vorhergehende Jahr 105) und 859 Mädchen (Zunahme 65), also ist das Verhältniß der Geschlechter 100 : 92,2. Davon waren eheliche Geburten 792, uneheliche 1002 (100 : 127). Im vorigen Jahre war das Verhältniß („Globus“ XXI, 175) 100 : 117,3; es ist also schlimmer geworden. Dagegen wird es für das nächste Jahr sehr abnehmen, da seit dem 1. Januar 1873 endlich die Civilehe obligatorisch eingeführt worden ist.

Nach den Geschlechtern gab es 418 eheliche und 514 uneheliche Knaben (100 : 122) und 371 eheliche gegen 418 uneheliche Mädchen (100 : 131,5).

In dem genannten Zeitraume starben 1204 Personen (Abnahme gegen das Vorjahr 72) und zwar im ersten Semester 578, im zweiten 626 (1000 : 1083). Von der angegebenen Zahl der Todesfälle gehören 594 (Zunahme 3) zum männlichen und 610 (Abnahme 75) zum weiblichen Geschlechte (100 : 103). Von den ersteren werden 311 als Erwachsene und 283 als Kinder bezeichnet; von den letzteren waren 364 erwachsen, 246 Kinder. Während also im Ganzen 675 Erwachsene 529 Kindern gegenüberstehen (100 : 78,4), ist das Verhältniß bei dem männlichen Geschlechte 100 : 91 und bei dem weiblichen 100 : 67,6, also ähnlich wie im Vorjahre ein auffallend ungünstiges Resultat für Kinder männlichen Geschlechts. Unter 100 Todten gab es 49 Männer und 51 Frauen, und mit Zugrundelegung einer Einwohnerzahl von 50,000 kommt auf 28 Bewohner eine Geburt und auf 41 erst ein Sterbefall. Ferner beträgt die tägliche Anzahl der Geburten 4,89, die der Todesfälle 3,29.

Die Zahl der Ehescheließungen betrug 235 (Zunahme 22).

* * *

— Die Mischlinge von Engländern und Hindus werden bekanntlich als Eurasier, Ostasiaten, bezeichnet. Dieselben erhalten durchschnittlich eine europäische Erziehung und sind sehr anstellig. Aber es fehlt ihnen bei ihrer geistigen Begabung an Energie; man sagt ihnen nach, daß sie weichlich seien, und der europäische John Bull sieht diese Mischlinge nicht für voll an. Als Schreiber, in Handlungshäusern, im Gerichtssale und in der Verwaltung hat man sie sehr brauchbar gefunden und verwendet sie gern. In Madras will man nun den Versuch machen, aus den ärmeren Eurasiern besondere Regimenter zu bilden, obwohl sie bisher keine guten Soldaten geliefert haben; man sagt ihnen nach, daß sie während und nach dem großen Sipahiaufstande in Bengalen sich wenig brauchbar gezeigt hätten; Einzelne seien allerdings tapfer gewesen. Sie passen sich allerdings, so weit ihre Anlagen und Neigungen in Frage kommen, besser für ruhige Beschäftigungen als für die Armee und den Krieg, doch würden sie unter guter Führung europäischer Offiziere wohl auch als Soldaten ihre Schuldigkeit thun. Ihre Zahl wächst mit jedem Jahre, und gewiß thut die Regierung wohl, die Eurasier auf ihrer Seite zu haben.

— Die Maoris auf Neuseeland nehmen im Allgemeinen allerdings an Zahl rasch ab, doch ist in einzelnen Bezirken das nicht der Fall. So übersteigen, einer Angabe des „New Zealand Herald“ zufolge, im District Kaipara die Geburten die Todesfälle. In den verschiedenen Niederlassungen findet man dort Kinderlegen. Die Kinder werden gut genährt und sorgfältig behandelt; jede Mauermutter hält eine Saugflasche, und auch die Kleinen, welche sie selbst nährt, bekommen außerdem Kuh- und Ziegenmilch. Auch werden die Frauen von den Männern gut behandelt; jene benehmen sich ihnen gegenüber nun, wie die Pakeha, d. h. Europäer, es thun, und damit sind die braunen Schönen allerdings sehr zufrieden.

— Das vierte atlantische Kabel zwischen Europa und Nordamerika ist nun durch den „Great Eastern“ gelegt worden, von Valentia in Irland nach Neufundland; hier ist es gelandet worden etwa 30 Miles nördlich von Hearts Content; das 1869 gelegte französische Kabel geht von Brest nach der kleinen Fischerinsel St. Pierre. — Die Länge der vier im Betriebe befindlichen Kabel ist folgende. Jenes von 1865 ist 1896½ Miles lang; das von 1866 hat 1866½, das französische hat 2527 und jenes von 1873 hat 1896 Miles.

— Der amerikanische Küstenvermessungsdampfer „Hassler“, auf welchem bekanntlich Agassiz seine jüngste naturwissenschaftliche Reise unternahm, lag im Juli in der Mission-bay, California, und hatte alle Vorbereitungen getroffen, um nach der ostasiatischen Küste abzugehen. Er soll im Stillen Ocean Tiefenmessungen vornehmen und hat zu diesem Zwecke ein 4000 Faden langes Seil an Bord, das nur 1¼ Zoll dick ist; sein Gewicht beträgt 25 Centner.

— Wir finden im „Deutschen Neuyorker Journal“ Folgendes: „J. S. Browne machte die durch praktische Erfahrungen bestätigte Bemerkung, daß, während die Franzosen, Engländer und Deutschen, wenn sie heißen, einen höhern Grad guter Laune entwickeln als gewöhnlich, bei den Amerikanern sich nicht selten heftige Leidenschaft, wie z. B. Zorn, Mordlust, einstellen. Vor einigen Jahren ist es vorgekommen, daß ein Amerikaner „im Gott Howle“ in Louisville, der gerade einen Kolben abgekochtes Waschstorn abnagte, einen Fremden, der ihn fixirte und durch seinen Blick im Essen störte, auf der Stelle ermordete. Ein anderer in Willard's Hotel in Washington vorgekommener Fall ist noch in guter Erinnerung: Ein Congreßmitglied aus Californien erschlug dort einen Kellner, weil dieser ihm die Buchweizenkuchen nicht rasch genug hinter einander verabreichte. Ein dritter Fall ist im Staate Newyork vorgekommen: Ein Mann in Williamsburg, der mit großer Gier Suppe aß, sah seiner Frau den Schädel ein, weil diese verlangt hatte, er möge ein wenig für die Kinder übrig lassen. Sollten dergleichen Fälle von Bestialität mit der dyspeptischen Natur des amerikanischen Magens zusammenhängen?“

Inhalt: Streifzüge im Hinterindischen Archipelagus. II. (Mit sieben Abbildungen.) — Aus Corrientes in Argentinien. — Die Bewohner Algiers vor drei Jahrhunderten und heut zu Tage. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. I. — Zur Kenntniß von Nordaustralien. Mitgetheilt von einem alten australischen Colonisten. I. — Eine Erinnerung an die Irokesen. — Aus allen Erdtheilen: Forsyth's neue Expedition nach Ostturkestan. — Statistisches aus Caracas. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. August.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Streifzüge im Hinterindischen Archipelagus.

III.

Der Stapelplatz Makassar auf Celebes. — Handelsverhältnisse. — Fang und Zubereitung der Holothurien. — Fahrten der Bugis nach den Aru-Inseln. — Eigenthümlichkeiten der Thierwelt auf Celebes; einheimische Arten. — Der Hirscheber. — Residentschaft Menado. — Minahassa, das Paradies der Welt. — Die Pythonschlange. — Verwaltung der Ortschaften. — Die Eingeborenen sonst und heute. — Der Kaffeebau. — Der See von Tondano. — Alte Begräbnißplätze.

Wir landen im Hafen von Makassar an der Südwestküste von Celebes. Dieses Eiland, das östlichste der vier großen Sundainseln, hat eine äußerst merkwürdige Gestalt, welche schon die Portugiesen im sechszehnten Jahrhundert mit der einer Heuschrecke verglichen. Sie ist gewissermaßen ein geographisches Skelet; vom Mittelkörper strecken sich vier große Halbinseln nach Osten hin weit ins Meer hinein und die Küsten sind reich gegliedert. Der nördliche Theil wird vom Aequator durchschnitten; das Klima ist tropisch, aber zumeist gesund, der Pflanzenwuchs üppig, und der Boden liefert werthvolle Handelserzeugnisse. Celebes ist eine der schönsten Besitzungen der Holländer, von denen nach und nach die eingeborenen Fürsten mehr oder weniger abhängig geworden sind.

Ihre Hauptstadt Makassar (oder Mangkasar) an der Südwestküste ist eines der bedeutendsten Handelsemporien im Archipelagus. Der Hafen wird von einem langen, gekrümmten Korallenriff umschlossen und ist sicher, falls nicht der Westmonsun, wenn er arg stürmt, die Wogen hoch aufthürmt und sie über das Riff hinüberwirft; dann treiben Schiffe, welche nicht sehr fest verankert sind, auf den Strand. Die Ortschaft selbst wird von der holländischen Stadtverwaltung sehr sauber gehalten. Die Hauptstraße zieht dem Strand entlang; dort haben die Holländer und Chinesen ihre Waarenläden und die eingeborenen Krämer ihre Buden. In Makassar, einem großen Stapelplatze, sammeln sich die Erzeugnisse an, welche die Schiffer von den Inseln zumeist des östlichen Archipelagus holen und dort für europäische Fabrikate eintauschen. Sie bringen Stuhlrohr (Rotang) aus Borneo, Sandelholz und Wachs von Timor und Flores, Kajeputöl aus Buru (das westlich von Ceram liegt), wilde Muscatnüsse und Massoprinde aus Neu-Guinea. Diese letztere kommt von einem zu den Lauraceen gehörenden Baume und wird im ganzen Archipelagus als ein wirksames Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten angewandt. Von den weit im Südosten liegenden Aru-Inseln kommen Perlen, Schildpat, eßbare Vogelnester, Paradiesvögel und Tripang.

Der letztere, die Seewalze oder Seegurke, spielt eine wichtige Rolle im östlichen Handelsverkehr und Makassar bildet auch für diese Waare den Hauptstapelplatz, denn von Holothurien kommen dort nicht weniger als zwanzig Sorten an den Markt und alle werden nach China verschifft, wo sie für einen stärkenden Leckerbissen gelten. In manchen Jahren hat man dorthin für etwa 600,000 Dollars exportirt.

Digitized by Google

Tripang wird auf allen Korallenriffen im Archipelagus an der Oberfläche des Waſſers oder dicht unter derſelben gefunden, und jene gelten für die beſte Sorte, welche auf dem Korallenſande bei Ebbe faſt bloß liegen und mit kurzem, grünem Seekraute bedeckt ſind. Man nimmt das Eingeweide heraus und kocht die Thiere in Seewaſſer, welchen man entweder Papawblätter oder auch Rinde vom Mangrovebaum zuſetzt; durch dieſe letztere erhalten ſie eine rothe Farbe. Dann vergräbt man ſie bis zum nächſten Tage im Sande, um ſie nachher in der Sonne zu trocknen, oder man legt ſie ſofort auf Bambusgerüſte über ein Feuer; damit ſind ſie zur Verſchiffung fertig. Die chineſiſchen Köche ſieden ſie in Zuckerwaſſer ab, um ihnen den ranzigen Geſchmack zu benehmen.

Die Holländer ſind nicht vor dem Jahre 1607 in Makaſſar erſchienen; zuerſt als Kaufleute, dann als Soldaten, und ſchon um 1640 erbauten ſie das Fort Rotterdam, welches den jetzt mit einer eiſernen Mole verſehenen Hafen ſchützt. Um 1660 hatten ſie die Portugieſen auch von Celebes vertrieben und bereits manche Häuptlinge von ſich abhängig gemacht. Die ſüdliche Halbinſel wird von Bugis bewohnt. Dieſe ſind die kühnſten und beſten Schiffer von allen Völkern im Archipelagus und durchſchwimmen als Handelsleute mit ihren Prahus, die von 40 bis zu 100 Tonnen Ladungsfähigkeit haben, das Meer bis nach Neu-Guinea und Nordauſtralien. Mit Anbeginn des Weſtmonſuns ziehen ihre Handelsflotten aus, um von weit und breit ihre Producte zu holen. Viele ſegeln nach den Aru-Inſeln

Makaſſar auf Celebes.

wo der Hafen Dobbo auf Wamma ein Stelldichein ſowohl für Chineſen und Bugis iſt, wie für viele Schiffer aus Goram, Ceram, den Ke-Inſeln, Temimber, Baba und auch von Neu-Guinea. Man kann ſagen, daß an dieſem fernen Punkt im Südoſten alljährlich eine große Meſſe abgehalten werde. Die Bugis ſind als Schiffer und Handelsleute, was einſt die Malayen vor Ankunft der Portugieſen waren, und für den Abſatz europäiſcher Fabrikate nicht ohne Bedeutung, denn ſie vertreiben dergleichen, namentlich Baumwollenzeuge, überall wohin ſie kommen.

Celebes liegt ſo recht im Centrum des Archipelagus. Es hat, wie ein Blick auf die Karte zeigt, im Norden die Philippinen, im Weſten Borneo, im Oſten die Molukken und im Süden die kleinen Sundainſeln. Zu dieſen allen führen, wir möchten ſagen Brückenpfeiler in großer Menge: Inſeln, Gruppen und Korallenriffe. Solcher Lage gemäß könnte man ſchließen, daß dieſes centrale Land in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit allen übrigen Inſeln des Archipelagus und Vieles in Bezug auf Pflanzenwuchs und Thierleben mit denſelben gemeinſchaftlich habe, und doch iſt gerade das Gegentheil der Fall. Die Fauna iſt die ärmſte von allen großen Inſeln und am meiſten iſolirt; an Säugethieren und Landvögeln hat Celebes nur halb ſo viele Arten, als z. B. das bei Weitem kleinere Java, und viele ſeiner Thierformen ſind ſo eigenthümlich, daß ſie in gar keinem andern Theile der Welt nahe Verwandte haben.

Von den 191 Vögeln ſind 144 Landvögel, von welchen nicht weniger als 108 Arten charakteriſtiſch für die Inſel ſind; von dieſen findet man nur 9 auf den weſtlichen Nachbarinſeln, 19 auf den öſtlichen, ſo daß 80 allein und aus-

Digitized by Google

schließlich der Fauna von Celébes angehören. Ein so hoher Grad von Individualität wird sonst nirgendwo auf dem Erdball gefunden. Jene achtzig zeigen viele Eigenthümlichkeiten in Bau, und, was merkwürdig genug ist, manche haben Affinitäten mit Arten, die in weit entfernten Regionen vorkommen. Sechs Habichtarten sind der Insel ganz eigenthümlich, ebenso drei Eulen, acht Papageien. Unter diesen sind zwei Arten ganz besonders bemerkenswerth, die sogenannten racket- (ballschläge-) förmigen. Sie bilden die Gattung Prioniturus und charakterisiren sich dadurch, daß sie zwei lange löffelförmige Schwanzfedern haben. Zwei verwandte Arten kommen auf dem benachbarten Mindanao vor, eine auf den Philippinen, aber sonst wird diese Form des Schwanzes bei keinen anderen Papageien auf der ganzen Erde gefunden. Eigenthümlich sind der Insel ferner: drei Arten Spechte, drei Kuckucke; ein Roller (Coracias Temminckii), welcher mit dem afrikanischen Aehnlichkeit hat. Unter den Bienenfressern steht gleichfalls einer ganz allein, der Meropogon Forsteni, welcher die Charaktere der indischen und afrikanischen Bienenfresser in sich vereinigt und dessen einziger naher Verwandter, Meropogon Breweri, von du Chaillu in Westafrika entdeckt wurde. Zwei Hornschnäbel haben auf den umliegenden Inseln keine Verwandte; von 18 Tauben gehören 11 der Insel ausschließlich.

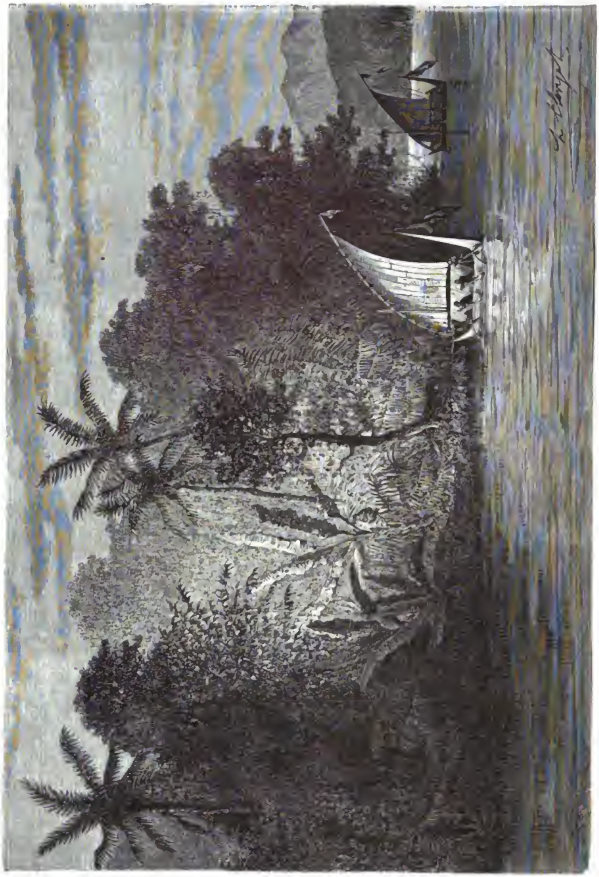
An Säugethieren hat sie nur 14 Landarten und 7 Fledermäuse; von den ersteren sind ihr nicht weniger als 11 eigenthümlich; von diesen sind 2 wohl allerdings durch Menschen nach anderen Inseln gebracht worden, so z. B. ein pavianähnlicher Affe nach Batschian. Die wilde Kuh, Anoa depressicornis (Waldkuh, denn die Malayen nennen sie Sapi utan), hat in Bezug auf ihre Classificirung zu abweichenden Ansichten geführt; man wußte nicht, ob man sie unter das Rind, den Büffel oder die Antilope einreihen sollte. Sie ist kleiner als anderes wildes Hornvieh. Das wilde Schwein ist auch der Insel eigenthümlich, aber das allermerkwürdigste Thier dieser Familie ist der Babirussa, d. h. Hirschecber, welchen die Malayen so benennen wegen seiner langen, dünnen Beine und der wie Geweihe gebogenen Fangzähne. A. Brehm (Thierleben II, S. 742 ff.) giebt eine treffliche Beschreibung. Die Zähne wachsen zu einer so auffallenden Länge empor und die oberen krümmen sich so sonderbar, daß man sie recht wohl mit Hörnern vergleichen kann (S. 197). Die Eckzähne des Oberkiefers sind beim Männchen äußerst lang, dünn und spitz, nach auswärts und zugleich nach rückwärts gerichtet, so daß sie bei höherem Alter zuweilen in die Haut der Stirn eindringen. Die Hauzähne des Oberkiefers durchbohren die Rüsselhecke und krümmen sich halbkreisförmig nach hinten; die Gewechre des Unterkiefers sind kürzer und dicker und mehr gerade nach aufwärts gerichtet. Beim Weibchen sind die Eckzähne sehr kurz und die oberen, welche die Schnauze durchbohren, ragen kaum einige Linien über dieselbe empor. Die Schnauze ist dünn und wird hängend getragen; die Augen sind klein und ohne Wimpern, die Ohren zugespitzt und aufrecht stehend. Der Leib ist mit kurzen, vereinzelt stehenden Borsten besetzt, die Haut dick, rauh, hart und vielfach gerunzelt, die allgemeine Färbung auf der Außen- und Oberseite schmutzig aschgrau, an der Innenseite der Beine rostroth.

Eingeborener von Menado auf Celébes.

Man findet den Babirussa über ganz Celébes verbreitet; dann auch auf den benachbarten Sulainseln und auf Buru, sonst aber nirgends; auf Neu-Guinea und Neu-Irland hat man im Besitze der Eingeborenen Hauzähne des Hirschebers gefunden, ob derselbe jedoch dort vorkommt, ist ungewiß. Einzelne Exemplare sind lebendig nach Europa gebracht worden, sie zeigen sich aber gegen die Kälte äußerst empfindlich.

Die nördlichste der vier großen Halbinseln bildet die Residentschaft Menado; dieselbe wird im Norden von der Sulu-See, im Süden vom Tomini- oder Goron talogolf bespült, und ihr nordöstlicher Vorsprung ist die Minahassa, unbedingt die herrlichste Landschaft im ganzen Archipelagus und in der That ein wahres Paradies. Die, welche dort gelebt haben, können nicht Worte genug finden, ihre Herrlichkeit zu preisen, und der weit gereiste Bickmore meint, die Minahassa sei der schönste Punkt auf dem gesammten Erdenrund, auch Wallace äußert sich nicht minder enthusiastisch. Wir wollen den amerikanischen Naturforscher auf einigen seiner Streifzüge begleiten.

Bickmore fuhr von Ternate, einer der sogenannten alten Molukken, nach Kema, einem Städtchen, das an der Ostseite der Minahassa liegt und etwa zweitausend Einwohner



Landschaft auf Celebes.

Digitized by Google

hat. Die Straßen sind breit, die Häuser stehen auf sechs Fuß hohen Pfählen und jedes innerhalb eines Gartens, der mit einer gut gehaltenen Hecke umgeben ist. Das Ganze macht einen anmuthenden Eindruck, Alles wird sauber gehalten, die Gassen werden von hohen Bäumen beschattet, und die Wohnungen sind von Apfelsinenbäumen umgeben. Nahe bei Kema liegt die Insel Lembeh oder Limbi, und dorthin unternahm der Naturforscher seinen ersten Ausflug mit dem Controleur, einem holländischen Beamten, der einige Babirussas lebendig einfangen wollte, um sie an den Generalgouverneur nach Buitenzorg bei Batavia zu schicken. Während der Fahrt hat man einen Blick auf einen Zwillingsvulkan, die Geschwister, und sie wie andere Höhen sind vom Gipfel bis zum Fuße mit dichtem Walde bestanden. Dieser ist ein Lieblingsaufenthalt für das oben erwähnte wilde Rind, für den Babirussa und das celebesische Schwein.

In einem Lembeh gegenüberliegenden Fischerdorfe, in welchem der Reisende einige Tage verweilte, brachten ihm die Leute eine Pythonschlange; die Messung ergab 15 Fuß Länge, ohne den Kopf, welchen man ihr abgeschlagen hatte. Der Mann, in dessen Hause Bickmore ein Unterkommen fand, hatte am Tage vorher seinen Hund vermißt, und ging an den Wasserplatz, um ihn dort zu suchen; er kam eben recht, um zu sehen, wie das Ungeheuer damit beschäftigt war, den Hund zu verschlingen. Er kehrte in aller Stille um, holte seinen Nachbar, und es gelang ihnen der Python den Kopf abzuschlagen, bevor sie Zeit gewann ihre Beute aus dem Rachen herauszuwürgen. Aus der Schlangenhaut verfertigen die Eingeborenen eine Fußbekleidung, die viel dauerhafter ist als eine aus dem besten Leder und die gegen das scharfkantige Gras den besten Schutz gewährt. Ein alter Bootsmann hat einmal eine Python erlegt, die eben ein wildes Schwein hinabwürgte, und die Eingeborenen ohne Ausnahme versichern, daß sie auch das wilde Rind angreife. Der Controleur hatte auf Batschian, einer Insel in der Nähe von Tschiloło, erlebt, daß sie von einem Baumast herab sich um einen Hirsch wand und demselben im Nu die Knochen zerbrach, als wären sie Stroh. Folgendes hat sich bei Kema ereignet: Ein Knabe geht in seinen Ladung, d. h. Garten, kommt jedoch Abends nicht ins Dorf zurück. Am

Babirussa.

andern Morgen sieht ein Mann, der sein Feld bestellen will, daß eine Python den Kopf des Knaben im Rachen hat. Er holt Leute herbei, sie tödten die Schlange und begraben den jungen Menschen nach landesüblicher Weise.

Menado liegt an der Westseite von Minahassa, und von Kema ab führt eine etwa fünf deutsche Meilen lange, fahrbare Landstraße dorthin; sie wird gut unterhalten und ist auf der ganzen Strecke von Bäumen beschattet. In diesen hält sich in Menge eine Krähe auf, Corvus enca, die nicht im mindesten scheuchtern ist und ruhig sitzen bleibt, selbst wenn Reisende in der nächsten Nähe an ihr vorüber kommen; auch andere Vögel sind gar nicht etwa scheuchtern, weil dort niemals geschossen wird. Am Südabhange des 6500 Fuß hohen vulcanischen Kegelberges Klabat liegt in reizender Gegend das Dorf Ayermadidi. Die Kampongs (Dörfer) in der Minahassa haben alle regelmäßige Straßen, die Häuser stehen in Gärten mit lebendiger Umzäunung, Alles ist sauber und zeugt von Wohlstand, und im ganzen indischen Archipelagus findet man nirgends ihresgleichen. Der Dorfoberst, Hukom besa, läßt sich gern Major anreden, der in kleineren Ortschaften hat den Titel Hukom kudua; in noch kleineren heißt er Hukom tua und in den kleinsten Hukom kaschil. Diese Beamten werden von der Gemeinde gewählt, welche gewöhnlich den Sohn des Vorgängers ernennt. Die Majore und die Hukom kudua erhalten ein Procent von allem Kaffee, der geerntet und an die Regierung abgeliefert wird, und diese Abgabe beträgt in den 17 Bezirken der Minahassa etwa 20,000 Gulden. Außerdem bezieht der Major von jeder Familie jährlich einen Gulden, der Hukom kudua einen halben Gulden; für den Hukom tua hat jeder Mann der Gemeinde fünf Tage Arbeit im Jahre zu liefern.

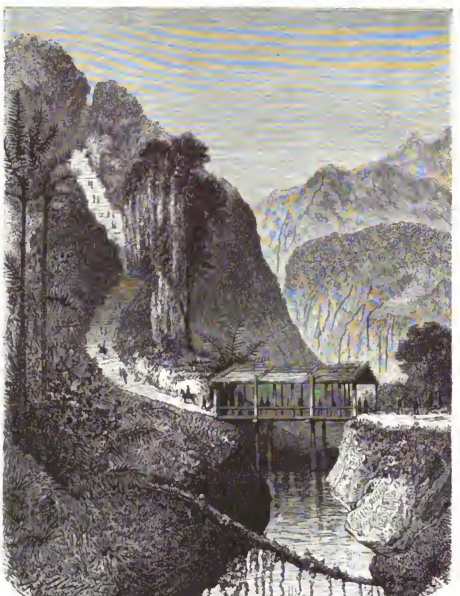
Die Eingeborenen sind von den Holländern eingetheilt in freie Bürger und in Inländer oder Landleute; diese letzteren sind verpflichtet, eine gewisse Anzahl von Tagen in den Kaffeegärten der Regierung zu arbeiten. Die Gesammtbevölkerung der Minahassa stellte sich im Jahre 1866 auf 104,418 Köpfe; davon waren Europäer 550, Chinesen 1434, Araber 11.

Von den etwa 2500 Einwohnern Menados waren un-

Digitized by Google

gefähr 300 Europäer und Miſchlinge von ſolchen und 600 Chineſen; die Eingeborenen ſind theils Chriſten, theils Mohammedaner. Unweit von der Wohnung des Reſidenten ſteht die Markthalle, die an den Seiten offen iſt, während das Dach Schutz gegen Sonne und Regen gewährt. Dort findet man delicate tropiſche Früchte, Gambir, Betelblätter und Arekanüſſe; dieſe werden von Eingeborenen verkauft; die Chineſen handeln mit Baumwollenzeug, Kurzwaaren und Salz. Dieſes letztere wird von den Eingeborenen ſelbſt bereitet; ſie ſammeln Strandpflanzen und verbrennen ſie zu Aſche; dieſe thun ſie in Bambus, der mit Waſſer angefüllt, und laſſen ſie ſo eine Zeit lang ſtehen; nachher findet die Verdunſtung ſtatt, und der Rückſtand iſt ein dunkelfarbiges, unreines Salz, welches man dem reinen, von außen her eingeführten Salze vorzieht.

Etwas nördlich von Menado liegt ein Dorf, das von Banticks bewohnt wird, einem eigenthümlichen Schlag Menſchen, welche dem alten heidniſchen Glauben ihrer Väter



Brücke von Tondano auf Celebes.

ſtandhaft treu blieben. Ihre Häuſer ſtehen auf Pfählen, ſind lang und werden von mehreren Familien bewohnt. Da die Banticks ſich vom Verkehr mit Anderen ziemlich frei gehalten haben, ſo kann man an ihnen ſo ziemlich abnehmen, wie die Eingeborenen dieſer Region vor Ankunft der Europäer gelebt haben.

Die Eingeborenen der Minahaſſa unterſcheiden ſich in mancher Beziehung von allen anderen auf Celebes. Ihre Hautfarbe iſt hellbraun oder gelb, oftmals ſo hell, daß ſie an jene der Süd-Europäer erinnert, der Wuchs gedrungen und ebenmäßig, das Antlitz angenehm und hübſch, nur daß in höheren Jahren die Backenknochen ſtark hervortreten; das dunkelſchwarze Haar iſt ſtraff und lang. In manchen Dörfern des Innern, wo ſie unvermiſcht blieben, ſind die Leute in der That ſehr hübſch; an der Küſte, wo Kreuzungen ſtattfanden, nähern ſie ſich dem gewöhnlichen Typus der Wilden in jenen Gegenden des Archipelagus. Was ihre ſeeliſchen Eigenſchaften anbelangt, ſo zeigen ſie

Digitized by Google

ſich ruhig und ſanft in ihrem ganzen Benehmen, gehorchen ihren Vorgeſetzten und nehmen die Gewohnheiten civiliſirter Menſchen leicht an; auch ſind ſie zu Handwerkern anſtellig und intellectuell keineswegs unempfänglich.

Vor nur funfzig Jahren waren dieſe Minahaſſaer noch Wilde in vollem Sinne des Wortes. Die Bewohner der einzelnen Dörfer bildeten verſchiedene Stämme und jeder hatte ſeinen eigenen Häuptling; ſie redeten verſchiedene Sprachen und hatten ſehr häufig Fehden mit einander. Die Häuſer ſtanden auf Pfählen und bildeten kleine Feſtungen zur Vertheidigung. Die Minahaſſaer waren Kopfjäger, gleich den Dajacks auf Borneo, und man behauptet daß auch der Cannibalismus ihnen nicht fremd geweſen ſei. Das Grab eines Häuptlings wurde mit zwei Menſchenköpfen geſchmückt, und wenn man dergleichen nicht von Feinden erhalten konnte ſchnitt man Sklaven den Hals vom Rumpfe. Menſchenköpfe bildeten den Zierrath an des Häuptlings Wohnung. Die Kleidung beſtand in einigen Streifen Baumrinde, das Land war eine pfadloſe Wildniß, in welcher da und dort Reis und Gemüſe gebaut wurde, und in den Lichtungen Gruppen von Fruchtbäumen ſtanden. Die Gottheiten wohnten in den Bulcanen, in den rauſchenden Bergewäſſern und in dem See von Tondano; gewiſſe Bäume und Vögel übten Einfluß auf die Handlungen und Schickſale der Menſchen. Man hielt lärmende Feſte, um die Gottheiten zu verſöhnen, und glaubte daß Menſchen bei Lebzeiten und auch nach dem Tod in Thiere verwandelt werden können.

So waren die Zuſtände bis zum Jahre 1822, als die Holländer die erſten Verſuche mit dem Anbau des Kaffeebaumes machten; es ergab ſich, daß derſelbe in einer Höhe von 1500 bis 4000 Fuß ganz ausgezeichnet gedieh. Sie veranlaßten die Häuptlinge, ſich mit dem Anbau zu befaſſen, ließen Samen und Lehrmeiſter aus Java kommen, verſorgten die Arbeiter mit Nahrungsmitteln und ſtellten einen Preis feſt, für welchen dem Collector der Ernte abgeliefert wurde; der Häuptling bekam den Titel Major und für ſeine Bemühungen gewiſſe Procente. Nun wurden von Menado aus Straßen bis auf die Hochebene gebaut, die einzelnen Dörfer durch Waldwege in Verbindung ge-

Gräber in der Minahaſſa auf Celebes.

bracht und Schulen gegründet. Bald fanden ſich auch chineſiſche Handelsleute ein, welche den Leuten Kleidungsſtücke, Zeug und allerlei andern Bedarf brachten, denn die Eingeborenen wurden durch den Kaffeebau zahlungsfähig und lernten neue Bedürfniſſe kennen. Der Controleur iſt allemal ein Europäer, welcher den Anbau in ſeinem Bezirke beaufſichtigt; er iſt Rathgeber der Häuptlinge, Beſchützer des Volks und vermittelt die Angelegenheiten zwiſchen dieſem und dem Reſidenten in Menado. Er beſucht monatlich einmal jedes ihm unterſtellte Dorf, erſtattet Bericht, und ſchlichtet die Irrungen zwiſchen den Stämmen. So hörten die blutigen Fehden auf, die alten Häuſer wurden abgetragen und nach Angabe des Controleurs neue nach einem zweckmäßigen Plane gebaut. Die wilden Kopfjäger ſind durch den Kaffeebau und das von Wallace mit Recht geprieſene Syſtem, welches die Holländer in der Minahaſſa befolgen, zu friedlichen und glücklichen Menſchen geworden.

Der Kaffee von Menado iſt ausgezeichnet und gilt für den beſten im ganzen Archipelagus (nur einzelne Strecken auf Sumatra liefern eine Bohne von derſelben Güte); dieſe iſt durchſichtig und grünlich blau. Der Ernteertrag wechſelt, doch erfuhr Bickmore vom Reſidenten, daß er ſich in den fünf Jahren vor 1866 durchſchnittlich auf fünf Millionen Pfund geſtellt habe. Damals betrug die Anzahl der Bäume, welche der Regierung gehörten, 5,949,616; ein großer Theil derſelben war aber noch jung und gab alſo noch keine Früchte. Uebrigens haben auch mehrere Privatleute große Plantagen.

Südöſtlich von Menado liegen auf der Hochebene einige Seen, z. B. der von Linu und der von Tondano; kein Fremder verſäumt, einen Ritt dorthin zu unternehmen. Es wurde ſchon weiter oben geſagt, daß die Holländer überall Straßen gebaut haben; die Berggewäſſer ſind, wie unſere Illuſtration zeigt, überbrückt. Da, wo der Weg ſteile Abhänge hat, iſt er mit Blättern der Gomutipalme ähnlich wie bei uns mit Bohlen oder auch Knüppeln belegt; ſo ſteigt man bequem an und auf und das Waſſer kann in die Gräben ablaufen. Der Fluß Tondano, welcher aus dem See abfließt, bildet zwei maleriſche Waſſerfälle; der See liegt auf dem untern Theile des Plateaus in einer Höhe von 2272 engl. Fuß, iſt ringsum mit vortrefflich gehaltenen

Digitized by Google

Plantagen umgeben, und die ganze Gegend hat ein herrliches Klima. Die Breite beträgt 2 bis 7 Miles, die Länge 17 Miles, und die Tiefe war, wie die Fischer behaupteten, unergründlich. Bidmore warf an solch einer unergründlichen Stelle seine Lothleine aus und fand 11 Faden 5 Fuß, also 71 Fuß, und ganz in der Mitte 72 Fuß. Somit ist klar, daß der See nicht etwa einen Krater ausfüllt, sondern nur eine nicht einmal bedeutende Depression im untern Theile der Hochebene.

Bemerkenswerth sind die Begräbnißplätze in der Minahassa, welche aus der Zeit vor Ankunft der Europäer stammen; von jenem bei Sawangan geben wir eine Illustration. Die Grabmonumente bestehen aus drei Steinen über einander; der unterste ist viereckig oder oblong und steht zum Theil unter der Erde; der zweite ist ein rechtwinkeliges Parallelopipedon von 2 bis 3 Fuß Höhe, 2 Fuß breit und etwa 1 Fuß dick. An seinem obern Ende ist er ausgehöhlt und in dieses Loch wurde die Leiche gelegt. Darüber liegt ein dreieckiger Deckstein, der etwas über dem andern vorsteht. Auf diesem wurden allerlei Figuren von Männern, Frauen und Kindern eingehauen; alle haben das Kinn gegen die Knie hinabgezogen, und die Hände unterhalb des Kniees zusammengefaltet. Bei manchen Figuren sind die Gesichter flach, und Augen, Nase und Mund nur durch Löcher und Linien angedeutet; bei manchen waren auch roh gearbeitete Büsten aufgestellt. Bei anderen Dörfern findet man Grabdenkmäler ohne derartigen Schmuck; bei Kalas bestehen sie aus nur zwei Steinen, einem langen, der aufrecht steht und die Leiche enthält, und einem darüber gedeckten. Im Allgemeinen sind diese Gräber nun ganz vernachlässigt und viele Büsten schon herabgefallen oder abgebrochen worden.

Zur Ethnographie Mährens.

Von **Richard Andree.**

I.

Wer die Wiener Weltausstellung durchwandert, wird dort auf die mannichfachsten Gruppen von plastischen Figuren verschiedener Nationalitäten in ihren besonderen Volkstrachten stoßen. Unter allen aber gebührt in Bezug auf Ausführung und Anordnung des Ganzen der Gruppe der mährischen Volkstrachten der Preis, die von der Landescommission in Brünn in einem Seitenhofe der österreichischen Abtheilung aufgestellt ist und wegen ihrer Lebenswahrheit zahlreiche Bewunderer und Beschauer anzieht. Ein besonderes Interesse gewinnen diese Gruppen noch dadurch für uns, daß zu ihrer speciellen Erläuterung eine Schrift herausgegeben wurde, die den vortrefflichen Historiker Mährens, den Benedictiner Dr. B. Dudik in Raigern, zum Verfasser hat *).

Er beginnt damit die geographischen Verhältnisse Mährens zu erläutern und bemerkt alsdann: „Das Volk, welches in vorhistorischen Zeiten Mähren besetzt hatte, gehört dem tschechoslavischen Stamme an," ein Ausdruck, der zum mindesten ungenau ist, und aber insofern nicht Wunder nehmen kann, als Dudik selbst ein Slave, wenn auch in Bezug auf nationalpolitische Ansichten ein gemäßigter ist. Von Seiten der Tschechen überhaupt ist es ja bekannt, daß man die germanische Vorgeschichte jenes Landcomplexes, den man heute „Länder der böhmischen Krone" zu nennen beliebt, zu übergehen oder auch wegzuescamotiren versucht und tschechische Gelehrte sogar auf die kühne Conjectur verfielen, die „Markomannen" seien die „Moravanen" gewesen, es handle sich nur um einen Schreibfehler! Damit war allerdings die germanische Vorzeit Böhmens und Mährens beseitigt. Es ist dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft gegenüber verlorene Liebesmühe, von Autochthonen in irgend einem europäischen Lande zu sprechen, wenigstens insofern sich dies auf die heute herrschenden Völker bezieht, und so haben wir denn auch die historischen Nachweise von der Anwesenheit der Kelten in Böhmen und Mähren, denen — kurz vor unserer Aera — die germanischen Markomannen ꝛc. folgten. Marbod's Großstaat, wesentlich ein deutscher, reichte von der Donau bis an die Ostsee. Erst im fünften Jahrhundert rückten die Slaven in das Land ein.

Doch nehmen wir die Gegenwart, welcher ja hauptsächlich Dudik's Werkchen gewidmet ist. Wir finden da, auf das vorzüglichste Quellenstudium sowie langjährige eigene Erfahrung gestützt, eine mährische Ethnographie in nuce. Voran schickt der Verfasser die Bemerkung, daß die bei weitem größere Einwohnerzahl Mährens dem slavischen Stamme angehöre, daß demnach Mähren nicht deutsch, sondern slavisch sei. Wir haben uns die Mühe gegeben, die verschiedenen Volkszählungen und Nationalitätsaufnahmen Mährens zu vergleichen und fanden nun folgende Resultate:

	Deutsche.	Juden.	Slaven.
Conscription von 1843 . .	645,967	40,000	1,556,500
Text zu Bernhardi's Sprachkarte	751,325	40,064	1,459,205
Hain, Handbuch der Statistik (für 1846)	493,492	37,117	1,253,983
Czörnig, Ethnographie (für 1851)	497,654	37,437	1,261,747
Brachelli, Geographie Oesterreichs (für 1857) . . .	511,000	40,500	1,327,300
Czörnig, Handbüchlein (für 1857)	483,518	41,529	1,352,282
Derselbe, Handbüchlein (für 1861)	506,100	43,210	1,397,300
Ficker, Berechnung für 1868	530,000	—	1,481,000

Wenn man von dem Text zu Bernhardi's Sprachkarte absieht, welcher offenbar die Deutschen um 200,000 Seelen zu hoch beziffert, so finden wir bei den übrigen Zahlen eine genügende Uebereinstimmung, welche ein Verhältniß von etwa einem Drittel Deutschen und zwei Dritteln Slaven in Mähren ergiebt. Danach ist Mähren also ein gemischtes und keineswegs, wie Dudik annimmt, ein slavisches Land. Um indessen den nationalen Ductus eines ganzen

*) Katalog der nationalen Hausindustrie und der Volkstrachten in Mähren. Ethnographisch, Statistisch und historisch erläutert. Brünn, Rohrer 1873.

Digitized by Google

Landes bestimmen zu wollen, genügt es keineswegs bloß, die Stimmen gegen einander abzuzählen, sie müssen auch gewogen werden, und hier zeigt sich nun ein sehr entschiedenes Culturübergewicht der Deutschen. Es documentirt sich dieses schon darin, daß alle großen Städte des Landes in in ihren Händen sind, Brünn, bis wohin das deutsche Sprachgebiet in einer Zunge von Süden her reicht, Olmütz, das rings von Slaven umgeben ist, Iglau, inmitten einer deutschen Sprachinsel. Ganz im Gegensatze zu Böhmen, wo die kleinen Städte im tschechischen Gebiete auch gut tschechisch in ihrer Gesinnung erscheinen, sind in Mähren sehr viele kleine Städte, die rings von slavischen Dörfern umgeben sind, auch sehr gut deutsch gesinnt. Jedenfalls steht in Mähren das bürgerlich-slavische Element auf außerordentlich schwachen Füßen und in Böhmen bildete sich dasselbe, wie historisch leicht nachweisbar ist und von vaterländischen freieren slavischen Forschern, z. B. Zieritzek, auch zugegeben wird, aus dem deutschen Bürgerthum heraus. Wir sagen also getrost und ohne Jemand nahe zu treten, im Gegensatze zu Dudik: Mähren ist ein gemischtes Land, und die größere Bedeutung liegt heute noch bei dem deutschen Theile seiner Bevölkerung*).

Es sind dies dem gerühmten Verfasser gegenüber nur geringe Ausstellungen, die ich mir hier erlaubte. Er selbst erkennt bereitwillig den segensreichen Einfluß des deutschen Rechtes an, welches Mähren empfing, und hebt hervor wie die deutschen Mönche, Cistercienser und Prämonstratenser, „mit dem Capitale ihres Gewerbfleißes, ihres baaren Vermögens, ihrer agrikalen Kraft und Kenntniß“ als Glaubensboten kamen. „Ueberall, wo das deutsche Recht festen Fuß faßte, kam mit demselben die Gemeindeautonomie und mit derselben der Bürgersinn, die Quelle eines geregelten Wohlstandes. Industrie und Handel sind dessen nothwendige Folgen, und samit sehen wir bis zur Stunde, daß der Deutsche in Mähren, was Industrie und Reichthum anbelangt, im Ganzen und Großen den Slaven überflügelt.“ (S. 52.)

Außerordentlich selten sind die Deutschen wieder nach Mähren gekommen, nachdem es einmal von Slaven besiedelt war, was schon, nach Dudik, daraus hervorgeht, daß deutsche heidnische Götter im Lande festen Fuß fassen konnten. „Bis zur Gegenwart schreckt der Mähren und Böhme seine Kinder mit der hochdeutschen Göttin Perschta, die er in Böhmen Parychta, in Mähren Sperechta nennt.“ Die Deutschen in Mähren bestanden sich in einem ähnlichen geographischen Verhältnisse wie ihre Landsleute in Böhmen: sie nehmen nämlich kein compact zusammenhängendes Gebiet ein, sondern sind in zwei Haupttheile und sieben Sprachinseln zerstreut. Dies ist entschieden ungünstig für ein geschlossenes Auftreten derselben und führt unzweifelhaft zu manchen nationalen Nachtheilen, während aber auch naturgemäß deren Streben nach einem engern Anschluß an die übrigen Deutschen des Kaiserstaates, bei denen sie Garantien für ihre nationale Existenz finden, welche ein abgetrennter böhmisch-mährischer Staat mit slavischer Mehrheit ihnen nicht bieten könnte oder würde. Die Deutschen wohnen zunächst im Süden Mährens, in der Thajaniederung, hier mit Niederösterreich grenzend, in einer Anzahl von 200,000 Seelen, dann, 330,000 Köpfe zählend, im Norden an den Sudeten, hier im ununterbrochenen Zusammenhange mit den Deutschen Preußens und Süddeutschlands.

Dudik zählt die sieben Sprachinseln auf: 1) Das Schönhengstler Land, nm Mährisch Trübau, theilweise zu Böhmen gehörig. 2) Die Sprachinsel um Iglau. 3) Die Sprachinsel bei Brünn. 4) Die Sprachinsel von Gundrum u. s. w. bei Neu-Raußnitz. 5) Die Sprachinsel bei Olmütz. 6) Die Sprachinsel bei Wachtel (nordöstlich von Boskowitz). 7) Wenn nun Dudik auch die Judenansiedlungen als deutsche Sprachinsel bezeichnet, so ist das, wie er hervorhebt, natürlich nur auf die Sprache bezogen, nicht auf das Volksthum, welches den Juden als dritte Nationalität im Lande erscheinen läßt. Groß ist die Bedeutung der Juden in Mähren übrigens nicht, wenigstens nicht im Verhältnisse zu benachbarten slavischen Ländern, was schon aus ihrer Anzahl (40,000) hervorgeht.

Daß übrigens Dudik die Deutschen auf drei Seiten abfertigt, während er den Slaven gegen 50 widmet, ist nicht ganz seine Schuld, denn wir müssen es hier gestehen, es fehlt an tüchtigen Vorarbeiten über die Deutschen Mährens, die doch gerade den Forscher besonders reizen sollten. So namentlich das Schönhengstler-Land, für das Böck**) auf der mährischen Seite 12 Quadratmeilen mit 74,000 Einwohnern, auf der böhmischen 7 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern angiebt. Dieses Ländchen ist in Bezug auf Sprache, Sitten u. s. w. durchaus arginell, und bei Böck finden wir die Bemerkung: „daß es für einen niemals von Slaven besetzten Theil Teutschlands und samit für einen eigentlichen Urstz des oberdeutschen, meist zum Stamme der Bayern gerechneten Sudetenstammes gilt **).“ In Böhmen beginnt man, hauptsächlich auf Anregung des deutsch-historischen Vereins hin, weit rüstiger die zersplitterten deutschen Gebietstheile zu erforschen, als in Mähren, und haben Grohmann, Peters, Föbisch und Andere sich in jenem Lande neuerdings in Bezug auf Sitten-, Sagen- und Dialekterforschung Verdienste erworben.

*) Zur Kennzeichnung der nationalen Verhältnisse in Mähren und des Uebermuthes von Seiten der slavischen Ultras wollen wir folgenden Passus aus dem Hauptblatte der mährischen Tschechen hierher setzen, der aus Anlaß der hundertjährigen Geburtsfeier des Slawisten Jungmann (geb. 16. Juli 1773) eben jetzt erschien: „Wir (die Tschechen nämlich) werden in Mähren herrschen, und wenn die Deutschen und Juden unter uns leben wollen, so werden wir sie höchstens dulden, insoweit es das Gastrecht erfordert, aber bald machen dürfen sie sich nicht in unserm Lande. . . . Hundert Jahre sind es eben, seit Jungmann, der beste Tschecke, geboren wurde; wir in Mähren wollen auch die besten Tschechen sein und wollen unsern Ruhm, unsere schönste Genugthuung darin finden, daß wir in hundert Monaten die Fremden mit dem Ranzen auf dem Rücken hinaustreiben; die Fremden und Ueberläufer, überhaupt die „fremden Patrioten“, die heut oder morgen gesinnigt und vor die Thüre gesetzt werden können.“ — Solchen Aeußerungen gegenüber ist es tröstlich zu wissen, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen.

**) Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. S. 108.

***) Auf deutschen ethnographischen Karten, z. B. Kiepert's Völker- und Sprachenkarte Oesterreichs, findet man gewöhnlich das Schönhengstler-Land nach Norden zu durch einen schmalen Strich mit dem deutschen Sprachgebiet an den Sudeten verbunden. Das ist jedoch unrichtig; es bildet eine völlige Sprachinsel, denn die an der fraglichen Stelle gelegenen Dörfer Hermanitz und Zedl sind tschechisch.

Digitized by Google

Die Bewohner Algiers vor drei Jahrhunderten und heut zu Tage.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Damit wäre das Capitel der sieben Todsünden beendet, und nun folgt der Abschnitt „über einige wenige Tugenden, welche bei den Algierern gefunden werden". Natürlich sind nach Haedo diese Tugenden nur „Blendwerk des Satans", denn wer vermag wahrhaft tugendhaft zu sein, wenn er nicht orthodox ist? Dennoch kommt es vor, daß selbst Ketzer und Ungläubige tugendhaft zu sein scheinen, ja es nach menschlichen Begriffen wirklich sind, obgleich diese Tugend, da sie nur ein Erzeugniß der ederen Regungen der menschlichen Natur und nicht der Gnade ist, vor Gott keinen Werth hat und in theologischem Sinne eher als Laster aufgefaßt werden muß, da alle guten Werke, welche nicht durch die Gnade gewirkt werden, nur zum geistlichen Stolz, zur Verstocktheit im Unglauben führen und es folglich viel besser wäre, wenn diese Leute gar keine Tugenden hätten: dies vom theologischen Standpunkt aus beurtheilt, auf welchem Frau Diego steht. Wenn er gleichwohl sich genöthigt sieht, auch von einigen guten Eigenschaften der Algierer zu reden, so thut er dies nicht ohne oratorische Beschwichtigung, um ja nicht in den Verdacht zu fallen, Partei für die Ungläubigen zu nehmen. Der bloße Schatten eines solchen Verdachts hätte ihn ja vor die Inquisition gebracht, die gerade in seinem Zeitalter Spanien in der unbedingtesten Weise beherrschte. Er vergleicht also die Algierer, um ihnen Tugenden alles Verdienst zu nehmen, erstens mit der Schlange, jenem Auswurf der Schöpfung, welche gleichwohl der Therapeutik einige Heilmittel (nach damaliger Ansicht) liefere, ferner mit allen möglichen tödlichen Giften, vor denen Jedermann mit Recht Schrecken und Abscheu hege, die aber dennoch der Pharmacentik gute Dienste zu leisten vermögen. Eben so ist es, nach ihm, mit den Algierern. Sie taugen, nach Haedo, alle durch die Bank nichts, aber sie haben dennoch einige gute Eigenschaften (was natürlich nicht ihr Verdienst ist), ganz wie die Schlange und die verschiedenen Giftarten. Damit hat er sein „salvavi animam meam" beendet und geht nun zu einer ziemlich unparteiischen Schilderung jener „Perlen, die bei den Säuen gefunden werden", über.

Als erste lobenswerthe Eigenschaft führt er an, daß die Algierer nicht fluchen. „Sie sprechen nie den Namen Gottes lästerlich aus, ja sie haben nicht einmal in ihrer Sprache einen Ausdruck, der Lästerliches in Bezug auf Gott aussagt. Selbst im ärgsten Zorn sagen sie höchstens: Exabi *), d. h. „Gott sei gelobt", oder Bismillah, d. h. „in Gottes Namen". Nur die Renegaten behalten die üble Sitte ihres Vaterlandes bei, kräftig zu fluchen, doch thun sie es in europäischen Sprachen. Wenn die Araber oder Türken sie verständen, so würden sie sie gewiß streng zurechtweisen."

„Ferner," so fährt Frau Diego fort, „spielen sie niemals Karten noch Würfel, sondern nur Dambrett und Schach, aber nicht für Geld." Nur den Renegaten stellt auch hierin der Pater das schlimmste Zeugniß aus.

„Drittens," heißt es weiter, „geben sie sich nicht bei jeder Gelegenheit und beim kleinsten Streite Messerstiche, wie die Spanier, sondern versöhnen sich mit der größten Leichtigkeit, nachdem sie sich eben noch die schändlichsten Schimpfworte gesagt haben." Dies will jedoch Haedo aus dem Mangel an Ehrgefühl ableiten, weshalb auch die Duelle bei ihnen unbekannt seien, und Duelle scheint der Pater ganz in der Ordnung zu finden.

„Viertens sind sie ihrer Regierung stets gehorsam."

„Fünftens leisten sie das Unglaubliche in Ertragung des Hungers und Durstes."

„Ferner halten sie stets treue Kameradschaft im Krieg und zanken sich niemals wegen der Beute."

„Auch lieben sie außerordentlich die Reinlichkeit und sehen das Gegentheil für ein Laster an, was es denn auch ist. Der Anblick eines ihrer Truppenkörper ist stets ein erfreulicher, weil man keinen einzigen Soldaten sieht, dessen Kleidung nicht rein, dessen Waffen nicht blank geputzt wären."

„Achtens gestatten sie Niemanden, und wäre es ein Pascha, in ihrer Gegenwart auf unehrerbietige Weise vom Großsultan zu reden. Dasselbe gilt in Bezug auf ihre Geistlichkeit."

„Neuntens sind sie gute Familienväter. So wie ihre Töchter mannbar sind, geben sie sich alle Mühe, um sie anständig zu verheirathen und sind voll der zartesten Rücksichten, scheuen auch kein Opfer, um sie gut zu etabliren, und zwar sehen sie dabei mehr auf Ehrbarkeit und Solidität der Familie, als auf Vermögen."

Endlich ist noch die lobenswerthe Weise hervorzuheben, in welcher die älteren Leute, die den Vergnügungen der Welt entsagen, um sich ganz der Religion zu widmen, diesen Vorsatz mit Standhaftigkeit durchführen. Die Greise sind so fleißig im Beten, so aufmerksam im Beobachten der Fasten, der Abwaschungen, so enthaltsam in Bezug auf Wein und geistige Getränke, daß man bei ihrem Anblick nicht umhin kann, zu wünschen, die Christen möchten ihre wahre Religion ebenso gut beobachten, wie diese Ungläubigen ihre falsche. Man kann nur bedauern, daß so viel Eifer für eine so schlechte Sache, wie es doch ihre Religion ist, verschwendet wird."

Damit hat Frau Diego das Aeußerste gesagt; ein Schritt weiter im Lobe der „Ungläubigen" und er hätte es gewiß mit dem heiligen Officium zu thun gehabt. Wenn man bedenkt, wie alle spanischen Schriftsteller jener Zeit, wie selbst der geistreiche Cervantes in fanatischer, unduldsamer Weise von den Moslems reden, so muß man es Haedo noch hoch anrechnen, daß er wenigstens so viel zu Gunsten der Algierer gesagt hat. Fast Alles, was er im Abschnitt von den Tugenden ausspricht, ist übrigens thatsächlich wahr und noch auf die heutige Zeit anwendbar. Nur das Kartenspiel ist leider jetzt bei den Städtern in Aufschwung gekommen, aber die Städter bilden eine verschwindend kleine Minorität gegen die große Masse der Landbewohner, denen dieses Laster noch immer gänzlich unbekannt ist.

In seiner Beschreibung der moralisch gleichgültigen Gebräuche der Algierer ist Haedo ziemlich zuverlässig. Er schildert die Art des Begräbnisses, die Ceremonien der Beschneidung, Hochzeit u. s. w. ganz so, wie wir sie noch heute finden. Wo aber nur im Geringsten die Religion ins

*) Exabi ist gar kein arabisches oder türkisches Wort. Haedo hatte offenbar keine orientalischen Sprachkenntnisse.

Digitized by Google

Spiel kommt, vermag er es nicht, seinen katholisch-spanischen Fanatismus zu verläugnen, so z. B. in seinem Capitel über die Juden Algiers:

„Die dritte Classe der Bewohner Algiers," sagt er, sind die Juden. Von diesen schändlichen Ungläubigen sind viele aus Spanien oder den Balearen ausgewandert (bei der Zwangsauswanderung unter Isabella und Ferdinand dem Katholischen), andere sind in Afrika geblieben. Alle leben — wie es ihr Brauch überall ist — von irgend einer Art des Handels oder der Industrie! Die Meisten haben ihre Läden, wo sie Specereien oder Stoffe feil bieten. Einige aber hausiren oder verkaufen in den Straßen, die sie mit einem Sack auf den Schultern, worin ihre Waare ist, durchziehen und dabei den Ruf ausstoßen: „Kauft! wer will kaufen?" Viele leben davon, daß sie den Seeräubern die den Christen geraubten Gegenstände abkaufen und dann im Einzelnen umsetzen, wobei sie einen großen Gewinn erzielen. Sie machen auch große Handelsreisen, gehen bis nach Tunis, Tripolis, Alexandrien, ja bis nach Konstantinopel. Fast alle Goldarbeiter Algiers sind Juden. Alle algierischen Münzen werden von Juden geschlagen, welche vom Staate dazu autorisirt sind. Bei diesem Geschäft lassen sie sich großartige Fälschungen zu Schulden kommen. Die Juden Algiers leben in zwei abgesonderten Quartieren, von denen jedes etwa 150 Häuser zählt. In jedem Quartier befindet sich eine Synagoge, wo sie sich am Sonnabend versammeln und ihre Feste sehr gewissenhaft beobachten. Die ganze Gemeinde zahlt dem Pascha eine Steuer von 1500 Doblas*) oder 600 Goldthaler, aber sie sind außerdem noch manchen Erpressungen ausgesetzt. Sie haben einige Rabbiner, die aber sehr unwissend sind und den Knaben kaum etwas Anderes beibringen können, als ein wenig hebräisch lesen."

Hier ist Fray Diego ganz auf dem Holzwege und zeigt, daß er von Hebräologie auch nicht die geringste Ahnung hatte, was wir ihm freilich nicht verübeln können, denn die katholischen Geistlichen jenes Zeitalters waren Alle ebenso unwissend wie er. Aber warum dann darüber schreiben und die algierischen Juden der Unwissenheit beschuldigen? Wir wissen nämlich aus anderen Quellen, daß gerade in jenem Zeitalter die Synagoge von Algier mehrere sehr gelehrte Rabbiner besaß, deren einige Werke verfaßt haben, welche noch heute unter den Juden gelesen und geschätzt werden. Unter den aus Spanien und den Balearen ausgewanderten Juden befanden sich mehrere namhafte Gelehrte, welche freilich zu Haedo's Zeit schon verstorben sein mochten, die aber viele Schüler ausgebildet und der algierischen Synagoge überhaupt eine gebildete Richtung gegeben hatten. Schon zur Zeit der ersten Judenverfolgung in Majorka war der gelehrte Talmudkenner, Rabbi Simon ben Zemach Duran**), nach Algier ausgewandert und hatte dort das Rabbinat übernommen. Er wird als der erste citirt, welcher einen regelmäßigen Gehalt dafür bezog, was sonst unter den Juden nicht üblich gewesen war (denn die Rabbiner in Spanien waren meist wohlhabende Leute, die sich eine Ehre daraus machten, das Rabbinat umsonst zu verwalten), aber seine Armuth in Folge der Beraubung durch die Christen zwang ihn hierzu. Er hatte nämlich einen bedeutenden Theil seines Vermögens während des Gemetzels in Majorka eingebüßt und den Rest auf Bestechung verwenden müssen, um nicht als judaisirender Christ (er war durch Zwang getauft) dem Molochsarme der Dominikaner übergeben zu werden. Fast als ein Bettler kam er nach Algier, und die Armuth, welche alle gelehrten Juden jener Zeit waren zugleich Aerzte), von der er sich Subsistenzmittel versprochen hatte, brachte ihm nichts ein, da der ärztliche Stand unter den Berbern nicht geachtet war. Hinterher bemühte sich Simon Duran die Annahme eines Gehalts für rabbinische Functionen durch einzelne Aussagen des Talmud zu rechtfertigen: gewiß ein seltener Grad von Gewissenhaftigkeit, den wir bei christlichen Geistlichen gänzlich vermissen. Simon Duran war nicht nur im Talmud und (wie erwähnt) in der Arzneikunde bewandert, sondern auch in anderen Fächern, wie Mathematik, Philosophie, Geschichte u. s. w. Sein Vorgänger im Rabbinat war gleichfalls ein Auswanderer, der angesehene Gelehrte Isaak ben Scheschet, gewesen. Ueberhaupt wimmelte es damals in Nordafrika von spanischen Juden. Die Eingewanderten überwucherten sogar dergestalt die einheimischen Gemeinden, daß jene diesen ihre spanische Gemeindeorganisation und ihren sephardischen Ritus gewissermaßen aufdrängten. Alle diese spanischen Juden besaßen einen hohen Grad von Bildung. Die Zeit ihrer Auswanderung nach Afrika war zu Haedo's Tagen noch um kein Jahrhundert verflossen, und es ist gar nicht denkbar, daß schon die nächsten Abkömmlinge jener Exilirten in jene crasse Ignoranz hinabgesunken wären, wie sie Haedo schildert. Allerdings nahm die Gelehrsamkeit im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert bedeutend ab, aber nur in den weltlichen Fächern; Talmudgelehrte und jüdisch-theologische Philosophen hat es bis in die neueste Zeit gegeben. Ich selbst kannte einen alten Juden, dessen Jugend vor die Zeit der Franzosenherrschaft fiel, welcher die Philosophie des Maimonides (Maimuni, Schüler des Averroes und der größte jüdische Philosoph Spaniens, wie Averroes der größte arabische war) völlig inne hatte. Am meisten blühte jedoch in den letzten Jahrhunderten die Kabbala, und es gab in Algier mehrere Gelehrte, welche sich mit der Deutung des Buches Sohar (angeblich von den Jochai im dritten Jahrhundert, aber in Wirklichkeit von Mose de Leon*) im Mittelalter verfaßt), dieses Evangeliums der Kabbalisten, beschäftigten. Merkwürdig ist jedoch der eine Umstand, daß die Juden Algeriens, welche doch zum größten Theil aus Spanien stammten, ihre spanische Sprache im Laufe der Jahrhunderte gänzlich verloren, während die von Marokko, Livorno, ja selbst die von Konstantinopel, Salonik und Smyrna noch heute in ihren Familien fast ausschließlich Spanisch reden. Vielleicht erklärt sich dies jedoch dadurch, daß die algierischen Juden meist aus Catalonien und den Balearen stammten, wo man nicht Spanisch, d. h. Castilianisch, sprach, sondern die catalonische Mundart.

Doch kehren wir zurück zu Haedo. Er giebt uns noch einige weitere Proben seines Fanatismus. „Die Juden," sagt er weiter, „sind bei den Mohammedanern nicht weniger verachtet, als bei den Christen. Wenn in den Straßen Algiers ein Christ einem Juden begegnet und, wie es dann nicht anders sein kann (Haedo's Worte), ihm tausend Scheltworte sagt, so stellen sich die Araber und Türken, welche dies mit anhören, sogleich auf die Seite des Christen. Sollte der Jude es wagen, wieder zu schimpfen, oder gar den Arm zu Thätlichkeiten zu erheben, so rufen die Moslems dem Christen zu: „Todte diesen Hund von einem Juden!" Dies, so zieht der Pater die Moral aus dem Gesagten, ist die gerechte Strafe für ihre große Sünde (nämlich daß sie Christum gekreuzigt haben) und den gottlosen Eigensinn, mit welchem sie bei ihrer schändlichen Religion verharren!"

*) Die Dobla betrug 13 Silbergroschen, der Goldthaler 1 Thaler 3 Silbergroschen, die ganze Abgabe bestand also in 650 Thaler, was gewiß sehr mäßig war.

**) Grätz, Geschichte der Juden, VIII, 110.

*) Um 1295 bis 1300. Die Kabbala entstand um 1200 unter Isaak dem Blinden und seinen Schülern Esra und Asriel. Auch Nachmanides war Kabbalist.

Digitized by Google

Auch hier entstellt Fray Diego die Wahrheit zu Gunsten der Christen. Dem Moslem sind beide Confessionen, die jüdische wie die christliche, völlig gleich verhaßt, und er denkt nicht daran, einen Unterschied zu Gunsten der einen zu machen. Eher ist es vorgekommen, daß er die Juden den Christen vorzog; dies jedoch nicht aus religiösen Gründen, sondern aus politischen, weil eben die Juden politisch ungefährlich sind, was man von den in Afrika sich aufhaltenden Christen nicht immer sagen konnte, denn viele haben die Verräther gespielt und christlichen Mächten heimlich Berichte über die schwachen Punkte arabischer oder türkischer Gebietstheile zukommen lassen.

Interessant sind die Costümregeln der Juden von Algier, wie sie zu Haedo's Zeit bestanden. Es war dies die Zeit, in welcher die barbarische Sitte der Judenabzeichen fast in allen Ländern der Christenheit sowohl wie des Islams blühte. Diese Zeichen waren in jedem Lande verschieden. In Frankreich z. B., wo sie 1269 der heilige Ludwig zuerst einführte, bestanden sie in einer runden Scheibe von blauem Tuch auf dem obersten Gewande. In Aegypten hatte (um 1010) der verrückte Chalif Al Hakim befohlen, daß jeder Jude ein Abbild des goldnen Kalbes an einer Kette um den Hals trage. Unter den Almohaden in Nordafrika (1100 bis 1260), welche eigentlich gar keine Juden duldeten, sondern alle entweder ausgetrieben oder zum Uebertritt zum Islam gezwungen hatten, mußten gleichwohl selbst diejenigen Juden, welche den Islam angenommen hatten (aber im Geheimen stets Juden geblieben waren), eine entstellende Tracht anlegen, schwere Kleider mit langen Aermeln, welche beinahe bis zu den Füßen reichten und statt der Turbane grobe Tücher von der häßlichsten Form (im Wesentlichen die noch heut zu Tage im äußersten Westen Nordafrikas übliche jüdisch-marokkanische Tracht). Solche verschiedenen Abzeichen pflegten nun die Juden zuweilen beizubehalten, selbst wenn sie aus dem Lande ausgewandert waren, in welchem die eine Costümregel Geltung für sie hatte, und in ein anderes kamen, wo ein anderes Abzeichen vorgeschrieben war. Die moslemitischen Despoten namentlich gestatteten den fremden Juden oft, ihre alten Abzeichen beizubehalten und die neuen nicht anzunehmen, was diese gern thaten, um sich von den Einheimischen, die im Ganzen in der Cultur tiefer standen, auch äußerlich zu unterscheiden; zuweilen auch gefielen sich diese Fürsten darin, selbst solche Costümdifferenzen für die verschiedenen Abtheilungen der Judenheit aufzustellen, je nach der Nationalität des Landes, aus welchem sie oder ihre Vorfahren zugewandert waren.

So scheint es auch zu Haedo's Tagen in Algier gewesen zu sein. Der Anzug selbst war zwar für alle Juden gleich: ein langer, schwarzer Kaftan, wie eine Sutane, darüber ein schwarzer Burnus, ferner kleine weiße Hosen und schwarze Schuhe (dies also noch nach der Vorschrift der Almohaden, um die man sich indeß in Algerien in späterer Zeit nicht mehr kümmerte, denn zu Anfang dieses Jahrhunderts trugen die dortigen Juden eine dem Zuavencostüm ähnliche Tracht). In Bezug auf die Kopfbedeckung verrieth sich jedoch die verschiedene Provenienz der Juden, ihr Vaterland im Exil, wenn man so sagen kann. Die einheimischen algierischen Israeliten mußten eine rothe Mütze mit einem darum gewickelten Fetzen hellen Stoffes (keinen eigentlichen Turban) tragen, aber die Pais lang wachsen lassen, während die spanischen Juden sie mit der Scheere verkürzten (Abrafiren gestattet das jüdische Gesetz nicht). Die spanischen Israeliten trugen eine kleine weiße Piquéhaube; die französischen eine Art von Matrosenmütze in Form eines umgekehrten Strumpfes, deren Ende auf den Nacken herabfiel; die türkischen einen gelben Turban. Die weiße Piquéhaube der aus Spanien stammenden Juden war in Tunis bis zum Jahre 1852 Vorschrift, und ich selbst fand dies Judenabzeichen auf meiner ersten Reise dort noch bei allen sogenannten Grana (Sephardim) im Gebrauch, die sogar stolz darauf waren, weil es sie von den afrikanischen Juden unterschied; jetzt dürfen sich diese Juden kleiden wie sie wollen. Bezweifeln möchte ich übrigens die Angabe Haedo's, daß die einheimisch-algierischen Israeliten rothe Mützen tragen durften. Roth an Kleidern galt stets für ein Privilegium der Moslems, und viele alten Algierer haben mir versichert, daß die Juden vor 1830 schwarze Mützen hätten tragen müssen. In Marokko ist es noch heut zu Tage so. Wenn auch der jetzige Kaiser, Sidi Mohammed, durch ein sogenanntes Toleranzedict den Juden gestattet hat, sich zu kleiden wie sie wollen, so läßt es doch der Fanatismus des Volkes meistentheils nicht zu, und nur in den Hafenstädten können sie es wagen, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Als ich im Jahre 1851 zum erstenmal in Marokko reiste, hätte kein Jude den Muth gehabt, eine rothe Mütze aufzusetzen. Wie weit hierin der Fanatismus der Araber geht, davon wurde ich einst auf einer Ueberfahrt von Tanger nach Gibraltar Zeuge. Ich machte diese Fahrt auf einem marokkanischen Segelboot; die Mannschaft bestand aus Arabern, die Passagiere waren größtentheils Juden, alle in der häßlichen Kaftantracht und mit schwarzen Mützen, aber alle führten rothe Mützen, wohlversteckt, bei sich, einige auch bunte Anzüge, um sie in Gibraltar, wo natürlich keine Costümvorschrift gilt, anzulegen. Ein Jüngling konnte jedoch nicht so lange warten, bis wir in Gibraltar einliefen, und wagte es die rothe Mütze aufzusetzen, als wir noch weit vom Hafen waren. Dies bekam ihm indeß übel. Denn kaum hatten die arabischen Matrosen diesen Costümverstoß gesehen, als ein wahrer Aufruhr unter ihnen entstand. Als wären sie Alle persönlich beleidigt worden, stürzten sie auf den Juden los, der, ehe wir ihm zur Hülfe eilen konnten, schon seine Tracht Prügel weghatte und beschämt die rothe Mütze wieder einsteckte. Eigentlich war er ganz in seinem Rechte, denn wir befanden uns ja nicht mehr in Marokko.

Aber der Fanatismus kümmert sich wenig um das, was officiell erlaubt oder unerlaubt sein mag.

Eine deutsche Wehklage aus Californien.

In der Presse der Vereinigten Staaten erheben sich mehr und mehr Stimmen, welche rundheraus sagen, daß es mit der Republik den Krebsgang gehe. Sie stellen Betrachtungen darüber an, wie weit man schon der Monarchie entgegengetrieben sei; wenn Grant zum dritten Mal Präsident werde, sei dieselbe factisch vorhanden. So äußern sich die am weitesten verbreiteten Blätter, z. B. der „Herald“ und die „Tribüne“, wie weit sie auch sonst politisch aus einander gehen. Angesehene deutsche Blätter sprechen sich in ähnlicher Weise aus.

Digitized by Google

Vor uns liegt die zu San Francisco erscheinende „California Staatszeitung“ vom 10. Juli. Wir lesen dieselbe seit Jahren und können ihr das Zeugniß geben, daß sie auf uns stets den Eindruck der Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit gemacht hat. Mit Wärme und Talent hat sie immer gegen die Corruption geeifert, durch welche das ganze öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten vergiftet worden ist. Sie steht außerhalb der politischen Parteien, sie ist ein Organ der rechtschaffenen Leute. Hören wir, was sie am 4. Juli zu sagen hatte, dem Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung, welchen die Yankees mit so vielem Prunk und Lärm zu feiern pflegen. Sie stellt ihren ernsten Betrachtungen den Bibelvers voran:

„Meines Vaters Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht.“ Dann fährt sie fort:

„Der hehre Tag der Freiheit, an welchem eine große Nation gehoren wurde, ist zu einem Trauertage geworden, an welchem wir unsere Häupter bestreuen sollten mit Asche, an welchem wir wallfahrten sollten zu den Gräbern derjenigen, welche dereinst das Document unterzeichneten, welches die magna charta der Freiheit ist für alle Jahrhunderte, welche uns ein Erbtheil hinterließen, das man in unseren regierenden Kreisen um ein Linsengericht verkauft. Die Geister der großen Todten stehen auf und wandeln, sie pochen an die Pforten derer, welche eben in Washington ihre Orgien feiern, an die Pforten des Credit Mobilier und der Corruption, an die Pforten des Tempels der Schmach, auf die eben ganz Europa in Wien mit Fingern deutet, sie deuten auf unsere Vertreter im Auslande, sie deuten auf die, welche in den Hallen der Gesetzgebungen, welche auf den Richterstühlen sitzen, sie deuten auf die Räuber, die alle unsere Verhältnisse durchdringen, auf das übertünchte Grab, welches unter der Tünche religiöser Heuchelei und des Fanatismus den Wurmfraß birgt, dessen Leichengeruch nach allen Ländern dringt.

Die Geister der großen Todten pochen an unsere Herzen und rufen uns zu: Soll das, was wir geschaffen, untergehen, wollt Ihr die herrliche Erbschaft, welche je einem Volke hinterlassen wurde, eine Beute werden lassen einer Bande von Abenteurern, soll der Name „Republik“ zum Kinderspott werden des Auslandes? Die großen Männer, die unsere magna charta einst unterzeichnet, haben in unsere Hände die Ausführung der großen Lehren gelegt, welche der Neuzeit ihre Gestaltung gegeben, welche alle großen Bewegungen des letzten Jahrhunderts eingeleitet. Sie gaben einem großen Volke das Recht der freien Selbstregierung, sie legten in die Hände des Volkes sein eigenes Wohl und Wehe.

Und was sehen wir heute?

Wir sehen dem Volke sein Wahlrecht entwunden von der organisirten Corruption.

Wir sehen das Volk weniger im Besitz seines souveränen Regierungsrechtes, als unter monarchischen Constitutionen.

Wir sehen die wilde Jagd nach Reichthum und Genuß an der Stelle der Bürgertugend.

Wir sehen die Regierung in den Händen corrupter Coterien.

Wir sehen das Volk geplündert, dessen Freiheiten vernichtet durch fanatische Agitatoren.

Wir sehen die höchsten Beamten des Staates an der Spitze der Plünderer.

Wir sehen die legislativen Hallen zum Tummelplatze der wildesten Leidenschaften, der Unterdrückung der Freiheit, der schamlosesten Corruption werden. Die Hauptstadt des Landes ist zum Babylon geworden, wo man blind ist gegen das Mene Tekel, welches der Genius der Geschichte bereits an die Marmorwände der Paläste der Ueppigkeit malt, wo Courtisanen und Spieler die Schätze des Volkes vergeuden, und Alles sich in wildem Taumel dreht.

Sie pochen an unsere Herzen, die großen Männer einer großen Zeit, und rufen uns zu: Noch kann das Volk Alles ändern, wenn es will, noch hat der Staatsstreich ihm nicht die Macht aus den Händen gewunden. Und das Volk macht von dieser Gewalt keinen Gebrauch, es macht sich zum Mitschuldigen des tollen Treibens, welches das große Werk unserer großen Vorfahren mit Windeseile dem Abgrund entgegentreibt, welcher es verschlingen wird. Jedex kennt die Gefahr, Jeder weiß, daß die einfache Uebung der Bürgerpflicht hinreichen würde, dieselbe zu beseitigen, und doch schmieden wir stündlich selbst die Ketten fester, die die Freiheit zu erwürgen bestimmt sind.

Es gab eine Zeit, wo die Stimme eines Daniel Webster, eines Jackson das ganze Land wachriefen, wo das Ausland voll Ehrfurcht auf die Stimmen unserer Staatsmänner lauschte, die einfach und frugal in Washington lebten, wie einst die großen Römer. Das war die Zeit, wo unsere Senatoren arm waren und nicht stahlen, aber einen Reichthum an Ehre hinterließen; die Zeit, wo man sich noch schämte; die Zeit, wo hochherzige Matronen in Washington regierten, und wo noch nicht die Courtisane den Ton angab. Das war die Zeit, wo nur ein ehrlicher Mann ein Amt bekleiden konnte, wo man einen Professor Webster in demselben Massachusetts hängte, welches jetzt vor Ben. Butler im Staube liegt, welches die größten Spitzbuben zum Credit-Mobilier liefernte, wie es die größten Heuchler und Temperenzfanatiker liefert. Das war die Zeit, wo Präsident und Vicepräsident der Vereinigten Staaten sich noch nicht an dem Back pay Diebstahl betheiligten, wo man weniger Temperenzreden hielt und weniger stahl.

In Kurzem wird man die hundertjährige Jubelfeier einer großen Epoche feiern. Sollen 100 kurze Jahre hinreichen, alle Früchte des größten hochherzigsten Kampfes der Neuzeit zu vernichten? Wenn je ein Volk große Erinnerungen hatte, so hat sie das unsere. Sollen die Enkel sich nicht begeistern an den Thaten ihrer großen Väter, sollten sie sich nicht aufraffen Angesichts der Gefahr?

Das ist keine Zeit zu Banqueten und Feiertagen, wenn die Flammen, die unsere Häuser zu vernichten drohen bereits zum Himmel schlagen. Das ist keine Zeit zu läppischen Demonstrationen, zu Umzügen, zur Selbstberäucherung und leerem Gepränge. Der 4. Juli sei für uns ein Tag ernster Betrachtung, an dem wir heilige Vorsätze fassen, wieder zu werden, wie unsere Väter waren, an dem wir uns geloben, die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel unserer Freiheit zu treiben, an dem der heilige Geist wieder zu uns herniedersteigt, der vor 100 Jahren mit feurigen Zungen zu der ganzen Welt redete. Damals marschirten wir an der Spitze der Freiheit. Wo marschiren wir jetzt? Der Hof zu Washington, der Congreß, der Wiener Schwindel, die Verwaltung im Süden, das Freedman's Bureau, jede Seite im Buche unserer Verwaltung beantwortet diese Frage in kläglicher Weise. Unsere officielle Regierung marschirt an der Spitze des Schwindels, an der Spitze der Corruption und socialen Fäulniß, an der Spitze der Wahlfälschung und der Unterdrückung der Freiheit.

Wollen wir mitmarschiren, oder wollen wir den Schatten der Heroen der Freiheit folgen, deren Geister heute zu uns sprechen und uns mahnen an die Pflichten, die wir unseren Kindern gegenüber haben? Sollen unsere Kinder,

Digitized by Google

wenn abermals hundert Jahre verflossen sind, mit der gleichen Bewunderung zu uns ausblicken, wie wir heute aufblicken zu den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung, oder sollen sie die Namen derer verfluchen, welche das schönste Erdtheil, welches je einem Volke hinterlassen wurde, verschleudern ließen? Soll uns der gerechte Fluch der Weltgeschichte treffen? Blickt auf das Sternenbanner und erhebt es von Neuem aus dem Kothe, durch welchen man es zu schleifen versucht. Der Ruf der Freiheit ertönt heute wie damals, laßt uns unsere Ohren demselben nicht verschließen. Die Freiheit ist nur der Preis der Wachsamkeit, laßt uns wachen. Der Hahn hat schon dreimal gekräht; laßt uns wie einst Petrus das Haupt verhüllen, und weinen, wo wir sie verleugnet, das ist eine bessere Frier des großen Tages, als leeres Schaugepränge. Der 4. Juli sei uns ein Tag der Vorsätze, und nicht ein Tag des Buncombes, an dem wir in eitler Selbstvergötterung rufen: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie die Zöllner und Sünder."

Aus allen Erdtheilen.

Versuche zur Eröffnung Tibets.

Während die Engländer befreedet sind, vom westlichen Himalaya aus eine regelmäßige Handelsverbindung mit den noch von Rußland unabhängigen Landschaften in Centralasien herzustellen, trachten sie gleichzeitig dahin, sich endlich Eingang in das bisher verschlossene Tibet zu verschaffen. Auch dabei zeigt sich die Rivalität mit Rußland.

Wir haben schon in dem Aufsatze über Forsyth's neue Expedition (S. 191) darauf hingewiesen, daß die Regierung des Kaisers von China bisher Alles aufgeboten hat, den Europäern das Eindringen in Tibet unmöglich zu machen und daß sie dabei im Einverständniß mit den sehr einflußreichen Geistlichen, den Lamas, handelte. Außer den französischen Lazaristen Huc und Gabet, 1846, ist es vor einigen Jahren nur noch den drei Panditen des Majors Montgomerie gelungen, bis zur Hauptstadt Lhassa vorzudringen, wo der buddhistische Papst seinen Vatican hat. Cooper wurde bekanntlich an der östlibetanischen Grenze zurückgewiesen.

Nun erfahren wir eben jetzt, und zwar nicht von St. Petersburg sondern von Calcutta aus, daß die chinesische Regierung einer Anzahl russischer Offiziere ausdrücklich erlaubt hat, von der Mongolei aus die Grenzen von Tibet zu überschreiten und durch dasselbe den Weg nach Indien zu reisen. Zu diesem Behufe hat sie ihnen die nöthigen Papiere verabfolgt und diese Russen sind nun unterwegs. Die indische Regierung hat davon sofort Notiz genommen. Sie macht geltend, daß die Engländer vertragsmäßig ein Recht haben, alle Theile des chinesischen Reiches zu besuchen, also auch Tibet, welches dem Kaiser unterworfen ist; was man den Russen gewährt, darf man ihr nicht verweigern.

Das Gebiet der Präsidentschaft Bengalen grenzt in Assam unmittelbar an Tibet. Die große östliche Straße führt von Odalgiri, wo ein großer Jahrmarkt abgehalten wird, auf der sogenannten Towangstraße, nach Lhassa, und auf ihr kommen in jedem Jahre Männer, Weiber und Kinder, um Handel zu treiben. Dort hat der britische Deputy Commissioner unlängst eine Besprechung mit einem tibetanischen Beamten gehabt; dieser erklärte, daß seine Landsleute gern mit den Engländern in Verkehr treten möchten, aber die chinesische Regierung sei dagegen. Genau so sprachen sich die Tibetaner vor nun fast einhundert Jahren aus; aber damals wurde Warren Hastings von ihnen aufgefordert, einen Gesandten zu schicken, und dieser, Boyle, war dann auch sechs Monate lang in Lhassa, wo man ihn sehr zuvorkommend behandelt hat. Als Capitän Turner 1785 nach Tibet kam, geschah dasselbe, und er entwarf eine Schilderung der Tibetaner, welche auch heute genau paßt. Seitdem fand ein Verkehr nicht mehr statt, weil die chinesischen Beamten den Eingang ins Land nicht erlaubt hatten. Als 1870 Blandford mit einem tibetanischen Beamten höhern Ranges sich besprach, erklärte auch dieser, daß die Europäer, falls man sie zulasse, auf den besten Empfang rechnen könnten.

Die Towangstraße ist nicht die beste zum Eindringen nach Tibet, eben so wenig jene, die von Sadiyah gleichfalls in Assam und weiter nach Osten hinzieht, auf welcher Cooper seinen mißlungenen Versuch machte. Denn dort steigt das Gebirge rauh und steil empor und man kommt mit sehr streitsüchtigen Völkern in Berührung. Am zweckmäßigsten erscheint es, daß man den Weg über Sikkim einschlägt. Wir haben vor einigen Wochen (S. 126) in dem Aufsatze „Die Völkerschaften an der Nordostgrenze Indiens" berichtet, daß der Herrscher dieser kleinen Himalayalandschaft sich in Darjschiling bei dem Lieutenant-Gouverneur Campbell freiwillig eingefunden habe; er versprach eine Straße durch sein Land zu bauen und den Engländern bei ihren Versuchen nach Tibet zu gehen sich förderlich zu erweisen. Um ihn in seinen guten Vorsätzen zu bestärken, hat man ihm dann sein Jahresgehalt erhöht; dieser Sikkimpatti ist Pensionair der Engländer.

Vom Schneegebirge, dem Himalaya, aus läuft eine verhältnißmäßig niedrige Bergzunge nach Süden hin und dort bildet der nur 13,000 Fuß hohe Dschelep-(Jelep-) Paß das Eingangsthor; auf ihm, wie auf den weiter nach Norden hin zu überschreitenden Pässen, liegt selbst im November der Schnee selten länger als einen Tag. Jener Paß liegt so nahe an dem Endpunkte der nordbengalischen, nun der Vollendung entgegengehenden Eisenbahn, daß schon jetzt, ehe die oben erwähnte Straße durch Sikkim gebaut ist, man bequem bis nach Tumlong reiten kann, bis an den Fuß des Passes, welcher von der Bahn auf gewundenem Wege nur etwa 100 Miles entfernt liegt. Von der Paßhöhe geht es langsam bergab nach Tschumbri (Choombee), wo der Sikkimpatti seine Sommerresidenz hat. Sie erfreut sich eines milden Klimas; weiterhin liegt die trockenere Hochebene von Phari, welche man als das Kaschmir des östlichen Indiens bezeichnet. Der zu Sikkim gehörende Theil derselben ist nun für Europäer offen; dort können Kaufleute, Beamte und Pflanzer Sommerfrische halten, und auch für Jäger wäre der Aufenthalt angenehm, da Wild in Hülle und Fülle vorhanden ist. An der tibetanischen Grenze aber wird jeder Fremde, der kein Bhutia oder Lepscha ist, zurückgewiesen, allerdings mit ausgesucht höflichen Redensarten.

Diese Straße also empfiehlt sich als die zweckmäßigste. Die beiden schon erwähnten östlichen Straßen führen durch Landschaften, die von Barbaren bewohnt werden; im westlichen Himalaya ist Ladakh nicht mehr tibetanisches Gebiet, und obwohl nach jener Richtung hin der Boden Salz und Gold liefert und von der hochgelegenen Dingtschamregion die Ströme herabkommen, welche sowohl das Pandschab wie Assam bewässern, so bildet sie doch keinen Anziehungspunkt für den Handel. Aber dicht hinter Darbschiling liegen die reichen Provinzen Dschigatsi oder Tzang (— Dschigatsi ist die Hauptstadt der Provinz —) und ll oder Wei mit der Hauptstadt Lhassa. Dicht bei Dschigatsi steht das berühmte Kloster Teschu-Lumbu. Die beiden Städte Dschigatsi (oder Digartschi) und Giantschi haben große Jahrmärkte, und jener

Digitized by Google

in der letztgenannten Stadt ist vielleicht der bedeutendste in Hochasien. Major Montgomerie's Panditen haben berichtet, daß von Tschigatsê aus die Karawane in Booten, deren Halsgestell mit Leder überzogen ist, den Brahmaputra bis Lhasa hinabfahren. (— Aber Lhasa liegt nicht am Brahmaputra, sondern an einem Zuflusse, welchen der große Strom von Norden her empfängt. —)

Die Straße in Sikkim ist genau bekannt; Campbell selbst hat sie bis Dumsang bereist. Von dort soll sie dem Flusse Tista entlang gebaut werden bis zur Einmündung des Rongtschi und dann an diesem bis zu dessen Quellen, die unweit vom Tschelepasse liegen. Jenseit desselben kommt man, wie schon bemerkt, ins Tschumbeithal; von dort hat man nur eine Tagereise bis Phari; von hier ab dient Turner's Beschreibung als Wegweiser bis nach Tschigatsê und zum Brahmaputra. Das aus dieser Provinz nach Darjschiling kommende Salz wird dort dem besten aus Chehbire kommenden vorgezogen. Es wird am zweckmäßigsten sein, wenn Indien die Handelsproducte, welche es abgiebt, insbesondere Baumwollenwaaren, Eisenwaaren, Indigo, Gewürze ꝛc., auf diesem Wege versendet und tibetanische Erzeugnisse eintauscht, z. B. Gold, Wolle, Pferde, Soda, Salz und Borax.

Wir finden, daß ein Ingenieur, Herr Edgar, von der indischen Regierung nach Sikkim geschickt worden ist, um Weisungen für den Straßenbau zu geben; er nimmt seinen Aufenthalt in Tumlung, der Winterresidenz des Sikkimpatti. Um Tibet zu eröffnen, wird man bei dem jungen Kaiser in Peking darauf dringen, daß endlich die Ausführung der Bestimmungen des 1861 abgeschlossenen Vertrages sortan nicht mehr auf Hindernisse stoße.

Gerhard Rohlfs wird die libysche Wüste erforschen.

Dazu ist dieser vielerprobte Afrikareisende der rechte Mann, und Energie, wie er sie besitzt, ist gerade bei seinem Unternehmen erforderlich. Wir wissen von dieser libyschen Wüste, die doch ja nahe bei Aegypten liegt, auch heute noch sehr wenig; ein großer Theil dieser Saharastrecke ist völlig wasserlos und wird deshalb von den Karawanen umgangen. Unsere Kunde beschränkt sich nur auf die Randgegenden; aber selbst der weite Raum zwischen dem Nil und den westlichen Oasen ist unbekannt; man weiß nur, daß er vom „Fluß ohne Wasser" (Behar bela ma) durchzogen wird, aber der Verlauf und die Richtung dieses trockenen Flußbettes ist noch nicht festgestellt. Rohlfs will zunächst die Mündung desselben aufsuchen und zu erforschen suchen, ob dieselbe sich am Mittelmeere befindet oder in der Depression der Oase Siwah (Oase des Jupiter Ammon) verläuft. „Wo möglich muß eine Nivellirung vom Meere an bis zu den Natronseen oder auch der sogenannten kleinen Oase vorgenommen werden; man muß den Schlamm des Behar bela ma untersuchen, um sich zu überzeugen, ob er mit jenem des Nil identisch ist. Es wäre zu ermitteln, ob einst der Nil durch den Fluß ohne Wasser abgeflossen ist und wo er in dasselbe eintrat." Rohlfs will ferner untersuchen die Lage der westlichen Oasen und ihre Höhenverhältnisse, und „einen Vorstoß ins Herz der libyschen Wüste selbst machen." Wird der Versuch von Farafreh aus unternommen, so muß man in gewissen Entfernungen Wasserdepots in eisernen Kisten anlegen und diese müssen stets gefüllt erhalten werden; 25 Kisten genügen, um 4 Mann 4 Tage lang mit Wasser zu versorgen, denn in den heißesten Tagen sind für jeden Mann 25 Pfund Wasser nöthig, im Winter nur etwa die Hälfte. Auf den großen Depots, die etwa nach Zwischenräumen von drei kleinen Depots zu errichten wären, können die Marschkameele der Entdeckungskarawane abgerästet werden. Man wird auch nach andere zweckmäßige Vorkehrungen treffen, um die 40 bis 45 deutsche Meilen von Farafreh entfernte Oase Erfurah, deren Vorhandensein jedoch zweifelhaft ist, zu gewinnen. Von dort aus will Rohlfs dann weiter nach der zen Westen liegenden Oase Kufra, die recht im Herzen der libyschen Wüste liegt. Von dort aus gilt es dann noch, Fessan zu erreichen (— das westlich liegt —), den Weg nach Djalo und nach Audschila (— das im Norden liegt —) offen zu legen, und wo möglich auch nach Wadschanga (— das südlich liegt —) vorzudringen. — Der Vicekönig von Aegypten hat sich erboten, die Kosten der Expedition zu bestreiten. Rohlfs wird einen Botaniker, Astronomen und Geologen mitnehmen und die Reise im December von Mineh-Farafreh antreten.

Statistische Notizen über die westindische Insel Trinidad *).

A. E. Die Insel zählte 1871 109,638 Einwohner auf einem Areal von 1,122,880 Acres oder 1754 englischen Quadratmeilen oder 82,6 geographischen Quadratmeilen (1 englische Meile = 0,217 geogr. Meilen), also 13,2 Quadratmeilen weniger als Klöden (Erdkunde III, 667, erste Auflage) angiebt. Hiernach fällt eine Bevölkerungsdichtigkeit von 1327 Einwohnern für die geographische Quadratmeile.

Nach den Geschlechtern gab es 60,405 Personen männlichen und 49,233 weiblichen Geschlechts (100 : 81,5). Im Decennium 1861 bis 1871 stieg die Einwohnerzahl um 25,200 Individuen oder um beinahe 30 Procent.

Von der Bevölkerung hier 1871 waren 56,692 in Trinidad geboren, 10,707 stammten aus anderen englischen Colonien, 954 aus Großbritannien und Irland, 605 aus Portugal, Spanien und Italien, 2195 aus Venezuela, 1400 aus China, 22,880 aus Ostindien, 4256 aus Afrika, 4545 waren in Trinidad geborene Kinder von Kulis und von 2404 wird keine specielle Heimath angegeben.

Die Kulieinfuhr betrug 1861 bis 1870 18,953; sie hatte in diesem Zeitraume ihr Maximum 1868: 3267; ihr Minimum 1866: 473.

Die Zahl der Geburten betrug 1870: 3404, die der Heirathen 396, der Todesfälle 3085.

Nicht unbedeutend ist der Schiffahrtsverkehr. 1870 kamen an 554 englische Fahrzeuge von 97,812 Tonnen und 218 fremde Schiffe mit 56,957 Tonnen Gehalt, also zusammen 767 Schiffe und 154,769 Tonnen.

In demselben Jahre segelten aus den Häfen der Insel 542 englische Schiffe von 94,935 Tonnen und 208 fremde Fahrzeuge von 56,103 Tonnen Tragfähigkeit, zusammen 750 Schiffe und 151,038 Tonnen.

Die Einnahmen der Colonie betrugen 1871 233,685 Pf. St., die Ausgaben 241,148 Pf. St.; die Einfuhr hatte einen Werth von 941,276 Pf. St., die Ausfuhr von 1,277,574 Pf. St. Hauptausfuhrartikel sind Asphalt (aus dem berühmten Asphaltsee, 8020 Tonnen, Werth 11,047 Pf. St.), Cacao (7,176,588 Pfd. engl., Werth 162,149 Pf. St.), Kaffee (26,300 Pfd., 636 Pf. St.), Cocosnüsse (873,329 Stück, 2519 Pf. St.), Baumwolle (370,300 Pfd., 7714 Pf. St.), Melasse (1,459,247 Gallons, 36,551 Pf. St.), Reis (3,568,966 Pfd., 26,778 Pf. St.), Zucker (91,782,800 Pfd., 718,555 Pf. St.), Gold (30,045 Unzen, 112,456 Pf. St.), Cocosnuß-Fiber (8270 Pfd.). Das Gold ist wahrscheinlich nur Durchgangsartikel und von Guyana gekommen.

Die wichtigsten Einfuhrartikel waren: Getrocknete Fische (4,792,306 Pfd., Werth 40,763 Pf. St.), Mehl (41,697 Fässer, 56,621 Pf. St.), Speck (421,507 Pfd., 13,498 Pf. St.), Baufolz (6,121,579 laufende Fuß, 21,521 Pf. St.), Salzfleisch (1,026,476 Pfd., 34,203 Pf. St.), Bier (166,294 Gallons, 18,435 Pf. St.), Reis (9,436,390 Pfd., 52,684 Pf. St.), Seife (1,194,890 Pfd., 10,821 Pf. St.), Tabak (34,379 Pfd., 16,614 Pf. St.), Wein (205,666 Gallonen, 20,364 Pf. St.).

Der Consum von Rum betrug 1870: 224,182 Gallons, was für jeden Kopf der Bevölkerung über 2 Gallons oder 4,5 Liter ergiebt.

Die Zahl der eine Schulanstalt besuchenden Kinder betrug

*) Nach The Trinidad official and commercial Register for the year of our Lord 1872, compiled from official records by Henry F. J. Guppy; Port of Spain 1872, 101 pp. 8.

Digitized by Google

am Ende des Jahres 1871: 2888, nämlich 2078 Knaben und 760 Mädchen, welche in 37 öffentlichen Schulen unterrichtet wurden.

Ich füge noch die nachfolgenden Daten über die Witterungsverhältnisse der Insel hinzu, die ich einer kleinen Schrift des vor etwa acht Jahren verstorbenen Directors des botanischen Gartens, eines deutschen Botanikers, H. Krüger, entnehme (on the Meteorology of Trinidad, a paper read before the Scientific Association of Trinidad). Die Abhandlung wurde von dem Verfasser am 10. Februar 1864 präsentirt, und wenige Tage darauf starb er.

Die Lage des Beobachtungspunktes in St. Ann bei Port of Spain ist 10° 40′ N. L. und 61° 31′ W. Gr., 130 englische Fuß über dem Meere.

Barometer: Mittel aus zweijährigen Beobachtungen (1862 und 1863): 29,834 engl. Zoll = 757,77 Millimeter. Die mittlere Oscillation betrug 0,089 Zoll.

Thermometer: Mittel aus zwei Jahren 77,7° Fahrenheit = 25,4° C. Die Schwankungen betrugen Februar 1862: 17,6° F. oder 9,4° C., August 1862: 11,7° F. = 6,6° C., Maximum und Minimum dieser Beobachtungen.

Die relative Feuchtigkeit der Luft schwankte zwischen 0,767 (April 1862) und 0,860 (August 1862). Im Jahre 1862 gab es 197, 1863 201 Tage mit Regen, beziehungsweise mit 65,761 Zoll und 66,860 Zoll Regenmenge (1671 und 1699 Millimeter).

Diesen Werthen mögen die nachstehenden für Caracas (1871) angefügt werden: Barometer (Mittel, reducirt auf Nullpunkt) 683,68 Millimeter.

Maximum (27. Februar) 686,89; Minimum (4. November) 680,78.

Thermometer (Mittel) 21,9°; Maximum (3. Juni) 25,9°; Minimum (12. Februar) 14,7°.

Relative Feuchtigkeit: 0,66; Maximum 0,91; Minimum 0,39.

Regentage: 100; Regenmenge: 1148 Millimeter.

* * *

— Der deutsche Seehandel gewinnt eine immer größere Ausdehnung. Unsere Dampfer gehen schon seit längerer Zeit durch die Magellanstraße nach Chile und Peru, und nun ist von Hamburg aus der Versuch gemacht worden, mit einem Dampfer direct nach dem Amur zu fahren, um dort deutsche Fabrikate abzusetzen.

— Am 16. Juli 1873 ist der Missionär Gill aus Neuguinea in England eingetroffen, nachdem er 22 Jahre unter mehr oder weniger wilden Völkern gelebt hat. In dieser langen Zeit war er nur zehn Wochen unter civilisirten Leuten und zwar in den australischen Colonien. Zuletzt hat er Neuguinea besucht, um über den Stand der dortigen Missionen Erkundigung einzuziehen und noch eine Station zu gründen. Bei heimathlosen Landungen hatten ihm die Eingeborenen keine Hindernisse in den Weg, aber Erfolg darf er schwerlich erwarten, da das Klima so sehr ungesund ist.

— Geographische Gesellschaften haben sich nun auch in Bern und Amsterdam gebildet. Die Aardrykskundige Genootschap hat ihre erste Sitzung am 3. Juni gehalten; der Vorsitzende, Professor Veth, sprach in derselben über einen Gegenstand, der nicht blos in Holland interessirt, über Atchin, das richtiger als Atjef bezeichnet werde. Es war auffallend, daß gerade die Niederlande, welche doch so ausgedehnte überseeische Besitzungen haben, so lange ohne eine geographische Gesellschaft geblieben sind. Bei der sehr beträchtlichen Anzahl tüchtiger Gelehrter, deren viele den Archipelagus und die westindischen Colonien aus eigener Anschauung kennen, dürften wir auf eine reiche Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde rechnen.

— Das statistische Bureau in Washington hat jüngst Angaben über die Einwanderung für die Jahre von 1863 bis 1872 veröffentlicht. Dieselben beziehen sich auf die respectiven Finanzjahre, welche bekanntlich mit dem 30. Juni abschließen. Die Gesammtziffer für zehn Jahre ergiebt

2,882,068 Einwanderer.

Da man durchschnittlich annimmt, daß ein jeder derselben, von der Arbeitskraft abgerechnet, 100 Dollars „werth“ sei, so ergiebt sich, daß sie ihrer neuen Heimath etwa 300,000,000 zugebracht haben.

Bemerkenswerth ist, daß das Fiscaljahr 1871/1872 dreimal so viel Einwanderer geliefert hat als jenes von 1863.

1863	130,060
1864	193,754
1865	180,667
1866	330,704
1867	298,967
1868	282,189
1869	352,768
1870	387,203
1871	321,350
1872	404,806

In dem letzteren Jahre kamen 141,109 aus Deutschland, sie lieferten also ein Drittel der Einwanderung. Es ist oftmals behauptet worden, daß die auffallende Zunahme der Einwanderung überhaupt ihren Grund in den europäischen Kriegen, den drückenden Abgaben für das Heerwesen, der Conscription und der allgemeinen Wehrpflicht habe. Das ist jedoch nur sehr bedingt der Fall, wie sich aus dem Folgenden ergiebt.

Oesterreich hat schwere Kriege geführt und hat ein drückendes Militärbudget und doch sind in dem Fiscaljahre 1872 von dorther nur 4182 Köpfe eingewandert gegen 141,109 aus Deutschland.

Frankreich hat trotz aller Kriege und Lasten doch nur 9317 geliefert.

Großbritannien und Irland, die weder Krieg hatten, auch ohne Conscription in der Weise des Continentes sind, lieferten 153,626, wovon 68,732 aus Irland.

Schweden und Norwegen, die ohne „Militärdruck“ sind, lieferten für ihre schwache Volkszahl das bedeutende Item von 24,855 Köpfen.

Man sieht, daß Völker, welche starken „Militärdruck“ haben, ein nur sehr spärliches Contingent von Auswanderern liefern, dagegen andere, welche von demselben wenig berührt werden, mit geradezu kolossalen Ziffern in Rechnung zu stellen sind.

— In Peru ist es von nicht geringer Wichtigkeit, daß in der Nähe der Stadt Pisco (Salen 13° 43′ S.) ein ergiebiges Kohlenlager entdeckt worden ist. Das Product ist gut und wird auf der Bahn benutzt, welche in einer Länge von 16 Leguas nach der Binnenstadt Ica führt. Was den Werth der Grube erhöht, ist der Umstand, daß sie dicht am Meeresufer in der Nähe eines guten Ankerplatzes liegt. — Auch im Oberland ist ein Kohlenlager bei Jumbay, unweit von Arequipa, entdeckt und von einer Compagnie in Betrieb genommen worden. Diese Kohle wird auf der Bahn zwischen Arequipa und Puno verwandt, und sie ist in diesen holzarmen Gegenden doppelt werthvoll.

Inhalt: Streifzüge im Hinterindischen Archipelagus. III. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Zur Ethnographie Mährens. Von Richard Andree. I. — Die Bewohner Algiers vor drei Jahrhunderten und heut zu Tage. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. II. (Schluß.) — Eine deutsche Weltlage aus Californien. — Aus allen Erdtheilen: Versuche zur Eröffnung Tibets. — Gerhard Rohlfs wird die libysche Wüste erforschen. — Statistische Notizen über die westindische Insel Trinidad. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 26. August.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Das Volk der Ainos auf der Insel Jesso.

Die Kerninsel des japanischen Archipelagus, welche man gewöhnlich als Nippon bezeichnet, hat im Norden die Sangar- oder Tsugarstraße und wird durch diese von der Insel Jesso getrennt, zwischen dieser und Saghalin liegt die Straße La Perouse. Beide großen Eilande und die Gruppe der Aleuten, welche gleichsam Brückenpfeiler nach Kamtschatka hinüber bilden, sind von einer eigenthümlichen Menschenart bewohnt, mit welcher die an der Küste des Festlandes wandernden Giliaten und die Bewohner des südlichen Kamtschatka Stammverwandtschaft zu haben scheinen. Man bezeichnet jene Menschenart als Ainos, d. h. Menschen. Auf Jesso sind sie von den Japanern abhängig geworden, welche dort Niederlassungen gegründet und die Stadt Hakodade gebaut haben. Diese bildet den wichtigsten Handelsplatz im nördlichen Japan und wird nun auch häufig von europäischen Schiffen und von Walfischfahrern besucht, welche nach dem Ochotskischen und dem Behringsmeere segeln oder von dort zurückkommen.

Die Ainos sind Urbewohner der Kurilen, Saghalins und Jesos. Auch ihre Zahl nimmt ab, und sie gehören zu den Völkern welche allmälig aussterben werden. Sie bieten manches Eigenthümliche dar, und es ist für die Völkerkunde nicht ohne Belang, daß wir namentlich im Verlaufe der letzten Jahre genauere Schilderungen über sie erhalten haben. Wir wollen aus der, welche ein englischer Marineoffizier, Commandeur H. C. St. John, entworfen hat, das Wesentliche mittheilen, denn er spricht aus eigener Anschauung*).

Auf Jesso und Kunaschir sind die Ainos an der Küste von den Japanern durchaus abhängig und dienen denselben als Fischer, Jäger und zum Einsammeln von Algen; im Innern können sie sich freier bewegen, sie halten sich indeß lieber in den Gestadegegenden auf, weil sie sich dort leichter Nahrungsmittel verschaffen können. Die Japaner behaupten, daß auf Jesso allein etwa zehntausend Ainos hausen; St. John hält diese Angabe für übertrieben, denn die Zahl der Urbewohner sei im Abnehmen. Sie halten sich von den Japanern, die mit Verachtung auf sie herabblicken, getrennt, und haben ihre besonderen Dörfer. Ihre Statur ist unter mittel; die Männer haben durchschnittlich 5 Fuß 2 bis 4 Zoll englisch und sind wohl proportionirt; die Frauen sind

*) Journal of the Anthropological Institute. Vol. II, pag. 248 sqq. G. A. von Klöden, Handbuch der Erdkunde, I, S. 887 sagt: „Hals, Arme und Rücken sind nicht, wie behauptet wird, mit Haaren bedeckt." — Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1873, S. 195, schreibt: „Von Statur klein, haben sie ein rundes Gesicht und einen dichten, schwarzen Bart; auch der übrige Körper soll stark behaart sein. Die Farbe der rauhen Haut ist kupferbraun. Die Sitte, das Haar bis auf einen Kranz zu scheeren, scheinen die Sino von den Japanern angenommen zu haben, ebenso auch die Mode, in den Ohrläppchen Gehänge von Silber zu tragen. Originell ist die Sitte, sich die Lippen zu schwärzen; der Arm bis an den Ellbogen wird mit verschiedenen Figuren tättowirt. Ihre Kleider bestehen aus Fellen verschiedener Thiere, namentlich der Seehunde und Vögel. Im Uebrigen gleichen sie in Kleidung, Wohnung und Bewaffnung den Kamtschadalen, nur zeichnen sie sich durch eine größere Reinlichkeit und Freundlichkeit im Umgange vor diesen aus." Das, was wir mit gesperrter Schrift gedruckt haben, widerspricht theils dem, was St. John persönlich beobachtet hat, theils erwähnt er desselben gar nicht. Man vergleiche seine oben stehende Schilderung. A.

Digitized by Google

durchſchnittlich unter 5 Fuß, können aber Arbeiten und Beſchwerden ebenſo ertragen wie die Männer.

Die Lage der Ainos hat ſich weſentlich verbeſſert, ſeitdem ſie von den japaniſchen Behörden Reis erhalten, der nun zu ihren täglichen Nahrungsmitteln gehört. Die Haut iſt kupferfarbig mit einem olivengelben Anhauch, oder auch ſchmutzig-kupferig. Sie iſt im Norden wie im Süden die gleiche; St. John ſah einzelne Männer die dunkler waren als die übrigen, bei den Frauen aber fand er ſolche Ausnahmen nicht; bei den Kindern iſt die Hautfarbe heller. Die Geſichtszüge ſind regelmäßig, mit freundlichem Ausdruck und gefällig, ganz abweichend von jenen der Mongolen; denn die Ainos haben weder die ſchräg geſtellten Augen, noch die vorſtehenden Backenknochen derſelben. Das Geſicht iſt intelligent, die Schläfe platt, der Vorderkopf breit, viereckig, hoch, der ganze Schädel rund und gut gefaltet; die Lippen ſind voll, aber nicht unangenehm dick. Kurzum, ſie gleichen der europäiſchen Race nicht bloß in der allgemeinen Contour und dem Ausdrucke des Geſichtes, ſondern auch im Ausdrucke deſſelben. Die Augen ſind ſchwarz, die Brauen gerade und mit der Achſe der Augenhöhlen parallel laufend.

Charakteriſtiſch erſcheint das Haar; es iſt grob, gerade, wallend und durchgängig ſchwarz, und bei beiden Geſchlechtern in üppigſter Fülle vorhanden. Die Männer tragen lange Vollbärte; Arme, Bruſt, Beine und der ganze übrige Körper ſind durchgängig mehr oder weniger ſtark behaart, oft ganz außerordentlich ſtark, und das findet auch bei den Kindern ſtatt. Behaarte Leute kommen als Ausnahmen bei allen Völkern vor, aber bei den Ainos wäre es eine Ausnahme, einen nicht ſtark behaarten Mann zu finden.

Viel Muskelſtärke ſcheinen ſie nicht zu haben, und die

Aino.

Aino.

mittlere Lebensdauer iſt niedrig, da nicht viele das ſiebenundfünfzigſte Jahr erreichen. Die Frauen altern früh; ſchon als Kinder führen ſie ein angeſtrengtes Leben, heirathen früh, werden früh Mütter; ſie müſſen fiſchen, Holz holen, Algen ſammeln und zugleich für Hütte und Kinder ſorgen. Sie tragen das Haar lang und zottig, nach hinten zurückgeſchlagen; manchmal binden ſie es auch hinten zuſammen. Sie lieben es, ſich zu putzen und ihren Rock von Hirſchfell oder Birkenbaſtzeug mit einem blauen Rande zu verzieren; auch tragen ſie große, maſſive Ohrringe, und manche haben Reifen, an denen ſie Stückchen blauen Glaſes anbringen und bei feſtlichen Gelegenheiten als Kopfputz aufſetzen. Die gewöhnliche Tracht beider Geſchlechter beſteht in einem Rocke aus Hirſchfell, der bis auf die Knie reicht und über den Hüften einen Gürtel hat; auch verfertigen ſie eine Art Canevas aus den inneren Lagen der Birkenrinde.

Die Männer haben keinen beſondern Zierrath oder Tättowirung. Die Frauen tättowiren, wie unſere Illuſtration zeigt, ihr Geſicht rund um die Lippen und auf dem untern Theile der Wangen ſehr fein. Man beginnt mit dieſem Punktiren ſchon bei kleinen Kindern und ſetzt es bis zur Verheirathung fort. Die Frau eines Häuptlings trägt ſechs Stränge als Gürtel, die eines gemeinen Mannes nur drei. Die Frauen tättowiren auch ihre Handgelenke und den Arm bis zum Ellbogen. St. John bemerkt, daß er den Grund dieſes Branches nicht habe ermitteln können, meint aber, daß derſelbe Bezug darauf habe, daß man gewiſſe Zeitperioden oder auch Zahlen markire, die man im Gedächtniſſe behalten wolle. Wir laſſen das dahin geſtellt ſein.

Die Ainos ſind ein ſchmutziges Volk; ſie waſchen faſt nie Geſicht und Hände, ſelbſt im Sommer nicht. Des-

Digitized by Google

wegen leiden sie an Hautausschlägen und in allen kleinen Niederlassungen sieht man einige Individuen, die dadurch kahlköpfig geworden sind. Das letztere mag wohl mit daher rühren, daß sie bei der Krankheit den Kopf mit Kalk beschmieren. Seitdem allgemein Reis gegessen wird, tritt dieselbe weniger häufig auf. Die Blattern sind wahrscheinlich durch die Japaner eingeführt worden; sobald sie bei einem Stamme zum Ausbruche kommen, verläßt derselbe die Küste und zieht sofort ins Innere. Die Zähne sind gut; Fisch wird allgemein gegessen; Salzi, Kohlstrünchen, ist von den Japanern eingeführt worden. Vorher sammelten die Ainos die Wurzelknollen einer Graskart, die als Gemüse zubereitet wurden. Im Winter ist der Fischfang unsicher, dann ist das Fleisch des Hirsches Hauptnahrungsmittel. Die Männer erlegen viele Hirsche, deren Geweihe in Hakodade einen Hauptausfuhrartikel bilden.

Als Waffen werden Bogen und vergiftete Pfeile benutzt, außerdem auch Luntengewehre; zur Hirschjagd hat man Hunde, welche denen in Japan gleichen. Der Bogen ist nur drei Fuß lang, der Pfeil 20 Zoll; dieser hat eine Spitze von Knochen, Bambus oder Eisen. Das Gift bereitet man aus Krähenhirn, Tabaksasche und zwei Insecten, Yusifi und Krombi genannt; das letztere ist ein Wasserinsect, das an Holz oder Steinen sich befestigt. Diese vier Ingredienzien läßt man durch einander faulen und dadurch erhält man das Gift; es ist so stark, daß man rund um die Wunde viel wegschneiden muß, wenn das Fleisch genossen werden soll. Uebrigens wird auch aus dem Nachtschatten ein Gift bereitet.

Gastarlichkeit, freundliches, gefälliges Wesen kennzeichnet die Ainos; sie thun willig, was man von ihnen verlangt, freuen sich, wenn ein Fremder zu ihnen kommt, fragen nicht neugierig und grüßen in ihrer eigenthümlichen Weise. Sie lassen sich nämlich auf die Knie nieder, verneigen sich, heben beide Hände bis zum Kopfe empor, streichen sich den Bart und legen die Hände dann auf die Knie. Die Frauen reiben

Ainofrau auf Jeso.

Aino.

sich mit dem Bardersinger der rechten Hand die Oberlippe unter der Nase. Als sie noch nicht so viele Fremde gesehen hatten wie jetzt, bedeckten sie den untern Theil des Gesichtes mit den Händen, wahrscheinlich um die tättowirten Stellen zu verbergen. Alles in Allem genommen sind sie ein glücklicher und zufriedener Menschenschlag, ihre Bedürfnisse sind befriedigt, wenn sie Nahrung und Kleidung haben, und diese verschaffen sie sich, indem sie arbeiten; Geld wird sorgfältig von ihnen fern gehalten. Die Frauen singen ein Stückchen, wenn sie rudern, Muscheln sammeln oder fischen, die Männer kommen uns mit einem Lächeln entgegen, und die Kinder spielen munter umher.

Die Hütten sind kunstlos aufgebaut. Man schlägt ein Gerüst aus Holz auf, bedeckt die Pfosten mit Gras und legt über dieses auf der Außenseite wieder Pfosten. Das Gebäude hat 15 bis 20 Fuß Länge, 10 bis 12 Fuß Breite, geht schräg von oben nach unten und hat eine viereckige Oeffnung, durch welche der Rauch abzieht; an der dem Eingange gegenüberliegenden Seite befindet sich eine Fensteröffnung. Die Thür ist allemal da, wo der Rauchfang sich befindet, und man gelangt zu ihr durch einen Vorbau; in diesem werden Netze und allerlei Geräthschaften aufbewahrt und dort schlafen die Hunde. Der Herd liegt allemal im Mittelpunkte des großen Gemaches, in welchem Alles durch den Rauch geschwärzt ist. Auf einigen Querstangen hängen die verschiedensten Siebensachen: Fische, Röcke, Hirschfleisch, Netze, Fußbekleidung aus Fischhaut und vielerlei Anderes. Neben der Wohnung steht ein ähnlich wie dieses gebautes Vorrathshaus auf 8 bis 10 Fuß hohen Pfosten, damit Hunde, Füchse und Wölfe nicht hinein und sich an Fischen und anderen Wintervorräthen gütlich thun können.

Die Kunstfertigkeit der Ainos beschränkt sich auf sehr Weniges. Aus der innern Rinde der Birke verfertigen sie Decken, aus der innern Baste, Zwirn und Fischnetze, dann auch, wie schon erwähnt, ein grobes Zeug; ihr Boot ist ein ausgehöhlter Baumstamm von etwa 25 Fuß Länge. Be-

Digitized by Google

ſtimmte Begräbnißplätze haben ſie eigentlich nicht; ſie verſcharren die Leichen, wie es ihnen gerade paßt, und ſcheinen ſich auch der Todten wegen keinen Kummer zu machen; man findet nämlich keineswegs ſelten, daß die Gräber von Wölfen, Füchſen und wohl auch von den halbwilden Hunden aufgekratzt worden ſind, und Schädel nebſt Knochen zerſtreut umher liegen.

Glaube an Geiſter iſt allgemein. Die Ainos haben den Geiſt des Wolkenhimmels, der Flüſſe, Berge, Wälder, des Feuers und den Geiſt für den Fiſchfang. Die verſchiedenen Geiſter werden in der Art dargeſtellt, daß man die Rinde von Stäben abſchält, aber ſo, daß ſie am Stabe bleibt und ſich kräuſelt. An dieſer gekräuſelten Rinde und an der Stelle wo ſie ſich befindet, kann man abnehmen welcher Geiſt dargeſtellt wird. Soll z. B. der Fiſchgeiſt gnädig geſtimmt werden, dann bringt man den Stab welcher ihn darſtellt dorthin wo der Fang ſtattfinden ſoll, und ſteckt ihn in die Erde. Es giebt weder Altäre noch Tempel für die Geiſter. Im Frühjahre findet Jagd auf Bären ſtatt; die alten werden getödtet, die jungen mit nach Hauſe genommen und den Frauen gegeben. Dieſe ſind ihre Pflegemütter und füttern ſie auf, legen ſie an ihre Bruſt und ſäugen ſie fort bis die Zähne zu lang werden. St. John fand bei mancher Hütte vier bis fünf junge Bären in hölzernen Käfichen; im Herbſt werden ſie zur Feier des Bärenfeſtes geſchlachtet.

Die Sprache der Ainos wird nicht geſchrieben; im Verkehr mit Japanern iſt ein Gemiſch aus beiden Sprachen üblich. Ein Aino, der etwas erklären will, z. B. etwas Geographiſches, etwa den Lauf eines Fluſſes oder die Lage eines Sees, macht Zeichnungen mit dem Finger oder einem Stab in den Sand, und auf dergleichen verſtehen ſich die Frauen noch beſſer als die Männer, da ſie ſchon als Kinder gelernt haben allerlei Muſter zu zeichnen.

Auf Saghalin fand bis vor Kurzem ein ſeltſamer Brauch ſtatt. Wenn der Vorſteher eines Dorfes oder der

Hütte der Ainos.

Häuptling eines Stammes mit Tod abgegangen war, wurde die Leiche auf Bretter neben der Thür ſeiner Hütte gelegt. Nachdem man das Eingeweide herausgenommen hatte, mußte ſie ein ganzes Jahr lang von ſeiner Frau und ſeinen Töchtern gewaſchen werden. Dann erſt brachte man den Sarg und legte ſie hinein, wenn ſie richtig gepökelt und wohl erhalten war. Nun ſtellte man den Sarg auf die Erde, lobte die Frau, welche ihre Sache ſo gut gemacht hatte, und gab ihr Geſchenke, namentlich Tabak. Wenn aber trotz aller ihrer Mühe und Sorgfalt die Leiche in Fäulniß übergegangen war, wurde ſie getödtet und ſofort begraben noch bevor ihr Mann der Erde anvertraut wurde. Man begräbt überhaupt die Frauen gleich nachdem ſie geſtorben ſind. Dergleichen geſchieht nun nicht mehr. St. John ſagt, im Widerſpruch mit ſeiner obigen Angabe, daß die Ainos ſich nicht um die Todten kümmern, daß ſie ſich ſehr der Trauer hingeben. „Wenn Jemand ſtirbt, kommen die Nachbarn, und trauern mit der Familie und vergießen Thränen. Des Abgeſchiedenen wird ungern erwähnt und Nennung ſeines Namens ſoviel als möglich vermieden. Wenn ein Mann in ſeiner Behauſung ſtirbt, oder ein Anderer gegenüber oder neben demſelben ſeinen Tod findet, dann muß die Hütte verbrannt werden."

Die Frauen werden von den Männern gut behandelt; ein Fiſcher oder Jäger der Glück hat, hält ſich wohl zwei, aber von einem unglücklichen Jäger zieht die Frau weg. Kebsweiber ſind geſtattet, wohnen aber nicht mit der eigentlichen Frau in derſelben Hütte. Auf Sagghalin haben die Männer die Kleidungsſtücke in gutem Stande zu halten, auf Jeſo iſt das Umgekehrte der Fall.

Wenn zwei Freunde, die längere Zeit einander nicht ſahen, ſich begegnen, dann nimmt der, welcher das Dorf nicht verlaſſen hatte, die Hände des andern, reibt ſie in den ſeinigen, vergießt Thränen und fragt wie es mit der Geſundheit ſtehe? Dann erſt wird von anderen Dingen geredet. — Wenn bei Feſten die Eingeladenen ſich auf die Matten geſetzt haben, ſchenkt der Wirth Jedem etwas Saki, Reisbranntwein, in den Becher, und während deſſen wird er vom Gaſte dadurch begrüßt, daß dieſer die Hände an einander reibt. Mit dem Saki werden „Trinkſtäbe" herumgereicht. Der Gaſt ſtreicht dann mit der rechten Hand über die linke, fährt mit dem Stabe um den Becher oder die Schale herum,

Digitized by Google

taucht ihn in den Saft und wirft einige Tropfen über seinen Kopf hinweg; damit bringt er dem Geist ein Opfer dar.

Das japanische Gesetz wird alljährlich am 15. November öffentlich verlesen, und an diesem Tage führen die Mädchen in jeder Niederlassung den Kranichtanz auf, der auch beim großen Fischfeste nicht fehlt. — Eulen werden mit großer Ehrfurcht betrachtet, und man hält viele gezähmte. Dieser Vogel gilt für weise, und er hat die Vorfahren gelehrt wie man Kinder zeugen müsse. Daß sie höchst schmutzig und unsauber sind, wird von St. John ausdrücklich wiederholt. Er sagt noch hinzu, daß die Mütter den Ungeziefer verzehren, welches sie ihren Töchtern vom Kopfe ablesen. Die Phthirophagie ist überhaupt noch weit unter den sogenannten „Naturvölkern“ verbreitet.

Zur Ethnographie Mährens.

Von **Richard Andree.**

II.

Die Slaven Mährens, zu denen wir nun übergehen, bilden die Brücke, welche die Tschechen Böhmens mit der übrigen Slavenwelt im Osten verbindet. Für das Slaventhum sind sie somit von hoher Bedeutung, denn ohne sie würden die rührigen Vorkämpfer des Slavismus, die Tschechen, isolirt als Sprachinsel im deutschen Gebiete liegen. An der schmalsten Stelle, zwischen Brüsau und Brünn, ist diese slavische Verbindungsbrücke nur etwa acht Meilen breit. Eine solche Einheit wie Böhmen zeigt übrigens das Slaventhum Mährens nicht; in Böhmen giebt es unter den Tschechen kaum dialektische Verschiedenheiten und nur in der Gegend von Taus nimmt die slavische Sprache dort einigermaßen mundartliche Färbung an. Mähren dagegen zeigt nicht nur im tschecho-slavischen Hauptstamme dialektische Unterschiede, sondern auch südslavische Colonien mischen sich hier ein.

Das Nachstehende ist nur Referat aus Dudik's Schrift. Die Hanaken wohnen im obern und namentlich untern Marchthale zu beiden Seiten des Fillipchens Hana in einer Anzahl von 410,000 Seelen. Dudik begrenzt genau das Gebiet der Hanaken und zeigt, wie sie wieder in vier Unterabtheilungen zerfallen: in Blataci, Anwohner des Baches Blata, der in die March fällt; eigentliche Hanaken (Hanaci) an der Hana; Moravěci am linken Marchufer und Zabeščaci am linken Beschaufer. Die Unterschiedungsmerkmale liegen nur in der Sprache und Volkstracht. „Lebensweise und Physiognomie sind in diesen vier Zweigen gleich, ein Beweis, daß sie alle vier dem Hanakenstamme angehören, nur sich individuell ausgelebt haben. Je tiefer die Bildungsstufe eines Volkes steht, desto greller sind seine individuellen Unterschiede; die Cultur nivellirt selber, und wenn wir das Verschwinden dieser individuellen Unterschiede, wozu ganz besonders die auffallenden Volkstrachten gehören, beklagen, so haben wir eigentlich Unrecht.“ Wir erhalten eine vortreffliche Charakteristik der Hanaken, in welcher auch die den Slaven im Allgemeinen kennzeichnende Bemerkung vorkommt, daß der Baum, welcher Art immer, dem Hanaken nicht sympathisch sei; wir lernen ihre Behausungen, ihre Wirthschaften, Trachten alles bis in die feinsten Einzelheiten kennen.

Croaten leben in Mähren auf $1^1/_2$ Quadratmeilen in der Anzahl von 2342 Individuen. Freiherr von Teuffenbach siedelte sie Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den drei Dörfern Neu-Prerau, Fröllersdorf und Guttenfeld auf seiner Herrschaft Dürnholz an. Obwohl von Deutschen umgeben, erhielten sie unverfälscht ihre Sprache, Tracht und Nationalität; nur bemächtigte sich vor zwei Jahrzehnten einiger Familien die Manie, ihre echt croatischen Namen zu germanisiren. So heißt der ehmalige Bnf jetzt Wolf, Godini = Regen, Grachovina — Arbsetroh (Erbsenstroh), Brana — Krähe u. s. w. Allerdings kommen bei ihnen auch Mischehen mit Deutschen vor, doch schaden sie der Nationalität nicht, da der deutsche Theil Sprache, Sitte und Tracht der Croaten annimmt.

Die Slowaken wohnen südlich von den Hanaken bis an die ungarische Grenze und über diese hinaus; ihre Zahl in Mähren beträgt 83,000; in Ungarn sind aber gegen zwei Millionen Slowaken angesessen, die unter magyarischem Drucke gerade kein beneidenswerthes nationales Loos haben. Nachstehende Worte Dudik's sind beherzigenswerth: „Merkwürdig, daß gerade diese Slowaken in vielerBeziehung die socialen Lehrer der Magyaren wurden. Bekanntlich war das slavische Staatsleben an der Donau und der March schon vollkommen geregelt als gegen Ende des neunten Jahrhunderts die Einwanderung der Magyaren erfolgte. Der Magyar fand in seiner heutigen Heimath ein fleißiges, arbeitsames, an den Ackerbau und dessen Folge, die Gesittung, gewöhntes Volk, die heutigen Slowaten, und machte sie zu gleichberechtigten Volksgenossen. Diese mit Milde gepaarte Gerechtigkeit entlohnte der Slowak damit, daß er die neuen Herren mit der Beschäftigung und den Annehmlichkeiten des Friedens bekannt machte. Beweise hierfür geben uns die aus der slavischen in die magyarische Sprache aufgenommenen zahlreichen Wörter, welche Begriffe und Gegenstände bezeichnen, die, als der Magyar einbrach, ihm noch fremd dagegen dem Slowaken geläufig waren. Mit der Annahme der Sache von den alten slavischen Bewohnern seiner neuen Heimath nahm der Magyar auch das slavische Wort. Wir wollen beispielweise einige anführen Aus dem Thierreiche: Taube, Ente, Bär, Krebs, Hecht. Aus dem Pflanzenreiche: Pflaume, Kirsche, Melone, Rübe, Rettich, Kraut, Möhre, Gurke, Mohn, Flachs, Hirse, Reis, Korn, Kümmel, Bohne, Buche u. s. w. Wohnungsbestandtheile und Einrichtung: Wohnung, Zimmer, Fenster, Küche, Hütte, Brett, Tisch, Tischtuch. Speisen und Bekleidung: Mehlspeise, Honigkuchen, Sauerteig, Brei, Speck, Bratwurst, Essig, Rock, Beinkleid und Leinwand, Hut, Band. Ackerbau: Furche, umgraben, Rechen, Sense, Sieb, Korb, Schlitten, Eimer, Maß. Sogar Wochentage: Freitag, Donnerstag, Samstag haben slavische Namen. Was setzt dies Alles voraus? Daß der Slowak des zehnten Jahrhunderts, wenngleich unterworfen, dennoch in vieler Beziehung Lehrer des Ungarn geworden ist. Zwischen Lehrer und Schüler muß, um einen Erfolg zu er-

Digitized by Google

zieln, ein friedliches, ja ein vortreffliches Verhältniß obwalten.“ So zeigt Dudik denn auch, wie der Magyar vom Slowaken die Tracht angenommen hat. Das muß den Ungar allerdings an die Seele greifen, denn das Costüm, so sagen Viele, sei ihnen „die Hauptsache“.

Wenn hier noch von Walachen die Rede ist, so darf dabei nicht an die „Rumänen“ gedacht werden. Die mährischen Walachen (Valaši) sind Slaven, welche den südöstlichen gebirgigen Theil des Landes bewohnen und nur 18,000 Köpfe stark sind, insofern man das eigenthümliche Costüm in Betracht zieht, aber auf mehr als 200,000 Seelen berechnet werden, wenn man Sprache, Sitten und Lebensweise als Maßstab annimmt. Die Walachen bewohnen demnach einen Flächenraum von 50 Quadratmeilen in den Hauptmannschaften Walachisch-Meseritsch, Mistek, Neutitschein, Weißkirchen, Holeschau und Ungarisch-Hradschi. Ihr slavischer Name bedeutet Viehzüchter und da der Ackerbau sie nicht zu ernähren vermag, so ist die Viehzucht ihre Hauptnahrungsquelle bis auf den heutigen Tag geblieben. Sie bereiten den in Oesterreich allgemein bekannten „Brimsenkäse“ (slavisch brynza, Schafskäse).

Den Beschluß machen die Wasserpolaken und Horaken. Das flachere Land nördlich von den Walachen, das durch die Oder und Ostrawitza von Schlesien geschieden wird, verdankt die städtische Bevölkerung vorzüglich dem unternehmenden Bischofe von Olmütz, Bruno. Das Städtchen Braunsberg bewahrt seinen Namen. Die von ihm eingeführten Colonisten waren in ihren Anführern allerdings Deutsche, nicht aber in der Masse derselben. Man berief die im nahen Schlesien wohnenden Lachen, welche den Uebergang von den Mährern zu den Polen bilden und nennt sie in Mähren Wasserpolaken. Ihre Mundart unterscheidet sich von der mährischen hauptsächlich durch die polnische Betonung der vorletzten Silbe, während sonst im Mährischen der Ton auf die erste Silbe fällt. Deutsche Wörter auf slavische Art geformt, hört man unter ihnen ungemein häufig; Nationaltracht fehlt gänzlich. Ein ähnlicher Mangel jeglicher Nationaltracht und nationaler Eigenthümlichkeit giebt sich auch kund bei der überwiegend großen Zahl der slavischen Bewohner Mährens, die nicht zu den Hanaken, Slowaken, Croaten und Walachen gehören und mit dem allgemeinen Namen Horaken bezeichnet werden. Sie bewohnen den ganzen westlichen Theil Mährens, wo sie sich eng in Sitte und Wesen den stammverwandten Tschechen Böhmens anschließen.

Bei allen diesen slavischen Stämmen Mährens geht Dudik auch auf die Hausindustrie ein; er bespricht die Volkslieder, Sagen und Traditionen, bietet überhaupt einen vortrefflichen Leitfaden der mährischen Ethnographie, der durch Zuverlässigkeit und Treue, im Ganzen auch durch Objectivität, sich auszeichnet.

Der angebliche Canal des Rio Raspadura in Neugranada.

Von **Dr. A. Ernst** in Caracas.

Alexander von Humboldt erwähnt in seinem Werke über Neuspanien (Bd. II, 254) einer Wasserverbindung zwischen dem Rio San Juan, der in den Stillen Ocean mündet, und dem Quito, der nach seiner Vereinigung mit dem Andagueda zum Atrato fließt, und giebt sogar an, daß ein Pfarrer von Novita 1788 in der Schlucht von Raspadura durch seine Gemeindemitglieder einen Canal habe graben lassen. Derselbe sei nach heftigen Regengüssen für kleinere Fahrzeuge schiffbar gewesen.

Seit dieser Angabe, für die Humboldt keine Quelle anführt und für die ich auch nach langem Suchen keine auffinden kann, spukt der Canal Raspadura in vielen geographischen Lehrbüchern, und selbst der vorsichtige Wappäus führt ihn auf Humboldt's Autorität hin an.

Meine Aufmerksamkeit wurde durch den bekannten brasilianischen Reisenden Dr. Robert Ave-Lallemant in Lübeck auf diesen Gegenstand gelenkt, da derselbe mich brieflich ersuchte, dieser Sache einmal auf den Grund zu kommen und positive Nachrichten über den Raspadura-Canal zu geben. Weil die Frage von allgemein geographischem Interesse ist, lege ich hiermit die Resultate meiner Nachforschungen vor.

Der Raspadura-Canal existirt nicht und hat auch niemals existirt; er ist eine geographische Mythe, ebenso wie die nun endlich beseitigte Angabe eines Canals von La Guaira nach Caracas.

Zum Beweise dieser Behauptung führe ich Folgendes an. 1) Der ungemein fleißige Alcedo sagt nichts von ihm in seinem werthvollen Diccionario geográfico-histórico de las Indias Occidentales, dessen vierter und fünfter Band 1789 in Madrid erschienen; er hat nicht einmal den Artikel Raspadura.

2) Ich besitze ein Exemplar des Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne, welches einem französischen Reisenden und Bergmanne, Eugène Legendre, gehörte, der vor ungefähr 15 Jahren in Caracas starb und ein kenntnißreicher Mann war. Er hat bei der oben citirten Stelle über den Raspadura-Canal eine Anmerkung gemacht, in welcher er die von Balbi auf Mosquera's und Santander's Aussagen gestützte Berichtigung dieser falschen Notiz erwähnt und dann selbst hinzufügt: „Moi qui ai parcouru plusieurs fois le chemin qui existe entre San Pablo sur le San Juan et le Taudo, lieu où commence un des ruisseaux affluents de l'Atrato, je puis certifier de visu qui ce canal n'a jamais existé.“

3) Auf meine Anfragen über den betreffenden Punkt antwortete mir mein Freund Señor J. G. Billafañe, der ganz Neugranada sehr gut kennt, daß er weder von einem solchen Canal gehört, noch von ihm in den vielen Werken gelesen habe, die ihm bei seinen geographischen und historischen Studien gedient hätten.

4) Noch positiver ist die Antwort, welche Herr Dr. Aníbal Galindo, gegenwärtig Ministerresident der Vereinigten Staaten von Columbien (heut officieller Name Neugranadas) mir ertheilte: „Niemals hat eine Wasserverbindung zwischen den Zuflüssen des Atrato und denen des San Juan bestanden. Um von Quibdo nach Novita zu reisen muß man, wie ich es bei meinem Aufenthalt daselbst 1851 bis 1853 mehrfach gethan, den

Digitized by Google

kleinen Isthmus von San Pablo zu Fuß überschreiten, wozu man ungefähr vier Stunden braucht. Allerdings existirt in dem Lande eine Sage, daß am Anfange dieses Jahrhunderts ein Pfarrer von Novita in einem Kahn über diesen Isthmus fuhr, da die nach beiden Seiten abfließenden Gewässer in einer sehr starken Regenzeit (on an grande invierno) sich auf einige Zeit vereinigten."

5) Schließlich sei noch die Beschreibung des genannten Isthmus erwähnt, welche Felipe Perez in seiner ebenso gewissenhaften als vollständigen Geografia fisica i politica de los Estados Unidos de Colombia (Bogota 1863, 2 Bände) giebt.

Er sagt auf Seite 397 des ersten Bandes das Folgende: „Der wichtigste Tragplatz (arrastradero) im Choco ist der von San Pablo, welcher die beiden großen Thäler des Atrato und San Juan trennt, von denen der eine dem Atlantischen, der andere dem Stillen Ocean zuströmt. Die Ufer des San Juan sind ziemlich bebaut, und nach einem derselben geht die Schlucht gleiches Namens hinab, die von der höchsten Erhebung des Isthmus kommt, dem Hügel von San Pablo (el cerrito de San Pablo) im Westen des Dörfchens, welches denselben Namen führt.

„Auf der der Schlucht gegenüberliegenden Seite ist der Wasserspiegel des San Juan 61 Meter über dem Stillen Ocean; die Strömung beträgt 7 Kilometer in der Stunde, und die Breite erreicht 160 Meter.

„Der Weg über den Isthmus ist zuerst ziemlich eben und führt mehrfach durch die genannte Schlucht; darauf geht er allmälig einen Hügel hinauf, dessen größte Höhe 110 Meter beträgt, so daß dieser Punkt 49 Meter über dem Dörfchen San Pablo liegt. Weiterhin führt der Weg mit geringem Abfall bis nach der Schlucht Santa Elena, die ihr Wasser nach Norden sendet. Hier befinden sich die Hütten einiger Neger. Diese Stelle liegt 71 Meter über dem Meere. Die ganze Länge des Isthmus beträgt auf dem jetzigen Wege nach Cobazi's Messung 6133 Meter.

„Wenn der Wohlstand und die Bevölkerung des Choco es einst gestatten, wird es möglich sein vermittelst einer starken Wasserstauung (represa) einen Theil der Strömung des San Juan über den Isthmus nach der wasserarmen Schlucht zu leiten, und dann könnten flache Dampfer in wenig Tagen von einem Meer ins andere gelangen."

Man sieht also, daß nicht einmal der Name Raspadura genannt, allerdings aber die Möglichkeit einer Wasserverbindung zugegeben wird.

Endlich will ich noch bemerken, daß die von Wappäus (Amerika, 7. Auflage, S. 403) in der Note als rein aus der Luft gegriffen zurückgewiesene Behauptung, wonach die Regierung von Spanien die Eröffnung eines Canals durch Choco bei Todesstrafe verboten habe, vielleicht doch nicht so ganz alles Grundes entbehrt; denn der oben citirte Alcedo, den man nicht der Parteilichkeit gegen Spanien anklagen kann, sagt in dem Artikel Atrato buchstäblich Folgendes: Dieser Fluß ist viele Meilen weit schiffbar; aber die Schifffahrt auf ihm ist bei Todesstrafe ohne Rücksicht auf die Person verboten, um die Nachtheile zu vermeiden, welche für die Provinzen des Neuen Königreichs aus dem leichtern Eindringen in das Innere erwachsen könnten. Doch hat der Bicekönig Don Manuel Guirior vorgeschlagen, diesen Weg mit der nöthigen Vorsicht zu eröffnen."

Ich habe allerdings nichts weiter über diesen Punkt auffinden können, halte aber die Aussage Alcedo's für sehr gewichtig. Don Manuel Guirior war von 1771 bis 1775 Vicekönig. Ueber Alcedo und sein Werk findet sich eine sehr interessante Notiz von Diego Barros Arana in den Annalen der Universität von Chile, Band 21 (1862), Seite 11 bis 17. Antonio de Alcedo wurde ums Jahr 1735 in Quito geboren, und trat in spanische Dienste. 1786 war er Garde-capitän mit dem Range eines Obersten, und damals begann er sein geographisches Wörterbuch, das in 5 Quartbänden bei Benito Cano in Madrid (1786 bis 1789) gedruckt wurde. Obgleich die spanische Akademie der Geschichte beim Erscheinen des zweiten Bandes den Verfasser zum correspondirenden Mitglied ernannte, so wurde doch von der Regierung der Verkauf und die Ausfuhr des Werkes verboten, da man fürchtete, daß die in ihm enthaltenen Angaben die Habsucht der fremden Nationen reizen möchte. Dennoch wurden zahlreiche Exemplare des Buches namentlich in Südamerika verbreitet, und es erschien sogar eine englische Uebersetzung von G. A. Thompson in London (1812 bis 1815, 5 Bände in Folio), wobei neuere Forschungen benutzt und das Werk Alcedo's sehr erweitert wurde.

Alcedo starb 1812, nachdem er noch während des französischen Krieges auf der Halbinsel active Dienste als Brigadegeneral und Militärgouverneur von Coruña geleistet hatte.

Zug mit einer Sklavenkarawane in Baghirmi.

Von **Dr. Nachtigal.**

I.

Jeder denkende und fühlende Mensch wird die Institution der Sklaverei im Principe verurtheilen, mag er die Abstammung unserer Genus von einem Paare behaupten, mag er verschiedene Schöpfungscentren für dasselbe annehmen, mag er religiöse und politische Anschauungen haben welche er will, mag er selbst im concreten Falle über die plötzliche Emancipation von Sklaven zu einer dem Principe entgegengesetzten Ansicht neigen. Doch anerkennen wird der vorurtheilsfreie Beobachter, daß diese Institution von fast allen mohammedanischen Völkerschaften Afrikas in einer Weise gehandhabt wird, welche (— erlogene —) Sensationsbilder, wie sie Frau Beecher Stowe aus dem amerikanischen Sklavenleben zu schöpfen gewußt hat, für die dortige Welt mehr als lächerlich erscheinen lassen würde. Der Araber, der Targi, der Kanuri, der Pullo, der Haussamann u. s. w. behandelt seine Sklaven mit ausgezeichneter Milde, und es unterscheidet sich das Leben derselben bei den genannten Nationen in der That nur wenig von dem der Familienglieder.

Deswegen aber darf man die Sklaverei nicht etwa mit günstigeren Augen anzusehen sich verleiten lassen. Das Leben der Sklaven im Hause ihrer definitiven Herren ist eben nicht die Schattenseite der Sklaverei sondern vielmehr

Digitized by Google

ihre Lichtseite, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann. Es sind vielmehr außer der eigentlichen Sklavenjagd, welche den Menschen aus seiner Heimath und von Allem das ihm lieb und theuer war reißt, ihn seiner freien Selbstbestimmung auf immer beraubt, den Mann von seiner Gattin, die Mutter von ihren Kindern auf Nimmerwiedersehen trennt, und welche natürlich die größten Rohheiten und Grausamkeiten mit sich bringt, der Aufenthalt bei dem ersten Erbeuter oder Käufer, und der Transport auf die oft weitentfernten Sklavenmärkte, welche Jeden, der dieselben einmal mit durchlebte, auf immer mit unauslöschlichem Hasse gegen das ganze Institut erfüllen müssen.

Als ich von Fezzan durch die Wüste nach Süden zog und am Wege die massenhaften gebleichten Menschenknochen und Kinderskelete erblickte; als ich auf meiner Flucht von Tibesti auf ebendenselben Straße Fezzan zutrabte und abseits von Wege täglich die Mittagsrühe im Schatten spärlicher Gesträuche und Felsblöcke in Gesellschaft von menschlichen Skeleten verbrachte, befam ich eine Ahnung von dem, was diese Unglücklichen auf ihren weiten Transporten leiden, ehe der Tod sie von ihren Qualen erlöst. Doch nie werde ich in dieser Beziehung meinen Aufenthalt im Feldlager des entthronten Baghirmikönigs Mohammeda, genannt Abu Sekin, und meine Rückreise von dort nach Bornu vergessen. Die large Wüste war hier durch die üppigsten, schattigsten, wasserreichsten Landschaften ersetzt; doch die Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden der mit unserer Karawane transportirten Sklaven waren wirklich nicht geringer, als derer, die zum Theil der Sonne und dem Durste erliegen bevor sie die gutmüthigen Bewohner Fezzans, Tripolis oder Aegyptens erreichen. Baghirmi hat in seinen benachbarten Heidenländern eine unerschöpfliche Fundgrube von Sklaven und Quelle des Reichthums, und Sultan Mohammed war vorzüglich nach Süden gezogen, um Sklaven zu jagen und mit dieser noch immer sehr gangbaren Münze Pferde und Feuerwaffen zu kaufen. Jene waren ihm wichtiger als die letzteren, denn sie geben in den Kämpfen hier zu Lande den Ausschlag, weit mehr als die flintenbewaffneten Sklaven, die zwar Gewehre zu tragen, aber deshalb noch nicht zu benutzen verstehen.

Baghirmi ist arm an Pferden; die Marktpreise des flüchtigen Königs waren in die Hände der Wadawai gefallen, und jetzt suchte dieser aus allen Kräften den Verlust zu ersetzen.

So kam es, daß sich mir, dem der gefährliche Weg durch die Liebenswürdigkeit des Scheich Omar von Bornu einigermaßen geschert worden war, von Bornu aus viele Leute anschlossen, welche Pferde zum Verkaufe mit sich führten. Meine Karawane führte dem kriegerischen Könige 30 Pferde zu; eine andere, welche uns auf dem Fuße folgte und von einem Gatroner Marabet und einem Medzebri (Einwohner von Djalo) geführt war, weitere 20. Mit beiden Karawanen waren aber viele kleine Kaufleute, welche Manufacturwaaren (dunkle Sudanroben — Turkedis, d. h. Frauenumschlagetücher, welche in Kano gefertigt und indigogefärbt werden — grobes Tuch zu den Wattenpanzern, in die Pferde und Reiter gehüllt werden, und die in Bornu „libbedi" genannt werden) und kleine Luxusgegenstände (Glasperlen, Korallen, Arm- und Fußspangen, Essenzen, Räucherhölzer u. s. w.) brachten. Alles wurde gegen Sklaven umgetauscht. Die besten Pferde brachten 8 bis 10 Sklaven ein, die schlechtesten wurden immerhin noch mit dreien bezahlt, Preise, welche mit Liberalität meist vom Sultan selbst, welcher ein guter Kenner und großer Liebhaber von Pferden ist, fixirt wurden. Nehmen wir einen Durchschnittspreis von fünf „Köpfen" (man rechnet die Sklaven im Handel stets nach „Köpfen", „rus" in Arabisch) für das Pferd an, so erhalten wir für die 50 Pferde unserer vereinigten Karawanen die Zahl von 250 Sklaven. Zu dieser Zahl kommen etwa 100 theils aus dem Verkaufe der Waaren erzielte, theils von Einzelnen auf den Sklavenjagden erbeutete, und vielleicht 50, welche der König als Geschenk — salam — denen gab, die ihm bei der Ankunft ein kleines Begrüßungsgeschenk — koffolo — gemacht hatten. Unseren vereinigten Karawanen schlossen sich endlich bei der Rückkehr viele Baghirmi und vor uns angekommene Fremde an, deren Gesammtbesitz an Sklaven auch noch ungefähr 100 Köpfe betragen mochte.

Außer diesen Sklaven, welche allmälig in den Besitz der Leute kamen (denn der König schien mir nach jeder Sklavenjagd die jungen, gesuchten Individuen für sich zu behalten und sich nur der älteren, weniger werthvollen zu entäußern, und bezahlte so nur sehr allmälig seine Schulden), machte der König immerhin noch circa 500 frischgefangene Sklaven haben. Diese Zahl setzt fast eine ebenso große voraus, welche auf den Jagden — Ghazia — den Erbeutenden zufiel und einen entsprechenden Antheil der Würdenträger und Ghazienführer nach Maßgabe ihres Ranges und ihrer Stellung. Der Fatocha z. B., der dafür allerdings nur mit dem größten Widerstreben seine Schulden bezahlte, und welcher der höchste Würdenträger nach dem Könige ist, schlachtete nach erfolgreichen Ghazien nicht selten drei bis vier Mal per Woche ein Rind, das er jedesmal für einen Sklaven kaufte.

Die Schmiede waren sämmtlich ausschließlich damit beschäftigt, alles irgend anzufreifbare Eisen in Gestalt von Ketten und Fesseln für die Sklaven des Königs zu verarbeiten. Genug, das Lager Abu Sekin's war voll von Sklaven, obgleich die Ghazien sehr häufig nur negativen oder sehr spärlichen Erfolg hatten.

Leider war aber das Lager nicht entsprechend mit Getreide versehen. Die Getreideexpeditionen brachten zu der Zeit jedesmal nur eine spärliche, bei Weitem für eine so große Menge Menschen, als im Lager concentrirt waren, nicht hinreichende Beute heim. Auf den Markt kam anfangs gar kein Getreide, während dasselbe später hin, als es gebracht wurde, einen für Viele unerschwinglichen Preis hatte. Wenn keine wirkliche Hungersnoth herrschte, so doch entschiedener Mangel. Von diesem litten aber natürlich am meisten die Sklaven. Im günstigsten Falle gab man ihnen Morgens eine mäßige Quantität einer dicken Mehlsuppe und Abends einige wenige Mundvoll des gewöhnlichen Pudding. Viele sahen sich darauf beschränkt, ihnen zwei Mal per Tag die erwähnte Suppe von dem Mehle der Durra oder der Negerhirse zu verabreichen, und zuletzt, als die Mittel der Meisten erschöpft waren, lebten sehr viele Sklaven nur von einmaliger Mehlsuppe per Tag. An zeitweise Fleischnahrung war nicht zu denken. Der Unterschied in der Nahrung der armen Gefangenen, die zu Hause einen großen Ueberfluß an Getreide hatten, reich an fetten Ziegen, Hunden und Hühnern waren, und täglich die stark gegohrene Merissa — Durradier — tranken, war allzugroß für ihr ferneres Wohlbefinden. Dazu gab es keinerlei Gewürze, denn Salz wurde nur aus fernen Provinzen gebracht und war also sehr theuer, und Pfeffer und dergleichen existirt dort gar nicht. Freilich sind auch die Heidenstämme im Süden Baghirmis an dergleichen Genüsse nicht gewöhnt.

Der mehrmonatliche Aufenthalt an einem Orte konnte ferner auch nur von nachtheiligem Einflusse sein. Die mit Eisen oder mit Stricken gefesselten Sklaven wurden zur Verrichtung ihrer natürlichen Bedürfnisse nicht außerhalb des Lagerdorfes geführt. Sie waren, wie gewöhnlich, Einer an den

Digitized by Google

Andern gefesselt, und die Bedürfnisse machten sich begreiflicherweise nicht gleichzeitig geltend. Sie beschränkten sich also im günstigsten Falle darauf, in geringer Entfernung von der Hütte ihres einstweiligen Herrn und von der des Nachbarn ein kleines Loch in die Erde zu kratzen und ihren Unrath in dasselbe zu deponiren. Viele aber auch hielten eine derartige kleine Grube für überflüssig. Dies mehrere Monate von circa 1500 Individuen fortgesetzt — vorausgesetzt, daß alle Freien sich die Mühe nahmen, tägliche Promenaden nach außerhalb des großen Dorfes zu machen —, mußte Krankheitsstoffe genug zur Entstehung von Krankheiten unter einer so mangelhaft ernährten Menge erzeugen.

Dazu waren natürlich die improvisirten Wohnungen in einem Lager- oder Kriegsdorfe nur beschränkt, und die Sklaven, welche sich in ihrer Heimath sehr guter Hütten erfreuen, waren bei Tage der Sonne, bei Regenwetter der Nässe, in jedem Falle aber der reichlichen Feuchtigkeit ganz anders ausgesetzt, als bei sich zu Hause, wo sie Abends und Morgens und bei Regenwetter das Feuer in den Hütten nicht ausgehen lassen.

Je mehr die Regenzeit vorrückte, desto fühlbarer wurden diese nachtheiligen Einflüsse, und allmälig mischte sich eine atonische Diarrhöe bei uns ein, welche die hungernden Sklaven in furchtbarer Weise decimirte, die Baghirmi und Fremden nicht verschonte und unter Anderen auch mich an den Rand des Grabes brachte. Starb aber einer der Sklaven, so begnügte man sich, seine Leiche an den Füßen bis außerhalb des Lagers zu schleppen und in unmittelbarer Nähe der äußeren Hütten den Hyänen und Aasgeiern zu überlassen. Was diese nicht schnell verzehrten, wurde bei der mit Feuchtigkeit hochgesättigten Atmosphäre ein neue Quelle schädlicher Einflüsse.

In dieser Periode der Sklaverei ist endlich für die Unglücklichen eine rohe, grausame Behandlung ungleich häufiger, als später von Seiten eines, so zu sagen, definitiven Herrn. Der Erbeuter oder erste Käufer betrachtet seine Sklaven als eine, wenn auch oft sehr ergiebige, so doch sehr lästige Waare, welche er von Herzen wünscht an den Ort ihrer Bestimmung gebracht und wieder losgeschlagen zu haben. Die Sklaven dagegen, besonders wenn ältere Männer, ertragen zu dieser Zeit ihre Gefangenschaft, ihre beständigen Fesseln sehr schwer, sind rebellisch, machen beständige Fluchtversuche, und alle sind im besten Falle in keiner Weise daran gewöhnt, den Winken oder unverstandenen Worten eines Fremden zu Willen zu sein. Dies giebt dann häufig zu Scenen Veranlassung, welche unser Einen mit Ekel und stummer Wuth erfüllen.

Alles das hatte ich volle Gelegenheit in meiner nächsten Umgebung zu beobachten. Obgleich ich natürlich die mir von meinem königlichen Freunde als Geschenk zu wiederholten Malen angebotenen Sklaven — er schickte mir einst 13, mit dem Bemerken 10 weitere würden noch folgen — zurückgewiesen hatte, so bevölkerte sich doch allmälig meine nächste Umgebung mit solchen. Almas, mein Begleitsmann vom Scheich Omar, verkaufte sein Pferd für fünf Sklaven, erhielt zwei vom Sultan als „Salam“ und einen vom Fatscha als Anerkennung seiner Verdienste bei den Sklavenjagden; Hammu, mein marokkanischer Diener, erhielt eine Sklavin vom Könige als „Salam“, erbeutete einen Sklaven, und erzielte durch den Verkauf seines heimathlichen Dolches eine Sklavin; Dscherma endlich, mein ochsentreibender Diener, erhielt ebenfalls einen Sklaven vom Sultan. Dazu hatte mein Freund und Geschäftsträger zu Kuka, der Scherif Ahmed el Madani, ein Pferd mit einem Diener in meiner Gesellschaft expedirt. Das Pferd war verkauft für fünf „Köpfe“, die ebenfalls meiner Sorge unterlagen. Dies gab für meine engere Familie schon einen Bestand von 17 Sklaven, von denen 4 Kinder, 6 Frauen und 7 Männern waren. Mit mir, unter meinem speciellen Schutze, reisten sodann zwei Leute des Chefs von Ngornu, welcher den Titel „Fegoma“ führt und einer der höchsten Beamten Bornus ist; dieselben hatten ein Pferd ihres Herrn zum Verkaufe gebracht und dafür vier „Köpfe“ erhalten. Außer ihnen waren noch zwei andere Einwohner von Ngornu, ebenfalls durch den Fegoma empfohlen, deren Einer sein Pferd für fünf Sklaven, der Andere für drei verkauft hatte. Zu diesen 12, von denen 5 Frauen (2 mit Säuglingen), 4 Kinder und 3 Männer waren, kamen noch vier, welche die Leute des Fegoma theils erbeutet, theils vom Sultan für ihren Herren als „Salam“ erhalten hatten, und zwar drei Frauen und ein alter Mann.

Diese Leute lebten mit mir in einer „Zeriba“ (d. h. wir marschirten stets zusammen und etablirten unsere Hütten stets an demselben Orte — Zeriba will eigentlich sagen „Umzäunung“), aber mit besonderm Haushalte. Jn unserer kleinen Zeriba von sechs Hütten waren somit 33 Sklaven, und zwar 14 Frauen, 8 Kinder und 11 Männer. Diese kamen jedoch nicht gleichzeitig in den Besitz ihrer Herren, sondern im Laufe von $2^1/_2$ Monaten, nur 1 bis $1^1/_2$ Monate lebten sie gleichzeitig in meiner Zeriba, wenn sie nicht etwa mit Tode abgingen. Meine nächsten Nachbarn, der Gatroner Marabet und der Medjebo, sammelten allmälig nahezu 50 Sklaven um sich, die sie aus dem Verkaufe theils von Pferden, theils von Waaren gelöst hatten. Denn die Sklaven waren mit der zunehmenden Jagdbeute und dem zunehmenden Mangel der Baghirmi, besonders an Kleidungsstücken, außerordentlich billig geworden. Wer nur eine geringe Anzahl von schwarzen Sudanhemden und bito Frauenumschlagetüchern (Turkedis) hatte, konnte zahlreiche Sklaven nach Hause führen. Eine dunkelindigogefärbte Sudankanotobe kostet auf dem Markte von Kuka durchschnittlich $2^1/_2$ Thaler, und gab dort einen ältern Mann oder ein Kind, das den Anstrengungen einer weiten Fußreise kaum gewachsen war; 4 oder höchstens 5 Turkedis, welche zusammen in Kuka einen Werth von 3 bis 4 Thaler haben, brachten einen Sedasi oder eine Sedasia ein, d. h. einen Knaben oder ein Mädchen, 10 bis 13 Jahre alt; Kinderchen, von denen es augenscheinlich war, daß sie auf Reisen und Märschen beritten gemacht werden mußten, konnte man für Hemden im Werthe von 1 bis $1^1/_2$ Thaler kaufen. Wenn ich bemittelter gewesen wäre, hätte ich hier ein reiches Feld gehabt, diese armen, kleinen, verwaisten Wesen aufzukaufen und in glücklichere Verhältnisse überzuführen.

In einer andern benachbarten Zeriba, deren Chef mein Begleitsmann von Seiten des Kaschella Peiro in Kuka war, durch dessen Hände alle Baghirmi betreffenden Angelegenheiten gehen, wurden nach und nach circa 70 Sklaven zusammengebracht, von denen ich noch heute nicht begreife, daß sie nicht Alle Hungers starben, denn ihre Herren hatten von Kuka keine Spur von Werthgegenständen zur Bestreitung der Kosten des so sehr verlängerten Aufenthalts mit sich gebracht.

Zunächst siechten alle Säuglinge, deren ich in meiner Zeriba vier hatte, unter dem Einflusse der schlechten Nahrung der Mutter und dem nagenden Kummer der ersten Gefangenschaft dahin und starben bald unter erschöpfenden Diarrhöen. Ich habe später auf der Rückreise auch keinen einzigen Säugling in der ganzen Karawane finden können, obgleich sie ursprünglich sehr zahlreich gewesen waren. — Die epidemische Diarrhöe ergriff spätterhin zumeist die Kinder und raffte auch in unserer Zeriba manches junge Leben dahin. Da war keine liebende Mutter, sie in ihrer Krankheit

Digitized by Google

und ihren Schmerzen zu trösten und zu pflegen, ihnen aus dem heimathlichen Arzneischatze einen heilenden oder lindernden Trank, eine zweckmäßigere Nahrung zu bereiten; sich selbst überlassen, hungernd (selten litt der Magen gleichzeitig), aßen sie mit den Gesunden vielleicht die unzerstampften, ungekochten Körner der Negerhirse oder Durra, oder Erdmandeln und dergleichen, so lange ihre Kräfte ausreichten. Nach circa einer Woche zu unkenntlichen Skeleten abgemagert, sah man sie in dem ihrer kleinen Abtrittgrube nächst gelegenen Schatten in rührender Ergebenheit ruhen und rastlos zwischen jener und diesem hin- und hergehen, bis endlich auch dazu ihre Kräfte nicht ausreichten, und sie den Rand ihrer Grube nicht mehr lebend verließen.

Erwachsene, welche die Diarrhöe ergriff, schleppten sich wochenlang hin ehe sie erlagen, oder starben auch erst später auf unserer Reise nach Nordien.

Soviel in meinen Kräften stand, suchte ich den Sklaven meiner Zeriba oder wenigstens meiner engern Familie eine möglichst gesunde und zureichende Nahrung zu sichern. Ich bulete nicht, daß man sie gleich Pferden die Getreidekörner ungemahlen und ungekocht essen ließ, sondern bereitete ihnen Morgens die früher erwähnte Mehlsuppe und Abends den gewöhnlichen steifen Mehlbrei mit einer Beilhe von Fisch- und Bohnenabkochung. Doch freilich konnte ich in der letzten Zeit nicht immer für „zureichende“ Nahrung sorgen; meine Mittel waren gänzlich erschöpft, und der Sultan, dem ich schließlich davon Mittheilung machte, hatte entweder selbst nicht hinlängliche Vorräthe, oder hielt meinen Bericht für übertrieben behufs der Erzielung der Abreise, oder seine Leute unterschlugen seine milden Gaben. Ich selbst hatte längst auf die Hühner verzichtet, von denen ich mich anfangs fast ausschließlich ernährt hatte, sondern aß zwei Mal täglich einen dünnen, schwach gesalzenen Mehlbrei ohne Butter. Von dem unbedeutenden Reste des Salzvorrathes, den ich von Kuka mitgeführt hatte, nahm ich täglich einige Fingerspitzen und hielt dies für einen köstlichen Genuß; so viel thut die Gewohnheit, und so wenig können wir des Salzes entbehren. Viele Männer und zuweilen auch wohl einige Frauen machten begreiflicherweise Fluchtversuche, die ihnen durch den Umstand erleichtert waren, daß die Eisenfesseln selten und theuer, und also die meisten nur mit Stricken gefesselt waren. Zuweilen gelangen dieselben und gaben den Unglücklichen, wenn seine Heimath nahe war, den Seinen wieder; noch häufiger wurden sie entdeckt und durch grausame Züchtigungen bestraft. Ein alter Mann, den einer der Leute der Fegoma für ein schwarzes Sudanhemd gekauft hatte, zeichnete sich in unserer Zeriba besonders durch Starrsinn und Hartnäckigkeit aus. Hundert Mal täglich schwor er, sich nicht lebendig auf den Weg begeben zu wollen, fluchte seinem Herrn und denen die ihn zum Sklaven gemacht hatten, und machte beständige Versuche sich der ihn fesselnden Stricke zu entledigen. Wie viele Fußtritte, Peitschenhiebe, Ruthenstreiche und grausam verschärfte Fesselungen hat der alte Mann ertragen müssen! Den Männern band man in Folge dessen nicht allein die Füße auf eine complicirte, schwer entwirrbare Weise zusammen, wie den Frauen, sondern stellte noch das rechte Handgelenk an den Hals. Der Strick, welcher dies letztere vermittelte, sowie auch derjenige, welcher die Sklaven, wie auf der Reise, in langer Reihe von Hals zu Hals fesselte, waren mit in Streifen geschnittener Kuhhaut umwickelt, welche, wenn trocken und hart geworden, selbst dem Messer einen ansehnlichen Widerstand entgegensetzt.

Zur Kenntniß von Nordaustralien.

Mitgetheilt von einem alten australischen Colonisten.

II.

Wir erwähnen nun die einzelnen Producte, welche der Boden Nordaustraliens hervorzubringen fähig ist.

Die bisher bei Port Darwin angestellten Versuche haben für das Wachsthum von tropischen und halbtropischen Gewächsen nur günstige Resultate geliefert. Ungefähr zwei Miles von Palmerston hat die Regierung einen Garten von 10 Acres Land für Versuche anlegen lassen. Darin sind Zuckerrohr, Arrowroot, Bananen, Batáten (Convolvulus batatas), Liebesapfel (Lycopersicum esculentum), Ananas, Melonen u. s. w. mit bestem Erfolge angepflanzt worden.

Für Zuckerplantagen eignet sich Port Darwin selbst freilich nicht, denn das Rohr verlangt während der trockenen Jahreszeit Bewässerung, kann also nur gedeihen wo reichlich frisches Wasser zur Hand ist. Doch giebt es passende Stellen genug, z. B. am Roperflusse, an welchem sich weit ausgedehnte Ebenen des fruchtbarsten Alluvialbodens ausbreiten.

Eben so verlangt Reis niedrigere Gegenden, dergleichen sich am untern Roperflusse reichlich vorfinden.

Baumwollenplantagen würden sich in Nordaustralien unzweifelhaft mit vorzüglichem Erfolge anlegen lassen, da — wie diese Pflanze es eben liebt — während dreier Monate constanter Regen herrscht, welchem dann eine Zeit mit kühlen, trockenen Tagen und hellen, thaureichen Nächten folgt. Kleine Versuche in Port Essington lieferten seiner Zeit die feinsten Sorten Baumwolle.

Auch von der Theepflanze läßt sich annehmen, daß sie, was Klima und Boden anlangt, im Norden Australiens eben so gut gedeihen werde, wie im britischen Indien (??). Es ist ein harter, wenig empfindlicher Baum, der, wenn einmal gepflanzt, keiner weitern Pflege bedarf, bis die Zeit der Abnahme der Blätter eintritt.

Keine Anpflanzung würde aber in Nordaustralien lohnender ausfallen als der Mais, welcher überall auf Ebenen sowohl wie auf den Höhen wächst. Die Versuche in Port Essington ergaben eine reiche Ernte der ausgezeichnetsten Körner. Die stets zuverlässige Maiscultur hat für Nordaustralien eine um so höhere Bedeutung, als das dortige Klima die Weizenproduction des Südens ausschließt.

Aber in diesen Dingen ist die Arbeiterfrage immer von erster Wichtigkeit, weil Nordaustralien, bei dem Anbau von Zucker, Reis, Baumwolle, Thee (?), Kaffee u. s. w., mit Ländern zu concurriren hätte, in welchen eine zahlreiche Bevölkerung von Eingebornen für niedrige Löhne zu arbeiten bereit ist. Will dasselbe sich auf die Gewinnung tropischer

Digitized by Google

Erzeugnisse für die Ausfuhr legen, so muß es, wie die Insel Mauritius gethan, zahlreiche Kulis, Chinesen oder Malayen, für feste Ansiedlung einführen. Die indischen Kulis auf Mauritius sind meistens von der Madrasküste und zählen gegenwärtig, mit Einschluß der später auf der Insel Geborenen, etwa 250,000 Köpfe. Aber um eine derartige Einfuhr von Arbeit zu bewerkstelligen, müßten sich große Compagnien mit bedeutenden Capitalien bilden. Da es jedoch damit, wenigstens vor der Hand, sicherlich seine Schwierigkeit hat, so müßte man sich auf anderm Wege nach Arbeitern umsehen.

Da sind die indischen Inseln — diejenigen ausgenommen, welche unter der unmittelbaren Controle Hollands stehen —, deren Bewohner, sofern ihnen angemessener Verdienst geboten wird, gern in Arbeit treten würden. Rotti, das nächste Eiland vom australischen Continent, ist nur 260 Miles von Cap Bougainville entfernt und zählt 20,000 Seelen, welche fast ohne Ausnahme Christen der holländischen reformirten Kirche sind. Die ganze Bevölkerung ist während der Regenzeit mit der Bestellung ihres Landes für Mais, Yam und Bananen beschäftigt. Nachdem diese beschafft worden, begeben sich die Meisten nach Kupang auf Timor, um dort so lange Verdienst zu suchen bis die Feldarbeiten zu Hause wieder beginnen. Es sind stille, fleißige Menschen, die ohne Zweifel gern bereit wären, sich in Nordaustralien während der acht Monate, wo sie zu Hause keine Arbeit haben, beschäftigen zu lassen, sofern ihnen nur eine rechtzeitige Rückkehr auf ihre Insel zugesichert würde.

Ferner könnten die Inseln Bali und Lombok mehrere hundert arbeitsfähige Eingeborene ablassen, ohne daß dieselben zu Hause vermißt würden. Auch von Java und der kleinen, aber bevölkerten Insel Bawain oder Lubeck treffen regelmäßig Arbeiter auf den holländischen Besitzungen in der Torresstraße ein. Es sind dies Mohammedaner, die indeß nur so lange bleiben, bis ihr gewonnener Verdienst hinreicht, die Reise nach Mekka anzutreten. Von Timor, obgleich es mehr als 250,000 Bewohner zählen soll, dürften schwerlich Arbeiter zu erlangen sein.

Was die Chinesen anlangt, denen man das Zeugniß des Fleißes und der Nüchternheit nicht absprechen kann, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselben sich einfinden werden, sobald der Norden Australiens hinreichend mit Europäern, welche ihnen Schutz gegen die wilden Eingeborenen gewähren, besetzt sein wird, zumal wenn man einträgliche Goldfelder fände. Die Chinesen sind, nach den Erfahrungen im südlichen Australien, wo sie namentlich in Victoria zu Tausenden leben, nützliche Menschen, welche nicht bloß den Goldfeldern anhängen, sondern auch den Boden, sofern sie für dessen Producte guten Absatz finden, fleißig cultiviren. Um ihre bleibende Ansiedelung schneller herbeizuführen, wäre es von Wichtigkeit, in ihnen ein besonderes Interesse am Lande wach zu rufen, und dies ließe sich dadurch leicht erreichen, daß den Einwandernden ein Stück Land als Eigenthum überwiesen würde. Dabei könnten sie dann ihre überflüssige Zeit den großen Plantagen in der Nachbarschaft zuwenden.

An eine Arbeiterzufuhr aus Polynesien ist, zumal gegenwärtig, nicht zu denken. Zunächst sind die Inseln der Südsee keineswegs so stark bevölkert, und die Eingeborenen haben keine Noth ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Sodann haben sie, in Folge des abscheulichen Menschenraubes, welcher von Queensland und den Fidschi-Inseln in den letzten Jahren dort betrieben, auch all und jede Neigung, sich für Arbeit nach auswärts engagiren zu lassen, verloren. Englische Kriegsschiffe kreuzen jetzt in der Südsee und haben dem Menschenhandel so ziemlich ein Ende gemacht.

Die Eingeborenen von Nord- und Centralaustralien unterscheiden sich nur wenig von denen des Südens. Ihre Sprache mag verschieden sein — dies ist oft schon auf einige Miles Entfernung der Fall —, und eben so mögen ihre Sitten und Gebräuche abweichend erscheinen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß bald der Negertypus mehr vorherrscht, bald wieder eine Annäherung an die europäische Formation sich einstellt, allein im Allgemeinen kommen doch immer dieselben Gesichter, dieselben Formen eines und desselben Menschenschlages zum Vorschein, sei es bei Port Darwin, sei es am Roperfluß, sei es in Centralaustralien, sei es bei Mount Margaret oder selbst auf den kleinen Inseln an der Nordküste. Man erzählt zwar von Stämmen, welche sich durch eine höhere Begabung auszeichnen sollen, aber Niemand hat sie gesehen. So sollte z. B. am Roperfluß ein kriegerisches Volk leben, welches in Dörfern wohnt und wunderbare Dinge am Mole's Hill verrichtet; als man jedoch dort hinkam, sah man weder Dörfer noch Eingeborene. Ueber die Bewohner von Melville Eiland wird berichtet, daß sie anstatt des Speeres Bogen und Pfeile führen, in Wahrheit aber gebrauchen sie nur, wie die Kaffern, Speere, die an beiden Enden geschärft sind, und welche sie beim Werfen in der Mitte angreifen. Doch ist ihnen eine größere Körperstärke wohl nicht abzusprechen und sie scheinen sich überhaupt auch mehr an den Typus der Insulaner der Torresstraße und der Südküste von Neuguinea anzulehnen.

Port Darwin bildet einen der vorzüglichsten Häfen, welcher sich mit denen von Sydney und Rio de Janeiro vergleichen läßt. Die größten Schiffe können einlaufen und finden gegen die heftigsten Stürme vollkommene Sicherheit. Näheres über denselben in der Zeitschrift der Geographischen Gesellschaft in Berlin Band V, Heft 3.

Zum Schlusse noch einige Worte über Southport. Port Darwin greift mit mehreren Armen ins Festland ein, namentlich aber mit dem East-Arm- und South-Arm. Der sogenannte Southport des südlichen Armes führt aber seinen Namen, wie lucus a non lucendo oder wie die Colonie Südaustralien, weil sie nicht die südlichste unter den australischen Colonien ist. Es ist nichts weniger als ein Hafen, sondern nur ein Landungsplatz an dem Ufer des Blackmoreflusses, ungefähr 24 Miles von Port Darwin. Dieser Fluß, ähnlich wie der Roper und andere Wasserläufe in Nordaustralien, schwillt nach den heftigen Regen im Januar, Februar und März bedeutend an, nimmt dann aber wieder ab, bis er in der trockenen Jahreszeit so niedrig wird, daß sich zwischen seinem verengerten Bette und dem Festlande eine morastige Fläche bildet. Die südaustralische Regierung hat nun zwar, da der Weg nach den neu entdeckten goldhaltigen Quarzriffen am Yam Creek über Southport führt, neuerdings die Errichtung eines Hafendammes am Southport angeordnet, es ist aber schwer zu verstehen, was für einen Nutzen derselbe haben soll, da die Höhe des Flusses sehr bedeutenden Schwankungen unterliegt.

Am Blackmore emlang bis zu Port Darwin breiten sich dichte Mangrowezgebüsche aus. Dieser Baum findet sich an allen Flüssen und Baien Nordaustraliens, und ist, da es an Kohle fehlt, für Dampfschiffe und Flußboote von besonderm Werthe. Das Holz läßt sich leicht spalten und brennt gut, und die Rinde giebt ein vorzügliches Adstringens für Gerber und Färber ab.

Digitized by Google

Die Culturſprachen und die Sprachherrſchaft.

Eine Skizze von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

V.

3. Die Weltſprachen.

Den weiteſt reichenden Einfluß auf die Erweiterung einer Nationalcultur zur Weltcultur haben die **Weltſprachen**.

Die Sprachen, deren Wirkungsfeld ich in den vorhergehenden Abſchnitten darſtellte, haben alle ein mehr oder minder begrenztes Gebiet, auf welchem wir dieſelben ſich geſchichtlich tummeln ſehen. Große Expanſionskraft verleiht einer Sprache ſchon das Handelsintereſſe, des Kaufmanns Bedürfniß, ſich unter einer Menge verſchiedenartiger Sprachen mit Hilfe einer einzigen derſelben verſtändlich machen zu können. Der Tauſchverkehr iſt die erſte Macht, welche die verſchiedenartigſten Stämme und Sprachen einander näher bringt. Dieſe Macht der Gewinnluſt, dieſer Trieb des Eigennutzes iſt es zunächſt, welcher die Stämme und Sprachen ſich an einander reiben und mit einander verſchmelzen läßt. Ihm entſprangen die Miſchſprachen, die Jargons, und deren grammatiſche Fixirung und Ausbildung erzeugt die claſſiſchen Sprachen: Griechiſch, Lateiniſch, Chineſiſch, Arabiſch, Sanskrit, Pali u. ſ. w. Dieſe Ausbildung kann zunächſt das Werk der Prieſter ſein, welche die eben gewonnene Literatурſprache zuvörderſt für das kirchliche Bedürfniß verwenden, und die ſtereotype Beibehaltung des nun einmal in den Gottesdienſt eingeführten Idioms ergiebt die Kirchenſprache. Das mit der Ausbreitung derſelben verknüpfte Religionsintereſſe, ſowie die Alleinherrſchaftsbeſtrebungen einer fanatiſchen Prieſterſchaft vermögen einer Kirchenſprache ein weit ausgedehnteres Wirkſamkeitsgebiet zu verſchaffen, als das Bekehrungsbedürfniß im Stande iſt, und als ſich die Geiſtesthätigkeit einer Handelsſprache erobern kann. Es können ſich nun aber auch beide Intereſſen zu gemeinſamem Vorgehen verbinden, es kann dann ferner zum Handels- und Religionsintereſſe auch der Reiz hinzutreten, den eine claſſiſche Literatur mit ihren Weltgedanken auf andere Völker auszuüben vermag, das Bildungsbedürfniß kann andere Stämme und Völker zum Studium der Sprache und Literatur eines benachbarten oder auch weltfremden Volkes veranlaſſen. Und dieſe Combination, in welcher dann eine Sprache zugleich als Handels-, als Kirchen- und als Literatурſprache allein auftritt, erhebt alsdann eine Sprache zum Rang einer das Intereſſe ganzer Welttheile umſpannenden **Weltſprache**.

Aus der Natur der Sache geht hervor, daß es deren ſtets nur wenige hat geben **können** und gegeben hat.

Eine ſolche Weltſprache iſt im fernen Oſten das **Chineſiſche**. Die alte Schriftſprache enthält eine Fülle poetiſcher, hiſtoriſcher und philoſophiſcher Werke, welche nicht nur im großen Reiche der Mitte ſtudirt werden, ſondern mehr und mehr neben dem Sanskrit und Altägyptiſchen in die Reihe derjenigen orientaliſchen Sprach- und Literaturſchätze eintreten, welche, neben den Sprachen und Literaturen der Griechen und Römer, zu den großen Fundgruben kosmopolitiſcher Bildung gehören. Im Mandarinendialekte vollends, jener Form des Chineſiſchen, die man etwa auch die chineſiſche Schrift- und Umgangsſprache der Gegenwart nennen könnte, herrſcht die Sprache des himmliſchen Reiches über ein Ländergebiet, über eine Menſchenmaſſe, deren ſich keine andere Sprache auch nur annähernd rühmen könnte. Sie gilt nämlich nicht allein in dem an und für ſich ſchon einige hundert Millionen Menſchen umfaſſenden Kern des Reiches, ſondern weit darüber hinaus in die Mongolei, nach Tibet hinein, ferner in der Mandſchurei, wo ſie jetzt ſogar als Schulſprache eingeführt wird und das Mandſchu verdrängt. Sodann in Japan und Annam, längs den Küſten der Inſel Hainan, im Weſten der Inſel Formoſa und auf dem Hinterindiſchen Archipel, auf Borneo, Java, Celebes, Timor, Manila bei Millionen.

Im ganzen übrigen Aſien finden wir neben dem Chineſiſchen keine andere lebende Weltſprache von ähnlicher Bedeutung, als das **Arabiſche**. Das Sanskrit lebt zwar als Kirchen-, Geiſtlichen- und Literatурſprache, ja im Munde handeltreibender Brahmanen auch jetzt noch als Handelsſprache fort und ſeine Bedeutung für die Culturgeſchichte der Menſchheit iſt weit höher zu veranſchlagen, als die des Chineſiſchen und Arabiſchen zuſammengenommen. Allein, bei Lichte betrachtet, iſt eben das Sanskrit doch ſtets nur die Kaſtenſprache der exkluſiv höhern Bildung Indiens geweſen und wird es auch bleiben. Ganz anders verhält es ſich mit dem Arabiſchen. Dieſes war gerade in ſeiner höchſten Claſſicität nichts anderes, als die Sprache der Beduinen der Wüſte, und noch Jahrhunderte ſpäter, als Mohammed und die Chalifen das Arabiſche längſt über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgetragen hatten, als die großen Grammatiker die Geſetze der Weltſprache ergründeten und in voluminöſen Werken niederlegten, ſelbſt da noch reiſte, wer irgend Claſſicität im Stil anſtrebte, zu den Beduinen der Wüſte, um ſich im unmittelbaren Genuß von deren Sprachverkehr heranzubilden. Da iſt es denn kein Wunder, wenn dieſe Sprache, deren Claſſicität dem Geringſten im Volke am Herzen lag, in ſo unverhältnißmäßig kurzer Zeit eine Weltherrſchaft errang, wie keine Sprache zuvor oder nachher. Ums Jahr 720 etwa, alſo kaum 100 Jahre nach dem erſten Auftreten des Islam nach außen, galt das Arabiſche ſchon vom Atlantiſchen Ocean im Weſten bis an den Indus im Oſten, von den Pyrenäen bis zum Atlas, vom Kaukaſus bis zum Indiſchen Ocean. Jahrhunderte lang widerhallten ſelbſt die Gebirgsthäler Siciliens von den feurigen Geſängen der Bekenner des Propheten. Das Arabiſche hat nun freilich ſchon manche frühere Provinz wieder eingebüßt, Spanien und Sicilien ſind ihm für immer verloren, auch Ceylon und die Inſeln des Indiſchen Archipels ſind ihm nicht mehr unterthan. Gleichwohl iſt das Arabiſche noch immer in Ausdehnung ſeiner Macht begriffen und zwar im Innern Afrikas, wo es ſich mit den Handelskaravanen und dem Islam von Jahr zu Jahr weiter vorſchiebt.

Größer noch, als das Gebiet, welches das Arabiſche umfaßt, war dasjenige, welches Alexander der Große durch ſeine Eroberungen dem Griechiſchen verſchafft hatte. Ueberhaupt war das Griechiſche als Weltſprache die Vorgängerin des Arabiſchen und wenn man die Halbinſel des Hämos ausnimmt, ſo trat das Arabiſche in geographiſcher Hinſicht faſt ganz in die Fußſtapfen des Griechiſchen, ſo daß eine Darſtellung des Areals, auf welchem das Griechiſche als Culturſprache gewirkt hat, füglich unterlaſſen werden kann. Es

Digitized by Google

iſt aber, was die Wirkſamkeit dieſer Weltſprache anlangt, keine Frage mehr, daß die Jahrhunderte, in welchen das Griechiſche die Länder des Mittelmeers zu gemeinſamer Geiſtesthätigkeit verband, in welchen Homer und Sophokles von den Säulen des Hercules bis an den Ganges geleſen und verſtanden wurden, in welchen die edelſte Geiſtesfreiheit waltete, deren ſich die Geſchichte erinnert, — es iſt jetzt keine Frage mehr, daß dieſe Periode der Weltherrſchaft der griechiſchen Sprache der Paradiesgarten der bisherigen Menſchheit geweſen iſt.

Die geiſtige Verglecherungsperiode der abendländiſchen Menſchheit beginnt mit der Weltherrſchaft des Römerthums und des Lateiniſchen. Faſt ebenſo raſch, wie ſpäter das Arabiſche, dehnt ſich die Sprache Latiums in kühnem Eroberungsgange über Italien aus, das ſchon zu Auguſtus Zeiten mit Ausnahme einiger unteritaliſcher Küſtenſtädte, welche griechiſch blieben, völlig romaniſirt war. Ebenſo raſch verdrängt es die eingeborenen Volksſprachen Galliens, Spaniens und ſelbſt Nordafrikas und gewinnt dann mit der römiſchen Weltherrſchaft die Bedeutung einer für den Weſten Europas ebenſo unbedingt aufſchließenden Bildungsſprache, wie ſie das Griechiſche für den Oſten beſaß. Als dann das römiſche Reich zuſammenbricht, iſt es in aller Stille längſt die Kirchenſprache geworden und beherrſcht nun als ſolche ſeit bald zwei Jahrtauſenden die Gemüther der Mariaverehrer mit ebenſo unumſchränkter Willkür, wie es als Gelehrtenſprache die Geiſter in Recht, Diplomatie, Heilkunde, in der Wiſſenſchaft überhaupt, beherrſchte. Mit der Entſtehung der romaniſchen Nationen muß dann freilich das Lateiniſche einen großen Theil ſeiner weltlichen Macht an die nun erwachenden Nationalſprachen abgeben. Denn der Reihe nach treten nun als Weltſprachen das Portugieſiſche, Spaniſche, Franzöſiſche und ſchließlich, nach dem Hinſchwinden der Hegemonie jener Sprachen, das Engliſche, als Weltſprachen auf, und zwar geſchieht dies in derſelben Reihenfolge, in welcher es den betreffenden Völkern gelingt, mit dem Anſpruche der Weltherrſchaft größere oder geringere Ländercomplexe verſchiedener Continente zuſammenzuraffen.

Die Geſchichte des Kampfes, in welchem ſich die genannten Sprachen gegenſeitig in der Weltherrſchaft ablöſen, kann nicht in den engen Bereich dieſer Skizze gezogen werden. Wohl aber iſt es von Wichtigkeit, die hier ausſchließlich in Betracht kommenden europäiſchen Weltſprachen nach dem Rangverhältniß der Millionen, von welchen ſie geſprochen werden, darzuſtellen, woraus ſich dann von ſelbſt die Frage entwickeln wird: Welcher Weltſprache wird vorausſichtlich die Weltherrſchaft der Zukunft und zwar einer noch von den Anhöhen der Gegenwart aus zu überblickenden Zukunft anheimfallen?

Die geringſte, aber für die Kleinheit des Landes doch immer noch höchſt ruhmvürdige Rolle ſpielt das Holländiſche. Außer im Stammlande gilt es als Handels- und Bildungsſprache auf den Sundainſeln und den Molukken, ebenſo noch in der japaneſiſchen Hafenſtadt Nagaſaki. Ueberhaupt war das Holländiſche bis in die neueſte Zeit, wo das Engliſche an ſeine Stelle tritt, die Vermittelungsſprache zwiſchen der europäiſchen und japaneſiſchen Cultur. Jahrhunderte lang war es ferner die Sprache des Caplandes, nur daß es hier zuſehends durch das Engliſche mehr und mehr verdrängt wird. Noch gilt es in den Freiſtaaten der Boers am Oranjefluß und in Transvaalien, auch manche dort lebende Eingeborene haben es angenommen. Im Ganzen wird wohl das Holländiſche, im Mutterlande, in Afrika und dem Hinderindiſchen Archipelagus, von etwa vier Millionen geſprochen.

Schon bedeutender iſt die Ausdehnung des Portugieſiſchen. Daſſelbe wird außer auf dem europäiſchen Feſtland und den Azoren in Afrika und Aſien geſprochen und zwar auf dem ſüdamerikaniſchen Feſtland zunächſt in Braſilien, wo es Reichsſprache iſt, ſodann in Afrika auf den Inſeln des Grünen Vorgebirges, in Senegambien auf den Biſſagosinſeln, dann in Guinea auf den Inſeln St. Thomas und Principe, ferner auf der ganzen Angola- und Benguelaküſte, ſowie auf der Oſtküſte Afrikas in Mozambique. In Aſien gilt Portugieſiſch in den vorderindiſchen Küſtenſtädten Goa, Salſette, Daman, Diu, ſporadiſch noch in Ceylon, auf verſchiedenen Inſeln des Indiſchen Archipels, ſowie in China auf der Inſel und in der Hafenſtadt Macao. Im Ganzen wird das Portugieſiſche vielleicht von ſechs Millionen geſprochen, wovon gegen vier Millionen auf Portugal ſelbſt entfallen.

Dann folgt an Zahl das Ruſſiſche. Obſchon daſſelbe auf der ungeheuern Fläche von 420,000 Quadratmeilen in Europa, Nordaſien und, bis in die neueſte Zeit, auch noch im höchſten Nordweſten Nordamerikas geſprochen wird, ſo überſteigt die Anzahl derer, die das Ruſſiſche ſprechen und verſtehen, doch nicht 35 Millionen. Es hat jedoch eine große Zukunft ſchon aus dem Grunde, weil die Ruſſificirung mit zäher Ausdauer die verſchiedenartigſten Völker zugleich erfaßt und manche Stammesbeſonderheiten des vielſprachigen Weltreiches zertrümmert.

Einſtweilen ſteht dem Ruſſiſchen noch voran das Franzöſiſche, welches, außer von 35 Millionen im Mutterlande, zunächſt in Algier, ferner im wallooniſchen Theile Belgiens, in der romaniſchen Schweiz, in Gegenden Canadas, in Cayenne und zerſtreut in Louiſiana geſprochen wird. Als Converſationsſprache Europas wird es immerhin auch über einige Millionen verfügen. Alles in Allem aber zählt das Franzöſiſche, trotz des Nimbus, den es um ſich verbreitet, höchſtens 45 Millionen.

Ihm überlegen iſt ſogar das Spaniſche. Außer von 16 Millionen im Mutterlande wird daſſelbe von etwa 39 (—?—) Millionen in Cuba, Mexico, den mittel- und ſüdamerikaniſchen Republiken, in Manila und den Philippinen überhaupt ſowie auf einigen Inſeln an der Weſtküſte Afrikas geſprochen.

Viel mächtiger als das Spaniſche waltet das Deutſche mit 75 Millionen in Deutſchland nebſt Elſaß-Lothringen, in der Schweiz, in Oeſterreich, Ungarn, Rußland (an der Oſtſee, an der Wolga, in der Krim), in Nordamerika, Südamerika (in Baldivia, den Laplatastaaten, in Rio Grande do Sul und Santa Catharina), in Auſtralien und vereinzelt in Oſtindien.

Alle europäiſchen Weltſprachen überragt jedoch an Zahl der ſie Sprechenden das Engliſche mit 90 Millionen, und zwar zunächſt in Großbritannien, Nordamerika, auf den Bermudas, in Weſtindien, am Cap der Guten Hoffnung, in Auſtralien, Vandiemensland, Neuſeeland und in Oſtindien, zum Theil auch an den chineſiſchen Küſten.

So enorm dieſe Zahlen derjenigen, welche europäiſche Weltſprachen reden, ſcheinen mögen, ſo ſehr verſchwinden ſie gegenüber den Zahlen, mit welchen ſich die Millionen der die Culturſprachen des Orients Sprechenden beziffern. Was ſind dieſe 90 Millionen Engliſchſprechender, verglichen mit den 100 Millionen, welche das Hindoſtani ſprechen? Was ſind ſchließlich alle europäiſchen Weltſprachen zuſammengenommen gegen das einzige Chineſiſche mit ſeinen vielleicht 300 Millionen? Und doch iſt die Frage: Gereicht die Vielſprachigkeit Europas dem Culturfortſchritt der Menſchheit zu größerm Heil, als die im Namen des Reichsgeſetzes

Digitized by Google

herrschende Einsprachigkeit. Halten wir zur Beantwortung dieser Frage nochmals eine Ueberschau über die sämmtlichen Weltsprachen, häufen wir an der Hand der dargestellten Thatsachen die Expansionskraft der Weltsprachen nach der ihnen innewohnenden Intensivität, so kann wohl kein Zweifel darüber aufkommen, daß unter den Sprachen der großen Weltmächte, welche die Geschicke der Völker am eingreifendsten lenken, die beiden Hauptsprachen der germanischen Völkerfamilie den ersten Rang einzunehmen bestimmt scheinen. Das Englische lebt in allen Seehäfen aller Meere und hat zwei Weltmächte zu Trägern seiner Culturmission: Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bald wird dieser Union auch Canada und einst auch Australien und das Capland nachfolgen und von sich aus dem Englischen neue Weiträume zu seiner Wirksamkeit eröffnen. Es hat sich deshalb die Ansicht verbreitet, im Wettkampf der Weltsprachen werde das Englische jeder andern Sprache für immer den Vorrang ablaufen und sich einst zur ausschließenden Universalsprache erheben. Auch läßt sich nicht läugnen, daß sich in der bisherigen Weltgeschichte noch keine andere Sprache zu einer auch nur annähernd gleichen Universalität erhoben hat, wie das Englische. Alle dem Englischen vorangegangenen Weltsprachen von ähnlicher Bedeutung waren und sind bis auf diesen Tag im Großen und Ganzen nur Continentalsprachen. Das Englische hat, mehr als jede vorhergehende Weltsprache, die Schranken der Continentalität durchbrochen und die Größe des Oceans zum Vorbild und zum Herold seiner civilisatorischen Thätigkeit gewählt. Wer aber über die enge Gegenwart hinaus zu blicken fähig ist, wer die treibenden Kräfte der in den Weltsprachen sich offenbarenden Volksgeister nach ihrer Intensivität zu schätzen vermag, wird sich gestehen müssen, daß die Annahme, die englische Sprache werde sich jemals zur Universalsprache erheben, werde die Thätigkeit aller anderen Culturssprachen in sich absorbiren, die unter unseren Augen sich vollziehende Weltumwälzung verkennen heißt.

Aus allen Erdtheilen.

Auslassungen eines Yankee gegen die Dutchmen.

Das Unwesen des Knownothingthums unter den Yankees wird immer ärger; die mächtige Erstarkung des deutschen Elements erfüllt die, welche auf die Eigenschaft eines „Native American" pochen, mit wahrem Ingrimm. Viele nehmen die Maske einer ausgelassen Christlichkeit vor und die beschämten Temperenzgesetze sind vorzugsweise gegen die Deutschen und das verhaßte Lagerbier gerichtet. Der Durchschnittsyankee ist innerlich roh; er hat keinen Begriff davon, daß man Bier im Wirthshause trinken und doch anständig und gesittet sich aufführen kann. Und sogar Frauen und Kinder trinken Bier und werden am Sonntage von ihren Männern mitgenommen nach Gartenrestaurationen, in denen obendrein Musik gemacht wurde. Solche „Sabbathschändung" war nicht länger zu dulden im Lande der Puritaner; daher die vielen strengen Temperenzgesetze in einer ganzen Reihe von Staaten. Der Unfug ist unseren Landsleuten doch zu arg geworden. Sie lassen den Yankees gern die unzähligen Wordthaten, Betrügereien, den Schwindel im Congreß, das näselnde Plärren von Kirchengesängen, die Aemter und Stellen ꝛc., aber an das Lagerbier rühren, den Gerstensaft verbieten und ihn als Gift schmähen, das leidet der „Teutone" nun und nimmermehr. Er wirft sogar die naseweise Frage auf: „Ist denn noch etwas von Freiheit übrig in dieser seltsamerweise viel geschimpften Republik? Freiheit, wo ich kein Glas Bier trinken darf, und wenn ich das gar on einem Sonntage thue, dafür eingesperrt werde oder Geldstrafe zahlen muß? Geht zum Teufel, Ihr Sabbathschmatiker und Creditmobilierechristen mit Eurer Freiheit. Es lebe König Gambrinus!"

Nun ist im Mai zu Chicago in Illinois ein deutsch-amerikanischer Centralverein gegründet worden; in demselben gehen alle bisherigen Parteiverschiedenheiten auf, und das ganze Deutschthum, das in jener Stadt mehr als 100,000 Köpfe zählt, steht einheitlich den Knownothings und puritanischen Fanatikern gegenüber. Der „Generalverein" hat ein Programm, mit welchem alle einverstanden sein können, welche gesundsinnlich Gegner des Puritonismus sind, welcher der Gewissensfreiheit und der Gleichberechtigung der Bürger so feindselig ist. Der Beitritt ist auch Bürgern von anderen Nationalitäten gestattet, insbesondere den Skandinaviern und auch den Tschechen, die dort am Mississippi sie in der Biersrage mit den Deutschen Hand in Hand gehen.

Ueber ein so revolutionäres Gebahren sind nun die Temperenzpuritoner höchlich entsetzt. Wie kann man sich ihnen gegenüber auch nur so etwas herausnehmen? Nun kommt die ganze Amönität des Knownothingthums zum Vorschein. Unter der Ueberschrift: „Germous and Dutchman" bringt ein demokratisches Blatt, die „Chicago Times", einen von feinster Sitte und liebenswürdiger Humanität eingegebenen Artikel, der recht kennzeichnend ist und welchen wir eben deshalb den Lesern des „Globus" nicht vorenthalten wollen.

„Unsere Leute (d. h. die Puritaner und Knownothings) sollten, um die Emeute Seiteus jener Bierverkäufer zu verstehen, beobachten, daß es unter unserer fremdgeborenen Bevölkerung Deutsche und Dutchmen giebt. Eine Classe derselben, ungefähr 25 Procent, ist aus Männern von Bildung und Anstand zusammengesetzt, die sich Amerikoner nennen, hervorragende Stellungen in der Gesellschaft und im Handel einnehmen, und die für die anderen sogenannten Deutschen nicht mehr Zuneigung hegen als ein Vollblut-Zughund zu einer Stinktaze. Dies Element ist civilisirt. Es kam in dies Land, um sich mit demselben zu identificiren. Es ist nicht das rohgeschäftige, bierige, blödende Element, das seine Mußestunden in der Bierhalle verbringt und eben so geschwollen von Bier als von seiner eigenen Bedeutung ist. Es strebt nie nach Aemtern, thut sich nicht in Wordderathungen hervor, bekümmert sich um sein eigenes Geschäft und besitzt eine gründlichere Verachtung gegen die anderen 75 Procent der sogenannten Deutschen, als gegen irgend ein anderes Volk unter dem Himmel.

Die andere Classe der Deutschen sind volksthümlich als die Dutchmen bekannt. Dieselben waren in ihrem Vaterlande Holzhacker und Tränkknechte. Sie waren niemals gewohnt, zu einem Manne mit reiner Wäsche zu sprechen, ohne demüthig ihren Hut abzunehmen, und die Grenze ihres Horizonts war die Werkstätte, wo sie zwölf Stunden lang für ein Almosen arbeiteten, und die Schänke, wo sie ihr Bischen Gehirn mit Bier und Taback umnebeln konnten. Reines Bier in ihrer eigenen Heimath, mit amtlicher Ruthe gepeitscht, stets umzingelt vom politischen Säbeln, mit nichts betraut, zum Militärdienst gezogen, umhergetrieben, erschossen, verbannt, hatten sie nie einen Augenblick, einen Gedanken oder ein Streben, das nicht Eigenthum irgend eines Herrn gewesen wäre.

Es ist diese Sorte von Vieh, die sich hier als „Deutsche" zusammenreiten und die gerade so viel Gehirn, Würde und Werth haben als in ihrem eigenen Lande. Es erfordert zwei Generationen der Civilisation, aus diesen Dutchmen etwas zu machen. Die Männer teogen dieselben Röcke, die von ihren

Digitized by Google

Urgroßvätern getragen wurden, und ihre Frauen kleiden sich in ein Stück namenlosen Stoffes, das sich durch ein halbes Dutzend von Generationen vererbt hat. — Hier, wo sie in einer Woche mehr verdienen als drüben in einem Jahre, verwenden sie einen Theil ihres Geldes, um ihren Verstand mit Bier und Whisky zu trüben, und den Rest stecken sie in einen alten Strumpf — es sei denn, daß sie hier und da vielleicht eine Sparbank patronisiren, in welchem Falle sie jedoch stets wie geschlagene Hunde auf dem Ausbau liegen und stets bereit sind, auf das leiseste Gerücht hin einen „Run" zu organisiren, um ihre kleinlichen Ersparnisse herauszuziehen.

Die Kinder dieser Leute sind gegenüber ihren Eltern eine große Verbesserung. Ihre Enkel, hier geboren von hier geborenen Eltern, kennen keinen größern Ekel, als wenn sie sich ihrer Abkunft erinnern. Sie sind Amerikaner. Dieselben werden weder zugeben, daß sie „Dutch" oder „Dutchmen" sind, noch werden sie das schaurige Kauderwelsch sprechen, das jetzt in Tausenden von Bierweltschlokalen gebrüllt wird, und dessen kräftigste Aeußerung „Mehr Lager" ist.

Wenn diese Classe verschwunden sein wird, werden keine Deutsche mehr da sein — nur Amerikaner werden bleiben. Die erste Frucht aber der Einwanderung von Deutschland wird stets ein unreinlicher, ungewaschener, übelriechender Gemeinschaden sein. Es wird stets ein oder zwei Generationen erfordern, sie aus dem Wust der Dummheit und des Schmutzes, der sie bedeckt, herauszugraben und aus ihnen Männer und Frauen zu machen."

Der höchste Berg in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Professor Hayden vom Yale College zu Hartford im Staate Connecticut hat eine Forschungsreise in den Rocky-Mountains unternommen und auf derselben den höchsten Berggipfel im Gebiete der Vereinigten Staaten aufsindig gemacht. Bisher galt der Big Horn Mountain, etwa 15,000 'englische Fuß, für den höchsten; Hayden erstieg den Mount Lincoln, den er 14,300 Fuß hoch fand. Von dort aus zählte er 15 Berge, die bis zu 14,000 Fuß hoch sind, und eine beträchtliche Anzahl anderer, die nicht unter 13,000 haben. Einen Gipfel, der über alle anderen hoch emporragte, benannte er Heiliges Kreuz (Holy Cross), weil derselbe an der Seite zwei tiefe Einrisse oder Spalten hat, die einander rechtwinkelig kreuzen; sie waren mit Schnee angefüllt und gleichen einem gigantischen Kreuze. Hayden schätzt den Gipfel auf 17,000 Fuß Höhe; der Heiligekreuzberg würde demnach der vierthöchste in ganz Nordamerika sein. Der höchste ist der Elias im heutigen Alaska, 17,900 Fuß; dann folgen der Vulcan Popocatepetl, 17,884, und der Orizaba, 17,337, beide in Mexico.

Wir wollen hier darauf hinweisen, daß von Dr. A. Petermann eine Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika in sechs Blättern erscheint; sie bilden einen Theil von Stieler's Handatlas (Gotha, Justus Perthes), den wir unseren Lesern nicht oft genug empfehlen können. Das vor uns liegende Blatt enthält den pacifischen Westen (Washington, Oregon, das nördliche Californien, Theile von Nevada und Utah, Idaho, Montana und zum Theil Wyoming). Es ist eine meisterhafte Arbeit, welche insbesondere auch eine ganz vortreffliche Uebersicht der Felsengebirge von 40° bis 49° N. giebt. Man gewinnt einen klaren Ueberblick über die Verstechtungen dieser merkwürdigen Gebirgskette und über die Bodengestaltung der eben erwähnten Territorien und Staaten.

Aus Abyssinien.

Die Engländer hören nicht gern von Abyssinien sprechen; sie haben dort ein Ghaos geschaffen und sind, nachdem sie sich 40, sage vierzig Millionen Thaler Kosten aufgebürdet, von dort abgezogen, ohne weiter für das Land zu sorgen. Was voraussehen war, ist denn auch geschehen; die Häuptlinge der verschiedenen Landschaften oder vormaligen Königreiche liegen einander in den Haaren und seit dem Tode des Negus Theodorus hat dieses Aethiopien auch nicht einen Augenblick Ruhe, sondern unablässig Fehden und Blutvergießen gehabt. Den jüngsten Nachrichten zufolge hat nun Kasa, der sich sortlich im Besitze von Tigre, der Provinz am Rothen Meere, befindet, Gondar, die in der Mitte liegende Landschaft, in Besitz genommen, und Bob Worenga, der sich dort zum Herrn aufgeworfen, erklärte sich für seinen Unterzugehenen. Die dritte, noch weiter im Innern liegende Landschaft ist Schoa, wo Menilek König ist. Kasa hat diesen zur Unterwerfung aufgefordert; sollt er sich füge, solle er Schoa als Vasall Kasa's behalten. Dieser Antrag wurde mit Verachtung zurückgewiesen. Menilek ist ins Land der mohammedanischen Wollo-Galla gezogen und wird mit Kasa Krieg führen. Die Franzosen, welche, man vergeihe den Ausdruck, seit länger als 80 Jahren in Habesch planmäßig politische und kirchliche Stänkereien treiben, haben diesem Kasa oder Kassa von Massowa aus Offiziere und Waffen geliefert. Sie machen ihm bange damit, daß der ägyptische Vicekönig etwas gegen ihn im Schilde führe; er sei aber vor jedem Angriffe gesichert, wenn er sich unter den Schutz der französischen Flagge stelle und den Franzosen erlaube, im Innern „eine kleine Niederlassung" zu gründen.

Inzwischen ist der Schweizer Werner Munzinger als Gouverneur der ägyptischen Provinz Takka eifrig darüber aus, Ruhe und Ordnung herzustellen oder aufrecht zu erhalten, und hat jüngst zwischen den Aroberstämmen in Kassala und denen am obern Gasch Frieden gestiftet. Alle Sklaven aus Abyssinien und aus dem Bogoslande, welche er ausfindig machen kann, setzt er in Freiheit. Er hat Vermessungen für eine Bahn anstellen lassen, die im Bogoslande gebaut werden soll; eine Telegraphenlinie von Kassala bis Berber am Nil ist im Bau.

Der Dschute in Ostindien.

Diese Faserpflanze (Corchorus olitorius und C. capsularis) gewinnt für die Industrie eine großartige Bedeutung; Production und Verbrauch steigern sich in geradezu kolossaler Weise. Europa bezieht seinen Bedarf bis jetzt allein aus Ostindien, wo der Jute (so schreiben die Engländer) vorzugsweis in Bengalen angebaut wird; man sät ihn in jedem Jahre neu aus, wie bei uns den Hanf oder Flachs. Die Faser ähnelt dem Monilahanf, ist nicht so grob, aber auch nicht so dauerhaft als dieser. Einhundert Tage nach dem Aufsäen ist die Pflanze reif; die Ernte findet im August statt. Die Eingeborenen verfertigen aus der Faser Gewebe für Kleidern und Säcke, die sogenannten Gunny bags, für Reis, Zucker, Baumwolle, Kaffee ꝛc. Von den etwa sechs Millionen Centner Jute, die bisher durchschnittlich in Ostindien producirt wurden, ist früher etwa ein Drittel zur Ausfuhr gelangt. Nun hat aber der Anbau dermaßen zugenommen, daß die Ausfuhr aus Calcutta sich für 1872 schon auf etwa 6,000,000 Centner stellte, während der Verbrauch in Indien sich nicht etwa vermindert hat.

Es ist bemerkenswerth, daß diese Faser erst so spät und nur sehr allmälig Eingang in der Industrie Europas gefunden hat. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte die ostindische Compagnie die Kaufleute auf das Product aufmerksam, man ließ jedoch dasselbe unbeachtet. Erst in den zwanziger Jahren sing man zu Abingdon in Oxfordshire an, die Faser mit der Hand zu verarbeiten und sie mit Wollgarn gemischt beim Teppichweben zu verwenden. Später hin verwebte man sie in Dundee mit Flachs und Werg zu groben Leinengeweben. Aber noch immer hegte man das Vorurtheil, Jutefabrikate könnten die Nasse nicht vertragen, während doch das gerade Gegentheil der Fall ist. In Dundee begann die Fabrikation im Jahre 1832; schon 1838 verwandte die niederländische Handelsgesellschaft zur Gunnyklede zum Verpacken ihres Kaffees auf Java; als während des Krimkrieges die Einfuhr russischen Flachses gestört war, holl Jute aus und die Verwendung der Faser ist sehr vielseitig geworden. Dundee liefert vier Fünftel der Gesammtproduction Großbritannniens, namentlich Säcke zur Ver-

Digitized by Google

packung von Mehl, Getreide, Zucker, Kaffee, Reis, Baumwolle ꝛc., Teppiche, rohe und gefärbte Garne und Zwirne; die in London, Glasgow, Barrow und in Yorkshire vorhandenen Fabriken liefern das andere Fünftel.

Nordfrankreich hat einige Jutespinnereien und Webereien; in Deutschland ist die Juteindustrie 1861 eingeführt worden, in Bechelde bei Braunschweig, und zwar mit so günstigem Erfolge, daß in Braunschweig selbst eine zweite Fabrik mit großartigem Betriebe durch dieselbe Compagnie, welche die erste gegründet hat, ins Leben treten wird. Nach 1861 sind dann größere Jutefabriken entstanden am Rhein, in Minden, Hannover, Oldenburg, Meißen, Bremen. Für 1872 hat sich der Bedarf zwischen an Rohstoffen zwischen 300,000 bis 350,000 Centner gestellt, wovon etwa ein Viertel auf Braunschweig entfällt.

Calcutta ist fast der einzige Hafen für die Ausfuhr, welche dort vorzugsweise durch deutsche Häuser vermittelt wird. Im Handelsjahre 1852 auf 1853 wurden von dort 170,022 Ballen (zu 300, 350 und 400 Pfund) exportirt; 1869 bis 1870 schon 987,314; 1870/1871 schon 1,377,165 und 1871 bis 1872 1,891,912 Ballen.

Von Rohjute wurden in Europa und Nordamerika 1872 verbraucht 4,926,000 Centner, im Gesammtwerthe von 59,112,000 Thalern. Davon entfallen auf den europäischen Continent 750,000 Centner = 9 Millionen Thaler, Nordamerika 1,176,000 Centner = 14,112,000 Thaler, der Rest, etwa 3 Millionen Centner, auf Großbritannien. Das letztere exportirte:

	1865.	1872.
Gewebe, Yards . .	15,332,353	84,067,598
Säcke, Dutzend . .	—	3,672,112
Garne, Pfund . .	4,992,047	12,706,613

Der declarirte Ausfuhrwerth stellte sich für 1872 auf 1,734,085 Thaler.

* * *

— Am 23. Juni brachten die japanischen Studenten in Yeddo dem deutschen Stabsarzt Dr. Müller, welcher Director der medicinischen Akademie ist, zu seinem Geburtstage einen Fackelzug. An demselben betheiligten sich auch die Beamten des Hospitals und die übrigen deutschen Professoren. Jeder Student trug eine Laterne mit den japanischen und den deutschen Reichsfarben. Vor dem Hause des Doctors hielt ein japanischer Student eine deutsche Rede und brachte das Lebehoch in deutscher Sprache aus.

— Im Königreich Birma ist die Telegraphenlinie von der Hauptstadt Mandelay bis Menjam weiter geführt worden. Von Rangun, der Hauptstadt von British-Birma, nach Mandelay ist sie schon seit längerer Zeit im Betriebe.

— Die Panthays, diese Mohammedaner in Yünnan, sind in der That noch langjährigen Kämpfen von den Mandorinengenerälen des Pekinger Kaisers völlig niedergeschlagen worden. Die neuesten Berichte lassen darüber keinen Zweifel mehr; dieselben kommen aus Mandelay, der gegenwärtigen Hauptstadt des Königs von Birma. Dort waren mehrere chinesische Beamte und auch ein Panthayoffizier angelangt, deren Aussagen übereinstimmten. Tali fu, die Hauptstadt, wurde von den Chinesen eingenommen. Diese machten alle Mohammedaner nieder, welche in ihre Gewalt fielen. Der Sultan der Panthays, Soliman, nahm Gift; die Chinesen aber schlugen ihm den Kopf ab, bevor er todt war. Bald nachher ist auch die zweitwichtigste Stadt der Panthays, Mawein (bis wohin Staden gelangte), in die Gewalt der Chinesen gefallen, und die Stadt Yünschen wurde, im Mai oder Juni, von ihnen belagert. — Die Mohammedaner in China haben durch das Alles eine schwere Schlappe erlitten, aber sie werden darum noch nicht Ruhe halten; sie stehen namentlich in der Provinz Sze tschuen noch unter den Waffen und werden der kaiserlichen Regierung noch manche Verlegenheit bereiten.

— In Mexico (der Hauptstadt) erscheint ein deutsches Blatt, der „Vorwärts". Derselbe giebt über die Ausbreitung der Jesuiten Nachricht, welche in einem Erlasse der Regierung als „gefährliche Ruhestörer" (sostrangeros perniciosos) bezeichnet werden. Von den 19 Ausgewiesenen sind 6 Italiener, 7 Spanier, 1 Belgier, 1 Nordamerikaner, 2 Südamerikaner und 2 Irländer. Ueber das, was mit den eingeborenen Jesuiten geschehen sollte, vor Ende Juni noch kein Beschluß gefaßt worden. Inzwischen sind die Nonnenklöster geschlossen und nicht weniger als 263 weibliche Wesen dem Leben wiedergegeben worden. Es ist bemerkenswerth, daß auch in Central- und Südamerika die Patres der Gesellschaft Jesu Verschlafung zu Unruhen und Revolutionen gegeben haben. In Brasilien hat man in mehreren Städten, z. B. in Pernambuco, von Volks wegen ihre Klöster zerstört, und drei von ihnen beeinflußte Bischöfe haben erklärt, daß sie den Staatsgesetzen die Gebote des Papstes vorzögen, und nun schreitet die kaiserliche Regierung gegen sie ein. — In Honduros, Centralamerika, haben zwei von ihnen geleitete Generäle die Regierung des Präsidenten Arios, welcher sich nicht zum Werkzeuge der Patres hergab, gestürzt und sich der Gewalt bemächtigt. Nun ist das ganze Land in Unruhe. — Aus Guatemala hat Präsident Borrios sie ausgetrieben; sie haben nun von Nicaragua aus, wo sie noch geduldet werden, dort eine Rebellion angestiftet, um den vertriebenen Präsidenten Cerna, der sich von ihnen ganz abhängig gemacht hatte, wieder einzusetzen. — In Peru hat der Erzbischof von Lima feierlich erklärt, daß er den Staatsgesetzen gehorche und daß für ihn dieselben den Befehlen des Papstes vorzuziehen.

— Der Mormonenprophet Brigham Young, der nun 71 Jahre zählt, ist in einen unangenehmen Handel verwickelt; er hat nämlich seine liebe Noth mit einer von seinen 23 Gemahlinnen. Die siebenzehnte der ihm angetrauten Frauen, Ann Eliza Webb-Young, hat den Propheten schnöde verlassen und ist mit allem Hausrath und sonstiger fahrender Habe von ihm fort und in einen Gasthof gezogen, wo sie nicht weniger als drei Advocaten zumal engagemmen hat, um die Scheidung zu betreiben und sich auf Lebenszeit Alimente zu sichern. Bisher ist sie gerade nicht. In der Klageschrift, welche sie am 28. Juli beim Districtgerichte in der Stadt am Großen Salzsee eingereicht hat, verlangt sie: 200,000 Dollars Schadenersatz, 1000 Dollars monatlich für Wohnung und Lebensunterhalt so lange die Klage dauert, und 20,000 Dollars Honorar für die Advocaten. Die Mormonen sind in hohem Grade entrüstet über dieses Verfahren, die Heiden dagegen reiben sich schadenfroh die Hände, weil sie scandalöse Enthüllungen über das Privatleben des Propheten erwarten. Im Publicum sagt man, daß Anne Eliza nur die „Viamierin" für andere Frauen Brigham Young's sei; wenn sie die Klage gewinnt, wollen andere Frauen sich zu ähnlichem Zwecke an die Gerichte wenden.

Inhalt: Das Volk der Ainos auf der Insel Jeso. (Mit fünf Abbildungen.) — Zur Ethnographie Mährens. Von Richard Andree. II. (Schluß.) — Der angebliche Canal des Nia Nalpaduro in Neugranada. Von Dr. A. Ernst in Caracas. — Zug mit einer Sklavenkaravane in Boghirmi. Von Dr. Nachtigal. I. — Zur Kenntniß von Nordaustralien. Mitgetheilt von einem alten australischen Colonisten. II. (Schluß.) — Die Culturprovinzen und die Sprachverschiedenheit. Eine Skizze von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. V. — Aus allen Erdtheilen: Auslassungen eines Pontlee gegen die Deutschen. — Der höchste Berg in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Aus Abyssinien. — Der Tschute in Ostindien. — Berschiedenes. — (Schluß der Redaction 4. September.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Auf Tahiti in der Südsee.

Ein irdisches Paradies. — Charakter der Landschaft. — Die ersten Missionäre. — Die Jesuiten und die Besitznahme durch die Franzosen. — Königin Pomare. — Eine Wanderung um die Insel. — Eine große Plantage und ihre Verwaltung. — Europäische Abenteurer als Kosmopoliten. — Polynesische und chinesische Arbeiter.

Als Cook im Jahre 1769 die Societätsinseln besuchte und auf der größten derselben, Tahiti oder Otaheiti, landete, erklärte sein Schiffsvolk, dort sei das irdische Paradies. So spricht sich auch heute ein Jeder aus, der dieses Eiland betritt. Dasselbe bildet eine Anhäufung hoher Bergmassen mit vielen Thälern und Schluchten; es ist bis zu den höchsten Spitzen mit Wald bestanden; unzählige klare Bäche, von denen manche sehr malerische Kataraktten bilden, eilen zum Meere; die Thalgründe und die Flächen haben den fruchtbarsten Boden, an den Hügelabhängen stehen die von Brotfruchtbäumen und Bananen beschatteten Wohnungen der Eingeborenen. — Der Seewind kühlt die Ebene, Nachts fällt erfrischender Thau. Die höchste Bergspitze bezeichnet man als das Diadem.

Rings um die Insel zieht sich ein Gürtel von Korallenriffen, die nur an einigen Stellen sichern Eingang gestatten. Ein Fahrzeug, das nach der Hauptstadt Papeete will, umschifft die sogenannte Venusspitze, steuert dem Riff entlang und hat dann ein wahrhaft prächtiges Landschaftsbild vor sich. Das Diadem ragt über die niedrigeren Berghöhen hoch empor; aus den Waldern heraus schimmern die von den Felsen herabfallenden Cascaden wie gediegenes Silber; am Strand erheben sich Kokospalmen, Pandanus, Apfelsinenbäume; die ruhige Lagune spiegelt sich im Glanze der tropischen Sonne. Man sieht die Hütten der Insulaner und gewahrt im Hintergrunde einer sichern Rhede die weißen Häuser von Papeete. Diese Stadt gewährt einen geradzu reizenden Anblick; sie liegt dem Strand entlang, der einen weiten Bogen bildet; etwa in der Mitte ist ein Hafendamm gebaut worden, der als Anlände dient. Die Franzosen haben ein Regierungsgebäude, ein Arsenal, Magazine, Casernen und Werften gebaut. Dem Gestade entlang läuft die Hauptstraße, außerhalb derselben liegen viele Häuser zerstreut. Unter den überdeckten Markthallen sind tropische Früchte in Menge, Fische, lebendige und gebratene Schweine zum Verkauf ausgestellt. Unweit vom Arsenale steht der sogenannte Palast der Königin Pomare in immer noch unfertigem Zustande; auf den Straßen sieht man ein buntes Menschengewühl. Die Zahl der Einwohner beträgt nicht viel über dreitausend.

Der Seefahrer Wallis hatte schon zwei Jahre vor Cook die Gesellschaftsinseln für England in Besitz genommen, ohne weiter Gewicht darauf zu legen. Im Jahre 1797 erschienen protestantische Missionäre aus London; sie waren entsetzt über die Gräuel, welche sie vorfanden, namentlich über den Kindermord, welcher systematisch betrieben wurde. Mit den Götzenpriestern kamen sie in schwere Conflicte;

Digitized by Google

viele wurden vertrieben, einige harrten aus und hatten Erfolg. Eine Verschwörung, alle Christen in einer Nacht umzubringen, wurde glücklicherweise verrathen; es kam zu einem Kampfe (im November 1815) zwischen dem König Pomare dem Zweiten, der, noch ungetauft, Christ geworden war, nebst etwa 800 seiner Anhänger und den Heiden, welche der angreifende Theil gewesen waren. Der König blieb Sieger, ließ alle Götzenbilder verbrennen, die Opferplätze und Altäre niederreißen; Kindsmord und Menschenopfer wurden abgeschafft und der Uebertritt zum Christenthum ging dann rasch von statten. Pomare ließ sich im Mai 1819 taufen, und Tahiti war eine geistliche Domaine der protestantischen Missionäre geworden.

Es ist eine widerwärtige Erscheinung im Missionswesen, daß die Sendlinge der verschiedenen Secten unter wilden Völkern beim Seelenerjagenwollen einander erbitterte Concurrenz machen bis zu den Hasenindianern im äußersten Norden Amerikas. Statt sich auf verschiedene Felder für ihre immer-

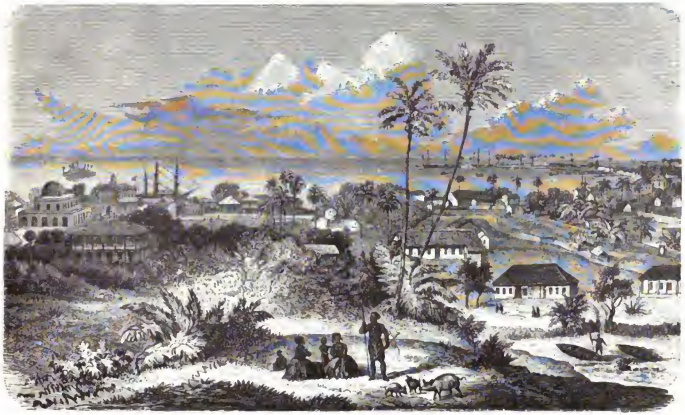
Ein tahitisches Mädchen.

hin mehr oder weniger problematische Wirksamkeit zu beschränken, befehden sie einander und richten Verwirrung an. Bei solch schnödem Treiben sind allemal Jesuiten in vorderster Reihe bemerkbar, auch auf Tahiti. Zwei dieser Ränkeschmiede, Caret und Laval, kamen 1836 von den Gambierinseln und predigten den Leuten auf Tahiti vor: „Eure (anglikanischen) Missionäre, die Frauen haben, sind Betrüger: wir dagegen sind Eure wahren Lehrer." Als Ruhestörer wurden diese bösen Buben von der Königin, welche Frieden haben wollte, ausgewiesen. Unverschämt und frech erklärten sie, daß sie nur der Gewalt weichen würden; man mußte sie auf das Schiff, in welchem sie gekommen waren, tragen.

Und was geschah? Der französische König Ludwig Philipp fand in dem völlig correcten Verfahren der Königin „eine Beleidigung der französischen Nationalehre und der der gekränkten Kirche." Eine solche Beleidigung sollte Strafe nach sich ziehen! Frivoler und nichtswürdiger ist nie ein Vorwand zu Landraub vom Zaune gebrochen worden, mit Ausnahme dessen, welchen vor nun ge-

Digitized by Google

rade zehn Jahren Napoleon der Dritte in Cochinchina in den Vordergrund gestellt hat. Die Fregatte Venus erschien und erhob Forderungen. Die Königin sollte den Franzosenkönig um Verzeihung bitten, den Jesuiten sofort 2000 spanische Thaler baar als Entschädigung zahlen und die französische Flagge mit 21 Kanonenschüssen begrüßen. Franzosen müßten fortan sich frei und ungehindert in Tahiti aufhalten. Die Häuptlinge versammelten sich und verboten, obwohl die englischen Missionäre nachdrücklich davon abriethen, die Einführung neuer Religions- und Kirchenformen. Sofort erschien die Fregatte Artemise; ihr Capitän La Place verlangte Aufstehung jenes Verbotes und den Bau einer Kirche für die Jesuiten, zu welcher man ihm den Platz abtreten solle. Eine Schlägerei zwischen einem französischen Offizier und einem tahitischen Polizeimanne gab dem Admiral Dupetit Thouars Vorwand zum Einschreiten; er kam im September 1842 und forderte 10,000 Thaler Entschädigung, eine, wie er wohl wußte, unerschwingliche Summe. Dann machte er viele Häuptlinge betrunken und veranlaßte sie eine Urkunde zu unterzeichnen, durch welche Tahiti unter französisches Protectorat gestellt wurde. Auch die Königin unterschrieb im Angesicht der Kanonen dieses Papier; nachher entfloh sie nach einer andern Insel, und Dupetit Thouars erklärte im November 1843 die Königin für abgesetzt und die Insel für eine französische Colonie. Die Insulaner erhoben sich mehrmals gegen ihre Dränger, konnten jedoch den europäischen Waffen gegenüber nichts ausrichten. Vortheile ziehen die Franzosen übrigens



Papeete auf Tahiti.

nicht aus dieser „Colonie“; sie kostet noch jetzt alljährlich einen Zuschuß von 200,000 Francs.

Ein englischer Graf, der Earl Pembroke, hat vor einiger Zeit manche anmuthige Schilderung über seinen Aufenthalt auf Tahiti entworfen*). Auch er vermochte, als er mit seiner eigenen Yacht in den Hafen von Papeete einfuhr, kaum sein Entzücken zu bemeistern. Man nehme die schönsten Inseln Westindiens mit einem Anduft von Ceylon, und man hat die Gegend von Papeete. Die tahitischen Mädchen sind er hinreißend, und er malt sie mit dem wärmsten Colorit. Sie passen ganz und gar zu der herrlichen Landschaft mit ihren üppigen Gestalten, ihrem geradezu einzigen, feinen und anmuthigen Gange. Vortrefflich steht ihnen ihre Kleidung, die eigentlich nur ein langes, weites Hemd ist, weiß, mattgrün, roth oder roth und weiß, das den Körper nicht einengt. Die langen, schwarzen Haarflechten hängen über die Brust herab, und als Kopfschmuck dient ein Blüthenzweig von der Pia, dem falschen Arrowroot. Das Gesicht ist hübsch, mit lächelndem Ausdruck, die Stimme hat etwas Singendes, die ganze Erscheinung ist überaus anmuthig. Da steht solch ein tahitisches Mädchen und pflückt Apfelsinen vom Baume; wenn ein Europäer erscheint, begrüßt ihn die bräunliche Schöne freundlich lächelnd mit

*) South Sea bubbles. By the Earl and the Doctor. London 1872. Das Buch ist frei von der bekannten englischen Breiterie, keck, frisch und munter geschrieben, und hat deshalb im frommen Albion manchen Anstoß gegeben; es ist für shocking erklärt worden, namentlich auch weil es über die Missionäre theilt mit der Sprache herausgeht und nichts vertuscht. Es hat trotzdem in etwa einem halben Jahre vier oder fünf Auflagen erlebt.

Digitized by Google

einem Varana. — In den Straßen ſieht man namentlich Abends viele Matroſen, die ſingend umherziehen; Eingeborene ſitzen vor ihren Thüren oder wandeln langſam auf und ab. In den Kaffee- oder eigentlich Trinkhäuſern fehlt der franzöſiſche Kellner nicht, ebenſo wenig der Franke, welchen man auf den erſten Blick erkennt. Zank und Streit kommen nur ſelten vor. Ein Wandelgang Abends am Strande iſt entzückend und erfriſchend. In ruhigen, kalten Nächten ſchimmert auf der ſtillen See Fackellicht hin und her; die Eingeborenen ſpeeren Fiſche. In der Stadt vernimmt man bei der Heimkehr die „Himenes“ (Hymnen), welche noch aus der proteſtantiſchen Zeit ſtammen, und vor dem Hauſe des Gouverneurs macht ein Orcheſter Muſik. Man hatte den Inſulanern Franzöſiſch beigebracht, auszurufen: Es lebe der Kaiſer! Hurrah! Es lebe die Kaiſerin! Hurrah! Es lebe der kaiſerliche Prinz! Hurrah! Vive la reine Pomare, vive le Commandant, le Commissionaire, l'Amiral! — Das war im September 1870; auf Tahiti gab es noch einen Empereur, in Europa hatte er ſeine Rolle ausgeſpielt.

Wer denkt bei Tahiti nicht an Königin Pomare? Auch Earl Pembroke machte der alten Dame ſeine Aufwartung und küßte ihr die Hand; ſie war freundlich und gutmüthig und hatte ſich in das Unabänderliche ergeben. Die Franzoſen ſind nun einmal Herren und Gebieter auf den Inſeln, welche einer ihrer Landsleute, der Seefahrer Bougainville, als „Neu-Cythere“ bezeichnete.

Eine Wanderung auf der Straße, welche um die Inſel herum der Küſte entlang führt, iſt in hohem Grade lohnend, denn ſie bietet reizende Landſchaftsbilder in Menge dar. Von den ſteilen Felſen herab fallen klare Bäche, die ein erfriſchendes Bad gewähren, und häufig hat man einen Blick auf die brandende See. In den Dörfern der Eingeborenen findet der Fremde jedes Mal eine freundliche Aufnahme. Die Häuſer ſtehen auf Pfählen von Hibiscus, die ein paar Zoll von einander entfernt ſind, und nehmen ſich aus wie

Landſchaft auf Tahiti.

koloſſale Vogelkäfige; das Dach beſteht aus Palmblättern. Solch eine Hütte iſt ſehr luftig, der Wind zieht hindurch, und es iſt kein Wunder, daß die Leute Rheumatismen bekommen.

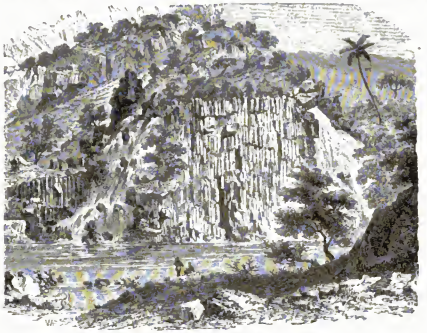
In größeren Dörfern befindet ſich eine Gemeindehütte, in welcher die Ortsbehörden ihre Verſammlungen halten, und wo das Volk ſich einfindet, um „Himenes“ zu ſingen; die proteſtantiſchen Gotteshäuſer ſind zumeiſt verfallen, ſeitdem die Jeſuiten kamen und papiſtiſche Capellen bauten. Eine ſolche ſteht in der Nähe des Tamarindenbaumes, welchen der große Seefahrer Cook vor nun mehr als einhundert Jahren gepflanzt hat. Unweit von derſelben bemerkte Graf Pembroke eine kleine, alleinſtehende Hütte, in welcher ein Sarg ſich befand. Es iſt Brauch, daß man die Leichen einige Zeit über der Erde ſtehen läßt, damit die Verwandten ihr noch Beſuche abſtatten. Man iſt dabei einfacher auf Tahiti als auf Sicilien. Wenn dort ein junges Mädchen aus wohlhabender Familie ſtarb, dann putzte man die Leiche mit der beſten Ballkleidung auf, und ſtellte ſie ſo in die Ecke des Beſuchzimmers; dann erſchienen Freunde und Verwandte, gleichfalls feſtlich gekleidet, um ihr eine Abſchiedsviſite zu machen!

Tahiti beſteht aus einer ununterbrochenen Maſſe von Bergen, Schluchten, Abgründen und Thälern, hat nur ſpärlich ebenes Land und eignet ſich nur an wenigen Stellen für Plantagen. Eine derſelben heißt Atimaono und gehört einem Herrn Stewart, der als britiſcher Unterthan viel Ungemach durch die Ränke der Krämer zu leiden hatte. Sie ſchicken Baumwolle der ſchlechteſten Qualität nach Europa, welche für ein Product ſeiner Pflanzung ausgegeben wurde; und ſie ſagten ihm in amerikaniſchen Blättern die abſcheulichſten Dinge nach; er mißhandle ſeine Arbeiter ganz entſetzlich, betrüge ſie um ihren Lohn und laſſe die Todten unbegraben liegen. Sein Aufſeher wurde als ein blutdürſtiges Ungeheuer bezeichnet. Er ließ, ſo wurde gelogen, Frauen, die ihre Kinder an der Bruſt hatten, aufhängen und dann ausſpeitſchen; ja er hatte auch Chineſen bei lebendigem Leibe gebraten! Stewart ſelbſt wurde als ein mittelalterlicher Baron geſchildert, der Jeden mißhandele, welcher in der Nähe ſeiner Burg ſich blicken laſſe. Der Mann verlangte darauf von der Regierung eine genaue Unterſuchung, und dieſe ergab, daß auf ſeiner Plantage Alles in beſter Ordnung ſich befinde, daß auch die Arbeiter gut gehalten würden. Eine

Digitized by Google

Klage aber ist doch vorgebracht worden. Es hatte den Chinesen sehr mißfallen, daß Stewart ihnen verbot, sich zu erhängen, wenn sie ihre Spielschulden nicht bezahlen konnten! Darin sahen sie einen unstatthaften Eingriff in ihre Rechte.

Der kaiserlich-französische Richter, seines Zeichens ein Grobschmied, hatte sich, als Graf Pembroke auf der Insel war, mit mehreren Krämern in eine Conspiration eingelassen, um die Pflanzung zu ruiniren, wurde jedoch ent-



Felsen von Pita im Matonwai-Thale.

larvt und bestraft. Der Graf erklärt, daß man in England lange suchen könne, ehe man so wohlerhaltene und gesunde Arbeiter finden werde, wie die 1500 Mann auf jener Plantage. Sie Alle sind Chinesen oder Polynesier von den Hervyinseln. Diese Insulaner, kräftige, starke Leute, sehen etwas wild aus; sie bauen ihre Hütten auf

Federschmuck der Eingeborenen der Societäts-Inseln.

einem Gerüste, das auf Pfählen steht, und steigen an einer Leiter hinauf. Einige Arbeiter besserten Karren aus, andere versertigten Räder, zimmerten an einem Schiffe und waren noch anderweitig in Thätigkeit. Was die angebliche Grausamkeit betrifft, so besteht, laut den Verordnungen über die Strafen, die schwerste in fünftägiger Einsperrung; wer kleinerer Vergehungen sich schuldig machte, muß einen oder zwei Tage schwere Arbeit verrichten und bekommt keinen Lohn dafür. „Es machte mir Spaß mit anzusehen, wie zwei Chinesen Ballast nach einem Schiffe tragen mußten; ihr Aufseher dabei war ein grimmig aussehender Hervyinsulaner, der einen Stock in der Hand hatte und sich in seiner Rolle sehr zu gefallen schien. Gegen Abend fanden sich alle Hervyleute auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen ein, Männer, Weiber und Kinder; jeder bekam ein paar Löffel voll Syrup, der ihnen außerordentlich behagte.“ —

Die ersten Chinesen sind im Jahre 1856 nach Tahiti gekommen; ein nordamerikanisches Schiff brachte eine ganze Ladung von Goldgräbern und allerlei Handwerkern, die durch schlechte Behandlung auf den Südsee und den Goldfeldern Australiens vertrieben worden. Sie waren dann nach Californien hinübergefahren, wo es ihnen nicht besser erging. Nun lagen sie im Hafen von Papeete und baten den Gouverneur als Hausdiener und Lastträger beschäftigt zu werden. Dem amerikanischen Capitain kam nichts erwünschter, als sich ihrer entledigen zu können. Nun war eine chinesische Colonie vorhanden; sie hat ihr besonderes Quartier, von welchem die Leute ausgehen, um auf der ganzen Insel Schacher zu treiben und die Eingeborenen gründlich auszubeuten. Beide Racen bilden einen scharfen Gegensatz; der Asiat überlistet allemal den schlichten Polynesier. Folgende Thatsache ist charakteristisch. Einer der mit dem amerikanischen Capitän gekommenen Chinesen hatte sich gemerkt, daß die einst von den protestantischen Missionären vertheilten Bibeln noch in Gunst und Mode waren; daran hatten die Jesuiten doch nichts ändern können. Die von ihnen verbotenen Bibeln durften zwar nicht mehr öffentlich vertheilt werden, denn die Uebersetzung in das Kanaka war ja das Werk verruchter Ketzer, aber unter der Hand war Absatz dafür. Die Eingeborenen in den Dörfern hatten das Buch einmal aus früherer Zeit her lieb, und wollt-

Digitized by Google

ten ſich von demſelben nur ungern trennen. Aber der chineſiſche Hauſirer hatte ſo hübſche Siebenſachen, Glasperlen, Ohr- und Fingerringe mit falſchen Perlen und Edelſteinen und dergleichen mehr, daß die Frauen ſich dafür der Bibel entäußerten. So kam der biedere Bekenner des Fo zu einem ganz erklecklichen Vorrathe, welchen er mit gutem Profit verkaufte.

In Antimaono traf Lord Pembroke eine bunte Miſchung von Europäern. Es waren kosmopolitiſche Abenteurer, welche durch Schickſalslaunen in die Südſee verſchlagen waren, gut erzogene, gebildete Leute, welche dem Drang, in die Weite zu ſchweifen, und wie man das nennt ihr Glück zu verſuchen, nicht hatten widerſtehen können. Auf der Vergangenheit des Einen oder Andern mochte auch wohl ein Schatten ruhen; einige hatten ſchon Manchertlei verſucht, hatten Erfolg und dann wieder Mißgeſchick gehabt, ſich trotzdem in neue Unternehmungen eingelaſſen und niemals Muth und Zuverſicht verloren. „Das ſind die Leute, welche die Welt macadamiſiren und die Wege für den Fortſchritt bahnen; im Allgemeinen ſind ſie gewiß nicht ſchlimmer, wie neun Zehntel der reſpectablen Perſonen, die weiße Cravatten und ſchwarzen Frack tragen und in reſpectablen europäiſchen Familien ein- und ausgehen.“ Der erſte Buchhalter auf der Plantage war einſt Infanterieмajor, der Magazinverwalter ein Hauptmann in einem Reiterregimente, der Wagemeiſter Sohn reicher Eltern und Enkel eines Bürgermeiſters einer großen engliſchen Stadt.

Derartige Männer ſind es, welchen die Verwaltung auf den Plantagen obliegt. Die eingeborenen Tahitier ſind in mancher Hinſicht ganz liebenswürdige Menſchen, aber träg und unbeſtändig; in einem amtlichen Berichte des franzöſiſchen Commandanten wird geſagt: „es iſt unmöglich, ſie zu einer anhaltenden Arbeit anzuhalten, ſei dieſelbe auch noch ſo leicht.“ Auf den Plantagen kann man ſie nicht verwenden,

Taro (Caladium oder Arum esculentum).

und gerade deshalb hat man Kulis von verſchiedenen polyneſiſchen Inſeln und dann auch Chineſen geholt. Dieſe letzteren ſind verpflichtet volle ſieben Jahre lang zu dienen; in den Verträgen, welche man mit ihnen abſchließt, iſt beſtimmt, daß ſie dann auf Koſten der Geſellſchaft, von welcher ſie gemiethet worden ſind, nach ihrer Heimath zurückgebracht werden müſſen. Die Regierung hat dieſe aſiatiſchen Arbeiter, deren Zahl ſich auf mehr als 1500 beläuft, unter die Obhut eines beſondern Commiſſärs geſtellt.

Tahiti iſt, wie wir ſchon bemerkten, durchaus gebirgig, das innere Land zum großen Theil unbewohnt, und von den 22 deutſchen Quadratmeilen, welche ſie überhaupt enthält, ſind nur vereinzelte Strecken zum Plantagenbau geeignet. Einzelne Baumwollen- und Zuckerpflanzungen ſind in gutem Stande, und der Kaffee gedeiht vortrefflich. Bei der tropiſchen Lage (17° 29′ bis 17° 53′ N. 150° W. v. Gr.) und dem herrlichen Klima gedeihen Menſchen, Thiere und Pflanzen. Cook hat die Apfelſinen eingeführt, und von dieſen werden jetzt im Jahre etwa fünf Millionen Stück verſchifft. Bekanntlich iſt dieſe Inſel claſſiſcher Boden für den Brotfruchtbaum, den zuerſt unſer Georg Forſter ſo meiſterhaft geſchildert hat. Tahiti könnte bei ausreichender Arbeitskraft immerhin eine nicht unbeträchtliche Menge tropiſcher Producte liefern; denn es wachſen auf ihr: Erdmandeln (Arachié), die Tutui (Aleurites triloba), welche aus ihren ſogenannten Bankunüſſen Oel giebt; die Kokospalme, der gleichfalls ölgebende Tamanu- oder Atibaum (Callophyllum inophyllum), mehrere Arten von Bäumen welche Harz und Kautſchuk geben; die wilde und cultivirte Banane; der Mati (Ficus tinctoria), deſſen ins Graue ſpielende Frucht einen röthlich-braun färbenden Saft giebt; der 1845 eingeführte Rocou (Orleans), das chineſiſche Sorgho und der Indigo. Dazu kommen dann noch zwei Arten von Arum, eine wilde und eine cultivirte. Die letztere, von der wir eine Illuſtration geben, wird Taro genannt (Caladium esculentum), kommt in 13 Varietäten

Digitized by Google

vor und bildet ein Hauptnahrungsmittel, der wohlhaltige Wurzelstock wird bis zu vier Pfund schwer. Auch die Pia, der sogenannte tahitische Sago, ist mehlhaltig; sie wird unrichtig als Arrowroot bezeichnet. Aus dem in 14 Varietäten vorkommenden Rauschpfeffer (Piper methysticum) bereiten die Insulaner ihre Kawa, ein berauschendes Getränk. Auch Reis, Mais, Tabak, Cacao, Vanille und Zimmt gedeihen, und so wächst den Leuten Alles, dessen sie bedürfen, in den Mund. Kein Wunder, daß sie anstrengende Arbeit nicht lieben *).

Zug mit einer Sklavenkarawane in Baghirmi.

Von **Dr. Nachtigal.**

II.

Rührende Scenen des Wiederfindens hatten bisweilen vor unseren Augen Statt, wehmüthige Illustrationen der Grausamkeit der Sklaverei. So fand der erwähnte alte Mann in unserer Zeriba bei einem der Leute von Ngorm sein circa zehnjähriges Töchterchen wieder, das allerdings bald darauf unter seinen Augen von der Diarrhöe hingerafft wurde. Ein Mann, den Almas als Salam des Königs empfangen hatte, erkannte eines Tages unter den Sklaven eines Nachbarn, des Gatronor Merabet, sein Söhnchen, das seitdem hin und wieder ihn zu besuchen kam. Ich fand sie Beide weinend am Tage des Wiedersehens zusammen, und der Mann sagte mir, daß dies einer seiner 13 Söhne sei, und daß er weder von einem derselben, noch von seinen Frauen wisse, was aus ihnen geworden sei. Er sei ein reicher Mann gewesen (er war 40 bis 45 Jahre alt), habe Frauen, viele Kinder, große Heerden, viele Pferde gehabt, und Alles, Alles sei an einem Tage, der ihn zugleich zum Sklaven gemacht habe, dahin gesunken. Wie gern hätte ich dem Manne sein Söhnchen gelassen, um sie für lange Zeit, vielleicht für immer zu vereinigen!

Im Ganzen war es mir gelungen, die Verluste an Menschenleben in unserer Zeriba auf eine kleine Zahl zu beschränken, während besonders der Mann des Kaschcha Biru in der seinigen sehr viele Menschenleben, oder für ihn und die Seinen vielmehr Geldverluste, zu beklagen hatte. Auch der Entweichungen auch unserer Zeriba waren nur wenige, allerdings nicht sowohl in Folge der guten Behandlung, als vielmehr der sorgfältigen Bewachung.

Wir konnten endlich noch mit 27 Sklaven abreisen, die allerdings durch Kummer und beschränkte Nahrungszufuhr etwas magerer geworden waren, aber wohl geeignet schienen, den beschwerlichen und langen Weg zurückzulegen, der ihrer wartete. Doch jetzt begannen die Leiden der Armen erst recht. Allerdings war der Weg auch für ihre Herren voller Entbehrungen und Anstrengungen; doch mehr für sie, die ausgehungert, von Diarrhöen erschöpft, noch das geringe Gepäck (Reiseproviant und Effecten) auf den Köpfen tragen mußten.

In der Residenz des Sultan Bhong von Ndamm, die wir nach zwei Tagen von unserm Standorte aus erreichten, wurden alle Wurfeisen, die sich Jeder hatte verschaffen können, in Getreide umgewandelt. Dies war nämlich die einzige Münzsorte, welche die Eingeborenen für Getreide annahmen.

Doch Wenige konnten für mehr als 6 bis 8 Tage selbst nur reducirte Rationen erschwingen, und wir hatten noch sechs Tagemärsche bis zum großen Baghirmistrome, während welcher sicherlich kein Mund Getreide gefunden werden konnte, und auf den Ufern desselben 6 bis 8 weitere Tage bis Mandzafe oder Bugoman, während welcher vielleicht Fische und Grassamen, von denen sich die Einwohner der Ortschaften des Schari ernähren, aber voraussichtlich keine einzige Mahlzeit Negerkirse oder Durra würde aufgetrieben werden können.

Dazu waren bei der vorgerückten Jahreszeit die Wege unergründlich, die Anstrengungen sie zu passiren fürchterlich. Halbe Tage lang mußten wir im Wasser herumwaten, im aufgeweichten Lehme herumkneten; Menschen und Thiere stürzten in dem zähen, glatten Thone auf Schritt und Tritt; es war erstaunlich, daß die sieben- bis zehnjährigen, meist mit epidemischer Diarrhöe behafteten Kindchen nicht noch häufiger erlagen.

So ging es rastlos jeden Tag vom grauenden Morgen bis circa zwei Uhr Nachmittags, wo die Leute einige Körner Negerkirse verschlangen, um dann Holz und Wasser zu holen, Getreide zu stampfen und das tägliche Mahl zu bereiten. Auf dem Wege keine Ruh noch Rast; kaum daß man den Kranken erlaubte sich niederzusetzen so oft ihr Bedürfniß es erheischte. Das unerbittliche „Djabki!“ (geht zu!) oder „kabe“ (Marsch!), dem hin und wieder die kurze Peitsche aus Hippopotamushaut Nachdruck verlieh, tönt noch in meinen Ohren. So trieb man die Leute einige Tage voran. Viele zwang die Diarrhöe, alle zehn Minuten niederzusitzen; viele, deren Kräfte nahezu zu Ende waren, heuchelten noch häufigere Bedürfnisse. Beider Erfolg war die Peitsche und ein drohendes „Djabki“! Wenn endlich der letzte Rest der Kräfte erschöpft war, ließen sich die Unglücklichen zerzweifelt und resignirt zur Erde fallen, und keine Peitsche, keine Drohung munterte sie wieder auf. Ein gezogenes Messer, wie um sie zu tödten, machte sie vielleicht noch einige Schritte weiter stolpern, doch schließlich war es vielleicht noch vorzuziehen, auf einmal getödtet zu werden, als ganz allmälig, zollweise so zu sagen, unter unsäglichen Qualen dem Grabe näher zu rücken. Da war keine Möglichkeit einen Kranken zu transportiren. Ich allein war im Besitze von zwei Ochsen; außerdem mochten für die ganze Karawane noch vier Pomys existiren, von den zwei mir gehörende schon anfangs der Reise als ganz unzulänglich mit Kräften für einen solchen Weg ausgerüstet erschienen. Wen Züchti-

*) Wir verdanken die Illustrationen zu obigem Artikel, mit einer Ausnahme, der Freundlichkeit des Herrn Otto Spamer in Leipzig; dieselben sind dem im Verlage des genannten Herrn 1873 erschienenen Werke: „Oceanien und die Inseln der Südsee“ entlehnt. Neuseeland ist im temselben von Fr. Greiffmann sehr sorgfältig und eingehend behandelt; Melanesien und Polynesien sind von Richard Oberländer mit großem Fleiße sehr anziehend und übersichtlich geschildert worden. Wir loben an dem mit vielen Illustrationen ausgeschmückten Buche auch die Columnentitel und das vollständige Register; durch beide wird die Brauchbarkeit desselben erhöht.

Digitized by Google

gungen und Drohungen nicht mehr zum Weitergehen zwangen, der mußte rettungslos zurückbleiben: der Hunger trieb die Karawane rastlos voran, und selbst wenn Hunderte gefallen wären, der Rest würde mit derselben Rapidität glücklicheren Gegenden zugestrebt haben. Schon beglückwünschte ich im Herzen diejenigen, die Schwäche und Krankheit zu Falle brachten und keine Drohung und Züchtigung ihrer Herren zum Weitergehen zu bewegen vermochten. Die Ruhe, der Lichtstrahl wiedergefundener Freiheit in ihrer Seele, die Nähe bewohnter Heidenortschaften boten die einzige Möglichkeit ihrer Wiederherstellung und Rettung. Ich, ich kannte die Bestialität, zu der sich der Mensch erniedrigen kann, die Verschrobenheit des Urtheils deren er fähig ist, noch wenig. Als mein marokkanischer Diener Hammu kam, mir zu sagen, daß man die Marschunfähigen nicht einfach zurücklasse, sondern als warnendes Beispiel für die Uebrigen abschlachte, weigerte ich mich, überhaupt nur die Möglichkeit eines so unmenschlichen Verfahrens zuzugeben. Daß ihre Herren bei den Gefallenen zurückblieben, schien mir nur den Zweck zu haben, neue Versuche, die Erschöpften zum Weitergehen zu vermögen, anzustellen.

Doch bald sollte ich von der Richtigkeit der Denunciation Hammu's durch Augenschein überzeugt werden. Ich war einst hinter der Karawane zurückgeblieben und sah beim Hinzureiten aus der Ferne einen Kanuri mit einer gefallenen Sklavin beschäftigt. Näher gekommen sah ich nur noch wie dieser Mensch, wenn er diesen Namen überhaupt noch verdient, sein blutiges Messer abwischte, und fand das arme Opfer mit abgeschnittener Kehle den letzten Athem aushauchen. Jener meinte nur mit philosophischer Miene: „Wahrlich, diese Sklaven haben keinen „Aman“ (wie wenn sie willkürlich die auf sie gesetzten Hoffnungen getäuscht hätten!); es ist kein Gewinn bei ihnen zu holen.“ — Selbst die Araber der Mittelmeerküste und Fezzans wollten mir kaum glauben, was ich mit Augen gesehen hatte. Jeder von ihnen hatte vielleicht schon einmal einen marschunfähigen Sklaven in der Wüste der Sonne, dem Hunger und dem Durste einem langsamen, sichern Tode — überlassen, wenn ihn der Mangel an Transportmitteln dazu gezwungen hatte; doch daß man einen elenden, krauleu Menschen, eine schwache Frau, ein zartes Kind wie ein Huhn abschlachte, wollte auch ihnen nicht in den Sinn. Freilich, wenn nicht in ihrem Falle die Wüste die Arbeit des Henkers mit so unerbittlicher Sicherheit übernähme, wenn Rettung der Zurückbleibenden auch den öden Dünen und der wüsten Hammadan überhaupt möglich wäre, würden auch sie vielleicht auf ein so barbarisches Mittel, die übrigen Sklaven einzuschüchtern und anzustacheln, verfallen sein. Denn es ist der Islam der diese Unmenschlichkeit erzeugt, das Gefühl in sonst gutmüthigen Menschen erstickt und ihr Urtheil in absurdester Weise verdreht; ihm ist alle Schuld beizumessen, nicht seinen moralischen Producten, den sonst oft harmlosen und gutmüthigen Menschen.

Von den 27 Sklaven meiner Zeriba hauchten zwei Frauen ihr Leben aus, eine blieb zurück mit dem Versprechen uns langsam auf den Lagerplatz zu folgen, erreichte das jedoch nicht, bevor wir am großen Baghirmistrom zwischen Lassena und Massale ankamen. Doch herrschte unter ihnen eine Ophthalmie, welche ihrer zehn ergriff und zweien erhebliche Cornealtrübungen zurückließ. Die 17 Sklaven meiner engern Familie waren noch vollzählig; doch herrschte die Ophthalmie gerade unter ihnen, und abgemagert waren sie wie alle Uebrigen.

Von Massale am Schari mußten die Rationen wieder herabgesetzt werden; in Baingana, zwei Tage, oder bei den schwer passirbaren Wegen jetzt, drei Tage weiter, hoffte ich, wie bei der ersten Passage, etwas Getreide für eine meiner Todten zu bekommen. Je länger die Reise dauerte, je schwächer die Leute geworden waren, desto unzureichender wurde die Nahrung. Ich selbst fuhr unentgeltlich mit meinem Gepäck den großen Fluß stromabwärts, die einzige Wohlthat, deren ich mich von Seiten des Baghirmikönigs Mohammedu rühmen kann, und suchte für meine hungernden Leute Fische aufzutreiben. In Baingana gelang es mir in der That, für zwei bis drei Tage, also bis Mandjafa, Getreide zu kaufen, und als ich nach drei Tagen mit ihnen in letzterer Stadt zusammentraf, konnte ich sie mit einem frischen Fische von menschlicher Größe und einer feisten Ziege, die ich als Gast des Königs von einzelnen Ortschaften des Schari zum Geschenke erhalten hatte, regaliren. Dazu entledigte sich der Bürgermeister Mandjafas seiner Pflicht mir gegenüber durch 50 kleine Fische, welche mit den ebenerwähnten Geschenken und bis Bugoman, zwei kleine Tagemärsche weiter, helfen mußten.

Indessen hatte sich die Zahl meiner Pflegebefohlenen um drei vermindert; zwei waren an Diarrhöe zu Grunde gegangen und den Anstrengungen erlegen, und einer war zu Mandjafa entflohen. Von den Gestorbenen war der Eine durch Cornealtrübungen fast ganz erblindet gewesen. Was den Entflohenen betrifft, so war es eine mir a priori schwer verständliche Thatsache, daß, je weiter wir uns von der Heimath der Sklaven entfernten, desto häufiger ihre Entweichungen wurden, oder vielmehr, daß, je länger die Reise dauerte, desto mehr Sklaven entflohen. In der That war es nicht mehr die Hoffnung, ihre ferne Heimath wiedergewinnen, die sie zur Flucht bewog, sondern nur der Gedanke, dieser schrecklichen Reise mit ihrem Hunger, ihren anstrengenden Märschen durch Wasser und Sümpfe ein Ende zu machen. Die Armen hatten ja keinerlei Sicherheit, daß dies unerträgliche Reisen nicht etwa noch Monate dauern würde. Was wußten sie von der weiten Welt, von ihrem endlichen Ziele und ihrer schließlichen Bestimmung? Die Entweichungen und Fluchtversuche begannen hier in Mandjafa, setzten sich in Bugoman und Logon fort, und endigten erst in der Nähe von Kuka, als Alle inne wurden und verstanden, daß das Ziel ihres qualvollen Transportes einstweilen erreicht sei. — Die Qualen des Hungers wurden einigermaßen beendigt in Bugoman, und verschwanden von Logon ab. Doch die Wege durch die Provinz Kotoko mit ihrem Thonboden, ihren Morästen und überschwemmten Wiesen waren schwerer passirbar als die Baghirmiwege, und mehrtägige gute und reichliche Nahrung gab den durch monatelangen Hunger und Anstrengungen Erschöpften die normalen Kräfte nicht zurück, noch wurde dies durch eine zweckmäßige Behandlung der ununterbrochen fortdauernden Diarrhöe erreicht. So wurden die Entweichungen der Muthlosen in der Logonstadt, Kala lafra, und in den Mekariortschaften der Gegend von Afade entsetzlich häufig. Die nächtlichen Fesseln aus Stricken mit Hülfe des Feuers, das in den erreichten Gegenden fast allabendlich und nächtlich unterhalten wurde, zu lösen oder zu zerstören, war ja so leicht. Der Flüchtling trat in die erste beste Hütte, die einen gewissen Wohlstand des Besitzers verrieth, und wurde von letzterm natürlich mit offenen Armen aufgenommen. Wenn Morgens auf Ausstiften des ursprünglichen Herrn und des Bürgermeisters der Koran im Orte circulirte, konnte Jeder auf ihn schwören, er habe keinen entlaufenen Sklaven in seiner Behausung. Kleinere Kinder wurden auch von den Einwohnern der nördlichen Ortschaften Baghirmis, Logons und der Mekariortschaften Bornus gestohlen.

Von meinen Pflegebefohlenen verlor ich noch zwei durch den Tod (einen zwischen Bugoman und Logon, einen in der

Digitized by Google

Gegend von Aſiade), und zwei durch die Flucht, ſo daß von den urſprünglichen 17 nur zehn Kuka erreichten. Zwei kleine Mädchen war ich ſo glücklich von einem faſt ſichern Tode zu erretten. Ich ritt oder maſchirte nämlich ſtets in anſehnlicher Entfernung hinter meiner Geſellſchaft her, weil ich fürchtete, daß die ermüdeten, muthloſen und unverſtändigen Kinder zurückbleiben möchten. Die Uebrigen aber kannte ich als zu gleichgiltig geworden gegen irgend welches Schickſal ihrer Gefährten, um ihnen gehörig beizuſtehen. Der Menſch wird unter dem Einfluſſe täglichen, erſchöpfenden Marſches, zumal wenn ihn der Hunger vorantreibt, entſetzlich gleichgiltig und gefühllos. So fand ich eines Tages nahe dem Sonnenuntergange, nachdem wir von Mittag an durch 2½ Fuß tiefes Waſſer marſchirt waren, ohne bis dahin eine trockene Stelle gefunden zu haben, eins unſerer kleinen Mädchen troſtlos hingeſunken. Entweder hatte man ihren Zuſtand in der allgemeinen Erſchöpfung nicht bemerkt oder ſie gefühllos zurückgelaſſen. Mein Diener und ich trugen ſie noch 1½ Stunde bis zum Dorfe, in dem wir lagerten und wurden ſo ihre Retter. Als ich ſpäter wieder beritten war, fand ich, zwei Tagereiſen von Kuka entfernt, nach einem Marſche von 5½ Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags, ein ſchwaches, circa fünfzehnjähriges Mädchen, das Almas gehörte, mit Bedacht als dem Tode verfallen in der Wildniß verlaſſen. Das arme Geſchöpf wäre, wenn ich ſie nicht am Wege liegen geſehen und hinter mich aufs Pferd genommen hätte, zweifellos ein Opfer der Hyänen geworden.

Die Verluſte der übrigen Karawanen waren viel bedeutender als die unſerer Zeriba, deren Sklaven bei der Ankunft in Kuka, reſp. Ngorru, auf die Hälfte reducirt waren. Der Merabet und der Medzebri brachten von ihren nahezu 50 Sklaven nur 16 hierher; Kiari, der erwähnte Beamte des Kaſella Bira, mein Begleitsmann, hatte die ihm gehörigen vier Sklaven alle verloren, von denen ſeines Herrn brachte er ein Drittel nach Kuka; manche hatten die Hälfte ihrer Sklaven gerettet, manche nur ein Drittel; manche, die urſprünglich zwei oder drei gehabt hatten, kamen ohne einen einzigen „Kopf“ hier an. Allerdings bildete unſere Karawane in der Hinſicht eine Ausnahme, daß ſie die friſch gefangenen Sklaven aus der fernen Heimath derſelben, und nicht, wie ſonſt, nur von Maſſena, der nahen Baghirmihauptſtadt, herzuführte, und daß der weite Weg durch ein vom Bürgerkrieg zerriſſenes Land, in dem Furcht, Hunger und Entbehrung aller Art den Reiſenden begleiteten, führte.

In den einſtweiligen, ſichern Hafen Kuka eingelaufen, ſind die Leiden der armen Sklaven, die aus den Heidenländern Baghirmis zugeführt werden, noch nicht zu Ende. Allerdings geneſen ſie von den hartnäckigen Diarrhöen unter dem allmäligen Einfluſſe beſſerer Nahrung; doch wochen-, ja monatelang werden ſie faſt ohne Ausnahme von einem allgemeinen Oedeme des ganzen Körpers geplagt, das die Leute hier der ungewohnten guten Nahrung und beſonders dem ungewohnten Salzgehalte der Speiſen zuſchreiben. Ihr Urin iſt dabei eiweißhaltig; Sclerotica iſt icteriſch gefärbt.

Haben ſie auch dieſe Periode überſtanden, ſo wartet ihrer vielleicht noch eine letzte Prüfung. Viele bleiben allerdings hier in Kuka zurück, wo ſie ihren definitiven Herrn gefunden haben; viele aber auch müſſen ſich zur Wanderung nach Kano, das ein beſſerer Markt iſt wie Kuka, bequemen, und viele ſich den Gefahren einer durchaus andern Natur, als diejenigen welche der Weg von Baghirmi nach Dormu mit ſich brachte, d. h. den Schreckniſſen einer langen, ermüdenden Wüſtenwanderung nach Fezzan, Rhat, Aegypten, Tripoli unterziehen.

Möchte es dem Drängen der Philanthropen und der chriſtlichen Mächte gelingen, den ernſtlichen Beiſtand der türkiſchen Regierung in dieſer Frage zu gewinnen. Die Sklaverei wird hier in Centralafrika noch Jahrhunderte lang fortbeſtehen, doch der Abſatz auf den Märkten der Mittelmeerküſten, der der menſchlichen Waare einen ſo hohen Werth verlieh und zum Theil noch verleiht, und dadurch die Haupturſache zu den grauſamen Sklavenjagden und noch grauſameren Sklaventransporten war und theilweiſe noch iſt, kann und wird hoffentlich unmöglich gemacht werden. Dazu aber genügt nicht die freundliche, gefällige Zuſtimmung der türkiſchen Regierung, ſondern iſt eine ſtarke Preſſion derſelben auf den Vicekönig von Aegypten, den General-Gouverneur von Tripolitanien, den Gouverneur von Fezzan und der rückhaltlos gute Wille dieſer letzteren nöthig.

Die Sage von den goldgrabenden Ameiſen in Indien.

A. Herodot, der Vater der Geſchichte, hatte manche Nachrichten, die er über Indien giebt, von den Perſern erhalten. Im dritten Buche, Capitel 102 ff., erzählt er das Nachſtehende.

„Andere von den Indern, welche der Stadt Kaspatyrus und der Landſchaft Paktika benachbart ſind, wohnen gen Mitternacht, nordwärts von den übrigen Indern. Sie führen eine ähnliche Lebensweiſe wie die Baktrer und ſind die ſtreitbarſten unter den Indern; auch ſind ſie es, die nach dem Gold entſendet werden, denn in dieſer Gegend iſt es wüſt wegen des Sandes. In dieſer Wüſte nun und in dem Sande giebt es Ameiſen, welche kleiner ſind als Hunde aber größer als Füchſe; einige derſelben, die hier gefangen worden ſind, befinden ſich auch bei dem Könige der Perſer. Dieſe Ameiſen nun werfen bei dem Bau ihrer unterirdiſchen Wohnung den Sand heraus, gerade wie die Ameiſen bei den Hellenen und auf dieſelbe Weiſe; auch ſind ſie ihnen an Geſtalt ſehr ähnlich. Der aufgeworfene Sand aber iſt goldhaltig.“

„Zu dieſem Sande werden in die Wüſte die Inder geſchickt, und ein Jeder ſpannt drei Kameele zuſammen, ein Männchen auf jeder Seite, zum Ziehen wie Handpferde, und in der Mitte von beiden Seiten ein Weibchen; auf dieſem reitet er ſelbſt, und er giebt ſich Mühe, ein ſolches zu bekommen, das er eben erſt von den noch ganz jungen Füllen weggenommen hat. Denn ihre Kameele geben in Betreff der Schnelligkeit den Pferden nichts nach, außerdem aber ſind ſie weit beſſer im Stande, Laſten zu tragen.“

„Mit einem ſolchen Geſpanne ziehen nun die Inder nach dem Golde. Dabei wenden ſie die Vorſicht an, daß ſie auf dem Raube ſich befinden wenn die Hitze am ſtärkſten iſt; denn die Ameiſen kriechen dann wegen der Hitze unter die Erde und ſind nicht ſichtbar. — Wenn aber die Inder an die Stelle gekommen ſind, ſo füllen ſie die ledernen Säcke,

Digitized by Google

die sie bei sich haben, mit Sand und ziehen dann schleunigst wieder zurück. Denn die Ameisen, wie nämlich von den Persern behauptet wird, merken es am Geruch und verfolgen sie. Es soll aber dieses Thier an Schnelligkeit alle anderen übertreffen, so daß, wenn die Inder nicht einen Vorsprung gewonnen hätten während der Zeit da die Ameisen sich sammeln, keiner von ihnen sich retten würde. Die Männchen der Kameele, welche nicht so gut laufen wie die Weibchen, werden, wie man sagt, müde, da sie nicht auf gleiche Weise beide mit fortlaufen, die Weibchen aber, die an ihre zurückgelassenen Jungen denken, lassen durchaus nicht nach. Also verschaffen sich die Inder das meiste Gold; anderes wird in ihrem Lande gegraben, aber weit seltener."

Man sieht, in dieser Schilderung Herodot's ist viel Fabelhaftes, aber irgend etwas Thatsächliches mußte ihr doch zu Grunde liegen. Was? darüber sind im Alterthum bis in die allerneueste Zeit eine Menge zum Theil sehr sinnreicher Vermuthungen aufgestellt worden. Die richtige Antwort jedoch konnte erst nach dem Jahre 1866 gegeben werden.

Die großen goldgrabenden Ameisen werden von manchen griechischen Schriftstellern erwähnt, und wir können daraus entnehmen, daß die Sage weit verbreitet war. Ein Gleiches war der Fall bei den Römern und dann auch bei den Arabern und im christlichen Mittelalter. Bei den osmanischen Türken war sie noch im sechszehnten Jahrhundert gang und gebe, und sie hat sich länger als zweitausend Jahre erhalten.

Strabo behandelt sie mit einer gewissen Verachtung; als kritischer Kopf verschmähete er, dem Ursprunge der Fabel nachzuforschen, und im Mittelalter sagte Albertus Magnus, daß kein Beweis für die Angaben vorliege (sed hoc non satis est probatum per experimentum). Es hat aber doch ein gewisser Reiz darin gelegen, Muthmaßungen über diese Ameisen anzustellen, ähnlich wie über die Pygmäen, das Einhorn und den Phönix. Manche Erklärungen lassen an Naivetät nichts zu wünschen übrig. Major Rennel in der Denkschrift zu seiner Karte von Hindostan erkannte die Uebertreibungen in der Erzählung der Alten an, meinte aber, daß man unter den Ameisen die Termiten zu verstehen habe. (— Er vergaß, daß diese weißen Ameisen im kalten Hochgebirge gar nicht vorkommen. —) Andere meinten, es liege eine Verwechselung der Namen einer Ameise und eines größern Thieres vor; dies sind die Annahmen von Link und Ritter; oder eine Verwechselung persischer oder auch indischer Wörter. Wieder Andere nahmen an, daß eine gewisse Aehnlichkeit im Wesen einer Ameise und eines größern Thieres bei der Beschreibung des letztern das Mißverständniß veranlaßt habe. So meint Graf Veltheim, es müsse vom Steppenfuchse (dem Korsac) die Rede gewesen sein, welcher seinen Aufenthalt unter der Erde zu suchen pflege und deshalb, gleich den Ameisen, große Erdhügel auswerfe; Wahl meinte, daß es sich um Hyänen handle (— die gleichfalls im kalten Hochlande gar nicht vorkommen —), Kruse dachte an den Schakal (— von dem ein Gleiches gilt —); Heeren dachte an eine Art Hamster; Bigne, Linf, Peschel an eine Art Murmelthier; Ritter und Cuningham stellten alternativ ein Murmelthier oder einen Pfeifhasen (Lagomys) auf.

Die Meinung, daß die Erzählung durch die Verwechselung ähnlicher Wörter von Fremden herrühre, erscheint unstatthaft, seitdem Wilson nachgewiesen daß selbst die Sanskritliteratur aus uralter Zeit goldgrabende Ameisen kennt; sie werden schon im Mahabharata genannt. Unter dem Tribute, welchen die Völker im Norden einem der Pandusöhne, dem Könige Judhschtira, brachten, und mit dem sie wartend an der Pforte des Palastes standen, werden ausdrücklich Klumpen von Ameisengold, pipilika, angeführt, welches so genannt wurde, weil es von Ameisen, pipilika, ausgegraben war.

Der ausgezeichnete Geograph Malte Konrad Brun (der seine Bücher Französisch schrieb) warf 1819 die Frage auf, ob es nicht wahrscheinlich sei, daß einem Volksstamme der Name der Ameisen beigelegt wäre? — Bastian bemerkt, daß zwar die große chinesische Mauer erst unter Kaiser Schi hoang ti (246 bis 209 vor Christus) gebaut worden sei, daß aber auch schon zu Herodot's Zeit die langen Mauern im Gebiete verschiedener Theilfürsten vorhanden waren, und es sei wohl möglich, daß die goldhütenden Greife, von denen so viel gefabelt worden ist, auf das alte Drachenbanner der Chinesen hindeuten. Möglicherweise sei Herodot's Erzählung von den Ameisen von einem andern entsprechenden Zeichen in den Fahnen des Alterthums entsprungen. Doch ist nicht nachzuweisen, daß irgend ein Volk die Ameise als Fahnenzeichen benutzt habe.

Dr. Frederik Schiern, Professor der Geschichte an der Universität zu Kopenhagen, hat Alles, was sich auf die Sage bezieht, mit einem wahren Ameisenfleiße zusammengestellt, die Angaben der verschiedenen Schriftsteller kritisch beleuchtet und, wie wir glauben, die Frage zum Abschlusse gebracht*). Er argumentirt in folgender Weise. In welcher Richtung ist der Aufenthaltsort der Ameisen zu suchen? Die patrijische Landschaft erscheint als ein östlicher Theil von Kabulistan; die Paktyer, welche im Heere des Xerxes dienten, waren Afghanen, richtiger, wie man sie auch in Indien bezeichnet, Patanen; die im Westen nennen sich selbst Paschtun, die im Osten Pachtun. Das ist derselbe Name, welcher bei Herodot vorkommt. Statt Kaspatyros sei, wie das auch von anderen griechischen Schriftstellern geschieht, z. B. Stephanus Byzantinus (nach Hekatäus von Milet), Kaspapyros zu schreiben, was mit dem indischen Namen für Kaschmir, Kaspapamira, übereinstimme; Kaspappura. Kaschmir grenzt an Tibet, das Land, welches wir mit diesem Namen bezeichnen, den die Araber aus dem Munde der Türken hörten und dann über alle westlichen Länder verbreiteten; die einheimische Bezeichnung ist Bodyol, das Land der Bods. Heute ist bekanntlich Mittelribet, dieses Ladakh mit der Hauptstadt Leh, dem Beherrscher Kaschmirs unterworfen.

Die von Herodot erwähnten Inder zogen aus ihrer Heimath bei Kaschmir gegen Tibet, um von dort Gold zu holen. Schiern bemerkt ganz richtig, daß in jenen Gegenden ein altes Vordringen des indischen Volksstammes und ein Zurückweichen des tibetanischen zu bemerken sei. Dafür zeugt auch, daß die Flußnamen in den großen Hauptthälern in dischen Ursprungs sind, dagegen jene in den entfernter liegenden Thälern noch tibetanisch. Bei Strabo und Plinius werden die „Nachbarn", welche den Ameisen das Gold fortnahmen, als indische Bergvölker, als Darden bezeichnet (— die wir im Verlaufe der letzten Jahre durch Leitner näher kennen gelernt haben, und über welche wir im „Globus" eine Uebersicht gaben —), die nordwestlich von Kaschmir am obern Indus hausen; sie sind die Darada der Sanskritschriftsteller. Sie haben nach-

*) „Ueber den Ursprung der Sage von den goldgrabenden Ameisen. Vortrag gehalten in der Sitzung der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften. Aus den Verhandlungen derselben übersetzt. Kopenhagen, bei Ursin's Nachfolger. Leipzig, bei Alfred Lorenz, 1873. 53 S. mit einer Karte." Unsere nordischen Nachbarn behaupten unumstritten ihren alten Ruhm, daß sie namentlich auch in der Alterthumswissenschaft Vorzügliches leisten und daß dabei, von dem sonst sehr verdrießlichen Nitzlein abgesehen, die ruhige, besonnene Kritik eine ihrer starken Seiten ist. Das gilt auch von Dr. F. Schiern's vortrefflicher Arbeit.

Digitized by Google

weisbar manche Plünderungszüge nach Klein- und Mittel-tibet unternommen.

Auch über Tibet haben wir erst in der neuern Zeit manche wichtige Kunde erhalten, z. B. durch die Lazaristen Huc und Gabet, denen es 1846 gelang von China aus durch die Mongolei bis zur Hauptstadt Lhassa zu gelangen; sie wurden jedoch auf Antrieb des chinesischen Gouverneurs ausgewiesen und nach China zurückgebracht. Huc hat eine in hohem Grad interessante Beschreibung seiner Reise gegeben („Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet, zur Hauptstadt des Tsla Lama. Von Huc und Gabet." In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree, Leipzig 1855, 360 S.). — Die britisch-indische Regierung hatte den sehr erklärlichen Wunsch, die an Indien grenzenden tibetanischen Landschaften näher erforschen zu lassen; aber der Zugang war den Europäern verwehrt. Wir haben noch jüngst in dem Aufsatze: „Versuche Tibet zu eröffnen," und zwar jetzt von Sikkim aus („Globus", S. 206) auf die Schwierigkeiten hingewiesen. Unter diesen Umständen war es sehr zweckmäßig, daß man als Forschungsreisende indische Panditen, d. h. Schriftgelehrte, wissenschaftlich gebildete Eingeborene verwandte. Zwei derselben waren durch den überaus thätigen Ingenieur-Topographen Major Montgomerie sorgfältig vorbereitet worden und mit den nöthigen Instrumenten versehen. Es gelang ihnen, die Wachsamkeit der tibetanischen Behörden zu täuschen, indem sie sich für Bisahiri ausgaben, Handelsreisende aus der Alpenlandschaft Bisahir, deren seit langen Jahren manche nach Tibet kommen. Wir haben im „Globus" eine ausführliche Beschreibung ihrer Reise, welche in die Jahre 1865 und 1866 fällt, und über die wissenschaftlichen Resultate derselben gegeben (Band XV, S. 104 ff.), auf die wir verweisen. Hier wollen wir nur angeben, was sich auf die Goldfelder bezieht.

Die Panditen überschritten den Sutlebdsch auf einer eisernen Hängebrücke und erreichten auf dem 19,220 Fuß hohen Bogolapasse die Wasserscheide zwischen Sutlebdsch und Indus; nachdem sie noch den 19,550 Fuß hohen Gugtelapaß überschritten hatten, zogen sie durch die Wüste Tschogtol- oder Antilopenebene und kamen dann in 15,730 Fuß Höhe an den Indus, auf dessen anderm Ufer sie den Lagerplatz Giachurruf fanden, wo der Zollinspector den ersten und dritten Panditen als Geisel behielt. Der dritte sollte womöglich bis zur Quelle des Indus vordringen, und war nur noch drei Tagreisen von derselben entfernt, als er von Räubern überfallen wurde und nicht weiter konnte; er kehrte nach Giachurruf zurück.

Der erste Pandit war von diesem Platze aus nach Osten gegangen, über die Tschomorangkette in 18,700 Fuß Höhe. Unterhalb derselben liegen die Goldfelder von Thok Dschalong, in einer Öde, rothbraunen Ebene, 32° 24′ N. 87°37′ O. Hier kam er in allerlei Gespräche mit dem Hauptmann der Goldfelder. Dort war schon um 1856 Gold gegraben worden; der Pandit erfuhr auf seiner frühern und auch auf dieser zweiten Reise, „daß in jener Region eine ganze Reihe von Goldfeldern auf der ganzen Strecke von Lhassa bis Rudok vorhanden ist, der Route entlang welche dicht an der nördlichen Wasserscheide des Brahmaputra hinläuft, wahrscheinlich in der Bodendepression nördlich von derselben." Schon vor länger als siebenzig Jahren haben die Gebrüder Gerard und Moorcroft darauf hingewiesen. Im Jahre 1842 überfluthete der Indus weit und breit das Land oberhalb Attock (wo der Kabulfluß einmündet), und man fand, daß er sehr viel Gold herabgeschwemmt hatte.

Der Pandit fand die Ebene von Thok Dschalong weit und breit mit Zelten bedeckt, und es herrschte ein lustiges Leben dort auf einer Höhe von 16,330 Fuß. Die Goldgräber und ihre Frauen sangen munter bei der Arbeit, trotz des kalten, scharfen Windes. Im Winter trägt Jedermann Pelzkleider, und das Zelt bildet ein Dach über der Erdhöhle, in welcher jede einzelne Familie lebt, und in der sie sich gegen Kälte und Sturm schützt. Die Leute arbeiten am liebsten in der Winterzeit, weil der dann gefrorene Erdboden nicht nachsitzt. Alle Tibetaner schlafen in der Weise, daß sie die Knie bis an das Kinn heranziehen. Die Nahrung besteht aus Fleisch vom Yak (Grunzochsen), Gerstenkuchen, Buttermilch und Thee mit Butter („Globus" XV, S. 105).

Genau so fand auch der dritte Pandit die Verhältnisse in den Goldfeldern, welche er 1868 besuchte. Es sind deren eine ganze Anzahl auf einer ausgedehnten Strecke. In den tibetanischen Goldgräbern, welche wir nun durch die Panditen kennen gelernt haben, finden wir die goldgrabenden Ameisen des Alterthums wieder. Dr. Schiern bewiß das sehr gut, und wir müssen in dieser Beziehung auf seine Arbeit verweisen (S. 36 bis 53), wollen aber einige Punkte hervorheben.

Die örtlichen Verhältnisse erklären, weshalb jene Goldgräber die Vorstellung von Thieren erweckt haben können. Sie sind, wie gesagt, Winters in Pelze gekleidet, wie die Lappen, von denen Joh. Tornäus sagt, daß sie sich dann nicht anders aussnahmen wie die Thiere selbst. Dazu kommen die eigenthümlichen Gebräuche der Tibetaner. Ihre Art zu grüßen besteht darin, daß sie die Zunge ausstrecken, die Zähne fletschen, mit dem Kopfe nicken und sich in den Ohren kratzen.

Aber weshalb bezeichnet man sie als Ameisen? Sie arbeiten unter der Erde; die kleinen dunklen, aus schwarzem Haarfilz verfertigten Zelte stehen über den Erdlöchern in Vertiefungen. So paßt, was Herodot sagt, daß die Ameisen sich unter der Erde anbauen.

Megasthenes, aus welchem Strabo (XV, 1) eine bezeichnende Stelle anführt, sagte von den Ameisen: „Im Winter graben sie die Erde auf, welche sie bei den Eingängen aufhäufen, wie die Maulwürfe." Und Plinius: „Sie graben in der Winterzeit das Gold auf, welches die Inder im Sommer wegnehmen" (Eruntum hoc ab iis tempore hiberno, Indi furantur aestivo tempore. H. N. XI, 36). Vor räuberischen Ueberfällen sind die Tibetaner nicht sicher; der dritte Pandit traf mit berittenen Räuberhorden zusammen. Die Goldgräber haben deshalb große Hunde, von denen Marco Polo gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts hörte, sie seien so groß wie Esel. Diese Hunde sind wohl gemeint wenn es heißt, daß die Ameisen mit großer Schnelligkeit zu verfolgen wußten. Megasthenes weiß, daß die Inder, welche auf den Goldraub ausgezogen, Thierfleisch mitzunehmen pflegten, welches sie an verschiedenen Orten niederlegten, um die Aufmerksamkeit der Ameisen von dem abzuleiten was gegen sie vorging. Nearchus, der mit Alexander in Indien war, erzählt, daß es ihm zwar nicht gelungen sei, dort ein lebendes Exemplar der goldgrabenden Ameisen zu sehen, er könne jedoch versichern, er habe Felle derselben gesehen, welche Pantherfellen ähnlich sahen; mehrere Felle, welche man den goldgrabenden Ameisen abgenommen, seien in das macedonische Lager gebracht worden.

Im Heraklesstempel zu Erythrae in Kleinasien wurde ein Wunder aufbewahrt: ein Paar Hörner einer indischen Ameise (Indicae formicae cornua Erythris in aede Herculis fixa miraculo fuere, Plinius, H. N. XI, 36). W. Robinson besuchte in Himalaya einen dortigen Gelehrten, den Obersten Holwood. Dieser stellte ihm einige Tibetaner vor, welche damals eben in ihren wunderlichen

Digitized by Google

Anflügen über den Bergrücken gekommen waren. Es giebt Tibetaner, welche sich derart in das Fell des Yak einhüllen, daß sie auch die Hörner desselben, die nicht abgenommen werden, auf dem Kopfe tragen.“ Auch im Mahabharata werden unter den Tribut bringenden Völkern die „haarreichen und gehörnten Kanka“ aufgeführt.

Dr. Schiern schließt: „Uns klingt die Erzählung nicht mehr als ein Wunder. Die „goldgrabenden Ameisen“ haben ursprünglich nicht Thiere bezeichnet, — weder wirkliche Ameisen, wie das naive Alterthum annahm, — noch andere größere Thiere, mit denen sie wegen des Grabens oder Aussehens derselben verwechselt sein sollen, sondern vollblütige Menschen, tibetanische Goldgräber, die im fernen Alterthum lebten und sich zeigten, wie sie jetzt noch leben und sich zeigen.“

Die Chinesen in San Francisco.

Ein Culturbild aus dem fernen Westen.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

San Francisco, im Juli 1873.

Die Chinesen bilden, wie allgemein bekannt ist, einen ansehnlichen Bestandtheil der sehr gemischten Bevölkerung von San Francisco. Während aber die hier bei Tausenden lebenden Repräsentanten europäischer Völker — Franzosen, Irländer, Engländer, Spanier, Portugiesen, Wallachen, Italiener, Skandinavier, Deutsche ꝛc. — mehr oder weniger gesellig unter einander und mit den Amerikanern verkehren, und meistens Bürger dieser Republik geworden sind, leben die Chinesen ganz abgesondert und sind den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter treu geblieben.

Nichts interessirt den Fremden, der diese Stadt zum ersten Male betritt, mehr, als der Anblick jener bezopften Asiaten, welche ihm hier auf Schritt und Tritt begegnen, und deren Kleidung entweder ganz chinesisch oder ein Gemisch von afiatischer und europäischer Tracht ist. Aber der Zopf fehlt bei Keinem von ihnen. Meistens hängt er hinten vom Kopfe herab, oder er ist wie ein Kranz um das Haupt gelegt und unterm Hut verborgen. Durch hineingeflochtene Seidenschnüre wird derselbe oft, bis auf die Waden herabhängend, verlängert. Das Haar ist stets dunkelschwarz.

Ein Besuch des Chinesenviertels, mit dem sich dort zeigenden fremdartigen Leben und Treiben, den ausländischen Schildern und Schriftzeichen, den an den Häusern hängenden bunten Papierlaternen, den mit unnennbaren Waaren vollgepfropften Läden, wo allemal ein Chinese mit seiner Rechenmaschine am Fenster sitzt und die Knöpfe darauf hin und her schiebt, den Waschklubs, wo die Hemden durch Männer gebläuet werden, den Schlachterhäusern mit den wie braun lackirt aussehenden im Ganzen gebratenen Schweinen, fingergroßen an Schnüren aufgereihten unappetitlichen Fischen, himmlischen Pasteten und anderen sonderbaren Gerichten, ein Blick in die von Menschen wimmelnden Keller, in die von Schmutz starrenden Nebengassen, wo die scheuäugigen scrchen Dirnen mit den hellroth bepinselten Gesichtern in elelhaften Löchern hausen und jeden vorübergehenden Weißen anrufen, sowie das Beschauen der in den unsauberen Straßen sich drängenden mandeläugigen Mongolen mit ihren hohen kahnförmigen Pantoffeln, paletotartigen Kitteln, enganschließenden baumwollenen Hosen und fliegenden Zöpfen, und der Frauen, mit dem wackelnden Schritt, den geflickten Gewändern, den großen weißen und blauen Ringen an den Handgelenken und Fußknöchcln, den Pumphosen und der zusammengekleisterten Schmetterlingsfrisur, — solch ein Besuch ist genug, um jeden Fremden in Erstaunen zu setzen. Unternimmt ein solcher dann noch eine nächtliche Excursion (natürlich mit polizeilicher Begleitung) in die chinesischen Spielhöllen und grauenhaften Opiumhäuser, in die scheußlichen Lasterhöhlen und die chinesischen Schlafquartiere, wo die Insassen, mit Lumpen bedeckt, dicht zusammengeschachtelt daliegen und ein Schmutz und Dunst herrscht, als betrete man ein Pesthaus, besucht er ein chinesisches Theater mit seinem infernalischen Lärm und dem über alle Beschreibung fremdartigen Bühnen-Ensemble und ein kaum minder seltsames Joss-haus mit seinen bunten fratzenhaften dickleibigen Göhen —, so wird er ein gutes Gesammtbild von dem Chinesenthume San Francisco's bekommen.

Viel ist schon gesagt und geschrieben worden über den Vortheil und Nachtheil, welchen San Francisco und Californien überhaupt seinen chinesischen Bewohnern verdankt. Wir San Franciscaner, welche diese chinesische Wirthschaft so zu sagen im Hause haben, sind im Allgemeinen anderer Ansicht über jene häufige Frage als unsere Freunde im Osten, und wir würden ihnen herzlich gern neun Zehntheile der hier lebenden Mongolen abtreten, wenn wir nur wüßten wie dies anzufangen sei. Aus der Ferne läßt sich ein gesellschaftlicher Zustand dieser Art schwer beurtheilen. Wer aber mit vorurtheilsfreiem Geiste nur einen Spaziergang durch das Chinesenviertel von San Francisco macht, der wird schwerlich länger behaupten wollen, daß eine Bevölkerung, wie er sie dort schaut, ein Segen für ein großes civilisirtes Gemeinwesen sein kann.

Wohl die größte Schwierigkeit, die Chinesenfrage vom volkswirthschaftlichen Standpunkte richtig zu würdigen, liegt in dem ganz verschiedenen Auftreten und der sich schnurstracks widerstreitenden Nützlichkeit dieser Asiaten. Wer dieselben, sauber gekleidet, in den Hotels oder in Familien als Hausarbeiter, Aufwärter, Köche ꝛc. sieht, muß ihrem Fleiße und der Leichtigkeit, womit sie sich in jegliche Lage zu schicken verstehen, Anerkennung zollen. Im Gegensatze zu den unzuverlässigen rohen irländischen Dienstmädchen sind sie in solchen Stellungen eine wahre Errungenschaft. Ich kenne hier mehr als eine Familie, welche für ihren John (der Universalname aller Chinesen) schwärmt. Aber Niemand traue dessen Ehrlichkeit zuviel zu, denn lose herumliegende Werthsachen verschwinden zu lassen, ist bei unseren weizengelben Brüdern ein angeborener Charakterzug. Auch ist bei ihnen von Anhänglichkeit an eine Familie kaum die Rede.

Digitized by Google

Einerlei, wie freundlich sie dort behandelt werden, für die geringste ihnen von einem Fremden gebotene Lohnerhöhung verlassen sie ihren Platz, ohne einmal zu sagen, warum. So lange man aber einen John zufriedenstellt und ihn halten kann, ist er ein folgbarer Schaf. Fast geräuschlos bewegt er sich im Hause und findet bald aus, was von ihm verlangt wird. Selten ist es nöthig ihm mehr als einmal zu sagen wie er etwas thun soll. Er scheuert und putzt, wäscht und kocht, wartet bei Tisch auf und ist Dienstmädchen und Hausknecht zu gleicher Zeit.

Als Eisenbahnarbeiter haben die Chinesen große Verdienste um die Entwickelung dieses Landes gehabt, und ohne ihren Beistand wäre die Pacificbahn vielleicht noch nicht vollendet. Als fleißige Feldarbeiter werden sie von den Farmern geschätzt und von vielen derselben heute noch für unentbehrlich gehalten. Als Gärtner und Gemüsebauer sind sie nicht minder tüchtig. Der edlen Waschkunst sind sie mit Eifer ergeben, und wenn auch ein von Hop Li oder Chung Sang gewaschenes und gebügeltes Hemd selten ein Jahr lang aushält, so war ihre Ankunft als Generalwaschleute in diesem Lande in früheren Jahren, als man ein schmutziges Hemd lieber fortwarf als die Kosten für das Waschen eines solchen zu zahlen, ein wahrer Gottessegen. Von der Vielseitigkeit der Chinesen diene noch als Beispiel, daß manche von ihnen bei den hiesigen Bankgeschäften eine Anstellung als Geldzähler gefunden haben und einen falschen Dollar im Nu unter Tausenden entdecken. Während der ersten Entwickelungsjahre Californiens sind die Chinesen unstreitig von großem Nutzen gewesen. Viele der hiesigen großen Fabriken, insbesondere der von Wollenwaaren, hätten ohne ihre Hülfe nie ins Leben treten können.

Die meisten jener volkswirthschaftlichen Vortheile werden jedoch, ganz abgesehen von den grauenhaften Zuständen im engern Chinesenquartier, heutzutage durch andere Nachtheile überwogen. Durch die über alle Begriffe geringen Bedürfnisse der Chinesen werden die mit ihnen concurrirenden weißen Arbeiter immer mehr in die Enge getrieben, da das Capital, wenn nicht anderweitig beeinflußt, allemal die billigste Arbeitskraft sucht. Namentlich den kleineren Geschäften haben die Asiaten bedeutenden Schaden zugefügt. Sobald sie den Weißen die Handgriffe abgelernt haben, vereinigen sich die Chinesen, machen den Fabrikherren Concurrenz und ruiniren das Geschäft. Obgleich ihre Fabrikate durchweg mittelmäßig sind und mit denen der weißen Arbeiter keinen Vergleich aushalten, haben sie sich doch durch außerordentliche Billigkeit Absatzquellen eröffnet und schaden dem Verkaufe besserer Artikel. Mit einer unverwüstlichen Energie drängen sich die Asiaten in alle Geschäfte ein. Tausende von Nähmaschinen werden von ihnen benutzt. Mit Hülfe derselben verfertigen sie die hier zu Lande massenweise gebrauchten blauen Drellüberhosen und Ueberthemden und hausiren dieselben an die Engrosgeschäfte, zu Preisen die jede Concurrenz ausschließen. Die einträgliche Fabrikation von Cigarren (es befinden sich 6000 bis 8000 chinesische Cigarrenarbeiter in der Stadt) haben sie ganz monopolisirt; das Anfertigen von Morgenschuhen, das Waschgeschäft und andere Branchen sind zum großen Theil in ihren Händen; sie haben die weißen Arbeiter aus den meisten Fabriken ganz verdrängt.

Alles dieses hat in einem Lande der freien Arbeit und unbeschränkten Concurrenz, wie Amerika doch sein soll, gewiß seine Berechtigung, und kämen die Chinesen in einigermaßen erträglicher Anzahl als freie Einwanderer nach Californien, so würde sich der denkende Theil der hiesigen weißen Bevölkerung auch mit ihrer Anwesenheit aussöhnen. Aber dies ist nur in geringem Maße der Fall. Die chinesische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten wird von sechs großen in San Francisco ansässigen chinesischen Compagnien beinahe ganz controlirt. Die Namen dieser Gesellschaften, denen bedeutende Capitalien zur Verfügung stehen, lauten: Sam Yup; Yan Wo; Hop Wo; Yung Wo; Sze Yap und Ning Yeung. Die massenweise hierherkommenden Chinesen, welche den niedrigsten Volksclassen angehören und in den großen Städten ihres Landes in Depots gesammelt werden, ehe man sie über See expedirt, kann man geradezu als Sklaven bezeichnen. Zum Hohn aller eine solche Sklaveneinfuhr verbietenden Gesetze werden jene von ihren reichen Landsleuten als Kulis hierher befördert. In China verpflichten sich diese contractlich, nicht nur das für sie ausgelegte Passagegeld zu einem enormen Procentsatz in Amerika wieder abzuarbeiten, sondern auch den Compagnien für sage sechs Dollars pro Monat, meistens auf fünf Jahre, zu dienen. Agenten der Compagnien begleiten jedes Schiff, um dafür zu sorgen, daß keine Unbersiene unterwegs mit der menschlichen Waare verkehren. Im hiesigen Hafen wird diese sofort in die Chinesenquartiere gebracht, wo sie aller gesetzlichen Controle entrückt bleibt. Können die Kulis keine Arbeit bekommen, so sorgen die Compagnien für deren Unterhalt, wobei sie jene Waare natürlich bezahlt werden. Oft wird ein abgelaufener Contract erneuert, denn Tausende der in solcher Sklaverei lebenden Chinesen sind und bleiben so arm, daß sie nicht einmal genug Geld in die Hände bekommen, um sich Brot damit kaufen zu können. Es ist berechnet worden, daß die Compagnien von jedem Kuli die Summe von 160 Dollars Gold verdienen. Daß von den so erworbenen kolossalen Summen genug abfällt, um unsere biederen Stadtbehörden zu veranlassen, gelegentlich mit dem Gesetze Blindekuh zu spielen, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Die Unkosten, welche aus dem Unterhalte der Kulis erwachsen, sind spottgering. Für sage 15 Cents pro Tag erhält ein Chinese hier Wohnung und Essen. Die Kleidungsstücke, welche meistens aus China importirt werden, kosten so gut wie gar nichts. Ein Anzug, der aus einem baumwollenen Kittel und dito Hosen nebst Hut und Filzschuhen oder groben Stiefeln besteht, hält einem Chinesen mehrere Jahre aus. Einem anständigen weißen Arbeiter kosten die Taschentücher mehr, als einem Kuli seine sämmtlichen Kleider! Reis, welcher gleichfalls aus China eingeführt wird, und Schweinefleisch bilden die Hauptnahrungsmittel eines Chinesen.

Man wird fragen, wie es möglich sei, daß solche Kuli-Contracte in diesem Lande, wo sie doch null und nichtig sind, ausgeführt werden können. Einfach dadurch, daß jene sechs großen chinesischen Compagnien hier einen Staat im Staate bilden. Sie haben ihr eigenes Gerichtsverfahren, ihre eigenen Gesetze, die sogar Todesstrafe verhängen, und thun und lassen mit ihren Sklaven, was sie wollen; und da diese sich nicht beklagen oder auflehnen, und der Richter fehlt, wo kein Kläger ist, so haben jene Zustände hier ihren ungehinderten Fortgang. Es ist fast unmöglich, eine genaue Einsicht in die Leitung chinesischer Angelegenheiten zu bekommen, da der Polizei und den Gerichten die chinesische Sprache und Schrift ganz unbekannt sind, und kein Kuli, aus Furcht, er werde umgebracht, zum Verräther wird.

Von jenen Kulis sind jedoch diejenigen Chinesen streng zu unterscheiden, welche sich im Laufe der Zeit von der Controle der großen Compagnien freigearbeitet und auch ein wenig amerikanisirt haben, obgleich auch diese ihre eigenen Gesetze über die amerikanischen stellen und den Staat im Staate mit aller Macht unterstützen. Diese Classe von Chinesen ist nach ihrer Art ganz gut gekleidet; sie tragen

Digitized by Google

Stiefel und Hüte und meistens paletotartige Blousen von Tuch, oder gar Röcke und Hosen nach europäischem Schnitt, rollen den Zopf unterm Hut auf, rauchen Cigarren, spielen leidenschaftlich Hazard und sind gleichsam die Gentlemen unter der Mongolengesellschaft. Sie beschäftigen sich als Waschleute, Hausarbeiter, Köche ꝛc., oder betreiben Geschäfte, z. B. Cigarrenhandel, auf eigene Hand. Aber keiner derselben betrachtet dies Land als seine zweite Heimath. Ihr ganzes Bestreben geht dahin, sich ein kleines Vermögen zu erwerben, um als Rentiers nach China zurückkehren zu können. Für den Nutzen des Landes, das ihnen ein Asyl gegeben, giebt kein Chinese freiwillig einen Cent aus, und selbst die geringsten Abgaben können ihnen nur abgezwungen werden. Gegen anderthalb Millionen Dollars Gold werden von ihnen an Ersparnissen jährlich nach China gesandt, wogegen die sämmtlichen Abgaben, welche die Chinesen dem Staate Californien leisten, noch nicht die Hälfte der Summe betragen, welche die Besoldung der zur Beaufsichtigung des Chinesenquartierś in San Francisco angestellten Polizei kostet. Von den Weißen kaufen sie nur solche Gegenstände, welche sie bei ihren eigenen Handelsleuten nicht bekommen können und unumgänglich haben müssen. Reiche Chinesen halten hier große Lager mit asiatischen und amerikanischen Waaren aller Art, worauf sie ihre Landsleute mit allem Möglichen versorgen. Daß selbst die Gebeine der verstorbenen Chinesen nach dem Reiche der Mitte zurückgesandt werden müssen, dürfte allgemein bekannt sein.

In den von den Compagnien mit den Kulis in China eingegangenen Contracten wird stets erwähnt, daß letztere todt oder lebendig nach China zurückgebracht werden müssen. Ein Chinese kann nämlich nach seinem Glauben nicht in den Himmel kommen, wenn seine Knochen im Barbarenlande ruhen, eben so wenig wie er ohne Zopf dort zugelassen wird. Von einem Familienleben ist unter den Chinesen in diesem Lande nicht die Rede, da, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, nur verworfene Frauenzimmer hierher kommen, die als Waare an den Meistbietenden verschachert werden. Moralität, Rechtlichkeit, Treue und Glauben sind diesen Chinesen fast unbekannte Begriffe. Bestechung gilt ihnen als Geschäft, und ihr Meineid vor Gericht ist sprichwörtlich geworden. Kindesmord hat in China eine entsetzliche Ausbreitung, und es giebt wohl kein Land der Welt, wo die Immoralität infamer auftritt als im Reiche der Mitte. So feige und unterwürfig die Chinesen gegen eine stärkere Gewalt sind, so grausam zeigen sie sich, wenn sie dominiren können. Sobald die Chinesen die Uebermacht in Händen haben, bricht ihre barbarische Natur durch jegliche Schranken.

Es braucht nach obigen Auseinandersetzungen wohl kaum nochmals betont zu werden, daß der hiesigen weißen Bevölkerung die Gegenwart der Chinesen im höchsten Grade unliebsam ist. Das Vorkommen von Leprosy (Aussatz) unter ihnen hat auch sein gut Theil zur Aufregung beigetragen. Obgleich sich die Aerzte darüber streiten, ob jene Krankheit ansteckend sei oder nicht, hat doch die ganze Bevölkerung mit Entsetzen die Berichte von den bei lebendigem Leibe verfaulenden Aussätzigen gelesen. Daß es übrigens in dieser Stadt, wo sich an dreißig chinesische „Lepers“, die grauenhaftesten Jammergestalten, befinden sollen, noch kein Hospital für dieselben giebt, ist ein öffentlicher Skandal! Daß dergleichen Krankheiten in dem Chinesenquartier eine reiche Brutstätte finden, ist nicht zu verwundern. Der dort herrschende kaum glaubliche Zustand des Schmutzes und der moralischen Verkommenheit wurde schon längst als eine Pestbeule dieses Gemeinwesens erkannt. So lange jedoch die Chineseneinwanderung innerhalb der Grenzen des Erträglichen blieb, ließ man die Dinge gehen wie sie wollten und hoffte, daß dieses riesig schnell emporblühende Land auch die Arbeitskraft der Chinesen verwerthen könne, ohne durch die Zugabe asiatischer Laster sonderlich Schaden zu nehmen. Durch die reißend schnell anwachsende Einwanderung aus Asien ist aber hier die Chinesenfrage neuerdings wieder mächtig in den Vordergrund gedrängt worden, und daß etwas geschehen muß, um dieser mongolischen Sündfluth einen Damm entgegenzustellen, ist der ganzen weißen Bevölkerung San Franciscos klar geworden.

Aus allen Erdtheilen.

Wie es in den südafrikanischen Diamantenfeldern aussieht.

Vor längerer Zeit meldeten wir, daß die Diamantenregion des Griquahäuptlings Waterboer (Wasserbauer) zu einer unabhängigen Colonie erklärt worden sei und den Namen Westgriqualand erhalten habe. Ueber die Zustände desselben finden wir in der „Allgemeinen Zeitung“ den Brief eines Deutschen (datirt Kimberley vom 17. Juli), welchem wir das Nachstehende entlehnen. Kimberley ist die amtliche Bezeichnung, welche bis vor Kurzem de Beers New Rush hieß.

Die Hauptbevölkerung der gesammten Diamantenfelder ist seit den letzten 18 Monaten in einem der „Dry diggings“, bekannt unter dem Namen „de Beers New Rush“, auf der Farm „Vooruitzit“. Die Kopje liegt auf einer großen Ebene, und im weiten Kreise um dieselbe herum hat sich die Bevölkerung angesiedelt. Wenn man den Hügel ersteigt, der durch Anhäufung des sortirten Stoffes entstand, und der sicherlich 40 Fuß hoch sich um die Kopje zieht (bekannt unter dem Namen „Mount Ararat“), so hat man eine Aussicht über die end- und baumlose Ebene, die bedeckt ist mit Zelten, Hütten, eisernen und hölzernen Häusern, und dem Anblommling gewiß wunderbar erscheinen muß. Noch mehr aber die Kopje selbst, in welche die Claims 80 bis 150 Fuß tief gearbeitet sind. Rings um die Kopje, hoch auf dem sortirten Stoff, stehen schwere Bastengerüste, von denen Flaschenzüge nach den Claims herunterlaufen, und an denen das Material in ledernen oder eisernen Kübeln heraufgewunden wird. Die Seile sind alle von starken Eisendrähten geflochten, laufen über große hölzerne Räder, die von Morgen bis Nacht durch die schwarzen Arbeiter gedreht werden.

An der Westseite der Kopje führt ein doppelter Miniaturschienenstrang bis ungefähr ⅓ in die Kopje, und eine Dampfmaschine zieht an sechzehn eisernen Strängen zwei mit der reichthumversprechenden Erde gefüllte Wagen auf dem einen Geleise heraus, während sie in derselben Zeit auf dem zweiten Geleise die geleerten Wagen in diese hinunter läßt. Die eigentliche Stadt liegt an der Ostseite der Kopje: auf der Westseite hat sich namentlich das holländische Element angesiedelt, während unsere Aristokratie eine Meile von hier bei „Old de Beers“ ein Belgravia gegründet hat.

Einen deutlichen Begriff von der Bevölkerung in de Beers New Rush werden folgende Notizen geben. 800 Erlaubniß-

Digitized by Google

scheine für Diamantenkäufer sind ausgegeben worden, was eine jährliche Einnahme von 8000 Pf. St. repräsentiert. Dann giebt es 220 Gast- und Wirthshäuser mit einer Taxe von 60 Pf. St. jährlich; ferner 16 Billardzimmer, 29 Handlungen mit der Erlaubniß, Schießpulver zu verkaufen, 6 Apotheken, 174 Detail- und 58 Handlungen en gros, 30 Metzgereien, 15 Bäckereien, 19 Auctionatoren und 168 Droschken und andere Lohnfuhrwerke, und alle diese verschiedenen Geschäfte bezahlen eine ähnliche hohe Taxe. Eine großartige Entwickelung innerhalb weniger als zwei Jahren! Die Kopje, oder jetzt richtiger gesagt die Mine, bedeckt eine Fläche von 9 englischen Acren, den letztern zu 4810 Quadratyards gerechnet. Die ganze Fläche ist in 1900 verschiedene Claims getheilt, zu denen 1000 Eigenthümer registrirt sind. Man erstieg hieraus, in wie viele kleine Theile manche von den Claims zerstückelt sind, da per Acker bloß 48 Claims gerechnet werden. In den einzelnen Claims arbeiten 5 bis 40 Mann.

Die Eingeborenen kommen weit von dem Innern des Landes zu uns herunter. Sie verdingen sich für 3 bis 6 Monate für 10 bis 14 Schillinge per Woche und nebenbei die Kost. Sie ersparen sich dann gewöhnlich so viel, um das ersehnte „Rohr“ (Gewehr) nebst Munition zu kaufen, um sich damit der Gefechten als „Mann“ bedienen und heirathen zu können.

Es ist natürlich, daß die Begriffe unserer schwarzen Brüder über „Mein“ und „Dein“ nicht hinreichend entwickelt sind, und man fand bald, daß von den heimkehrenden Kaffern Tausende von Diamanten nach dem Innern des Landes zu den verschiedenen Häuptlingen verschleppt wurden, und weiter, daß von niederen Kneipwirthen, deren Hauptgäste aus den schwarzen Arbeitern bestanden, Steine im Austausch gegen den beliebten Branntwein als Bezahlung genommen werden. Die Eigenthümer der Claims und Meister der schwarzen Diebe hatten meistens ihr ganzes Hab und Gut aufgewendet, um Claims zu kaufen und die Arbeitskosten zu bestreiten, und statt die Arbeit belohnt zu sehen, wußten sie sich von ihren Dienern betrogen und bestohlen, und hatten keine Sicherheit gegen die schlauen Diebe, die ihre gestohlenen Schätze verschluckten, vergruben oder an sich selbst in unkenntbaren Plätzen versteckten; die Regierung verfaumte energische Maßregeln gegen diesen Unfug zur rechten Zeit zu ergreifen. Dann tauchte die Nachricht auf, daß ein Theil der hiesigen Staatseinkünfte für die Capcolonie verwendet worden sei; dazu kamen die bekannten großen Postdiebstähle — alles dies verbitterte die Stimmung gegen die Regierung.

Am 8. Mai 1872 Abends wurde aus dem leinenen Postsacke de Beers, das leichtsinnigerweise von dem gelammten Postpersonale verlassen worden war, absichtlich schwere Packete mit Diamanten zur Absendung bereit lagen, ein Postsack von ungefähr 25,000 bis 30,000 Pfund Werth an Diamanten gestohlen, und bald darauf wieder ein eben so werthvoller Sack von der Poststarre zwischen Du Toitspan und dem Kietriver geraubt. Die Regierung hatte den Nath unbeachtet gelassen, der Post eine Escarte mitzugeben.

Die Unzufriedenheit griff immer mehr um sich, Gerüchte über das Lynchen von Richtern, gehängten oder zu Tode gepeitschten Kaffern wurden häufiger gehört, und endlich am 19. Juli brach der Spectakel los. Am Abend zogen Hunderte von Aufrührern durch das Lager, verbrannten Häuser und Zelte von Schenkwirthen und Leuten, die im Verdacht standen, Diamanten von Schwarzen gekauft zu haben, Gefangene wurden mit Gewalt befreit und unliebsamen Beamten ward eine Katzenmusik gebracht. Andern Tages folgte ein stürmisches Meeting zwischen den Commissionern und den Diggers.

Sir Henry Baekley, der Gouverneur der Capcolonie, eilte nach den Diamantfeldern, und es gelang ihm, die Gemüther theilweise zu beruhigen. Untauglliche Beamte wurden verabschiedet, ein neues eisernes, den Bedürfnissen anpassendes Postshaus ward gebaut, eine von der Capcolonie unabhängige Regierung und eine den hiesigen Verhältnissen gemäße Constitution versprochen und Ende Octobers 1872, wie oben erwähnt, „Vaterboro's Country“ unter dem Namen „Griqualand West“ als unabhängige englische Colonie erklärt. Der frühere Colonialsecretär der Capstadt wurde zum stellvertretenden Gouverneur ernannt und F. B. Currey ihm als Staatssecretär beigegeben. Diese Herren sind tüchtige Staatsmänner, sehr populär, und seit ihrer Ankunft, die zu Anfang dieses Jahres erfolgte, sind Ruhe und Ordnung zurückgekehrt. Verbrechen kommen fast gar nicht vor und die meisten Fälle vor den Gerichtshöfen sind kleine Diebstähle oder Klagen über Meinungsverschiedenheit bei der Bearbeitung der Claims mit Rücksicht auf die hierfür gegebenen Gesetze.

Aus Spanien.

In Spanien hat man eine sehr große Anzahl „Mütter Gottes“, die allesammt außerordentlich viel Wunder thun. Das geschieht auch von Seiten der unzähligen „Heiligen“, von denen jeder sein besonderes Departement verwaltet. Die Communisten sind arge Feinde dieser Heiligen, deren hölzerne Bilder von ihnen aus den Kirchen auf die Straße geworfen und jüngst sogar als Brennholz zum Kochen von Chocolate verwandt worden sind. Wenn Torquemada, Pater Arbues und ihre Spießgesellen von der heiligen Inquisition solche Sacrilegien hätten erleben müssen! Der absolute Unglaube steht in Spanien dem faustdicken Aberglauben gegenüber, welchen die Geistlichkeit so eifrig gepflegt hat, und er ist eine sehr begreifliche Folge des Fetischwesens. Ueber „die ungläubige Rotte Korah“ hat kein einziger Heiliger irgend welche Macht und selbst die Madonna vom Pfeiler in Saragossa hat die Gebete um Abwendung von Blutvergießen und Revolution nicht erhört.

Baron Davillier, ein französischer Katholik, hat eine Anzahl der volksthümlichsten Heiligen besprochen und den Anfang mit dem heiligen Anton gemacht. Dieser hilft gegen mancherlei Gebrechen und ist vor allen Dingen Schutzpatron des lieben Viehes. An seinem Namenstage, der sehr gefeiert wird, putzt man Pferde, Maulthiere und Esel mit bunten Bändern und führt sie nach der Kirche San Antonia Abad in Madrid. Dort werden Panecillos, kleine Gerstenköste, verkauft, die von einem Priester gesegnet worden sind; auf der einen Seite des Backen Bildchens ist ein Portrait des Heiligen in den Teig eingedrückt und auf der andern ein Kreuz. Ein Priester segnet auch die Gerste, welche herbeigebracht wird, und ein Thier, das davon frißt, ist gegen alle Krankheit geschert. In der Straße Horlaleza rufen Haufirer „echte Bildchen des Heiligen“ aus, mit Citronen und Zimmt.

Sanct Anton ist aber insbesondere Schutzpatron der Cerdos, jener höchst nützlichen Thiere, welche den Menschen Bratwürste und Schinken liefern; er beschützt auch die Wohlthätigkeitsanstalten, welche in ihrer Lotterie zwei Schweine auszuspielen. Das Loos kostet nur 4 Cuartos (13 Centimes) und für diese Kleinigkeit gewinnt nach zwei Monaten der, welchen Sanct Anton begünstigt, ein Prachtschwein, das fünf bis sechs Centner schwer ist. Sehr nützlich ist er auch für Mädchen, die gern heirathen wollen. Sie nehmen ein Bild des Heiligen, werfen dasselbe in einen Brunnen und sprechen dabei: „Da kannst Du nun liegen bleiben, bis ich meinen Bräutigam habe!“ Davillier bemerkt dazu: „Man glaube nicht, daß ich hier etwas erfinde, der Brauch besteht. In einem Couplet wird einem Mädchen, das gar zu gern einen Geliebten haben möchte, gesagt:

? Fuiste tu la que metiste
A San Antonio en un pozo,
Y lo hartaste de agua
Por que saliera un novio?

Hast Du nicht den heiligen Anton in einen Brunnen geworfen und ihn mit Wasser geneckt, damit er Dir einen Bräutigam verschaffe?

Der Heilige hat aber auch die Obliegenheit, einen Bräutigam, der sich verloren hat, wieder herbeizuschaffen.

Mi amante se perdió anoche
Buscád melo, santo mio!

Digitized by Google

Am Johannisfeste wird in manchen Dörfern nicht der Heilige ins Wasser geworfen, um einen Liebsten zu vermitteln, sondern das Mädchen muß, wenn Mitternacht schlägt, den Kopf in eine Quelle tauchen; dann findet sich im Laufe des Jahres ein Schatz ein.

Das Volk hat eine Menge von Reimsprüchen, in denen es sich auf Kosten der Heiligen sehr derbe Scherze erlaubt, die oft nicht einmal witzig sind. Auch Sanct Peter muß herhalten, z. B.:

San Pedro, como estaba calvo
Le picaban los mosquitos,
Y ça madre le compró
Un sombrero de tres picos.

Der heilige Petrus war kahlköpfig; ihn stachen die Mücken, da kaufte seine Mutter ihm einen dreieckigen Hut.

Man denkt sich bei dergleichen gar nichts Arges und manche salcher Caplas rühren von Geistlichen her. Ein Canonicus, Benegaß y Lucan, hat sogar das Leben des heiligen Benedict von Palermo in „komischen Sequidillas“ beschrieben. Der heilige Benedict sah einst die elftausend Jungfrauen, aber die Mönche sahen nichts. „Darüber bin ich nicht erstaunt, denn 11,000 Jungfrauen, wer hat dergleichen schon gesehen? Wer aber so glücklich gewesen ist, so viele beisammen zu sehen, der muß ein Heiliger gewesen sein.“

No las vieron los padres,
Y no admiro,
Porque once mil donzellas
? Quien las ha visto!
? Quien ha logrado
El ver tantas y juntas,
No siendo un santo?

* * *

— Im anthropalogischen Verein zu Göttingen hat Dr. v. Ihering den Werth der Schädelunterſuchungen für die Eintheilung der Menſchenraten erörtert. Dem Streite über die Competenz und die Grenzen der anthropologischen und ethnalogisch-linguistischen Wiſſenſchaft habe in neuerer Zeit Dr. Fr. Müller in Wien durch ſeine Racneintheilung ein Ende zu machen geſucht. Ihering erklärt, wie wir glauben mit vollem Rechte, dieſelbe auch in der durch Häckels in Jena wahrſcheinten Form für eine nicht annehmbare Racneintheilung halten zu können, weil ſie nicht auf phyſiſche Unterſchiede, ſondern auf die Sprache gegründet ſei. Die Gruppen, welche Häckel nach der Form des Haares (!) aufgeſtellt habe, dienten keineswegs zur feſtern Begründung des Müller'ſchen Syſtems, ſondern zur Claſſification der ſchon von Müller aufgeſtellten Racen. Das Müller'ſche Syſtem könne nur als ethnologiſches, nicht als anthropologiſches dienen. Eine wirkliche naturliche Eintheilung der Racen feſte noch und dürfte auch in der nächſten Zeit kaum zu erwarten ſein. Keinenfalls dürfe man eine ſolche auf ein einzelnes Merkmal gründen, und deshalb habe auch die Craniologie nach dieſer Richtung hin nichts Dauerndes zu ſchaffen vermocht. — Herr v. Ihering ſprach dann über das Syſtem von Retzius und die neueren Verſuche und erklärte eine Reform der Schädelmeſſung für dringend geboten. Die Summe deſſen, was durch Craniologie geleiſtet werden könne, ſei von den meiſten Anthropologen überſchätzt worden. Die Stellung, welche der Craniologie zukomme, ſei die einer Hilfswiſſenſchaft, deren Werth freilich demjenigen der Haaruntersuchung vollſtändig gleichſtehe. — Wir unſererſeits ſind mit dieſer Auffaſſung vollkommen einverſtanden.

— Die Regierung Japans geht, wie wir mehrfach geſagt haben, in ihrem Reformeifer zu raſch und giebt ſich einer Neuerungsſucht hin, die beim Volke Anſtoß erregt. Es iſt z. B. geradezu kindiſch, daß ſie ſich in die häuslichen Angelegenheiten der Familien einmiſcht und verbietet, daß man, nach althergebrachter Landesſitte, Matten in den Zimmern habe. Sie hat befohlen, daß jeder Japaner das Kopfhaar in europäiſcher Weiſe tragen ſolle; wer es nicht thut, wird in Strafe genommen. Die Decrete zu Gunſten der Chriſten erregen Mißvergnügen; das Volk erinnert ſich noch ſehr wohl, daß einſt durch die Chriſten der blutige Bürgerkrieg ins Land gebracht wurde. Sodann ſind durch die neuen Militärreinrichtungen viele Zwiſchenſtufe (Samurais, Leute von niederem Adel), die früher durch ihre Geburt dem Soldatenſtande angehörten, bei Seite geſchoben worden. Nun war in der Provinz Tſchikſen die Ernte ſchlecht ausgefallen und dort iſt eine Rebellion ausgebrochen. Verſtändigen Neuerungen iſt das japaniſche Volk keineswegs abhold, aber das bureaukratiſche Eingreifen verdrießt die Leute mit vollem Rechte. Uebrigens kann man ſich keinen ſchärfern Gegenſatz denken als den zwiſchen Japanern und Chineſen. Dieſe letzteren ſind ſo reactionär wie möglich. Einerſeits haben ſie ihre Feſtungswerke mit Krupp'ſchen Kanonen bewehrt und verfertigen in ihrem Arſenale ganz vortreffliche Hinterlader, andererſeits wird bei den militäriſchen Uebungen Bogen und Pfeil gebraucht und der Soldat muß darthun, daß er eine Keule ſchwingen kann. Geradezu komiſch ſind die Exercitien im Waſſer. Der Soldat muß in vollſtändiger Ausrüſtung und mit Waffen ins Waſſer und in demſelben auf bewaffnete Boote einen Angriff machen. Es gehört zur Sache, daß er im Waſſer entſetzlich ſchreit, um dem Gegner Furcht einzujagen. Dieſer aber ſitzt im trockenen Schiffe und könnte ihn ganz gemächlich niederſchießen. Solch Waſſerexercieren war etwas in Abgang gekommen, findet jedoch neuerdings wieder ſtatt. — In der Provinz Hupe fand jetzt von Seiten des Gouverneurs wieder ſtrenge Ermahnungen an herzloſe Eltern ergangen, welche Kindsmord an Töchtern verüben. Sie ſollen das in Zukunft bleiben laſſen und die Mädchen nicht erſäufen, ſondern ins Findelhaus bringen, wenn ſie keine Tochter aufziehen wollen. Dort werde man für ſie ſorgen, und wenn ſie erwachſen ſeien an den Mann bringen.

— Im Hafen von London ſind 1872 eingelaufen 11,518 Schiffe, wovon 4464 Dampfer und 7054 Segelſchiffe.

— In der auſtraliſchen Colonie Victoria hat die Weizenernte in dem mit Ende März abgelaufenen Jahre ergeben 5,391,104 Buſchel, ein Mehr von 880,300 Buſchel gegen das Vorjahr. — Aus Melbourne wird gemeldet, daß der Baron Müller, „dieſer ausgezeichnete, aber impraktikable Botaniker der Regierung“, ſeiner Stellung als Director des botaniſchen Gartens enthoben worden ſei, weil er denſelben ſchlecht unterhalten habe. Man hat ihn an die Univerſität verſetzt.

— Die Inſel Island hat vom 9. bis 13. Januar ſehr heftige vulcaniſche Ausbrüche gehabt. Auf der Nordſeite des Vatna Jökul, nur etwa ſechs deutſche Meilen vom Hauptorte Reikjiawik, bildete ſich ein neuer Krater und es fanden zwei Eruptionen ſtatt. Auf der Inſel zählt man etwa dreißig Vulcane, von denen neun im laufenden Jahrhundert Ausbrüche gehabt haben.

— Im Monat Juli ſind nicht weniger als 1000 von den Mormonen bekehrte Europäer, zumeiſt Skandinavier, in der Stadt am Großen Salzſee angekommen; die Secte nimmt überhaupt an Verbreitung beträchtlich zu. Den Plan, in Arizona Mormonencolonien zu gründen, hat Brigham Young aufgegeben.

Inhalt: Auf Tahiti in der Südſee. (Mit ſechs Abbildungen.) — Zug mit einer Sklavenkarawane in Baghirmi. Von Dr. Nachtigal. II. (Schluß.) — Die Sage von den galgbrabenden Ameiſen in Indien. — Die Chineſen in San Francisco. Von Theodor Kirchhoff. I. — Aus allen Erdtheilen: Alle es in den ſüdafrikaniſchen Diamantenfeldern ausſieht. — Aus Spanien. — Verſchiedenes. — (Schluß der Redaction 10. September.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunſchweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Aus dem russischen Reiche.

Einförmigkeit der Waldgegenden. — Die flüchtigen Landstreicher als Feinde der Gesellschaft. — Der großrussische Bauer und seine Dörfer. — Gegensätze in Kleinrußland. — Kiew als Hauptstadt der Ukraina. — Das Höhlenkloster und seine Heiligen. — Fahrt auf der Kama bis Perm. — Deportirte Verbrecher. — Sibirien und die Verbannten.

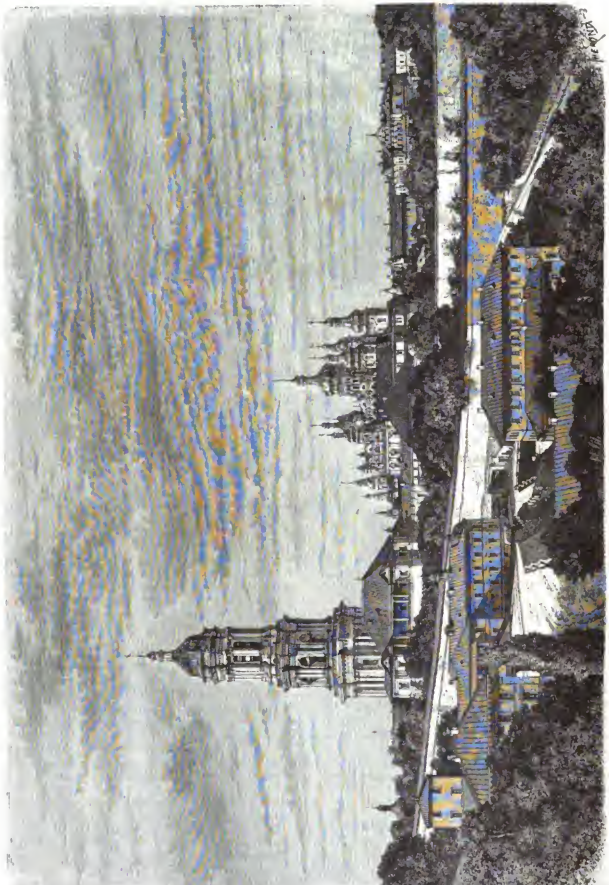
Ein großer Theil des mittlern und nördlichen Rußlands ist noch heute mit dichtem Walde bestanden, und die gelichteten Stellen nehmen einen verhältnißmäßig geringen Raum ein. Auf weiten Strecken, in Entfernungen von zwanzig und mehr Meilen, trifft der Reisende auch nicht ein Städtchen, aber er sieht manche Dörfer. Der überaus primitive Fahrweg läuft eigensinnig bald links, bald rechts, oder in Krümmungen hier an einem Flusse hin, dort durch einen unabsehbaren Wald, über Stock und Block, durch Morast und Torf, über Anhöhen und Vertiefungen. Der russische Postillon schont seine vier Pferde nicht, sie fliegen mit der Tarantasse dahin daß es nur so saust. Man bemerkt keine Gräben, Hecken oder Einfriedigungen irgend welcher Art, keine Spur, daß Grund und Boden bestimmten Eigenthümern gehören.

Mitten im Walde gewahrt man wohl ein Feuer; um dasselbe herum stehen und liegen etwa ein Dutzend Männer, die keineswegs Vertrauen erweckend aussehen. Was haben sie dort zu schaffen, weshalb sind sie in dieser weit von allen Wohnorten entlegenen Einöde?

Sie sind Vagabunden, flüchtige Landstreicher, die jede Arbeit scheuen, von Niemand irgendwie abhängig sein wollen, sich unstät umhertreiben und höchstens ein paar Wochen an einem und demselben Platze sich aufhalten. Diese Halbwilden bilden eine gefährliche Menschenclasse, welche der Regierung und den Behörden viel zu schaffen macht. Die Landstreicher sind über einen sehr großen Theil des Reichs verbreitet; in den Gouvernements Jaroslaw, Archangel, Wologda, Nowgorod, Kostroma und Perm bis an und in den Ural hinein ziehen sie in Banden umher, sprechen aller Zucht und Ordnung Hohn und haben sich bis heute nicht beseitigen lassen.

Im großrussischen Bauer liegt eine Sucht zum Umherwandern, am liebsten in den Wäldern; uns will bedünken, daß er diesen Trieb seiner sehr starken Beimischung von Blut verdankt, welches durch die Waldnomaden finnischer Stämme in seine Adern gekommen ist. Der Landstreicher von Handwerk verläßt Haus, Herd und Familie, kümmert sich nicht um die Rechte Anderer und fühlt sich nur im dichten Walde recht wohl. Dort macht er, wenn er nur wenige Tage zur Sommerzeit an einer Stelle zu bleiben gedenkt, ein Loch in die Erde, und in diesem schläft er. Will aber eine Bande längere Zeit irgendwo verweilen, dann zimmert sie aus rohen Baumstämmen eine Hütte zusammen, welche ihr zeitweiliges Hauptquartier bildet; von diesem aus unternimmt sie dann ihre Streifzüge und brandschatzt die Bauern. Diese Vagabunden stehen der Regierung, der Gesellschaft und auch der Kirche feindlich gegenüber. Manche sind nicht geradezu schädlich oder böswillig; diese verbringen den Tag mit Nichtsthun und Schlafen, beten in der Nacht

Digitized by Google



Das Kloſter des heiligen Antonius in Kiew.

Digitized by Google

sehr viel, und solchen Betrübten geben die Bauern gern etwas zu essen.

Aber auch solche friedliche Vagabunden sind ein großes Uebel für die Gesellschaft; sie sind unnütze Faullenzer und zu gar nichts gut, eine Landplage. Diese Vetrogabunden erklären daß sie nicht arbeiten wollen um Dinge zu erwerben, die ja doch vergänglich sein. Sie richten ihr Sinnen und Trachten auf das sogenannte „Jenseits", über welches sie doch ebenso wenig etwas wissen, als andere Menschenkinder, die sich auf dieses Unbekannte vertrösten lassen, gewissermaßen als Entschädigung für das „irdische Jammerthal". Also wird diese „Welt" verachtet mit Allem was darin ist, „jene" Welt ist die Hauptsache. So erklärt sich, daß der christliche, fromme Landstreicher die Berechtigung der Behörden und vor allen Dingen auch jene des Kaisers selber in Abrede stellt und sie gar nicht anerkennt. Er verwirft und verachtet die Landesgesetze, denn sie sind ja ihm, gleich der Gewalt des Kaisers, lediglich Werke, welche „der Teufel" geschaffen hat und welche deshalb der fromme Christ hassen müsse. Tschert, dieser „Fürst der Finsterniß", hat den Zar eingesetzt, und die Großen an seinem Hofe sind lediglich „Zeugen der Lüge und verfluchte Engel". Dagegen sind sie, die betenden Landstreicher, die Vorläufer einer herrlichen und seligen Zukunft, und deshalb entziehen sie sich der schlechten Welt!

Derartiger Wahnwitz, der sich für christlich-religiös hält und ausgiebt, hat bei ungezählten Tausenden Anklang gefunden, und diese Landstreicherhorden mit ihrem rebellischen, aller Gesellschaft feindlichen Fanatismus können unter Umständen sehr gefährlich werden. Von Verbesserungen irgend welcher Art wollen sie gar nichts wissen; der Staat und dessen Einrichtungen sind ihnen nicht bloß gleichgültig, sondern sie stehen denselben durchaus feindselig gegenüber. In St. Petersburg verhehlt man sich die Tragweite dieser bedenklichen Umstände nicht, und eine eigene Commission hat eine Menge von Thatsachen gesammelt, deren Veröffentlichung helle Streiflichter auf so eigenthümliche Verhältnisse werfen könnte.

Die nordrussischen Dörfer sehen einander durchaus ähnlich, wie denn überhaupt Großrußland recht eigentlich eine Region der Eintönigkeit und Einförmigkeit ist. Es bleibt sich gleich, ob solch ein Dorf groß oder klein sei, ob die Häuser aus Holz oder Lehm aufgeführt sind, ob es im Wald oder auf freier Fläche liegt; es ist und bleibt immer dasselbe. Der Typus des großrussischen Bauernhauses tritt am besten im Gouvernement Moskau auf, jener des kleinrussischen um Kiew herum. In den großrussischen Dörfern sieht man zwei Reihen von Häusern einer breiten, schmutzigen Straße entlang. Alle Wohnungen stehen vereinzelt; die Zahl derselben ist sehr verschieden, von 10 bis gegen 100 oder auch mehr. Sie sind aus Fichtenstämmen zusammengesetzt, und eines sieht aus wie alle anderen; nur die Größe ist verschieden. Das Haus des Dorfältesten ist am geräumigsten oder besser gesagt nicht so beschränkt wie die übrigen; die zweitgrößte Wohnung hat der Schänkwirth inne. Der Fußboden wird nicht gedielt, farbiger Anstrich kommt nicht vor, und so wird das Gebälk bald schwarz vom Rauch im Innern und grau auf der Außenseite. Der Raum zwischen den einzelnen Häusern bleibt ohne Einfriedigung, Hecke oder Zaun; es ist ein offener Platz, eine morastige Cloake, in welcher die Schweine sich wälzen. Dann und wann hat eind auch wohl einen Söller und einen zweiten Stock; das sind aber Ausnahmen. Die Dorfcapelle oder wenn's hoch kommt Kirche, ist auch von Holz, hat aber gedielten Fußboden und einigen Schmuck; die Wände sind geweißt, das Dach ist grau angestrichen und das Kreuz auf der Kuppel wohl auch vergoldet.

Die Felder bei solchen Wohnungen gewähren gleichfalls keinen heitern Anblick; sie liegen platt und kahl da, sind nicht eingezäunt und haben keine Gruppen von Fruchtbäumen; es fehlt der Garten mit Blumen. In dieser tristen Einförmigkeit bilden die Dörfer der kleinrussischen Gouvernements einen keineswegs unangenehmen Gegensatz. Hier fällt das Auge nicht auf graue oder geschwärzte Fichtenbalken, sondern auf lebhaftes Colorit von Weiß und Grün und statt der Blockhäuser findet man Hütten, die von hohen Bäumen überschattet werden. Solche Wohnungen sind aus gestampfter Erde und Rohr aufgeführt; sie haben ein Strohdach und die Wände werden geweißt. Das Dorf ist mit einem Zaun aus Rohr und Dornicht umschlossen, durch welchen nur zwei Eingänge führen. Das Haus ist allemal klein, hat aber einen Hof, und es gehört ein eigener Garten dazu. Straßen sind nicht vorhanden, die Wohngebäude stehen unregelmäßig neben einander. Ein neuer Ankömmling mag sich sein Haus bauen, wo es ihm beliebt, vorausgesetzt daß dasselbe innerhalb der Umzäunung steht. Derartige Dörfer, die ohne allen Plan sind, und wo jedes Gebäude Garten und Feld neben sich hat, nimmt begreiflicherweise einen beträchtlichen Flächenraum ein; manchmal ist er so groß wie der einer Stadt.

Dörfer dieses kleinrussischen Typus trifft man auf der ganzen Strecke von Kiew am Dnjepr bis nach Kalatsch am Don; zwischen ihnen und den großrussischen ist man kaum sagen eine Racenverschiedenheit. Der großrussische Bauer ist sanft und fast schlaftrig; er thut sich gern mit Anderen zusammen und mehrere Familien leben unter einem Dache. Im kleinrussischen Bauer dagegen steckt ein Hang zum Abenteuerlichen; er ist energisch, handelt rasch, er will in seinem Haus allein sein und alle seine Angelegenheiten selber besorgen. Der Großrusse führt seine junge Frau in des Vaters Wohnung, der Kleinrusse heirathet erst, wenn er für sich und sein Weib eine eigene Behausung hat.

Wer in jenen russischen Wäldern reist, trifft auf manche Scenen, aus denen er abnehmen kann, daß er sich weit, weit von der Civilisation des Westens befindet. Da begegnen ihm Bewaffnete, welche neben einem Karren reiten; auf diesem liegt ein mit Ketten belasteter Gefangener. Hier lugt ein Wolf aus dem Dickicht heraus oder trottet über den Weg; da kommen Pilger, welche nach dem solowetzkischen Kloster im Weißen Meere wallen. In der Nähe der Dörfer treiben sich Schaaren von Kindern umher, auf deren Haut wohl nie Seife zur Anwendung gekommen ist. Auf der Straße liegt ein Wagen, der die Achse gebrochen hat. Aber eine Fahrt durch den Wald hat auch viel Angenehmes; die Luft ist balsamisch und dann und wann eröffnen sich so reizende Ausblicke, daß die Landschaft recht anmuthig erscheint. Zuweilen taucht ein Kloster auf; ein klarer Bach schlängelt sich durch dichtes Grün. Der Fremde aus dem Abendlande vergißt es wohl nie, wenn er Zeuge eines Waldbrandes gewesen ist.

Wir erwähnten weiter oben der Stadt Kiew. Man hat das Gouvernement, welches nach ihr benannt wird, mit Recht als ein Land des Ueberganges oder der Grenze zwischen Groß- und Kleinrussen bezeichnet, zwischen dem polnischen und russischen Adel, dem Brantwein und dem Bier, dem Handelsgebiete der Ostsee und des Schwarzen Meeres. Dort sind, wie überhaupt in Kleinrußland (das außer Kiew auch die Gouvernements Tschernigow, Poltawa und Charkoff umfaßt), die Bodenverhältnisse keineswegs so einförmig wie in Großrußland; man findet sanfte Hügelgelände und Gründe, einen Wechsel von Ackerland, Weiden und zu

Digitized by Google

Theil herrlichen Laubwaldungen, und die großen Dörfer liegen zumeiſt auf den Abhängen der Thalſchluchten.

Weſtlich vom Gouvernement Kiew liegen Podolien und Wolhynien, die auch eine Zeit lang von Polen beherrſcht waren; aber in ihnen gehört kaum der ſiebente Theil der Bewohner der polniſchen Nationalität an, und es iſt daher vollkommen unrichtig, dieſe Landſchaften als polniſche zu bezeichnen. Auch berechtigt nichts die Polen, Kiew als eine polniſche Stadt zu bezeichnen; ſie iſt vielmehr uralt-ruſſiſch. Schon im Jahre 882 verlegten die ruſſiſchen Großfürſten ihre Reſidenz von Nowgorod dorthin und unternahmen von hier aus Heerzüge gegen das byzantiniſche Reich. Kiew ward 1037 zur Hauptſtadt von ganz Rußland erklärt, litt ſpäter ſchwer unter den großen Mongolenſtürmen, erlebte viele Wechſelfälle, wurde von den Polen erobert, jedoch 1686 wieder an Rußland abgetreten. In Kiew hat Großfürſt Wladimir ſich zum Chriſten taufen laſſen, nachdem er lange geſchwankt hatte, ob er Jude oder Mohammedaner werden ſolle, bis die Erlaubniß Wein zu trinken bei der Wahl der Religion für ihn den Ausſchlag gab. Er iſt dafür von der Kirche heilig geſprochen worden. In Kiew hat der Mönch Neſtor ſeine berühmten Annalen in ruſſiſcher Sprache geſchrieben, und dort liegt er auch begraben.

Kiew iſt recht eigentlich eine Kirchenſtadt; es hat nicht weniger als ein halbes Hundert Kirchen mit unzähligen Kuppeln und Thürmen und iſt reich an Heiligenlegenden; im elften Jahrhundert ſoll die Zahl der gottesdienſtlichen Gebäude nahezu 400 betragen haben, und das Petſcherskiſche

Ruſſiſches Haus im Süden.

Kloſter gilt heute für die heiligſte Stätte im ganzen ruſſiſchen Reiche. Damals unternahm ein frommer Mann, Samoila aus Lubetz, eine Wallfahrt nach Jeruſalem, beſuchte auf der Heimreiſe die Klöſter auf dem Berg Athos und ließ ſich dort zum Mönche weihen; er nannte ſich fortan Antonius. Als er 1040 wieder in Kiew war, fand er im ſteilen Kreidefelſen eine Höhle, — ruſſiſch: Peſchtſchera —, welche um 1017 Ilarion (Hilarion oder Hilarius) gegraben hatte, um ſein Leben in frommer Beſchaulichkeit zu verbringen. Dieſem Beiſpiele folgte Antonius, und bald war der Ruf ſeiner Frömmigkeit ſo weit verbreitet, daß viele Gleichgeſinnte ſich ihm anſchloſſen. Man grub auch für ſie Höhlen, die Gläubigen ſpendeten Geſchenke in Menge, und im Jahre 1055 begannen Architekten aus Konſtantinopel den Bau der Himmelskirche der Mutter Gottes, die man auch als Kathedrale des Höhlenkloſters bezeichnet. Neben ihr erhebt ſich ein hoher Glockenthurm mit vergoldeter Kuppel. Das Petſcherſiſche (Höhlen-) Kloſter ſelbſt iſt von einer großen Menge von Kuppeln gedeckt; alle Wände ſind mit Gemälden aus dem Leben des heiligen Antonius und Theodoſius bedeckt, die als Schutzpatrone aller ruſſiſchen Mönche gelten. Zu dieſem Kloſter pilgern in jedem Jahre viele tauſend Wallfahrer; ſie verrichten ihre Andacht vor den 118 unverweſten Leichnamen heiliger Männer; auch zeigt man ihnen das Stück Sammet, in welchem ſich der wohlerhaltene Kopf des heiligen Wladimir befinden ſoll. Die Architektur der Kirchen wird mit Recht gerühmt.

Digitized by Google

Kiew hat eine ungemein vortheilhafte Lage am ſchiffbaren Dnjepr; es iſt Hauptſtadt und wichtigſter Flußhafen der ganzen Ukraina; bei ſämmtlichen Kleinruſſen gilt es für ihre Capitale und übt auf ſie großen Einfluß. Es ſteht in lebhaftem Verkehr mit Großruſſland, Wolhynien, Podolien, Galizien und der Moldau und zählt Bewohner aus allen ſlaviſchen Völkern. Von den 60,000 Köpfen beſteht im Allgemeinen je ein Drittel aus Großruſſen, Kleinruſſen und Polen; die letzteren ſind ſämmtlich Katholiken. Von Seiten derer, welche von einem panſlaviſtiſchen Reiche träumen, wird Kiew als Hauptſtadt deſſelben bezeichnet. —

Die Einförmigkeit der Gegend, welche dem Reiſenden in der obenerwähnten Waldregion auffällt, ermüdet ihn auch, wenn er auf einem Dampfer auf der Oka und von Niſchni-Nowgorod auf der Wolga und weiter gen Nordoſten bis an den Fuß des Ural nach Perm fährt, wo aſiatiſches und europäiſches Leben einander berühren. Auf der ganzen, viele hundert Meilen langen Strecke beobachtet man keinen Unterſchied an den Leuten, ihren Sitten, Gebräuchen und Wohnungen, nur allein die Tataren ausgenommen, als deren Hauptſtadt Kaſan betrachtet werden kann. An beiden Ufern der Oka, welche unweit von der berühmten Meßſtadt Niſchni-Nowgorod in die Wolga mündet, ſieht man vom Schiff aus nur Sand und Steppe. Das Flußbett ſelbſt hat viele Sandbänke, für deren Entfernung von Seiten der Behörden nichts geſchehen iſt, wie denn überhaupt die für Rußlands Binnenverkehr ſo wichtigen Ströme bisher in unverantwortlicher Weiſe vernachläſſigt worden ſind. Man begegnet

Hütte der flüchtigen Landſtreicher.

auf der Fahrt einer großen Anzahl von Schiffen, die von Perm zu Thal kommen; dieſe ſogenannten „aſiatiſchen Barken“ ſind beladen mit Eiſen aus Sibirien und Thee aus China; andere Schiffe bringen nach Niſchni-Nowgorod Baumwolle aus Buchara, oder Teppiche aus Perſien, Petroleum aus Transkaukaſien, Salz aus den öſtlichen Steppen, Korn aus Podolien, Häringe aus Aſtrachan und viele andere Erzeugniſſe. An der Wolga taucht dann und wann ein Dorf empor; die Häuſer ſind auch dort roh aus Holz gebaut, und man findet neben ihnen keinen Baum, keine Blume, nicht einmal einen begraſten Fleck.

Unterhalb Kaſan mündet die Kama in die Wolga; ſie iſt nicht ſo breit wie die letztere aber tiefer, ſie hat auch nicht ſo viele Sandbänke und iſt unſchätzbar als Fahrbahn zur Verbindung mit Aſien. Dann und wann hört die bis dahin äußerſt ermüdende Einförmigkeit der Gegend auf; ſie wird manchmal recht angenehm, aber man verſpürt bald, daß man ſich in einer nordöſtlichen Region befindet, denn ſchon im Frühherbſt fällt Schnee und der Fluß treibt mit Eis.

„Wir kamen an einer langen, durch Dampf getriebenen Barke vorüber; auf dem mit dicken Eiſenſtäben umgebenen Decke gingen wachthaltende Soldaten auf und ab. Wer waren die Fahrgäſte, welche alle dieſelbe dunkle Kleidung und dieſelben gelben Mützen trugen? Einige ſtarrten gedankenlos ins Waſſer, anderen war Ingrimm und Verbiſſenheit im Geſichte zu leſen. Dieſe Unglücklichen wurden nach Sibirien transportirt. Ein Blick in das Kajüttengefängniß

Digitized by Google

verſchaffte mir einen entſetzlichen Anblick. Ich ſah Verbrecher der allerſchimmſten Art; man hatte ihnen das Kopfhaar abgeſchoren, ihre Ketten raſſelten; man hatte ſie gleich wilden Thieren gekennzeichnet und unſchädlich gemacht.“

Perm iſt gleichſam Eingangs- und Ausgangspforte für den mittlern Ural; von dort aus führt der Weg nach der wichtigen Bergſtadt Katharinenburg. Die Wege ſind gut unterhalten, die Poſthäuſer viel beſſer als im innern Rußland, die Bauern rührtiger und intelligenter, ein weit hübſcherer Menſchenſchlag; die Frauen werden ſehr gut behandelt. Das weſtliche Sibirien hat eine Zukunft; es iſt ein geſegnetes Land mit keineswegs allzuſtrengem Klima, fruchtbar an Getreide, geeignet zur Viehzucht, überaus reich an werthvollen Metallen. Schon jetzt werden die Flüſſe von Dampfern befahren; der Ural, welcher mehr ein Höhenzug als ein Gebirge iſt, ſtellt dem Bau von Eiſenbahnen keine Schwierigkeiten in den Weg und die Telegraphenlinie reicht von Europa aus bis an das Japaniſche Meer. In Weſtſibirien, durch welches ohnehin die aſiatiſch-europäiſche Handelsſtraße führt, mangelt es nur an einer zahlreichern Menſchenmenge; Raum iſt für Millionen da.

In Bezug auf die nach Aſien Verbannten befolgt die Regierung ſeit einiger Zeit ein weniger hartes Syſtem als ehemals. Was die gemeinen Verbrecher anbelangt, ſo dürfen ſie, weil ſie der Geſellſchaft feindlich ſind und unſchädlich gemacht werden müſſen, ſich über Härte nicht beklagen; ſie haben die ſtrengſte Behandlung verdient, und es iſt eine alberne Pſeudohumanität, gegen Raubmörder ꝛc.

Dorf an der Wolga.

mild zu verfahren. Jetzt werden nur die ärgſten Böſewichter zur Arbeit in den Bergwerken, namentlich jenen von Nertſchinsk, verurtheilt. An und für ſich wäre es beſſer, ſolche ruchloſe Geſellen aus der Welt zu ſchaffen; da man aber ihnen, die Anderen das Leben genommen haben, das ihrige zu laſſen beliebt, ſo ſind ſie in den Bergwerken doch einigermaßen nützlich und, weil ſcharf bewacht, auch unſchädlich geworden; es iſt beſſer, daß man ſie arbeiten läßt, als zeitlebens einſperrt. — Eine zweite Claſſe von gemeinen Verbrechern arbeitet nicht in den Gruben; eine dritte muß ſich in beſtimmten Ortſchaften aufhalten, darf ſich nach Belieben beſchäftigen, ſteht aber unter Aufſicht der Polizei.

Man kann der ruſſiſchen Regierung in Bezug auf die Behandlung gemeiner Verbrecher in Sibirien keinen Vorwurf machen; ſie ſchafft dorthin nur die, welche ſchwerer Miſſethaten überwieſen ſind. Etwas Anderes iſt das frühere Verfahren gegenüber denen, welche wegen politiſcher Gründe verbannt wurden. Hier trifft es zu, daß ſie unter Zar Nikolaus eine Behandlung erfuhren, die von ganz Europa ſtreng verurtheilt worden iſt. Gegenwärtig, ſo leſen wir, beſtehe ihre Strafe nur darin, daß ſie auf einen gewiſſen Bezirk interniert ſind, welchen ſie nicht überſchreiten dürfen; im Uebrigen können ſie ſich frei bewegen. Manche nehmen Stellungen in den Bureaux der Regierung ein, andere haben in der Induſtrie ein Unterkommen gefunden; manche bleiben auch nach Ablauf der Strafzeit im Lande und ſind geſchätzte Bürger; zur Zwangsarbeit wird kein politiſch-gefangener Mann verurtheilt. Es iſt alſo in dieſer Beziehung beſſer geworden; damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß eine Verbannung dieſer Kategorie von Männern gebilligt würde.

In Bezug auf den Transport wird eine andere Methode als früher befolgt. Die Transportirten machen die weite Reise nicht mehr zu Fuß; man ſchafft ſie auf Dampfern nach Perm, von dort zu Wagen nach ihren Beſtimmungsplätzen, das Minimum der Dauer des Exils beträgt fünf Jahre*).

Die Culturſprachen und die Sprachherrſchaft.

Eine Skizze von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

VI.

Der Geſammtausdruck der engliſchen Culturbeſtrebungen läßt ſich in der engliſchen Bibelgeſellſchaft finden. Die Wirkſamkeit dieſer für die Verbreitung des Chriſtenthums wie keine andere Geſellſchaft thätigen Anſtalt darf als eine ungeheure bezeichnet werden. Hunderte von halbvergeſſenen Völkchen und Sprachen ſind durch die engliſche Bibelgeſellſchaft an der Hand der ihnen großmüthig geſchenkten Bibelüberſetzungen zu Schrift und Literatur gekommen und verdanken ſo das Bewußtſein ihrer Nationalität in letzter Linie der Culturmiſſion der engliſchen Sprache. Auch iſt dieſe Bibelverſchenkungsluſt der engliſchen Culturthätigkeit noch immer im Wachſen begriffen. Aber wie einſt überall, wo ſich die Sprache der Römer zur Geltung brachte, die geiſtig noch intenſiver wirkende Sprache der Hellenen mit einzog, ſo zielt auch der Welteroberungszug der engliſchen Sprache nur dahin, der deutſchen Sprache das Quartier zu bereiten. Die Culturthätigkeit der engliſchen Sprache beſchränkt ſich im Großen und Ganzen auf die Verbreitung des in der Reformation gewonnenen Princips des bibelbeglückten Proteſtantismus. Höheres kennt im Allgemeinen die engliſche Sprache nicht. Aber wenn der Proteſtantismus ſeinen Siegeszug um die Erde vollbracht hat, ſo wird ſich in der Zwiſchenzeit eine Weltmacht entwickelt haben, welche, von der durch das Engliſche geſchaffenen Civiliſationsgrundlage ausgehend, die Völker jener höhern Bildung, jener Geiſtesfreiheit, jener allumfaſſenden Humanität theilhaftig machen wird, wie ſie unſere großen Dichter vorgeahnt uns vorgebildet, unſere Philoſophen und Forſcher aber wiſſenſchaftlich begründet haben. Und dieſe Weltmacht wird das Deutſche Reich ſein und iſt es in hohem Grade ſchon jetzt. Aus der Kraft des deutſchen Wortes heraus iſt uns das Bewußtſein unſerer Nationalität zurückgekehrt und dieſes hat ſich jetzt ſchon, obgleich nur erſt im Beginne ſeiner Selbſtentfaltung, von einer Schwungkraft und alleshefiegenden Ausdauer erwieſen, wie ſich noch nie und nirgends Aehnliches gezeigt. Wenn nun einmal das deutſche Lied nicht allein mehr nur in der continentalen Feldſchlacht, ſondern auch von den Küſten aller Meere ſiegreich widerhallen wird, ſo wird dann auch ein Weltreich der deutſchen Sprache erblühen, gegen welches daſeinige des Engliſchen zwar nicht verſchwinden, aber doch eben nur als mitberechtigt fortdauern wird, die ſich in der unburchdringlichen Zukunft neue Combinationen bilden werden, deren Charakter ſich vom Standpunkte der Gegenwart aus auch nicht einmal nur ernahnen läßt.

Es ergiebt ſich ſchon aus dieſer Anſicht über das zukünftige Schweſterverhältniß der beiden großen germaniſchen Weltſprachen, daß von einer Univerſalſprache im vollen Sinne dieſes Wortes, wie ſie die Botſchaft des Unionspräſidenten Grant vom 4. März dieſes Jahres vorauszuverkünden, ſicherlich nie und nimmer wird die Rede ſein können. Es ſind zwar in der neueſten Zeit, auf Leibnitziſche Weltgedanken geſtützt, eine ganze Reihe von Wörterbüchern künſtlich gebildeter Univerſalſprachen erſchienen. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß dieſelben der Chiffrirkunſt höchſt verdienſtvolle Dienſte leiſten können. Der Gedanke jedoch, dieſe künſtlich, d. h. alſo willkürlich, Einem Gehirn entſprungenen Univerſalſprachen wären jemals fähig, zum Gedankenausdruck großer, von der Ueberlieferung abhängiger Maſſen zu dienen, beruht auf einer völligen Verkennung des Weſens, des organiſchen Urſprungs der Sprache überhaupt. Jede Sprache iſt der nothwendige Geſammtausdruck eines Nationalcharakters, wobei freilich nicht geleugnet werden kann, daß, in Folge von Eroberungen und deſpotiſchen Regierungsmaßregeln, in der Geſchichte oft ganze Stämme durch die Aufzwingung einer fremden Sprache für lange Zeiten entnationaliſirt worden ſind, bis ſich dann aus der Vermiſchung der verſchiedenartigen Elemente etwas Neues an Sprache und Nationalität entwickelte. Im Allgemeinen aber läßt ſich ſtets die Behauptung vertheidigen, daß die Sprache der Spiegel der Volksſeele iſt.

Nun iſt es aber eine Thatſache, daß die großen Sprachſtämme, welche die heutige Linguiſtik unterſcheidet, unter ſich vom Anfang an völlig verſchieden ſind im Lautſyſtem, wie an Wort- und Satzbildung. Jeder großen Sprachfamilie, jeder Race iſt von Natur aus ein von dem der anderen Racen ſo ganz und gar verſchieden angelegter Genius verliehen, daß es ein Wahn iſt, zu glauben, es könne jemals Eine Sprache zum ausſchließlichen Werkzeug des Gedankenausdrucks der Gebildeten aller Racen werden. So wenig ſich für alle gegenwärtig noch lebenden Menſchenracen Ein Urtypus finden läßt, ſo wenig es bis jetzt gelungen iſt, alle Sprachfamilien von Einer Urſprache herzuleiten, ſo wenig wird ſich auch jemals der zwiſchen einzelnen Racen und Sprachen klaffende Abgrund der innern und äußern Verſchiedenartigkeit durch eine Univerſalſprache überbrücken laſſen.

*) Wir haben ſchon früher (Band XXII) einige Schilderungen aus dem Werke des Engländers Herbert Barry mitgetheilt und auch dem Obigen einige Notizen aus demſelben einverleibt (Iran at home or pictures of russian life, London 1872). Derſelbe hatte ſchon vorher ein Buch über „Rußland im Jahre 1870“ veröffentlicht; der Inhalt beider iſt in einer deutſchen Bearbeitung erſchienen: „Das neue Rußland“ (Berlin, bei A. Beggerow), die ſich ganz gut leſen läßt. Der Ueberſetzer hätte aber etwas freigläubiger verfahren können; er ſchreibt z. B. Tartaren, Bukharz; er giebt doch Wort, daß engliſche Meilen an. Ganz richtig iſt neulich in der „Allgemeinen Zeitung“ von St. Petersburg aus bemerkt worden, daß Barry, der Director großer Hüttenwerke war und ſein Buch dem Zar gewidmet hat, manches roſenroth male. Wir unſerſeits wollen hervorheben, daß er mehrmals eine lintiſche Antipathie gegen die Deutſchen in Rußland verräth, und ihnen gern eins anhängt. Soll denn John Bull allein das Privilegium haben, die große Induſtrie in Rußland zu fördern? Aber ſein Protocoll tritt überall zu Tage, wo die Intelligenz und die Ausdauer der Deutſchen ihm erfolgreichen Wettbewerb macht.

Digitized by Google

Die Idee einer Universalsprache, welche die Nothwendigkeit einzelner Weltsprachen in sich aufhöbe, entspringt der Unsittlichkeit jenes geistlichen oder weltlichen Despotismus, welcher mit dem Wahlspruch: „Ein Hirt und Eine Herde“ beginnt und mit der bourbonischen Devise: „Une foi, une loi, un roi“ endigt. Wohl liegt das Heil der Menschheit und der Sieg der Humanität in dem Einen Streben der weltbestimmenden Culturvölker, die großen Ideen der Volksbildung und Menschenwürde in immer weiteren Kreisen zur Anerkennung zu bringen. Aber wie es niemals eine uniforme Weltcultur gegeben hat, so werden auch die Völker der fernsten Zukunft dem allgemeinen Menschheitsideal nur je nach Maßgabe ihrer individuellen Kräfte, Anlagen und Auffassungen nachstreben. Keine Nation, also auch keine Sprache wird jemals im Stande sein, das Ideal der Humanität von sich aus und in sich zu erfüllen. Jede Nation und jede Sprache erreicht das höchste Ziel der Menschheit nur in dem Maße, als sie die von Natur verliehene Individualität zur reinsten Vollkommenheit entwickelt. Nur alle Nationen machen die Menschheit aus und nur, wenn erst alle Nationen die Vervollkommnung ihrer Individualität zum Abschlusse gebracht haben würden, ließe sich auch das Ideal der Humanität als erreicht betrachten. Nun aber hat die Weltgeschichte für ihre Entwickelung eine wenigstens relative Unendlichkeit, und ebenso unendlich sind die Bahnen, auf welchen die Nationen und Sprachen dem großen Ziele der Humanität zustreben. Die Weltgeschichte ist nach Göthe ein großes Concert, in welchem die Stimmen der einzelnen Völker der Reihe nach zu ihrem Vortrage gelangen.

Wenn wir also auch die Weltherrschaft, ja die einstige Universalmacht des germanischen Sprachstammes, insbesondere der englischen und, in noch höherm Sinne, der deutschen Sprache, voraussprechen, so wird dieses Universalreich der englischen und deutschen Sprache die Fortexistenz und Mitwirksamkeit aller anderen Weltsprachen nicht nur nicht behindern, sondern erst recht zum Durchbruche gelangen lassen. Das Glück der Menschheit geht nicht aus der Uniformirung aller nationalen Besonderheiten, sondern aus deren höchster Ausbildung hervor. Nicht Eine Sprache nur soll als das unfehlbare Werkzeug der Ideenentwickelung zur allgemeinen Geltung durchdringen, sondern je mehr Culturſprachen sich an der Vervollkommnung des Menschheitsideals betheiligen, desto reicherer Gewinn fließt aus dem Wettstreit der mannichfaltigen Bildungselemente dem großen Ganzen zu. Auch im Sprachleben geht das Heil nicht aus dem Despotismus einer alleinseligmachenden Universalsprache hervor, sondern aus dem einträchtigen Wetteifer aller Culturſprachen nach dem Einen, wenn auch in tausend Formen und Gestalten angeschauten Culturideal.

Die Weltgeschichte bietet zahlreiche Belege für dieses Verhältniß. Die Centralherde der Cultur waren immer da, wo sich verschiedene Culturſprachen kreuzten. Im alten Babylon galten gleichzeitig das Assyrische, das Himjaritische und das Phönizische. Und wieder war es tausend Jahre ſpäter auf demſelben Culturboden unter den Sassaniden der Wetteinfluß des Syrischen und Griechischen, welcher im Verein mit dem Huzvaresch die neue Culturmission des persischen Reiches eröffnete. Einige Jahrhunderte ſpäter treten dann unter dem Chalifat zu dieſen Culturſprachen noch das Arabische und Indische hinzu. In Aegypten wirkten früh ſchon die einheimiſche Sprache und die griechiſche als gleichberechtigt neben einander. In Indien und Griechenland vertraten die zur herrlichſten Individualität ausgebildeten Dialekte die Stelle fremder Culturſprachen.

Am herrlichſten und großartigſten entwickelt ſich aber dieſer Wetteifer verſchiedener Culturſprachen zur Erreichung des nämlichen Zieles im neuern Europa. Hier iſt es bereits ſchon zur Modeſache geworden, neben ſeiner Mutterſprache noch zwei oder drei Sprachen zu ſprechen und verſchiedene andere wenigſtens noch zu verſtehen. Jeder Gebildete, in Deutſchland wenigſtens, ſpricht und verſteht gegenwärtig neben ſeiner Mutterſprache noch das Franzöſiſche oder Engliſche, häufig auch das Italieniſche oder dafür das Spaniſche oder, ſeltener, das Portugieſiſche. Je nach der weſtlichen, öſtlichen oder nördlichen Abkunft eines Europäers können ſich dann zu den genannten Sprachen auch noch andere geſellen. Allen gebildeten Europäern iſt aber überdies die genaue Kenntniß des Lateiniſchen und meiſt auch des Griechiſchen unerläßlich. Eine ſolche Menge von Culturſprachen hat noch nie und nirgends auf denſelben Culturherd eingewirkt. Der römiſche Dichter Ennius rühmte ſich, drei Seelen in ſich aufgenommen zu haben, weil er außer dem Griechiſchen auch noch Oskiſch und Lateiniſch gelernt hatte. Jeder gebildete Europäer verfügt aber heutzutage ſchon über mindeſtens das doppelte Sprachcontingent.

Nun ſind aber nicht allein die Kenntniſſe, ſondern auch die Kräfte der Menſchheit in ewigem Wachſen begriffen. Und ſo läßt ſich denn eine Zeit vorausſehen, wo die Kenntniß und Uebung von mindeſtens ein Dutzend neben einander wirkender Culturſprachen von jedem Höhergebildeten gefordert werden dürften.

Das gewaltige Reich der Mitte hat es annähernd zu einer Univerſalſprache gebracht. Aber gerade dieſe Alleingültigkeit Einer Culturſprache läßt und auch den tiefern Grund des entſetzenerregenden Stillſtandes erahnen, in welchem die chineſiſche Geiſtesentwickelung ſeit ſo vielen Jahrhunderten verharrt. Während dort bis jetzt der Grundſatz herrſcht: „Es giebt nur Eine Cultur, die chineſiſche und das Chineſiſche iſt ihr Prophet,“ ſo halten wir uns dagegen an Göthe's Wahlſpruch:

„Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun.“

Ein Seebad im alten Indien.

Wir ſchreiben dieſe Zeilen auf Helgoland, wo ein glücklicher Zufall uns den 41. ſoeben in Calcutta erſchienenen Band des „Journal of the Asiatic Society of Bengal“ in die Hände geſpielt hat. Der engliſche Arzt, welcher mit mir die erfriſchenden Bäder der Nordſee genießt, hat neun Jahre in Calcutta gewohnt und iſt Mitglied der erwähnten Geſellſchaft. Als ich die Frage aufwarf, ob die Inder auch mit den Seebädern vertraut wären wie wir, meinte jener, daß ſie bereits deren erfriſchende Wirkungen gekannt, als die Geſchichte von einem Helgoland noch nichts gewußt habe. Ja, all der Luxus, all die Vergnügungen, die in modernen Seebädern, wie Oſtende oder Scheveningen, heute gang und gäbe ſeien, hätten auch in den altindiſchen Seebädern lange vor Chriſti Geburt geherrſcht, natürlich in ſpeciell indiſcher

Digitized by Google

Weise. Zum Beweise holte der Doctor mir den oben bezeichneten Band des Journals der Asiatic Society und schlug darin eine Abhandlung auf, die den Titel führt: „A Picnic in ancient India. By Babu Rajendra Lal Mittra.“ Ein Ueberblick dessen, was ich darin gelesen, wird auch dem deutschen Publicum nicht unwillkommen sein.

Herr Rajendra Lal Mittra, wie der Name zeigt ein eingeborener indischer Gelehrter, schöpft den Stoff zu seinem Culturbilde aus jenem umfangreichen Sanskritepos, welches uns unter dem Namen Maha-bharata bekannt ist. Die Scene des Seebades, oder des Picknicks, wie der Babu es nennt, ist Pindaraka, ein kleiner Seeplatz an der Küste Gudscherats, in der Nähe von Dwaraka, der „Stadt der Thore“, welche die Hauptstadt des Gottes Krischna war, der berühmtesten und bekanntesten Incarnation Wischnus. Der Ort selbst wird als eine Tirtha, heiliger Badeplatz, bezeichnet, obwohl der Ausflug Krischna's dorthin mit der Religion nichts zu schaffen hatte, sondern rein dem Vergnügen gewidmet war.

Krischna, der halbgöttliche Held des Gedichts, und ein berühmter Gelehrter, Narada, dessen Schriften noch jetzt nicht ohne Bedeutung sind, werden uns als die Hauptmitglieder der Gesellschaft vorgestellt. Doch obgleich das Gedicht nicht unterläßt Krischna's göttliche Eigenschaften gehörig ins Licht zu stellen, so zeigt sich dieser Gott auf der Erde doch recht irdisch; er erfreut sich am Seebad und der Jagd, am Essen und Trinken wie alle Sterblichen. So erhalten wir ein Bild des damaligen wirklichen Lebens, das nur hier und da durch die Liebe zum Wunderbaren leicht entstellt wird, mithin als ein Culturgemälde aus dem alten Indien aufgefaßt werden darf.

Nachdem Krischna sich zu einem Besuche der Meeresküste entschlossen, überließ er die Regierungssorgen in seiner Hauptstadt einigen Freunden und machte sich alsdann mit seiner Familie auf den Weg. Letztere war sehr zahlreich, denn nicht weniger als 16,000 Weiber waren gegenwärtig. In besonderen Abtheilungen machten sich gleichzeitig auf die Reise der weise Balarama, der Beherrscher des Gebiets Dschanardana, und andere Fürsten von göttergleichem Ruhme. Mit ihnen gingen auch Tausende von Courtisanen, die mit ihren Reizen Handel trieben; gesangene Frauen, welche durch die Tschadawaa in die Stadt gebracht worden, waren dort von Krischna zurückbehalten worden, um Streit und Zank zu verhüten, der sich wegen der Weiber leicht erhob. Balarama war von seinen über Alles geliebten Weibe Revati begleitet; mit Guirlanden von wilden Blumen geschmückt und Wein schlürfend, beluſtigte er sich mit ihr in den Gewässern des Oceans.

Es scheint Sitte der Ehemänner gewesen zu sein, mit ihren Frauen zu tanzen, zu singen und Spiele zu treiben. Die Treue, welche Balarama gegen seine eine Frau bewies, wird als etwas Lobenswerthes, jedoch sehr Ungewöhnliches hingestellt. Von Jungfrauen ist in dem ganzen Berichte keine Rede; er erzählt nur von Frauen und Courtisanen, und diese verkehrten, ohne irgend welchen Anstoß, in der ungezwungensten Weise auf gleicher gesellschaftlicher Stufe mit einander. Ganz entschieden muß nach allem, was wir aus den altindischen Schriften ersehen können, die Moralität in Indien auf einer weit tieferen Stufe gestanden haben als selbst jetzt. Die Demimonde trieb damals denselben Luxus wie heute, sie zeichnete sich, wie mehrfache Stellen des Textes ausweisen, durch auffallende und verlockende Kleidung aus und verkehrte in der „guten Gesellschaft“. Sehen wir nun, wie die alten „Badegäste“ sich amüsirten und wie sie badeten.

„Krischna unterhielt sich in vielerlei Formen mit seinen 16,000 Frauen. Sie standen enkelief, knietief oder brusttief, je nach ihrem Belieben, im Wasser und schütteten heiter und vergnügt Wasser über ihn aus, so wie der Himmel es über die See ausschüttet. Krischna seinerseits besprizte wieder die Damen mit Wasser, so wie zarte Regenschauer auf Schlingpflanzen herabrieseln. Wieder andere schwammen auf Flößen umher, die sehr verschiedenartig gestaltet waren, bald wie Kraniche, wie Pfauen, wie Schlangen, Delphine oder Fische. Einige, die auf ihren Brüsten gleich Wasserkrügen ruhten, schwammen in großer Heiterkeit umher. Gazellenängige Weiber tummelten sich, nur äußerst dünn bekleidet, im Wasser umher. Die edlen und herrlichen Fürsten unterhielten sich im Wasser mit den Frauenzimmern, die ihnen nachgefolgt und wohlgeübte Tänzerinnen und Sängerinnen waren. Obgleich man diese Weiber mit Gewalt aus ihrer Heimath weggeführt hatte, waren sie doch ganz hingerissen von der Liebenswürdigkeit der Fürsten, die ihrerseits wieder sich an dem Gesang und dem Benehmen dieser reizenden Geschöpfe ergötzten.“

Nachdem das Baden vorüber, folgten Gesang und Tanz. Himmlische Weiber vollführten ihre Kunst zum Entzücken der Augen und Ohren der Zuschauer, die völlig hingerissen waren „von den Seitenblicken, den Winken und dem Lächeln, der gebeuchelten Unschuld, der Fröhlichkeit und Gefälligkeit“. An allen anderen Genüssen und Bequemlichkeiten für die Badegäste fehlte es auch in diesem altindischen Seebade nicht. „Von Eß- und Trinkwaaren, von Dingen, die gekaut, verschlungen, gesuckelt oder geleckt werden konnten, fehlte nicht das Geringste, und was gewünscht wurde, stand unmittelbar zur Verfügung. Doch das war alles nur Vorspiel, das Hauptfest war für eine spätere Stunde aufbewahrt worden. Es folgten zunächst dramatische Vorstellungen, welche Scenen aus dem Leben der Götter und Heroen vorführten, wobei Frauen die Darstellerinnen waren. Die Badegäste unterhielten sich alsdann mit Tanzen. „Balarama, der Majestätische, den der Wein heiter gestimmt hatte, tanzte vergnügt mit seiner Frau, wobei er den Tact dazu mit den Händen schlug.“ Er wird beschrieben als „mit Sandelpaste eingerieben, mit Augen, die unter dem Einflusse des Weins blutroth schimmerten, mit unstätem Schritte, seine Aufmerksamkeit nur der Gattin widmend. In zwei Stücke himmelblauen Stoffes gekleidet, die hell schimmerten wie der Mond, mit sehnsuchtsvollen Blicken, erschien er reizend wie der Mond, der zum Theil von Wolken bedeckt ist. Mit einem mächtigen Ring im linken und einer Lotosblume im rechten Ohr blickte er lächelnden Auges auf seine Liebe.“ Krischna und die anderen hervorragenden Persönlichkeiten der Gesellschaft gaben sich mit solchem Eifer dem Tanze hin, „daß die Schöpfung voller Freude lachte.“

Jetzt erschien der brahmanische Weise Narada, der Geliebte der Götter, und tanzte, seine Locken aufgelöst, die verschiedensten Pas, wobei er es an Gliederverrenkungen und Gesticulationen nicht fehlen ließ. Der Weise war ein rechter Spaßvogel; er verstand es prächtig, die Bewegungen, die Sprache, das Lächeln anderer nachzuahmen und versetzte auf diese Weise alle, die etwa noch ernst geblieben, in die heiterste Laune. Ja selbst den Gott Krischna ahmte er zu dessen Ergötzen nach und Alles lachte so, daß die Augen von Thränen überflossen. Wenn so die „Weisen“ des Volks sich exlustiren, wie soll es da bei gewöhnlichen Sterblichen gewesen sein? In der That waren die alten Hindu-philosophen und Gesetzgeber fern davon, solche Heiligen und Asketen zu sein, als welche sie wohl geschildert worden sind. Einige von ihnen erscheinen in den Dramen und Gedichten mit sehr weltlichen und fleischlichen Eigenschaften ausgestattet.

Nachdem die Vergnügungen des Vormittags vorüber,

Digitized by Google

„nahm Krischna den ehrwürdigen Weisen Narada, den Mann des ewig gleichen Gemüthes, bei der Hand, ging mit seinem Weibe und seinem Gefolge zum Gestade hinab und sagte: Laß uns dies köstliche Wasser mit den Damen in zwei Abtheilungen betreten, Balarama mit seiner Frau möge der Führer der einen Partie sein, die aus meinen Kindern und der Hälfte der Gesellschaft besteht, während Balarama's Kinder und die andere Hälfte der Gesellschaft auf meiner Seite stehen.“ Nun wird geschildert, wie beide Parteien sich im Wasser durch Bespritzen, Untertauchen u. s. w. eine förmliche Schlacht lieferten, wobei die Weiber Krischna's und Balarama's „durch den Arrak stark erregt“ scharf gegen einander kämpften. Zuletzt wurde die Sache etwas heftig, der Scherz drohte in Ernst auszuarten, und Krischna gebot daher, dem Dinge ein Ende zu machen.

Nachdem solchergestalt die Wasservergnügungen zu Ende waren, folgte das große Hauptfest des Tages. Alle begaben sich auf Krischna's Befehl in die Banketthalle, wo sie ihre Sitze je nach Rang, Alter und Stellung einnahmen, um das Werk des Essens und Trinkens zu beginnen. Auch der lange, merkwürdige Speisezettel wird uns mitgetheilt. Wir finden da große an Spießen geröstete Braten, verschiedene Curries, Brühen aus Tamarinden und Granatäpfeln, junge Büffel mit Butter geschmort, mit Säuren und Salzen gewürzt, Wildpret auf verschiedene Art mit Mangosfrüchten gekocht. Als Würzen und Zwischenspeisen dienten Ingwer, Assafoetida und allerlei Krautwerk. An Weinen und Spirituosen war kein Mangel; es gab Liqueure, die über wohlriechende Blüthen abgezogen waren. Pasteten und Süßigkeiten machten den Beschluß. Inmitten der prassenden Menge gab es aber einige ernste Männer, altindische Vegetarianer, die sich mit Gemüsen, Brühen, Milch und Zucker begnügten.

Der Tag war zu Ende und die Nacht brach herein. Die herrlichen Fürsten, neben denen die Damen saßen, begannen jetzt Liebeslieder zu singen. Der weise Narada ergriff seine „Vina von sechs Octaven“ und ließ sie ertönen. Krischna selbst gemirte sich nicht im mindesten die Cymbeln zu schlagen; ein anderer Fürst ergriff die Flöte, und alle anderen Anwesenden stimmten mit ihren Instrumenten ein. Eine berühmte Schauspielerin, ausgezeichnet durch eine schlanke Figur, ergötzte alsdann die Anwesenden durch ihre Vorstellungen; es folgte Gesang und Declamation, und ein großes Musikstück, „welches auf verschiedene Weise in sechs Octaven gesungen wurde“, beschloß das Fest. Jung und Alt stimmte mit ein; Krischna belohnte die Tänzerinnen und Schauspielerinnen, und die Gesellschaft kehrte heim.

So waren die Bacchanalien der alten Hindus beschaffen; und wenn auch vieles in der vorstehenden Schilderung auf Rechnung der Phantasie des Dichters geschrieben werden muß, so sind die Grundzüge doch als ein gutes Bild altindischer Sitten und Gebräuche anzusehen.

Die Chinesen in San Francisco.

Ein Culturbild aus dem fernen Westen.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Vor der seit dem 1. Januar 1867 zwischen Ostasien und dieser Küste ins Leben getretenen Dampfschifffahrt betrug die chinesische Einwanderung nach Californien 3000 bis 4000 Köpfe pro Jahr, und in manchem Jahre gingen so viele zurück, als hierherkamen. Eine Ausnahme davon bildete das Jahr 1852 mit 18,423 chinesischen Ankömmlingen, welche meistens als Goldgräber dieses Land aufsuchten. Seit der Inauguration der pacifischen Dampfschifffahrt hat sich aber jenes Zahlenverhältniß sehr geändert. Statt 3000 und 4000 chinesischer Einwanderer kamen in den ersten Jahren nach 1867 durchschnittlich 10,000 und in diesem Jahre bis Ende Mai bereits 9414 — im Maimond allein 3909. Fünftausend mehr sind als unterwegs angezeigt, und außer den Dampfern bringt uns jedes von China anlangende Segelschiff einen neuen Schwarm weizengelber Mongolen. Im Jahre 1867 machten die Dampfschiffe nur drei Fahrten zwischen San Francisco und Hongkong; 1868 neun Fahrten, seitdem zwei per Monat. Außerdem sind mehrere Extradampfer hinzugekommen, und neuerdings haben zwei englische Gesellschaften Dampfschifflinien zwischen hier und Ostasien ins Leben gerufen. Man kann also von jetzt an auf die Ankunft von drei bis vier chinesischen Dampfern per Monat rechnen. Ginge die Einwanderung im selben Verhältnisse fort, wie sie im laufenden Jahr begonnen, so würden wir bis Jahresschluß eine Zufuhr von etwa 25,000 Chinesen erhalten; ein erschreckendes Zahlenverhältniß zu der hiesigen weißen Bevölkerung, da sich die große Mehrzahl der Chinesen diese Stadt zum Wohnort nimmt.

Der Einfluß von der im Chinesenviertel herrschenden Immoralität ist auf die heranwachsende weiße Jugend San Francisco's bereits von unberechenbarem Schaden gewesen. Ein großer Theil von diesen nicht an regelmäßige Arbeit gewöhnten jungen Tagedieben, die wegen der Concurrenz der Chinesen schwerer wie in anderen Ländern Beschäftigung finden und von der Industrie fern gehalten werden, bilden die Classe der „Hoodlums“ (sprich: Hudlum), die frechste und niederträchtigste Bande von jungen Strolchen, welche sich nur denken läßt. Jedesmal wenn ein chinesischer Dampfer anlangt, zeigen sich „Hoodlums“ in ihrer Glorie. Wenn dann tausend und mehr Zopfträger zu Wagen und zu Fuß durch die Stadt nach dem Chinesenquartier befördert werden, giebt es Scenen, die aller Beschreibung spotten.

Begeben wir uns einmal an den Landungsplatz eines chinesischen Dampfers. Sobald die Ankunft eines solchen in der Stadt bekannt wird, eilen Abgesandte der großen chinesischen Compagnien, sowie eine starke Polizeimannschaft nach dem Landungsplatze. Erst werden die Kulis, meistens auf Wagen, nach dem Chinesenquartier geschafft. In nicht enden wollender Reihe fahren diese, jeder mit zehn und oft zwanzig Chinesen beladen, durch die Hauptstraßen, ein Anblick, der ganz einzig in seiner Art ist. Auf jedem Wagen

Digitized by Google

hocken und liegen die bezopften schiefäugigen Asiaten, in unversälschter Landestracht, zwischen Haufen von alten Korbgeflechten, Bündeln, Kisten und Kasten, Bambusflöhen, Blechgeschirr ꝛc. und blicken mit ängstlichen, verwilderten Gesichtern nach rechts und nach links auf die ihnen fremde Umgebung. Andere, weniger Glückliche, sind gezwungen, zu Fuß durch die Stadt zu wandern, Jeder mit einem langen Bambusrohr auf der Schulter, woran zwei oder mehr riesige Gepäckstücke hängen. Ehe sie die Hauptstraßen erreichen, müssen sie oft förmlich Spießruthen durch die sie beschimpfende und nicht selten mit Koth und Steinen bewerfende amerikanische und irische „Hoodlum"-Jugend laufen. Fürwahr, ein netter Empfang im freien Lande!

Aber dies ist nichts in Vergleich mit dem Willkomm, welcher den chinesischen Frauenzimmern auf amerikanischem Boden zu Theil wird! So wie dieselben das Schiff verlassen, suchen sich die Abgesandten der verschiedenen chinesischen Compagnien der weiblichen Waare zu bemächtigen und sie sich gegenseitig zu entreißen, wobei es nicht selten zu Thätlichkeiten kommt. Doch die anwesenden Polizisten hauen mit ihren kurzen Knüppeln unbarmherzig auf die Köpfe der erhitzten Asiaten, treiben die allzuviel Lärm machenden in die Flucht, packen die Frauen, denen die Todesangst im Gesicht geschrieben steht, und heben sie auf die bereit stehenden Wagen, und sobald einer voll ist, springt ein Polizeiknecht hinauf und im Galopp geht es in die Stadt, unter dem Wuthgeheul der zurückbleibenden oder getäuschten Asiaten.

Direct nach den Lasterhöhlen werden die Frauen transportirt, wo sie unter den Chinesen versteigert werden, zu einem Preise, der (für die hübschere Sorte) von 200 Dollars per Kopf aufwärts geht. Ein Entkommen ist ihnen nicht möglich. Mitunter liest man in den Zeitungen, daß eine Chinesin polizeilichen Schutz anruft; aber es nützt ihr nichts. Von einem Liebhaber zum andern, von einer Spelunke in die andere wird sie geschleppt, und ist sie nicht mehr brauchbar, wird alt oder krank, so wirft ihr letzter Herr sie in ein dunkles Loch und läßt sie dort elendiglich umkommen. Niemand kümmert sich mehr um sie, und noch nie ist ein Chinese wegen solcher haarsträubenden Gräuel gerichtlich belangt worden!! Jener Zug von Grausamkeit gegen Kranke, Hilfslose und Sterbende ist einer der schwärzesten im chinesischen Charakter. Kranke werden von ihren nächsten Blutsverwandten buchstäblich auf die Straße oder in dunkle Löcher geworfen, und diese lassen sie dort lieber erbarmungslos umkommen, als sich ihrethalben Ungelegenheiten zu machen. Alle paar Wochen hört man hier von solchen Fällen, welche Einem das Blut erstarren machen, aber die Chinesen gar nicht rühren. Die Plätze, in welchen die chinesischen Dirnen ihr schamloses Gewerbe treiben, sind so schrecklich, daß es unmöglich ist, mit einer anständigen Feder eine Beschreibung davon zu geben. Die meisten dieser Frauenzimmer scheinen aber mit ihrem Geschick zufrieden zu sein; sie lachen und schnattern ihr Rauberwälsch und leben in den Tag hinein, bis ihr entsetzliches Ende vor der Thür steht. Man glaube nicht, daß ich zu schwarz male; jegliche Beschreibung jener entsetzlichen Zustände bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Durch sortwährende Berichte über barbarische chinesische Zustände, über die Gefahr der Kulieinwanderung, der Leprosy ꝛc. wurde die weiße Bevölkerung San Franciscos während der letzten Zeit in anhaltende, stets sich steigernde Aufregung versetzt. Als nun vor Kurzem ein im Dienste der „Sam-Yup-Compagnie" stehender Chinese mit Namen Ah Yuh bekannt machte, daß nach den Büchern der Compagnien sich bereits 25,000 Chinesen in dieser Stadt und 121,000 im Staate Californien befänden (beinahe die doppelte vom Vereinigten-Staaten-Census angegebene Zahl) und 17 Millionen bereit seien, ihnen zu folgen, als er den Wortlaut von einem in Canton abgeschlossenen Dienstvertrage eines Kulis mittheilte, der sich darin verpflichtet, einer der Compagnien für 6 Dollars per Monat zu dienen, und jener behauptete, daß die Compagnien solche Verträge erzwängen ꝛc., hieß dies gleichsam den Funken in ein Pulverfaß werfen, zumal alle paar Tage ein neues Schiff mit Kulis hier anlangte. Die chinesischen Compagnien hatten die Frechheit, diesen Ausspruch des biedern Ah Yuh dadurch gleichsam zu sanctionieren, daß sie an allen Straßenecken im Chinesenquartier gelbe 2 bis 3 Fuß große Placate anschlagen ließen, worauf die Worte standen:

„500 Dollars für den, der Ah Yuh todtschlägt!"

Es ist wohl noch nie in einem civilisirten Lande vorgekommen, daß auf solche Weise öffentlich eine Aufforderung zum Morde geschah. Wie weit die Macht jener großen Gesellschaften geht, erhellt schon daraus, daß der von den hiesigen Gerichten angestellte Dolmetscher sich aus Furcht vor der chinesischen Rache auf das Heftigste weigerte, den Inhalt des Placats zu übersetzen, und nur mit Gewalt dazu gezwungen werden konnte.

Daß der Kulieinwanderung sowie der Macht der großen chinesischen Compagnien, dieses Staates im Staate, energisch ein Riegel vorgeschoben werden muß, leuchtet wohl jedem Unbefangenen ein. Natürlich soll nicht der Gewalt das Wort geredet werden, wogegen sich auch die ganze bessere weiße Bevölkerung von San Francisco entschieden erklärt hat. Der Mord eines harmlosen Chinesen auf offener Straße, welcher hier vor einigen Tagen durch weiße Halunken verübt wurde, wird allgemein verdammt und gewiß auf das Strengste bestraft werden. Was aber auf dem Wege gesetzlich erlaubter Mittel geschehen kann, um den chinesischen Augiasstall zu säubern, sollte nicht unterbleiben, denn dem allgemeinen Indignationsgefühl über diese Chinesenwirthschaft, dem Verlangen der weißen Arbeiter um Schutz gegen die Kulieinwanderung muß Rechnung getragen werden, oder es stehen und blutige Tage bevor.

Die Gesetze und Mittel, welche, zunächst als Sanitätsmaßregel, zu einer indirecten Beschränkung der Kulieinwanderung angewandt worden sind, bestehen hauptsächlich in Folgendem, wobei die unverhohlene Absicht vorliegt, den Aufenthalt hier für „John Chinaman" so unleidlich wie möglich zu machen.

Zunächst ist die „Kubikluft-Verordnung" zu nennen, wonach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden muß. Die hiesige hochlöbliche Polizei, welche, in Folge der nicht mehr fernen südnördlichen Wahlen sich gern beliebt machen möchte und plötzlich eine bei ihr sonst ganz ungewohnte Energie in Allem, was die Chinesen betrifft, an den Tag legt, hat bereits damit begonnen diesen Ukas kräftig auszuführen, und eine Anzahl der schlimmsten chinesischen Schlafquartiere gesäubert. Ein Beispiel wird genügen, um eine Idee von jenen Logirhäusern zu geben. In einem dunkeln Keller an der Jacksonstraße, der 18 Fuß breit, 45 Fuß lang und 8 Fuß hoch war, also 6480 Kubikfuß Raum, nach der Verordnung genug für 13 Schlafgäste, enthielt, fand man bloß sage 55 schnimmernde Mongolen. Zu drei über einander zogen sich an den feuchten Wänden die mit Lumpen bedeckten Lagerstätten hin, und der in dem engen gar nicht ventilirten Raume herrschende Dunst war so schrecklich, daß der hineindringenden Polizeimannschaft fast der Athem ausging. Nachdem der Kubikinhalt der Pesthöhle flüchtig mit Kreide an der Wand ausgerechnet worden war und man die erschreckten Insassen aus den Betten gerissen und schnell gezählt hatte, trieb man dieselben ins Freie, band je 5 und 6 mit den Zöpfen zusam-

Digitized by Google

men, um sie am Fortlaufen zu hindern, und schleppte sie nach dem Gefängniß. Jeder von ihnen wurde zu 10 Dollars Strafe oder zu 5 Tage Brummen verdonnert. Nur 14 von der interessanten Gesellschaft zahlten die Strafe. Auf diese Weise wurden diverse chinesische Schlafquartiere überfallen und 134 Zopfträger arretirt, von denen 118 das Sitzen mit freier Beköstigung dem Zahlen nebst entsprechender Freiheit vorgezogen haben. Auch 50 chinesische Frauenzimmer haben Freiquartiere im Gefängniß erhalten. Bei diesen Razzias helfen die „Reporters“ der Zeitungen den Dienern der Gerechtigkeit mit lobenswerthem Eifer. Selbstverständlich sind die Eigenthümer jener Schlafquartiere auch in Strafe gezogen worden und hat man unter anderen Erzsündern den chinesischen Doctor Lo Ci Jah, vulgo Dr. Loucitat genannt, den Besitzer des berüchtigten „Globe Hotel“, wo oft 2500 und mehr Chinesen logiren, zu 500 Dollars Strafe verdonnert. Seitdem werden im Globe Hotel die überzähligen Schlafgäste Nachts auf Bretter geschnallt und, je drei aus einem Fenster, in die frische Luft hinausgeschoben, und viele Hunderte haben Quartier auf den Dächern genommen!

Da die Stadtgefängnisse bereits alle mit Chinesen gefüllt sind, welche das Sitzen der Geldstrafe entschieden vorziehen, und das Unterbringen der unerwünschten Gefangenen auf diese Weise offenbar bald unmöglich sein muß, so hat der weise Stadtrath (board of supervisors), um die Chinesen zum Zahlen zu bewegen, den klugen Einfall gehabt, eine Verordnung zu erlassen, wonach jedem, der ins Gefängniß wandert, das Haupthaar — aus Gesundheitsrücksichten! — bis auf einen Zoll Länge abgeschnitten werden soll. Obgleich das Gesetz, um Gültigkeit zu erlangen, auf alle Classen, weiße, schwarze, braune und weizengelbe San Francisconer, Anwendung finden muß, wird es doch besonders die letzteren, auf welche es gemünzt ist, treffen. Der Zopf gilt, wie schon gesagt wurde, den Chinesen als ein nothwendiger Appendix, um in den Himmel zu kommen, und sie zahlen lieber die Geldstrafe, als sich einstecken zu lassen und den Schmuck ihres Hauptes schmählich einzubüßen. Außer diesen Verordnungen beabsichtigt man ein Gesetz zu erlassen, welches verbietet, Todte ohne polizeiliche Erlaubniß von den Leichenfedern zu entfernen, was wieder die Chinesen, welche die Gebeine ihrer Verstorbenen nach dem heiligen Reiche der Mitte zur Beerdigung senden, in ein Dilemma bringt. Man kann sich den Schrecken unter den Asiaten vorstellen, als es hieß, daß der Zopf in Gefahr sei und ihre Knochen hinfort wahrscheinlich im Barbarenlande statt im geliebten China verfaulen müßten! — Eine den Waschleuten, welche keine Wagen besitzen, aufgelegte schwere Taxe hat ebenfalls ein Wehgeschrei unter den Johns erregt, und eine andere Verordnung, wonach chinesischen Intelligenzbüreaus keine Licenz mehr ertheilt werden darf, untergräbt ihre geheime Arbeitsorganisation. Die Zopf- und die Waschtaxeverordnungen sind jedoch vom Mayor der Stadt Sau Francisco mit dem Veto belegt worden; der Stadtrath wird sich jedoch schwerlich damit zufrieden stellen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach jene Gesetze mit Zweidrittelmajorität gegen das Veto zur Gültigkeit bringen.

Außer durch die genannten städtischen Verordnungen wird den Mongolen auf Privatwegen zu Leibe gerückt. Ein Anti-Chinesen-Arbeiterverein zählt bereits gegen 8000 Mitglieder, und es circulirt eine mit vielen tausend Unterschriften bedeckte Adresse der „People Protective Alliance“ in der Stadt und im Lande, worin alle guten Bürger aufgefordert werden, keine Chinesen mehr im Dienst zu halten, keine von ihnen fabricirten Cigarren zu rauchen 2c. Die weitverzweigte „Grocers Protective Union“ hat Beschlüsse gefaßt, wonach keinem Mitgliede des Vereins erlaubt ist, Waaren zu kaufen, welche durch chinesische Arbeit fabricirt sind, und keiner, der zum Bund gehört, Handelsleute, die Chinesen in irgend einer Weise beschäftigen, patronisiren darf und sofort ausgestoßen wird, wenn er selbst Chinesen in seinem Hause Arbeit giebt. Die großen Schuh- und Stiefelfabriken haben bereits ihre chinesischen Arbeiter entlassen und stellen Knaben und Mädchen an, die Fleischer beschäftigen gar keine Chinesen mehr. Sogar die Namen der Hausbesitzer, welche Wohnungen an Chinesen vermiethen, sind zu ihrer Schande in den Zeitungen veröffentlicht worden. Die chinesischen Theater sind jetzt geschlossen, weil kein bezoptes Publicum aus Mangel an Kleingeld mehr hingeht, und die Thüren der Lasterhöhlen werden aus Furcht vor der Polizei, welche auf die Sünderinnen mit einer wahren Wuth fahndet, geschlossen gehalten.

Ein primitives Naturvolk in Indien.

Die Dschuangas.

Im Verlaufe der letztverflossenen Jahre haben wir manche werthvolle Kunde über viele Völkerschaften Ostindiens erhalten. Das ganze Land im Süden des Himalaya und in diesem weit von Osten nach Westen sich erstreckenden Hochgebirge ist recht eigentlich eine ethnologische Musterkarte, die eine überaus große Menge verschiedener und bunter Bilder darbietet. Dafür liefert wieder ein Werk des Obersten Dalton den Beweis. In seiner Descriptive Ethnology of Bengal, die vor wenigen Monaten in Calcutta gedruckt, aber leider nicht in den Buchhandel gekommen ist, wirft er helles Licht auf manche Stämme, die bisher nur sehr mangelhaft bekannt waren. Die Regierung von Bengalen hatte ihre Beamten angewiesen, sorgfältige Erkundigungen über die Bewohner ihrer Verwaltungskreise einzuziehen und schickte Photographen auch in die Wildnisse von Assam, Mannipur und Kattack, nach deren Bildern die Lithographien in Dalton's Buche angefertigt worden sind.

Im Texte nimmt Dalton vier besondere Schichten für die Ethnologie Indiens an. Die Kolastämme; sie kamen, ihm zufolge, aus dem Nordosten. 2. Die Dravidben (mit den Ghonds 2c.); sie kamen aus dem Nordwesten und drangen in den Süden vor. 3. Ihnen folgten die „Sythen“; aus der Vermischung ihrer Sprache mit dem Sanskrit entstand das Prakrit, die Mundart Nordindiens. 4. Die arischen Einwanderer. Wir lassen dahingestellt sein, ob diese Annahme genau zutrifft. Die Sythen und die Arier behandelt Dalton nur kurz, weil wir über diese genaue Kunde haben, er giebt aber manche Nachrichten über die Kaste, über die Hirten- und ackerbautreibenden Völker, welche in Bengalen einen Uebergang zwischen den arischen und nicht-

Digitized by Google

arischen Völkerschaften bilden. Speciell behandelt er die Schan- oder Tai-Stämme (also „Indochinesen“, wie man sich uneigentlich ausdrückt) in Assam, welche sich im Unterlande mit arischen Frauen verheirathen, worauf dann die Mischlinge dort entstehen. Sodann geht er speciell auf die Kolastämme und die dravidischen Völker ein, welche das Wald- und Bergland inne haben, das sich von der Mündung des Mahanaddy durch ganz Indien bis in die Ebenen des eigentlichen Bengalen hinzieht. Er schildert ihre Sagen, Sitten, Gebräuche, Tänze, Gesänge und Superstitionen, die allesammt bisher wenig bekannt waren *).

Wir wollen eine Schilderung der Dschuangas geben, weil wir in ihnen noch einen Stamm finden, der in der That ganz und gar primitiv lebt, und auf den man die an und für sich nicht zu billigende, obwohl gangbar gewordene Bezeichnung Naturvolk anwenden kann.

Im Berglande, südlich vom Kattak, liegen zwei den Briten zinspflichtige Kleinstaaten, Keongnar und Dekhanal. In denselben wohnt das friedliche, aus den Thälern ins höhere Land verdrängte Volk in Ansiedelungen, deren jede etwa aus 20 Wohnhäusern besteht. Die Dschuangas wissen nicht, daß sie durch ihre Sprache mit anderen Stämmen verwandt sind, sondern erklären, daß sie die directen Abkömmlinge der ersten menschlichen Geschöpfe seien; sie wollen aber damit nicht etwa sagen, daß alle Menschen von ihnen abstammen. Sie hatten, das ist ihre Meinung, ihren Ursprung am Ufer des Baitnarri, der aus zwei Felsenhöhlen hervorkommt; diese werden mit den Nasenlöchern einer Kuh verglichen (21° 30′ N., 85° 37′ O.). Dort kamen ihre Voreltern aus dem Erdboden hervor, beim Dorfe Gonasika, welches die Dschuangas noch heute inne haben. Eine Ueberlieferung weiß, daß mehrere ihres Stammes nach Dekhanal gewandert und in das höhere Land zurückgedrängt worden seien. Man findet bei ihnen gelegentlich Steingeräthe, die jetzt nicht mehr im Gebrauche sind, „aber man kann sie doch als die Repräsentanten des Steinalters in situ betrachten.“ Bevor Fremde zu ihnen kamen, kannten sie weder Eisen noch andere Metalle, und es giebt in ihrer Sprache dafür kein Wort. Sie können weder spinnen noch weben, verstehen auch nicht Töpfergeschirr zu verfertigen. Sie leben als Halbnomaden; die Hütten in ihrem Hauptdorfe Gonasika sind vielleicht die kleinsten, in welchen Menschen sich behelfen; niedrig, sechs zu acht Fuß im Raum, mit so engem Eingang daß ein Wohlbeleibter nicht hindurch könnte. Und selbst diese Hütte, ein wahres Loch, ist in zwei Abtheilungen gesondert; in der einen schlafen die Knaben. Die Dschuangas verbrennen Bäume und vertrauen der Asche Mais an (der auch bis in diese Einöden seine Verbreitung gefunden hat), Kürbis, süße Kartoffeln, Ingwer und rothen Pfeffer, auch etwas Hülsenfrüchte. Sie essen auch wilde Wurzeln und Baumfrüchte, genießen Frösche, Schlangen, Ratten, das Fleisch von Bären, Tigern, Affen und Mäusen.

Uebrigens sind sie ein sehr friedliches Volk; wenn sie mit Nachbarstämmen in Fehde gerathen, wehren sie sich mit Bogen und Pfeil, ihre Nationalwaffe aber ist die Schleuder. Die Frauen gehen unbekleidet und haben lediglich einen Gürtel von Kügelchen, von welchem vorn und hinten Blätter herabhängen. Diese Kügelchen sind eigentlich mehr kleine Röhren aus gebranntem Thon, welche jede Person sich selber verfertigt; als Schmuck tragen sie Glasperlen und Zierrath aus Messing um den Hals. Die Frauen könnten einem Bildhauer als Modelle dienen. Tänze werden bei Fackelschein aufgeführt; die Männer singen dabei und schlagen auf ein messingenes Tambourin, während Frauen und Mädchen Hand in Hand in grotesker Feierlichkeit rund um sie herumgehen. Die Mädchen waren der Fremden wegen sehr schüchtern; sie blieben nur, weil die Männer es ihnen befohlen und weil ihnen Glasperlen versprochen wurden. Am nächsten Tage kamen sie in Dalton's Zelt und setzten sich in einen Winkel, während der Major sich mit den Männern über ihre Bräuche und religiösen Ansichten unterhielt. Nach Verlauf einiger Stunden fingen die Mädchen zu weinen an, und dicke Thränen fielen aus ihren Augen auf die Gürtelblätter herab. „Als ich sanft fragte, weshalb sie so betrübt seien, ersuhr ich, daß jene Blätter trocken, steif und unbequem würden; wenn die Mädchen nun nicht in den Wald gehen dürften, um die Blätter zu wechseln, so würde das recht schlimm sein, weil sie nicht tanzen könnten. Als sie aufstanden, raschelten die trockenen Blätter. Bald kamen die Mädchen zurück, mit frischen Blättern behängt, und führten dann verschiedene Tänze auf, deren einige sich ganz dramatisch ausnahmen. Sie führten Bären-, Tauben-, Schweins-, Schildkröten- und Wachteltänze auf und schlossen mit dem Geiertanze. Ein Mann legte sich auf die Erde und stellte sich, als ob er todt sei; die Mädchen näherten sich ihm, trippelten hin und her, sprangen wie die Raubvögel; mit den Händen, welche den Dienst des Schnabels versehen mußten, zwickten sie ihm die Haut bis er zu ihrem Ergötzen laut schrie. Den Hahnen- und Hühnertanz wollten sie nicht zum Besten geben, weil dabei die Blätter sich verscheiden. Wenn dieselben Mädchen Abends von der Arbeit heimkommen mit aufgelöstem Haare, beschädigtem Körper, den unordentlich herumhängenden Blättern, dann ist es Einem wirklich, als sähe man ein Bild aus dem Steinalter.“

Die Männer tragen nun statt der ehemals üblichen Baumrinde ein Stückchen Baumwolle. Ein Schotte, Herr Hislop, der Missionär in Nagpur war, berichtet, daß noch heute bei den Tschengtschuas (im Lande der Ghonds in Centralindien) oberhalb Masulipatam, Baumwolle die einzige Bekleidung der Weiber sind, und das war auch vor kaum dreißig Jahren noch in der Gegend von Mangalore der Fall. Die Kolhs von Singhbum sind von den Engländern „civilisirt“ worden, d. h. sie tragen Kattun. Als derselbe während des nordamerikanischen Krieges im Preise stieg, erklärten sie, daß sie, wenn das so fort gehe, wieder Baumzweige tragen würden! Die Weiber der Dschuangas tättowiren sich derart, daß sie drei Striche auf der Stirn gerade über der Nase haben und dann noch drei an jeder Schläfe. Diese Zeichen haben keinerlei Bedeutung; die Dschuangas wissen nichts über den Ursprung dieses Brauches, der auch bei anderen Kolkstämmen vorkommt.

Die Männer haben durchschnittlich weniger als fünf Fuß, die Frauen nur vier Fuß acht Zoll; jene haben einen schleppenden Gang, weil sie Lasten tragen, während andere Stämme, welche sich der Karren bedienen, kräftig einherschreiten. — An Zauberei glauben sie nicht; die Sprache hat keinen Ausdruck für Gott oder Himmel oder Hölle, und das Volk, soweit wir wissen, auch keine Vorstellung von einem sogenannten künftigen Leben. Im Mißgeschick opfern sie der Sonne und der Erde Hühner, damit sie gute Ernten bekommen. Bei solchen Gelegenheiten fungirt ein alter Mann als eine Art Priester; von irgend welchem Cultus findet sich keine Spur.

*) Zu dem sogenannten Mundastamme gehören mehrere uncultivirte Bergvölker des Hochlandes von Tchota Nagpur, die im Allgemeinen mit dem Namen Kol, richtiger Kolh, bezeichnet werden. Die oben näher geschilderten Dschuangas oder Patnus wohnen in den Dschengeln von Kattak. — Ueber die Sagen, Sitten, Gebräuche der Mundakolh hat Th. Jellinghaus in Bastian's und Hartmann's Zeitschrift für Ethnologie III. S. 326. 372 gesprochen. Vergleiche Fr. Müller, Allgemeine Ethnologie, S. 412.

Digitized by Google

Wer ein Mädchen heirathen will, läßt durch seine Freunde werben, und nach dem Jaworte schickt er einen Korb mit Reis in der Hülfe. Dann gehen die Freunde zur Braut und ihren Angehörigen, und Alle „machen eine Nacht", d. h. sie essen und tanzen. Am Morgen werden die Verwandten der Braut entlassen und bekommen sechs Maß Reis. Das ist die ganze Hochzeitsfeierlichkeit. Der Mann kann zwei Frauen haben, aber nicht mehr.

Die Dschuangas sind in Stämme getheilt und heirathen von auswärts. — Die Todten werden verbrannt, und dabei muß der Kopf nach Süden liegen; die Asche wird in laufendes Wasser geworfen, und die Verwandten genießen drei Tage lang weder Fleisch noch Salz. Grabdenkmale giebt es nicht und den Abgeschiedenen zollt man keine Verehrung. Den Eid leisten sie auf einen Klumpen Erde von einem Ameisenhaufen und einer Tigerhaut; der erstere gilt für heilig.

Man sieht, die Dschuangas sind in der That ein primitives Volk. Dalton bemerkt, daß etwa 7000 für das „Christenthum" gewonnen worden seien; — natürlich soweit sie dasselbe verstehen können. Bei den Ilos von Singghum dürfen die Bekehrten an den wilden Lustbarkeiten ihrer heidnischen Stammesbrüder nicht theilnehmen. Die Missionäre haben den Frauen allen Putz verboten; auch dürfen sie nicht bei Tänzen zusehen. Nun bemerken aber die wilden Frauen, daß die weißen Frauen Ohr- und Fingerringe, goldene Hals- und Armbänder, Broschen mit Edelsteinen zc. tragen und so aufgeputzt in die Kirche gehen. Da haben denn die Mundaweiber die naseweise Frage gethan: „Sind diese weißen Frauen auch getauft?" Auf die bejahende Antwort sprachen sie: „Nun, dann laßt doch auch uns unsern Putz, wir sind auch getauft!" Man sieht, diese wilden Ladies sind nicht ohne Logik.

Aus allen Erdtheilen.

Neu-Guinea.

Diese große Insel, mit einem Flächeninhalt von mehr als 10,000 Geviertmeilen, ist uns im Innern noch völlig unbekannt. Einzelne Küstenpunkte der westlichen Hälfte werden von Schiffern aus dem Archipelagus besucht, die von dort Schildpat, Teripang, Perlen, wilde Muskatnüsse und Maisblasi (von der Rinde einer Laurinacee, welche im ganzen Archipelagus für heilkräftig gilt) holen. Sie finden diese Producte im Hafen von Doreh, an der Nordwestküste der Geelvinkbay, die man als einen kleinen Golf bezeichnen kann. Auf diese westliche Hälfte, bis zu 141° O., machen die Holländer Anspruch, welche auch einen nicht unbeträchtlichen Theil der Küste unterjocht haben. Von den Gestaden der östlichen Hälfte wissen wir im Allgemeinen wenig; nur die südöstlichen sind von Engländern theilweise aufgenommen worden. („Die Torresstraße, Neu-Guinea und der Archipelagus der Louisiade", von Karl Andree; Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Berlin, Bd. II). Die Ansichten, welche man bisher über die Gestaltung derselben hatte, erweisen sich jetzt als irrig.

Um dem Menschenraub in der Südsee zu steuern, der nach Westen hin bis in die Torresstraße hinein getrieben wurde, schickte die englische Regierung im December 1872 den Kreuzer „Basilisk", Capitän Moresby, aus, und diesem verdanken wir wichtige Aufschlüsse. Er ging von Sydney aus in die See, brachte vier mit „gekidnappten" Insulanern beladene Fahrzeuge auf und sandte sie als Prisen nach der obengenannten Hauptstadt von Neusüdwales. Bei seiner Erforschung der Küste Neu-Guineas von 147° O. an ermittelte er Folgendes.

Das Land im Westen von Redstar Head (147° O.) fand er niedrig und sumpfig, aber bei Port Island ist ein guter Hafen, welchen er aufgenommen und Robert Hall Sound genannt hat. Oestlich von Redstar Head bis nach Hood Point ist es dagegen hügelig, fruchtbar und sehr hübsch. Auf der Innenseite von den durch Owen Stanley benannten Fjischermens Inseln entdeckte er einen herrlichen Doppelhafen, den er Port Moresby benannte. Dort fand er goldführenden Quarz.

Offiziere und Mannschaft des „Basilisk" verkehrten viel mit den Eingeborenen jener Küstenstrecke und fanden dieselben als friedliche, umgängliche und ruhige Leute, die nicht einmal Waffen trugen. Ein Offizier verirrte sich mehrmals im Walde, begegnete den Eingeborenen, und diese nahmen ihn mit in ihr Dorf; nachdem sie ihn nach besten Kräften bewirthet hatten, geleiteten sie ihn sicher nach dem Schiffe. Diese Leute hatten nie zuvor einen weißen Menschen gesehen und kannten das Eisen nicht. Ihre Haut ist hellkupferfarbig; Moresby meint, sie seien „mataysischer Abkunft" (das natürlich im weitesten Sinne genommen), und schon die Hautfarbe allein beweist, daß sie keine Papuas sein können, und nur solche hat man bisher auf Neuguinea gefunden. Ihre Häuser stehen auf Pfählen; alle Männer kauen Betel.

Moresby hat die Gestaltung der äußersten Spitzlande Neu-Guineas ganz anders gefunden, als man sich bisher vorgestellt hat. Das südöstliche Ende läuft nicht als Festlandstheil des Festlandes aus (— man sehe die Karte zu Otto Finsch's fleißiger Arbeit: „Neu-Guinea und seine Bewohner," Bremen 1865 —), vielmehr liegen drei beträchtliche Inseln vor demselben, die durch schmale, tiefe Canäle von einander getrennt sind. Sie heißen nun Moresby, Hayter und Mourilyan, nach Schiffsoffizieren des „Basilisk". Nördlich von diesen Inseln liegt eine tiefe Bucht, 40 Seemeilen lang, 10 bis 20 breit; sie trennt den Südostarm Neu-Guineas. Dieser Südostarm bildet eine lange, schmale, gebirgige Halbinsel, die am Cfeap endigt; hier legte das Schiff vor Anker, während die Boote die Küste nach Norden hin untersuchten. Sie fanden das Land fruchtbar und außerordentlich schön und verwunderten sich, daß die Eingebornen sich so gut auf den Ackerbau verstanden; hohe Berge waren bis zu 2000 und 3000 Fuß mit Yams und Taro bestellt. Fast überall, wo der „Basilisk" vor Anker ging, erlaubte Moresby dem Schiffsvolk ans Land zu gehen, und es verkehrte brüderlich mit den Eingeborenen; es scheint, als ob Weiße von ihnen nichts zu besorgen haben, obgleich im Uebrigen wohl ein Bischen Cannibalismus mit unterläuft."

Als die Kunde von Moresby's Entdeckungen in Australien bekannt wurde, und namentlich daß Goldquarz auf Neu-Guinea gefunden werde, entstand sofort eine große Bewegung. Ungeläumt wurden Expeditionen ausgerüstet, um die Goldfelder bei Port Moresby in Angriff zu nehmen. Mit Ruhe und Frieden bei den Eingeborenen, die nach kein Eisen kannten, wird es nun bald für immer vorbei sein, denn der Unfug der „civilisirten Leute" beginnt. Die Regierung weiß das auch sehr wohl, denn sie gedenkt ein Kriegsschiff zum Schutze der Eingeborenen dorthin auf Station zu legen. Die Australier fordern die Annexion, damit nicht Yankees oder Franzosen sich „dieses schöne und fruchtbare Land" aneignen.

Aus Südafrika.

Derselbe Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" aus Kimberley in West-Griqualand, welchem wir Nachrichten über die

Digitized by Google

Zustände in den Diamantenfeldern entlehnten, giebt auch Notizen über die Zustände in den beiden Republiken der Boers.

Es besteht eine zweimalige Postverbindung von Kimbertey mit der Capstadt (795 engl. Meilen in fünf und resp. sechs Tagen), eine directe Verbindung von hier nach Prätoria, der Hauptstadt der Transvaal-Republik, und unsere Regierung ist in Unterhandlung mit der des Orange Free State für eine weitere Postverbindung direct von hier nach Bloemfontein, der Hauptstadt des genannten Staates, dann via Bloemfontein nach Natal (Ledertondpost) und endlich für eine directe Verbindung durch den Freistaat nach den östlichen Capprovinzen über Queenstown. Von England kommen monatlich drei Royal Mail Steamers und zwei Privatdampfer von der Linie Currie, Donaldson und Comp. nach dem Cap, welche uns alle mit dem Neuesten aus der Heimath versehen. Die gesetzmäßige Fahrzeit von Southampton nach Tafel Bay beläuft sich auf 30 Tage. Doch legen die meisten Dampfer die Strecke in 26 bis 28 Tagen zurück, manche thaten es auch in 24 und 25 Tagen. Die letztgenannte Linie verbindet uns mit Mauritius und eine andere mit Sansibar. Unsere nördliche Nachbarin, die Transvaal-Republik, fängt an mit Riesenschritten sich zu entwickeln. Der neue Präsident Burgers, ein vorurtheilsfreier Holländer und dadurch gerade der Gegensatz seines Vorgängers Prätorius, bietet alles auf, sein zurückgebliebenes Land auf dieselbe Stufe mit seinen Nachbarn zu bringen, und die deutschen Elemente in seiner Regierung unterstützen ihn kräftig hierin. Die Transvaal-Republik hat, wie ganz Südafrika, seit der Entdeckung der Diamantenfelder großen Nutzen aus diesen gezogen. Wenn vor weniger als zwei Jahren selten ein Geld- oder Goldstück in der Republik zu sehen war und aller Handel bis zu den kleinsten Bedürfnissen lediglich durch Austausch von Gütern oder Vieh oder durch beinahe werthlosen Papiergeld betrieben wurde, so sehen wir heute diese Noten nicht nur beinahe al pari, sondern wir finden aller Orten reichlich baares zuklingendes Geld. Die Farmer hatten Gelegenheit, ihre Producte auf unserm Markte mit großem Nutzen zu verkaufen, und viele aus der Transvaal-Republik kehrten als glückliche Diamantengräber heim.

Die ganze nördliche und besonders nordöstliche Grenze der Republik scheint ein großes Goldfeld zu sein. Viele Diamantengräber, denen theils die Unkosten hier zu groß oder die reich genug sind, um auf neue Speculationen auszugehen, zogen nordwärts, um Gold zu suchen. Es wird dort überall, besonders im Leydenberg-District, gefunden, aber der rechte Ort, ich meine eine reiche Mine, ist noch nicht entdeckt. Jede Post bringt uns Alluvial- und Quarzgold, auch Nachrichten von Bleiproben mit reichem Silbergehalt.

Die Transvaal-Regierung hat ein Anlehen von 60,000 Pf. St. in der Capstadt abgeschlossen, und der Bau einer Eisenbahn von Prätoria über Neuschottland zur Küste wird sofort in Angriff genommen werden. Der Vorschlag kam von einem Deutschen, Guymann, der auch die Concession zum Bau erhalten hat. So viel bekannt ist, lautet der Contract, daß die Bahn binnen fünf Jahren vollendet sein muß. Jedenfalls sind dies drei Jahre mehr als nöthig ist. Die Linie führt durch ein kohlen- und eisenreiches Land, und wird jedenfalls dem Cap den Colonialhandel der Welt (?) entziehen. Wie schade, daß die Delagoa-Bay nicht deutsch ist! Der Endpunkt der Eisenbahn wird dort sein und der Einwanderung unendliche Vortheile gewähren. Die Transvaal-Republik ist unstreitig der fruchtbarste Theil Südafrikas und hat bei dem jetzt erweckten Unternehmungsgeist und der durch die Diamantenfelder geschaffenen Arbeitskraft eine große Zukunft vor sich.

Ein großer Theil der Bevölkerung in West-Griqualand besteht aus Deutschen. Viele derselben kamen nach dem Krimkriege als deutsche Legion (angeworben in Aldershot) nach Britisch Kaffraria, wo sie eine Art Militärgrenze, ähnlich der österreichischen, bilden sollten, was aber gänzlich fehlschlug. Im Jahre 1857 oder 1858 war wieder eine große Einwanderung von Deutschen in Britisch Kaffraria, das damals noch eine von der Capcolonie unabhängige Provinz war. Ich darf wohl sagen, daß mehr als die Hälfte aller dieser Landleute nun auf den Diamantenfeldern ist, und es ist nur Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß uns Deutschen sowohl von Seiten der hiesigen Regierung als auch von der gesammten englischen Bevölkerung die größte Aufmerksamkeit erzeigt wird, und die gegenseitige Harmonie wurde niemals, selbst nicht während der Dauer unseres letzten glorreichen Feldzuges, im Geringsten getrübt, obwohl, was nicht zu leugnen ist, während der ersten Hälfte des Krieges die Sympathien unserer englischen Freunde entschieden auf französischer Seite waren.

Wissenschaftliche Thätigkeit der Deutschen in Japan.

Die Deutschen sind auch in wissenschaftlicher Beziehung im Reiche des Sonnenaufgangs thätig; dafür zeugen schon die „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Yokohama 1873, Druckerei der Japan Mail." Das erste, vor uns liegende Heft ist im Mai erschienen; wir ersehen daraus, daß die Gesellschaft in Yokohama 28 Mitglieder zählte, in Yeddo 20, in Hiogo 7 und 2 in Singapore. Vorsitzender ist der deutsche Ministerresident v. Brandt, sein Stellvertreter der Oberstabsarzt Dr. Müller; Schriftführer sind Dr. Hilgendorf und P. Kempermann, Dolmetscher der deutschen Mission; Bibliothekar ist Dr. Cochius und Schatzmeister F. Mammelsdorf. Unsere Landsleute haben dort im fernen Ostasien ein weites und dankbares Feld für ihre Forschungen und an Kräften ist ja kein Mangel. Bisher hatten die Engländer eine Art von Monopol wenigstens in Bezug auf die Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften; jetzt tritt auch Deutschland würdig und wie wir keinen Augenblick bezweifeln mit Erfolg auf. Das erwähnte Maiheft enthält zuerst meteorologische Beobachtungen von der Station zu Yeddo, von Herrn Erwin Knipping. — Herr Kempermann erörtert die Gesetze des Jyeyasu, die allgemeiner unter der Bezeichnung Gesetze des Gongensama bekannt sind. Dieselben zerfallen in zwei Theile. Der erste umfaßt die achtzehn Gesetze, durch welche der Gründer der Tokugawaherrschaft ein Jahr vor seinem Tode Kaiser und Fürsten des letzten Restes von Unabhängigkeit beraubte und seinen Nachfolgern die Mittel an die Hand gab, vermittelst welcher sie das Wiederaufblühen der in den langen inneren Kriegen zerrütteten Macht der Vasallen im Keime ersticken konnten. Der zweite Theil enthält die sogenannten hundert Gesetze, die aber keine eigentlichen Landesgesetze waren, sondern nur seinen Nachfolgern als Richtschnur dienen sollten. Beide Theile waren bisher ungedruckt und die Handschriften durch Schreibfehler sehr entstellt. Herr Kempermann hat sich bemüht, den richtigen Sinn zu treffen, so daß sich nun wohl hinreichend das System erkennen lasse, durch welches die Siogune seit 1615 im Stande gewesen sind, 2½ Jahrhunderte hindurch den von ihnen selbst als Kaiser anerkannten und vom Volke hochverehrten Mikado der Herrschaft zu berauben und die Unabhängigkeitsgelüste der Fürsten in Schranken zu halten. Die Erläuterungen, welche Herr Kempermann zu dem Texte der einzelnen Gesetze giebt, sind sehr werthvoll und zeugen von gründlicher Kunde der historischen Verhältnisse Japons; ohne diese kurzen Commentare würden und die Gesetze durchaus unverständlich sein. Sehr übersichtlich ist das chronologische Verzeichniß der Kaiser und Siogune, von 660 vor Chr. an. Die Erblichkeit des Amtes der Siogune begann 1186 mit Minamoto Yoritomo, der 1199 starb. Die Periode von 1220 bis 1338 umfaßt die Regierung der „Schattensiogune"; dann folgen die „Regenten aus der Hodjo-Familie"; von 1334 bis 1573 herrscht die Dynastie der Aſtaga, und die Zeit von 1573 bis 1603, respective 1615, wird als die „Zeit der Usurpatoren" bezeichnet. Dann tritt 1603 Iye yosu auf und seine Dynastie der Tokugawa behauptete sich bis 1868. In diesem Jahre dankte Yosi hisa ab. Er war Sohn des Prinzen von Mito, Nari akira, von dem Prinzen von Hitotsubaschi adoptirt, und dankte ab bei dem gleichzeitig erfolgten Sturze

Digitized by Google

des Siogunates, dem seit 1854 irrthümlich der Name Taikunat beigelegt wird.

Wir erwähnten neulich („Globus“ XXIV, S. 112), daß in einem Tempel zu Yeddo ein „Seeteufel“ zur Schau ausgestellt worden sei, und gaben eine Beschreibung desselben nach der „Japan Gazette“. Wir fügten unsererseits bei: „Hoffentlich giebt ein Naturforscher eine Beschreibung desselben.“ Wir dachten dabei an Dr. Hilgendorf, der in den letzten Tagen des Decembers Dresden verließ und sich seit Ende Februars in Japan befindet. Jetzt finden wir in den „Mittheilungen“, daß er das Thier untersucht und beschrieben hat. Es ist der große japanische Dintenfisch, Ommastrephes; die Körpermaße fand er sehr beträchtlich. Er fand ihn so: die Eingeweideschale war auf der Bauchseite aufgeschlitzt, der Eingeweideschlauch entfernt, der Kopf ebenfalls ausgenommen, dessen Haut aufgeschnitten und von der Körperhaut getrennt; die Arme waren mehr oder weniger geschädigt, die beiden Fangarme in der Mitte abgeschnitten, die sämmtlichen knorpeligen Theile herausgelöst. Den so präparirten oder vielmehr verstümmelten Körper hatte man mit Salz eingerieben, hatt getrocknet und auf einem Gestelle flach ausgebreitet. Dr. Hilgendorf schildert dann das systematische Verhalten, auf das wir nicht eingehen. Von der hintern Spitze bis zum vordern Mantelrande wurden, auf der Rückseite, 186 Centimeter gemessen, die Entfernung von letzterm bis zum Munde wird noch weitere 40 Centimeter betragen haben. Der längste der acht Arme maß 197 Centimeter. Da die Arme etwa 10 Centimeter hinter dem Munde ihren Ursprung nehmen, so berechnet sich die größte Längenausdehnung des Thieres von seiner hintersten Spitze bis zum Vorderende des ausgestreckten Armes auf 414 Centimeter. Wären die beiden Fangarme vollständig gewesen, so dürfte diese Zahl auf 600 Centimeter gestiegen sein. Breite des aufgeschnittenen Mantels, d. h. Umfang des Thieres, 130 Centimeter u. Der Durchmesser eines Hornringes in den Saugnäpfen, an der Basis gemessen, 1,5 Centimeter; Zahl der Zähne 37, Höhe derselben 0,7 Millimeter. — Herr Hilgendorf bringt dann noch einige gut verbürgte neuere Angaben über riesige Dintenfische, auch über den, welchen Capitän Bowyer bei Teneriffa traf; die Körperlänge desselben wurde auf 18, die Armlänge auf 5 bis 6 Fuß geschätzt. Der in Yedda ausgestellte wurde gefangen an der Ostküste von Nippon, zwischen 35° und 36° N.

Das Maiheft der „Mittheilungen“ enthält ferner einen Aufsatz über die Herstellung zweier Kaffergräber; — einen Bericht über die Ausbrüche des Volcans Aso yama im December 1872; sie dauerten bis in den März und waren mit Erdstößen begleitet. — Dr. Cochius schildert ein eigenthümliches Meerleuchten; — Dr. Hoffmann handelt über die Heilkunde in Japan und japanische Aerzte.

Nachrichten von der „Polaris“.

Der Dampfer „Tigreß“, welcher bekanntlich die „Polaris“ im Eismeer aufsuchen soll, ist am 14. Juli von Brooklyn aus in See gegangen und hat zu Ende des Monats den Hafen von St. Johns auf Neufundland verlassen. Die Eskimos werden auf der Büre-Insel, Nordgrönland, bis auf einen, Joseph, der geläufig Englisch spricht, zurückgelassen. Tyson und Chipman haben als Eismeister zu fungiren. Beide haben über den vielgenannten Segelmeister Buddington noch manche unerbauliche Dinge erzählt, und da dieser Mann naturlich brutal und ein Trunkenbold war, so erscheint es seltsam, daß Hall ihn mitnahm und die Washingtoner Regierung ihm erlaubte, an der Expedition sich zu betheiligen. Chipman ist vor 1870 nicht weniger als funfzehn Jahre hinter einander im Eismeere gewesen. Im Jahre 1855 war er „Bootssteurer“ auf einem Wolfischfahrer, den Buddington befehligte; das Schiff fror den Winter über ein und Buddington ergab sich dem Trunke, lag fast immer in seiner Cajüte, ließ aber dann und wann ein Faß Branntwein für das Schiffsvolk auftegen, das sich, wie man es nannte, einen guten Tag machen sollte. Bei einer solchen Gelegenheit trank Buddington sich voll und toll und in seiner heitern Laune gab er zwei Matrosen Befehl, Chipman zu packen und über Bord in eine Stelle offenen Wassers zu werfen. Als die Matrosen zögerten, zog er seinen Revolver hervor, wiederholte seinen Befehl und gab erst Feuer bei, als einer der Matrosen mit geschmetterter Kinnlade auf Deck lag; Chipmon hatte ihm bei seiner Abwehr einen Schlag mit der Handspeiche versetzt. Als Buddington am andern Tage nüchtern war, lachte er herzhaft über den guten Witz von gestern. Das geschah on Bord des Schiffes „Georgiana“, welches in jenem Winter 14 Matrosen an Scharbock verlor. — Indem wir die Musterrolle der „Tigreß“ überblicken, finden wir mehrere deutsche Namen, z. B. W. A. Minzer, Ingenieur; W. Wiedemann und Krieger, Matrosen; G. Boumann, Zahlmeister.

Nachschrift. Als wir eben die Revision dieses Bogens lasen, erhielten wir am 19. September die erfreuliche Kunde, daß Dr. Emil Bessels am 18. d. M. wohlbehalten zu Peterhead in Schottland gelandet sei. Er schickte sofort ein Telegramm an Dr. A. Petermann nach Gotha. Das amerikanische Provianthschiff „Juniata“, welches mit Kohlen und anderen Vorräthen nach Grönland bestimmt war, lief am 11. September auf der Rinkfahrt St. Johns auf Neufundland an und meldete, daß die „Tigreß“ auf der Littletoninsel im Smithsunde, 60 Seemeilen im Norden der Northumberlandinsel, ein Lager der auf der „Polaris“ Zurückgebliebenen gefunden habe; schriftliche, dort von ihnen niedergelegte Nachrichten besagten, daß man — etwo sechs Wochen vor Ankunft der „Tigreß“ — daselbe verlassen habe. Die „Polaris“ war zu Grunde gegangen. Da dieselbe bekanntlich keine Boote mehr an Bord hatte, so wissen wir bis jetzt nicht, wie die Leute sich gerettet haben oder wie sie sich Boote verfertigten. Ein Wolfischfahrer, der Dampfer „Arctic“, hat sie an Bord genommen und nach Peterhead gebracht. Ohne Zweifel erfahren wir unverweilt alles Nähere über das „dunkle Drama“.

* * *

— An den vielbesprochenen Wallfahrten zu den wunderthätigen Marienbildern in Frankreich haben sich bis Ende August mehr als 300,000 Individuen betheiligt. „So groß wäre also die Zahl derer, welche sich öffentlich als Fetischdiener kennzeichnen und sich auf eine Linie mit den schwarzen afrikanischen Fetischverehrern stellen. Was ist aus dem Frankreich geworden, das sich so oft und so laut rühmte, an der Spitze der Civilisation einherzuschreiten? Verhüllen wir unser Haupt und bestreuen wir daselbe mit Asche. Ja, es ist weit, sehr weit mit uns gekommen und wir sinken immer tiefer. Ist noch Rettung möglich?“ Diese Betrachtungen hat ein französisches Blatt angestellt.

— In dem Gefangenenhause von Neuyork, den sogenannten Tombs, saßen am 6. August 381 Untersuchungsgefangene; darunter nicht weniger als sechszehn wegen Anklage auf Mord oder Todtschlag.

Inhalt: Aus dem russischen Reiche. (Mit vier Abbildungen.) — Die Culturepochen und die Sprachherrschaft. Eine Skizze von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. VI. (Schluß.) — Ein Seebad im alten Indien. — Die Chinesen in San Francisco. Ein Culturbild aus dem fernen Westen. Von Theodor Kirchhoff. II. — Ein primitives Naturvolk in Indien. Die Dschuangas. — Aus allen Erdtheilen: Neu-Guinea. — Aus Südafrika. — Wissenschaftliche Thätigkeit der Deutschen in Japan. — Nachrichten von der „Polaris“. — (Schluß der Redaction 19. September.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bierweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

In den Urwäldern des östlichen Peru.

I.

Der Naturforscher Paul Marcoy war von Cusco, der alten Inkastadt, mit einer Anzahl von Bolivianern ausgezogen, welche sich als erfahrene „Rindenjäger", als Cascarilleros, bewährt hatten. Es kam darauf an, die Wälder im Osten der Sierra de Caravaya zu erforschen und Cinchonabäume aufzusuchen. Die Expedition bestand außerdem aus dem Obersten Perez, zwei Dolmetschern und einer Anzahl von Quechuaindianern, welche als Gepäckträger Dienst genommen hatten. Nach einer mühseligen Wanderung wurde Marcapata erreicht und von dort aus konnten die Bolivianer ihre Nachsuchungen beginnen.

Auffallend war an den Flußläufen ein Streifen von Caña brava, jenem Riesenrohre, das zwischen 15° und 25° S. bis zu 50° W. v. P. auftritt, bis zu 20 Fuß Höhe erreicht und oben einen Fächer bildet, der sich weit nach vorn hin überneigt. Der Stamm enthält ein faseriges Mark und aus ihm verfertigen die Wilden ihre Hütten; auch den Blüthenschäften machen sie Pfeile.

Eine auffallende Erscheinung bilden die Camantisberge, deren Basis 14 Leguas rundum beträgt; sie sind mit prächtigen Waldungen bestanden und der von dem Matschu-Camanti, dem größten der beiden Berge, herabkommende Bach ist überaus goldreich; der kleinere oder junge wird als Huatyna Camanti bezeichnet. Dieses „zweiköpfige Gebirge" wurde bald nach der Entdeckung Perus von Soldaten Almagro's entdeckt, denen andere Abenteurer folgten. So reich war die Gegend an dem edeln Metalle, daß die in den ersten drei Jahren gewonnene Goldmenge sich auf den Werth von 27,000,000 Piastern belief. Etwa ein Vierteljahrhundert lang gewann man eine großartige Ausbeute, welche dann allmälig ins Stocken gerieth, weil auch in anderen Gegenden Perus sehr viele andere Gold- und Silbergruben in Angriff genommen worden waren; das Volk sagte, daß böse Geister keine Spanier mehr bei den Camantis dulden wollten.

Als der Zug in der Weise wie unsere Illustration zeigt den Guarapacana überschritten hatte, kam sie an den Rio Saniaca, und dieser war der achtundfunfzigste Zufluß des Ceoñi oder Flusses von Marcapata, an welchem die Wanderer abwärts zogen. Als sie in einer Waldeinöde lagerten, bemerkte Marcoy, daß in der Nähe ein zerbrochenes, roh gearbeitetes Kreuz lag; daneben fand er Kohlen und Knochen von einem Tapir. Hier waren also Menschen gewesen. Der Dolmetscher wußte, daß man dort einen „Deutschen aus Deutschland" begraben habe, und erzählte Folgendes. Der Mann war mit einem Gefährten in diese abgelegenen Wälder gekommen, um Gold zu graben. Sie nahmen keinen Führer mit, weil der eine in Ocongata erklärt hatte, er verstehe die Sprache der Chunchos. Aber er starb vor Hunger und Elend in diesem Walde; der andere begrub ihn und wäre auch eines kläglichen Todes gestorben, wenn nicht zufällig Indianer an der Stelle vorübergekommen wären, wo er, dem Tode nahe, unter einem Baume lag. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken, brachten ihn nach Ocongata zurück, häuften Steine auf das Grab des Apacheta unter-

Digitized by Google

Sirinieris-Indianer.

Digitized by Google

pretacho, d. h. die Ruhestätte des Dolmetschers, und pflanzten ein Kreuz auf, um anzuzeigen, daß dort ein Christenmensch begraben liege.

Die Region, in welcher die bolivianischen Cascarilleros werthvolle Cinchonabäume suchten, liegt am Obstabhange der östlichen Cordillere, welche dort als Cordillera del Crucero oder de Caravaya bezeichnet wird. Westlich von derselben und mit ihr unter 14° S., 73° W. v. P. in einem Winkel zusammenstoßend, zieht sich von Nordwesten her die Sierra de Tono y Avisca (an deren Westseite der Rio de Paucartampu hinströmt). Von diesem Gebirgszuge ziehen viele Flüsse, jeder in einem besondern Thale zum Rio Amaru Mayu, d. h. dem Madre de Dios; die einen vermittelst des Rio de Tono, welcher jenen zum Aufnahmebecken dient, die von der Sierra de Tono herabkommen, die anderen vermittelst des Rio Inambari. Die Strecke, auf welcher die Expedition ihre Untersuchungen anstellte, reicht etwa von 12° bis 13½° S. und von 73° bis 71° W. von Paris.

Stromschnellen des Ccoñi in der Gegend von Guarapascana.

Ueber die Stromverflechtungen dieser Gegend war man bis etwa vor einem Jahrzehnt sehr im Unklaren, namentlich hielt man den Madre de Dios für den Quellstrom des Purus, bis Chandleß diesen letztern bis in seine Quellgegend aufwärts fuhr. Jetzt wissen wir, daß der Madre de Dios sich in den Beni ergießt, also dem Flußsysteme des Madeira angehört. Das ist früher mehrfach im „Globus" hervorgehoben worden; auch Marcoy berichtigt die Irrthümer, welche noch Clements Markham in seinem Buche über Peru verbreitete. Dieser nahm an, der Rio Ayapata sei ein unmittelbarer Zufluß des Madre de Dios und dieser ein Quellarm des Purus. Jene eben bezeichnete Region ist in orographischer Beziehung sehr bemerkenswerth durch die Vertheilung und gegenseitige Lage der großen Gebirgsstöcke und der dieselben verbindenden Kette, der Richtung der secundären Ketten, die von denselben auslaufen, und die Gestaltung der nach Osten hin an Höhe fortwährend abnehmenden Profile. Im Westnordwest und Ostsüdost wird sie durch die Mauer der östlichen

Digitized by Google

Sirinkri-Indianer durchwaten den Fluß Croüi.

Digitized by Google

Andes abgeschlossen, nach Osten hin hat sie scheinbar keine genaue Begrenzung; im Norden zieht sich die Sierra de Pilón-Puni hin, die ein abgelöster Zweig der östlichen Cordillere ist; im Süden liegen die Widerlagen des Gebirgsstocks von Titicaca auf der bolivianischen Grenze.

Hydrographisch betrachtet finden wir die beiden obenerwähnten Systeme oder Gruppen verschiedener Flüsse, das westliche im Norden, das östliche weiter südlich; beide sind da, wo sie einander sich am meisten nähern, nur durch etwa einen Längengrad getrennt; ihre Gewässer haben keine Verbindung mit einander, strömen aber demselben großen Flusse zu *). Zwischen beiden Systemen und parallel mit ihnen läuft dann der Cconi, dieser Fluß von Marcapata, und diesem entlang zog die Expedition; er bildet zwischen ihnen gleichsam eine Scheide bis er nach einem Laufe von etwa 35 Leguas sich mit dem Ollachea vereinigt.

Wir brauchen auf die von Marcoy berichtigten Irrthümer nicht näher einzugehen; man weiß, daß der Marcapata, Madre de Dios und Inambari keineswegs „die Hauptquellarme des Purus“ sind, sondern daß dieser ein selbständiger Zufluß des Madeira ist. Unbegreiflich ist, daß Markham den Ucayali zu einem Nebenflusse des Madeira macht, da doch der Lauf dieses Flusses und seine Mündung in den Amazonenstrom seit Jahrhunderten bekannt und auf jeder Karte verzeichnet sind.

Die unten genannten Flüsse beider Systeme kommen als Bergströme von der Cordillere herab, bilden viele Stromschnellen, schäumen über Felsen und durch tiefe Schluchten; wenn der Schnee oben zergeht, bekommen sie eine starke Wasserfülle und strömen ungemein reißend. Im Uebrigen schildert Marcoy die ganze Gegend als ein Paradies, aus welchem jedoch die Spanier eine Hölle machten. Schon im dreizehnten Jahrhundert drang der Inka Yahuar Huaccac mit 15,000 Mann bis dorthin vor; er hatte die Schneekette von Huiteanota überstiegen und drang durch die Thäler des Tono und Avisca bis an den Madre de Dios, welchen er des gewundenen Laufes wegen als Schlangenfluß, Amaru mayu, bezeichnete. Ein Jahrhundert später unternahm der Inka Yupanqui einen Zug mit 10,000 Mann dorthin. Er ließ Flöße herstellen, besuhr mit denselben den Amaru mayu, bestand viele Kämpfe mit den Eingeborenen und kam endlich zu den Mutus (den heutigen Moros), welche damals das linke Ufer des Beni inne hatten und deren Nachbaren die Chiriguanos waren. Es gelang ihm, die verschiedenen Völkerschaften, wenn gewiß auch nur sehr oberflächlich, für den Sonnencultus zu gewinnen und ihnen als Unterthanen seines Reiches einen Tribut aufzuerlegen; derselbe war in verschiedenen Gegenden verschieden und bestand aus kostbaren Hölzern, Goldkörnern, wohlriechendem Harz, Vogelfedern, Coca, Baumwolle, seltenen und merkwürdigen Thieren und dergleichen mehr. Dieser Tribut ist bis zum Tode des Inka Tupac-Amaru, also bis sechs Jahre nach Ankunft der Spanier in Peru, regelmäßig entrichtet worden.

Dann aber stürmten die Raubgenossen des Freibeuters Pizarro im Lande umher um die fabelhaften Enim und Groß-Paiti und die eben so fabelhafte Stadt Manoa del Oro und den Parimasee aufzusuchen, dessen Wasser aus flüssigem Golde bestand! Orellana fuhr den Napo hinab bis in den Marañon, Pedro de Ursua vom Huallaga her in den Riesenstrom, Pedro de Candia drang in die Thäler von Paucartampu und Arzurez de Campo Redondo in jene von Caravaya; der letztere kam bis an die Quellen des Beni, ohne Gold gefunden zu haben. Dasselbe wurde erst einige Jahre später von Soldaten Almagro's entdeckt, nicht, wie Marcoy angiebt, von Mulatten, die von einer Plantage in Brasilien entflohen seien.

Marcoy lobt an dem „gesegneten Lande“ das Klima; am Tage heiß, Nachts frisch; eine trockene und eine nasse Jahreszeit; fischreiche Gewässer, Wälder reich an Wild, namentlich an Tapiren, Hirschen, Peccaris, Pakas und Affen. Außer den Cinchonabäumen finden man treffliche Bauhölzer und Färbhölzer, den Milchbaum (Galactodendron, Sandi), der trinkbare Milch, Harz und Arznei zugleich liefert; den Wachsbaum (Coroxylon) und den Croton sebiferu, der Fett giebt, und viele andere, Honig in Menge, Arzneipflanzen, Käfer- und Färbestoffe. Aber Alles bleibt unbenutzt, das schöne Land eine Einöde bis die rechten Menschen kommen.

Es ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß die Expedition mit wilden Stämmen zusammentreffen werde. Die ansässigen Indianer in den mehr oder weniger civilisirten Gegenden Perus sind getauft und gelten für Christen, sie vermeiden aber gern jede Berührung mit den heidnischen Chunchos (Tschunschos). Mit diesem Namen belegt man die Gesammtheit der Wilden, welche in jenen Waldregionen in größeren oder kleineren Horden als Jagd- und Fischernomaden umherziehen. Die Bezeichnung Wilde paßt auf sie in vollem Sinne des Wortes, und wirkliche Musterwilde sind namentlich die Siriniris, mit welchen die Expedition die erste Begegnung hatte, als sie in einem Walde am Cconi (dem Flusse von Marcapata) Nachtlager hielt.

Als der Morgen zu dämmern begann wurden die Schläfer durch ein wahrhaft infernalisches Geschrei aufgescheucht, das von dem mit hohem Rohr bestandenen Flußufer zu ihnen drang. „Da sind Chunchos!“ rief der wachthaltende Ketschua (Quetchua) und im Nu waren Alle aufgesprungen; Jeder griff zu den Waffen. Nach wenigen Minuten wurden drei Männer sichtbar, dunkelbraune Gestalten, denen das Haar zottig herabhing. Sie schrien aus voller Kehle, hoben bald die Arme bald die Beine in die Höhe, drehten sich um sich selbst und kamen näher. Als sie, schreibt Marcoy, nur noch fünf paar Schritt von uns entfernt waren, hörte das Tanzen auf. An den Schießgewehren, mit welchen Oberst Perez, ich und die beiden Dolmetscher bewaffnet waren, mochten sie wohl abnehmen, daß wir Häuptlinge seien, und so warfen sie sich denn stürmisch in unsere Arme, wobei sie rauhe Kehltöne hervorbrüllten, die sicherlich Freude über ihr Zusammentreffen mit uns bedeuten sollte. Uns war dieser Umarmung nichts weniger als angenehm, denn unsere neuen Freunde waren vom Kopfe bis zum Fuße mit Rocou und Genipa beschmiert, kamen eben aus dem Wasser, denn sie waren vom andern Ufer herübergeschwommen, und so konnte es nicht fehlen, daß ihre Liebkosungen unsere Kleider roth und schwarz färbten. Während wir uns abtrocknten wurden unsere bolivianischen Cascarillajäger und die peruanischen Träger ihrerseits begrüßt. Zwei der letzteren, brave Ketschuas, erkannten in den Wilden Diebe, welche ihnen vor einiger Zeit im Dorfe Sanfipata allerlei Dinge gestohlen hatten. Sie wandten sich mit dem Worte Sna fua, d. h. Erzdieb, von den Wilden ab, die ihnen ihre Hand reichen wollten.

Nun begann die Unterhaltung. Der Dolmetscher, Pepe Garcia, stellte seine Fragen in einem seltsamen Kauderwälsch, das aus Wörtern der Sprache der Siriniris, aus Ketschua und Spanisch bestand. Man konnte sich zur Genüge mit ein-

*) Das eine dieser Systeme begreift alle Flüsse, welche von der Sierra de Tono y Avisca herabkommen; den Apo, Tconzate, Pilcopata, Conifpata, Tambo, Aviica, Callanga, Pitama, Chaurimano, Tono und Pini pini, die jeder etwa 35 Leguas von ihren Quellen entfernt gemeinschaftlich den Madre de Dios bilden, diesen Amaru mayu, d. h. Schlangenfluß. — Das östliche) System von Caravana umfaßt die Thäler des Ollachea, Anapata, San Gaban, Pabata, Aporoma, Sandia und seinen Nebenflüsse; sie fallen in den Inambari, den ersten Zufluß, welchen der Madre de Dios von Süden her erhält.

Digitized by Google

Tauschhandel mit den Indianern.

Digitized by Google

ander verständigen und wenn die Worte nicht völlig ausreichten, halfen allerlei Zeichen und Geberden aus.

Der Stamm der Siriniris hat die Landstrecke zwischen den Thälern des Ocongate und des Cllachen inne, und reicht nach Osten hin bis zu 12° Süd; etwa 71° W. v. P. Diese Wilden leben in Frieden mit ihren Nachbaren im Westen, den Huatchipanris, welche in den Thälern von Pancartampu wohnen, und den Pukiris, deren Gebiet sich in östlicher Richtung über die sieben Thäler von Caravaya ausdehnt. Sie hatten von dem Knallen unserer Tasa tasa, d. h. Schießgewehre, abnehmen können, daß weiße Leute im Thale seien. Nun waren sie gekommen um sich Siruta und Bambas — Messer und Aexte — zu verschaffen. Sie waren uns schon seit mehreren Tagen nachgeschlichen und zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir ihnen mit unseren Flinten nichts Böses thun würden. Ein Theil der Horde streifte seit einigen Wochen umher, um zu jagen und zu fischen. Ihr Dorf lag einige Wegstunden nach Osten hin, und jetzt waren jene drei Männer als Kundschafter gekommen, um sich mit uns in gutes Einvernehmen zu setzen; ihre Gefährten und Frauen hielten sich inzwischen im Rohr versteckt. —

Messer und Beile gelten bei diesen Indianern für das höchste Gut. Als Marcoy jedem ein ganz gewöhnliches Messer schenkte, sprangen sie vor Freude hoch empor und gaben allerlei Körperverrenkungen zum Besten. Einer drehte sich um, pfiff auf den Fingern, und sobald dieses Zeichen gegeben war, brachen sofort neun Männer mit Geschrei aus dem Rohre hervor wie wilde Thiere; dann kamen noch sieben Weiber und drei Hunde, häßliche Köter mit spitzer Schnauze und aufrecht stehenden Ohren. — Auch die indianischen Damen hatten sich das Gesicht mit Rocou (Orleans, Anotto) beschmiert; in dem durch den Nasenknorpel gebohrten Loche steckte ein Rohr, und auch in den Ohrläppchen und an der Unterlippe fehlte ein solches nicht. Von einer, auch der allerdürftigsten, Bekleidung war keine Spur vorhanden; als die Männer bemerkten, daß die Weißen darüber sprachen, gaben sie den Weibern ein Zeichen; diese gingen an die nächsten Sträucher, brachen Zweige ab, welche sie um die Hüften befestigten, und kamen dann ganz unbefangen wieder.

Die Männer streckten wiederholt die flache Hand aus und sagten ein Mal über das andere: Siruta! Sie bekamen auch Messer, verlangten aber mehr. Als sie abgewiesen wurden, liefen zwei rasch fort, kamen aber bald aus dem Rohre zurück. Sie brachten Bogen und Pfeile, Vogelbälge, Halsbänder, die aus Pflanzenkörnern verfertigt waren, Diademe von Federn und geflochtene Netztaschen; das alles boten sie als Tauschwaare für Messer. Das Geschäft war rasch im Gange; die Frauen bekamen Nadeln, kleine Schellenglöckchen, einen Taschenspiegel und kupferne Ringe. Ihre Freude war ohne Maß und sie holten dann Manioc, frische Bananen und süße Coloquinthen. Marcoy hatte Muße genug, um einige Skizzen zu entwerfen.

Als das Mahl zubereitet war, nahmen die Wilden ohne Weiteres neben den Weißen und den Bolivianern Platz, waren in ihrer Art sehr liebenswürdig, d. h. unaufstehlich aufdringlich, griffen ohne Weiteres mit den Fingern in den Kessel, langten Bananen heraus und wollten diese den Weißen in den Mund stecken. Andere strichen diesen mit der verfetteten Hand über das Gesicht, betasteten Kopfhaar und Bart, zupften an den Aermeln herum, um sich den Kleiderstoff zu betrachten, und dabei lachten und schrien sie entsetzlich. Gewiß kamen die Fremden ihnen als sehr sonderbare, sächerliche Wesen vor.

Nach der Mahlzeit wurde ihnen angedeutet, daß sie sich zu entfernen hätten; darüber schienen sie sehr betrübt zu sein und baten, daß man zu ihnen in ihr Dorf kommen möge, das gar nicht weit entfernt sei. Als man ihnen darauf seine Antwort gab und ohne Weiteres aufbrach, schickten sie ihre Frauen fort und gingen mit. Ein stämmiger Bursch, dessen Haut viele Flecken hatte (— die Lota, welche auch bei Negern vorkommt —), war deshalb vom Obersten Pereg als Panther bezeichnet worden; er sprang lustig und toll vor dem Zuge her, um seinen Respect zu bezeugen. Zwei seiner Gefährten legten den Arm um den Hals des ersten Dolmetschers und das Ganze bot ein buntes, wunderliches Bild dar.

Als der Oberst und Marcoy Beinkleider und Schuhe auszogen um durch ein stehendes Wasser zu waten, waren flugs zwei Siriniris neben ihnen und boten sich als Träger an. Soritten denn jene auf diesen Wilden und hatten dabei Gelegenheit zu bemerken, daß deren Haut eine Ausdünstung hatte, die wie Seekraut (Tarech) roch; das Fell faßte sich so rauh an wie Maroquinleder. Auf der andern Seite des Wassers erhielten sie zur Belohnung für ihre Dienste einige kupferne Knöpfe, welche sie sofort in die durch die Nasenflügel gebohrten Löcher befestigten. Dann zogen alle ab bis auf den Panther, der lange Zeit gar nicht weichen wollte, am Ende aber doch zurückblieb.

Unterwegs sprach man dann viel über diese Begegnung und die Chunchos. Der Dolmetscher Pepe Garcia erklärte sie für ein Mittelding zwischen Affen und Menschen, die Ketschuaindianer sagten, sie seien so häßlich wie der Teufel, und spien verächtlich aus, weil diese Barbaren so schamlos nackt umhergingen, daß die heilige Mutter Gottes darüber erröthen und die Engel im Paradiese weinen müßten. Der Oberst fand keinen Gefallen an der zottigen Mähne der Frauen, ihrem mit Rocou beschmierten Gesicht, dem dick aufgetriebenen Leibe und den mageren Armen und Beinen. Marcoy bemerkt dazu: „Ich habe noch manche andere wilde Damen gesehen und Gelegenheit gehabt, in anderen Urwäldern der östlichen Andes, namentlich an den Flüssen im Pajonal (— der grasbewachsenen Landstrecke —), Exemplare zu betrachten, die häßlich aussahen, sich grotesk häßlich ausnahmen und den schärfsten Gegensatz zu den stramnen, stämmigen Männern bilden. Doch das erklärt sich, denn das Weib ist ja nur Lastthier."

Am andern Tage war der Panther wieder da! Er stahl Angelhaken und Strümpfe, wurde dabei ertappt, lachte darüber hell auf, setzte sich ans Feuer, und nahm dann am Mahle Theil als ob gar nichts vorgefallen wäre, er ließ sich geröstete Fische und gekochte Yucca wohlschmecken. Aber Salz widerstand ihm; er verzerrte das Gesicht und spie aus; dagegen kannte er brennend heißen rothen Pfeffer mit außerordentlichem Behagen. Dann trollte er fort, aber Nachmittags bemerkte man ihn wieder; er ging am andern Ufer des Flusses spähend auf und ab und als er den Zug erblickte, erhob er ein Geschrei das etwa jenem des Sperbers glich. Sofort kamen nicht weniger als 39 Wilde aus dem Gebüsch hervor: Männer, Frauen und Kinder. Sie setzten sich anfangs am Strande nieder und schienen zu berathen; der Oberst hatte das Schloß seines Gewehres genau besehen und das konnte feindselig gedeutet werden; als er aber die Waffe niedersetzte, trat der Panther aus der Gruppe hervor und rief mehrmals Siruta! Darauf nahm Marcoy ein Messer in die eine Hand und zeigte mit der andern auf Vogelbälge; damit sollte angedeutet werden, daß man Tauschhandel treiben wolle. Die Wilden riefen abermals Siruta und rafften dann allerlei Siebensachen zusammen: geflochtene Netzbeutel, Federschmuck, Halsbänder, Vogelbälge; einige Frauen brachten auch lebendige Aras, welche sie an beiden Flügeln hielten. Alle diese Gegenstände zeigten sie vor, zum Zeichen daß sie einverstanden seien. Dann gingen sie ins Wasser; ihre Tauschwaaren hielten sie, wie unsere Illustra-

Digitized by Google

tion zeigt, beim Durchwaten mit der rechten Hand hoch, damit sie nicht naß würden, mit der andern schwammen sie wo es nöthig war. Als sie am andern Ufer waren, mußten die Weißen sich abermals eine nasse Umarmung gefallen lassen. Darauf begann der Handel, und die Wilden gaben, obwohl erst nach einigem Zaudern, selbst Bogen und Pfeile her

Schilderungen aus Calcutta.

Von einem Deutschen.

1. Im Gasthofe Great Eastern.

F. Es ist 5 Uhr Nachmittags. Die Geschäftszeit für die Kaufmannswelt in Calcutta ist zu Ende. — Buggies [1]) und Broughams von feiner englischer Arbeit, bespannt mit Racepferden, warten unter der Thür der Gariwans [2]) und Syces [3]) vor den Thüren der Offices in den Straßen des europäischen Stadtviertels, um die Kaufherren, welche von 11 Uhr an bis jetzt ihren Geschäften obgelegen, nach den stattlichen Landhäusern in Tschauringi und Kidderpore zurückzuführen. Die Hitze während des Tages ist erdrückend gewesen. Nur die überaus geräumigen Büreaus mit steinernem Fußboden, welche gewöhnlich nach der Nordseite zu gebaut sind, um vor der directen Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt zu sein, und deren Luft durch die unaufhörlich hin und her wehenden Punkas [4]) in Bewegung und dadurch etwas kühl erhalten wird, machen es dem Europäer möglich, in der Stadt den Mittag über zu verweilen. Doch würde auch so die Thatkraft bei Manchem bald erlöschen, wenn nicht der „Bearer“ (Träger) dem Coachman [5]) einen Korb mitgegeben, welcher $^1/_2$ Dutzend Flaschen Sodawasser, eine Pint Sherry und einen großen in wollene Decken eingeschlagenen Klumpen Eis enthält. Der Sirdar [6]) hat diesen Korb sorgfältig unter das Schreibepult seines Herrn gesetzt, welcher nicht ermangelt zur „Tiffinzeit“ [7]) seine Correspondenz oder etwaige Calculationen zu unterbrechen, um durch ein Glas geeisten Sherry und Soda die ermatteten Lebensgeister wieder zu kräftigen. Dies erfrischende Getränk (viele nehmen auch Cognac statt Sherry) verfehlt auch nie seine sofortige Wirkung. Kaum ist der letzte Tropfen über die Lippen geglitten, so wird das Leben wieder erträglich, die beabsichtigte Speculation erscheint sicherer als vorher, das Eintragen der Posten in die Bücher geht schneller, die Correspondenz fließt leichter.

Die heiße Zeit in Calcutta erschöpft Saft und Kraft des Europäers, und er ist genöthigt, durch kräftige Speise und mäßigen Genuß von stärkenden Getränken Geist und Körper arbeitsfähig zu erhalten. Der Beamte wird oft versetzt und hat selten lange von ein und demselben Klima zu leiden. Die Regierung, vom Vicekönig bis zum letzten Schreiber, wandert alljährlich auf Staatskosten nach dem Himalaya aus, und verbringt dort die heiße Zeit in den reizenden Gesundheitsstationen Simla, Massurie und anderen, welche, verbunden mit europäischem Klima, die reichsten Genüsse civilisirter Gesellschaft gewähren. Der Geschäftsmann allein ist durch seinen Beruf an Zeit und Ort gebunden, für ihn giebt es keine andere körperliche Erholung als die, welche er jeden Morgen um 6 oder 7 Uhr auf seinem Spaziergange und des Abends nach 5 Uhr in einer Fahrt auf der Maidan [1]) am Hughly [2]) findet. —

Die Angelegenheit, welche mich zu dem Principal der Firma S. u. Co., eines der ersten Handlungshäuser in Old Court House street, geführt hat, ist erledigt. Wir steigen die breiten, steinernen Stufen herab, durchschreiten die schon ziemlich dunkelen mit Gütern angefüllten Speicher und sind in wenigen Augenblicken auf der Straße. Mein Begleiter, Herr B., verabschiedet sich, steigt in seine elegante Buggy, nimmt dem Syce die Zügel aus der Hand und fährt im raschen Trabe nach Hause, um seine Frau und Kinder zur Abendspazierfahrt auf dem Strande abzuholen.

Ich kann von einer Reise wieder nach Calcutta zurück, durchwanderte die Straßen und suchte alte Freunde auf. Ich bin erst heute per Bahn aus einer der nördlicheren Provinzen Indiens hier angelangt, um dringende Geschäfte zu besorgen, und bin in dem nahe liegenden Great Eastern, dem früher so bekannten Wilson's Hotel, abgestiegen. Es giebt billigere Hotels in Calcutta, aber keins welches so sauber und comfortable wäre wie dieses. Man zahlt für Wohnung und Tisch 7 Rupien täglich, für Diener, Pankawala und Wagenmiethe 4 Rupien, und rechnet man dann noch 4 Rupien für Wein und Bier, welche nicht in die Tischrechnung eingeschlossen sind, und sonstige Kleinigkeiten, so kann man mit 15 Rupien = 10 Thaler täglich ganz gut auskommen. Die Zimmer sind geräumig und lustig, die Badestuben bequem eingerichtet, die Bedienung ist ausgezeichnet, da jeder Gast seinen eigenen Diener bekommt. Der Tisch bietet das Vorzüglichste englischer und indischer Küche. Dieser Gasthof ist überhaupt im großartigsten indo-europäischen Stil eingerichtet. Er ist ein Monstreladen, welcher seinen Gästen buchstäblich Alles bietet. Das ganze Parterre des colossalen Gebäudes nimmt die „Hall of all Nations“ (Halle aller Nationen) ein, ein Stapelplatz, welcher, wie sein Name besagt, die Kunst- und Industrieproducte aller Nationen in seinen verschiedenen Abtheilungen vereinigt. Es ist eine der angenehmsten, aber auch verführerischsten Beschäftigungen, durch diese Hallen zu wandern. Gleich beim Eintritt appelliren die geschmackvoll arrangirten in allen Formen und Farben prangenden Confitüren, welche ihre Existenz europäischen und indischen Conditorkünstlern verdanken, an den Gaumen, und man kann der Versuchung nicht widerstehen, sich unter dem Kühlung zufächelnden Punka niederzulassen und in Andetracht der Hitze an einem Eiscrême, welches von einem der herumschwärmenden Diener schnell gereicht wird, zu erquicken. Wir gehen weiter. Die zierlichsten Gebäcke und Biscuitwaaren in ihren namenlosen Variationen duften uns entgegen. Lange Reihen von Yorkshirer Schinken, Bolognefer und Oxforder Würsten und was sonst die Fleischer-

[1]) Bugge = zweiräderige Kalesche.
[2]) Kutscher. [3]) Reit- und Pferdeknechte.
[4]) Große an der Zimmerdecke angebrachte Fächer, welche von Dienern (Punkawalas) hin und her gezogen werden.
[5]) Kutscher. [6]) Comptoirdiener. [7]) Zwischen 1 und 2 Nachmittags.

[1]) Freier Staatsplatz am Strande des Ganges.
[2]) Name des bei Calcutta vorbeifließenden Gangesarmes.

Digitized by Google

kunst an Delicatessen aufzuweisen hat, garniren weiterhin Decke und Wände. Ihnen folgen Erzeugnisse einer großartigen indisch-englischen Käferei. Hohe Glascylinder, mit den unvermischten Theesorten Assams, der Himalayapflanzungen und Chinas, sowie den verschiedenen Kaffeearten Indiens und Arabiens gefüllt, bilden die Fortsetzung. Weite Räume sind mit den kostbarsten Schnitzereien aus Elfenbein, Horn, Holz und jedem nur denkbaren Material angefüllt. Was indische und europäische Gold- und Silberschmiedekunst zu leisten vermochte, ist hier ausgestellt. Prachtvolle Gemälde, Photographien indischer und ausländischer Scenerien und Charaktere sind in größter Auswahl vorhanden. Lange Säle sind mit einheimischen und importirten Tabacken, Cigarren und Pfeifen angefüllt. Andere bergen die besten Kleiderstoffe hiesigen und fremden Fabrikats, mit deren Verarbeitung eine Menge Damen- und Herrenschneider Tag und Nacht beschäftigt sind. Kurz jedes Handwerk ist vertreten, jeder Artikel, der zur Existenz oder zum Vergnügen des Menschen nöthig, ist hier vorhanden.

Steigen wir in die Kellerräume hinab, so sehen wir die Weine aller Nationen, besonders aber deutsche, französische und griechische in umfangreichen Fässern und Tausenden von Flaschen aufgespeichert. Ebenso finden wir die stärksten eigens für Indien gebrauten Biere Englands in ganz erstaunlichen Quantitäten, denn der Great Eastern versorgt nicht nur seine Gäste, sondern versendet seine Waaren durch ganz Indien. Eine riesige Maschine bereitet täglich das und von der Natur versagte, aber für Europäer so unumgänglich nothwendige Eis, welches im Hotel unentgeltlich zu den Speisen und Getränken verabreicht wird. Eine große außerhalb der Stadt angelegte europäische Vieh- und Milchwirthschaft liefert jeden Tag frische Vorräthe von Fleisch, Butter ꝛc. Der an die Hall of all Nations anstoßende Raum enthält die sogenannten „Refreshment rooms“, d. h. größere oder kleinere Zimmer mit eleganter Ausstattung, in welchen man zu jeder Zeit nach der Karte speisen kann. Man ist hier vollständig ungestört, denn der Diener, welcher die befohlenen Speisen und Getränke gebracht, hängt vor die Thür ein Täfelchen mit dem Wort „engaged“ zur Warnung für andere Besucher und erscheint selbst nur, wenn er gerufen wird. Zur Ueberwachung dieser Diener, welche sämmtlich Mohammedaner sind und zu den durchtriebensten Burschen der gesammten Kellnerwelt gehören, hat die Gasthofdirection angeordnet, daß kein Gast ohne vorgelegte Rechnung und beigefügte Quittung etwas an sie zahle. Logirt man im Hause, so erhält man eine Masse kleiner gedruckter Formulare, auf diese notirt man seine Wünsche, giebt sie dem Zimmerdiener, welcher sie dem Vorsteher des betreffenden Departements überreicht und das Geforderte erhält. Bei Zustellung der Rechnung werden jedem Gast diese von ihm selbst geschriebenen Cheques wieder eingehändigt, so daß er die „Bill“ aufs Genauste controliren kann. — Die Einrichtung des ganzen Hauses ist mustergültig, und wie es die Ehre hat, das größte Hotel Calcuttas und somit Indiens zu sein, so ist es auch stets das besuchteste.

2. Die Staubsücher.

Wir schreiten jetzt auf dem breiten Asphalttrottoire der Old Court House street an den prachtvoll ausgestatteten Schaufenstern des Hotels, über denen die Wappen der Vicekönige von Indien prangen, denn der Gasthof ist Hoflieferant für sie alle gewesen, und haben nach wenigen Schritten den Ausgang der Straße und somit die Maidan erreicht. Dieser Platz, welcher sich im Süden Calcuttas an den Ufern des Ganges in einer Ausdehnung von ungefähr einer deutschen Meile erstreckt, kann mit Recht die Lunge Calcuttas genannt werden, denn hier ist der einzige Ort in dieser „Stadt der Paläste“, wo frische und gesunde Luft weht. Der größte Theil desselben ist daher auch ganz frei von Bäumen und sonstigen Anpflanzungen gehalten; der Graswuchs wird mit großer Sorgfalt gepflegt, so daß auch während der heißen Zeit, in welcher an anderen Stellen jeder Halm versengt und verdorrt ist, das Auge sich hier an dem durch künstliche Bewässerung stets grün erhaltenen Grasteppich erquicken kann. Breite, sauber chaussirte Straßen, Reitbahnen, Fußwege durchschneiden die Maidan nach allen Seiten und sind bei Sonnenuntergang bedeckt mit glänzenden Equipagen, Reitern und Spaziergängern, welche aus der Stadt herausströmen, um hier das kostbarste Gut in Calcutta, frische, kühle Luft, zu genießen. Um den Staub zu vermeiden, wandern zahlreiche Cohorten von Bhisties mit ihren Wasserschläuchen die Wege auf und ab, und besprengen dieselben unaufhörlich.

Diese Bhisties sind eine für indische Städte ganz unentbehrliche Kaste. Ihre Arbeit besteht einzig darin, den Staub auf den öffentlichen Straßen und Plätzen zu löschen. Vor Sonnenaufgang schon wandern sie den Wasserleitungen oder den öffentlichen Teichen zu, die überall in der Stadt angelegt sind und mit Gangeswasser genährt werden, und füllen ihre Schläuche. Diese bestehen aus einem zusammengenähten Kalbfell, welches sie an einem breiten an den Fußenden befestigten Lederriemen tragen. Die Halsöffnung dient zum Aus- und Einlassen des Wassers. Sobald das Fell gefüllt ist, preßt der Bhestie mit der linken Hand die Halsöffnung zusammen, hebt es auf seine Schulter und geht nun nach dem zu besprengenden Ort, wo er die Hand öffnet und mit seinem Körper dem Schlauch einen Ruck giebt, welcher das Wasser durch die Halsöffnung heraustreibt und weithin spritzt. Dies Auf- und Zulassen der Hand und das damit correspondirende ruckweise Stoßen des Schlauches wiederholt er bis der letzte Tropfen Wasser herausgeflossen ist, worauf er zur nächsten Wasserleitung geht und sein Fell wieder füllt. Haben sie das Wasser weit zu tragen, so befestigen sie eine Bambusröhre in die Oeffnung und unterbinden dieselbe bis sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben. Eine Schaar solcher Wasser sprengenden Bhisties sieht oft, besonders für den Neuling, urkomisch aus, sie gehören aber so entschieden zum indischen Leben, daß man sich ein Fahren oder Gehen auf den Straßen ohne sie gar nicht denken kann. Ebenso unentbehrlich sind sie im Hause, wo sie alles für die Wirthschaft und Badebenutzen nöthige Wasser herbeitragen müssen. Sie sind in Folge der unausgesetzten Bewegung in der freien Luft und angestrengten Arbeit meist von gesundem, ja oft von robustem Aussehen und stets aufgelegt zu handgreiflichen Scherzen, die gewöhnlich darin bestehen, daß sie sich gegenseitig oder einen vorübergehenden Bekannten mit einer reichlichen Dosis aus ihrem Wasserfall abzukühlen versuchen.

3. Die Maidan.

Man hat Calcutta die „Stadt der Paläste“ genannt und nicht mit Unrecht, denn es giebt wohl keinen imposantern Anblick als diese Reihe von Palästen, welche weiter als das Auge reicht von Ost, Süd und Nord die Maidan umgeben. Sie sind alle in edlem Stil, den klimatischen Verhältnissen entsprechend in colossalen Dimensionen aufgeführt; ihre weiße Farbe, die Säulenhallen und stattlichen Verandahs, die platten Dächer vollenden das orientalische Aussehen der Stadt. — Vor allen bleibt das herumschweifende Auge auf dem unmittelbar an der Maidan liegenden Regierungsgebäude, der Residenz des Vicekönigs, haften. Es ist das größte und, was den Regierungsbeamten gewiß am liebsten ist, das kühlste Gebäude in Calcutta. Von seiner Kuppel weht die Fahne

Digitized by Google

Englands, das stolze Siegeszeichen, vor welchem sich die Banner Indiens und der Halbmond seiner mohammedanischen Eroberer beugen mußten. In der nordöstlichen Ecke der Maidan erheben sich die schlanken Thürme der Mosché, dem schönsten Tempel der Moslems, welchen Prinz Ghulam Mohammed, Sohn des Tippu Sultan, während der Regierung des Lord Auckland erbaute, und zwar, wie eine Inschrift an demselben besagt, zum Andenken daran, daß ihm 1840 die Directoren der Ostindischen Compagnie die rückständigen Summen seiner Jahrgehalte ausgezahlt. Weiter rechts thront die in rein gothischem Stil gebauete bischöfliche Kathedrale. Unmittelbar vor uns ragt die massive 165 Fuß hohe Ochterlonysäule empor, welche in streng saracenischem Stil zu Ehren des Sir W. Ochterlony errichtet wurde, um damit die hohe Achtung zu bezeichnen, in welcher der General die Nachfolger des Islam hielt. — Eine Treppe führt im Innern zur Spitze, von welcher man eine lohnende Aussicht über das Häusermeer Calcuttas und besonders des mit Schiffen bedeckten Ganges hat. — Nicht weit davon, gegenüber dem Regierungspalast, steht die Reiterstatue des Lord Hardinge, welche allgemein für das schönste Monument Calcuttas gilt, und in kurzer Entfernung davon vor dem Stadthause das Standbild des Lord Bentinck, welcher 17 Jahre lang Indien unter großem Segen regierte. Auf der andern Seite der Maidan, am Gangesufer, liegen die massenhaften Gebäude des Fort William, dessen Bau schon von Lord Clive nach der Schlacht bei Plassey angefangen wurde; es ist die stärkste Festung Indiens, deren Außenwerke aber so umfangreich sind, daß wenigstens 10,000 Mann mit 600 Kanonen dazu gehören, sie effectiv zu vertheidigen. Der zwischen diesem und der Stadt sich lang hinstreckende Theil der Maidan heißt die Esplanade, und umschließt das köstlichste Juwel Calcuttas, nämlich Eden Garden.

Historische Atlanten.

D. Unter der Ueberschrift „Historical Atlases“ gab die „Saturday Review“ ein Urtheil ab über zwei neue interessante historisch-chartographische Werke*). Dem deutschen Werke wird der Vorzug größerer Deutlichkeit vor dem englischen zugesprochen, und Dr. Menke eine vollständigere Auffassung der Idee eines geschichtlichen Atlases vor Dr. Smith eingeräumt. Es sei uns gestattet einige Worte zu sagen über den Werth des Gebrauchs historischer Karten bei dem Studium der Geschichte, und insbesondere deren Anwendung bei dem Vortrage der Geschichte in Gymnasien und Schulen.

Ohne Ueberhebung dürfen wir wohl behaupten, daß nirgends wie in Deutschland die historischen Studien in solchem Umfange betrieben werden. Ueber Nutzen und Einfluß dieser Studien in Bezug auf allgemeine Bildung, und welche gesteigerte Anforderungen an diese seit den letzten zwanzig Jahren bei der Zunahme der Entwickelung unseres öffentlichen Lebens mit Recht gemacht werden, brauchen wir uns hier nicht weiter zu verbreiten. Es bedarf aber auch keines speciellen Beweises, daß diesen Anforderungen noch nicht in ausreichendem Maße genügt wird.

Wir wollen damit den Mangel an Pflege dieser wichtigen Disciplin den Schulen nicht zum Vorwurfe machen. Denn wenn es hier an dem guten Willen auch nicht fehlt, so mangelt es doch fast allgemein an dem wesentlichsten Mittel, an der gleichzeitigen, deutlichen, ausgiebigen Veranschaulichung der jedesmaligen politischen Grenzen des betreffenden Staates oder der Staaten in der Zeitperiode, deren Geschichte gerade Gegenstand des Vortrags ist. Alle politischen Wandlungen von einiger Bedeutung haben fast immer auch Veränderung der territorialen Grenzen im Gefolge, und beide stehen daher in innigem Zusammenhange. Die ersteren können nie ohne ein richtig dargestelltes Bild der letzteren gründlich und bleibend erfaßt werden. Wie aber soll dieses Bild deutlicher und besser zum Ausdruck kommen, als durch chartographische Darstellung des Schauplatzes der Ereignisse, die dem lebendigen Vortrage der Völkergeschicke als treue Begleiterin zur Seite steht?

Oder kann man glauben, daß der geschichtliche Vortrag der Ereignisse, die dem Zerfall der römischen Weltherrschaft, dem dreißigjährigen Kriege, dem Zeitalter Ludwig's XIV. und dem österreichischen Erbfolgekriege zu Grunde liegen, seine Aufgabe gedeihlich und nachhaltig ohne die gleichzeitige Veranschaulichung der damaligen Länder- und Völkergrenzen mittelst größerer zu den betreffenden Zeiträumen gehörenden historischen Karten zu lösen vermag?

Die praktische Erfahrung lehrt das Gegentheil.

Hieraus dürfte sich nicht sowohl ein Schluß ziehen lassen auf die Wichtigkeit größerer, in chronologischer Reihenfolge zusammenhängender Karten für das Studium der Weltgeschichte, als für die unbedingte Nothwendigkeit deren gleichzeitiger Anwendung bei dem Vortrage der Geschichte in Gymnasien und Schulen.

Gleichwohl haben sie in letzterer Hinsicht noch nicht allgemein diejenige Anwendung gefunden, ohne welche auf dem mit gespannter Aufmerksamkeit dem eingehenden Vortrage folgenden Schüler ein klares und bleibendes Bild der jedesmaligen politischen Lage, der Ursache und Wirkung der eingetretenen Ereignisse und deren Resultat nicht gesichert werden kann.

Diesem wissenschaftlichen Bedürfnisse von Grund aus abzuhelfen, dürfte sich die Herstellung billiger geschichtlicher Karten empfehlen, die im großen Wandkartenmaßstabe die jedesmalige Begrenzung und Eintheilung der betreffenden Ländercomplexe in den einschlägigen Zeitperioden veranschaulichen. Zur leichteren Herstellung solcher historisch-geographischen Wandkarten für Gymnasien und Schulen über die europäischen Ländergruppen, beispielsweise im 6., 9., 17. und 18. Jahrhundert bis zu dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803, in welche Perioden vorzugsweise die verwickeltsten geschichtlichen Verhältnisse fallen, würde das Sprunner'sche Werk, insbesondere dessen neue Bearbeitung von Dr. Menke, eine sichere und zweckmäßige Anleitung gewähren, obschon dasselbe für höhere wissenschaftliche Zwecke unternommen worden ist.

Indem wir zu demselben zurückkehren, bemerken wir,

*) Dr. Karl von Sprunner's Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, 3. Aufl., neu bearbeitet von Dr. Theodor Menke. Gotha, Justus Perthes, 1871—1872.

An Historical Atlas of Ancient Geography, Biblical and Classical. Compiled under the Superintendence of Dr. William Smith and Mr. Grove, London, Murray, 1872.

Digitized by Google

daß der englische Verfasser des Saturday-Review-Artikels sich zunächst über die Menke'sche Bearbeitung in folgender Weise äußert: „Dank den Bemühungen des Dr. Menke ist hier eine bewunderungswürdig vergrößerte und verbesserte Auflage desjenigen Theiles von Spruner's Werk geboten, welche die mittlere und neuere Geschichte Europas oder der mittelländischen Welt umfaßt, da diejenigen Theile von Asien und Afrika, welche bei einem geschichtlichen Ueberblick nicht unberücksichtigt bleiben können, mit einbegriffen worden sind."

Der Verfasser spricht weiter den Wunsch aus, daß auch dem „Atlas antiquus" eine solche Vergrößerung und Verbesserung hätte zu Theil werden mögen, wie dem Mittelalter.

„Allerdings ist in Betreff Griechenlands dem Mangel durch Kiepert's Atlas von Hellas einigermaßen abgeholfen. Doch ist dies immer ein Werk für sich, und wir möchten gern Alles in Einem Buche haben, und selbst wenn wir der Karten Kiepert's uns bedienen, sind wir manchmal ungenügsam genug, noch ein paar Karten mehr zu wünschen, als wir besitzen." —

Nun erhalten wir zu gleicher Zeit zwei Atlanten, welche, wären sie nur Einer statt Zweier, ganz danach angethan sind, alle unsere Wünsche zu befriedigen. Dr. Menke verspricht 90 Hauptkarten statt der 81 von Kiepert, und ebenso 340 anstatt 119 seiner kleineren Nebenkarten, welche ohne die Hauptkarte mit allzuvielen Namen zu überfüllen, besondere Einstellungen in einem besondern Zeitpunkte, Pläne von Städten oder Schlachtfeldern darstellen, welche zu den nützlichsten Theilen des Spruner'schen Werkes gehören. Eine der großen Lücken in der Spruner'schen Reihenfolge ist schon ausgefüllt. In dem „Atlas antiquus" blieb das Zeitalter Justinian's sonderbarer Weise unberücksichtigt.

Es war keine Karte da über die Zeit, in welcher nach so vielen Schmälerungen die Herrschaft der Cäsaren sich noch einmal vom Ocean bis zum Tigris erstreckte, und von keiner Zeit ist es nöthiger, daß sie so erfaßt werde, um eine vollständige Uebersicht über die Weltgeschichte zu gewinnen.

Die Arbeiten Dr. Menke's haben diese Lücke vollständig ausgefüllt."

Der Verfasser hebt nun die Karte Europas aus der letzten Zeit der Regierung Justinian's hervor, begleitet von einer solchen über die Religionen, wie sie sich damals gegenüberstanden, und fährt fort: „Karten dieser Art sind lebendig, sie vergegenwärtigen und den wahren Stand der Dinge in einer Weise, wie es durch die bloßen Worte nicht möglich ist. Ein Bild, welches uns zeigt, daß im Jahre 560 Alt- und Neu-Rom, Karthago und Antiochien, Cadix und Trebisond nur einem Herrn gehorchten, daß der Theil der Mittelländischen Meeresküste, welcher nicht unmittelbar unter kaiserlicher Oberhoheit stand, nur hier und da als eine Ausnahme erscheint, ist das beste Gegenbeweismittel gegen den herkömmlichen Satz von dem Zerfall des römischen Reichs im Jahre 476. Das Einzige, was wir vorschlagen können, wäre die Auslassung des Wortes „Ost" in der Benennung „Oströmisches Reich", eine Bezeichnung, welche Justinian ganz sicherlich nicht zugegeben haben würde, und doch möchte für diese Bezeichnungsart der Umstand geltend gemacht werden können, daß sie andeutet, wie damals nicht Alt-, sondern Neu-Rom der Mittelpunkt der kaiserlichen Herrschaft war.

Dr. Menke leistet uns auch in dem entgegengesetzten Ende seines Gegenstandes gute Dienste, indem er seine „gemalte" Geschichte von Europa — denn das ist es, was aus einem Atlas dieser Art in Wahrheit wird, bis zu der neuesten Zeit fortsetzt."

An Spruner's Werk vermißt der englische Beurtheiler auch diejenigen Veränderungen, welche in der damaligen Zeit die neuesten waren, indem dasselbe z. B. keine Karte enthalte, welche die Grenzen anzeigt, wie sie der Wiener Congreß festgesetzt habe, was Alles Dr. Menke vollständig ersetze, indem er z. B. eine Reihe von italienischen Karten gebe, die alle Veränderungen zwischen 1798 und 1866 darlegten, Karten, welche die kleinen Fürstenthümer und Republiken, die zur Zeit der französischen Invasion aufgetaucht und wieder verschwunden seien, deutlicher als es je vorher geschehen zeigten, und ebenso die Fortschritte, durch die das neue Königreich Italien zu seiner jetzigen Ausdehnung gelangt sei. Man finde bei Betrachtung der Karte „Italien 1861 bis 1866", wie weit von dem Adriatischen Meere die neue Grenze zu liegen gekommen, und wie das Wenige, was geschehen, auf der andern Seite der Alpen seinen Entschädigungspreis (was paid) gefunden habe. Die Karte mache dies Alles in einer Weise lebendig, wie dies durch nichts Anderes geschehen könne. Auch den skandinavischen und slavischen Ländern sei eine große Aufmerksamkeit von Dr. Menke gewidmet, wie durch Karten, welche die Geschichte Polens veranschaulichten, indem sie die Gebietsveränderungen vor den Theilungen, diese selbst, das von Napoleon I. geschaffene Herzogthum Warschau, dessen momentane Erweiterungen auf Kosten Oesterreichs vor Augen stellten. Alle Dinge seien hier klar dargelegt, und es seien gerade dies Verhältnisse, die man (natürlich ohne Beihilfe zweckmäßiger Karten) den Leuten nur mit großen Schwierigkeiten begreiflich mache. Auch die erste in der Reihenfolge der Karten über Spanien, welche die germanischen Niederlassungen und die Schwankungen in den Grenzen des westgothischen Reiches zeige, errege großes Interesse.

Zu dem Werke Dr. Smith's: Historical Atlas of Ancient Geography, übergehend, gipfelt sich die Beurtheilung in dem Wunsche, beide Werke, von Menke und Smith, in einem einzigen vereinigt zu sehen.

An die acht Karten Smith's über Palästina von den Zeiten der Hiviten und Amoriten bis zu der Einnahme Jerusalems unter Titus sollten sich Menke's Karten von Syrien zur Zeit der Kreuzzüge und deren Nebenkarten reihen, welche alle Einrichtungen des fränkischen Königreichs Jerusalem zeigen. Smith's Karte der griechischen und phönizischen Colonien und der Mittelländischen Länder aus der frühesten Zeit errege den Gedanken, dieselbe an die Karte Menke's zu reihen, welche die Zeit veranschauliche, zu welcher Phönizien verschwunden gewesen und Griechenland nur noch unter dem Namen Romä gehorcht habe. Die taurische Chersonnes, dieses kleine Fleckchen hellenischer Civilisation, zeige sich als das Bindemittel zwischen beiden Werken, da es in beiden zu ersehene, wie es in der That noch mehrere Zeitalter später dargestellt werden könne.

Ebenso seien die Smith'schen Karten von Ober- und Unteritalien mit einer Nebenkarte von Sibitalien zur Zeit des peloponnesischen Krieges dazu angethan, in eine natürliche Verbindung mit Menke's Karten von Italien während späterer Kriege zu treten.

Eine größere Karte von Gallien giebt sehr deutlich die Grenzen der vorübergehend römischen Besitzungen jenseits des Rheins und der Donau an; sie thut deutlicher als andere früher dar, ein wie großer Theil der Länder auf dem linken Rheinufer, die von den Römern als „Gallien" bezeichnet wurden, damals schon deutsch gewesen ist.

Diese Karten von Gallien und Germanien und den angrenzenden Ländern deuten auf diejenigen hin, welche Dr.

Digitized by Google

Menke's Werk liefern werde, und es werde angemeſſen ſein, auch alle Theilungen des Reichs Karl's des Großen zu veranſchaulichen, ſowohl die beabſichtigten als die zur Zeit Karl's und Ludwig's des Frommen zur Ausführung gekommenen, denn dieſe Theilungen zeigen, wie dem Geiſte Karl's des Großen eine dem jetzigen Frankreich entſprechende geographiſche Theilung gänzlich fern gelegen, und die erſte Idee einer ſolchen unter dem Namen „Carolingia“ ſich zufällig mittelſt einer der Theilungen zu Gunſten Karl's des Kahlen eingeſchlichen habe. Es wäre in der That ein Gewinn, im Gegenſatze zu der von Dr. Smith ſo deutlich gegebenen Grenze der verhältnißmäßig andauernden römiſchen Beſitzungen („possessions“) in Deutſchland die Ausdehnung der vorübergehenden römiſchen Beſetzungen („occupations“) unter Druſus, Varus und Germanicus dargeſtellt und in eine richtige Reihenfolge gebracht zu ſehen.

„Drei Zeitpunkte hat es gegeben, in denen dieſelbe Macht an den Mündungen der Elbe, der Garonne und des Tiber herrſchte.

Unter Druſus gebot der Herrſcher von Italien über Gallien und kurze Zeit über Germanien; unter Karl dem Großen regierte der Herrſcher von Germanien über Gallien und Italien; unter Napoleon I. regierte der Herrſcher von Frankreich über Deutſchland und Italien.

In einer Reihenfolge wie dieſe ſollten wir Karten haben, welche dieſe drei merkwürdigen Zeitpunkte neben einander darſtellten, ſo daß wir zugleich ihre phyſiſche Aehnlichkeit mit der Grenze, wie ſie und die Karte zeigt, und ihre totale politiſche Unähnlichkeit, wie ſich in jeder Einzelheit inmitten dieſer Grenze offenbart, ſehen könnten.“

Zum Schluſſe wird geſagt: „Alle Karten ſind für das Auge etwas ermüdend, und um ſo mehr, je voller, alſo je beſſer ſie ſind. Aber je ſtrenger hiſtoriſch die Zuſammenſtellung gehalten wird, um ſo leichter können wir uns der ſchlimmen Seite der allzugroßen Fülle entledigen, indem wir die Städte und Plätze in der Karte nur dann angeben, wenn ſie für die Geſchichte von Bedeutung ſind.“

In wie weit die in dieſer Kritik ausgeſprochenen Wünſche des Verfaſſers hinſichtlich der Vereinigung beider Werke eine Berechtigung haben, können wir füglich dahingeſtellt ſein laſſen. Allein die ſächſiſchen Bemerkungen, mit denen er ſie begleitet, möchten dafür ſprechen, daß ſie von competenter Seite ausgehen, die ſich über die Wichtigkeit der Anwendung guter hiſtoriſcher Karten für das Selbſtſtudium wie für den Unterricht gleich bewußt iſt.

Deutſcher Fleiß und deutſche Gründlichkeit ſind hier als Muſter aufgeſtellt, an dem ſich engliſche Strebſamkeit ein Beiſpiel genommen, um nebenbei auch gewiſſe geſchichtliche Irrthümer zu beſeitigen, die jenſeits des Canals über Deutſchlands nationale Vergangenheit noch zu courſiren ſcheinen.

Wir können dieſem Streben unſere Anerkennung nicht verſagen.

Es ſind zwar in Erkenntniß des unabweisbaren Bedürfniſſes mancherlei andere Sammlungen hiſtoriſcher Karten deutſcherſeits unterdeſſen zur Herausgabe gekommen, allein dieſelben ſind, abgeſehen von dem Preiſe, bei ſonſtiger Güte zur allgemeinen Einführung und Darſtellung bei dem Geſchichtsunterricht in Gymnaſien und Schulen entweder als Anhänge von Atlanten, oder nach Zahl und Format der Karten nicht geeignet.

Wir kommen daher auf den Vorſchlag zurück, chronologiſch geordnete Geſchichtskarten Europas reſp. Deutſchlands aus den wichtigſten Zeitperioden im Wandkartenſtyle, nach Art der aus der vortheilhaft bekannten W. Seyfarth'ſchen Officin in Gernsbach in Tapetenbruck hergeſtellten colorirten großen Eiſenbahnwandkarten zu ſchaffen, die bei allgemeiner Anwendung in Gymnaſien und Schulen den Herausgeber den nothwendigen Anſatz, der Anſchaffung einen möglichſt billigen Preis ſichern, und zugleich der Aufgabe des Lehrers wie des Schülers einen gedeihlichen Erfolg erleichtern würden.

Die Chineſen in San Francisco.

Ein Culturbild aus dem fernen Weſten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

In der Stadt Portland in Oregon, welcher Platz im Verhältniß zu ſeiner Einwohnerzahl nicht minder wie San Francisco von Chineſen überlaufen wird, iſt eine ähnliche Anti-Chineſen-Bewegung wie hier inaugurirt worden, und ſogar in den öſtlichen Unionsſtaaten hat eine ſolche angefangen. In North Adams, im Staate Maſſachuſetts, und in anderen Plätzen, wo Chineſen in den Schuhfabriken beſchäftigt werden, beginnt man die Chineſenfrage ernſthaft zu erörtern. In der großen Fabrikſtadt Pittsburg haben bereits Anti-Chineſen-Volksverſammlungen ſtattgefunden, und in Beaver Falls in Pennſylvanien, wo eine Anzahl Zopfträger in einer Meſſerfabrik angeſtellt iſt, will das Volk für keinen Aemtercandidaten mehr ſtimmen, welcher Chineſenarbeit befürwortet. Genug, es wird John allerorten in Amerika, wo er ſich nur zeigt, der Boden heiß gemacht. Auch die Capitäne von ſolchen Dampfſchiffen, welche mehr als die nach dem Tonnengehalte ihrer Fahrzeuge geſetzlich erlaubte Zahl von Paſſagieren bringen, hat man bereits in Strafe gezogen. So wurde z. B. der britiſche Dampfer „Altona“, welcher ſtatt der für ihn vorſchriftsmäßig erlaubten Zahl von 378 Chineſen deren 529 brachte, verurtheilt, 50 Dollars Strafe für jeden überzähligen Chineſenpaſſagier zu zahlen.

Die ſechs großen chineſiſchen Compagnien von San Francisco, welche nach ihrer Ausſage bereits 1700 von ihren arbeitsloſen Landsleuten unterhalten müſſen und große Unkoſten dadurch haben, ſind in Folge jener grimmigen Anti-Chineſen-Bewegung in gewaltiger Bedrängniß und Aufregung und werden ihre ganze ſprichwörtliche Schlauheit vollauf gebrauchen müſſen, um ihre Macht und ihren Einfluß nicht einzubüßen. Damit Schlimmeres verhütet werde, haben ſie in chineſiſcher Sprache gedruckte Proclamationen an allen Straßenecken des Chineſenviertels anſchlagen laſſen, worin ſie ihre Landsleute dringend bitten, Alles zu vermeiden, was die Weißen noch mehr reizen könnte. Delegaten ihrer angeſehenſten Kaufleute und der Compagnien haben dem Polizeichef der Stadt San Francisco mitgetheilt,

Digitized by Google

daß sie sobald als möglich mindestens den dritten Theil der hier anwesenden Chinesen nach Hongkong zurückschicken würden, da es unmöglich sei, ferner für Alle Arbeit zu erlangen. Mit einem Kostenaufwande von 350 Dollars Gold wurden zwei Telegramme über Newyork, London, Marseille, Malta, Alexandrien, Bombay, Calcutta und Singapore nach Hongkong gesandt, um fernere chinesische Einwanderung zurückzuhalten. Die in englischer Sprache abgefaßten Depeschen lauten in wörtlicher Uebersetzung wie folgt:

San Francisco, am 27. Mai 1873.

An das Tung Wah Hospital in Hongkong.

Sagt den Chinesen, daß keine Emigranten mehr hierher kommen sollen. — Von größter Wichtigkeit. — Große Aufregung hier. — Ausführlicher Bericht durch den Telegraphen nicht möglich. — Veröffentlicht dies in den chinesischen Zeitungen. — Werden nächste Woche Briefe und Notizen senden. — Antwortet. —

(gezeichnet) Die sechs Compagnien von San Francisco.

und die andere Depesche:

San Francisco, am 27. Mai 1873.

An Tung Wah Eee Tuen, chinesisches Hospital in Hongkong.

Haltet alle chinesischen Passagiere zurück. — Es ist keine Arbeit für sie hier, keine Nahrung, keine Wohnung. — Viele Bedrängte.

(gezeichnet) Die chinesische Kaufmannsbörse.

Das Alles klingt nun allerdings sehr schön, ist aber schwerlich nach dem Wortlaute gemeint, denn die schlauen chinesischen Millionäre und Menschenhändler haben offenbar nur die Absicht, jene Kulisendungen so lange etwas zu reduziren, bis sich der allgemeine Unwille unter den Weißen ein wenig gelegt hat. Daß die hochlöbliche Polizei von San Francisco, welche bei der Ablieferung der chinesischen Kulis und Frauen seit Jahren Henkersdienste geleistet hat und über die Wirthschaft im Chinesenquartier beide Augen zudrückte, auf die Dauer freiwillig das Gegentheil davon thun sollte, glauben sie sicherlich nicht. Nach der Wahl für städtische Beamten, denken sie, wird sich die Sache gewiß zur gegenseitigen Zufriedenheit arrangiren lassen! Ehrlich gestanden, sind die Weißen, welche „den Rummel verstehen", so ziemlich derselben Ansicht! Wie sehr jedoch die Anti-Chinesen-Bewegung bereits den bezopften reichen Sündern an den Geldbeutel geht, beweist deutlich ein von den Compagnien an den hiesigen Stadtrath erlassenes zwölf Seiten langes Memorial. Darin wird erklärt, daß sie, die sechs Compagnien, gewiß nach Kräften das Ihrige dazu beitragen würden, den Vertrag zwischen China und Amerika zu widerrufen. China sei ein Land, das am liebsten allein bliebe und nur gezwungen mit den westlichen Völkern verkehre. Mit Freuden wollten sie Alle nach dem Blumenreiche der Mitte zurückkehren, wo der Zopf geschert sei, und China würde froh sein, mit den Amerikanern Zank und Intrigue aus seinem Gebiete los zu werden. Das heißt jedenfalls deutlich gesprochen! Ein Glück ist es nur, daß die edlen bezopften Herrschaften nicht im Stande sind, den Zeiger an der Weltenuhr um ein paar Jahrzehnte zurückzustellen. Uebrigens leben in China kaum tausend Amerikaner, und zwar meistens als Kaufleute mit Familie, in einigen großen Hafenplätzen. Von einer Freizügigkeit wie hier ist dort nicht die Rede, und es ist lächerlich, die paar in China Handel treibenden Amerikaner mit der hiesigen Kulihorde vergleichen zu wollen. Dergleichen Drohungen der Compagnien sind nichts weiter als ein machtloser Wuthausbruch. Wie es heißt, werden die Compagnien nächstens eine chinesische Zeitung ins Leben rufen, wozu der Schriftsatz bereits in China bestellt ist, um damit ihre Sache vor den Amerikanern zu verfechten. Es wird dies gewiß eine in ihrer Art ganz einzige Journalistik werden!

Die Besürchtungen der hiesigen weißen Bevölkerung, daß eine chinesische Masseneinwanderung im Anzuge sei, sind durchaus nicht imaginär. Am 13. Juni z. B. landeten von den zwei Dampfern „Alaska" und „Cyphrenes" zusammen 2098 Chinesen in San Francisco und mit der Barke „Edward James" 219 — also 2317 Chinesen an Einem Tage —, und gleichzeitig kam die Nachricht aus Hongkong, daß sage 15,000 Kulis in chinesischen Häfen — meistens in Macao — auf Beförderung nach Californien warteten, und eine ganze Flotte von Dampfern ausgerüstet würde, um dieselben hierher zu transportiren. Die genannten zwei Dampfschiffe verließen Hongkong am 12. Mai, also bevor die hiesige Aufregung telegraphisch dorthin gemeldet werden konnte. Ob die Nachricht davon der Kulieinwanderung einen Damm entgegen gestellt hat, muß uns die nächste Zukunft lehren. Zu verwundern ist es übrigens, daß der massenhafte Zufluß von Chinesen noch keinen Straßenaufruhr der weißen Arbeiterbevölkerung in San Francisco verursacht hat, die im Gegentheil sich dieser ihre Existenz ernstlich bedrohenden Kulisündflut gegenüber musterhaft benimmt. In östlichen amerikanischen Hafenplätzen würden bei einem solchen Zustand der Dinge gewiß Mord und Todtschlag und blutige „Riots" an der Tagesordnung sein, und in europäischen Städten wohl auch. Was möchten z. B. die frommen, psalmsingenden Bostonianer sagen und thun, wenn so eine „Sam-Yup-Compagnie" ihnen etwa 50,000 Chinesen, die weniger zum Lebensunterhalte gebrauchen als eine halbe Million Kaukasier, auf den Hals schickte, um dort alle weißen Arbeiter aus den Fabriken ꝛc. zu vertreiben? Ich denke, sie sagten ihre bezopften Concurrenten bald mit blutigen Köpfen sämmtlich zur Stadt hinaus! Die weiße arbeitende Bevölkerung von San Francisco benimmt sich in der That (die Excesse der „Hoodlum"-Jugend können ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden!) mit einem Tact und einer Mäßigung, die alle Anerkennung verdienen und in der Welt ihres Gleichen suchen.

Soll aber die gegenwärtig mit solchem Eclat inaugurirte Anti-Chinesen-Bewegung von praktischem Erfolge sein, so müssen in diesem Lande gesetzliche Schritte gethan werden, um die Macht der großen Compagnien und ihre Organisation ein für alle Mal zu brechen. Es ist über jeden Zweifel bewiesen, daß dieselben seit Jahren nichts weiter als eine Kuli-Einwanderung der schlimmsten Art nach Californien befördert haben und hier einen Staat im Staate bilden, der auf keinen Fall länger geduldet werden sollte. Das Praktischste wäre, in San Francisco ein ähnliches Institut wie „Castle Garden" in Newyork für chinesische Einwanderer zu errichten, worin allen Neuankömmlingen erklärt wird, daß ihre in China eingegangenen Verträge in diesem Lande nicht rechtsgültig sind, und sie Niemand zwingen kann, Passage abzuarbeiten, für sechs Dollars per Monat zu dienen ꝛc. Man verbiete die Einfuhr von chinesischen Dirnen und sende solche von diesen, die dennoch herkommen, auf Kosten der Compagnien nach China zurück, man säubere die chinesischen Quartiere und hebe das massenweise Zusammenwohnen, die Opiumhöhlen, die Spielhöllen, genug die ganze dort herrschende grenzenlos liederliche Wirthschaft auf. Dann wird mit der Macht der Compagnien die Kuleinwanderung von selbst aufhören, und jene werden nicht mehr im Stande sein, Schwärme von spottbilligen Asiaten allein für eigenen Vortheil und Nutzen als Arbeiter zu verdingen. Die Concurrenz freier chinesischen Einwanderer werden die weißen Arbeiter schon ertragen können, und die Immigration aus Asien würde sich bald von selbst auf das Maß des Erträglichen stellen. Namentlich als Hausbedienstete werden die Chinesen nicht nur hier, sondern auch in den östlichen Unions-

Digitized by Google

staaten willkommen sein. Chinesische Strikes, wie z. B. neulich einer beim Abgehen eines Dampfers nach Hongkong vorkam, als die für 15 Dollars per Monat engagirte chinesische Matrosenbesatzung plötzlich 25 Dollars verlangte, die nothgedrungen bewilligt werden mußten, werden bald aufhören, wenn man den Chinesen, die so etwas wagen, einfach den Laufpaß giebt und statt ihrer Weiße beschäftigt.

Die Furcht, daß die freien Chinesen in ungeheuren Massen dies Land überschwemmen, daß sie mit der Zeit amerikanische Bürger und das Stimmrecht beanspruchen werden, ist ganz und gar unbegründet. Die Chinesen denken gar nicht an letzteres und kommen nur nach Amerika, um Geld zu verdienen, und jeder von ihnen beabsichtigt, einst nach seiner Heimath zurückzukehren. Die Kosten einer Reise von China hierher sind viel zu bedeutend (55 Dollars im Zwischendeck eines Dampfers), daß ein massenhafter Zufluß von freien Chinesen, denen sehr geringe Geldmittel zu Gebote stehen, zu befürchten ist. An den Institutionen dieses Landes nimmt kein Chinese das allergeringste Interesse; nicht einmal die Schrift und Sprache Amerikas bemühen sie sich zu bemeistern. Selbst solche von ihnen, die als Freie bereits seit vielen Jahren hier wohnen, können das Englische kaum genug radebrechen, um sich verständlich zu machen, und sind den Sitten ihrer alten Heimath treu geblieben. Ihr „me no savo“ (ich verstehe nicht) ist stereotyp geworden.

Daß die hiesige Polizei, statt den Compagnien energisch den Krieg zu erklären, die zu dicht zusammen wohnenden Kulis einsperrt und die Frauen ins Gefängniß schleppt, ist gewiß ein billiges Vergnügen; aber auf diese Weise ist das Uebel nicht auszurotten. Was können jene verkommenen Geschöpfe, welche kaum zurechnungsfähig sind und ihr Leblang nie ein Atom von Menschenrechten gehabt haben, davor, daß sie in diesen Höhlen des Schreckens und der Schande wohnen? Die jetzige Bewegung hat schon das Gute zur Folge gehabt, daß täglich eine Menge von Chinesen diese Stadt verläßt, um sich im Lande, in den Minen und Agriculturdistricten, zu zerstreuen. Würde man sie daselbst aufklären, daß sie fortan nur für eigenen Nutzen arbeiten müssen, so dürfte es kaum fehlen, daß die Macht der Compagnien auch dort bald ein Ende nähme. Californien ist ein überaus gesegnetes Land, mit außerordentlich reichem Boden und dem herrlichsten Klima der Welt, und bietet der freien Arbeit ein weites Feld für Weiße sowohl als Chinesen. Aber asiatische Sklaverei, Willkür und Liederlichkeit soll und darf hier nicht länger geduldet werden, oder dies schöne Land wird trotz seiner unermeßlichen Hülfsquellen nie zur ordentlichen Blüthe gelangen können.

Aus allen Erdtheilen.

Professor Hayden's geognostische Erforschung der Felsengebirge.

Sie nimmt einen sehr günstigen Fortgang. Den neuesten Mittheilungen über dieselbe entnehmen wir das Nachstehende: Hayden ging von Ogden in Utah aus und nahm die Route bis Fort Hall hinauf; dort traf er die nöthigen Vorkehrungen, um das bisher unbekannte Thal des obern Snake zu erforschen (— des Lewis, welcher den südlichen Hauptarm des Columbia bildet —). Er mappirte die Bergkette der drei Tetons. (— Diese liegen nicht in der Kette der Rocky Mountains selbst, sondern erheben sich westlich von demselben auf dem Hochland, im Territorium Idaho, etwa 43½° N., etwas westlich von 111° W. —) An den Abhängen derselben fand er ungeheure Massen von Schnee und eisbedeckte Seen und viele Anzeichen von neueren Gletscherwirkungen. Zu gewissen Zeiten im Jahre, namentlich im August und September, ist dort die Luft bis in sehr beträchtliche Höhen mit Heuschrecken angefüllt, die nach allen Richtungen hin fliegen. Wenn sie über die Tetonskette hinziehen, fallen sie vor Kälte in ungeheurer Menge auf Schnee und Eis nieder; der erstere schmilzt dann, so daß Myriaden kleiner Löcher in demselben entstehen. Dadurch wird die Oberfläche einigermaßen rauh und bei dieser Beschaffenheit war es den Herren Stevenson und Langford möglich, die fast senkrecht abfallende Seite des Pik bis zum Gipfel zu erklimmen. Sie fanden denselben 13,850 englische Fuß über dem Meere; dieser Grand Teton gehört also zu den höchsten Bergen Nordamerikas. Und in solcher Höhe zeugten deutliche Spuren davon, daß Menschen dort gewesen sind. Oben auf dem Grand Teton und 300 Fuß unterhalb des Gipfels lagen große Blöcke und Platten von Granit, deren Größe verschieden ist. Die Blöcke waren dorthin gelegt worden, bildeten ein Brustwerk von etwa 3 Fuß Höhe und umschlossen einen kreisförmigen Raum von etwa 6 bis 7 Fuß Durchmesser. Während auf dem Gestein daneben keine Spur von Sand oder Staub vorhanden war, war der Erdboden dieses umschlossenen Raumes mit einem Ueberzuge kleiner Granitpartikeln bedeckt; sie waren nicht größer als gewöhnliche Sandkörner und müssen durch die Einwirkung der Elemente von den verticalen Blöcken abgelöst worden sein. Diese Sandlage hat eine Tiefe von etwa 1 Fuß. Wahrscheinlich ist dieses Brustwerk vor wer weiß wie vielen Jahrhunderten von Indianern zum Schutze gegen den Wind aufgeworfen worden.

Hayden schreibt aus den Gebirgen am obern Arkansas, der tief in den Felsengebirgen entspringt: „Wir haben die große Nationallette erforscht; sie enthält eine beträchtliche Menge von Spitzbergen, die mehr als 14,000 Fuß hoch sind. In dieser Kette liegen Whitney's, Harwood und Pale Peaks. In den sogenannten Elf Mountains (— also weiter nach Westen hin —) benannten wir drei Pits: White House, Capitol und Treasury Peaks; den letztern deshalb so, weil er reich an Silber ist. Wir gehen nun nach dem Norden der Nationallette, um den Heiligenkreuzberg zu ersteigen, und wollen dort unsere erste Station in der blauen Kette aufschlagen.“

Die peruanische Expedition zur Erforschung der interoceanischen Canalroute.

Dieselbe war im Juli in Lima zurück; Capitän Carillo hat einen eingehenden Bericht abgestattet, in welchem er hervorhebt, daß man außer den von Selfridge untersuchten Routen noch andere sorgfältig untersuchen müsse, bevor man zu irgend einer Entscheidung gelange. Er räth an, daß man von Peru aus im December wieder eine Commission nach der Cupicabay sende, um weitere Forschungen vorzunehmen. — Gegen Selfridge's 18-Schleusen-Canal haben die peruanischen Sachverständigen einzuwenden, daß die Dimensionen desselben zu klein seien und der Canal den wachsenden Bedürfnissen des Welthandels nicht entsprechen würde. Die Größe von Selfridge's Tunnel und seine Schleusen seien viel zu klein für die großen Dampfer, welche schon jetzt aus Europa durch die Magellansstraße nach Chile und Peru kommen. Diese haben 25 bis 30 Fuß Tiefgang, und Selfridge schlägt für seinen Canal eine Wassertiefe von 26 Fuß vor! Der Canal, sagen die peruanischen Commissäre ganz richtig, muß größere Dimensionen haben

Digitized by Google

als die größten Kauffahrteischiffe verlangen und er muß so breit sein, daß zwei Schiffe in ihm aneinander vorbeifahren können und das eine nicht mühsig zu liegen braucht bis das andere vorbei ist. Selfridge habe einen niedrigen Geldanschlag gemacht (75 Millionen), aber es handle sich nicht darum, die billigste Route ausfindig zu machen, sondern eine solche, die dem Bedürfnisse des Welthandels am besten entspricht. Man müsse den Geldanschlag zwei bis drei Mal höher greifen (auf 200 bis 250 Millionen Dollars), nicht an einen 5 Miles langen Tunnel denken, nicht an drei parallel laufende Schienenlinien. Auf den Mont-Cenis-Tunnel dürfe man sich nicht berufen, da es sich hier um ganz andere oryktognostische Verhältnisse und um viel größere Dimensionen handle. Die Commissäre gehen dann auf die verschiedenen anderen Canalprojecte ein und kommen im Wesentlichen zu dem Ergebniß, daß Selfridge's Napipiproject (welches in Rothamerika so hart aufgeputzt worden ist) das am wenigsten praktische von allen und keineswegs zu empfehlen sei.

Das Gedeihen des Fieberrindenbaumes in Indien und auf Java.

Manche Gegenden am Himalaya haben durch den Anbau des Theestrauches und der Cinchona einen neuen Anblick gewonnen. Vor nun etwa neun Jahren wurde Dr. J. Anderson nach Indien geschickt, um dort die Cinchonenanpflanzungen kennen zu lernen. Seine erste Anpflanzung machte er bei Dardschiling an der Grenze von Sikkim am Nordabhange eines Bergauslaufers, welcher hiefelbe über bald in das Thal des Tistaflusses, wo er auf einer Strecke von etwa 30,000 Acres verschiedene Klimate benutzen konnte. Der Mittelpunkt der Plantagen ist bei Naughi, und die Cinchona-Association von Dardschiling hat in der Nähe die ihrige, den sogenannten Pomong-Garten. Die C. officinalis, diese Vorlieb mit grauer Rinde, die in den Nilgiris sehr gut fortkommt, schlug hier fehl. Die C. calisaya mit gelber Rinde, die weiter abwärts angebaut wurde, ist gut, die C. succirubra auf niedrigen Höhen über alle Erwartung vorzüglich gedeihen. Eine Höhe von 4000 Fuß über dem Meere bildet die Grenze des Wachsthums; aber die tiefer liegenden Pflanzungen bis hinab zu 1000 Fuß geben die kostbarsten Pflanzen. Die Pomong-Compagnie hat 1867 etwa 1000, die Regierung 1500 Acres mit C. succirubra angepflanzt; jene erfreten haben im Jahre 1872 schon 36,000 Pfund an getrockneter Rinde geliefert und für 1873 rechnet man auf 50,000 Pfund. Wenn ein fünf Jahre alter Baum gefällt wird, schießen neue Triebe aus der Wurzel hervor, die nach vier Jahren so stark sind wie der Hauptstamm. In der Plantage zu Naughi zählt man jetzt über 2,000,000 Cinchonabäume; 1 Million sind an andere Plantagen abgegeben worden und in jedem Jahre werden weitere 200 Acres bepflanzt. Der höchste Baum hat jetzt 36 Fuß Höhe und 17 Zoll Umfang; sehr viele Bäume sind 22 bis 30 Fuß hoch. Man nimmt an, daß in den nächsten drei Jahren 200,000 Pfund trockener Rinde gewonnen werden, die 6000 Pfund Chinin und 6000 Pfund anderer werthvoller Alkaloide liefern können. Die Regierung hat auf ihre Plantagen 50,000 Pf. St. für die ersten Anlagen verwandt; die jährlichen Unterhaltungskosten stellen sich auf 5000 Pf. St.; die 400 Arbeiter sind Nipalesen.

Diese Angaben entnehmen wir dem Calcuttaer Correspondenten der „Mail". Gleichzeitig liegen uns auch Mittheilungen von Dr. C. Hoftari in Cleve vor, der um die Anpflanzungen der Cinchona auf der Insel Java so große Verdienste sich erworben hat. Die Zahl der Pflanzen ist dort im ersten Quartal 1872 um 98,650 vermehrt worden; die im Jahre 1871 den Bäumen schädliche Krankheit hatte sich durch regelmäßige Beschneidung vermindert. Auf Kosten der Regierung wurden abermals 1176 Pflanzen nach Sumatra, Samarang, Modiun und Pasforuan versendet. Zu Bondong wor ein Laboratorium in Thätigkeit.

In den verschiedenen Pflanzungen Javas befanden sich Ende März 1871 schon 2,020,122 Pflanzen, eine Zunahme von 273,252 gegen Ende Octobers 1871. Die Zahl der C. calisaya und Hasskarliana war die beträchtlichste, 1,465,909; die übrigen entfallen auf C. succirubra und caloptera; officinalis; lancifolia und micrantha. Durch Regierungsbeschluß vom April 1870 war das Maximum der anzupflanzenden Bäume vorläufig auf 2 Millionen festgestellt worden und diese Zahl ist erreicht. Am 14. März 1872 wurden zu Amsterdam 6935½ Kilogramm javanischer Chinarinde versteigert zu 1 Gulden 53 C. das Zollpfund. Der Chinarindenbaum ist nun über den ganzen Archipelagus verbreitet.

Fund eines Schwurringes bei Blankenburg am Harz.

Wir erhalten von Herrn Major H. Liebing in Blankenburg folgende Notiz:

Im 13. und 14. Bande des „Globus" sind einige Artikel enthalten über „Eid- und Schwuringe bei den arischen Völkern". Ich erlaube mir, Ihnen eine Mittheilung über einen in hiesiger Gegend gemachten Fund eines solchen Ringes zu machen.

Beim Bau der Blankenburg-Halberstädter Eisenbahn stieß man im vorigen Winter on verschiedenen Stellen auf „heidnische" Begräbniß- und Wohnstellen. Es wurden vielfach Scherbe, Thongefäße und Bronzesachen gefunden. Leider sind die Funde nicht mit der nöthigen Vorsicht durchsucht und die meisten Sachen von den Arbeitern zerstört und verstreut worden. Als ich Kenntniß von den Funden erhielt, gelang es mir nur, noch einige wenige Gegenstände in meinem Besitz zu bringen, und ließen die vorgeschrittenen Arbeiten am Bahnkörper eine genaue Untersuchung der Fundstellen nicht mehr zu. Unter den Gegenständen, die in meine Hände gelangt, befindet sich nun auch ein solcher ähnlicher Ring, wie die in den oben genannten Artikeln beschriebenen, und ich erlaube mir, eine Beschreibung und Zeichnung desselben Ihnen zur Verfügung zu stellen. — Der Ring ist von schöner Bronze, hat eine länglich runde Form und ist an der einen Seite nicht geschlossen. Der große Durchmesser der äußeren Flächen beträgt 118 Millimeter, der kleinere 92 Millimeter. Nach den offenen Enden zu verjüngt sich die Stärke des Ringes; während die größte Stärke, der Oeffnung gegenüber, 28 Millimeter beträgt, ist sie an den Enden nur etwa 18 Millimeter. Die Entfernung der offenen Enden von einander ist 25 Millimeter. Uebrigens ist der Ring ganz glatt, ohne jegliche Verzierung, zeigt nur einige kleine Gußfehler und ist mit grünem Rost überzogen.

1/3 der wirklichen Größe.

* * *

— Der Bomprglaube sitzt bei den slavischen Völkern immer noch fest, auch in Galizien. Aus Lemberg wird vom 1. August einem Wiener Blatte Folgendes geschrieben: „Im Umkreise von Stryj herrscht die Cholera, und weil die dortigen Bauern an böse Geister glauben, welche nach dem Tode umgehen und die Cholerakrankheit verschulden, so wurde für einen solchen bösen Geist der Dorfschulze Mikolaj Macemko aus Tuchla ausersehen. Der Schulze Olego Ilton aus Liboschuro rieth nun seinen Bauern folgendes Mittel an: Der todte Mikolaj Macemko wurde ausgegraben und in seinen Leib drei Pfähle getrieben,

Digitized by Google

in den Kopf, in die rechte Rippe und in den Rücken. Darauf durchbohrte Olega den Leichnam mit einem scharfen Schuß und die zerstückelten Ueberreste der Leiche wurden als Präservativ gegen Cholera unter die Bauernschaft vertheilt. Dieselbe Procedur verordnete Ludwig Geiring, Dorfschulze zu Slawka, seiner Gemeinde; doch wie zur Strafe für die vollzogene Schandthat unthätiger Todten starb Geiring noch an demselben Tage — an der Cholera. Als die bestürzten Bauern den Tod ihres Wunderdoctors sahen, waren sie von dem verbrecherischen Irrwahne geheilt."

— Wir finden unter unseren Notizen ein Urtheil, welches die „Times", 26. Januar 1872, also vor nun anderthalb Jahren, über die Emancipation in Frankreich gefällt hat. Wie zutreffend stellt sich dasselbe seitdem heraus! Wir wollen es buchstäblich hersetzen: It is the breaking up of a great people and the picture of a disturbed household. There is no agreement upon any thing; there is quarreling upon every thing; there is disputing, fighting, reconciliation, but there is no agreement. No geography, no road, no stars. O age of science. of light and of progress!

— Die in Südrußland ansässigen Mennoniten haben in den ersten Monaten des laufenden Jahres eine Anzahl von Bevollmächtigten nach den Vereinigten Staaten geschickt, welche einen geeigneten Punkt für eine Niederlassung auswählen sollten. Dieselben waren in Manitoba und dann im westlichen Minnesota. Hier gab man sich große Mühe, einen so beträchtlichen Zuwachs fleißiger, wohlhabender Ansiedler für jenen Staat zu gewinnen; wir lesen aber, daß dieselben sich für Kansas entschieden haben, wo sie in Hervey County ihre Colonie gründen wollen. Es heißt, daß nach und nach nicht weniger als 40,000 Mennoniten sich dort niederlassen werden.

— Die Juden, welche aus Algier in das marokkanische Gebiet kommen, werden dort in empörender Weise mißhandelt, und sie haben ein Recht, sich bitter darüber zu beschweren, denn es ist System in dem Fanatismus. Hier einige Beispiele. Ein Jude aus Algier, der seither in jenen Jahre als Kaufmann Fez besuchte, kam vor einigen Monaten wieder dorthin und meldete sich, wie üblich, beim Gouverneur. Dieser war früher Sklav des Sultans; bisher hatte er jenem Juden, weil derselbe französischer Unterthan war, gestattet, außerhalb des Mellah (Judenviertels, Ghetto) zu wohnen und ihm zum Schutze einen Soldaten beigegeben. Diesmal wurde ihm befohlen, im Ghetto zu hausen, eine rothe Mütze zu tragen und über seine europäische Kleidung ein Tschilla zu werfen. Sodann wurde er vor den Judenrabbiner gefordert, der ihm befohl, die europäische Kleidung völlig abzutegen, statt der Stiefeln Pantoffeln zu tragen und diese in der Hand zu halten, wenn er in die Straßen außerhalb des Judenviertels gehe. Der Mann, Rastir den Haim, bat den Gouverneur um Rücknahme dieser Gebote; er sei ja französischer Unterthan. Die Antwort lautete: er könne von Glück sagen, daß er für seinen Ungehorsam nicht die Bastonnade bekomme! Das war dem Manne zu viel; er zog ab, ging nach Tanger und brachte dort seine Beschwerde bei der französischen Legation vor. — Ein anderer Jude, Messaud Dray, hatte sich in Tanger vom marokkanischen Paschа und der französischen Legation Paß und andere Papiere geben lassen, um sich über seine Person ausweisen zu können. Trotzdem erhielt er in Fez denselben Befehl wie sein Vorgänger, es erging ihm aber noch schlimmer. Zwei mit Knütteln bewaffnete Soldaten hatten ihn stets in der Mitte und sollten ihm, wenn er widerspänstig sei, sofort die Bastonnade geben. Sie hetzten die Kinder auf, welche ihn mit Schmutz und Steinen bewarfen. Der Gouverneur bekümmerte sich um seine Beschwerden nicht und vom Minister wurde ihm erklärt, daß der Gouverneur Herr in seinem Bezirke sei. Auch Messaud Dray lehrte um nach Tanger. Nun darf kein Jude auf einem Sattel reiten und Dray mußte einen Theil des Weges zu Fuße machen; erst als er eine ziemliche Strecke von Fez entfernt war, konnte er sich ein Pferd verschaffen. Durch ein Decret vom 24. October 1870 sind die algierischen Juden allen Franzosen völlig gleichgestellt, aber ein marokkanischer Mohammedaner begreift nicht, daß und wie man einen Juden anderen Menschen gleich achten und ihn mit diesen auf dieselbe Stufe stellen kann. Die beiden Mißhandelten verlangen nun Genugthuung und Entschädigung.

— Die Einwanderung nach Texas. Dieselbe ist sehr beträchtlich. Herr Gustav Löffler, Staatsinspirintendent, hat über die Einwanderung vom 1. Januar bis 30. Juni einen Bericht veröffentlicht. Es waren in runden Ziffern binnen diesen sechs Monaten nicht weniger als sechszigtausend Köpfe eingewandert (17,000 mehr als in derselben Zeit 1872). Davon kamen etwa 37,000 auf dem Landwege. Dieser mächtige Aufschwung hat begonnen, seitdem Texas mit den übrigen Staaten durch ein Schienennetz verbunden ist. Die nördlichste Stadt in Texas, Denison, in Grayson County, zählte am 1. Juli etwa 4000 Einwohner; zu Anfang des Jahres war dort — offene Prairie. Andere Städte im nördlichen Texas, die sich bisher langsam emporarbeiteten, kommen nun rasch vorwärts. Zwischen Galveston und Liverpool findet eine directe Dampferverbindung statt.

— Auf der Insel Chiloe, die vor der Südküste von Chile liegt, sind Kohlenlager von ungewöhnlicher Mächtigkeit entdeckt worden; sie liegen nur 70 Fuß unter der Erdoberfläche.

— Die Goldgruben in der auftralischen Colonie Victoria lieferten 1872, als 52,965 Arbeiter in denselben beschäftigt waren, eine Ausbeute von 1,331,577 Unzen; — in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres stellte sich dieselbe auf 297,711 Unzen. Die Arbeiten erstreckten sich über einen Flächenraum von 1029 Quadratmiles; im April waren 52,873 Miners am Werke, wovon 14,096 Chinesen. — Aus Neuseeland sind in den drei ersten Monaten des laufenden Jahres für 732,063 Pf. St. Gold verschifft worden; in dem Jahre vom 31. März 1872 bis dahin 1873 wurden dort 6,912,679 Unzen gewonnen, also etwa 2,732,374 Pf. St.

— Ein naiver Loppe. Vor Kurzem hat König Oscar von Schweden die nördlichsten Theile seiner Reiche besucht. Von dieser Nordreise wird ein artiges Stückleins erzählt: Bei dem Uebergange von Sajdа nach dem Tanaelf — einem bedeutenden Strome, welcher vom Enareesee oder Sumpfe herabkommt — begegnete der König einem Lappen, welcher noch Landesgewohnheit den Riemen, womit die Rentiere eingefangen werden, um Hals und Brust geschlungen trug. Der Kammerherr Ankarkrona ergriff den Riemen und geberdete sich, als wolle er den Lappen an denselben hängen. Da aber der König mit scheinbarem Ernste sagte, dies möge er doch nicht thun, antwortete Ankarkrona: Nun, da der König den Lappen begnadige, so möge er dem Hängeriemen noch einmal entwichen. Indem sich nun Ankarkrona entfernte, machte der Lappe sein Kunststück, indem er den Laßo nach dem Kammerherrn warf und ihn unter großer Heiterkeit des Königs und seines Gefolges an sich zog, wie er sonst gewohnt war, andere Thiere an sich zu ziehen.

Inhalt: In den Urwäldern des östlichen Peru. I. (Mit vier Abbildungen.) — Schilderungen aus Calcutta. Von einem Deutschen. I. — Historische Atlanten. — Die Chinesen in San Francisco. Ein Culturbild aus dem fernen Westen. Von Theodor Kirchhoff. III. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Professor Hayden's geognostische Erforschung der Felsengebirge. — Die peruanische Expedition zur Erforschung der interoceanischen Kanalroute. — Das Gedeihen des Fieberrindenbaumes in Indien und auf Java. — Fund eines Schwurringes bei Blankenburg am Harz. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 1. October).

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

In den Urwäldern des östlichen Peru *).

II.

Unter der wilden Horde der Siriniris.

Inzwischen waren auch Weiber und Kinder vermittelst einer nicht weit entfernten Furth über den Strom gekommen und betheiligten sich auch ihrerseits. Ihr widerwärtiges Getreisch verstummte einigermaßen als Knöpfe, Nadeln und Kupferringe zur Vertheilung kamen; aber das erweckte den Neid der Männer, die ungestüm immer mehr verlangten und nun unverschämt dreist wurden. Einige Kleidungsstücke, die zum Trocknen auf Steinen lagen, wurden betastet, genau untersucht und namentlich viel berochen. Ein Siriniri nahm eine Leinwandhose und steckte rasch in jedes Beinloch einen Arm, wußte aber nicht, was er mit dem Hintertheil anfangen sollte, und warf das Ding fort; ein anderer steckte beide Beine in die Aermeln einer Jacke, kam aber damit natürlich nicht weit hinein.

Endlich brach man auf, ohne von den Wilden Abschied zu nehmen. Diese blieben zurück, aber am folgenden Tage, als die Partie sich zur Rast gelagert hatte und ganz in der Nähe das ununterbrochene Geschrei eines Aras vernahm, trat der Panther, der unvermeidliche, aus dem Dickicht: Er kam lächelnd näher; das Gesicht hatte er sich frisch bemalt. Kurz und bündig erklärte er, daß in der Nähe mehrere Leute seines Stammes seien, die noch keine Messer erhalten hätten; sie wollten nun kommen. Abzuweisen war dieser Spion und Unterhändler nicht und es erschien keineswegs gerathen, die Wilden zu Feinden zu haben. Der Panther pfiff in mehreren Absätzen auf den Fingern; darauf bemerkte man eine Bewegung im Dickicht und bald kamen neun völlig unbekleidete Männer zum Vorschein, die über den ganzen Körper schwarz und roth bemalt waren; sie trugen Pfeil und Bogen und einen Kopfputz von Tukanfedern. Nachdem sie eine Art von Springtanz aufgeführt hatten, heulten sie: Menecha huary sirita, d. h. Häuptling, gieb mir ein Messer! Auch einige Frauen traten aus dem Gebüsch heraus; sie brachten gezähmte Aras, sodann Wurzeln und Früchte in Simbos, Taschen oder vielmehr Beuteln aus Netzgeflecht, welche sie an einem über den Vorderkopf laufenden Stricke derart trugen, daß der Sack auf dem Rücken hing. Die Schellenglöckchen, welche man ihnen gab, wurden sofort in den Nasenlöchern befestigt, und der Klang derselben war entzückende Musik in ihren Ohren. Jede Frau wollte ein Schellengeläut über dem Munde haben.

Als der Zug weiter gehen wollte, lärmten die Wilden nur noch ärger, aber keineswegs in unfreundlicher Absicht; sie wollten zu erkennen geben, wie gern sie die weißen Leute

*) Zu Band XVIII, S. 257, 273, 289, 306, 321, 337 ff. („Eine Wanderung in Peru von Cuzco nach den Wäldern des Fieberrindenbaumes") haben wir die Reise Marcoy's und der Cabezalleros bis nach dem Weiler Sauspata geschildert; hier waren sie in der Region der Quinawinas; die obigen Aufsätze schildern ihre Erlebnisse im Gebiete der wilden Siriniris.

Digitized by Google

Die Schlucht von Tunkim.

Digitized by Google

noch länger bei sich hätten. Sehr häufig riefen sie Huatinmio und zeigten dabei nach dem Walde hin. Der Dolmetscher erfuhr, daß Huatinmio der Name ihres Dorfes sei, in welchem eben jetzt nur Greise, Frauen und Kinder zurückgeblieben seien, denn alle Männer wären zum Jagen ausgezogen. Es sei ihr Wunsch, daß die Fremden mit ihnen nach dem Dorfe gingen, und nach einigem Ueberlegen wurde der Vorschlag angenommen. Darüber war große Freude bei den Indianern und sofort zogen ein paar derselben gleichsam als Führer voran, während die übrigen in bunter Reihe mit den Fremden gingen; Frauen und Kinder schlossen den Zug. Diese Wilden kümmerten sich gar nicht darum, daß die Fremden bald sehr angegriffen und ermüdet waren; diese mußten ihnen folgen und jenen verschlug es nichts, die dichtesten Gebüsche zu durchbrechen; sie fanden sich in dem grünen Labyrinthe zurecht und schlüpften hindurch, während die Weißen sich mit dem Beil eine Bahn schaffen mußten.

Das Dorf lag in einer ziemlich lichten Stelle des Waldes. Die Führer erhoben ein Geschrei, um die Ankunft des Zuges zu verkündigen, und sofort kamen die Frauen herbeigelaufen; sie stutzten als sie die vielen fremden Männer sahen, beruhigten sich jedoch als sie Nadeln, Knöpfe und Glöckchen bekamen. Der Oberst und Marcoy besahen nun in aller Muße dieses Huatinmio. Die Hütten waren große, mit Palmblättern gedeckte Schuppen, welche auf der Nordwestseite geschlossen sind, um gegen Wind und Regen, die von der Cordillere herkommen, geschützt zu sein. Jede ist durch Lattenwerk aus Palmholz in mehrere Gemächer abgetheilt; in sieben dieser Schuppen zählte man 23 solcher Zimmer. Angenommen, daß auf jedes eine aus sechs Personen bestehende Familie kommt, so ergab sich eine Zahl von 138 Köpfen für diese Horde.

In der Wohnung fand man als Hausrath weiter nichts als einige roh gearbeitete Kochtöpfe und Näpfe und dann eine Barbacoa, d. h. eine Hürde aus Flechtwerk auf vier Pfosten; dieses Gerüst diente als Tisch, Bank und Schlafstelle; an den Wänden hingen Bogen, Pfeile, kleine Trommeln, Flageolete, Kopfschmuck aus Aras- und Tukanfedern und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Kleiderzug aus bemalter Baumrinde mit Grasfransen. Sie schmücken sich damit, wenn sie bei großen Festlichkeiten Maskeraden aufführen. Unter jeder Barbacoa sah man Asche und angekohltes Holz. Neben den Hütten fand man Mimosen, Anoneen (Anona trilobus) und Bananen, und in einiger Entfernung Anpflanzungen von Maniok, Arachis, Melonen, Kürbissen und süßen Coloquinthen; diese sind länglich und gleichen einer Gurke. Dazwischen wucherte allerlei Unkraut, denn diesen primitiven Aeckern wurde weiter keine Sorgfalt zugewandt. Die Frau legt den Samen in die Erde und kümmert sich dann um nichts mehr. Diese Wilden könnten Nahrungsmittel in Hülle und Fülle haben, aber da sie sich um Feldbau nicht kümmern, sind sie, wie so viele andere Waldindianer, vorzugsweise auf Jagd und Fischfang angewiesen.

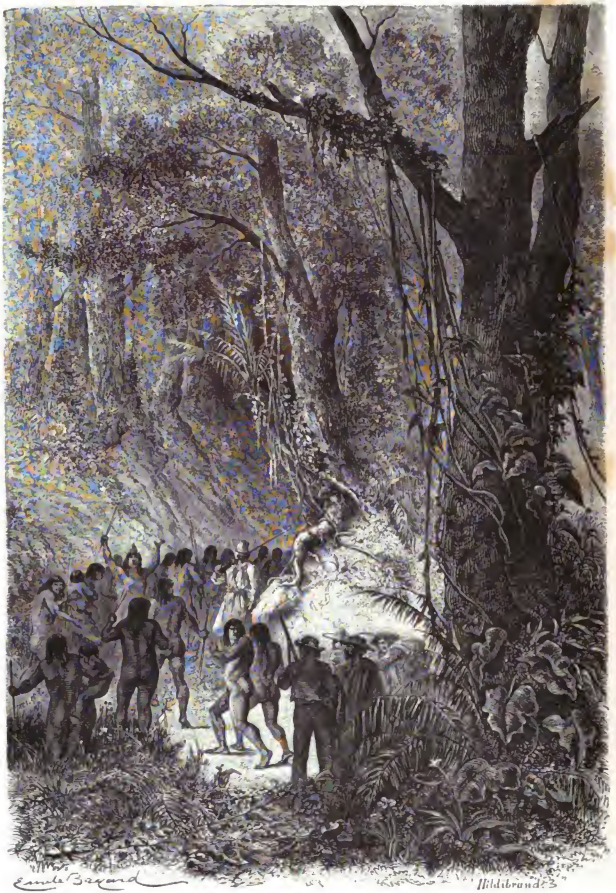
Das von den Frauen zubereitete Abendessen bestand aus einem Ragout, geräucherten Affen und frischen Bananen. Salz kennen diese Wilden nicht, sie haben statt desselben rothen Pfeffer, der wie heißes Eisen auf Zunge und Gaumen brennt. Am Abend zog Marcoy eine Kerze hervor, die bei den Wilden von Hand zu Hand ging und von allen berochen wurde; als sie angebrannt war und leuchtete, war die Verwunderung groß. Der Dolmetscher Pepe Garcia wurde beauftragt, an die Siriniris eine Anzahl Fragen zu stellen, und Marcoy schrieb die Antworten nieder. Er entwirft folgendes Gemälde dieser sogenannten „Naturmenschen“, einer Horde, die unwild gehoben ist bis auf den heutigen Tag.

Das Volk der Siriniris hatte früher einen Landstrich inne, der zwischen dem nördlich von Huatinmio liegenden Thale von Pilcopata und dem südlich gelegenen Thale des Ollachea sich erstreckt. Als es zahlreich geworden war (— d. h. relativ zahlreich, denn alle Horden der Waldindianer sind nur schwach an Zahl und beschränken sich auf Jagd- und Fischernomaden weite Räume für ihre Existenz —), theilte es sich in drei Stämme; jeder derselben nahm eine bewaldete und bewässerte Waldstrecke von etwa 8 deutschen Meilen Länge und 3 bis 4 Meilen Breite; sie leben friedlich mit einander und es macht weiter nichts aus, wenn dann und wann Jäger des einen Stammes auf das Gebiet des andern Hinüberstreifen. Die drei Stämme zählten im Ganzen etwa 300 Köpfe. Ihre Nachbaren im Norden sind die Huachipanrie und Tunyeris, welche in den Thälern von Pamcartampu zu beiden Seiten des Amaru Mayu, d. h. des Madre de Dios, wohnen, und dann die Pukiris, welche die vom Inambari und Tampobata bewässerten Thäler innehaben und nach Apolobamba reichen. Auch mit diesen Nachbaren leben die Siriniris in gutem Einvernehmen. Die Sitten und Gebräuche der letzteren sind so ziemlich dieselben, welche Marcoy überhaupt bei den Indianern beobachtet hat, die am Ostabhange der Cordillere zwischen 10° und 12° S. wohnen (— 70° bis 73° W. —). Sie alle haben Polygamie, die aber bei den Siriniris nur als Ausnahme vorkommt, weil sie bei ihrer Trägheit nicht wohl mehrere Frauen ernähren können. Diese Menschen leben nur für den Augenblick; sobald Jagd und Fischfang für mehrere Tage Nahrungsmittel genug geliefert haben, vergeuden sie die Zeit mit faulem Nichtsthun. Die Frau ist nur Weibchen, Sklavin und Lastthier des Mannes, keineswegs seine Gattin, Freundin, Gefährtin. Auf ihr lasten alle Arbeiten und Sorgen, aber die Behandlung, welche ihr zu Theil wird, erregt in ihr weder Haß noch Zorn; sie weiß es eben nicht anders, ist daran gewöhnt zu gehorchen und zu kriechen. Man heirathet sich ohne irgend welche Feierlichkeit; das Mädchen sucht sich und nimmt ein Weibchen; die Kinder bleiben der Mutter anheimgegeben bis sie etwa sieben Jahr alt sind; dann nimmt der Vater den Knaben an sich. Zunächst wirft er ihn wie einen jungen Hund ins Wasser und läßt ihn sich recht voll schlucken. Damit beginnt der Unterricht im Schwimmen! Dann lehrt er ihn Bogen und Pfeile zu verfertigen und mit einem Feuerstein und durch Brand eine Matana oder Porra, d. h. Keule, herzustellen. Bei der Erziehung ist es sehr wesentlich, daß der Knabe lernt, die Stimmen der Thiere des Waldes täuschend nachzuahmen. Er begleitet den Vater auf allen Streifzügen, bekommt Anweisung das Wild zu beschleichen, den Fisch zu speeren, und sobald er weit genug ist um ein Weibchen füttern zu können, nimmt er sich eins.

Bei den Siriniris, wie bei so vielen anderen „Naturvölkern“ Südamerikas, zollt man dem Alter nicht die mindeste Ehrfurcht oder auch nur Rücksicht. Die Alten müssen sich mit dem Abhub der Speisen begnügen und mit der schlechtesten Stelle in der Hütte. Da diese es mit ihren Eltern nicht anders gehalten haben, so finden sie das ganz in der Ordnung.

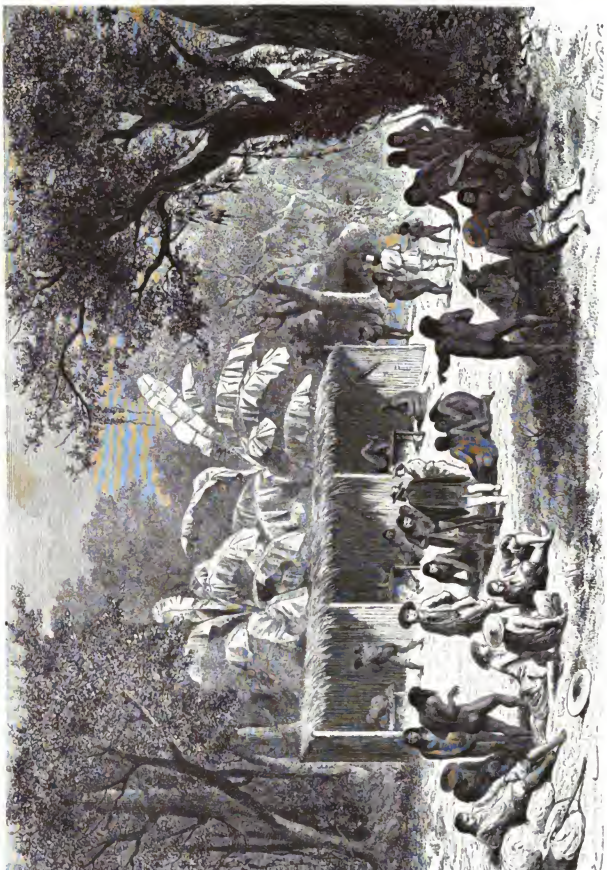
Von dem, was man als „höheres Wesen“ bezeichnet und das für den Schöpfer und Erhalter der sogenannten Welt gilt, haben auch die Siriniris nur sehr unbestimmte und verschwommene Vorstellungen; sie sehen in den Naturerscheinungen Manifestationen der guten und der bösen Laune jenes Wesens. Die Sonne ist dessen Lächeln, der Regen ein Beweis seiner Betrübniß oder Trauer; der Donner zeigt an, daß er zürnt, und der Blitz bedeutet sein höchstes Mißvergnügen. Uebrigens hat dieses Wesen keinen Einfluß auf die gegenwärtige oder zukünftige Bestimmung der Menschen und genießt keinerlei Verehrung. Dagegen steht ein

Digitized by Google



Auf der Wanderung nach Huatinmio.

Digitized by Google



Huatinmio, Hüttendorf der Sirinitris-Indianer.

Digitized by Google

böses Wesen, sagen wir der Teufel, in großem Respect, denn er übt ja unablässig Einwirkungen auf die Menschen. Von ihm kommt Alles was widerwärtig und unheilvoll ist: Mißlingen beim Fischfange, Mangel an jagdbaren Thieren, das Aufreißen der Haut durch Stacheln und dergleichen mehr. Dafür wird dieser südamerikanische Teufel denn auch mit allen denkbaren Fluch- und Schimpfwörtern belegt. Man beschwört ihn und sucht ihn dadurch unschädlich zu machen, daß man die Arme ausbreitet, die Stellung eines getreuzigten Menschen annimmt und mehrmals recht weit ausspuckt. Von einem sogenannten zukünftigen Leben hat man gar keine Vorstellung, ebensowenig von Belohnung oder Bestrafung, von Umwandelung oder Seelenwanderung. Der Todte, so meinen sie, wird in ein großes Loch hineingerollt, in dem es stockfinster ist, und dieser Hinabsturz hat gar kein Ende. In Hinblick auf diesen Glauben ist das Begräbniß ganz logisch und zweckmäßig. Die Männer graben ein Loch von einigen Fuß Durchmesser und so tief, daß die Leiche, den Kopf zu unterst, ganz hineingebracht werden kann; diese Vorkehrung erleichtert ihr das Hinabstürzen in den bodenlosen Schlund, der ihr außerdem noch anderweitig erleichtert wird. Die Frauen binden nämlich die Arme am Leibe fest und umwickeln dann den ganzen Körper mit Palmblättern und Schlingpflanzen, so daß der Todte die Gestalt einer Tabackscarotte hat. —

Wir erwähnten weiter oben der Barbacoas und der angelohten Holzstücke unter denselben. Damit verhält es sich folgendermaßen. Während der Regenzeit, in welcher es oftmals lange in Strömen aus den Wolken herabgießt, können die Männer nicht auf Jagd und Fischfang ausziehen, sie müssen aber hinaus, wenn die Lebensmittel aufgezehrt sind; für Vorräthe sorgen sie ja kaum. Wenn nun der Jäger mehrere Tage lang draußen gewesen ist und Wild oder Fische heimbringt, geht die Frau sofort ans Werk und trocknet oder räuchert. Der Mann, der ja völlig unbekleidet sich der Ungunst der Witterung preisgeben mußte, kommt triefend und durchfröstelt heim und legt sich auf die Barbacoa, um sich zu erwärmen. Er hat darin eine gewisse Gewandtheit, wendet sich oftmals um, legt sich abwechselnd auf Bauch oder Rücken und kann einen hohen Grad von Hitze ertragen. Nachdem er sich dergestalt gütlich gethan, schläft er ein, und die Frau sorgt dafür, daß er nicht anbrenne.

Die Frau verfertigt die Pfeile, befiedert sie, befestigt vorn eine scharfe Steinspitze, oder einen Affenzahn, oder einen Dreizack aus Mimosenstacheln, jenachdem die Waffe zum Fischfang oder zur Jagd dienen soll. Sie sortirt die Steuerfedern und andere große Federn des Arao, Papageien, Tukans und anderer Vögel mit glänzendem Gefieder, um daraus Kronen oder Diademe für den Kopfputz oder Armschmuck zu verfertigen. Auf ihrem nackten Dickfleischel rollt sie kleine Streifen, welche sie von Palmblättern hergestellt hat, zu starken Fäden, aus denen sie vermittelst einer mit solchen Fäden umwickelten Spule Netzenetz herstellt, in welchen man Nahrungsmittel und allerlei andere Sachen auf die Reise mitnimmt.

Sobald die Regenzeit vorüber und der Wald wieder trocken geworden ist, verläßt der ganze Stamm das Dorf, in welchem nur einige Frauen und die alten Männer zurückbleiben, und zieht drei bis vier Monate umher. In dieser Zeit kamen nur dann einige Männer nach dem Dorfe, wenn sie Fleisch vom Hirsch, Tapir, Bär oder Peccari, das an Ort und Stelle geräuchert worden war, dorthin zum Aufbewahren bringen mußten. Im Uebrigen theilten sie sich je nach Belieben in kleinere Horden, welche den Flußläufen entlang ziehen und Nachtlager halten wie und wo es sich eben trifft. Sie schneiden Rohr ab, das in die Erde gesteckt wird und mit seinen überhängenden Büscheln eine Art von Schutzdach bildet.

Auf die Frage, ob die Siriniris auch Menschenfleisch genießen, wurde geantwortet, daß dasselbe, namentlich das von kleinen Kindern, ganz herrlich schmecke, weit besser als das von Affen, Peccari oder Tapir. In früheren Zeiten hätte man es oft genossen, es habe aber nach und nach sehr schwer gehalten, sich dasselbe zu verschaffen, und seit längerer Zeit schon würde es nicht mehr genossen.

Als die Fremden am folgenden Tage abzogen, schenkte Marcos den Männern sechs Messer mit Horngriff und verschiedene Angelhaken, den Frauen aber Nadeln, Schellenglöckchen und kupferne Ringe. Dann kam noch einmal ein Tauschhandel in Gang, die Fremden bekamen einige gezähmte Aras und zogen dann ab.

Die Nacht- oder Feuertelegraphie der alten Griechen.

Von **C. Sandreczki.**

Daß schon die Alten verschiedene Arten von Telegraphen kannten und gebrauchten, ist Thatsache. Allerdings war der Gebrauch höchst beschränkt und scheint sich nicht über das Bedürfniß kriegerischer Zwecke hinaus erstreckt zu haben; allein auch das beweist, daß der Menschengeist immer darauf ausgeht, Schranken, die seinen Wirkungskreis beengen, entweder niederzuwerfen oder mindestens hinauszurücken, und daß er damit von Erfindung zu Erfindung fortschreitet. Oft zeigen schon die ersten Anfänge solcher Erfindungen außerordentlichen Scharfsinn, und wenn auch der Keim sich zuerst in großer Einfachheit entfaltet, können wir doch oft schon in dieser einfachsten Entwickelung die Grundzüge der vollkommen, wenn auch nicht vollständigen, Ausbildung entdecken, zu welcher vermehrtes allgemeineres Bedürfniß die neuen Antriebe giebt.

Uebrigens ist die so alte Erfindung des Fernsprechens oder Fernsprechens während langer Jahrhunderte gleichsam brach gelegen oder unwichtig geblieben; und auch als sie wieder in Angriff genommen ward, brachte man sie zwar zu Leistungen, die nach Zweck und Anbedehnung und Raschheit die der alten Kunst übertrafen, aber doch über deren Grundsätze nicht hinauskamen und unter dem unglünstigen Himmelsstriche unseres Nordens unüberwindlichen Hemmnissen begegneten.

Ueber die wie ein Blitz einschlagende und wie der Blitz in Schnelle und Erstreckung wirkende Erfindung unserer jetzigen Telegraphie darf ich hier nicht sprechen, da mein Gegenstand mir nur einen Vergleich mit den frühesten Zuständen erlaubt.

Wer Griechenland mit seinen nach allen Richtungen hin sich verzweigenden Gebirgen, mit seinen unzähligen überall

Digitized by Google

tief eindringenden Baien und Buchten — Wasserthälern oder Wasserthaflächen könnte man sagen — aus eigener Anschauung kennt, muß sagen, daß da die Natur selbst den Antrieb zum nachbarlichen Verkehr durch Zeichen giebt, obgleich schon die weitschallende Bruststimme des Griechen irgend eine Kunde rasch von Höhe zu Höhe über Thäler und Buchten hin fortpflanzen kann. Die Verbreitung durch allerdings auch jetzt noch wunderbar schnellfüßige Eilboten war jedenfalls für letztere eine sehr schwierige bis zum Tode, wie wir wissen, anstrengende Aufgabe.

Für Nacht- oder Feuertelegraphie war der reine, selten durch Nebel verdüsterte Himmel Griechenlands besonders günstig, und über diese giebt uns der Geschichtschreiber Polybius, der selbst in diese Kunst mit Erfolg eingriff und wohl schon an den Hirtenfeuern seiner Heimath (Megalopolis in Arkadien) Beobachtungen angestellt hatte, genauen Aufschluß. Da man in unseren höheren Anstalten mehr das dulce — schönen Styl, dichterischen Aufschwung — als das utile berücksichtigt, so wird Polybius dort nicht gelesen, obwohl er des Nützlichen und dabei auch Anziehenden vieles enthält. Aber auch außer der Schule hat er wohl wenige Leser seit den Tagen, da M. de Folard, Chevalier de l'ordre militaire de Saint Louis, Maître de Camp d'Infanterie, einen Commentar schrieb, der den größten Theil der sechs Quartbände der Uebersetzung des Dom Vincent Thuillier, Bénédictin de la Congrégation de Saint Maure, ausfüllt. So will ich denn auszugsweise, aber in wörtlicher Uebersetzung hier mittheilen, was die Reliquiae des X. Buches vom 42. Capitel an über die Feuertelegraphie enthalten. Den Anlaß zu der kleinen Abhandlung über dieselbe gab unserm Polybius sein Bericht vom Anrücken des Attalus und der Aetolier gegen Philipp (V.) von Macedonien und dessen Bundesgenossen. Von allen Seiten gedrängt steht Philipp in Demetrias auf der Magnesischen Halbinsel, die Angriffe der Feinde abwartend. Um von Allem, was geschähe, Kenntniß zu erhalten, schickt er an seine Heeresabtheilungen auf Peparethos in Phokis und auf Euböa Befehl, ihm jeden Vorfall durch Feuerzeichen nach dem Berge Tisäon kundzumachen.

Werfen wir einen Blick auf diesen Schauplatz der Telegraphie, um uns das Verfahren lebhafter zu vergegenwärtigen. Ich selbst war längere Zeit in dessen Nachbarschaft.

Als Mittelpunkt der fernschreibenden Thätigkeit haben wir den Berg Tisäon zu betrachten. Er liegt auf dem Theile der Magnesischen Halbinsel, welcher von dieser als Landenge ausgehend und in den Pagasäischen Meerbusen (jetzt Meerbusen von Volo) nach Westen hin vorspringend und eine Halbinsel der Halbinsel bildend den Meerbusen in Südost abschließt. Seine Höhe beträgt über 2000 Fuß. Von diesem Berge in nordwestlicher Richtung und nahe dem Ende des genannten Meerbusens liegt Demetrias in einer Entfernung von ungefähr $4^3/_4$ deutschen geographischen Meilen, durch die Luft gemessen.

Die Insel Peparethos, nach Ritter die dritte und größte der jetzigen nördlichen Sporaden, von dem südöstlichen Ende der Halbinsel Magnesia weiter nach Osten hin gerechnet, nach Lehrbüchern der Nethellenen aber die viel kleinere Piperi (Pfeffer), die ziemlich weit nach Nordost abliegt, ist vom Tisäon, je nachdem wir die eine oder andere als die richtige gelten lassen, 8 oder 13 deutsche Meilen entfernt. Die Nordküste Euböas (Artemision, Küste und Vorgebirge) liegt dem Tisäon oder dessen Erdhalse (Isthmia) gerade gegenüber in einer Entfernung von etwa $1^1/_2$ deutschen Meilen.

Von Phokis, d. h. von dessen nächstem am Euböischen Meere auslaufenden Theile dürfen wir 6 bis 7 deutsche Meilen nach dem Tisäon hin rechnen. Von einer Höhe wie der dieses Berges aus sind Stationen der erwähnten Entfernungen, vorausgesetzt daß vorliegende Deckungen vermieden werden, gut in Sicht; allein jedenfalls erforderten die größeren dieser Abstände Zwischenstationen, um — ohne unsere Fernrohre — das Licht von Feuerbränden oder Fackeln deutlich, d. h. ohne Zusammenfließen, zu sehen und die Zahl der Fackeln genau zu unterscheiden.

Hören wir nun Polybius.

Zunächst erfahren wir, daß die Feuertelegraphie (die πυρσεία), welche besonders für das Kriegswesen von größtem Nutzen, eines der wirksamsten Hilfsmittel, wie jedes Ergreifen günstiger Gelegenheit, früher unvollkommen war; woraus wir zu entnehmen haben, daß wir es im Folgenden mit einem Zustande der Kunst oder Erfindung zu thun haben, den Polybius für einen vollkommenen oder mindestens höchstverbesserten hält. „Jetzt ist etwas geschehen," sagt er, „oder eben geht etwas vor sich, und, wem daran liegt, der kann es erfahren, wäre er auch drei, oder vier, oder mehrere Tagreisen entfernt; so daß in Nothfällen vermittelst dieser Feuerbotschaft die Hülfe unerwartet schnell eintreten kann."

„Vor dieser Zeit," fährt er fort, also etwa 150 Jahre v. Chr., „war die Feuertelegraphie unausgebildet (einfach) und daher meist nutzlos: denn man mußte durch (ein- für allemal) festgesetzte Zeichen seinen Zweck zu erreichen suchen; da man aber die Ereignisse nicht voraussbestimmen konnte, so entzog sich das Meiste der Behandlung durch die Fackeln." Und nun führt er ein Beispiel an, welches die Behauptung vollkommen begründet.

Hierauf geht er auf einen Aeneas über, der über die Feldherrnkunst geschrieben und auch der Mangelhaftigkeit der Feuertelegraphie ein wenig abgeholfen hatte. Allein seine Erfindung ließ noch sehr viel zu wünschen übrig. Um dieses zu beweisen, fügt Polybius bei, wie man nach der Erfindung des Aeneas zu verfahren hatte.

„Erstlich mußte man thönerne Gefäße haben, die in Weite und Tiefe genau gleich groß waren, meistens drei Ellen tief und eine Elle breit. Sodann waren Korke (oder Korkscheiben) nöthig, welche die Mündung der Gefäße nicht ganz ausfüllten, und in deren Mitte Stäbe befestigt wurden, welche ebenmäßig in dreifingerbreite Streifen abgetheilt waren. Jeder Streifen aber enthielt eine deutliche Aufschrift (oder Umschrift), die auf jedem je einen der bedeutendsten und allgemeinsten Kriegesvorfälle angab, wie z. B. auf dem ersten Streifen: „Reiterei zieht heran"; auf dem zweiten: „Schwerbewaffnetes Fußvolk"; auf dem dritten: „Leichtbewaffnete"; nächstdem: „Fußvolk mit Reiterei"; dann: „Schiffe"; danach: „Zufuhr", u. s. w. je nach Zeit und Umständen."

„War das geschehen, so bohrte man die Gefäße genau so an, daß die Röhrchen oder Bohrlöcher gleich waren und das Wasser aus denselben gleichmäßig ablaufen konnte. Hierauf füllte man die Gefäße mit Wasser an, setzte die Korke mit den Stäben darauf und ließ es aus den Spünden zugleich ablaufen. Dabei mußte nun, da Alles gleich und übereinstimmend eingerichtet war, jeder Korkt nothwendig in dem Maße sich senken, in welchem die Flüssigkeit ablief und zugleich jeder Stab in das Gefäß niedertauchen."

„Ergab sich nun bei der Behandlung, daß Alles gleich schnell und übereinstimmend arbeitete, so brachte man die Gefäße an die Orte, wo beide Theile die Feuerzeichen zu beobachten gedachten, und setzte denselben die Korke mit den Stäben auf. Trat sodann einer der auf den Stäben bezeichneten Umstände ein, so mußte vor allem eine Fackel erhoben und gewartet werden, bis die, mit denen man sich verabredet hatte, eine Fackel entgegen erhoben."

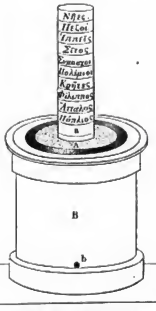
„So wie die beiden Fackeln zugleich sichtbar geworden

Digitized by Google

waren, ließ man sie beide wieder nieder und sofort auch das Wasser abfließen. Erreichte dann mit dem Niedersteigen des Korkes und Stabes von dem Geschriebenen das den Rand, was man mittheilen wollte, so mußte die Fackel erhoben werden; die auf der andern Seite aber hatten ohne Verzug den Spund (im Texte die Spünde) zu verstopfen und zu sehen, was von dem auf den Stäben angedeuteten am Rande war. Es mußte aber, da beiderseits Alles gleichschnell vor sich ging, mit dem von herüber bezeichneten übereinstimmen."

Polybius denkt, daß dieses Verfahren sich nicht viel von dem Feuertelegraphen durch Zeichen (die einen gewissen Sinn ausdrücken) wie unsere Lufttelegraphen an den Eisenbahnen unterscheide, sondern ebenso Vieles unbestimmt lasse, da man vorher alle künftigen Fälle voraussehen, noch, wenn man sie voraussähe, auf den Stab schreiben, und also, wenn je nach den Umständen etwas Unvermuthetes einträte, dasselbe nach dieser Erfindung auch nicht mittheilen könnte. Ueberdies enthalte auch das auf den Stäben Bezeichnete nichts Bestimmtes, denn, wie viele Reiterei oder wie viel Fußvolk angekommen, und an welcher Stelle sie sich gezeigt; und wie viele der Schiffe und wie groß die Zufuhr: das alles könne man nicht kund machen, weil man über das, was man vor seinem Eintritte nicht wissen könne, auch nicht vorher sich zu verabreden im Stande sei, was doch gerade die Hauptsache. „Wie könnte einer sich entschließen," fragt er, „zu Hilfe zu eilen, wenn er nicht weiß, wie viele Feinde da seien, oder wo sie seien. Wie könnte er etwas wagen oder unterlassen, oder überhaupt bedenken, wenn er nicht erfahren hat, wie viele Schiffe oder wie viele Zufuhr von den Bundesgenossen gekommen?"

Fig. 1.



A Korkscheibe. a Stab. B Thongefäß. b Bohrloch.

Ich füge hier bei, wie ich mir den Apparat des Aeneas bildlich vorstelle. Das Gefäß, als thönernes, wird wohl rund gewesen sein; wahrscheinlich auch der Stab, so daß die Schrift jedes Streifens sich ganz um denselben herumzog. Daraus ergiebt sich auch die Scheibenform des Korkes von selbst. Uebrigens würde ein viereckiges Gefäß nichts als den Kork ändern.

Nach obigen Bemerkungen geht Polybius auf die neueste von Kleoxenes und Demokleitos ersonnene Telegraphie über, welche durch ihn selbst ihre Vollendung erhielt und eine festbestimmte („festbestimmende" möchte man übersetzen) und im Stande ist, alles Dringende oder Nothwendige genau mitzutheilen: deren Behandlung aber größerer Sorgfalt und genauerer Beobachtung bedarf.

„Man nimmt nämlich alle Buchstaben der Reihe nach und bringt sie zu je fünf in fünf Abtheilungen, wobei freilich auf die letzte Abtheilung ein Buchstabe weniger kommt, was aber beim Gebrauche nicht schadet."

„Die beiden Partien nun, die mit einander in Verkehr treten wollen, machen je fünf Tafeln zurecht und schreiben auf jede je eine der fünf Buchstabenabtheilungen in ihrer Reihenfolge. Hierauf verabreden sie sich, daß der, welcher eine Mittheilung machen will, zuerst zwei Fackeln zugleich erhebe und warte bis der andere (dieselbe Zahl) entgegenerhebt. Dies geschieht, damit sie sich durch dieses Feuerzeichen zu verstehen geben, daß sie aufmerken. Sind dann die Fackeln niedergelassen, so erhebt nun der, welcher etwas kund zu machen hat, die Fackeln zuerst von der linken Seite, um anzudeuten, welche der Tafeln in Betracht kommen, wie z. B. wenn er die erste andeuten will, eine (Fackel); wenn die zweite, zwei, und so jenachdem weiter. Dann erhebt er die anderen Fackeln in derselben Weise von der Rechten, um anzudeuten, welchen der Buchstaben der bezeichneten Tafel der Empfänger der Feuerzeichen zu schreiben habe."

Fig. 2.

T Die fünf Buchstabentafeln. V Visirbrett. vv Visirröhrchen. R Raum für die Fackeln. U Umzäunung desselben.

„Wann nach dieser Verabredung jeder sich auf seinen Posten begeben hat, muß man vorerst noch ein Visirbrett*)

*) Dioptra. Ich konnte nicht anders (etwa „Dioptertineal") übersetzen, weil man sich die Vorrichtung doch als eine unbewegliche vorstellen muß, wobei den Röhrchen (Fernröhren ohne Glas, den Urvorbildern der unsrigen) vielleicht eine seitwärts etwas abweichende oder überhaupt verschiedliche Stellung in wagrechter Linie

Digitized by Google

mit zwei Visirröhrchen haben, damit man durch das eine den Raum zur Rechten bes, der das Zeichen erwiedern soll, durch das andere den Raum zu seiner Linken beobachten könne."

„Um das Visirbrett her müssen dann die Tafeln der Reihe nach aufrecht festgestellt werden, der Raum zur Rechten aber, wie der zur Linken, soll auf zehn Fuß und bis zu Mannshöhe umzäunt werden, damit die Fackeln, indem sie darüber erhoben werden, scharf abgegrenzt erscheinen, und ebenso verschwinden, sobald sie niedergelassen werden."

„Ist nun Alles bei beiden in Bereitschaft, so muß man, wenn man z. B. anzeigen will, daß „etwa hundert Mann von den Soldaten sich auf die Seite der Gegner geschlagen haben," zuerst die Worte wählen, welche die klitzekten sind, um dasselbe auszudrücken (vbertlich: welche durch die wenigsten Buchstaben dasselbe ausdrücken können), wie statt der Vorstehenden: „Hundert Kreter sind von uns übergelaufen"; denn so sind die Worte (nach dem Griechischen die Buchstaben) um die Hälfte weniger, und wird doch dasselbe deutlich gemacht."

Ist das auf ein Täfelchen geschrieben, so wird es durch die Fackeln angekündigt werden wie folgt. Erster Buchstabe ist das Kappa (Kreter); dieses steht in der zweiten Abtheilung und auf der zweiten Tafel (s. Fig. 2). So wird man von der linken Seite zwei Fackeln erheben müssen, damit der Empfänger (der Mittheilung) wisse, daß er auf die zweite Tafel sein Augenmerk richten solle. Sodann erhebt man auf der rechten Seite fünf, um das Kappa anzudeuten, da es der fünfte Buchstabe der zweiten Abtheilung ist; und der Empfänger der Feuerzeichen muß es auf ein Täfelchen schreiben. Hierauf erhebt man vier Fackeln links; denn das Rho ist in der vierten Abtheilung (i. Fig. 2); dann wieder zwei rechts; denn es ist der zweite Buchstabe der vierten Abtheilung; worauf der Empfänger der Feuerzeichen das Rho aufschreibt. Und so die übrigen Buchstaben auf dieselbe Weise.

„Nach dieser Erfindung wird also jeder Vorfall auf bestimmte Weise angezeigt. Man bedarf der Fackeln viele, weil man für jeden Buchstaben die Zeichen doppelt (zweimal oder auf zwei Seiten) machen muß; allein wenn man das zur Sache Gehörige handlich zurichtet, so kann man das Erforderte wohl ausführen. Bei beiden Erfindungen aber müssen sich die damit Beschäftigten vorher einüben, damit sie bei der Anwendung sich einander ohne Irrthum deutlich machen können."

Zum Schlusse möchte ich nur noch bemerken, daß beide Erfindungen, selbst die mangelhafte des Aeneas, von vielem Scharfsinne zeugen. Die von Polybius selbst vervollkommnete leistete in der That viel, wie weit sie auch unseren Blitztelegraphen, wie der Araber sagt, nachstehen mag. Unsere früheren Lufttelegraphen können sich kaum eines Vorzuges außer des der schnellern Beförderung bei Tageslicht rühmen. Was Polybius dann noch beifügt, um den Unterschied zwischen Lehre und Anwendung, zwischen einem Ungeübten und Geübten u. s. w. zu zeigen, gehört nicht mehr hierher. In dem Beispiele aber, wo er den Kreters die Rolle der Ueberläufer zutheilt, sehen wir auch wieder eine Bestätigung der Schildherung, die Paulus (Tit. 1, 12) nach anderen von denselben giebt.

gegeben ward. Eine solche Dioptra mußte übrigens beiderseits angewendet werden, wenn auch die Worte des Polybius das mehr errathen lassen, als deutlich zu verstehen geben. Mein Visirbrett mag auf Einwendungen stoßen; aber die Vorrichtung muß doch eine ähnliche gewesen sein. Die Tafeln machte ich nur um der Deutlichkeit der Buchstaben willen so groß.

Eine submarine Sahara im nordatlantischen Ocean.

Die Tiefseeforschungen des oftmals von uns erwähnten Dampfers „Challenger" haben schon jetzt viele wichtige, in hohem Grad interessante Ergebnisse geliefert. Eines derselben ist die Thatsache, daß der Meeresboden des nordatlantischen Oceans ganz verschiedene geographische Abtheilungen aufweist, denen ähnlich, welche wir auf der trockenen Oberfläche unseres Erdballes finden. Am ausgedehntesten ist auf dem Meeresboden der Schlamm, welcher Globegerinnen enthält, und es ergiebt sich nicht selten, daß derselbe bis zu 95 Procent einer einzigen Art von diesen Thieren aufweist. Nun weist aber der neueste Bericht, welchen die Forscher auf dem „Challenger" abgestattet haben, nach, daß auch eine ungemein ausgedehnte Tiefseezone vorhanden ist, deren Boden aus „rothem Thon" besteht, der mit Säuren behandelt nicht aufbraust oder schlämmt und, mit Ausnahme äußerst weniger Foraminiferen, gar keine Thierstelete enthält. Diese Tiefseezone, sagen wir subocanische Provinz, reicht von den canarischen Eilanden bis nach Westindien in einer Ausdehnung von 1900 Seemeilen und umfaßt den Seeboden von St. Thomas bis in die Nähe der Bermuden. Wyhville Thomson schreibt in seinem vorläufigen Berichte: „Die Beschaffenheit und die Quelle dieser Ablagerung und die Ursachen ihrer eigenthümlichen Vertheilung in den tieferen Theilen des Oceans sind Fragen vom höchsten Belang," er hat sich indeß über die Lösung des Problems noch nicht eingehend geäußert.

Man könnte nun annehmen, daß diese Ablagerung „rothen Thons", welche eine so ausgedehnte Strecke des Seebodens bedeckt, bewirkt worden sei durch Meeresströmungen, welche die Sedimente aus dem Amazonenstrome, Orinoco und Mississippi einerseits, und aus den afrikanischen Strömen andererseits in das Becken des nordatlantischen Oceans abgeführt haben. Das Wasser des Amazonenstromes giebt vor den Mündungen der See eine andere Färbung und dieses schlammige Wasser ist von Seeleuten noch einige hundert Seemeilen weit von der Küste entfernt beobachtet worden. Aehnlich kann man auch das Wasser des Mississippi bis weit in den mexicanischen Golf verfolgen. Das Wasser setzt seine unablässige Arbeit der Erosion mit ungeschwächter Macht fort und führt die Sedimente in den Ocean ab, und in wie gewaltiger Weise das geschieht, sehen wir z. B. am Ganges. Es ist ermittelt worden, daß dieser Strom zur Zeit seines höchsten Wasserstandes eine ganz ungeheure Menge von Sedimenten abführt, die, nach Lyell, im Jahre eine Gewichtsmasse repräsentirt wie 42 der größten ägyptischen Pyramiden.

Aber all das eben Gesagte erklärt gar nichts in Bezug auf die submarine Zone des rothen Thons, welche der „Challenger" entdeckt hat. Auch die Wirkungen der gewaltigen Erosion der großen, oben genannten Flüsse und die Strömungen, welche deren Sedimente dem Oceane zuführen, erklären hier nichts, denn diese Ablagerungen können die Zone

Digitized by Google

rothen Schlammes nicht bilden; sie reichen nicht sehr weit in den Ocean hinein und vermögen nur etwa submarine Bänke zu bilden, etwa in der Art der großen Bänke von Neufundland.

Stromsedimente müssen also hier außer Frage bleiben. Es giebt aber ein Agens, das viel weiter reicht als jene Strömungen und das sind, wie die Gelehrten des „Challenger" wohl ganz richtig annehmen, die Winde. Jene haben, zur Bekräftigung ihrer Ansicht, die Felsen der Bermudas hervor, welche offenbar ganz einfach dadurch gebildet worden seien, daß der Wind den feinen kalkhaltigen Sand aufwarf, der ein Product der Zersetzung der Korallen, Muscheln und anderer Substanzen der bermudischen Riffe ist. Der von den Wellen angeschwemmte Sand wird von den heftigen Winden in die Höhe gehoben, getrieben und bildet Sandhügel von 40 bis zu 50 Fuß Höhe, und diese vom Winde gebildeten, man kann sagen äolischen Formationen, breiten sich landeinwärts hin aus. Sie überschütten in vergleichweise kurzer Zeit Bäume und beträchtliche Strecken Landes. Das Regenwasser, welches Kohlensäure enthält, löst den Korallenkalk auf, die so gebildete Auflösung sickert durch und lagert zwischen den Partikeln des Korallensandes einen kohlensauren Kalk ab, der als Mörtel wirkt und das Ganze in eine zusammenhängende, steinige Masse umbildet.

Abgesehen von dem was W. Thomson über diese merkwürdigen Bildungen auf den Bermudas anführt, ist hervorzuheben, daß die Winde im tropischen atlantischen Ocean einen Beweis dafür liefern, wie die Continente Afrika und Südamerika eine gewaltige Menge feinen rothen Staubes über und in das atlantische Meer führen und den rothen Schwden bilden. Die Sandmassen, welche der perennirende Ostpassat in der Sahara emporhebt, werden auf weite Entfernungen hinaus über den Ocean getrieben. Sie erfüllen auf den canarischen Inseln die Luft bis zur Höhe der Piks von Teneriffa, 14,000 Fuß, mit einem dichten Nebel „rothen Staubes" und Verdeck und Segel der Schiffe werden von demselben, weit vom Gestade entfernt, gleichsam überzogen. Dieser rothe Sandstaub oder Staubsand aus der afrikanischen Sahara wird bei gewissen Winden bis nach Europa, nach Norden hin bis in die Schweiz getrieben und bildet bei feuchter Luft dort den sogenannten Blutregen. Nicht minder heben in Südamerika die Winde während der trockenen Jahreszeit ungeheure Wolken rothen Staubes empor, welche von Südost nach Norden hin getrieben werden.

Man will aus alle dem folgern, daß jene submarine Zone „rothen Thons" ein Werk der Winde sei. Wenn dem wirklich so ist, dann dürfen wir wohl erwarten, daß nach der Lage, Richtung und Vertheilung dieser farbigen Strecken auf dem Meeresboden das Mikroskop die langersehnten Data und verschaffen wird über jene Luftströmungen in beträchtlichen Höhen, welche den Staub herbeiwehen, den W. Thomson aus beträchtlichen Tiefen heraufgeholt hat. Und wenn das geschieht, dann würde der Boden des Wassers gleichsam zu einem Spiegel werden, in welchem sich die Beschaffenheit der Luftströmungen spiegelt, zu welchen wir Menschen nicht hinaufgelangen können.

Schilderungen aus Calcutta.

Von einem Deutschen.

II.

4. Eden Garden.

Wie schon der Name besagt, ist dies ein kleines Paradies, einzig in seiner Art, welches mit unberechenbarem Aufwand von Kosten und Arbeitskräften an den Ganges hingezaubert worden ist, um die Europäer in Calcutta zu entschädigen für die in der Heimath zurückgelassenen grünen Wiesen, schattigen Wälder, rauschenden Wasserfälle und duftenden Blumengärten. Es ist das Ziel unserer jetzigen Wanderung.

Eine grüne, glatt verschnittene Hecke umgiebt den etwa 10 bis 12 Morgen großen Platz von drei Seiten. An der Strandseite trennt ihn eine Mauer von der Promenade am Ufer. — Die Anlagen sind ganz im englischen Parkstil und werden vortrefflich im Stande gehalten. Kleine Seen, plätschernde Cascaden und Springbrunnen verbreiten rings um her Kühlung. Reinliche Kiieswege, mit den schönsten Erzeugnissen europäischer und indischer Flora eingefaßt, laden zum Spazierengehen ein; geschmackvoll angebrachte Lauben von Bambus oder mit verschiedenen Schlingpflanzen umwachsen gewähren Gelegenheit sich zurückzuziehen, um die Reize dieses idyllisch schönen Platzes ungestört genießen zu können. Die Grasplätze im frischesten Grün sind mit seltenen Palmenarten und anderen Zierbäumen Indiens, Chinas und Birmas bepflanzt, und wer das Glück hat, während der kalten Zeit hier zu sein, findet einen unbeschreiblich schönen Rosenflor, welcher mit seinen herrlichen Düften ihn vielleicht mehr als alles andere an die Heimath erinnert.

Unter den Monumenten, welche Eden Garden schmücken, verdient besonders die Auckland-Statue hervorgehoben zu werden, welche 1848 zum Andenken an den Generalgouverneur von Indien, den Earl of Auckland, errichtet wurde. Höchst interessant ist auch die birmanische Pagode, ein feines Muster ornamentaler Architektur der Birmanen. Sie stand ursprünglich in Prome, wurde von dort 1854 fortgeschafft und zwei Jahre später hier wieder aufgerichtet.

Der östliche Theil des Platzes ist vollständig frei und wird vom Calcutta-Cricket-Club zu seinen Uebungen benutzt. Der westlichen, also der Strandpromenade zunächstgelegenen Parthie ist der Charakter eines öffentlichen Vergnügungsgartens gegeben worden. Die städtische Musikcapelle, oder die Spielleute der in Fort William garnisonirenden europäischen Regimenter, geben hier an jedem Abend ihre Musik zum Besten. Hierher strömt also besonders das Musik liebende Publicum, unter welchem die schwarzen, braunen, gelben und weißen Ayah's (Kinderfrauen) mit ihren Pflegebefohlenen eine hervorragende Stelle einnehmen. Es kann kaum ein lieblicheres Bild geben als diese hilfspflegende, leicht bekleidete weiße Kindershaar, die sich unter den Klängen der Musik in ausgelassenster Fröhlichkeit auf dem Grase umhertummelt. Die Kleinen müssen Jahr aus Jahr ein den ganzen Tag während der Hitze im Zimmer bleiben. Der ein- oder zwei-

Digitized by Google

ständige Abendaufenthalt in Eden Garden auf grünem Rasen, umduftet von bunten Blumen und umrauscht von fröhlichen Melodien, bildet daher den Glanzpunkt des Tages für sie. Die hier verbrachten Stunden werden ihnen später, wenn sie 7 oder 8 Jahr alt ihre Eltern in Indien verlassen und nach England zur Erziehung gegangen sind, oft noch wie süße Träume und Märchen vorschweben.

Doch auch das erwachsene Publicum weiß gute Musik zu schätzen; ach! es ist ja der einzige Genuß, den der Europäer in Calcutta hat. Buchstäblich zu Hunderten halten die Equipagen vor den Eingängen, um ihr Contingent zu der bunten Menge zu stellen, welche hier auf und ab lustwandelt. Es giebt wohl keinen Ort, der solch frappante Gegensätze aufzuweisen hätte, wie gerade dieser. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen“ — die, wenn auch nicht „gastlich“ so doch gemüthlich hier zusammen kamen. Alle Nationen der Erde sind vertreten, und es ist wirklich der Mühe werth, sich auf eine der vielen Ruhebänke niederzulassen und, während die stille Abendluft die Zauberklänge eines deutschen Meisters über indische Rosen und Palmen zu uns herüber und vorbei über die Segel und Masten der unzähligen Schiffe an das andere Ufer des Ganges weht, und zu sammeln, und den an uns vorüberwogenden Menschenstrom etwas genauer zu betrachten. — Alles, sei es Europäer oder Eingeborener, erscheint in gewähltester Toilette und bewegt sich in bester Haltung, die natürlich bei Vielen sich auf den ersten Blick als angenommen erweist. Dies ist vorzüglich der Fall bei den jungen und reichen Babus. Diese geckenhaften Stutzer sind die eingeborenen, eleganten, vornehmen Bummler Calcuttas. Während ihre Eltern gewöhnlich noch streng orthodoxe Hindus sind, haben sie sich emancipirt: die europäische Civilisation hat sie belockt vom fein parfümierten Scheitel bis zur zarten, wohlgepflegten Zehe, die in weichen Lackstiefelchen steckt. Die Kaste ist für sie ein überwundener Standpunkt. Anbetung der Götter ihrer Vorväter? Lächerlich, absurd! Wozu? Das junge Bengalen ist viel zu gebildet dafür. Hier kommen zwei dieser jungen Stutzer Arm in Arm. Man sieht wahrlich vom Bengalen nichts mehr als die etwas gelbe Gesichtsfarbe. Mit welcher Grazie beschreibt der rechts Gehende mit seinem winzigen Stöckchen die verwickeltsten geometrischen Figuren in der Luft, während er seinen Nebenmann, welcher mit eingekniffenem Glase die vorübergehenden Damen einer strengen Musterung unterzieht, auf die Reize dieser oder jener aufmerksam macht. Sie sehen übrigens nicht übel aus, diese jungen Bengalis: schlank und geschmeidig gebaut, mit heller Hautfarbe, glänzend schwarzem Haar und höchst intelligentem Gesichtsausdruck, tragen sie sich leicht und gefällig. Wenn sie diese affectirte Politur bei Seite legten und sich natürlich zeigten, würden sie einen höchst liebenswürdigen Eindruck machen. —

Eine lange, hagere Gestalt mit vollem, etwas struppigem Kinnbart und schlicht herabhängenden Haaren, den Hut auf den Hinterkopf geschoben, geht, getrennt von den Uebrigen, auf und ab. Nur ein Yankee kann so gehen. Seine spitze Nase und scharfen, grauen Augen geben den markirten Zügen einen Ausdruck, welcher den Bruder Jonathan als „smart, very smart indeed“ erscheinen läßt. Sein Blick schweift über die ihn umgebende Menge hinaus, dahin, wo jetzt der dunkelrothe Sonnenball hinter den Wellen des Ganges hinabsinkt. Er sieht im Geiste wahrscheinlich schon das Sternenbanner seines Landes auf dem Government-House flattern und ist überzeugt, daß die Zeit, wo England eine americanische Colonie und Irland ein Neuyorker Kartoffelgarten sein wird, nicht mehr fern ist. Wer weiß! Die Yankees, denen man Bescheidenheit nicht zum Vorwurfe machen kann, sind, um mit ihrer eigenen Sprache zu reden, eine „allmighty, powerful nation, they are going ahead of themselves.“ — Rothröckige, bärtige Offiziere, die wer weiß wie viel Campagnen mitgemacht und manchen „Schwarzen“ unter der glühenden Sonne Indiens zusammengehauen und -geritten haben, junge Fähnriche und Lieutenants, eben aus England nach Indien commandirt, finden sich hier zusammen; wettergebräunte Capitaine und behende Midshipmen kommen von ihren naheliegenden Schiffen herüber und amüsiren sich hier unter den Landratten. Vornehme Halfcasts (Abkömmlinge von europäischen und indischen Eltern), Hindus, Mohammedaner und Parsis (Feueranbeter) in ihren mehr oder weniger glänzenden Trachten wogen durcheinander. Die sonoren Klänge der italienischen Sprache, deutsche, französische und russische Brocken, spanische und portugiesische Worte, welche aus dem Unterhaltungsgemumme hörbar werden, zeigen, daß ganz Europa hier repräsentirt ist.

5. Der Strand.

Es fängt an dunkel zu werden. Verlassen wir die rastlos ab- und zuströmende Gesellschaft, um noch ein wenig am Strande spazieren zu gehen. Der Gangesarm ist hier so tief und breit, daß auch die größten Schiffe bequem Platz haben. Da liegen sie dicht gedrängt in endlosen Reihen vor Anker, die schnellen Boten aus aller Herren Länder, um reich beladen mit indischen Schätzen bald wieder heimzukehren und zu erzählen vom Wunderlande Indien und dem vielbesungenen Ganges. — Die Sonne ist eben untergegangen, der goldene Wiederschein ihres Lichtes liegt noch auf den Wellen, die tausend und abertausend Masten erheben sich so zierlich und doch so fest, scharf begrenzt im Abendroth, die hellen Schiffsglocken ertönen am Ufer entlang und die Flaggen fallen.

Der Dampfer „Kaschmir“ ist eben den Fluß herabgekommen und unzählige Boote der Eingeborenen umkreisen ihn, um Fahrgäste und Ladung zu landen. Die schnellen Fahrzeuge der Flußpolizei fliegen hin und her. Postdampfer rauschen in der Mitte des Stromes auf und ab. Die Fischer und eingeborenen Matrosen singen ihre Abendlieder, nehmen ihre am Tage gewaschenen Kleider von den Trockenleinen oder sitzen, ihre Hukkah rauchend, am Ufer, um ihr Abendbrot zu kochen. Zu unserer Linken aber galoppirt und jagt die vornehme Welt Calcuttas auf der weiten Strandpromenade ohne Unterlaß. Kutschen, Buggies, Tandems, Dogcarts, Broughams, Garis und wie die Wagen alle heißen, rollen ohne Zahl vorüber und mit einer Geschwindigkeit, daß man alle Augenblicke fürchtet, ein Unglück zu erleben. Doch die mohammedanischen Kutscher lenken mit wunderbarer Geschicklichkeit ihre Pferde. Die letzteren sind ganz ausgezeichnet, man sieht hier die edelsten Thiere Englands, Arabiens und Australiens, welche entweder importirt oder in den Stutereien der Regierung und der indischen und mohammedanischen Prinzen und Fürsten gezogen werden.

Aber warum hier stehen und uns noch mehr ermüden? Unser Wagen, welcher uns vom Gasthof aus gefolgt ist, hält dort an der Ecke am Eden Garden. Steigen wir ein und genießen wir ruhend noch ein halbes Stündchen die Abendkühle. Unser Kutscher will sogleich eben so toll losjagen wie die anderen, ein donnerndes: „a histe you gaddha“ (langsam, Du Esel) zähmt jedoch ihn und seine Pferde, denn wir wollen nicht nur Luft, sondern auch die uns umwogende Gesellschaft genießen. Wir widmen unsere Aufmerksamkeit zuerst pflichtschuldigst den Damen, und finden zu unserm Bedauern, daß das Ausleihen derselben wenig mit der ausgesuchten Pracht ihrer Toiletten übereinstimmt. Die meisten sind bleich, kränklich, mager. Das indische Klima hat längst die Rosen von ihren einst vollen Wangen vertrieben, das

Digitized by Google

arbeitslose Vegetiren in der Geist und Körper erschlaffenden Hitze hat sie vor der Zeit alt gemacht. Hier und da begegnet uns ein frisches, blühendes Mädchengesicht, doch das gehört jungen Damen, welche eben erst aus Europa oder einer der nördlichen kühleren Provinzen Indiens in Calcutta angekommen sind.

Einen höchst pikanten Eindruck machen dagegen die eingeborenen Ladies. Der strenggläubige Hindu und Mohammedaner erlaubt ja seinen Frauen nicht öffentlich zu erscheinen. Aber Calcutta zählt eine große Menge reicher Hindus, welche sich entweder emancipirt haben oder Christ geworden sind und als solche nicht beanstanden, ihre Frauen und Töchter von den Fesseln der Zenana (Frauengemächer) zu befreien und sich mit ihnen im Publicum zu zeigen. Diese Damen haben ihre Tracht durchaus beibehalten, und auch der schärfste Kritiker muß zugestehen, daß dieselbe sie reizend kleidet. Man kann sich nichts Lieblicheres denken, als z. B. diese junge Bengalidame, welche soeben an uns vorüberfährt. Ihre Begleiter sind augenscheinlich der Vater und ihr jüngerer Bruder. Das rein ovale, etwas volle ganz helle Gesicht mit dem blauschwarzen, langen Haar, welches sie mit Silberperlen durchflochten und mit einem weißseidenen, mit Goldsternen bestickten, durchsichtigen Schleier turbanartig bedeckt hat, ihre großen, flaven Augen, welche aus den schwarz gefärbten Wimpern so glänzend und dabei so schlichtern hervorblicken, der kleine Mund, welchen ein leises Lächeln umspielt (sie freut sich über das bunte Schauspiel vor ihren Augen), geben einen Kopf, wie ihn auch die kühnste Phantasie sich nicht liebreizender vorstellen kann. Doch sie ist schon vorüber. Andere Wagen folgen in dichtem Gedränge. Hindu-Rajas und Radschputen, Könige und Verwandte königlicher Familien, welche ihre verlorenen Kronen durch goldgestickte Kappen ersetzt haben, mohammedanische Emirs (Fürsten) im grün seidenen Kaftan und Turban, schwarzgekleidete Parsis, die Millionäre Indiens, behäbige Hindubanquiers in gold- und silbergestickten Gewändern begegnen sich hier, angetrunkene Matrosen in Miethwagen, schweigsame Chinesen, eingeborene Offiziere der Sikhregimenter, die Equipagen des Vicekönigs mit den rothröckigen, schwarzen Lanzenreitern in glänzenden Stulpstiefeln und rothem oder blauem Turban sausen im Carriere an einander vorüber. Muthige Damen tummeln auf der nebenherlaufenden Reitbahn unter Aufsicht ängstlicher, aber galanter Herren ihre Pferde, und nafeweise Handlungsdiener schießen auf jüngst importirten Velocipeden, Bicycles und Tricycles, in gewagtesten Curven dazwischen hin.

Und daneben plätschern ruhig und leise die heiligen Wellen des classischen Ganges, und tragen auf ihrem Rücken halbverbrannte aufgedunsene Leichen, welche oberhalb Calcuttas am Marghat (Leichenverbrennungsplatz) liegen gelassen und von der Fluth fortgeschwemmt worden, dem nahen Meere zu. Hungerige Aasgeier sitzen darauf und halten ihre schauerliche Abendmahlzeit. —

Die letzten Accorde eines Strauß'schen Walzers schlagen in reinster Harmonie von Eden Garden herüber an unser Ohr; auf einem gerade neben uns vor Anker liegenden Kriegsschiffe spielt das Musikcorps: God save the Queen und aus den Hindutempeln am andern Ufer dringt der greife Ton der geweihten großen Seemuschel, welche vom Priester zur Opferzeit geblasen wird, und der dumpfe Schall der Gong (große Metallscheibe) zum Zeichen, daß dem Hausgötzen das Abendopfer gebracht werde. Die raffinirteste Civilisation des 19ten Jahrhunderts und die schmachvollste heidnische Finsterniß zweier Jahrtausende wandeln Hand in Hand am Ganges.

„O Licht, mehr Licht!" — Richtig, da stecken die Lampenputzer eben die Gaslaternen an; so, nun wollen wir nach dem Great Eastern fahren, und uns zum Diner setzen.

Eine Ueberwinterung auf Novaja Semlja.

F. Stockholm, den 25. September 1873. In den letzten Tagen des August kehrten von dem im vorigen Herbst bei Novaja Semlja eingefrorenen Fahrzeuge „Freia" des norwegischen Fangschiffers Tobiesen zwei Mann nach Hammerfest zurück. Die Zeitung „Finmarkspossten" theilt jetzt den folgenden ausführlichern an das Wunderbare grenzenden Bericht mit, wie es sechs Mann von der Besatzung gelungen ist, das Leben zu retten.

Während des Sommers 1872 hatte Tobiesen seine Widerwärtigkeit gehabt, und am Ende des Septembermonats einen Fang von 26 Walrossen, 150 großen Robben, 5 Bären und 6 Renthieren. Dann aber — oder in den ersten Tagen des October — fror das Fahrzeug in dem Eise bei den Kreuzinseln ein, und alle Versuche dasselbe wieder in das offene Wasser zu bringen, waren fruchtlos. An einem Tage im Anfang des Octobers erklärte der Schiffer seiner Besatzung (die außer ihm und seinem Sohne in 9 Mann bestand), er hätte in seinem Fahrzeuge für den Winter nicht mehr Proviant als für 4 bis 5 Mann, und es wäre daher nothwendig, daß die übrigen sich zu retten suchten, so gut sie könnten. Sieben von der Besatzung, nämlich — außer den beiden Zurückgekehrten: Ole Andreas Olsen und Axel Henriksen — der Harpunier Henrik Nielsen und die Fangmänner Amandus Hansen, Nils Andreas Forsen, Johan Andersson (Schwede) und Lars Larsen, beschlossen nun das Fahrzeug zu verlassen und Rettung zu suchen, so gut sie könnten, wozu ihnen der Schiffer ein Boot nebst Segeln, einige Dosen mit Zündhölzchen, 2 Gewehre nebst etwas Pulver, Blei und Knallzündern, einen Compaß, einen Gucker, 14 Zwiebacke, ein wenig Thee und Sirup, Bärenfleisch zu einer Mahlzeit, einen Grapen, einen Kessel und eine Axt gab. Der Schiffer, sein Sohn, der „beste Mann" und der Koch verblieben an Bord; aber man hat bis jetzt über ihr Schicksal nichts vernommen. Es dürfte gleichwohl noch einige Hoffnung vorhanden sein, daß sie gerettet sind, indem sie nach der Ausfage der Männer einigermaßen wenigstens mit Brot, Kaffee, Thee, Zucker, Sirup, Pökelfleisch, Fischen, Bärenfleisch, Material zum Feueranmachen, sowie Fanggeräthen und Ammunition versehen waren.

Die vorerwähnten sieben Männer mußten, um das offene Wasser zu erreichen, das Boot ungefähr eine Meile über das Eis ziehen. Sie steuerten südwärts, in der Hoffnung entweder Fahrzeuge zu treffen oder die Waigatsinseln zu erreichen. Die Reise war aber äußerst beschwerlich und gefährlich; Kälte und Finsternis nahmen zu, die Stürme ebenfalls; am schlimmsten von allem aber war es, daß der Proviant sehr bald verzehrt war. Doch waren sie so glücklich, schon am zweiten Tage nach ihrer Abfahrt von der „Freia"

Digitized by Google

einen Bären zu schießen, und sein Fleisch gab ihnen auf einige Tage Nahrung. Später hin schossen sie auch noch ein Paar Robben, aber die eine war sehr klein, und die andere konnten sie nicht ganz ins Boot schaffen, sondern waren genöthigt von dem Versuche abzustehen, nachdem sie ein Stück abgehauen hatten. Einmal, da der Hunger am größten war, glückte es ihnen eine Lumme zu schießen; diese kochten sie und theilten sie unter sich. Endlich, nachdem sie ungefähr drei Wochen (sie hatten keinen Kalender und daher nur einen ungefähren Begriff von der Zeit) theils gerudert und theils gesegelt hatten, erblickten sie ein Haus oder richtiger zwei kleine Häuser und ruderten darauf zu. Sie hatten damals nach eigener Vermuthung seit ihrer Abreise von der „Freia“ etwa 50 Meilen zurückgelegt. (— Wahrscheinlich sind geographische Meilen gemeint, welche in Schweden und Norwegen Seemeilen heißen. —) Diese stellten sich dar als zwei Russen zugehörende Buden an der Nordseite der Gänseinseln. Sie gingen ans Land und ließen sich in dem einen Hause nieder, fanden aber weder Lebensmittel, Kleider, Fanggeräthe noch sonst etwas zum Lebensunterhalte. Inzwischen hatten sie doch jetzt ein Obdach. Von Hunger, Durst, Kälte und der langen Bootfahrt, bei der es ihnen nicht möglich gewesen war sich zu bewegen, waren sie alle in hohem Grade angegriffen; ihre Füße waren geschwollen und zum Theil erfroren, so daß sie sich nur mit Anstrengung bewegen konnten. Sie blieben in dem Hause etwa drei Wochen, und schossen in dieser Zeit eine Robbe, zwei weiße Füchse und vier Rentthiere, mit denen sie sich das Leben fristeten; da aber nun die Rentthiere ganz verschwunden und auch keine Aussichten vorhanden waren, Robben und Bären schießen zu können, beschlossen sie das Haus zu verlassen. Ole Andreas Olsen und Henrik Nilsen nahmen die Gewehre und die noch übrige Ammunition, während die übrigen Fünf einige kleine von den Russen zurückgelassene Schlitten mitnahmen, auf welche sie packten, was sie an Kleidern und Geräthen hatten. Das Boot ließen sie bei dem Hause zurück. Es war noch immer ihre Absicht, zu den Waigatsinseln zu gelangen, und obgleich die Aussichten nicht sehr viel versprachen, so blieb ihnen doch nichts anderes übrig, da sie keine Möglichkeit sahen, in dem Hause das Leben länger erhalten zu können. Bald aber hatten sie das Unglück von einander getrennt zu werden, indem Ole Andreas Olsen und Henrik Nilsen in dem Schneegestöber von den anderen Fünf abkamen. Diese letzteren wurden nun einig das Loos zu ziehen, ob sie in das Haus zurückkehren oder den Weg gegen Süden weiter fortsetzen sollten, und da das Loos sich für das letztere entschied, so entschlossen sie sich dazu.

Ihre Lage war im höchsten Grade verzweifelt. Als sie das Haus verließen, hatte jeder etwa $1\frac{1}{2}$ Pfund Rentthierfleisch und ein wenig Speck. Das Wetter war abscheulich, ihre Bekleidung schlecht, und Wasser hatten sie nicht. Folglich konnten sie nur sehr kleine Tagereisen machen, um ihre Seelenstimmung war äußerst muthlos. Aber sie hatten keine Wahl. Nachts gruben sie sich in den Schnee ein, einer hielt stets Wache, um zu hindern, daß die Uebrigen überschneit oder von dem über sie herwehenden Schnee erstickt wurden, und auch um die Bären abzuhalten. Inzwischen hielten Alle aus bis zur sechsten Nacht. Da starb Amandus Hansen. Die Uebrigen mußten ihn natürlich im Schnee liegen lassen und die Reise fortsetzen so gut sie konnten, waren aber allmälig so kraftlos und ausgehungert, daß sie die Schlitten und das Meiste, was darauf lag, zurücklassen mußten, nachdem sie etwa 14 Meilen, meistens längs der Küste, zurückgelegt hatten. Am siebenten oder achten Tage erblickten sie im Schnee ein wenig aufgestelltes Holz und die Spur eines Schlittens. Sie folgten dieser Spur etwa $1\frac{1}{2}$ Meile und kamen an ein kleines Haus, welches sie von Samojeden bewohnt fanden, von denen sie sogleich freundlich empfangen und aufs Beste gepflegt wurden.

Diese Samojeden (3 Männer, 3 Weiber und ein Knabe, Namens Foma Wassiliwitsch, Maxim, Mikail, Edrofina, Parassowja, Maria und Mihail) sprachen russisch und hatten ihren Winteraufenthalt auf Novaja Semlja an einem Orte Namens Gausinonos an dem südlichen Ende des Gänselandes genommen, um Robben und Walrosse zu schießen, welche sie in Petschora zu verkaufen gedachten. Sie hatten außer einigen Samojedenbroten eine große Barkasse bei sich, und waren vergleichsweise gut mit Rentthierfleisch, Mehl, Thee, Zucker u. a. m. versehen. Ihre Gewehre waren alte Flintengewehre, aber sie schossen sicher. Bei diesen Leuten blieben die vier Schiffbrüchigen den ganzen Winter und hatten es ziemlich gut. Wenn das Wetter es gestattete, waren sie den Samojeden beim Robbenfang behülflich, und bei schlechtem Wetter vertrieben sie sich die Zeit so gut sie konnten, wogegen die Samojeden dann gern Karten oder Dame spielten. Nils Andreas Forsen lag infolge seiner Frostschäden beinahe die ganze Zeit. Um dem Skorbut zu entgehen machten die Samojeden sich unaufhörlich Bewegung und aßen das Rentthierfleisch theils gekocht, theils roh und tranken das Blut. Sie wohnten in dem Hause bis im März, da sie infolge des Mangels an Feuerung dasselbe zu solchem zerhauen und ein Zelt von Rentthierfellen beziehen mußten, in welchem sie dann wohnten. Sie waren kaum Christen, obgleich Christi Namen ihnen bekannt war; aber sie schrieen von ihm höchst sonderbare Begriffe gehabt zu haben. Wenn sie eine Robbe sahen, diese aber nicht mit ihren Schüssen trafen, schossen sie auf die Sonne, weil sie glaubten, daß Christus erzürnt auf sie wäre. Sie lebten zwar in einer Art von Ehe, wenn aber der Mann mit der Frau uneinig oder ihrer überdrüssig wurde, so konnte er eine andere nehmen. Uhren besaßen sie nicht, bestimmten aber die Zeit dennoch mit Hülfe der Sterne und der Sonne ziemlich richtig; anstatt des Kalenders bedienten sie sich eines Stückes Holz, in welches sie täglich eine Kerbe schnitten. Obgleich sie sich bisweilen zanften und einander drohten, so waren sie doch im Ganzen friedlich, auch bewiesen sie viele Güte gegen die vier Schiffbrüchigen, welche sie mit warmen Pelzkleidern und in der ganzen Zeit nach ihren Umständen reichlich mit Speise versahen, so daß sie keine Noth litten. Sie versprachen auch die Untersuchung der Leiche des Amandus Hansen zu verfuchen und diese zu begraben, aber es gelang ihnen trotz großer Anstrengungen nicht dieselbe zu finden, weil der Schnee allzu tief war und man die Stelle nicht ganz genau wußte.

Ole Andreas Olsen und Henrik Nilsen hatten, da sie, wie oben berichtet, im Schneegestöber von den Uebrigen abkamen, jeder $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch und ihre Gewehre, weiter aber auch nichts. Es gelang ihnen auch nicht etwas zu fangen, und obgleich sie nicht sehr weit von dem Hause entfernt waren, brauchten sie doch $3\frac{1}{2}$ Tage, ehe es ihnen gelang dorthin zurück zu kommen. Unterwegs aber waren auch diese beiden von einander abgekommen. Henrik fand das Haus zuerst, zündete Feuer an, brit und aß einige Stücke Fuchsefleisch, welche dort zurückgelassen waren. Olsen, der in der Verzweiflung eine Menge Meerwasser getrunken hatte, war so kraftlos, daß er, da er in der Nacht das am Strande liegende Boot erreichte, nicht weiter gehen konnte. Er hatte das Leben damit erhalten, daß er Schnee und große Stücke von seinem „Päls“ (Rock) aß, welcher von den Häuten der zuvor erschossenen Rentthiere verfertigt war. Nachdem er eine Weile in dem Boote gelegen hatte, troch er nach dem Hause, wo er den Henrik eingeschlafen fand bei dem noch

Digitized by Google

nicht ganz erloschenen Feuer. Er aß nun was von dem Fuchse noch übrig war und schmolz ein wenig Schnee in einem Fäßchen, das im Boote lag und das er über das Feuer hielt.

Am folgenden Tage schickten sie sich an, sich auf die Dauer in dem Hause einzurichten. Aber hier war nichts vorhanden, weder Lebensmittel noch Hausgeräth oder sonst etwas. In der ersten Zeit gelang ihnen auch kein Fang, und sie erhielten sich das Leben über 14 Tage lang damit, daß sie einige Knochen von Rentthieren, Robben und Bären, die sich beim Graben im Schnee fanden, und die von den Russen in den vorigen Jahren zurückgelassen waren, kochten und abnagten. Endlich kurz vor Weihnachten gelang es ihnen ein Rentthier zu erlegen. Jetzt aber waren die Zündhölzchen zu Ende! Indeß gelang es ihnen doch Feuer anzumachen mittelst Pulver und der Gewehre und einiger alten Tauenden, welche die Russen zurückgelassen hatten, und welche sie nun zerpflückten und trockneten. Das eine Russenhaus (oder Bude) rissen sie nieder und benutzten es als Brennmaterial; Axt und Säge hatten sie nicht; aber sie machten das Holz klein mittelst eines Stückes Eisen, das sie aus dem Kiele des Bootes nahmen, und aus welchem sie mit einigen Steinen eine Art von Messer anfertigten. Aus einigen Rägeln, die sie aus dem Boote nahmen, verfertigten sie Nadeln ebenfalls mittelst Steinen; Rentthierfehen benutzten sie als Zwirn und von Rentthierfellen nähten sie sich Kleider.

Sie verblieben bis zum April in diesem Hause und schossen bis dahin elf Rentthiere und einen Bären, so daß sie eigentlich nicht Hunger litten; aber in der Mitte des April hatten sie nur noch Pulver zu drei Schüssen übrig und sie sahen nun die Unmöglichkeit ein sich länger an diesem Orte nähren zu können; deßhalb beschlossen sie, sich weiter gegen Süden zu begeben, um wo möglich die Waigatsinseln zu erreichen. Sie wanderten also zu Lande längs dem Strande hin und ließen das Boot zurück. Nach einigen Tagen gelangten auch sie zu denselben Samojeden, bei denen die übrigen vier Schiffbrüchigen sich befanden, und blieben nun bei den Samojeden, von denen sie eben so gastfrei behandelt wurden, bis zur Mitte des Juni. Jetzt erklärte Johan Andersson (der Schwede), er wünschte bei den Samojeden zu bleiben, und wollte nicht mit den übrigen Fünf gehen; diese aber holten das Boot von dem Russenhause und begaben sich mit demselben auf die Reise gegen Süden, immer in der Hoffnung die Waigatsinseln zu erreichen. Sie schleppten erst zwei Tage lang das Boot auf dem Eise hin; da es ihnen aber zu schwer wurde, mußten sie dasselbe in der Mitte abschneiden und die eine Hälfte auf dem Eise zurücklassen; von einem großen Robbenfelle, das sie von den Samojeden erhalten hatten, bildeten sie den Hintertheven an der andern Hälfte, welche sie noch drei Tage lang über das Eis hinschleppten, bis sie offenes Wasser erreichten und nun 10 Tage ruderten, bis sie wieder eine feste Eiskante bei den Waigatsinseln erreichten und hier andere Samojeden antrafen. Auch bei diesen, die gleichwohl nicht russisch oder quänisch (finnisch) sprachen, und denen sie sich nur mit Schwierigkeit verständlich machen konnten, fanden sie eine gute Aufnahme, blieben dort 8 Tage und wurden gut gespeist. Diese Samojeden hatten zahme Rentthiere, mit denen sie die Schiffbrüchigen $1^1/_2$ Tagereisen gegen Süden fortschafften. Sie erblickten nun Fahrzeuge in der Ferne, und vier von ihnen gelangten bei diesen an Bord: Ole Andreas Olsen und Axel Henrikfen auf „Katrine“ und Henrik Nilsen und Nils Andreas Fozen auf der Jacht „Abelone“; Lars Larsen dagegen wollte nicht mitgehen, sondern wünschte bei den letzteren Samojeden zu bleiben.

Aus allen Erdtheilen.

Das mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872.

Als wir an diesem Tage, zwischen 4 und 3 Minuten vor 4 Uhr Nachmittags, eben in den Bahnhof zu Greiz einfuhren und von der Höhe herab auf die im Elsterthal liegende Stadt blickten, empfanden wir einen heftigen Stoß; es war, als ob der Wagen auf den Schienen mit einem Ruck in die Höhe gehoben würde. Gleichzeitig hat sich uns ein überraschender Anblick dar: die hohen Schornsteine der Fabrikgebäude schwanken und dabei überkam uns ein unheimlich beklemmendes Gefühl. Es war ein Erdbeben. Ueber dasselbe hat Herr Karl v. Seebach in Göttingen eine lehrreiche Schrift veröffentlicht, auf welche die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ aufmerksam macht. Mit derselben hat die Seismologie eine werthvolle Bereicherung erfahren. Herr v. Seebach hatte aus nicht weniger als 324 Ortsberichten Berichte vor sich. Die Längenachse des Erdbebens kann man ungefähr durch die Punkte Eisenach, Dresden, Breslau legen.

Jenes mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872 war hinsichtlich der Verbreitung seines Stoßes eines der bedeutendsten unter den genauer untersuchten Mitteleuropas, indem es eine Oberfläche von mindestens 3100 Quadratmeilen bewegte. Es bewies zugleich mit der großen Verschiedenheit seiner Aeußerungen von Neuem für die Humboldt'sche Bemerkung: daß einzelne Orte auf der Erdoberfläche mitten im erschütterten Gebiete völlig unbewegt blieben, während eben so zahlreiche unterirdische Punkte in einem bloß örtlichen Erdbebenschatten liegen, ohne daß sich beides erklären läßt. Die Bodenbewegung zog wellenförmig vorüber, hatte eine mittlere Dauer von fünf Secunden und war in einem kleinern Innergebiete ihres Erstreckungsbereiches von einem eigenen Schallphänomen begleitet. Das Austreten secundärer Erschütterungen blieb dagegen unsicher. Nur in der geologisch ziemlich gleichartigen Zone von Gera bis Altenburg belunden sich durch Berstgen und Entstehen von Quellen Wirkungen des Erdstoßes in der festen Erdkruste (pleistoseistisches Gebiet), dagegen läßt sich in seinem ganzen Erstreckungsgebiet kein direkter Einfluß auf den Barometergang oder die Lufttemperatur, ebenso wenig ein ursächlicher Zusammenhang mit den dabei an verschiedenen Orten verzeichneten Windstößen nachweisen. Fast nur innerhalb des kleinen pleistoseistischen Gebietes waren auch die Stoßwirkungen intensiv genug, um zugleich Baulichkeiten zu beschädigen; die Mehrzahl solcher Fälle kam auf die von Weimar, Elsterberg, Chemnitz, Altenburg, Apoldo umschlossene Fläche, welche sonach wirklich als die meistbewegte erscheint. Dieser scheinbare Oberflächenmittelpunkt fällt ein kreisförmiges Gebiet vor, sondern ein leichtgestimmtes Band.

„Das Centrum, der Herd des Erdbebens vom 6. März 1872, liegt unweit Amt Gehren (Schwarzburg-Sondershausen), 2,4 geographische Meilen unter der Erdoberfläche (rund 19,850 Meter), und ist höchst wahrscheinlich eine Spalte, welche annähernd von N.-N.-W. nach S.-S.-O. streicht, aber nur geringe horizontale Ausdehnung besitzt; sie ist nicht senkrecht, sondern fällt nach O.-N.-O. ins Erdinnere.“ Darous erklärt sich auch der ziemlich weite nordöstliche Abstand des scheinbaren Oberflächen-

Digitized by Google

mittelpunktes, der oben erwähnten (pleistoseistischen) Zone der stärksten Stoßwirkungen in und auf der Erdkruste. Weiter ist der erste Anstoß des Erbebens genau auf „3 Uhr 56 Minuten 9 Secunden Nachm. Berliner Zeit“, seine mittlere Verbreitungsgeschwindigkeit auf „6 geogr. Meilen in der Minute oder 742 Meter in der Secunde“ bestimmt, sein wahrer Oberflächenmittelpunkt „angenähert in 50°36′ N. Br. und in 8°41′, 25 O. L. von Paris.“ In der gefundenen Centraltiefe bieten nun die gleichermaßen berichteten Angaben von älteren Erdbeben ziemlich entsprechende Analogien, indem sie zwar keine identische, doch unerwartet geringe Tiefe des Ursprungsherdes erkennen lassen.

Aus ähnlichen Vergleichungen ergiebt sich ferner die wahrscheinliche Regel, daß „die Intensität eines Erdbebens seinem Verbreitungsgebiet entspricht“, sowie daß große Verheerungen eines engbegrenzten Erdbebens „nicht in der Größe der wahren Intensität (des ersten Anstoßes), sondern umgekehrt in der kleinen Tiefe des Centrums ihre Ursache finden“. Solchermaßen erklärt sich auch das beim ersten Anblick knapprende Resultat: daß das wenig verheerende mitteldeutsche Erdbeben ungefähr „noch einmal so stark“ als das weit stärker empfundene rheinische von 1846 und Silleiner von 1858 war, ja beinahe „dreimal so intensiv“ als das furchtbar verwüstende neapolitanische von 1857. Das Ursprungscentrum des mitteldeutschen lag eben viel tiefer als jedes der drei anderen. Bei alledem bleibt freilich die interessanteste und wichtigste Frage, die nach der Entstehungsart und Ursache des speciell erörterten Erdbebens, noch ungelöst. Die heutige Seismologie hat darauf überhaupt keine entscheidende Antwort. Bis jetzt kennt sie nur zwei Erdbebenursachen bestimmt, einmal den Vulcanismus, sodann die Schwerkraft der Erde; alle anderen Entstehungserklärungen sind unbewiesene Vermuthungen.

Das Budget der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In dem abgelaufenen Finanzjahre, das mit dem 30. Juni 1873 schloß, haben die Einnahmen 333,738,204 Dollars 67 Cents betragen. Davon entfallen auf die

Zölle	188,089,522	D. 70 C.
Steuern	113,729,314	„ 14 „
Landverkauf	2,882,312	„ 38 „
Verschiedene Quellen .	29,037,055	„ 45 „
	333,738,204	D. 67 C.

Die Ausgaben stellten sich auf 290,345,245 Dollars 33 Cents und davon kammen auf

Zinsen für die Bundesschuld	104,750,688	D. 4 C.
Civilliste und Verschiedenes .	73,328,110	„ 6 „
Landheer	46,323,138	„ 51 „
Flotte	23,626,256	„ 79 „
Indianer und Pensionen .	37,311,131	„ 74 „
Prämien für Bond purchases	5,109,919	„ 99 „
	290,345,245	D. 33 C.
„Surplus income“	43,392,959	„ 34 „

Dieses letztere repräsentirt den Betrag, welcher im abgelaufenen Fiscaljahre der Bundesschuld abgezahlt worden ist. — Im Vergleiche zum Vorjahre ist das Einkommen, in Folge ermäßigter Steuern, um etwa 50 Millionen geringer, die Ausgabe um ungefähr 2 Millionen.

Auswanderung von Kulis aus Ostindien.

Ueber dieselbe liegen jetzt amtliche Nachweise vor. Sie findet bekanntlich unter Aufsicht besonderer Regierungsbehörden statt und ist mit der chinesischen Kuliauswanderung, die nicht selten einem Sklavenhandel ähnlich sieht, gar nicht zu vergleichen. In den Jahren 1842 bis 1870 sind aus den drei Präsidentschaften 533,595 Arbeiter verschifft worden; davon waren in runder Summe 365,000 männlich, 130,000 weiblich, 65,000 Kinder. Die Präsidentschaft Calcutta lieferte davon 343,000, Madras mit Einschluß der französischen Besitzungen 159,000, Bombay 32,000. Im Jahre 1858 erreichte die Verschiffung die stärkste Zahl, nämlich 46,000 und 49,000 in den Jahren 1868 und 1849.

Von den 533,59 Kulis gingen nach der Zuckerinsel Mauritius 351,401; Britisch-Guyana 79,691; Trinidad 42,591; Jamaica 15,169; Natal 6448; nach den kleinen Antillen 7021; nach Reunion 15,905; nach anderen französischen Colonien 16,341 Köpfe.

Anfangs holte man Kulis aus Chotia Nagpur und zwar aus dem Gebirgslande. Von diesen starben aber viele auf der Ueberfahrt und man wandte sich nach anderen Gegenden, z. B. nach Behar, das etwa 155,000 lieferte, nach Oberindien, wehr als 100,000; dem westlichen Bengalen 62,000, Ost- und Centralbengalen 15,000; Orissa 4400. In der Präsidentschaft Madras sind die meisten aus Tschingletput, vom Godaverry, Bisigapatam und Ganjcham gekommen.

Viele Tausende von Kulis kehren, sobald ihr Kriebertscontract abgelaufen ist, in ihre indische Heimath zurück, theilweise mit nicht unbeträchtlicher Habe, viele bleiben aber auch in den Colonien. Nach Mauritius sind durch die Krankheiten und Seuchen gebracht worden, die man vorher dort nicht kannte. Die britische Regierung hat die dortige Hauptstadt St. Louis als Militär- und Schiffsstation aufgegeben und dieselbe nach Port Victoria auf der größten Insel der Seychellen verlegt.

* * *

— Für den Krieg, welchen die Holländer gegen den Sultan von Atschin führen, ist der Regierung ein Credit von 27,000,000 Gulden bewilligt worden. Doch trogt sich sehr, ob man damit ausreicht. Im ganzen nördlichen Sumatra herrscht große Aufregung unter den Malayen auch in den niederländischen Besitzungen selbst. In der ersten Septemberwoche meldete ein Telegramm aus Batavia, daß in der Residentschaft Benkulen der Resident, sein Beigeordneter und der Generalcontroleur ermordet worden seien. — Die Engländer wollen nun an der Goldküste einen großen Krieg gegen die Aschantis eröffnen, bei welchem es darauf abgesehen ist, bis zur Hauptstadt Kumasi vorzudringen und diese „zu verbrennen“. Das wird, abgesehen von dem schon des Klimas wegen unausbleiblichen Menschenverlust, eine kostspielige Sache werden. Wie lesen, daß der widersinnige Feldzug gegen Abyssinien weit mehr gekostet hat als wir neulich angaben, nämlich 63,000,000 Thaler. Dafür wurde denn aber auch das Land der Negus in unabsehbare Anarchie gestürzt. Wir unserestheils glauben mit den Verhältnissen an der Goldküste einigermaßen bekannt zu sein und dürfen behaupten, daß ein mehr widersinniges Verfahren als das der Engländer dort gar nicht gedacht werden kann. Es ist nicht zu scharf gesagt, wenn wir die dort von ihnen seit etwa 30 Jahren befolgte Politik als eine Kette von Mißgriffen bezeichnen. Die Aschantis sind unter den nicht mohammedanischen Negerstaaten der mächtigste. Sie wollen aus ihrem Binnenlande freien Weg bis ans Meer haben; sie machen Anspruch auf das Küstenland, und derselbe wurde von den Holländern dadurch anerkannt, daß diese für den Besitz von Elmina dem Aschantikönig ein Jahrgeld zahlten. Als sie ihre Factoreien an die Engländer verkauft hatten, verweigerten diese die Zahlung. Sie haben über die Fantistämme, welche zwischen dem Meere und dem Flusse Prah wohnen, der die Grenze bildet, ein „Protectorat“. Die Fantis pochen auf den Schutz der Engländer und verbüßen allerlei böse Thaten gegen die Aschantis. Wenn diese von den Protectoren Bestrafung oder Auslieferung der Schuldigen verlangten, wurden sie kurzweg abgewiesen. Der Aschantikönig verlangt gar nichts Unbilliges. Er will wenigstens einen Seehafen für sich haben und freie Bahn bis zum Meere, ohne daß die Kaufleute seines Landes von den Fantis belästigt werden. Diese letzteren hätte er längst zu Paaren getrieben (— die früheren Kriege bewiesen das —), wenn sie nicht von den Engländern in Schutz genommen und unterstützt worden wären. Der König will mit den Engländern Handel trei-

Digitized by Google

den; der gesunde Menschenverstand müßte diesen rathen, mit ihm einen Vertrag abzuschließen und dem Unfuge, welchen die Fantis unablässig getrieben haben, zu steuern. Es versteht sich von selbst, daß sie ihm einen Platz an der See einräumen müßten. In diesem Falle würden sie einen nützlichen Bundesgenossen und einen werthvollen Kunden haben. Durch ihr widersinniges Verfahren werden die Aschantis fortwährend gereizt, und Kriege sind jeitweilig gar nicht zu vermeiden. Der sehr wenig ruhmvolle von 1863 kostete sie etwa 3½ Millionen Thaler. Beginnen sie jetzt wirklich einen Krieg, so werden sie mit der dreifachen Summe nicht auskommen und inzwischen auch allen Handel an der Goldküste lahm legen. Die Aschantis sind in gutem Rechte.

— Ueber die Anzahl der deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt Rowell's „American Newspaper Directory" für das Jahr 1873 folgende Notizen: „Im ganzen Lande erschienen 299 deutsche Zeitungen, oder sagen wir in runder Summe 300. Eigentlich sind es mehr, denn in den letzten Wochen sind wieder mehrere neue hervorgekommen. Pennsylvanien hat davon die größte Anzahl — 59, der Staat Newyork hat 47, Ohio 35, Wisconsin hat 22, Illinois 21, Indiana 16, Neuyersey und Missouri je 15, Jowa 11, Californien 9, Michigan 7, Kentucky, Minnesota und Texas je 5, Nebraska 4, Kansas und Maryland je 3, Connecticut, Louisiana, Massachusetts, Virginien und der District Columbia je 2, Delaware, Georgia, Oregon, Colorado, Tennessee und Südcarolina je eine. — In 19 Staaten und Territorien erscheint keine deutsche Zeitung und zwar in: Alabama, Arkansas, Florida, Maine, Mississippi, Nevada, Neuhampshire, Nordcarolina, Rhode Island, Vermont, Arizona, Dakota, Idaho, Indian Territory, Montana, Neumexico, Utah, Westvirginien Territory und Wyoming. Man wird jedoch den Einfluß und die Bedeutung der deutschen Presse für das gewöhnliche Leben und bezüglich der Politik nicht gehörig würdigen können, wenn man nicht noch folgende Umstände berücksichtigt. Die Gesammtsumme der periodischen Erscheinungen in der Union ist 6875, davon sind die 300 deutschen allerdings nur der 22ste Theil. Aber unter den englischen Zeitungen befinden sich an 1800 Zeitschriften, welche nur Specialitäten gewidmet sind, religiöse, technische, Ackerbau-Zeitungen, Vereins- und Logenblätter, Jugendzeitungen, Bergbau-, Architektur- ꝛc. Zeitungen. Unter den deutschen Blättern dagegen sind nur einige Dutzend religiöse und technische Blätter und mindestens 275 sind politische Zeitungen. Diese bilden der Zahl nach den 18. Theil aller politischen Zeitungen im Lande. Daß ihr Einfluß aber ein verhältnißmäßig größerer ist als der Einfluß der englischen, geht daraus hervor, daß sich von den 600 periodischen Blättern im Lande, deren Circulation auf mehr als 5000 Exemplare von jeder Nummer angegeben wird, über 50, also mehr als der sechste Theil, deutsche Journale sind. Diese geben eine Circulation von etwa 650,000 Exemplaren von jeder Nummer an. Rechnet man von diesen „Geschäfts"-Zahlen etwa 25 Procent ab, so behält man noch 500,000 Exemplare. Die übrigen 250 deutschen Zeitungen haben zum größten Theil eine Circulation von mehreren Tausenden, obgleich es darunter auch manche geben mag, die nur einige Hunderl drucken. Gewiß aber ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man ihre Gesammtcirculation auf mindestens 500,000 Exemplare annimmt. — Es wird nach dem Obigen also nicht unrichtig sein, wenn man annimmt, daß die in der Union erscheinenden täglichen und wöchentlichen deutschen Blätter (monatliche giebt es nur sehr wenige) von jeder Nummer insgesammt etwa eine Million Exemplare drucken, was bei nur fünf Lesern auf ein Exemplar die anständige Summe von fünf Millionen Lesern ausmacht. Das stimmt mit der Annahme, daß sich reichlich fünf bis sechs Millionen deutsch sprechender und deutsch lesender Einwohner in den Vereinigten Staaten befinden."

— Im Staate Oregon bildet der Lachs neben dem Weizen den wichtigsten Ausfuhrartikel. In der verflossenen Saison hat man für mehr als eine Million Dollars davon ausgeführt. Die Etablissements, in welchen der Fisch zum Export zubereitet wird, zahlen für jedes Stück ohne Rücksicht auf das Gewicht 22½ Cents; das Durchschnittsgewicht beträgt 15 Pfund, nach Entfernung des Kopfes, des Schwanzes und der Eingeweide 12 Pfund, so daß das Pfund Fleisch auf noch nicht 2 Cents zu stehen kommt.

— Am Columbiastrome, Oregon, lassen sieben Compagnien den Lachsfang betreiben. Die dreißigste Fangzeit hat ihnen eine Ausbeute von etwa 4 Millionen Pfund Lachs gegeben.

— Die Petroleumbrunnen in Pennsylvanien geben eine so überreichliche Ausbeute, daß an Ort und Stelle die Gallone den Werth von nur 1 Silbergroschen hat. Der Gesammttrag stellt sich im Durchschnitt täglich auf 30,000 Faß; manche Brunnen-gehen täglich bis zu 1300 Faß und es vergeht keine Woche, ohne daß neue aufgefunden wieden auf einer Fläche, die kaum eine dritte Meile lang ist. Sie gilt bisher für unproductiv, aber durch Nitroglycerin-Torpedos, welche man in die Bohrlöcher bringt, wird bewirkt, daß das Steinöl herausdringt. Man meint, daß die Petroleumregionen nicht minder ausgedehnt seien wie die Kohlenlager.

— Paraguay war unter dem strengen Regimente, welches Dr. Francia und nach ihm die beiden Lopez führten, von Bürgerkriegen verschont. Seit ein paar Jahren holt es nun überaus heftigen das Versäumte nach und es geht Alles drunter und drüber. Gegen den Präsidenten Jovellanos, der auch durch eine Revolte ans Ruder kam, hat sich General Caballero aufgelehnt; er rückte bis vor die Hauptstadt Asuncion, mußte jedoch wieder abziehen, weil dort noch brasilianische und argentinische Truppen liegen. Aber das Land ist in völliger Zerrüttung und die englischen Einwohnerer, welche man dorthin geführt hat, sind schlimm daran. Die „Republik" macht in einem Punkt Fortschritte: sie hat bereits 1,374,776 Dollars innere Schuld, und in London ist man leichtsinnig genug gewesen, ihr 970,000 Pfund Sterling zu borgen!

— Ein Dampfer der Pacific Steam Company, „Corcovado", verließ den Hafen von Lissabon am 15. Juli und warf am 28. Anker in Rio de Janeiro. Er hatte die Reise in 12 Tagen 18 Stunden 40 Minuten wirklicher Fahrzeit zurückgelegt. Zu einer frühern Fahrt hatte er nur 40 Minuten mehr gebraucht. Man erreicht also jetzt Rio de Janeiro fast eben so schnell wie Neuyork.

— Die Ausfuhr des Hafens von London hat 1872 den Werth von 53,222,779 Pf. St. betragen, gegen 48,447,297 im Vorjahre. Die Gesammtausfuhr britischer Producte aus allen Häfen des Vereinigten Königreiches stellte sich 1872 auf 256,257,347 Pf. St.; davon entfallen auf London 21 Procent. Unter den Londoner Exporten finden wir unter Anderm mehr als 9,000,000 Pfund Schießpulver; mehr als 1,000,000 Dutzend Säcke, zumeist aus Dschute; 842,067,680 Yards baumwollene Stückgüter; Manufacturen aus Dschute 6,616,900 Yards gegen 4,501,000 im Vorjahre).

Inhalt: In den Urwäldern des östlichen Peru. II. (Mit drei Abbildungen.) — Die Nacht- oder Feuertelegraphie der alten Griechen. Von C. Sandrecki. (Mit zwei Abbildungen.) — Eine submarine Sahara im nordatlantischen Ocean. — Schilderungen aus Calcutta. Von einem Deutschen. II. — Eine Ueberwinterung auf Nowaja Semlja. — Aus allen Erdtheilen: Das mittelteutsche Erdbeben vom 6. März 1872. — Das Budget der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Auswanderung von Kulis aus Ostindien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. October.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend: Hochalpenstudien. Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

In den Urwäldern des östlichen Peru.

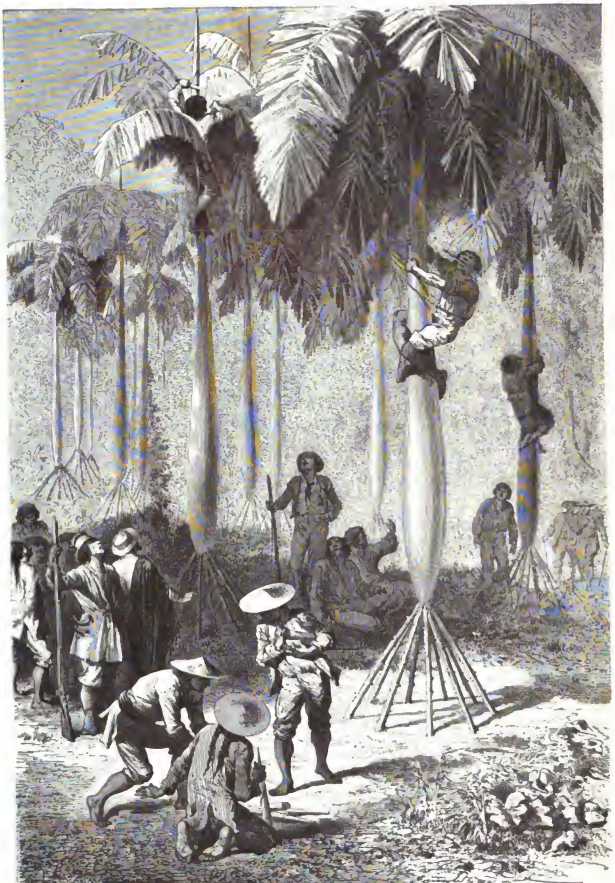
III.

Eine gefährliche Nacht im Urwalde. — Zur Geschichte der Fieberrinde. — Unverständige Ausbeutung der Wälder. — Die Cascarilleros und ihre Arbeiten.

Man war darüber einverstanden, daß Alles geschehen müsse um ein abermaliges Zusammentreffen mit den Wilden zu vermeiden, und die Bolivianer schlugen deshalb vor, am rechten Ufer des Ecoñi weiter zu ziehen, obwohl auf dem linken alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß sie dort werthvolle Cinchonas finden würden. Aber der Ecoñi war an jener Stelle sehr breit und schien auch tief zu sein; wie sollte man hinüberkommen? Die Rindenjäger erklärten sofort, daß sie ein Callapeo herstellen und damit alle Schwierigkeiten beseitigen würden. Sie nahmen Beil und Haumesser zur Hand, einige Träger folgten ihnen und nach wenigen Stunden kamen sie zurück, beladen mit Stämmen der Toroh (Cecropia), die sehr leicht und schwammig sind, und mit ganzen Trachten von Schlingpflanzen. Rasch verfertigten sie ein Floß, das etwa 12 Fuß lang und halb so breit war und die Probe bestand. Zwei Bolivianer setzten sich in die Mitte, ihr Majordomo nahm seinen Platz an dem einen Ende und steuerte dieses Fahrzeug mit einer langen Stange. Das Callapeo machte die Fahrt hinüber, und auch Marcoy hatte sich demselben anvertraut. Er kam glücklich ans andere Ufer. Das Floß kehrte zurück und nahm dann acht Mann auf, aber diesmal war die Ueberfahrt nicht glücklich: die Stange, mit welcher das Fahrzeug gelenkt werden sollte, brach mitten im Strome ab und nun wurde dasselbe von dem reißenden Wasser weit abwärts getrieben. Die Zurückgebliebenen erhoben ein lautes Geschrei, ebenso jene auf dem Flosse, und diese letzteren waren bald nicht mehr in Gesichtsweite, sondern verschwanden hinter einem Vorsprunge. Marcoy war in einer höchst bedenklichen Lage; er befand sich verlassen und allein am Ufer, ohne Lebensmittel und Waffen, und der Abend brach herein. Pepe Garcia, der Dolmetscher, machte ihm vor Einbruch der Dunkelheit Zeichen, die er nicht verstand, aber er hörte noch die Worte: „Geh den Strom entlang!“ In der Dunkelheit war das jedoch nicht möglich, und dem Verlassenen blieb nichts übrig, als ringsum Steine aufzuhäufen und inmitten derselben den Schlaf zu suchen, der vielfach Unterbrechungen erfuhr. In der Stille der Nacht waren die Stimmen der Leute am andern Ufer hörbar; sie hatten ein Feuer angezündet und sich ein Abendessen bereitet; sie konnten sich sättigen, Marcoy wurde vom Hunger gepeinigt und ward mehrmals von Vampyren umschwirrt. Morgens, als eben die Sonne aufging, vernahm er ein lang anhaltendes Geschrei, das nach kurzer Unterbrechung wiederholt wurde. Es klang menschlich, kam aus dem Walde und erst als es noch einige Male gehört wurde, überzeugte sich der Verlassene, daß es der Carpintero, dieser südamerikanische Spottvogel war, der ihn äffte.

Die Sonne stand noch nicht am Himmel, als wirkliche Menschenstimmen hörbar wurden, spanische Laute. Die Ueberraschung war groß, als die Schiffbrüchigen aus dem Walde hervorkamen, und erzählten, daß sie wider Erwarten sich hatten retten können. Als die Stange abgebrochen war, empfahlen sich Alle ihren Schutzheiligen, die denn auch gnädig waren und das Floß vor dem Zerschellen und dem Un-

Digitized by Google



Kohlpalmen.

Digitized by Google

tergange bewahrten. Dasselbe war reißend schnell stromab und um vier oder fünf scharfen Vorsprüngen herumgeschleudert, zum Glück aber in einen Nebenarm des Ecoñi getrieben worden, wo es mit Macht ans flache Ufer rannte und von Schlingpflanzen festgehalten wurde. Die Geretteten wußten, daß sie Marcoy an demselben Ufer finden würden, und waren wieder stromauf gegangen, um ihn aufzusuchen. Der Weg war mühselig, da sie weder Haumesser („Waldmesser", Machetes) noch Beile bei sich hatten und an vielen Stellen das Waldgestrüpp bis dicht ans Wasser reichte. Sie waren die ganze Nacht unterwegs gewesen und von Dornen schlimm zugerichtet. Jetzt konnten sie ausruhen und schlafen. Die Leute am andern Ufer schimmerten gleichfalls und hatten keine Ahnung von allem was vorgegangen war. Als sie dann aufstanden, und Wasser gingen um sich zu waschen, und nun die Verlorenen am andern Ufer mit Marcoy zusammensahen, wollten sie ihren Augen nicht trauen. Man kam dann durch Zeichen überein, daß sie am rechten, die Geretteten am linken Ufer stromabwärts gehen sollten bis zu der Stelle, wo das Floß aufgerannt war. Man machte dasselbe frei, brachte es wieder ins Wasser und zog es an einer langen Liane, die als Tau diente, bis man ruhiges Wasser erreichte. Nach einiger Zeit kamen sie an eine Stelle, wo dasselbe langsam floß und in der Mitte eine zum Theil trockenliegende Sandbank lag. Einer der Bolivianer hatte zum Glück eine kleine Hippe, und mit dieser wurden einige junge Bäume umgehauen, die als Ruderstangen dienen sollten.

Dann machten sie das Zeichen des Kreuzes und fuhren hinüber, um die dort Gebliebenen abzuholen; der Strom hatte an keiner Stelle mehr als vier Fuß Tiefe. Nach Verlauf einer halben Stunde war dann die ganze Partie am linken Ufer beisammen und drang in den Wald ein, wo die Rindenjäger werthvolle Bäume zu finden hofften; das Floß wurde an einem Baume befestigt, weil man möglicherweise dasselbe später benutzen konnte. Der Weg führte anfangs an einer Loma, einem Hügel, hinauf, und die Vegetation hatte dort einen andern Charakter wie bisher. Die Bäume standen nicht, wie am andern Ufer, dicht gedrängt neben einander, sondern in einem gewissen Abstande; die Zwischenräume waren von Gestrüpp eingenommen, durch welches man sich mit dem Haumesser einen Weg bahnen mußte. Dann aber begann wieder dichter Wald, und in jener Gegend fanden die umunterbrochen spähenden Cascarilleros zu ihrer großen Befriedigung das, was sie suchten, zuerst Cinchona scrobiculata und C. pubescens, dann C. calisaya, bald nachher eine ganze „Ader" jener violetten Quinquinas, welche man in Bolivia als C. morada, botanisch als C. boliviana bezeichnet. Diese Bäume standen in Gruppen von drei bis vier Individuen zusammen, je etwa 60 Fuß von einander entfernt, in einer etwa eine halbe Wegstunde langen Zone. So viele dieser Bäume hatten sie noch nicht neben einander gesehen und sie wußten nun, daß sie noch mehrere „Adern" finden würden. Es ist diesen Rubiaceen eigenthümlich, daß sie gleich den Trüffeln und Champignons gewisse Oertlichkeiten lieben und an anderen gar nicht vorkommen. —

Die Geschichte der Fieberrinde ist nicht ohne Interesse. Garcilaso de la Vega, der mütterlicher Seits von den Incas abstammte, erwähnt in seinem bekannten Werke über die alten Herrscher Perus nichts davon, daß die Quinquina heilkräftig gegen das Fieber ist; auch die Geschichtschreiber der Conquista wissen nichts davon, und erst zwischen 1635 und 1636 wird dieser Eigenschaft erwähnt, welche angeblich durch einen Zufall entdeckt worden sei. Ein vom Fieber heimgesuchter Indianer, so erzählte man, ging im Walde und warf sehr durstig; da fand er einen Wasserstümpel, in welchem die Wurzeln eines umgestürzten Quinquinabaumes lagen, und trank mit vollen Zügen das röthlich gefärbte Wasser, das ihn labte und ihn von seinem Fieber befreiete. Das sei geschehen zwischen Cuenca und Loja in der heutigen Republik Ecuador, ist aber ganz gewiß nicht wahr, denn diese Bäume wachsen nur in sehr trockenem Boden. Richtig ist nur, daß die Pflanze allgemeine Beachtung fand, seitdem man sich überzeugt hatte, wie wirksam sie gegen das Fieber sei.

An einem solchen litt im Jahre 1638 die Gräfin von Cinchon, Gemahlin des Vicekönigs von Peru; sie hatte sich dasselbe im Thale von Luxathanna an der Küste der Südsee zugezogen und wurde geheilt als sie Pulver einnahm, die aus der Rinde des Quinquinabaumes bereitet waren. Ein Corregidor von Loja, welchem die Indianer von dieser Heilkraft erzählt hatten, brachte Rindenpulver nach Lima; der Vicekönig war des Lobes voll und die Gräfin nahm einen Vorrath desselben mit nach Spanien. Einige Jahre später kam dasselbe durch die in Peru ansässigen Jesuiten nach Rom und gewann von hier aus eine große Verbreitung über Italien, wo das „Pulver der Gräfin" nun als „Jesuitenpulver" bezeichnet wurde. Bei den Indianern hieß der Baum Kinalina oder Kinkina, auch Ceaspi-Chuchu, d. h. Fieberbaum, und Cava oder Yara-Chuchu, Fieberrinde.

Längere Zeit nahm man das Pulver nur mit Wasser. Dann fand der Engländer Talbot, durch welchen es in Frankreich eingeführt wurde, angemessen, dasselbe mit Wein zu verordnen, und bald wurde es Brauch, sich in solchem Pulverwein zu berauschen. Ludwig der Vierzehnte, der für Klystiere und Purgangen große Vorliebe hatte, kaufte dem Engländer sein Geheimniß ab, und spanischer Wein mit Kinkinapulver wurde zum Dessert genossen. Man sprach viel von dem „Talbotpulver".

Die ersten genauen und wissenschaftlichen Angaben über die Quinquinabäume verdanken wir La Condamine; er brachte Proben mit, die er auf seiner Reise nach dem Aequator und namentlich in den Thälern von San Jaen de Bracamoros, Cuenca und Loja gesammelt hatte. Zwei Jahre nach ihm, 1739, erforschte Joseph von Jussieu Waldgegenden unter dem Aequator und auch weiter südlich in Ober- und Niederperu, und man wußte dann, daß die Cinchonen eine weite Verbreitungssphäre haben. Nun war Linné im Stande, sie unter die Rubiaceen einzureihen, das Geschlecht bezeichnete er als Cinchona officinalis. Bald wandten auch spanische Naturforscher dieser überaus nützlichen Pflanze ihre besondere Aufmerksamkeit zu; insbesondere geschah das durch Jose Celestino Mutis aus Cadix, der in Neugranada eine Schule für Zoologie und Botanik gründete und mehrere tüchtige Schüler bildete. Er starb erst 1808, nach ihm ist eine Varietät Cinchona Mutisi benannt worden. Alexander von Humboldt, der ihn persönlich gekannt und von ihm über die Fauna und Flora des nördlichen Südamerika manche wichtige Kunde erhielt, zollt ihm mit Recht hohe Anerkennung. Nachdem Mutis schon siebenzehn Jahre lang in Bogota thätig gewesen, unternahmen zwei andere Spanier, Hipolito Ruiz und Jose Pavon, gemeinschaftlich mit dem französischen Botaniker Dombey eine wissenschaftliche Expedition nach Peru und Chile, die mit Unterbrechungen etwa zehn Jahre in Anspruch nahm und deren Frucht ihre Flora peruviana et chilensis war, zu welcher ihre beiden Schüler Tafalla und Manzanilla werthvolle Beiträge lieferten.

Die Ausbeutung der Cinchonawälder bei Cuenca und Loja begann 1776 und von da an wurden in jedem Jahre viele tausend Bäume umgehauen. Ein ganzes Jahrzehnt lang kam alle in den Handel Europas gelangende Fieberrinde nur von dort her; man wußte nicht, daß der Baum auch in anderen Gegenden zu finden war und in einer Zone von

Digitized by Google

mehreren hundert Meilen Länge auftritt. Nach und nach kam man darüber ins Klare und beutete neu entdeckte „Adern“ aus, namentlich jene im östlichen Peru und in Bolivia. Der Baum liebt die Abhänge an den vorspringenden Ausläufern der Andes, unebenen Boden, frische aber nicht feuchte Oertlichkeiten, schattige aber auch offene Lage. Man findet ihn auch in den graebewachsenen Gegenden, den sogenannten Pajonales, aber dort ist die Rinde ohne Werth.

Wenn man, sagt Marcoy, die Regionen zusammenfaßt, in welchen Quinquinas wachsen, dann hat man eine halbmondförmige Vegetationszone auf der Landstrecke zwischen 19° S. und 9° N., welche mit ihrer südlichen Spitze bis an 62° W. und mit der nördlichen bis 70° W. von Paris reicht. Sie hat ein Länge von etwa 700 Legnas und eine verschiedene Breite von nicht viel mehr als 2 Grad. Diese Zone folgt gleichsam den Krümmungen und Einbuchtungen der Andes, für welche sie eine gewisse Vorliebe zu haben scheint, und die Pflanzengruppen sind unregelmäßig, man könnte sagen eigensinnig vertheilt. Bald reichen sie kaum 1000 Meter über das Meer hinauf, und an anderen Punkten bis zu 2800 und 3000 Meter, wo sie dann allerdings nur als Sträucher auftreten. In einer Gegend bilden sie gleichsam ein schmales Band, in einer andern nehmen sie eine Breite von 25 bis 30 Legnas ein, jenachdem die Abfälle von der Cordillere zur Ebene mehr oder weniger horizontal sind und sich der letztern nähern.

Fast die ganze Zone hat Quinquinas von heilkräftiger Wirkung, aber die besten Qualitäten sind ungleich vertheilt.

Cinchona condaminea, Blüthen.

Cinchona condaminea, Frucht.

In dieser Hinsicht finden wir den nördlichsten Theil der Zone in den Thälern von Neugranada und Ecuador einestheils, anderntheils jene im Süden in den Gruppen von Caravaya am meisten begünstigt. Die Aequatorialgegenden und die angedeuteten Strecken in Bolivia haben in ihren orographischen Verhältnissen, in der Vertheilung der Gebirgsmassen, der Knoten und der Nebenthäler alle Bedingungen, welche die besten Quinquinasorten für ihr Gedeihen verlangen: hohe Lage, unebenen Boden, warme Tage, frische Nächte, die erforderliche Feuchtigkeit, welche von den andinischen Nebeln kommt, ziemlich trockenes Erdreich und periodischen Regen.

Die ganz planlose und unverständige Ausbeutung der Quinquinas in Neugranada und Ecuador ist schuld, daß man dort nur noch wenige findet. In den Jahren von 1804 bis und mit 1806 wurden von dort 2,800,000 Pfund Rinde ausgeführt, heute liefern diese Gegenden kaum 200 Pfund im Jahre; so arg sind die Wälder zu Grunde gerichtet worden, und erst seit etwa zehn Jahren hat man angefangen nachzupflanzen. In Bolivia, wo man bis jetzt ebenso unbedachtsam zu Werke ging, wird wohl dasselbe der Fall sein *).

Viele sogenannte Praktiker in Südamerika halten es für am besten, die Bäume während der Regenzeit zu schlagen, weil dann der Saft emporsteige; von Anderen wird diese

*) Bekanntlich sind die wirksamsten Arten der Cinchona mit Erfolg nach Ostindien und nach Java verpflanzt worden, und wir haben darüber im „Globus“ häufig Notizen gegeben. Vor einigen Jahren hat man angefangen, sie auch auf Jamaica anzupflanzen, und die Berichte von dort lauten günstig.

Digitized by Google

Meinung nicht getheilt. Die Regenzeit ist die heißeste und ungesundeste; dann treten die Flüsse und Bäche über ihre Ufer, in den Wäldern ist es naß und sie werden wenn nicht ganz unzugänglich doch fast unwegsam und verursachen den Arbeitern große Beschwerden. Auch kann man bei der dann herrschenden Feuchtigkeit die Rinde nicht trocknen, und sie muß, wenn man sie zur Ausfuhr verpackt, völlig trocken sein. Schon aus diesen Gründen sei das Schlagen in der trockenen Jahrezeit vorzuziehen. Die Arbeiter stehen unter der Leitung eines Majordomo und haben ihren zeitweiligen Lagerplatz am Rande des Waldes oder in demselben, jenachdem die Bäume vertheilt sind. Sie bauen für sich Hütten und dann auch große Schuppen, unter welchen sie die Rinde lagern, und bahnen Pfade. Wo die Bodenverhältnisse es erlauben, benutzen sie Maulthiere, zumeist aber muß man Indianer als Träger verwenden, die gar nicht selten vom Walde aus eine Strecke von zehn bis funfzehn Leguas bis zu der Ortschaft zurücklegen haben, wo die Rinde zur Ausfuhr verpackt wird.

Wenn die Cascarilleros Wälder gefunden haben, in welchen sie längere Zeit auf Ausbeute rechnen dürfen, dann machen sie eine Strecke urbar, d. h. sie brennen das Gestrüpp und die Bäume nieder und säen in die Asche Mais, Bohnen, Piment, Erdmandeln, Kürbisse, und halten davon eine Ernte, weil sie fünf bis sechs Monate am Platze bleiben und dort auch die Rinde völlig trocknen können. Wenn dann nach Verlauf von Jahren Reisende an solche Stellen kommen, sind sie erstaunt inmitten der Wälder Gemüse und Ge-

Cinchona calisaya.

Cinchona succirubra.

treide zu finden; in manchen seit langer Zeit verlassenen Gegenden, z. B. am Dlachea, Asaroma, Ayapata und in anderen Thälern, welche zur Caravajagruppe gehören, finden sie Zuckerrohr, Citronen- und Orangenbäume und Cocasträucher, die dort vor Zeiten von den Goldgräbern angepflanzt worden sind.

Der Cascarillero nimmt seine Art auf die Schulter, an der Seite hat er das Machete, dieses überaus brauchbare, unentbehrliche Waldmesser, auf dem Rücken trägt er den Sack, in welchem er Lebensmittel für eine Woche hat, und so geht er in den Wald, um allein oder, mit Mehreren die Arbeit zu verrichten. Er hauet zunächst die Rinde über der Wurzel bis etwa anderthalb Fuß hoch vom Stamme, damit von jener nichts verloren gehe; dann wird der Baum umgehauen in der allerwärts üblichen Weise. Man entfernt zuerst die Zweige und geht dann an das Abrinden. Dieses geschieht mit einer Macanachuela, kleinen Keule, einem hölzernen Hammer oder auch mit dem Rücken der Axt; durch das Auffchlagen löst die Rinde sich ab, nämlich der äußere, todte Theil, unter welchem die „lebendige“ Rinde liegt. In diese werden mit dem Messer, dem Machete oder auch mit einem Schabeisen Einschnitte in der Länge und Quere gemacht, so daß sie in regelmäßigen Stücken abgenommen werden kann, die gewöhnlich 40 bis 50 Centimeter lang und 10 bis 12 breit sind; man nennt sie Tablas, Tafeln, und sie sehen aus wie große Dachschindeln. Von den Zweigen entfernt man die Rinde in ähnlicher Weise; nur die größeren haben einen Ueberzug von todter Rinde und man beseitigt die dünne obere Lage so gut es sich eben thun läßt.

Digitized by Google

Ein ausgewachsener Baum von 70 bis 80 Centimeter Umfang und einer Stammhöhe von 8 bis 10 Meter giebt etwa 100 bis 110 Kilogramm getrocknete Rinde. Die Cascarilleros tragen ihre Ausbeute nach dem Lager; dort wird die Rinde zum Trocknen in Querlagen, wie bei uns die Bretter auf den Bauhöfen, übereinander gestapelt und damit sie sich nicht werfen, was ja ihre regelrechte Verpackung hindern würde, mit schwerem Holz oder Steinen belastet. Jeden dritten Tag nimmt man diese schweren Massen auf einige Zeit wieder fort, damit Luft und Sonne einwirken können. Die von den Zweigen gewonnene Rinde wird gar nicht gepreßt, sondern auf dem Boden ausgebreitet, wo sie einschrumpft und sich zusammenrollt und kleine Röhren oder Cylinder bildet, Canutillos. In spanischen Familien geniegt man sie zu Confect und Eiswasser. Daher der Name Cachuto, Röhrchen; so bezeichnen die Cascarilleros diese Zweige im Gegensatz zu den Tafeln.

Alles was völlig getrocknet ist, wird in kleine Haufen getheilt, die alle dasselbe Gewicht haben; diese verpackt man in Bayeton, ein grobes Wollenzeug, das im Lande selbst verfertigt wird; die Ballen schafft man auf Esels, Maulthieren oder Indianern nach dem nächstliegenden Comptoir. Hier werden sie umgepackt in Ballen, die doppelt so schwer sind, etwa 5 bis 6 spanische Arrobas, also 125 bis 150 Pfund. Um die Bayetonverpackung schlägt man eine frische in Wasser eingeweichte Ochsenhaut, die mit Strängen aus Ochsenleder fest zugenäht wird. Diese Haut trocknet schnell und wird so hart wie Eisen. In solchen Suronen kommt die Rinde nach Europa.

Von den Cascarilleros werden die Quinquinas je nach der Farbe der Rinde oder auch nach den farbigen Streifen auf derselben in verschiedene Classen getheilt: in gelbe, rothe, orangengelbe, violette, graue und weiße. Zu denselben gehören Cinchona calisaya, lancifolia, condaminea, micrantha, pubenscens und andere; diese gelten für die besten; dann folgen die rothen, orangengelben und grauen. In einigen ist das Quinin zu gleichen Theilen mit Cinchonin vorhanden, in anderen ist ein Alkaloid stärker vorhanden als ein anderes oder kommt ganz allein vor. Aus der Bitterkeit der Rinde, der Blätter und der Blüthen mancher Rubiaceen wollte man früher folgern, daß auch sie heilkräftig gegen das Fieber seien; genauere Forschungen deckten aber den Irrthum auf und die Pseudo-Quinquinas werden nun als Cascarilla, Exostemma, Portlandia rc. bezeichnet und zählen gar nicht zu den heilkräftigen Gruppen der Cinchonas.

Nach dieser Eintheilung über die Geschichte der Cinchona und die Art und Weise wie die Cascarilleros die werthvolle Fieberrinde gewinnen, wollen wir den Ausgang schildern, welchen die Expedition genommen hat.

Bisher war sie bald an einem Ufer des Tconi und bald am andern Ufer hingezogen, und sie kam dann an den Punkt, wo der Ollachea in diesen mündet; er hat seine Quellen nicht wie jener in der Sierra de Marcapata, sondern kommt von den Andes bei Crucero. Sie zog nun diesem Fluß entlang und fand, daß anfallenderweise plötzlich der Hochwald aufhörte und an die Stelle desselben auf einer weiten Strecke nur Gebüsch auftrat, einem sandigen Streifen entlang; jenseits desselben trat dann wieder Wald auf. Diese Erscheinung hatte ihren Grund darin, daß der Ollachea theilweise ein anderes Bett bekommen hatte und zwar in Folge vulcanischer Bewegungen, welche in jener andinischen Region so häufig sind, namentlich in den ebenen Strecken. Manche beträchtliche Zuflüsse des Amazonas laufen heute 20 bis 30 Meilen entfernt von dem Bette, welches sie noch vor einem halben Jahrhundert ausfüllten.

In jener Waldeinöde am Ollachea fand man Spuren, daß dort Menschen thätig gewesen waren. Die bolivianischen Rindenjäger erklärten alle kundige Leute sofort, daß dort Goldgräber sich aufgehalten hätten. Spätere Ermittelungen haben das Richtige dieser Annahme dargethan. Die Nachkommen der spanischen Eroberer beuteten wohl zwei Jahrhunderte lang in jenen Gegenden die Goldlager aus, welche schon in den Zeiten der Inkas bekannt waren. Die Wilden aber sind dann in einer Nacht über die Spanier hergefallen, haben die Menschen niedergemacht und die Wohnungen eingeäschert. Dann ist lange Zeit kein weißer Mensch dorthin gekommen. Erst nach 1824, als die Spanier vertrieben waren, kamen Cascarillajäger und Handelsleute wieder in diese Gegenden um die werthvolle Fieberrinde in Caravana aufzusuchen; um Goldgraben bekümmerten sich nur Einzelne, die auch bald wieder abzogen. Die alten Gruben sind in den Jahren zwischen 1550 und 1767 bearbeitet worden.

Auch dort brachen plötzlich Sirinitis, sechzehn an der Zahl, mit Geschrei aus dem Walde hervor. Vor ihnen brauchte die aus 24 Mann bestehende Expedition sich nicht zu fürchten, aber die Wilden benahmen sich äußerst aufdringlich; sie rissen dem Majordomo ein Tuch vom Kopfe und man mußte ihnen mit dem Schießgewehre drohen und einschärfen, daß man weiter nichts mit ihnen zu thun haben wolle. Nachdem sie einige Geschenke bekommen hatten, zogen sie ab. Es lag der Expedition viel daran, womöglich gar nicht mehr mit solchen Waldteufeln in Berührung zu kommen, aber während sie in der Richtung nach Ostsüdost weiterzog, erschien nach einigen Tagen wieder ganz unvermuthet eine Horde, die Vogelbälge und lebende Aras vorzeigten, also Tauschhandel treiben wollten; diese Leute waren einem andern Sirinitri aus Huatinmio begegnet, der ihnen gesagt hatte, wie sie sich Messer und Beile verschaffen könnten. Marcoy suchte sich ihrer schnell zu entledigen und ließ einen Taschenspiegel in der Sonne flimmern, während gleichzeitig der Oberst das Schloß seiner Flinte knacken ließ.

In den Waldbern zwischen dem Thale des Ollachea und jenem des Ayapata fanden die Bolivianer acht mächtige Stämme von Cinchona calisaya und 23 von C. boliviana; die kundigen Männer schlossen aus der Art des Vorkommens, daß in jener Gegend noch mehrere vorhanden sein müßten, und dem war auch so. Die Cascarillazone dieser Gegend hatte auch in südlicher Richtung drei „Betas“ (Adern oder Fäden; man wendet diesen, Erzgänge bezeichnenden Ausdruck auch auf diese Bäume an) von C. carhua carhua und C. boliviana, und die Freude war nun groß. Sie wurde aber bald nachher dadurch getrübt, daß schon wieder eine Horde erschien, von welcher sie sofort sich umschlossen sahen. Nur mit genauer Noth konnten sie eine unbewaldete Strecke erreichen, wo sie vor einer Ueberrumpelung sicher waren, und man mußte die Flinten anschlagen, um sie endlich los zu werden. Nach einem anstrengenden Marsche erreichte man das Ufer des Ayapata, der weiter abwärts in den Imambara mündet, und dieser letztere ergießt sich in den Madre de Dios, einen Zufluß des Beni. Den Ayapata fanden die Reisenden dort wo sie an ihn gelangt waren etwa 90 bis 100 Meter breit; er strömte zwischen flachen Ufern, die mit stämmigen, von Lianen durchzogenen Bäumen bestanden waren; aus diesem Waldgebüsche ragten schlanke Jnajpatimen empor (Aerocomia dulcis). Der Lauf war ein rascher, aber die verschiedene Farbe des Wassers an manchen Stellen ließ darauf schließen, daß man eine Furth werde finden können. Und so war es auch. Stämmtliche vier und zwanzig Männer bildeten Hand in Hand eine Kette und konnten so, obwohl nicht ganz ohne Gefahr, hindurchwaten.

Digitized by Google

Schilderungen aus Calcutta.

Von einem Deutschen.

III.

6. Alte Bekannte.

Die Luft war heute Morgen beſonders friſch und kühl auf der Maidan. Mein Diener hatte mich ſchon um halb ſechs Uhr geweckt und meine Taſſe Thee mit Gebäck ans Bett gebracht. Zur Morgenpromenade bedarf man keiner umſtändlichen Toilette. Ehe die Glocke vom Thurm der nahen St.-Johns-Kirche Sechs ſchlug, ſpazierte ich ſchon auf den noch ziemlich leeren Gängen der Maidan umher und ſog die ſtärkende klare Morgenluft in langen Zügen ein. Die Wieſiles waren gleich mir in voller Arbeit. Da ich keine Luſt hatte, mir meine weißen Beinkleider beſprengen zu laſſen, auf dem ſtark bethanten Graſe aber auch nicht gehen wollte, denn auch in Indien muß man ſich vor naſſen Füßen in Acht nehmen, ſchritt ich dem Gangesufer zu. Ueber dem Fluſſe lag noch dichter Nebel, aus dem nur hier und da eine Maſtſpitze auftauchte. Die Strahlen der aufgehenden Sonne aber vertrieben den dunkeln Schleier bald. Ich fand den Strand ſchon ſehr belebt. Iſt doch Ganga ji (erhabene Ganga) die große Göttin und Ganga mai (Mutter Ganges — der Ganges wird als Femininum betrachtet —) die liebe Mutter, welche im Leben der orthodoxen Hindus eine ſo große Rolle ſpielt. Ihr Waſſer und Schlamm ſowie ihre Ufer ſind heilig. Reiche Hindus laſſen ſich, wenn auch Hunderte von Meilen entfernt, mit großen Koſten Ganges-waſſer und -Erde holen, um ſich damit zu waſchen und ihre Stirn, auf der das Karm (Schickſal) geſchrieben ſteht, mit dem Schlamm zu bemalen und dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erhalten. — Der ſterbende Hindu iſt dann einer glücklichen Seelenwanderung gewiß, wenn er am Ufer des Ganges halb im Waſſer ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht. Die Todten werden hier verbrannt. Ganga snan (Baden im Ganges) iſt ein Univerſalmittel gegen alle Sünden, auch die beiden unverzeihlichſten, welche ſelbſt ein Gott nicht vergiebt, nämlich: Gauhatya und Brahmhatya (Tödtung einer Kuh und eines Brahmanen) werden durch eine Abwaſchung im Ganges geſühnt. Das Wunder, daß der mittlere und niedere Stand der Hindubevölkerung, der gemeine Mann, welcher im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod ſauer verdienen muß, und von der menſchenbeglückenden Civiliſation nichts weiß (denn er kennt nur die von ſeinem Brahmanen vorgeſchriebenen Religions- und Hausregeln), jeden Morgen, ehe er ſein Tagewerk beginnt, ſeinen ſchmutzigen und ſündigen Leib in die Fluthen des Stromes und Stand abwaſchenden Ganges taucht, um durch ein Körper- und Seelenbad ſich den Tag über mit ſeinem Gewiſſen und den 33 Millionen Göttern des Hindupantheons auf guten Fuß zu ſtellen.—

Beſonders dem weiblichen Geſchlecht ſcheint daran viel gelegen zu ſein, denn ich begegnete Scharen von jungen Mädchen und Frauen der arbeitenden Claſſe, welche eben vom Bade kamen und ihre langen, ſchönen, dunkeln Haare in der Sonne trocknen ließen, dabei eifrig bemüht waren, ihre dünnen baumwollenen Saris (das um die Hüfte gelegte Gewand), welche, vollſtändig durchnäßt, hartnäckig an ihren ſchlanken Gliedern klebten, zurechtzupfen. Ebenſo war der Strand beſonders an den Ghäts (Badeplätzen) gedrängt voll von Frauen. Einige ſtanden mit einem langen Stücke Zeug bedeckt bis an die Bruſt im Waſſer und wuſchen ſich mit Flußſchlamm den Kopf; andere älten ſich am Ufer und legten, wenn ſie noch ein Gewand beſaßen, daſſelbe an Stelle des naß gewordenen um ihre Lenden, wickelten ihr Haar in einen Knoten auf der rechten Seite des Hinterkopfs zuſammen und gingen lachend und ſchwatzend nach Hauſe oder an ihre Arbeit. Mehrere eben erſt Angekommene brachten der Sonne ihre Libationen, indem ſie Waſſer aus der hohlen Hand gegen dieſelbe gewendet goſſen und dann, ſich nach den vier Himmelsgegenden verbeugend, ihre Gebete murmelten.— Der männliche Theil der Badenden war weniger zahlreich vertreten, bewegte ſich aber mit ungleich mehr Geräuſch und höchſt ungenirt neben den Frauen. Dies Baden iſt ja ebenſo Religions- als Reinlichkeitsact, worin ſich alſo geniren? Viele waren ſo verſunken in ihre Abwaſchungsceremonien, daß ſie für Alles um ſie her keine Aufmerkſamkeit zu haben ſchienen. Mir fielen beſonders zwei Brahmanen auf, welche nach beendetem Bade eine kleine Götterfabrik anlegten. Nachdem ſie ſich abgetrocknet und eine reine Dhoti (Lendenkleid) um ihre Lenden gelegt, ſetzten ſie ſich nieder, älten ſich den Oberkörper, malten mit weißer Erde auf Stirn und Oberarm den Tilak (ſenkrechte oder horizontale Striche an der Stirn) ihrer Secte, banden das auf dem Hinterkopf ſtehengebliebene Haar, welches, da der übrige Theil des Hauptes glatt raſirt war, unwillkürlich an eine Scalplocke erinnerte, kurz auf, und fingen nun an einen Kloß Flußerde zu durchkneten. In ihren kundigen Händen geſtaltete ſich der letztere bald in kleine Figürchen um, welche ſie behufsam auf eine nahe trockene Stelle ſetzten, niederknieten und mit vor der Stirn zuſammengelegten Händen anbeteten. Der Hindu nennt das einfach Puja (Anbetung) machen. Da ſeiner Meinung nach das göttliche Princip (Sarbbyäpi) alles durchdringend, allem innewohnend iſt, ſo kann er auch jedes Ding zum Gegenſtand ſeiner Puja machen, vor allem kann es der Brahmane, welchem auch die Götter unterthan ſind. —

Ich hätte gern noch geſehen, was ſie mit ihren ſelbſtgefertigten Götterchen nach beendeter Anbetung anfangen würden, aber die brennenden Strahlen der nun ſchon ziemlich hochgeſtiegenen Sonne mahnten mich, den Heimweg anzutreten. Man badet um 8 und nimmt um 9 Uhr das Bara haziri (großes Frühſtück) ein. Ich war eben nach Beendigung des letztern dabei, einige Geſchäftsbriefe zu beantworten, als ſich ein eingeborener Kaufmann, mit welchem ich ſeit lange in Verbindung ſtand, Babu Dasram (Babu iſt gleichbedeutend mit Herr, ein Titel, den jeder anſtändige und gebildete Hindu beanſprucht), anmelden ließ. Er hatte von meiner Anweſenheit in Calcutta gehört, und da ihn der Weg nach ſeinem „Office“ bei meinem Gaſthofe vorbeiführte, ſo benutzte er die Gelegenheit, mich für heute Abend zum Diner einzuladen. „Wir werden ganz allein ſein,“ ſagte er mir beim Fortgehen, „Sie werden nur meine Frau und einige meiner Freunde ſehen, verwenden Sie alſo nicht erſt übergroße Sorgfalt auf Ihre Toilette und dergleichen.“ (Trotz der Hitze iſt nämlich auch in Indien der Frack das Geſellſchaftsideal, man iſt daher froh, wenn man in leichterer Garderobe erſcheinen darf.)

Digitized by Google

Hier also war Aussicht auf einen interessanten Abend.

Aber wie kommt der Hindu dazu, mich, den Europäer, mit dem er nie zusammen essen darf, wenn er nicht seine Kaste verlieren will, zum Diner einzuladen? Wie darf er mit seine Frau, welche abgeschlossen in den Frauengemächern für alle Welt unsichtbar sein muß, vorstellen wollen? Und dies alles noch vor mir fremden Gästen! Sollen diese denn Zeugen seiner gefährlichen Gastfreundschaft sein, um ihn durch ihre Aussagen in den Augen seiner Kastengenossen für immer zu ruiniren?

Beruhige Dich, lieber Leser. Babu Dasram ist über Kastengeist, Zenanawirthschaft und andere verabscheuungswürdige Institutionen des bigotten Hinduismus erhaben. Er hat eine ausgezeichnete Erziehung in den besten europäischen Schulen Calcuttas genossen, die Vortheile einer gesunden Civilisation, die Intelligenz der Europäer, die zweckmäßigen Einrichtungen unserer Gesellschaft kennen und schätzen gelernt, das Abgeschmackte und Sinnlose des Götzendienstes auf der einen und die „Wahrheiten" des christlichen Cultus auf der andern Seite erkannt, und nach gewonnener Ueberzeugung den kühnsten Schritt, welchen ein Hindu thun kann, gewagt. Er hat Alles, sein großes Vermögen, die Achtung seiner angesehenen und einflußreichen Familie daran gesetzt und ist Christ geworden. — Seine Frau theilte in treuer Liebe das Opfer mit ihm und beide ließen sich taufen. Seine Kaste gab ihn auf, seine Familie verstieß ihn. Er ließ sich nicht irre machen. Mit unermüdlicher Energie arbeitete er an der Sicherstellung seiner Existenz, widmete sich ganz dem überseeischen Handel, studirte eifrig europäische Literatur und lebte mit seiner jungen, kindlich gläubigen Gattin in nie geahnter Glückseligkeit. Jetzt ist der Babu Millionär, der größte Theil seiner weitverzweigten Familie ist auch zum Christenthum übergetreten und seine früheren Kastengenossen sind froh, wenn sie die Ehre haben dürfen mit ihm ein Geschäft zu machen. Die Europäer achten in ihm einen gebiegenen Geschäftsmann und aufrichtigen Christen; er verausgabt große Summen für Missionszwecke (!), und die Armen Calcuttas, welcher Religion sie auch angehören, verehren in ihm ihren Wohlthäter.

Ich war nun neugierig seine Frau und die erwähnten Freunde kennen zu lernen. —

Etwas vor 7 Uhr Abends hielt mein Wagen in einer spärlich erleuchteten Straße in der Nähe des College Square (ein Theil des von reicheren Eingeborenen bewohnten Viertels) vor einem hohen, massiven, schwarzaussehenden Hause, welches von der Straße durch einen Garten und die dazu gehörige Mauer getrennt war. — Die verschlossenen Thore der Einfahrt wurden vom Darwan (Thürhüter) auf das Klopfen meines Kutschers geöffnet. —

Sahib hai? Ist der Herr zu Hause? —

Hãn, sâhe. Ja, kommen Sie. —

Wir fuhren also den breiten Gartenweg entlang und hielten unter dem geräumigen Porticus des Hauses. Ein Diener überreichte meine Karte Dasram, welcher sogleich erschien und mich mit herzlichem Händedruck bewillkommnete. Wir befanden uns in einer verandahartigen Vorhalle, welche von dem milden Licht einer Ampel erleuchtet wurde. — Mehrere Bambusessel standen in der Mitte derselben und ein halbes Dutzend Oelgemälde, welche wahrscheinlich Verwandte des Hausherrn darstellten, füllten die Wände. Fein gewebte Palmengrasmatten deckten den Fußboden. — Wir stiegen Arm in Arm eine breite steinerne Treppe hinauf, überschritten einen hellerleuchteten Flur, in welchem eine Menge weißgekleideter Diener standen oder auf Tschattais (Grasmatten) saßen und betraten den Gesellschaftssaal, dessen Flügelthüren der Kammerdiener uns geöffnet. Ein geräumiger Salon, in europäischem Geschmack ausgestattet, nahm uns auf. —

Ich hatte nichts Anderes erwartet, war aber vollständig unvorbereitet auf die außergewöhnliche Erscheinung, welche mir in der Person der Hausfrau hier entgegentrat. — Babu Dasram hat, obgleich sein ganzes Haus auf englischem Fuß eingerichtet ist und er selbst in Bewegung und Sprache den vollendeten Gentleman zeigt, doch seine Tracht beibehalten, ebenso seine Frau. — Vor mir stand also eine noch jugendliche Dame von heller Gesichtsfarbe, das glänzend schwarze Haar natürlich gescheitelt und mit einem durchsichtigen Mullschleier bedeckt, welcher auch den Oberkörper beinahe ganz verhüllte. Nur die rechte Schulter blieb frei und zeigte einen Theil der mit einem enganschließenden seidenen Jäckchen bekleideten Büste. — Eine schwere, massiv goldene Doppelschnur schmückte Hals und Brust. Ein kindlich liebliches Gesicht mit dunklem, seelenvollem Auge lächelte mir aus den schneeigen Falten des Schleiers entgegen, und eine kleine mit Goldreifen verzierte Hand ergriff die meine.

„Wie geht es Ihnen, Herr? Ich bin in der That sehr erfreut Sie zu sehen, bitte, nehmen Sie einen Stuhl," rief sie mir in fließendem Englisch zu, sobald ich ihr vorgestellt war. — Ich ließ mich neben ihr nieder und hatte meine innige Freude an den heiteren Plauderein dieser kleinen emancipirten Dame. — Ja, hier war ein Hindupehepaar, welches sich emancipirt hatte in der edelsten Bedeutung des Worts. Befreit von den Geist und Seele tödtenden Ketten heidnischer Gebräuche und Vorurtheile und doch gefesselt von den lebendigmachenden Banden wahrer Civilisation. Wie nobel Dasram dastieht vor seiner Frau, seine gedrungene, kräftige Gestalt mit dem weißen Tschaptau (indischer Rock) angethan. Welche Willenskraft liegt in diesen Zügen! Welche Intelligenz und doch wie viel Liebe blicken aus seinen schwarzen Augen!

Ich war eben im Begriff zu fragen, wer und wo die anderen Gäste seien, als ein Diener den Babu Gaugaprem anmeldete. Erwartungsvoll blickte ich nach der Thür, und man denke sich meine Ueberraschung, als ich unter den eintretenden Freunden Dasram's das junge Mädchen, welches durch ihre ganz ungewöhnliche Schönheit gestern Abend schon meine Aufmerksamkeit auf der Strompromenade auf sich gelenkt hatte, wiedererkannte. Auch heute erschien sie in Begleitung ihres Vaters und Bruders. Wie reizend sie aussah! Der feine mit Blumen durchwirkte Schleier war etwas herabgeglitten und zeigte ihr interessantes Gesicht in vollendeter Schöne. Nicht die imponirende und hinreißende Schönheit einer Juno oder Venus, sondern das liebreizende, schüchterne, dabei einschmeichelnde Unschuldige eines Kindes verlieh ihren Zügen etwas unbeschreiblich Liebliches. Ein echt silberner Kopfschmuck mit herabhängenden Perlen gab ihrem schönen, schlicht zurückgekämmten Haar einen besondern Glanz. Schwere Ohrgehänge von durchbrochener Arbeit von demselben Metall umrahmten ihre hellen, runden Wangen und wetterfesten an Weiße mit ihren prachtvollen Zähnen. — Ketten von Goldperlen und eine Unzahl von Spangen lagen um Hals und Arm. Ein mit weißen Sternen besätes seidenes Gewand fiel in reichen Falten von ihrer Schulter und verdeckte beinahe die zierlichen in gestickten Pantoffelchen steckenden Füßchen. — Das leise Lächeln umschwebte wieder ihre Lippen, als ich ihr vorgestellt wurde und ihr mittheilte, daß ich schon gestern ohne ihr Wissen ihre Bekanntschaft gemacht hätte. Ihr Vater, dem man den reinen Bengalen auf den ersten Blick ansah, trug einen kostbaren goldgestickten Tschadder (Toga) über dem gewöhnlichen Tschaptau.

Die ersten Begrüßungen waren kaum vorüber, als der Khansamah (Tischdiener) in der Thür des Speisezimmers

Digitized by Google

erschien und meldete, daß das Diner servirt sei. Ich hatte das Glück, zwischen den beiden Damen meinen Platz zu erhalten. Nun kam aber die Schwierigkeit der Unterhaltung. Meine junge Nachbarin hatte, wie sie mir nachher mittheilte, zwar schon angefangen, Englisch zu lernen, verstand aber noch zu wenig, um sich in dieser Sprache geläufig ausgudrücken, mir wiederum ging es ebenso mit dem Bengali, ihrer Muttersprache. Da flüsterte Dosram's Frau, welche sogleich merkte, was uns fehlte, mir zu, daß ihre Freundin ganz vorzüglich das auch mir geläufige Hindustani spreche. Der gegenseitigen Auswechselung unserer Gedanken stand jetzt nichts mehr im Wege. —

Mir war nun viel daran gelegen, zu erfahren, was diese Familie sei und wie sie in dieses Haus komme. Daß sie zu den freisinnigeren Hindus gehörten, bewies ja die Thatsache ihres Hierseins, daß sie aber keine Christen waren, hatte ich schon von der Tochter gehört, welche ich im Laufe des Gesprächs gebeten, mir doch ihren gewiß sehr wohlklingenden Namen zu nennen.

„Hamára Nám hai Premsundri." — „Mein Name ist Premsundri" (= Liebe, Schöne), sagte sie mit der naivsten Unbefangenheit. — Also ein heidnischer Name. Ich versuchte dem allgemeinen Gespräch die erwünschte Wendung zu geben, indem ich den gewaltigen Umschwung der socialen Verhältnisse der Hindus, die reformatorischen Bestrebungen gebildeter Bengalis, das Zunehmen liberaler Principien unter den höheren Classen der Eingeborenen, die unleugbaren Fortschritte des Christenthums, von denen ja unser geehrter Wirth ein leuchtendes Beispiel sei, erwähnte, und schließlich die Hoffnung aussprach, auch in meinem Mitgast einen von den Männern zu sehen, welche die Nothwendigkeit einer socialen und religiösen Umgestaltung der Hindubevölkerung erkannt hätten. —

Babu Gaugaprem gab mir die Versicherung, daß ich mich über seine persönliche Haltung zu den gewichtigen Fragen, welche die ganze jetzige gebildete Generation Indiens so tief berührten, durchaus nicht gekäuscht habe, und ließ mich auf meine bescheidene Bitte bereitwillig einen Blick in den innern Proceß seiner Umwandelung thun. —

Sein Vater, obwohl selbst ein strenger Hindu, hatte mit speculativem Scharfblick die Nothwendigkeit eingesehen, den Sohn durch eine moderne Bildung in den Stand zu setzen, sich in der von europäischen Elementen durchdrungenen und beherrschten commerciellen Welt Calcuttas eine Carriere zu schaffen. Er ließ ihn nach gründlicher Vorbereitung die Universität besuchen, welche der junge Mann als B. A. (Bachelor of Arts) verließ. Das Abschieden des Vaters nöthigte ihn nach etwa drei Jahren, während welcher Zeit er im Comptoir des erstern gearbeitet und in die Handelswelt eingeführt worden war, das Geschäft des Hauses zu übernehmen. Schon auf der Schule von der Unwahrheit des Hinduismus, der Thorheit des Götzendienstes und durch die Lehren eines Ramohan Roy und Rammath Tagore von der socialen und moralischen Verderbtheit seines Volkes überzeugt, hatte er sich den damals ins Leben tretenden Ideen des modernen Brahmoismus angeschlossen, welcher jetzt in liberalerer Gestalt von Babu Keschab Tschender Sen gepredigt wird. — Diese neue Religion, eine Art hinduistischer Deismus, verhieß allerdings Großartiges. Ihr Begründer, Raja Ramohan Roy, einer der gebildetsten Hindus von Calcutta, welcher sich um Politik und Literatur Indiens große Verdienste erworben, legte mit seinen neuen Lehrsätzen die Axt an die Wurzel des brahmanischen Cultus, welcher mit seinen verderblichen Zweigen ganz Indien überwuchert hat. Abschaffung des Götzendienstes, Emancipation der Frauen, Aufhebung der Kaste, Anbetung eines Gottes waren die gewaltigen Waffen, mit denen er die Bollwerke des Hinduismus zerschmettern wollte. — Er ging nach England, fiel dort den Unitariern in die Hände und starb. —

Babu Keschab Tschender Sen, einer der besten Redner Indiens, ausgestattet mit eminenten Gaben und glühendem Eifer für die Reformation Indiens, setzte sein Werk fort. Mit nie rastender Energie durchreiste er, oft von seiner Frau begleitet, das Land, predigte die neuen Lehren durch Wort, Schrift und sein eigenes Beispiel, gründete Tempel, Schulen, Zeitungen, Clubs und wurde in kurzer Zeit als der Reformator Indiens begrüßt. Babu Gangaprem hatte sich mit Begeisterung ihm angeschlossen, die Kaste verlassen, seine Frau und Tochter in die Oeffentlichkeit eingeführt, und die Versammlungen der Brahmos, wie sich die Nachfolger dieser Richtung nannten, eifrig besucht. Im Anfang ging Alles gut. Das ganze junge Bengalen huldigte den neuen Ansichten. Als aber der erste Rausch verflogen und man auf die Früchte des neu ausgestreuten Samens wartete, fand unser Freund, daß der Brahmoismus allerdings das morsche Gebäude des Hinduismus untergraben und schließlich stürzen müsse, das Herz aber, das subjective Verlangen nach moralischer und geistiger Reform unbefriedigt lasse und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er aller „Vermittelung" mit Gott entbehrt. Der Gott des Brahmo ist der Schöpfer und Erhalter alles Creatürlichen, dessen Wohlwollen man durch tugendhaftes Leben erwerben muß. — Gaugaprem fühlte die schwache Seite des von ihm angenommenen Systems und wurde unruhig über den von ihm gethanen Schritt. Er entschloß sich endlich, die Sache mit seinem Freunde Dosram zu besprechen. Hier fand er, was er suchte. — „Ich bin überzeugt," schloß er seinen interessanten Bericht, „daß nur das Christenthum Hand in Hand mit europäischer Civilisation Indien von Grund aus reformiren und die Basis seiner zukünftigen politischen und moralischen Größe bilden kann." — Auf meine Frage, ob er nun auch bereit sei, seine Ueberzeugung durch öffentlichen Uebertritt zum Christenthum kund zu geben, benachrichtigte er mich, daß er beabsichtige, sich noch in diesem Jahr mit seiner Familie taufen zu lassen. —

Ein Culturbild aus Louisiana.

Die wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben seit der Emancipation der Neger eine völlige Umwandelung erfahren. Man ließ plötzlich, ohne jeden vermittelnden Uebergang, mehr als vier Millionen Sklaven frei, und gab ihnen alle Rechte der weißen Bürger. Die Zahl der Schwarzen, welche das Stimmrecht erhielten, betrug reichlich 800,000 und in den südlichen Staaten geben sie nun bei den Wahlen den Ausschlag. Bei ihnen ist das Schwergewicht. Daß von politischer Einsicht in dieser Menschenclasse keine Rede sein kann,

Digitized by Google

versteht sich von selbst; sie sind im Allgemeinen das, was die Amerikaner als „Stimmvieh" bezeichnen, und lassen sich von politischen Abenteurern mißbrauchen. Die traurige Lage, in welcher sich so viele Südstaaten befinden, giebt Zeugniß dafür, daß es eine frevelhafte Unbesonnenheit war, diesen ganz ungebildeten Schwarzen sofort volles Bürgerrecht zu geben und ihnen die politische Obergewalt in die Hände zu spielen.

Unter den Abolitionisten hat bekanntlich Horace Greeley ein ganzes Menschenalter hindurch in der vordersten Reihe gestanden, und doch hat er es erleben müssen, daß seine Schooßkinder, die Neger, ihm den Rücken kehrten, und bei der jüngsten Präsidentenwahl wie Ein Mann gegen ihn stimmten; sie gaben den Ausschlag für einen Soldaten ganz gewöhnlichen Schlages. Diese Undankbarkeit hat das schnelle Ende des „Massa Greeley" beschleunigt, aber er lebte doch lange genug um sich zu überzeugen, daß die Hoffnungen, welche er im Betreff der Neger hegte, sich nicht erfüllt haben.

Das einflußreiche Blatt, dessen Gründer er war, die „Neuyork Tribune", hält an seinen Grundsätzen fest, doch hat sich der vormalige Enthusiasmus für den „Menschen und Bruder, der so gut ist wie ein weißer Mann, obwohl er schwarze Hautfarbe hat," einigermaßen abgedämpft, und die „Tribune" würdigt jetzt Thatsachen, welche sie in ihrem frühern Stadium unberührt ließ.

Vor einigen Monaten schickte sie einen Berichterstatter nach dem durch Grant und dessen Satrapen durch und durch zerrütteten Staate Louisiana, um genaue Erkundigungen über die Lage der dortigen Neger einzuziehen. Der Bericht dieses „gelegentlichen" Correspondenten ist ruhig und gegenständlich abgefaßt und giebt uns einen Einblick in die Verhältnisse wie sie geworden sind. Er hebt zunächst hervor, daß die Erwartungen der Freunde wie der Gegner der Emancipation getäuscht worden seien. Kein unparteiischer Beobachter könne in Abrede stellen, daß der Neger, welchem sie doch vorzugsweise zu Nutzen kommen sollte, am wenigsten von ihr profitirt habe. Der ehemalige Sklavenhalter, bei welchem der Neger arbeitet, hat dadurch gewonnen, daß er nur Lohn zahlt und dem Neger weder Wohnung noch Nahrung, Kleidung und Arzenei zu geben und eben so wenig für Alte, Schwache und Kinder zu sorgen braucht. Der Schwarze ist ein Staatsbürger und freier Mann, der sich und die Seinigen selber erhalten muß. Um diesen Preis hat er seine politischen Rechte bekommen, und bisher haben die verschmitzten Carpetbaggers (— die politischen Abenteurer und Stellenjäger, welche wie Heuschrecken über den Süden hergefallen sind —) allen Profit in die Tasche gesteckt, denn verwöge der Negerstimmen haben sie die Regierungsgewalt in die Hände bekommen.

Der Berichterstatter schildert dann die Verhältnisse auf den Zuckerplantagen, wo das neue Arbeitssystem seit nun acht Jahren wirksam ist. Die Stellung des ehemaligen Sklaven zu seinem frühern Herrn ist nicht in dem Maße anders geworden als man glauben könnte. Persönlich stehen sie überall dort, wo die Carpetbaggers keine Zerwürfnisse hervorrufen, auf dem besten Fuße zu einander. Auf den Plantagen kann man diese Abenteurer so ziemlich fern halten und deshalb ist hier auch kein Streit. Mir sagte Jemand: „Die Peitsche des Hungers treibt viel mehr zur Arbeit an, als einst die Peitsche des Aufsehers." Allerdings muß der Neger arbeiten, wenn er nicht hungern will, und der Lohn steht im Verhältniß zu dem was er wirklich leistet. Indem er ein freier Mann wurde, übernahm er auch alle Verantwortlichkeit eines solchen, und diese lastet schwer auf ihm, weil er kein fürsorglicher Mensch und wie ein Kind ist und an den nächsten Tag nicht denkt. Da, wo er sich mit Gewalt des Grundes und Bodens bemächtigt hat und denselben für sich allein zu bebauen versucht, sieht es trostlos und kläglich aus und er befindet sich in so jämmerlichen Umständen, daß gewiß kein ehrlicher Menschenfreund zu einer Wiederholung dieses Experimentes rathen würde. Diese niederschlagende Thatsache sehen wir auch auf den Seo Islands bei Edisto (Südcarolina), bei Beaufort und auf den Dgeechee-Plantagen bei Savannah in Georgien. Dort herrschte einst, so lange Weiße da waren, Friede und Fülle; jetzt ist Alles verwahrlost, von Unkraut und Gestrüpp überwuchert. Die schwarzen Besitzer arbeiten nicht.

In Louisiana sind drei schlechte Zuckerernten nach einander gefolgt, doch scheinen sich jetzt (Mitte August) die Dinge besser zu gestalten. Im Jahre 1872 stellte sich die Ernte auf 108,000 Hogsheads. Auf manchen Plantagen verwenden die Besitzer nur ihre ehemaligen Sklaven, auf anderen neben denselben auch Chinesen und spanische Gallegos; von letzteren sind indeß nicht viele eingeführt worden. Der Neger bekommt umsonst Wohnung, Brennstoff und ein Stück Gartenland; er kann auch Schweine und Hühner halten, was er aber selten thut; dazu erhält er für zehnstündige Arbeit täglich einen Dollar, aber nur Wenige liefern eine rechtschaffene Tagesarbeit, obwohl sie sich von Kindesbeinen an auf dieselbe verstehen; der Neger ist nachlässig, wenn er nicht überwacht wird. Das aber verursacht dem Pflanzer Kosten, weil er zuverlässige Aufseher bezahlen muß, die weiter nichts thun können als aufpassen.

Ein fleißiger Freigelassener (Freedman), der ordentlich vorwärts käme, gehört zu den Ausnahmen und ist eine Seltenheit. Viele Neger, die Jahre lang in demselben Hause gewohnt, theils verheirathet theils nicht, haben auch nicht einen Thaler erspart. Sie verthun Alles und geben viel aus für feine Kleider, Branntwein und Tabak, insbesondere aber auch für süße Leckerbissen. Früher sah ihr Herr streng darauf, daß sie sich reinlich hielten, jetzt vernachlässigen sie die Reinlichkeit und in Folge der Unsauberkeit treten Krankheiten auf und die Sterblichkeit ist in allen Lebensaltern sehr beträchtlich. Die Zahl der Geburten ist, im Verhältniß zu jenen vor der Emancipation, gering. Der Neger hat das fruchtbarste Gartenland, er hat Zeit genug und könnte ohne irgend welche Anstrengung Gemüse und Früchte bauen, aber daran denkt er nicht. Gewöhnliche und süße Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Kohl könnte er in Hülle und Fülle haben, — aber er pflanzt sie nicht. Im Winter trägt er nicht etwa warme Kleider, sondern setzt sich lieber an ein Kohlenbecken.

Die Frauen arbeiten jetzt wenig auf dem Felde; die meisten thun es gar nicht mehr. Im Allgemeinen sind sie lediglich Trohnen, was vor dem Kriege nicht der Fall war. Denn sie sowohl wie die Kinder wurden zu mancherlei Arbeit angehalten, z. B. zum Pflücken der Baumwolle, was seinerwegs anstrengt. Jetzt thun sie gar nichts. Das möchte noch sein, wenn sie nur gute Hausfrauen wären und für die Kinder Sorge trügen, aber keins von beiden ist der Fall; sie haben sich sehr verschlechtert, halten nicht einmal die Wohnung reinlich und vernachlässigen die Kinder von früh an in unverantwortlicher Weise. So wachsen diese auf, ohne daß man sich viel um sie bekümmert. Die älteren Neger (die ja früher an Zucht gewöhnt waren) sind die respectabelsten und auch arbeitsam; die jüngeren sind sehr häufig unverschämte, liederliche Faullenzer (insolent, idle and profligate). Das gilt zwar nicht von Allen ohne Ausnahme, denn man findet wohl auch achtbare, fleißige Familien, aber es ist die Regel. Sehr viele Frauen sind leidenschaftlich und viel ärger als die Männer dem Branntweintrinken ergeben und sehr ausschweifend; ihre Moral ist seit der Emancipation bedauerlich gesunken. Auf eheliche Treue halten Männer und Frauen

Digitized by Google

nur sehr wenig, und wenn sie einander nicht mehr zusagen, lösen sie die Ehe ohne Weiteres auf.

Gegenüber den Arbeitgebern benehmen sich diese Neger im Allgemeinen ruhig, ordentlich und mit Respect; sie sind gutartig und leicht zu lenken; in dieser Beziehung hat die Freiheit keine Nachtheile gebracht. In allen gewöhnlichen Lebensverhältnissen schenken sie dem Pflanzer Vertrauen, aber in dem, was die Politik angeht, sind sie, durch die Carpetbagger aufgehetzt, seine unversöhnlichen Feinde. Sie begreifen nicht, daß beide Theile doch dasselbe Interesse haben. Zu jeder beliebigen Zeit werden sie, auch wütten in der Ernte, alle Arbeit einstellen und Alles auf dem Felde verderben und verfaulen lassen, wenn ihre politischen Rathgeber ihnen das befehlen und sie zur Wahlurne rufen, wo sie gegen ihre Arbeitgeber stimmen müssen.

Werbung der Götter um irdische Jungfrauen.

Aus ehstnischen und finnischen Mythen.

Von **Dr. M. Weske** *).

Allgemein bekannt ist, daß in dem indo-germanischen und semitischen Mythos die Anschauung vertreten wird, Götter hätten sich mit mehr oder weniger Glück um schöne irdische Jungfrauen beworben. Neu für die große Mehrheit der Gebildeten dürfte die Thatsache sein, daß bei den, mit den obigen nicht verwandten, finnischen Völkern dieselbe Anschauung vielfach sich vorfindet. Am meisten tritt das in den ehstnischen Volksliedern hervor. Beginnen wir mit dem ersten Gesange des ehstnischen Nationalepos Kalewi poeg (Kalew's Sohn, ins Deutsche übersetzt von Karl Reinthal), wo diese Idee am ausführlichsten dargestellt ist.

Zu der aus einem Küchlein entstandenen schönen Jungfrau Salme und zu der aus dem Ei des Birkhuhns geborenen Jungfrau Linda kamen hohe Freier, nämlich Götter. Nachdem viele andere Freier vergeblich sich beworben hatten, wollte der Mondgott **), der Sonnengott und der Sterngott die Salme heimführen. Sie nahm den letztern zu.

Mondesfreier, noch ein Jüngling,
Schmächtig, zart, von bleicher Farbe,
Kam heran mit funfzig Rossen,
Und mit funfzig Rosselenkern.
Salme wünscht er sich zum Weibe,
Will die Jungfrau sich verloben.
Salme hörte sein Begehren
Nur von Ferne aus der Kleete,
Rief von dort ihm zu die Antwort:
„Wünsch' den Mond mir nicht zum Gatten,
Mag ihn nicht, den Nachtbeleuchter!
Er hat mir zu viel der Aemter,
Viel noch nebenher zu schaffen.
Bald erscheint er noch vor Tage,
Bald des Abends spät am Himmel,
Bald erst wenn die Sonne aufgeht,
Bald ermüdet er schon Morgens,
Eh' der Tag noch angebrochen,
Manchmal hält bei Tag er Wache,
Lauert am Himmel dis zum Mittag."

Traurig ging der Mond nach Hause,
Sah so bleich herab beim Weggehn.
Drauf erschien der Sonnenfreier
Als ein Jüngling feur'gen Blickes,
Kam heran mit fünfzig Rossen
Und mit fünfzig Rosselenkern.
Salme wünscht er sich zum Weibe,
Will die Jungfrau sich verloben.
Salme hört es und erwiedert:
„Wollt' den Mond ich nicht zum Gatten,
Mag noch wen'ger ich die Sonne!
Viel zu unbeständig ist sie,
Immerfort verändert sie sich.
Wenn sie manchmal heiß geschienen,
Wechselt plötzlich sie das Wetter,
Mitten in der schönsten Heuzeit
Ueberrascht sie uns mit Regen;
Will man eben Hafer säen,
Dann gerade bringt sie Dürre,
Läßt die Haferssaat verkommen,
Dörrt die Gerste in der Erde,
Bringt den Flachs im Halm darnieder,
Drückt die Erbsen in die Furchen,
Läßt das Heidekorn nicht wachsen,
Schoten nicht die Linsen bringen,
Wenn der Roggen weiß zur Ernte.
Glüht sie und verjagt den Nebel
Oder läßt den Regen strömen."

Tief gekränkt verschwand die Sonne.
Glühte feurigroth beim Abgehn
Und erzitterte vor Zornwuth.
Endlich kam der dritte Freier,
Nahte sich der Sternenknabe,
Des Polarsterns ältstes Söhnchen,
Auch mit fünfzig feur'gen Rossen,
Und mit fünfzig Rosselenkern.
Salme wünscht auch er zum Weibe,
Will die Jungfrau sich vermählen.
Schnell rief Salme aus der Kleete,
Sprach aus ihrer Kleiderkammer:
„Führt das Roß des Sternenladen
In den Stall zur besten Raufe,
Wo der Mehrtrank ihm bereitet,
Wo die Wände, schön geglättet,
Nicht das Thier verletzen können.
Werft ihm reichlich dust'ges Heu vor,
Bringt ihm von dem besten Hafer,
Tränkt es mit dem feinsten Trante,

*) Der Herr Verfasser ist nationaler Ehste (die Ehsten nennen sich selbst Maa rahwas, d. h. Landvolk) und Linguist. Von ihm erschienen vor Kurzem: „Untersuchungen zur vergleichenden Grammatik des finnischen Sprachstammes." Leipzig 1873, bei Breitkopf und Härtel. Dr. Weske, der sechs Jahre lang in Leipzig studirte, ist nun in sein Heimathland zurückgekehrt und wir werden über dasselbe ethnographische Schilderungen für den „Globus" erhalten. A.

**) Oder vielleicht richtiger Sohn des Mondes, der Sonne, des Sternes.

Digitized by Google

Mischet reichlich Mehl darunter,
Quirlt es auf zu weißem Schneeschaum.
Bettet es im feinsten Linnen,
Gebt ihm ein bequemes Lager
Und bedeckt's mit seidner Decke.
Ruhen muß sein Kopf in Sammet
Und in Haferspreu die Hufen.
Diesen Freier will ich nehmen.
Meine Hand dem Sterne reichen,
Will ihm treue Gattin werden.
Sternenauge blinkt so heiter,
Sternensinn ist so beständig!
Sterne thun der Saat kein Leides
Und verderben keine Ernte."

„Setzt den Sternenfreier gastlich
An die reine, glatte Tafel,
Daß er an die Wand den Rücken,
Auf die Bank die Füße stütze,
Und bedeckt die breite Tafel
Mit noch nie gebrauchtem Tischtuch.
Trägt dann auf die besten Fische,
Stellt dem Gast das Fleisch recht nahe,
Bietet ihm die zartesten Pasten,
Auch recht oft vom Hochzeitskuchen,
Und den besten Lindenhonig.
Bier im Kruge darf nicht fehlen,
Noch der süße Meth im Becher."

Und man lud den Stern ins Zimmer,
Bot am Tisch ihn Platz zu nehmen.
Und es sprach die Wittwe also:
„Iß, mein Sternchen, trink, mein Sternchen,
Sei, mein Sternchen, heitern Sinnes!"

Heftig aufgeregt, daß rasselnd
Schmuck und Waffen sich berührten
Und die mächt'gen Sporen klirrten,
Sprach der Stern den Boden stampfend:
„Mütterchen, ich will nicht essen,
Mag, o Mütterchen, nicht trinken,
Kann nicht heitern Sinnes werden,
Wenn ihr nicht mein Liebchen herbringt,
Salme nicht bei mir erscheinet."

Salme höret sein Begehren,
Hört den Wunsch des Sternenfreiers
Und erwidert aus der Kleete,
Aus der Ferne also sprechend:
„Trauter mein, du süßer Knabe,
Lieber Gast aus weiter Ferne,
Gabst du Zeit mir aufzuwachsen,
Zeit mir groß und schön zu werden, —
Ei so gieb der Salme Zeit auch
Sich zu kleiden, sich zu schmücken!"

„Eile, Linda, rasches Lauses,
Fliege, Schwesterchen, zur Kammer,
Zu dem Koffer mit dem Brautschmuck,
Bringe mir die wollnen Röcke
Und die zarten Seidenhemdchen
Mit den goldgewirkten Aermeln,
Strümpfe mit den bunten Zwickeln,
Linnentücher goldgeflittert,
Seidentücher buntgewürfelt!"

Nachmals hat aus ihrer Ecke,
Aus der Kammer ihn die Wirthin:
„Iß, mein Sternchen, trink, mein Sternchen,
Sei, mein Sternchen, heitern Sinnes,
Frohe Tage stehn bevor dir!"

Sternenfreier hört die Worte
Und erwiderte bescheidigt:
„Kann nicht essen, kann nicht trinken,
Kann nicht heitern Sinnes werden
Ob der künft'gen frohen Tage,
Bis mein Liebchen ich gesehen."

Darauf hat die Wirthin wieder
„Wüßt, mein Sternchen, etwa schlafen,
Dich vielleicht zur Ruh begeben?"

Ohne Zaudern sprach der Freier,
Sprach der Stern die klugen Worte:
„Will, o Mütterchen, nicht schlafen,
Will und kann der Ruh nicht pflegen.
Sternenauge schlummert nimmer,
Schließe nie die milden Lider,
Senkt die Wimpern nie zum Schlafe.
Bringt mein Liebchen her ins Zimmer,
Laßt mir Salme hier erscheinen,
Will mein liebes Hühnchen sehen!"

Darauf brachte man die Braut ihm,
Führte Salme in das Zimmer.
Und die Wittwe kannte sie nicht,
Kannte nicht das eigne Pflegekind,
Das in der verborg'nen Kammer
Einst der Hausgeist ausgebildet,
Ausgeschmückt die Waldesnymphen.
Drum die Wittwe zweifelnd fragte:
„Iſt der Mond es, iſt's die Sonne,
Iſt es eine Nebeljungfrau?"

Ausgerüstet ward die Hochzeit,
Und man lud der Gäste viele
An dem Feste theilzunehmen.
Denn die Eiche auf der Grenze
Und die Erle in dem Städtchen
Fanden sich mit ihren Wurzeln,
Mit den Gipfeln hier zusammen.
Und sie schwenkten sich im Kreuztanz,
Taumelten im Wirbelschwirbel,
Daß der Riesland Funken sprühte
Und der Estrich ächzend dröhnte!
Sternenknab' und Jungfrau Salme
Hielten lustig ihre Hochzeit!

Während der Hochzeit kamen nun dieselben Freier um ihr Glück bei Linda zu versuchen; mußten aber, auch von dieser abgewiesen, zornig nach Hause gehen.

Da kam der Wassergott auf einem Schimmel herangeritten. Auch er erhielt eine unglückliche Antwort. Sie singt:

„Schrecklich ist der Wogen Rauschen,
Furchtbar ist des Meeres Tiefe,
Spaesam rieselt nur die Quelle
Und der Strom schweigt im Verschwenden."

Worauf:

Wasserfreier, nah dem Weinen,
Wälzte sich betrübt nach Hause,
Rauschte traurig durch die Pforte.

Nun kam der vierte Freier, der Wind, auf einem Sturmhengst herangeritten. Doch auch er muß unverrichteter Sache abziehen nach ihrer Antwort:

„Mag mich nicht dem Wind vermählen,
Will den Luft'gen nicht zum Manne,
Schrecklich ist des Sturmes Tosen;
Grausig der Orkane Heulen,
Allzu sanft der Lüfte Säuseln."

Fluchend zog der Wind von dannen,
Doch der Kummer nagt nicht lange
An des wind'gen Freiers Herzen.

Da kam der fünfte Freier, der Königssohn von Kungla*) (eines mythischen Landes). Auch er wurde abgewiesen. Fluchend zog der Königssohn aus der Pforte.

*) Kungla, der Name eines mythischen, schätzereichen Landes, bedeutet nach meinem Dafürhalten das Land, die Heimath des Kung.

Digitized by Google

Endlich erschien der Held Kalew auf stolzem Hengste und bewarb sich um Linda. Die Pflegemutter rieth der Linda ab, den Helden zu nehmen; aber Linda dachte anders, sie sagte mit frohem Herzen:

„Dieser ist nach meinem Sinne,
Diesen nehm ich gern zum Manne!“

Kalew wurde zur Theilnahme an dem Feste eingeladen; allein er wollte es nicht eher thun, als bis man seine Geliebte zu ihm schickte. Diese jedoch erbat sich Zeit, um sich zu schmücken und erschien dann schön wie eine Göttin vor Kalew.

Der Stern will nun seine junge Frau nach Hause führen, und nimmt von der Hausfrau, den Hochzeitsgästen Abschied und sagte zum Schlusse:

„Salme muß nun von euch scheiden,
Wird sich hinter Wolken bergen,
Wird, zum Sterne umgewandelt,
An dem Abendhimmel schimmern.“

Die Hochzeit des Kalew und der Linda wurde glänzend weiter gefeiert bis der Held schließlich seine junge Frau im Schlitten nach Hause führte.

Zwei fast gleiche Varianten über die Werbung um Salme finden sich unter den von Neus gesammelten ehstnischen Volksliedern.

Eine fernere Variante über denselben Gegenstand findet sich in dem von mir vor sieben Jahren aufgezeichneten ehstnischen Volksliede, wo die Jungfrau Anne dieselben Freier abweist und noch dazu den Gott des Morgenroths.

Dem letztern antwortet Anne:

„Will das Morgenroth nicht nehmen,
Morgenroth hat kalte Seiten
Und des Morgens kühle Füße,
Geh nun wieder, Morgenroth.“

Eine ganz ähnliche Mythe findet sich auch in einem finnischen Volksliede (Kanteletar III, 1), wo die, wie Linda aus dem Ei geborene Jungfrau Suometar, nach Zurückweisung des Mondes und Sonnengottes, den Polarstern sich zum Gatten wählt.

Noch mehr Beispiele könnte ich von dieser Mythe anführen, doch genügt dies, um zu zeigen, wie allgemein dieselbe verbreitet ist.

Am ähnlichsten ist diese ehstnische und finnische Anschauung einer Stelle des indischen Epos Nala. Die Götter Indra, Agni, Varuna und Jama kommen zu Damajanti, damit sie einen von ihnen sich zum Gatten wähle. Sie wählt aber den irdischen Jüngling Nala.

Wir finden hier in der ehstnischen und finnischen Poesie nur eine mythische Anschauung, aber in verschiedenen Variationen. Von keiner dieser Variationen können wir behaupten, sie sei die ursprüngliche. Der alte Mythos ist vielmehr auf neuere Namen übertragen von Salme bis auf den neuern christlichen Namen Anne, und vor Salme mögen andere Personen, deren Namen nicht auf uns gekommen sind, ihre Rolle in dem Mythos gespielt haben.

Da die ehstnische Volkspoesie so durchaus eigenthümlich in ihrem Wesen ist, so dürften einige Bemerkungen über sie nicht ohne Interesse sein. Alle ehstnischen (sowie auch finnischen) Volkslieder bestehen aus alliterirten Versen. Die Alliteration ist aber eine ungleich schönere und vollendetere als z. B. die deutsche. Die Verse bestehen aus parallelen Gliedern, ganz ähnlich wie in der hebräischen Poesie. Alle ehstnischen Wörter haben den Hauptaccent auf der ersten Sylbe; die dritte Sylbe hat einen etwas schwächern Nebenaccent und die fünfte ebenfalls einen, der aber noch schwächer ist als der der dritten. Der ehstnische Vers ist daher trochäisch oder auch daktylisch.

Hier möge eine Probe meiner Muttersprache dem Leser vorgelegt werden:

Tuli päike poisikene,
Pölew-silmil peiukene,
Wiie-kümmenel hobusel,
Kuue-kümmenel kutsarilla;
Tahtis Salme kaasaks saada,
Neiu kihlul kinnitada.

Tuli, kam; päike, Sonne; poisikene, Knabe; — pölew, brennend, feurig; silmil, mit Augen (Nom. silm, Gen. und Stamm silma); peiukene, Bräutigam; — wiie, Nom. wiis, fünf, kümmenel, mit zehn (St. kümmene), also wiie-kümmenel, mit funfzig; hobusel, wörtlich mit dem Pferde, in der Bedeutung mit Pferden (Nom. hobune, Gen. hobuse); — kuue, Nom. kuus, sechs; kutsarilla, wörtlich mit dem Kutscher, Bedeutung Kutschern (Nom. kutsar, Gen. und St. kutsari); — tahtis, wollte; kaasaks, zur Gattin (St. kaasa); saada, bekommen, erhalten; — neiu, Jungfrau; kihlul, mit Brautgeschenken (Nom. kihl, Gen. und St. kihla, spricht hv vor einem Consonanten etwa wie deutsches ch); kinnitada, befestigen, bestätigen, an sich fesseln.

Wir sehen, daß oben die wörtliche Uebersetzung „mit funfzig Pferden“ „mit sechzig Kutschern“ heißen müßte, und doch habe ich auch sechzig mit funfzig übersetzt. Warum das? Die Zahl sechs (kuus, Gen. kuue) hat man bloß deshalb gesetzt, weil sie verbunden mit den folgenden Wörtern eine schöne Alliteration ergab. Um die merkwürdige Vorstellung, die dadurch entstand, hat man sich nicht gekümmert. Da ich aber bei der Uebersetzung die Alliteration aufgeben mußte, so hatte die ehstnische Inconsequenz fürs Deutsche keinen Zweck mehr und ich ließ sie weg. Reinthal hingegen hat wörtlich übersetzt.

Wie wir sehen, fängt kein Wort in diesen Versen mit zwei Consonanten an und alle enden am Schlusse des Verses auf Vocale. Nur in der Mitte des Wortes treffen zwei (oder auch drei) Consonanten zusammen. So verhält es sich in allen Volksliedern. In der prosaischen Sprache sind die Schlußvocale der Wörter meist abgefallen. Daraus kann auch ein der ehstnischen Sprache Unkundiger schließen, daß sie eine sehr wohlklingende sein müsse.

In einem demnächst erscheinenden Buche: Volksthum, Sprache und Poesie der Ehsten und verwandter finnischer Stämme werde ich mich eingehender darüber aussprechen.

Das Suffix — la wird sehr häufig zur Bezeichnung von Ortsnamen angewandt. Da nun die Osthen in alter Zeit mit den nördlichen germanischen Stämmen in Berührung kamen, so scheint mir Kung aus dem Germanischen zu stammen; wahrscheinlich ist es wohl aus dem dänischen Konge (König) entstanden, so daß Kungla Land des Kung, des (dänischen) Königs, bedeutet. Diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß der König von Kungla in einem Volksliede Inselkönig genannt wird.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Oesterreichische wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen.

F. Von Tromsö wird Folgendes berichtet: Am 3. September letzte der Schooner „Polarsternen", Capitän Simansen, von Spitzbergen zurück, wohin er im Frühling von dem Dr. Richard von Drasche-Wartinberg aus Wien betrachtet worden war. Der Zweck der Expedition war ein wissenschaftlicher gewesen. Ueber das Resultat können wir zwar im Einzelnen nichts Bestimmtes sagen; aber man bringt doch eine ganze Menge von Mineralien und Versteinerungen mit, welche wahrscheinlich für die Wissenschaft nicht ohne Werth sind. Die von der Expedition auf der Inselgruppe Spitzbergen besuchten Stellen sind gewesen: fürs Erste Belsund, wo der Tactar mit dem Peaksesser Nordenskjöld zusammentraf, welcher mit „Polarsternen" nach dem nunmehr so bekannten Eisfjord ging. Hier anlegte der Schooner eine halbe Meile von Green Harbour, wo Nordenskjöld mit seinen beiden Lappen sein Zelt aufgeschlagen hatte, während „Polhem" in der Masselbai war, um Kohlen zu holen. Am Tage nach der Ankunft unternahmen die Oesterreicher im Verein mit Nordenskjöld eine kleine Entdeckungsreise im Innern des Landes. Darauf wurde nach dem Nordfjord im Eisfjord gesteuert. Als man etwas hinter das schwedische Depot gekangt war, trat eine Windstille ein, weshalb der Tactar und seine Begleiter eine Bootsfahrt nach dem Lande antraten und mit einer ganzen Masse von verschiedenen Steinarten als Beute zurückkehrten. Auch wußten sie zu erzählen, daß die im letzten Frühling begrabenen Leichen der 17 dart während des Winters dem Staebul erlegenen narwegischen Fangmännern dermaßen aus der Erde emporgekommen waren, daß die Beinstellen, in denen sie beerdigt worden waren, ja sogar die Füße der Leichen aberhalb der Erde zu sehen waren. Da die Windstille fortdauerte, so unternahmen die Oesterreicher eine wissenschaftliche Ausfahrt nach einer andern Gegend, während der Capitän Simonsen mit einem Theile der Besatzung sich zu dem schwedischen Depot begab, um die Todten nach einmal zu begraben. Hier fand er verschiedene Tische, welche er über die Leichen legte, und auf diese so viel Kalen beilete als er bekommen konnte, so daß die Todten wenigstens fürs Erste mit Erde bedeckt waren. Als die Oesterreicher wieder an Bord gekommen waren, wurde nach der Klosbillenbai (ebenfalls im Eisfjord) gesteuert, wa man wieder mit „Polhem" zusammentraf, welcher jetzt auf der Rückreise gegen Süden war. Von hier wurde die Reise nach der Adventbai fortgesetzt, wa einige wissenschaftliche Excursionen und Jagdfahrten unternommen wurden. Darauf wurden zu gleichen Zwecken Prinz Karl's Foreland, die Magdalenabai, die dänische und die Amsterdam-Insel besucht. Von dort wurde an der Baeninsel vorbei nach Hammerfest gesteuert, wo die Expedition am 27. August anlangte. Die österreichischen Gelehrten hatten die Absicht, am 8. September von Tromsö gegen Süden abzureisen.

Die Bevölkerung von Britisch Indien.

Man kann dieselbe in runder Summe auf 200,000,000 Köpfe veranschlagen. Wir erfahren, daß die frühreren Zählungen nicht genau gewesen sind; jetzt liegen indeß Ziffern vor, durch welche die bisherigen Angaben berichtigt werden. In Bengalen war die Volkszmenge von Seiten der Regierung für 1870/1871 abgeschätzt worden auf 42,500,000 Seelen; eine Zählung hat aber für 1872 ergeben 66,856,859, wovan etwa zwei Millionen auf die tributzahlenden Staaten entfallen. Die Hälfte des Flächeninhaltes der Präsidentschaft Bengalen besteht aus den gebirgigen und dünn bevölkerten Gegenden von Tschota Nagpur und Assam, wa nur 87 und 63 Seelen auf die Quadratmile entfallen, aber die andere Hälfte gehört zu den am dichtesten bevölkerten Strecken auf der Welt. So kommen z. B. in Bardwan auf die Quadratmile 578, in Patna 558, in Radschahi 500 (— in Großbritannien und Irland 261, in England allein 422 —). Läßt man die unbebauten oder des Anbaues unfähigen Landstriche bei Seite, sa kommen auf jene, welche Lebensmittel erzeugen, nicht weniger als 650 Seelen an die Quadratmile. Diese ungeheure Volksmenge bewahnt eine Gegend, welche Getreide ausführt, so daß in gewöhnlichen Jahren Lebensmittel in reichlicher Menge vorhanden sind. Aber eine Ernteerne hat entsetzliche Calamitäten im Gefolge, und es ist schon deshalb ein Gebot der Nothwendigkeit, die Verbindungsmittel so viel nur irgend möglich zu vermehren.

Durch die Zählung ist ermittelt worden, daß die Zahl der männlichen und weiblichen Seelen ja ziemlich die gleiche ist. — Etwa zwei Drittel der Bewahner gehören der ackerbautreibenden Classe an. In den centralen und östlichen Theilen besteht etwa die Hälfte der Bevölkerung aus Mahammedanern, die in einigen Bezirken beträchtlich überwiegen; merkwürdiger Weise ist das jedach nicht der Fall in der Umgebung der Städte, wa einst die Mohammedaner Herrscher waren. In Dakka ist ihre Zaht verhältnißmäßig gering, in Patna beträgt sie nur 12 Procent und in Murschidabad besteht die weit überwiegende Mehrheit aus Hindus. Die bengalischen Mohammedaner sind nicht Abkömmlinge der alten Eroberer, sondern Hindus aus niedren Kasten, welche sich dem Islam zuwandten, um ihrer untergeordneten Stellung zu entgehen. Diese Provinzen zählen 21,000,000 Mohammedaner, alse mehr als irgend ein anderes Land aufzuweisen hat, und ihre Zaht ist stark im Anwachsen.

Für die Nordwestprovinzen (Allahabad) giebt die neue Zählung an 30,769,066 Seelen, 380 auf die Quadratmeile; für den Benaresdistrict, der sehr dicht bevölkert ist, 797. Etwa 25 Millionen sind Hindus, Mohammedaner 4 Millionen.

Für das Pendschab hat die Zählung van 1872 die Ziffer van mehr als 17,600,000 (172 auf die Quadratmeile); hier überwiegen wieder die Mohammedaner, 9 Millionen, gegen 6 Millionen Hindus und etwa 1 Million Sikhs.

Auch ist für 1869 mit 11,220,747 Seelen aufgeführt; 465 auf die Quadratmile.

In den Centralprovinzen etwa 9,000,000; Dichtigkeit 108.

In den Berars, einem Theile des Gebietes van Haiderabad, zählte man 1867 2,231,565 Köpfe, 132 auf die Quadratmile.

In der Präsidentschaft Madras ist 1872 eine möglichst sorgfältige Zählung veranstaltet worden; dieselbe ergab 31,311,142 oder 221 auf die Quadratmile. Hier sind unter den verschiedenen Nationalitäten die Tamilen am zahlreichsten, etwa 16,000,000; etwa 8,000,000 sprechen Telugu, 5,000,000 Canaresisch und etwa 2,000,000 das Malayalam.

Für die Präsidentschaft Bombay stellt sich die Ziffer auf etwa 14,600,000; für Britisch-Birma auf 2,562,932; für Maissur auf 5,055,412 und für Kurg auf 168,312 Seelen.

Wir wollen hier bemerken, daß seit 1862 Britisch-Indien in die oben genannten neun Peadvinzen eingetheilt wird. Auf die einheimischen Staaten entfallen außerdem in runder Summe noch etwa 50,000,000 Seelen.

Weiße Scalpjäger in Nordamerika.

Die Yankees wissen viel von Grausamkeit und van wilder Barbarei der Indianer zu erzählen; diese gelten ihnen für „Ungezieser" (vermin), das man ausrotten müsse, für „Teufel", die kein Recht zu leben hätten. Gewiß sind die Schilderungen nicht

Digitized by Google

übertrieben. Aber man sollte doch auch berücksichtigen, daß die Schuld fast ohne Ausnahme auf die Weißen fällt und daß die sogenannten Rothhäute nur Wiedervergeltung üben, natürlich in ihrer Weise. Die weißen Grenzstreifler treiben es um kein Haar besser und gelten doch für „civilisirte" Leute; sie wetteifern mit den Wilden. Da kommt und sprechen eine Notiz unter die Augen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Im Indianerterritorium, das westlich von Arkansas, nördlich von Texas liegt, und wohin man vor zwei Menschenaltern die Völkerschaften aus Georgien, Tennessee ꝛc. zwangsweise geschafft hat (— Tschirokis, Krihks, Tschickasas, Seminolen ꝛc. —), erscheint in der Stadt Talequah eine von Indianern redigirte Zeitung, der „Cherokee Advocate". Sie bespricht die Art und Weise, wie die Yankees den Krieg gegen die Modoks geführt haben und äußert dann Folgendes:

„Man mag noch so viele Gründe für die Ausrottung der Modoks geltend machen, aber nimmermehr wird man es begründigen können, daß man die gefangenen Indianer skalpirte, — es sei denn, das Volk der Vereinigten Staaten wolle in den Zustand einer wilden, uncivilisirten Nation herabsinken. Daß wilde Indianer den Scalp eines Weißen nehmen, berechtigt Menschen, welche doch einer christlichen, aufgeklärten Nation angehören, nicht im Mindesten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Eine solche Handlung ist der Höhepunkt einer schrecklichen Barbarei und Rohheit, von welcher die civilisirte Welt sich mit Ekel und Abscheu wegwendet und welcher die Strafe auf dem Fuße folgen sollte. Soldaten, welche eine solche That vollführen, müßten von Rechts wegen standrechtlich erschossen werden, und Offiziere, unter deren Augen sie mit deren Wissen und Einwilligung verübt wird, sollte man schimpflich aus dem Dienste jagen."

Es mag hier beigefügt werden, daß der „Cherokee Advocate" in Tschirokisprache mit nebenstehender englischer Uebersetzung in der „Akademie zu Talequah" gedruckt wird.

Statistisches aus Brasilien *).

1) Elementarschulen. Es gab 3491 öffentliche Elementarschulen, nämlich 2343 für Knaben und 1148 für Mädchen, in denen 106,705 Kinder unterrichtet wurden (75,594 Knaben, 29,096 Mädchen, ohne Geschlechtsangabe 2015). Privatschulen derselben Charakters bestanden 458 für Knaben und 253 für Mädchen, zusammen 711, mit 19,162 Schülern (nämlich 10,211 Knaben, 5967 Mädchen, nicht specificirt 2984). Das gesammte Elementarschulwesen hatte demnach 4202 Anstalten mit 125,867 Schülern aufzuweisen. Die meisten Schüler zählten die folgenden Provinzen: Minas Geraes 13,550, Bahia 13,508, Pernambuco 13,529, Rio Grande do Sul 12,311, Rio de Janeiro 12,080; die wenigsten dagegen Amazonas 821, Matto Grosso 688, Parana 1327, Piauhy 1016.

2) Secundarschulen. Es bestanden 179 Secundärschulen für Knaben, 44 für Mädchen und 7 für beide Geschlechter, also zusammen 230, in denen 6768 Knaben und 1315 Mädchen, zusammen 8088 Kinder, Unterricht empfingen.

Der Schulfonds betrug 3,362,687 Milreis (gegen 7,850,000 Reichsmark) bei einer allgemeinen Einnahme von 20,973,299 Milreis, also ungefähr den sechsten Theil der Totalrente der einzelnen Provinzen.

In Rio besteht ein Blindeninstitut mit 29 Kindern (20 Knaben und 9 Mädchen), sowie eine Taubstummen-Bildungsanstalt mit 19 Zöglingen (14 Knaben und 5 Mädchen).

3) Wissenschaftliche, literarische und künstlerische Gesellschaften und Anstalten. Die Academia Imperial de Medicina hielt (1870) 40 Sitzungen und publicirt die Annaes Brazilenses de Medicina.

*) Nach Relatorio apresentado á Assembléa Geral na quarta sessão da decima quarta legislatura pelo Ministro e Secretario d'Estado dos Negocios do Imperio Dr. João Alfredo Corrêa de Oliveiro, Rio de Janeiro, 1872.

Das Instituto histórico é geográphico hielt 15 Sitzungen und giebt vierteljährlich eine inhaltreiche Zeitschrift heraus. Die Bibliothek zählt 3605 Bände, 193 Karten, 272 Bände Manuscripte.

Die öffentliche Bibliothek hatte 1870 einen Zuwachs von 757 Bänden und wurde von 2834 Lesern besucht.

Andere Bibliotheken in Rio de Janeiro sind die nachfolgenden: Bibliothek des Benedictinerklosters 8000 Bände; Antoniuskloster 2000 Bände; Carmeliterkloster 2000; alle drei natürlich vorwiegend theologischen Inhalts; medicinische Facultät 5181 Bände und viele Broschüren; Bibliotheca fluminense 40,000 Bände und über 100 Manuscripte zum historischen Interesse; Ensaio Literario 2600 Bände; portugiesischer Lesezirkel 50,000 Bände; englischer Lesezirkel 6219 Bände; deutscher Lesezirkel Germania 5422 Bände (1832 gegründet). Die übrigen Bibliotheken in den Provinzen sind nicht bedeutend.

4) Berufsschulen. Akademie der schönen Künste, mit 43 Tagschülern und 144 Abendschülern; Conservatorium der Musik, 57 Schüler und 82 Schülerinnen; Kunst- und Gewerbeschule mit 1233 Schülern in 15 Classen, die in Arithmetik, Algebra, Geometrie, Zeichnen, Baukunst, Bildhauerkunst, Musik, Schönschreiben, sowie in der portugiesischen, englischen und französischen Sprache unterrichtet werden; Physik in ihrer Anwendung auf Kunst und Gewerbe soll eingeführt werden.

5) Priesterseminare bestehen gleichfalls im Lande und hatten 1277 Zöglinge.

6) Statistik der Todesfälle in Rio Janeiro. Es starben 1871 im Ganzen 9647 Personen, mit Einschluß von 500 Todtgeborenen und 80 todtgefundenen ausgesetzten Kindern. Darunter waren 31 Selbstmorde und 120 Unglücksfälle. Von der Totalsumme der Todten gehörten 5701 zum männlichen und 3846 zum weiblichen Geschlecht; 7557 waren Freie, 1943 Sklaven (bei 47 war eine nähere Ermittelung nicht möglich); 6533 waren Brasilianer und 2839 Fremde (die Afrikaner eingeschlossen), 175 blieben unbekannt.

Mit Bezug auf das Alter ergaben sich folgende Zahlen: Nur einige Tage alt 726, bis 1 Jahr 794, 1 bis 4 Jahre 901, 4 bis 7 Jahre 222, 7 bis 15 Jahre 296, 15 bis 25 Jahre 927, 25 bis 40 Jahre 1868, 40 bis 55 Jahre 1790, 55 bis 70 Jahre 859, 70 bis 85 Jahre 776, 85 bis 100 Jahre 102; unbekannt war das Alter von 697 Verstorbenen.

Die Zahl der Sterbefälle in den verschiedenen Monaten war der Reihe nach 856, 762, 898, 845, 806, 689, 669, 665, 743, 810, 803, 999. Das Minimum fand am 1. Februar und 1. Juli statt (11); das Maximum am 31. December (54).

Von den 31 Selbstmorden fanden 12 durch Erhängen statt, 6 durch Erschießen, 6 durch Vergiftungen, 2 durch Kohlendampf, 2 durch Halsabschneiden, 1 durch Ertrinken, 2 durch Sturz. Der Strick schien also vorzugsweise in Gunst zu stehen. Seltsam ist auch, daß 18 Selbstmörder Fremde waren, 9 waren Sklaven, 5 gehörten zum Handelsstande.

Unter den Krankheiten forderte Lungentuberculose die meisten Opfer, nämlich 1773 (also fast 18 Procent); dann kommt bösartiges Fieber mit 694 Fällen, Verletzungen des Verdauungscanales 685 Fälle, Hirnübel 406, Lungenentzündung 352, Schlagfluß 211, Ruhr 254, Typhus 192.

Die Fremden litten namentlich an Rheumatismus (50 Procent aller Todesfälle an dieser Krankheit), Typhus (86 Proc.), gelbes Fieber (3 von den 8 vorgekommenen Fällen), bösartige Fieber (39 Proc.), Cholera (3 von den 5 beobachteten Fällen), Dysenterie (33 Proc.), Tetanus (50 Proc.), Hirnübel (50 Proc.), Bronchitis (14 Proc.), Lungenentzündung (32 Proc.), Lungentuberculose (31 Proc.), Krebs (30 Proc.), Epilepsie (50 Proc.), Skorbut (61 Proc.), Delirium tremens (80 Proc.).

Unter den todtgeborenen Kindern war kein einziges fremder Eltern, sowie auch die 248 Fälle von Tetanus neonatorum nur auf Brasilianer kommen.

7) Allgemeines. Die Bevölkerung betrug 10,095,978, nämlich 8,627,114 Freie und 1,688,864 Sklaven. Die bevölker-

Digitized by Google

sten Provinzen waren Bahia (1,140,000) Freie und 260,000 Sklaven) und Minas Geraes (1,200,000 Freie und 300,000 Sklaven). Die wenigsten Bewohner zählten Amazonas (76,000), Espiritu Santa (70,597) und Mattagrosso (64,000). Die Zahl der Indianer wird auf 215,000 angegeben.

Die Staatseinnahme betrug 1870 117,842,351 Milreis (oder fast 275 Millionen Reichsmark), die Ausgabe 113,921,348 Milreis (ungefähr 266 Millionen Reichsmark). A. G.

* * *

— Die Russen haben ihre Anwesenheit in China auch benutzt, um zu untersuchen, ob der Amu Darja (Oxus) für Dampfer fahrbar sei, was bekanntlich mit dem Sir Darja (Jaxartes) der Fall ist. Es hat sich herausgestellt, daß der Amu für Dampfer nicht practicabel ist. General Kaufmann hat auch das alte Strombett des Amu wiederherstellig erforschen lassen bis zum Lare-Kamisch-See; die Expedition kam am 23. Juli nach dem Lager bei Kâne (irgendsch zurück, nachdem sie das Bett 450 Werst verfolgt hatte.

— Der Menschenverlust durch wilde Thiere in Indien bildet dort in den Blättern eine stehende Rubrik. Die Regierung hat Prämien ausgesetzt namentlich auf die Ausrottung von Tigern, aber trotzdem ist in manchen Bezirken der Menschenverlust sehr beträchtlich und in anderen nur deshalb nicht so groß, weil viele Ziegen vorhanden sind, welche der Wolf vorzieht. Amtlichen Angaben zufolge haben 1869 nicht weniger als 14,629 Personen das Leben durch den Biß giftiger Schlangen eingebüßt; für 1871 werden 18,078 Todesfälle aufgeführt, welche durch gefährliche Thiere aller Art verursacht worden sind. Dr. Fayrer, aus welchen Bücher wir („Globus" XXIII, S. 76) Auszüge geben, nimmt an, daß im Durchschnitt jährlich 20,000 Menschen in Indien allein in Folge von Schlangenbiß sterben. — Die Bewohner solcher Gegenden, wo Waldland an die urbar gemachten Strecken grenzt, haben von Tigern so viel zu leiden, daß die Regierung endlich mit Nachdruck einschreiten will. Durch eine einzige Tigerin wurden nicht weniger als 13 Dörfer verödet und 256 Gewehrmiles mußten des Ungethüms wegen brach liegen bleiben. Eine andere Tigerin hat im Jahre 1869 eine Landstraße auf lange Zeit unfahrbar gemacht und 127 Menschen zerrissen und gefressen. Eine dritte hat in den Jahren 1867 bis 1869 eine fast eben so große Zahl getödtet, nämlich 108 Personen. Allein in Unterbengalen sind binnen sechs Jahren 13,401 Menschen durch wilde Thiere zu Tode gekommen; im südlichen Canara allein im Monat Juli 1867 nicht weniger als 40. Der Oberforstmeister der Centralprovinzen meldet, daß in seinem Verwaltungsbezirke in den drei mit 1869 abgelaufenen Jahren 946 Personen durch Tiger getödtet wurden. Es ist keine leichte Aufgabe, die Zahl der Tiger auszurotten. Die Eingeborenen sehen in dem Tiger, der sich einmal ans Menschenfressen gewöhnt hat, eine fleischgewordene, bösartige Gottheit, die man nicht beleidigen dürfe. Man will es nun darauf absehen, so viel junge Tiger als irgend möglich auszurotten, und gedenkt die großen in Fallen zu locken, in welche Baldrian gelegt wird. Der Tiger ist ja ein Katzenthier und hat, wie unsere Katze, eine große Vorliebe für dieses Kraut.

— Ein neuer Paradiesvogel, den P. L. Sclater Drepanornis Albertisi nennt, ist von dem italienischen Naturforscher Luigi Maria d'Albertis auf Neuguinea entdeckt worden. Bisher wurden nur zwei Exemplare dieses seltenen Thieres, ein Männchen und ein Weibchen, aufgefunden und zwar in einem Atom genannten Orte des Innern von Neuguinea, 3500 Fuß über dem Meere im Arfakgebirge, also auf der nordwestlichen Halbinsel. Daß diese neue Art sehr selten sein muß, erkennt man daraus, daß nur wenige Eingeborene von derselben etwas wußten und sie Quama benannten. Drepanornis Albertisi ist am nächsten der Gattung Epimachus unter den Paradiesvögeln verwandt und zeichnet sich durch herrliches Gefieder wie langen, dünnen, säbelförmig gekrümmten Schnabel aus.

— Aus Südaustralien liest man viele Klagen darüber, daß die Colonie nicht vorwärts komme. Der Boden sei dadurch erschöpft, daß man ununterbrochen dieselben Felder mit Weizen bestellt habe. Nun schlägt die Ernte oft seht und der Export lohnt nicht, da Victoria und Neuseeland selbst Weizen mehr als genug für den eigenen Bedarf bauen. Die Dürre hält oft lange an und Wassermangel ist nicht selten, auch Heuschrecken richten Verheerungen an.

— Wie es zu Ellsworth in Kansas zugeht. Happy Jack, Marschall in Ellsworth, schaß am 22. August den Capitän Cad Pierce todt; dieser war ein reicher Viehhändler aus Texas. Anlaß zu dieser Mordgeschichte war, daß die Gebrüder Thompson den Deputy-Scheriff geschossen hatten. Bill Thompson und ein anderer Viehhändler kamen beim Hazardspiel in Streit; Thompson gab dem andern einen Faustschlag ins Gesicht. Dieser Spieler lief hinaus, um einen Revolver zu holen. Thompson wußte nun, daß es Blut geben werde, nahm ein Remingtongewehr und nach eine mit Rehposten geladene Flinte. Sein Gegner hielt sich jetzt vorsichtig verborgen, aber Thompson hatte nun einmal aufwallendes Blut, Grimm auf Happy Jack. Deshalb legelte er aus um diesen zu suchen. Jack hörte davon und hütete sich, ihm in den Weg zu kommen; er verbeckte sich in Thoe's Kornmiethen. Nach einer Weile wollte er sehen, ob die Gefahr vorüber sei und steckte den Kopf aus der Thür. Aber Thompson lag auf der Lauer und feuerte; daß die Kugel ging ins Holz und Jack entkam durch eine Hinterthür. Da es Thompson nicht gelungen war, dem Dasein Jack's ein Ende zu machen, so trollte er, nach Blut dürstend, in der Straße auf und ab. Da traf er auf Whitney, der sich ruhig mit einem Freunde unterhielt. Thompson aber legte die Flinte an und schaß ihm eine volle Ladung Rehposten in den Leib, zerschmetterte auch einen Arm. Whitney ist an der Wunde gestorben. Thompson schoß auch nach auf Whitney's Pferd,ritt gemeinschaftlich mit seinem Bruder Benjamin die Straße auf und ab, schalt auch entsetzlich auf die Stadtbehörden und suchte mehr Opfer. Kein Mensch wagte sich auf der Straße sehen zu lassen, und dann begaben sich die beiden Desperados nach North Town, einem Anhängsel von Ellsworth, wo schlechte Häuser sind; nach einer Weile liegen sie zu Pferde und wollten nach Texas. Ein Aufgebot verfolgte sie, konnte sie jedoch nicht einholen. Happy Jack erfuhr, daß Capitän Pierce diesen Thompson's 1000 Dollars versprochen hatte, wenn sie ihn umbringen würden; er ging zu Pierce und fragte, ob das wahr sei? Pierce leugnete, wollte aber seinen Revolver ziehen; da feuerte Jack, verwundete ihn und schlug ihn dann todt. Nun ist in Ellsworth das Kriegsrecht verkündigt worden. Alle Spieler und Raufbolde haben Befehl erhalten, die Stadt zu verlassen und etwa ein halbes Hundert sind mit dem Nachtzuge abgereist. Pierce's Leiche wurde nach Junction City geschafft um nach Texas gebracht zu werden. Etwa 150 Texaner gaben ihr das Geleit; sie brüllen Rache und schwören, daß sie die ganze Stadt niederbrennen wollen. Pierce war Besitzer von 7000 Ochsen.

Inhalt: In den Urwäldern des östlichen Peru. III. (Mit fünf Abbildungen.) — Schilderungen aus Calcutta. Von einem Deutschen. III. — Ein Culturbild aus Louisiana. — Verbung der Götter um irdische Jungfrauen. Aus estnischen und finnischen Mythen. Von Dr. W. Wöste. — Aus allen Erdtheilen: Oesterreichische wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen. — Die Bevölkerung von Britisch Indien. — Weiße Scalpjäger in Nordamerika. — Statistisches aus Brasilien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. October.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr.

1873.

In den Urwäldern des östlichen Peru.

IV.

Ein prachtvolles Gebirgspanorama. — Braten von einer Pythonschlange — Die spanischen Goldgräber in den Thälern von Caravaya und ihre Ausrottung durch die wilden Indianer. — Die Expedition wird von den Sirinitis völlig ausgeplündert. — Beschwerliche Heimkehr.

Um nicht mit Sirinitis zusammenzutreffen, schlugen sich die Reisenden sofort in den Wald, die Anhöhen hinauf, bis zu einer Tafelebene, auf welcher Marcoy ein herrliches Panorama bewundern konnte. Von Norden nach Osten zog sich ein wahrer Ocean von Grün, der sich im Horizonte verlor; da und dort ragten Kegel, Spitzberge oder Hügel aus demselben hervor, und man konnte mit dem Blicke die Wasserläufe verfolgen, welche dem Inambari und Madre de Dios zuströmen. Nach Westen und Süden hin fiel der Blick auf ein Durch- und Nebeneinander von Nadeln, Graten, regelrechten oder abgestumpften Kegeln, kurz auf alle denkbaren Bergformen; sie gehörten den vielen Ketten und Ausläufern der Andes an, welche scharf nach dem Flachlande hin abfallen. Bei der Beleuchtung, welche sie hatten, war es möglich mit unbewaffnetem Auge alle Einzelnheiten ihrer Gestaltung zu erkennen.

Der Anapata fließt auf der andern Seite jener kleinen Tafelebene nicht mehr zwischen flachen Ufern, wie weiter oben, sondern er wird von ganz steilen Felsenufern eingeschlossen. Als Marcoy sich über den Rand des Abfalls hinüberlehnte, hatte er einen Blick in diese Stromschlucht, die, eine schwache Krümmung machend, etwa 150 Meter lang und 30 Meter breit war. Das Wasser stürmte bei dem starken Abfalle brausend durch und über Felsen und das Ganze erinnerte, allerdings in kleinerm Maßstabe, an die Schlucht von Tunkini, welche Marcoy erforscht hatte, als er auf seiner Fahrt zum Amazonas den Lauf des Ucayali im Gebiete der Antis erforschte. Die Tiefe in jener Schlucht des Anapata betrug an den Wänden 39 Meter, und im Wasser 5 bis 6 Faden, also 25 bis 30 Fuß.

Nachmittags erstiegen die Reisenden eine jener Lomas, d. h. bewaldeten Hügel, welche in den Strecken unterhalb der Cordillere so häufig sind. Hier waren die niederen Abhänge mit dichtem Gestrüpp bewachsen, durch welches man sich mit dem Hauenmesser einen Pfad bahnen mußte. Während Marcoy auf der Höhe der Loma botanisirte, hörte er in einiger Entfernung die Ketschuatäger entsetzlich schreien und lief sofort zu ihnen. Nun erfuhr er Folgendes. Der Träger, welcher in einer offenen Stelle seinen Gefährten vorausging, bemerkte unter dem Schatten hohen Gebüsches einen auffallenden Gegenstand, welchen er sich genauer betrachten wollte. Derselbe war braun und glich einem zusammengerollten Schiffstau. Als der Dolmetscher Pepe Garcia hinzutrat, erkannte dieser sofort eine große Boa constrictor, die ruhig schlief. Die Ketschuas hätten gern das Ungeheuer in Frieden gelassen, aber Garcia wußte, daß das Fleisch die-

Digitized by Google

Eine Boa constrictor im Kochtopfe.

Digitized by Google

ser Boa ein nahrhafter Leckerbissen ist und daß man aus der schuppigen Haut dauerhafte Messerscheiden verfertigen kann. Er nahm also einen von den Indianern eingetauschten Bogen, der ihm als Wanderstab diente, in beide Hände und versetzte mit demselben der Schlange, die sich eben entrollte, mit aller Kraft einen Hieb. Er hatte glücklich geschlagen und ihr das Rückgrat zerschmettert; so konnte sie sich nicht aufrichten und nicht entrinnen, sperrte aber ihren Rachen weit auf, während Garcia ihr unablässig weitere Schläge versetzte, bis sie sich nicht mehr rührte. Es war eine Python molura, welche jenen Gegenden eigenthümlich ist, von kastanienbrauner Farbe, ohne Streifen oder Flecke, mit ungewöhnlich großen Schuppen. Marcoy fand die Länge etwas über 19 Fuß; der Umfang in der Mitte des Körpers betrug 14 Zoll.

Eine Lichtung auf der Loma bot einen passenden Platz zum Rasten. An einem sanften Abhange stand ein Stumpf von einem Jacarandabaum, aus dessen Spalten prächtige Schmarotzerpflanzen hervorwuchserten. Daneben stand eine prächtige Palme, Euterpe edulis; sie warf ihren Schatten auf ein klares Quellwasser, mit welchem sofort der Kessel gefüllt wurde. Die Python wurde regelrecht wie ein Aal abgehäutet und gekocht. Als sie gar war, hatte das feste und saftige Fleisch eine rosenrothe Farbe; es schmeckte vortrefflich.

Die Reisenden zogen von der Höhe hinab und kamen nun in die Region, welche von den Cascarilleros als Entre lomas bezeichnet wird. In ihr hat der Pflanzenwuchs eine ganz andere Physiognomie; statt der Selvas bravas, welche den mit Gestrüpp durchwachsenen Wald derart füllen, daß man sich mit dem Waldmesser einen Pfad bahnen muß, traten hier parkartig in Gruppen Laurinaceen auf, Cedrelen, Mimosen und Pfeifen-Inganos; das Ganze machte einen sehr anmuthenden Eindruck. Aber auch dort war man vor den verwünschten Chunchos nicht sicher; ihre Späher hatten unbemerkt den Zug aus weiter Entfernung verfolgt. Einer von der Horde trat vor, öffnete die Arme weit und rief: „Amiko Dunkipuna huayri!“ Damit wollte er sagen, daß er ein Freund der Fremden sei und daß diese es mit dem Häuptling (huayri) zu thun hätten, der Dunkipuna hieße. Dieser kam dann näher, umarmte die Weißen und es folgten Auftritte derselben Art, wie wir früher geschildert haben. Auffallend war an diesen Siriniris, daß sie weder Messer noch Beile forderten und sich nach der ersten Begegnung schweigsam verhielten; freilich hatten sie keine Tauschwaaren anzubieten.

Der Dolmetscher Garcia fragte sie, von wem die durch Menschenhände aufgeworfenen Steinhaufen in dieser Gegend herrührten. Die Antwort war, von weißen Leuten, die hier Gold aus dem Flusse gewaschen hätten, dessen Bett einst an dieser Stelle gewesen sei, der nun aber drei Stunden weit entfernt fließe. Sie meinten offenbar den San Gaban, der im siebenzehnten Jahrhundert wegen seiner ungemein ergiebigen Goldwäschen berühmt war. Eine weitere Frage ging dahin, ob die Indianer nichts von einer Stadt wüßten, die einst von den Spaniern erbaut, aber von den Carangas und Suchimanis, die am Inambari wohnen, zerstört worden sei. Sie schrien nun durcheinander: „Sacapa huayris Ipanjos“ und daraus war abzunehmen, daß sie Ueberlieferungen aus früherer Zeit haben. Die eben genannten Stämme sind aus ihrer alten Heimath zwischen dem Inambari und dem Ullachea fortgezogen und hausen nun am linken Ufer des Guapore. Die alte Stadt liegt nach Nordwest hin, nur etwa eine Tagereise weit entfernt.

Marcoy beschloß, einen Abstecher dorthin zu unternehmen; der Dunkipuna bot sich zum Führer an, wenn man ihm ein Beil und einige Messer geben wolle. Es wurde ausgemacht, daß von den 26 Männern der Horde nur 3 mitgehen, die übrigen zu Frauen und Kindern zurückkehren sollten, die in der Nähe waren. An jenem Tage war die Jagd günstig ausgefallen und man hatte ein delicates Abendessen; dasselbe bestand aus einem gebratenen Brüllaffen (Simia Belzebub), drei Hokkos, fünf Inambuhühnern und mehreren Früchten des Waldes.

Am nächsten Morgen brach man nach der „Stadt“ Sacapa auf. Statt einer solchen fand Marcoy nur Gras, Gestrüpp, abgestorbene Bäume; keine Ruine, nicht einmal einen Stein, kein Anzeichen, daß dort einst Menschen thätig gewesen sind; über Alles hatte sich aufgeschwemmte Erde gelagert. Und doch herrschte dort einst reges Leben.

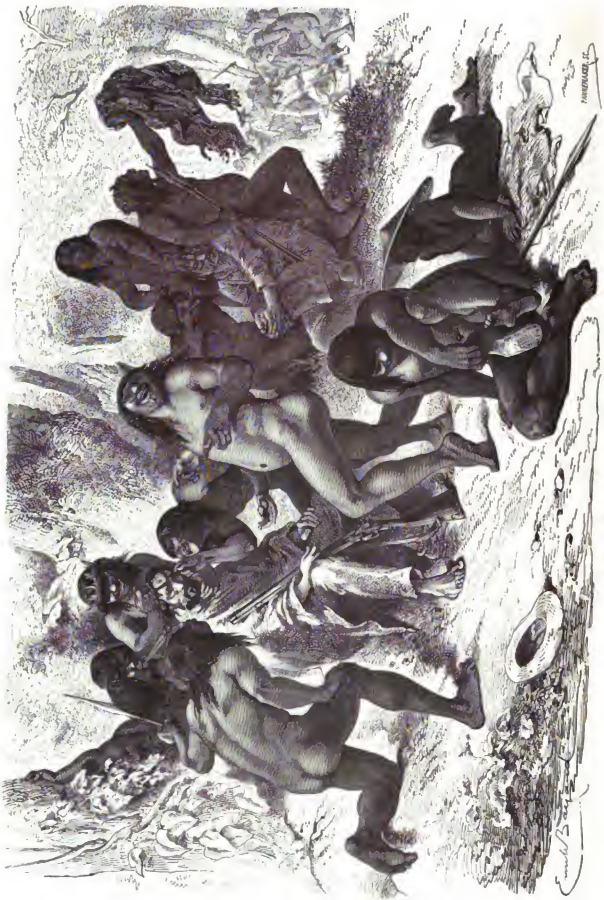
In den Jahren 1549 und 1550 kamen spanische Ansiedler in die goldreichen Thäler von Caravaya, wo sie sich ansiedelten. Bald folgten noch andere Abenteurer; der Vicekönig von Peru, Don Antonio de Mendoza, schickte Soldaten, Baumeister und Maurer und binnen wenigen Jahren standen in den Flußthälern mehrere Ortschaften da: Ollachea, San Gabon, Aporoma, Sandia, San Juan del Oro, Inambari und Pari. So reich war die Goldgewinnung, daß die Bewohner von San Gaban und S. Juan del Oro Kaiser Karl dem Fünften einen Goldblock zum Geschenke machten, der ein Gewicht von 218 Pfund hatte. Dafür erhielten diese Plätze den Titel einer kaiserlichen Stadt und alle Einwohner wurden in den Adelstand erhoben.

Die Goldausbeute in den neunzehn Thälern, welche den östlichen Theil von Caravaya bilden, nahm volle zweihundert Jahre ihren Fortgang; dann gerieth sie allmälig ins Stocken, die Ortschaften entvölkerten sich; viele Goldgräber zogen ab und wurden Ackerbauer, und allmälig fanden sich andere Leute ein. Nur die Stadt San Gaban war noch nicht im Verfall, weil Gold und Erze dorthin geschafft und dann nach Lima zum Verschmelzen gebracht wurden. In der Nacht vom 15. auf den 16. December 1767 wurde sie von den Carangas und Suchimanis überfallen und gänzlich eingeäschert, alle ihre Bewohner wurden durch Pfeilschüsse oder Keulenschläge getödtet. Als die Nachricht davon nach Lima kam, leistete der Vicekönig Antonio Amat einen Eid, indem er seine Hand „auf ein Stück vom echten Kreuze Christi“ legte; er schwor, alle Wilden in Peru, ohne Ausnahme und ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, auszurotten. Er hatte aber eine Maitresse, Mariquita Gallegas, mit dem Beinamen la Perichola, die ein verhängnißvolles Wort sprach. Ein Christ und Vicekönig dürfe kein Barbar sein; es sei viel besser, in den Wilden Missionaire zu schicken und die Heiden für das Reich Gottes zu gewinnen. Der Vicekönig befolgte den Rath der Perichola. —

Auch in jener Gegend wurde die Expedition von einer Horde heimgesucht und sie hatte von nun an viele Gefahren und große Noth auszustehen. Auch diese Siriniris brachen plötzlich und mit einem wahren Höllengeschrei aus dem Wald hervor; sie heulten unablässig ihr Siruta inta menea, gieb mir ein Messer! hervor; die Weißen wurden förmlich umzingelt, an jeden drängte sich ein halbes Dutzend Chumchos, die Weiber wurden gleichfalls dreist und zupften an Kleidern und Knöpfen, die abscheulichen Köter bellten und blässten in einem fort. Ein Theil überfiel die Lastschuaträger um ihnen das Gepäck wegzunehmen. Marcoy, der Oberst und die Dolmetscher brachen sich eine Bahn, um die Waaren zu retten, aber inzwischen nahmen die Chumchos Alles weg, dessen sie habhaft werden konnten, sogar ein Paar Stiefel des Obersten, eine wollene Decke und vor allen Dingen Messer und Beile.

Nur mit genauer Noth konnte Einiges gerettet werden. Die Träger hatten nur behalten was sie auf dem Leibe tru-

Digitized by Google



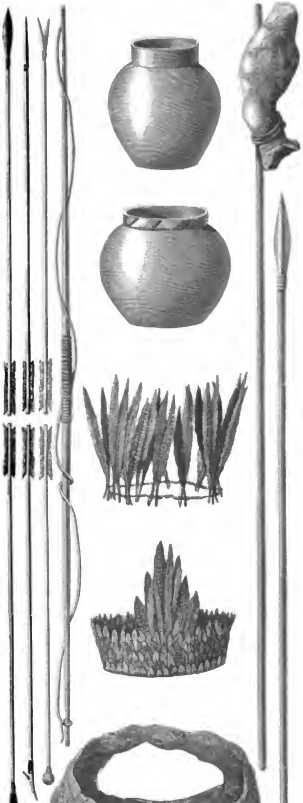
Wie die Weiber von den Eingeborenen verschont werden.

Digitized by Google

gen. Es war keine leichte Sache von den Wilden loszukommen und den Zug zu sammeln. Sie schickten Weiber und Kinder fort und hefteten sich förmlich an die Fersen der Fremden; dabei machten sie unablässig Freundschaftszeichen, die aber allemal von Hohnlachen begleitet waren. Wenn der Zug Halt machte, blieben auch sie stehen und nach Verlauf von etwa zwei Stunden unternahmen sie im Walde wieder einen Ueberfall, warfen sich wie Tiger über das Gepäck her, banden die Stricke los, und plünderten nach Herzenslust. Die Träger waren ausgegriffen und hatten sich im Gebüsche versteckt; die bolivianischen Cascarilleros, die in ihren friedlichen Heimathhütten von Tipoani und Pelechuco dergleichen nie erlebt hatten, zitterten an allen Gliedern. Marcoy erkannte in dem Raubgesindel auch den frühern Führer Tunkipuna; er stahl einige Hängematten und Hemden. Schlimm war, daß man unter den obwaltenden Umständen kein Feuer auf die Wilden geben durfte, denn Vernichtung der ganzen Expedition wäre die unvermeidliche Folge gewesen. Man mußte also den Ingrimm bezwingen, so schwer das auch fiel. Auffallend war, daß sie sich keinerlei Art von Gewaltthätigkeit gegen Personen erlaubten; sie lachten während sie den Raub begingen und dann liefen sie alle sporenstreichs in den Wald.

Man sieht, daß die Reisenden sich in einer bedenklichen, sehr schwierigen Lage befanden und daß sie ihre Expedition nicht weiter fortsetzen konnten. Sie waren über das letztere nicht ohne einen gewissen Trost, denn eine Hauptaufgabe war erfüllt; die Bolivianer hatten Wälder gefunden, in denen werthvolle Cinchonaarten stehen, und wenn man späterhin dort mit genügenden Streitkräften erschien, konnte man die Sirinaris leicht zu Paaren treiben und die Gegend nach verschiedenen Richtungen durchforschen. Es wurde also beschlossen, so rasch als möglich nach Marcapata zurückzukehren. Die Vorsicht gebot, in einer Richtung zu gehen, welche der von den Wilden eingeschlagenen entgegengesetzt war, also nach dem Flusse Ayapata hin. Auf einer Loma in der Nähe desselben wurde übernachtet; man wagte aber nicht ein Feuer zu unterhalten, um nicht die Aufmerksamkeit der Wilden zu erregen.

Und doch waren am nächsten Morgen wieder Sirinaris da, welche einmal über das andere Sirata schrieen. In der Horde befanden sich manche, die beim jüngsten Ueberfall nicht zugegen gewesen waren und die nun auch Messer haben wollten. Marcoy zeigte ihnen, daß die Säcke leer seien und ließ durch den Dolmetscher verkündigen, er habe gar nichts mehr zum Tauschen; sie möchten ihn also in Ruhe lassen. Nun sprangen sie mit Geheul wie toll umher. Ich glaubte wirklich unsere letzte Stunde sei jetzt gekommen. Ein Bursch von etwa zwanzig Jahren, der sich vom Kopfe bis zum Fuße mit weißen und rothen Streifen bemalt hatte und am allerärgsten brüllte, drehete sich wüthend um, riß einem andern ein Bündel Lianen aus der Hand und warf mit dieselben trotzig vor die Füße. Ich ahnte sofort, was er damit sagen wollte. Diese Lianen waren solche, die wir am vorigen Abend abgeschnitten hatten, als wir uns den Pfad zur Loma hinauf bahnten; er wollte uns beweisen, daß wir doch noch Messer haben müßten. Ich zog nun, mich zur Seite wendend, mein gutes Toledomesser aus der Scheide und verbarg es auf meinem Leibe. Wir alle wurden untersucht und dabei sofort alle meine Gefährten ihrer Messer beraubt. Die Wilden lachten; sie nahmen Alles, auch die Guitarre, welche der zweite Dolmetscher Aragon bis dahin mitgeschleppt hatte. Zum Ueberfluß erlebten wir denn auch, daß die Söhne des Waldes sich über unsere Personen lustig machten und uns verhöhnten. Oberst Perez, dessen Haar und Bart schon



Waffen, Töpfe, Ackerbaugeräth und Schmucksachen der Sirinaris.

grau waren, wurde als Huatini huayri, Haupt der Horde, bezeichnet und mit einem Inkli makana, einem großen grauen Affen, verglichen. Pepe Garcia, der einen wollenen Kittel trug und dessen Gesicht stark gerötet war, galt für einen Uanaka, Sapajuaffen mit rothem Antlitz, und Aragon für einen Tukuti-Affen. Ich wurde als Huahua huayri, junger Häuptling, bezeichnet und als Lulu, d. h. Eichhörnchen, letzteres wohl wegen meiner lebhaften Geberden und Bewegungen, und auch als Mati japa, einer Art von Ustitiaffen, wegen meines langen Haares und Bartes. Die Cascarilleros und die Träger waren Pöbel: Hiandamba.

Wir waren völlig in der Gewalt dieser Wilden. Der obenerwähnte freche Bursch machte den anderen einen witzigen Vorschlag. Sie haben, sagte er, weiße Gesichter; die wollen wir bemalen. Sofort nahm er etwas Rocou in die hohle Hand, spie in dieselbe, rieb die Farbe und Pepe Garcia mußte sich niederstehen und still halten. Er zeichnete ihm dann mit seinem Finger Streifen ins Gesicht; Aragon mußte sich gefallen lassen, daß man ihm rothe Ränder um die Augen malte, ich kam, meinem Barte sei es gedankt, mit einem doppelten V auf der Stirn und mit einem Strich auf jeder Wange davon. Als sie auch noch die letzten Sachen genommen hatten, die uns übrig geblieben waren, insbesondere einen Ladestock und einen Strick, grüßten sie uns, indem sie Zeichen mit den Händen machten, riefen mehrmals Eminiki, d. h. ich gehe fort, und weg waren sie!

Der Rückzug artete von da an in eine förmliche Flucht aus. Die Expedition erreichte nach einer zehnstündigen, höchst anstrengenden Wanderung das Ufer des Ayapata, wo sie sich im dichtesten Walde verbarg, denn sie besorgte jeden Augenblick einen Ueberfall der Siriniriki. Lebensmittel hatte sie nicht; die Cascarilleros suchten wilde Früchte und die Knollen einer Oxalis; damit mußte man sich zufrieden geben. Den Fluß konnten sie unbemerkt durchwaten und es kam nun wieder darauf an, den Ollachea und weiterhin das Thal von Marcapata zu erreichen. Den Compaß hatte Marcoy gerettet und so konnte die geeignete Richtung eingeschlagen werden. Aber Pulver und Blei waren nicht mehr vorhanden, von Jagd also keine Rede; man behalf sich in den nächsten Tagen mit Wurzelknollen und Waldfrüchten, bis man an den Ollachea gelangte, wo man eine Art Maulbeeren und Guyaven fand. Da und dort gewahrte man Ueberreste alter Cocapflanzungen; die Ketschuas und Cascarilleros pflückten sich Blätter ab, welche sie mit Behagen kneten.

Als nach großen Anstrengungen die Camantisberge erreicht waren, glaubte man sich endlich einigermaßen sicher und wagte ein Feuer zu machen. Wenn man nur auch zu essen gehabt hätte! Die Cascarilleros erblickten eine Gruppe von Palmen, aber auch nicht ein einziges Beil war vorhanden, um die Bäume umzuhauen. Einer der Bolivianer schaffte Rath; er versertigte aus einer Liane einen Strick, welchen er so befestigte, daß er halb auf ihm saß und doch am Stamme emporklettern konnte, und das Messer Marcoy's nahm er in den Mund, schnitt die Blüthenknospen und Früchte ab und so bekamen die Tardenden ein Abendessen.

Mit Siriniris kamen sie nicht wieder in Berührung. Als sie die Plantage Thyo erreicht hatten, Pepe Garcia's Wohnort, konnten sie sich endlich einmal wieder satt essen, und ohne weitere Anfechtungen erreichten sie Marcapata, den eigentlichen Ausgangspunkt der Expedition. Vor zwei Monaten waren sie frisch und wohlgemuth von dort aufgebrochen; jetzt kamen sie zerlumpt, abgemagert, von Dornen zerrissen, von Insecten geqeinigt dorthin zurück. Aber der Zweck der Reise war erreicht; die Rindenjäger hatten gefunden was sie suchten, und nach Verlauf einiger Zeit ist man dann auch ans Werk gegangen, um jene Wälder auszubeuten.

Russische Volksmärchen.

Auch in England sieht man ein, daß man sich mehr und mehr mit dem aufstrebenden Rußland beschäftigen muß und die centralasiatische Frage ist ein guter Anstoß um die Briten in dieser Beziehung wach zu halten. Man beginnt bereits tief in das russische Volksleben einzudringen und vor allem macht sich in dieser Beziehung W. R. S. Ralston vom britischen Museum verdient. Bereits früher hat er ein Werk über die lyrische Volkspoesie der Russen (Songs of the Russian People) herausgegeben, dem er nun einen Band über russische Märchen folgen läßt *). Ein dritter Band soll uns mit der epischen Volkspoesie bekannt machen.

Die russischen Märchen (Skazkas), welche Ralston übersetzt hat, wurden von ihm aus den großen Sammlungen von Afanasiew, Chudjakow, Erlenwein und Tschubinski ausgewählt, welche, gleich Jakob Grimm bei uns, sie unmittelbar aus dem Munde des Volks sammelten. Afanasiew's Sammlung umfaßt beinahe 3000 Seiten und enthält 332 verschiedene Erzählungen. Ein so ungeheurer Vorrath von Erzählungen, die, ohne niedergeschrieben zu werden, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten, ist gewiß eine seltene Erscheinung. Er zeigt, daß das russische Landvolk nicht hinter jenem Deutschlands, Skandinaviens u. s. w. zurücksteht, wo bereits große Schätze von den Sammlern gehoben wurden, die es verstanden, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen.

Man nimmt zuweilen an, daß die unter dem Volke umlaufenden Erzählungen und Märchen der treueste Spiegel seines Lebens und seiner Gedanken sein müssen, daß mit einem Worte in ihnen der nationale Charakter ohne alles Angelernte sich am unverfälschtesten reflectirt. Wo man Erzählungen findet, die unzweifelhaft aus der Landbevölkerung hervorgehen, mag dieses auch der Fall sein; aber die Volksmärchen im Allgemeinen verhalten sich anders. Sie sprechen von Dingen, die dem Landvolke eigentlich fern liegen, von Prinzen und Prinzessinnen, Palästen von Gold oder Lebkuchen, siebenköpfigen Schlangen, Zauberern, Dämonen, Alles Sachen, die mit dem täglichen Leben nichts zu schaffen haben. Ebenso nimmt man an, daß geschichtliche Ereignisse in den Märchen aufbewahrt werden oder sich wiederspiegeln; daß eine Volkserzählung, die von einer großen Ueberschwemmung berichtet, und die in den verschiedensten Ländern wiederkehrt, ein Zeugniß für eine ehemalige Sintfluth sei, und daß Heroen, von denen die Geschichte nichts weiß, wie Sigurd, Grettir, Arthur, Rustem, durch diese Tradition hindurchschimmern und einst wirklich gelebt haben.

Allerdings kann das Märchen an eine bestimmte be-

*) Russian folk-tales (London. Smith, Elder and Co. 1873).

Digitized by Google

rühmte Person, die ein Schrecken oder Liebling eines Volkes war, sich anheften und vielleicht auch einen Anklang an dieselbe bewahren, wenn sie selbst in der geschriebenen Geschichte verschwunden sein sollte. Aber das Märchen beweist ebenso wenig das Vorhandensein eines Heros, wie es das Vorhandensein eines Dämons oder Teufels herstellt.

Daß die Wiederkehr derselben Idee, wie z. B. von der Sintflut, bei verschiedenen und weit von einander getrennten Völkern einen Beweis für die Wirklichkeit eines solchen Ereignisses liefern sollte, ist eine ganz falsche Annahme, denn gerade das Gegentheil findet statt. In den meisten Fällen dieser Art war die Idee in ihrer ursprünglichen Form die einfache Anschauung eines natürlichen Ereignisses, welches die Menschen überall beobachtet haben mußten, oder die Geschichte wurde von den jetzt getrennten Gliedern derselben Race erzählt und ist ein gemeinsames Erbtheil aus der Urheimath, das in die neuen Wohnsitze mit hinübergenommen und dort selbst freuden Racen mitgetheilt wurde.

Wenn also das Märchen als ein Abbild des nationalen Charakters oder als ein Anklang an bestimmte geschichtliche Ereignisse keinen Werth hat, warum sammelt man es denn? Die russischen Skazkas sind bisher 500 an der Zahl und wie viele von ihnen stehen unabhängig da? Ist nicht die Geschichte von den drei Brüdern, Aschenbrödel u. s. w. schon bis zum Ueberdruß aufgeschrieben worden? Sind die aus dem Grabe um Mitternacht auferstehenden Todten, die Vampyre, Nixen und all diese Figuren nicht Jedermann bekannt? Warum sammelt man also noch?

Die Antwort hierauf kann uns nicht schwer fallen. Dieselbe Geschichte wird von verschiedenen Völkern in sehr verschiedener Weise erzählt und doch deuten sie auf dieselbe Quelle hin, und der Vergleich dieser verschiedenen Varianten ermöglicht uns, die ursprüngliche Version ausfindig zu machen.

Wenn irgend ein Umstand in einer Version isolirt oder unerklärt dasteht, der in einer andern in natürlichem Zusammenhang mit den Ereignissen gebracht wird, so müssen wir der letztern Version als der bessern und ursprünglichern den Vorzug geben. Wenn Löwen und Tiger in einer gleichzeitig in Deutschland und Indien ganz und geben Erzählung vorkommen, so müssen wir der indischen als der originalern sicher den Vorrang einräumen. So wirft oft der Vergleich der Varianten ein helles Licht auf die wahre Natur des Märchens, das durch eine einzige Form desselben nicht erhalten werden konnte. Dann auch kann ferner die Erwähnung irgend eines bedeutsamen Zuges in einer Version, die in anderen mangelt, einen ganzen Cyclus von Erzählungen mit einander verknüpfen und uns auf die Spur einer mythologischen Idee verhelfen, die im Märchen verborgen steckt. Wie oft mag der Donnerkeil Jupiters, die Keule des Hercules, der Hammer Thors in dem Knüppel in Grimm's Märchen: „Tischchen deck' dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack", oder in der russischen Erzählung von Iwan Popialow und Emilian dem Narren wieder erkannt werden!

Doch es ist ja klar, daß der Vergleich von zahlreichen analogen Märchen den Beweis für ihre mythologische Bedeutung, ihr Alter und ihren Ursprung herstellt. Darin liegt also der große Werth, daß Material von allen Seiten aus jedem Lande herbeigeschafft werde; je größer der Vorrath, desto besser werden wir urtheilen, die Wanderzüge der Völker in geschichtlich unbekannten Zeiten und die mythologische Bedeutung der Märchen kennen lernen.

Auf reichliches und volles Material kommt es daher an und ohne dieses können wir auch keine aus den Märchen gezogene mythologische Theorie aufstellen. Jetzt scheint indessen der Zeitpunkt nahe gerückt, daß man mit dem Generalisiren beginnen darf, und wenn Ralston in seinem vorliegenden Werke sich noch von der Aufstellung eines an die Märchen geknüpften mythologischen Systems fernhält, so geht er in seinem Commentar doch bereits eine Art von Mittelweg. Er zieht nämlich kurz die analogen Märchen anderer Länder, namentlich Indiens, der Mongolei, Deutschlands, Skandinaviens, Rumäniens, Italiens, Schottlands heran und giebt, wo die Sache klar liegt, den mythologischen Schlüssel, während er sich anderweitig mit Winken begnügt.

Wir haben gesagt, daß die Märchen nicht als ein besonderes Bild der Lebensweise oder des Charakters der russischen Bauern gelten können. Doch erhalten wir wenigstens einige Andeutungen über letztern, wenn auch nicht so reich und gut, wie aus den Volksliedern. Der allgemeine Glaube an Zauberei, Hexen und böse Geister nimmt einen großen Raum in den Märchen ein und namentlich wirft der brutale Vampyrismus einen Schatten über das Bild, das wir nach den Märchen vom russischen Volke uns entwerfen können. Dann wieder stößt es uns ab, daß die weit verbreitete und notorische Trunksucht nicht verabscheut, im Gegentheil gebilligt wird. Doch gehen wir jetzt von diesen allgemeinen Andeinandersetzungen zu einigen speciellen Zügen über.

Wir wollen zuerst auf eine der merkwürdigsten mythologischen Ideen aufmerksam machen, die häufig in diesen russischen Märchen wiederkehrt. Es ist dies der Glaube, daß die Kraft, namentlich eines übernatürlichen Wesens, in einem ganz bestimmten Gegenstande oder einer fernen Localität wohnt. Zerstört man den Gegenstand, so geht die Kraft oder selbst das Leben verloren. Das zeigt sich deutlich in der Geschichte von dem bösen vielköpfigen Drachen Koschtschei, welcher durch die Lust fliegt, Pringen, Prinzessinnen und andere Sterbliche fortführt und sie in seinem Zauberschloß gefangen hält. Die an einen bestimmten Ort gebundene Kraft wird bald Tod, bald Leben genannt. Koschtschei ist der Todlose, da er nicht dem Tode wie die Menschen unterworfen ist, doch kann nichtsdestoweniger sein Tod herbeigeführt werden. Prinz Iwan geht auf um seine Mutter aufzusuchen, welche Koschtschei entführt hat; er findet auch den Aufenthalt der Schlange, versteckt sich dort und hört nun, wie seine Mutter schmeichelnd sich Koschtschei nähert, ihn über dies und jenes ausfragt und endlich sagt: „Wo ist denn dein Tod, o Koschtschei?" — „Mein Tod," antwortet er, „ist an einem Orte verborgen, wo eine Eiche steht, und unter der Eiche liegt ein Kästchen, und in dem Kästchen sitzt ein Hase, und im Hasen eine Ente, und in der Ente ein Ei und in dem Ei ist mein Tod."

Als Prinz Iwan das gehört, suchte er das Ei und kehrte zu seiner Mutter zurück, während gerade Koschtschei herangeflogen kam. „Hier ist dein Tod, Koschtschei, Todloser," rief er, das Ei in der Hand haltend, aus. Da fiel der Drache vor ihm auf die Knie und bat: „Tödte mich nicht, Prinz Iwan. Laß uns Freunde sein; ich will dir die Welt zu Füßen legen." — Aber diese Worte machten keinen Eindruck auf den Pringen, er zerschmetterte das Ei und der Todlose starb.

Aehnliche Vorstellungen kommen auch bei anderen Völkern vor, nur wird hier statt der abstracten „Kraft" das mehr concrete „Herz" gesetzt, wie Ralston nachweist. In einer nordischen Erzählung liegt das Herz eines Riesen in einem Ei, dieses in einer Ente, die auf einem Brunnen schwimmt, der in einer Kirche auf einer Insel sich befindet. In einer Erzählung der Siebenbürger Sachsen ist das „Leben" einer Hexe ein Licht, welches in einem Ei brennt, in einer Ente, die auf einem Teiche schwimmt innerhalb eines Berges und

Digitized by Google

sie stirbt, wenn das Licht ausgeblasen wird. In der gälischen Geschichte vom Meermädchen kann das „große Thier mit den drei Köpfen“ nicht getödtet werden, bis ein Ei zerbrochen ist, das im Munde einer Forelle sich befindet. Die Forelle springt aus einer Krähe, welche aus einer Hirschkuh fliegt, die auf einer Insel im See lebt.

Die Legende, über welche ich jetzt reden will, wird als ein Beweis des ehrwürdigen Alters der Mythe dienen, von der die Märchen, deren eben erwähnt wurde, entsprungen sein können. Ein Papyrus, welcher aus der Zeit der neunzehnten Dynastie, ungefähr 1300 vor Christus, stammt, hat uns eine ägyptische Erzählung von zwei Brüdern aufbewahrt. Der jüngere von ihnen, Satu, verläßt den ältern, Anepu (Anubis), und zieht sich in das Thal der Akazien zurück. Doch bevor er fortgeht, sagt Satu, daß er sein Herz nehmen und es in die Blüthen eines Akazienbaums stecken solle, so daß wenn der Baum umgehauen wird, sein Herz auf die Erde fallen und er sterben muß. Nachdem er dem Anepu genau Vorschriften gegeben, was er in einem solchen Falle zu thun habe, sucht er das Thal auf. Dort jagt er am Tage wilde Thiere und schläft in der Nacht unter dem Akazienbaume, auf dem sein Herz ruht. Endlich kommt Ptum, der Schöpfer, ein Weib für ihn, und all die anderen Götter statten sie mit Gaben aus. Dieser ägyptischen Pandora verräth Satu das Geheimniß von seinem Herzen. Eines Tages fließt eine Locke ihres wohlriechenden Haares den Fluß hinab und wird zum Könige von Aegypten gebracht. Der entscheidet, daß die Eigenthümerin der Locke Königin werden solle und nun wird diese, gleich Rhodope oder Aschenbrödel, weit und breit gesucht. Als sie gefunden ist und zum Könige gebracht wird, räth sie ihm die Akazie umzuhauen, damit sie von ihrem rechtmäßigen Manne befreit werde. Demzufolge wird der Baum umgehauen, das Herz fällt herab und Satu stirbt. Als sein Bruder Anepu ihn todt findet, wendet er ein mystisches Mittel an, mit dessen Hülfe er nicht allein Satu, sondern auch das Herz wieder belebt. Eine andere Variation derselben Mythe, die gleichfalls von hohem Alter ist, können wir hier noch beifügen. Simson's „Stärke“ saß in seinem Haare, wie Kolchischei wurde er von einem Weibe beschwatzt, sein Geheimniß zu verrathen und die Beraubung folgte sofort auf dem Fuße.

Die meisten der von Ralston mitgetheilten russischen Märchen sind so hübsch und unschuldig wie die in Grimm's Sammlung mitgetheilten, während die vielen Zauber- und Teufelgeschichten allerdings ganz geeignet sind, Grausen und Schrecken zu erregen. Wir übersetzen hier noch zum Schlusse „das Herzenmädchen“.

Spät Abends nach kam ein Kosack in ein Dorf geritten, hielt vor der letzten Hütte an und rief aus: „Heda, Meister, wollt ihr mich nicht die Nacht über hier behalten?“

„Kommt herein, wenn ihr den Tod nicht fürchtet.“

„Was ist das für eine Antwort,“ dachte der Kosack als er sein Pferd in den Stall zog. Nachdem er ihm Futter gegeben, ging er in die Hütte. Da sah er die Insassen, Männer, Frauen, Kinder, alle schluchzen, schreien und zu Gott beten und als das Gebet vorüber, zogen sie reine Hemden an. „Warum schreit ihr denn?“ fragte der Kosack.

„Warum,“ antwortete der Herr des Hauses, „weil der Tod in unserm Dorfe Nachts umgeht. In welche Hütte er hineinschaut, da müssen am nächsten Morgen alle Leute, die drin wohnen, in Särge gelegt und auf den Kirchhof hinausgeschafft werden. Heute Nacht ist an uns die Reihe.“

„Fürchtet euch nicht, Meister, ohne Gottes Willen fällt kein Spatz vom Dache.“ Nun legten sich die Bewohner des Hauses alle zum Schlafen, doch der Kosack paßte auf und schloß kein Auge. Genau um Mitternacht öffnete sich das Fenster. Und an dem Fenster erschien eine weißgekleidete Hexe, die ihren Arm in das Zimmer hineinstreckte, als der Kosack plötzlich seinen Säbel ergriff und den Arm dicht an der Schulter abhieb. Die Hexe heulte, wimmerte, bellte gleich einem Hunde und entfloh. Doch der Kosack nahm den Arm auf, verbarg ihn unter seinem Mantel, wusch die Blutspuren hinweg und legte sich zum Schlafen nieder. Am andern Morgen erwachten Herr und Herrin und sahen, daß alle ohne Ausnahme lebend und gesund waren und freuten sich gewaltig.

„Wenn ihr wollt,“ sagte der Kosack, „so will ich euch den Tod zeigen! — Laßt uns durchs Dorf gehen und nach ihm suchen!“ Endlich kamen sie an die Hütte des Ponomar (Sakristan). „Ist eure ganze Familie zu Hause?“ fragte der Kosack.

„Nein, eine meiner Töchter ist krank. Sie liegt hier auf dem Ofen.“ Der Kosack ging zu dem Ofen und fand, daß dem Mädchen ein Arm abgehauen war. Nun erzählte er die ganze Geschichte, wie sie sich ereignet hatte, und zeigte den Arm vor, den er abgehauen hatte. Die Gemeinde aber belohnte den Kosack mit einer Geldsumme und befahl, daß die Hexe erfäuft werde. —

Entdeckungen des britischen Kriegsschiffes „Basilisk“ in der Torresstraße und an der Südostküste von Neuguinea.

H. G. In Port Jackson, dem bekannten Hafen von Sydney, der Hauptstadt der australischen Colonie Neusüdwales, liegt eine aus zehn Schiffen bestehende englische Flottille, unter Befehl des Commodore Stirling, deren Zweck auch der ist, dem vielbesprochenen Menschenraube auf den Südseeinseln, welcher betrieben wird, um gegen gute Zahlung den Plantagenbesitzern in Queensland, insbesondere aber auf den Fidschiinseln Arbeiter zu liefern, Einhalt zu thun. So hatte denn wieder der „Basilisk“ mit fünf Kanonen, geführt von Capitain Moresby, am 28. December 1872 die Station verlassen, um in der Torresstraße und an der Küste von Neuguinea zu kreuzen.

Dem Capitain war dieses Mal eine doppelte Aufgabe gestellt. Nicht allein sollte er dem angedeuteten Menschenhandel steuern, sondern er hatte auch Vermessungen am Cap York (der Nordspitze Australiens) und an der gegenüberliegenden Küste von Neuguinea auszuführen. Für diesen letztern Zweck war ihm Lieutenant Connor beigegeben.

Mehrere verdächtige Schiffe wurden aufgebracht, darunter die „Christina“, welche später von den Gerichten zu Sydney condemnirt und für 900 Pf. St. öffentlich verkauft ward.

Die Reise führte zu einigen wichtigen geographischen Entdeckungen. Am 13. Februar 1873 traf der „Basilisk“

Digitized by Google

in Redscar Bay, Neuguinea, ein. Die dortige Missionsanstalt ward besucht, und da man die Leute in sehr elendem, krankem Zustande vorfand, so wurden dieselben aufs Schiff gebracht und hier mehrere Tage lang ärztlich behandelt.

Der Capitain selbst machte, in Gemeinschaft mit einigen Offizieren, den Versuch, einen in die Bai einmündenden Fluß hinaufzurudern. Es gelang dies jedoch mit großer Mühe nur auf ungefähr zehn englischen Meilen, denn das Wasser war nicht nur flach, sondern zeigte überdies noch eine sehr starke Strömung. Inzwischen waren andere Offiziere damit beschäftigt, innerhalb des großen Barriereriffs, welches sich wie ein Gürtel der Küste entlang zieht, Tiefmessungen vorzunehmen. Es liegt uns der Brief eines Passagieres auf dem „Gothenburg" vor, welcher Dampfer auf seiner Reise von Adelaide nach Port Darwin (Nordaustralien) zufällig mit dem „Basilisk" in der Torresstraße zusammentraf. Wir entnehmen demselben folgende Angaben über dieses merkwürdige Riff.

„Es ist fürwahr eine sehr gefährliche Fahrt durch diese Torresstraße. Wir lagen darin vier Nächte vor Anker und sobald diese wieder gelichtet waren, verließ der Capitain auch nicht einen Augenblick die Brücke (d. i. den erhöheten Ort, auf dem der Commandirende eines Schiffes beobachtend steht). Ein bis drei Matrosen saßen beständig als Fernwachen in den Masten und schauten nach Inseln, Felsen, Sandbänken und Riffen aus. Wir befanden uns auf neunzig englische Meilen zwischen dem Barriereriff und dem Lande; deren Entfernung von einander betrug ungefähr dreiviertel Mile. An einigen Stellen sah man das Riff eben über der Oberfläche des Wassers hervorragen, an anderen dagegen gewahrte man nur die sich daran brechenden, schäumenden Wellen. Einige der Inseln sind gut bebaut, andere wieder völlig baumlos. Wir passirten ein Eiland, welches aus nichts weiter bestand als aus bewachsenen Felsen, auf denen wohl kaum zwanzig Bäume zu bemerken waren." —

Bei der Arbeit des Sondirens, welche bis zum zwanzigsten Februar fortgesetzt ward, entdeckte man eine sichere Durchfahrt durch das Barriereriff. Der „Basilisk" konnte dieselbe ohne Gefahr passiren und gelangte dann in eine vortreffliche Bai, welche man Fairfax Harbour benannte und mit der wieder ein zweiter nicht minder vortrefflicher Hafen in Verbindung stand, der den Namen Moresby Harbour erhielt. Beide Häfen liegen unter 9° 30′ S. und 147° 10′ O., oder ungefähr acht und dreißig englische Meilen östlich von Redscar Bay an der südöstlichen Küste von Neuguinea. Sie waren von den Offizieren als höchst liebliche Punkte geschildert, umgeben von Bergen bis zur Höhe von achthundert Fuß. Die größten Schiffe können mit voller Ladung einlaufen und finden sich dort gegen alle Gefahren vollkommen gesichert. Man fand eine sehr große Menge Wallabies vor, auf welche man Jagd machte.

Dem Ufer entlang breiteten sich verschiedene Dörfer mit auf Pfählen gebauten Häusern aus, — ein Brauch, der in Neuguinea, wenigstens unter den Küstenbewohnern, vorzuwalten scheint.

Die Eingeborenen selbst sind durchaus freundlich, obgleich man ihnen anmerkte, daß sie nie zuvor Europäer gesehen hatten. Sie waren bereit, Tauschhandel zu treiben, erschraken aber beim Anblick eines Spiegels dermaßen, daß sie nicht zu bewegen waren, ans Schiff zu kommen.

Man machte nicht bloß hier, sondern später auch an anderen Orten der Küste von Neuguinea die Beobachtung, daß, während die Frauenwelt — simplex munditiis — „ohne allen Prunk und Firlefanz einherging", die Männer sich ungewöhnlich und auffallend herausgeputzt hatten. Zu ihren Schmuckſachen zählte vor Allem ein mächtiger Kopfputz aus den Federn des Casuars, des rothen Paradiesvogels u. s. w., sehr künstlich zusammen gestellt, welcher sich mit den Tiaren der Indianer Nordamerikas vergleichen läßt. Dann Kopfbänder, aus Flachs und ähnlichem Material bereitet und zum Theil sehr schön und elegant. Ferner Halsbänder, mit weißen und blaßrothen Muscheln besetzt. Durch die Nase trugen sie, gleich den Eingeborenen im Innern Afrikas, lange Streifen aus Muscheln. Einem Offizier des „Basilisk" gelang es, sich in den Besitz einer merkwürdigen Maske aus Schildpatt zu setzen, welche bei religiösen Ceremonien gebraucht ward und einen Hund mit Ohren, Füßen und vollständigem Schwanze darstellt. Das Ganze ist geschnitzte Arbeit und ohne Zweifel eine große Curiosität.

Die Matrosen fanden an der Küste der Häfen Fairfax und Moresby verschiedene Stücke Gold, welche Capitain Moresby bei seiner Rückkehr nach Australien vorzeigte. Daraufhin geht man jetzt in Brisbane (Colonie Queensland) damit um, eine Expedition nach Neuguinea auszusenden, um das Terrain auf Gold näher zu prüfen.

Nachdem noch eine Bai, welche in Fairfax Harbour führte und die man Ibler's Bay benannte, untersucht worden, verließ der „Basilisk" am 27. Februar den Hafen und lief wieder ins Barriereriff ein, um sich zunächst nach Somerset am Cap York zu begeben, wo frische Kohlen und Lebensmittel eingenommen wurden. Es ward dann am 20. März Hammond Island besucht, wohin die Station für Verproviantirung der Schiffe, welche die Torresstraße passiren, verlegt werden soll.

Von hier ging der Kriegsdampfer nach den Warrior-, Dalrymple- und Bramble-Inseln und traf am 30. März in Yule Island ein, an dessen Südende man nicht bloß guten Ankergrund, sondern auch eine sichere Durchfahrt durch die Riffe, von denen man bisher annahm, daß sie unpassirbar seien, auffand. Auf Tester Island, das zu den Louisiaden gehört, waren die Eingeborenen außerordentlich scheu, doch keineswegs feindselig.

Man ging dann an eine sorgfältige Untersuchung der südöstlichen Küste von Neuguinea bis zum Südostcap, und machte dabei die wichtige Entdeckung, daß dies letztere eine Gruppe von lauter kleinen Inseln bildete, welche sämmtlich bewohnt und cultivirt waren, während die Geographen bislang der Ansicht waren, daß sie ein Bestandtheil des Festlandes seien. Capitain Moresby übte das Recht der Entdeckung aus, indem er die britische Flagge auf verschiedenen der neu aufgefundenen Inseln aufhissen ließ und, unter Vorbehalt der spätern Entscheidung der englischen Krone, Besitz von denselben ergriff.

In Discovery Bay sah man (24. März) ein sehr großes und fast bevölkertes Dorf, welches über 120 Canoes besaß. Die Bewohner kamen in Menge aufs Schiff, um Handel zu treiben.

Am 30. März verließ der „Basilisk" diese Bai und erreichte an demselben Tage, nachdem man noch jenseits der China Straits eine Gruppe von Inseln entdeckt hatte, das Südostende von Neuguinea.

Der Dampfer kehrte dann nach der Torresstraße zurück, und traf am 15. Mai in Cap York und am 2. Juli wieder in Sydney ein *).

*) Als mit der obenstehende Bericht von Seiten eines „alten australischen Colonisten" am 20. August zukam, hatte ich bereits, nach anderen Quellen, Bemerkungen niedergeschrieben, die in Nr. 16 mitgetheilt worden sind. Ich verweise hiermit darauf, weil sie Manches ergänzen und einige wichtige Punkte namentlich in ethnologischer Beziehung berühren, deren hier nicht erwähnt wird. A.

Digitized by Google

Eine Neger- und eine Mulattenrepublik.

Vor zehn Jahren veröffentlichte Karl von Scherzer ein Werk, das sich angenehm liest und viel Belehrendes enthält. Es führt den Titel: „Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika“ und giebt eine Anzahl Skizzen über Centralamerika und Westindien. Auffallend war für uns, daß ein vielgereister Mann, der die Indianer gut beobachtet und beschrieben hat, in Bezug auf die Neger, insbesondere jene auf Haiti, so überaus sanguinische Erwartungen hegte. Als Herr von Scherzer jene Insel flüchtig berührte, war Soulouque nicht mehr Kaiser, und ein leidlich verständiger Mann, Geffrard, hatte den Präsidentenstuhl inne. „Es wäre ein grausames Unrecht, wollte man nach dem energischen Bestrebungen in den letzten Jahren es bezweifeln, daß es der schwarzen Race (!) Ernst sei, der Welt zu beweisen, daß sie, unterstützt von Ordnung und Gesetz, der Freiheit eben so würdig als die weißen Ebenbilder Gottes, daß sie Fortschritt und Arbeit liebt und, einmal berechtigt, ihre Kräfte und Fähigkeiten unbeschränkt zur Geltung bringen zu dürfen, in der Entwickelung ihrer Cultur den gebildetsten weißen Nationen nachzukommen strebt. Daß ein solcher Versuch nur allmälig gelingen, daß die feste und glückliche Consolidirung der Republik von Haiti nur langsam von statten gehen kann, daran ist nicht die Race, sondern jene verabscheuungswürdige Institution der Sklaverei schuld (— welche seit länger als drei Menschenaltern nicht mehr besteht —). Als dann endlich das Morgenroth der Freiheit anbrach, da war die durch die weißen Unterdrücker absichtlich verthierte Menge nicht vorbereitet, nicht fähig, von dem höchsten Gute des irdischen Lebens einen würdigen, heilbringenden Gebrauch zu machen. Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert voll schwerer Prüfungen vorübergerauscht. Eine tüchtigere, fähigere, kenntnißreichere Generation hat den Schauplatz betreten. Ein zweiter Freiheitsmorgen ist angebrochen. Zahlreiche junge Neger aus wohlhabenden Familien, welche in England, Frankreich und Nordamerika eine gründliche Ausbildung genossen, kehrten in ihre Heimath zurück und haben die Ideen und Grundsätze moderner Civilisation in den verschiedensten Gesellschaftskreisen von Haiti verbreitet. Geffrard's Verwaltung ist vielversprechend. Und vielleicht ist Haiti, welches ein anderes schwarzes Volk durch die Grausamkeit seiner spanischen Unterjocher spurlos verschwinden sah, gleichsam zur Sühne dazu berufen, die erste Stätte der Freiheit, Unabhängigkeit und gedeihlichen Entwickelung der schwarzen Race zu werden!“ —

Eine ethnologische Auffassung finden wir in dem Vorstehenden nicht. Auch haben die sanguinischen Hoffnungen im Verlaufe der letzten zehn Jahre keinerlei Bestätigung durch irgendwelche Thatsachen gefunden. Präsident Geffrard wurde durch eine Revolution gestürzt, als eben Scherzer's Buch erschienen war, und bis vor Kurzem haben Präsidentenkämpfe und Rebellionen das Land zerrüttet; die Verwilderung der Massen hat zugenommen, der Fetischdienst mit Allem was zum Wodu gehört ist im Flor, Cannibalismus, gegen welchen Geffrard strenge Proclamationen erließ, nicht ganz selten, und Liebe zum Fortschritt und zur Arbeit hat keiner von den Reisenden gefunden, welche Haiti besuchten. In der durchaus zerrütteten Mulattenrepublik, welche den östlichen Theil der Insel einnimmt, sind die Zustände nicht minder unglücklich.

Die neuesten Mittheilungen über dieselben finden wir im „Newyork Herald“, der einen Berichterstatter nach diesem Hispaniola geschickt hat. Derselbe hebt zunächst hervor, daß Haitier und Dominikaner einander aus tiefem Herzensgrunde hassen und verabscheuen. (— Wir wollen dazu bemerken, daß die gegenseitige Abneigung eine solche der Race und Hautfarbe ist und daß sie auch in Liberia hervortritt. Der Mulatte sieht auf den Neger herab und der Schwarze ist ergrimmt gegen den Gelben. In der Geschichte Haitis, so weit von einer solchen die Rede sein kann, ist diese Antipathie das Hauptmoment und spielt bei allen den vielen Revolutionen und inneren Kriegen die wichtigste Rolle. Diese Gegensätze sind unversöhnlich. —)

„Beide Völker sind wenig besser als übermüthig aufgeschossene Kinder und sie verhöhnen und verspotten einander in einer Weise, die uns ergötzlich vorkommt und doch etwas Peinliches und Niederschlagendes hat. Als ich gegen einen angehenen Dominikaner in Puerto Plata äußerte, daß ich Haiti besuchen wolle, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: Sie werden es bereuen. Sie finden dort eine schmutzige Bande wilder Leute, lauter Schwarze und unter ihnen sehr viele Cannibalen. — Ein Haitier, mit dem ich mich gleichfalls in Puerto Plata unterhielt, sagte mir am Tage vor meiner Abreise: Nun kommen Sie in ein Land, wo intelligente, unternehmende Menschen wohnen; Leute, die ganz anders beschaffen sind, als diese feigen, unwissenden Dominikaner. Von diesen kann ja kaum einer von hundert lesen und schreiben. In Haiti finden Sie Volksschulen und Hunderte von Männern, die in England und Frankreich eine akademische Bildung erhalten haben. Das Volk ist fleißig, man producirt nicht bloß Rum, wie hier.“ — —

Die Dominikaner hassen und fürchten ihre Nachbaren und wenn sie ihren Kindern einen Schreck einjagen wollen, rufen sie: Warte nur, da kommt ein Haitier! Diese Furcht hat aber keineswegs den Grund in überlegener Tapferkeit der Haitier, denn die Dominikaner sind viel bessere Soldaten und das wissen jene auch so gut, daß sie bei gleichstarker Anzahl sich auf seinen Kampf einlassen; sie haben den höchsten Respect vor dem Machete (Haumesser), welches die Dominikaner ausgezeichnet zu handhaben wissen. Ich sah bei Monte Christi einen Machetekampf zwischen einigen Dominikanern mit an und nach wenigen Minuten lagen Finger, Ohren, Stücke Fleisch und Kleiderfetzen umher. In manchen Gegenden findet man nur selten einen Mann, der noch alle seine zehn Finger hat. Dem Dominikaner ist sein Machete Alles in Allem; er schneidet damit seine Nägel und auch einen Palmbaum ab, und im Gefecht wirft er das Schießgewehr fort, um handgemein mit dem Machete zu kämpfen; er macht gern eine „Fricassee“ aus seinem Feinde. Die Grenze zwischen beiden Republiken ist zumeist verödetes Land. Ich ritt in eine Ortschaft Namens Dajabon ein; von den etwa zweihundert aus Mahagonyholz gebauten Häusern sand ich nur ein einziges bewohnt. Auf einer Strecke von etwa 40 Miles Länge waren außerdem noch sechs kleine Ortschaften von unherziehenden Banden beider Theile entvölkert worden. Saget, Präsident von Haiti, hat als verständiger, intelligenter Mann Alles versucht (auch durch Vermittelung des englischen Consuls Spencer St. John), um einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit St. Domingo abzuschließen und den Fehden auf der Grenze ein Ende zu machen, aber der dominikanische Präsident Baez will nicht; ihm liegt daran, die Feindseligkeiten nicht aufhören zu lassen, um seine Do-

Digitized by Google

minikaner so wünsche zu machen, daß sie sich für eine Annexion an die Vereinigten Staaten erklären, um endlich Ruhe zu haben.

Haiti hat einen kleinern Flächeninhalt als Dominika, ist aber viel stärker bevölkert. Sieben Achtel der Bewohner sind Schwarze, der Rest besteht aus sogenannten „Creolen“, d. h. Mischlingen, während von den Dominikanern nur etwa ein Viertel schwarz ist; die übrigen sind „Creolen“. In beiden Republiken bilden diese Mulatten ein aristokratisches Element in seiner Art. Man nimmt an, daß die Jahreseinkünfte von Haiti sich auf etwa drei Millionen Dollars stellen, jene von Dominika auf kaum eine Million. Das letztere liefert Tabak und erzeugt außerdem nur noch Rum, doch werden geistige Getränke auch noch von auswärts eingeführt; Alles, was sonst die Leute nöthig haben und tragen, selbst das unentbehrliche Haumesser, kommt aus Deutschland und England. Ihr Boden ist üppig und fruchtbar, aber reichlich die Hälfte aller Lebensmittel wird aus den Vereinigten Staaten eingeführt und von dort kommen auch Balken, Bretter und was sonst für den Häuserbau erforderlich ist.

In Haiti dagegen findet man Schmiede, Zinngießer und Kupferschmiede, Holzarbeiter und Sattler; diese letzteren liefern ausgezeichnet gute Sättel und Zäume, auch sind manche Häuser recht hübsch gebaut. In Dominika können nur fünf von hundert lesen und schreiben, in Haiti, so wird behauptet, dreißig unter hundert. Auf dem Markte von Port au Prince findet man wohl zwanzigmal mehr an Früchten, Gemüsen, Fischen, Fleisch und allerlei anderen Lebensmitteln, als auf jenem in der Stadt St. Domingo, obwohl die Bewohnerzahl dieser letztern nur um ein paar tausend Köpfe geringer ist.

In Bezug auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände finden wir beide Republiken auf der gleichen Stufe. Schwere Arbeit liebt man weder in der einen noch in der andern, indeß muß man den Haitiern nachsagen, daß sie weniger unsittig sind als ihre Nachbaren. In der Regierung Haitis findet man mehr diebische Halunken, weil es hier mehr zu stehlen giebt, und was die Heiligkeit des Ehebundes anbelangt, so haben beide Racen einander nichts vorzuwerfen (— sie haben die Promiscuität —). Der Haitier ist patriotischer als der Dominikaner; er thut sich etwas darauf zu gute, daß er die Franzosen zweimal von der Insel vertrieben hat und eine eigene, unabhängige Nationalität bildet; er will sich von den Vereinigten Staaten nicht annectiren lassen. Die Dominikaner ihrerseits sind ein arrusiger und apathischer Menschenschlag, die Haitier dagegen kühn, voll von Selbstvertrauen und impulsiv. Wenn die ersteren eine Revolution machen, so geht es dabei vergleichsweise nicht sehr blutig her; die letzteren greifen zu den Waffen ohne viel nach der Ursache zu fragen oder sich um die Folgen zu bekümmern, und die siegreiche Partei behandelt die bezwungenen Gegner mit unbarmherziger Barbarei. Bei den ersteren findet man etwas von spanischem Phlegma, bei den letzteren etwas von dem springenden, unstäten Wesen der Franzosen. Revolutionen und Rebellionen findet man da wie dort in schneller Reihenfolge; die Verfassungen sind einander ähnlich, nur hat Haiti die Bestimmung (in Artikel 7), daß kein weißer Mann Grundbesitz haben, und weder ein Amt bekleiden noch das Stimmrecht ausüben darf; bei den Dominikanern hat der Ausländer fast alle Rechte der Eingeborenen.

Die „Armee“ der Dominikaner zählt auf je 7 Mannschaften nur drei Ueberoffiziere, jene von Haiti dagegen fünf! Bei jenen wird auf den Anzug kein Werth gelegt, bei den haitischen Negern ist der Uniformputz Alles in Allem. Am ersten Sonntag eines jeden Monats hält der Präsident eine große Musterung ab und man kann dann etwa 300 Generale sehen, die mächtig aufgeputzt sind und von denen jeder eine andere Uniform hat. Der eine trägt einen gelben Rock mit einer blauen Schärpe, der andere einen blauen Rock mit gelber Schärpe und so fort. Wer eine Plantage oder sonst irgend ein nicht ganz unbedeutendes Eigenthum erwirbt, erwirkt sofort ein Certificat, das ihm den Titel General verleiht. Dann hat er die Befugniß, eine Uniform zu tragen, und wenn er mit einer solchen in der Straße herumstolzirt, kann er einem ordinären Neger auf dem Kopfe herumhämmern, so lange und so viel es ihm beliebt.

Die Haitier sind nicht so sehr Wilde und auch nicht so sehr in Barbarei zurückgesunken, wie Manche sich vorstellen. Bin ich doch unter ihren „Cannibalen“ gewesen und habe mit diesen zu Abend gegessen. Mit meinem schwarzen Führer Joë, der natürlich Captain war, kam ich Abends an einen Schuppen. „Da sind die Wodulente!“ rief er erschrocken aus. — „Macht weiter nichts; nur nicht ängstlich; die Wodu-leute vergreifen sich an Ausländern nicht,“ gab ich dem Alten zur Antwort.

„So ist's, Boß!“ rief ein Neger, der unter einem Maubaume stand, und nun beruhigte sich Joë. Unter dem Schuppen bemerkte ich etwa dreißig Männer und Frauen und draußen lagen wohl eben so viele im Grase umher. Sie hielten hier ein Fest, das schon drei Tage gedauert hatte und die draußen liegenden waren müde vom vielen Tanzen und Trinken.

„Habt Ihr hier ein Wodufest?“ fragte ich einen von Turks-Eiland gebürtigen Neger, der auf Haiti naturalisirt und ein Landsmann meines Führers Joë war.

„Jawohl, Boß, das ist hier ein echtes, richtiges Wodu.“

„Wo ist der Wodu?“ — „Er selbst ist nicht hier, aber sein Bild; seht nur dorthin.“ Da fand an die Wand gelehnt ein Stück Mahagonyholz, aus dem man das Bild einer Schlange geschnitzt hatte; auf dem Tische vor diesem Götzen brannten gelbe Wachslichter. Nach einer kleinen Weile begann der Tanz wieder und sie zogen meinen Joë, der wie Espenlaub zitterte, mitten in den Raum. Sie stülpten ihm ein Mehlsack, das an beiden Enden offen war, über den Kopf und bis auf die Füße herab. Als ihm weiter nichts geschah, mußte er doch lächeln. Nachdem das Tanzen etwa eine Viertelstunde gedauert hatte, waren Männer und Frauen nicht mehr beleidet als weiland Adam und Eva im Paradiese. Der Lärm wurde unausstehlich, der Geruch von den Ausdünstungen der Negerhaut liberaus abscheulich, und die Phantasie konnte sich in Hinblick auf diese wilde Orgie ohne Mühe vorstellen, daß diese tollen Schwärmer ein gebratenes Piccaninni (Negerkind) verzehrt hätten.

Nach dem Tanze kam das Opfern. Sie legten eine große fette Ziege auf den Tisch, die unter allerhand Beschwörungsformeln und Gesängen abgeschlachtet und aufgeweidet wurde. Das in einer Kalebasse aufgefangene Blut erhielt einen Zusatz von Zuckerbranntwein und wurde dann, warm wie es war, in der Runde herumgereicht. Es schmeckte besser wie Ziegenmilch. Nachher wurde Joë mit dem Fasse herumgerollt und mußte einen Theil von Eingeweide verzehren, so schwer ihm das auch fiel. Ich fragte seinen Landsmann, der ein Spötter zu sein schien: „Wann, Peter, werden denn die Babies geopfert?“ — Er gab zur Antwort: „Fragt mich nicht, Boß! Hier ist noch ein Mann, der Englisch versteht. Wenn der hörte, wonach Ihr mich fragt, könnte es unangenehm werden.“ — „Aber, Peter, wer ist denn der Mann, der ein Messer in der Hand hat und sich dort im Winkel mit den Kindern zu schaffen macht?“ — „O, er will ihnen nur Furcht und Schrecken einjagen. Hier werden keine Kinder geopfert, nur Hühner und Ziegen. Wenn

Digitized by Google

sie ein Kind abschlachteten, würden sie ja Alle todtgeschossen werden.

Jetzt waren, mit wenigen Ausnahmen, alle Frauen und Männer toll und voll betrunken und ich brach mit Joë auf, weil wir noch Juana Mende erreichen wollten. Daß bei einigen solchen Festen Kinder verzehrt worden sind, unterliegt gar keinem Zweifel. Erst vor zwei Jahren wurde eine Frau erschossen, die nicht weniger als einundzwanzig Kinder gefressen hatte; nach Allem jedoch, was ich vernommen habe, kommt das Menschenfressen gegenwärtig wohl nicht häufig vor. Das Gesetz dagegen ist streng, und wenn noch bei der Schlangenverehrung Kinder geschlachtet und verzehrt werden, so geschieht es ganz insgeheim. —

Gastfrei sind beide Racen, der weiße Reisende wird aber unter den Dominikanern weniger ungern sich aufhalten als unter den Haitiern, weil jene, obwohl auch sehr unsauber, eine weniger widerwärtige Ausdünstung haben. —

Cap Haitien kann in Bezug auf das Klima einen Vergleich mit Neapel aushalten. Die Franzosen bezeichneten es einst als Klein-Paris; es wird aber von Erdbeben heimgesucht und bei dem vom Jahre 1843 verloren etwa 8000 Einwohner ihr Leben. Port au Prince ist die wichtigste Handelsstadt.

Von dem Wesen einer Republik hat man weder in dem einen noch in dem andern Lande einen Begriff; das Verständniß dafür fehlt. Präsident wird derjenige Candidat, welcher den Massen die meiste Furcht einflößt, aber jeder General möchte Präsident werden. Kein Wunder also, daß Revolutionen und Schilderhebungen so häufig sind, wie Regenschauer im April. Wie glücklich würde das Land daran sein, wenn es so weise von einem Monarchen regiert würde, wie Brasilien von seinem Kaiser. So aber hat man nur das Zerrbild einer republikanischen Regierung, welche nicht einmal Sicherheit des Eigenthums gewährt, unduldsam in Betreff entgegengesetzter Meinungen ist und unter der unter dem Namen Reform oder Revolution ehrsüchtige Leute das Gesetz mit Füßen treten. Wenn unser Senator Sumner, der große Negrophile aus Massachusetts, dieses Volk und dessen Zustände mit eigenen Augen sähe, würde er mit dem Kopfe schüttteln und sprechen, wie ich spreche: Man gebe diesem Volke einen Dictator oder absoluten Monarchen, denn seine Republik ist weiter nichts, als eine Carricatur und ein Verbrechen gegen das Volk!

Hätte Soulouque nur etwas mehr Intelligenz und gesunden Menschenverstand gehabt, so würde er dem Lande große Vortheile gebracht haben. Er hielt auf seine Autorität, schlugte Leben und Eigenthum und fremde Capitalien kamen ins Land. Aber er war ein roher, eitler Patron und habsüchtig obendrein. — Wie steht es nun gegenwärtig in Haiti? Ganz allgemein herrscht ein Gefühl der Unsicherheit, weil Niemand wissen kann, was in der nächsten Zeit aus und mit der Regierung wird. Im März 1873 wurden in Gonaïves 22 junge Männer erschossen, weil sie den General Salomon zum künftigen Präsidenten ausgerufen hatten" *).

*) Die Nachrichten, welche die westindische Post bis zum 14. September überbracht hat, melden, daß in beiden Republiken die Zustände sehr verwirrt sind („Times-Mail", 29. September). In Dominika, das Baez, der Ränkevater-Präsident, so gern an den Präsidenten Grant verkaufen möchte, machten seine Gegner unter der Führung von Luperon und Gabral Santschilve. Sie hatten Monte Christi genommen, und zwei Generale des Baez, Garcia und Crespo, waren mit 400 Mann zu den Revolutionären übergegangen. Die Städte Puerto Plata und Santiago waren günstig für Luperon gestimmt. — In Haiti hatte die Nationalversammlung zu Port au Prince zwei Ministern ein Mißtrauensvotum gegeben, welches vom Präsidenten nicht anerkannt wurde. Darauf wurde in der Versammlung beantragt, auch diesem ein Mißtrauensvotum zu geben und ihn in Anklagezustand zu versetzen. Doch hat man noch einen Aufschub beliebt, um gegenwärtig die Krisis zu vermeiden. Die Wahl eines Präsidenten steht bevor; als Bewerber tritt ein General Domingue auf. — Im „Newyork Herald" vom 10. September lesen wir Folgendes: „Oberst Nivas machte einen Meuchelversuch gegen General Luperon, den er mit dem Schwerte niederhauen wollte, aber Luperon zog einen Revolver und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf."

Schilderungen aus Calcutta.

Von einem Deutschen.

IV.

7. Die Hauscapelle.

Meine beiden Nachbarinnen waren schon längst aufgestanden und nach dem Drawing room voran gegangen. Wir folgten jetzt, um noch ein halbes Stündchen mit ihnen zu verplaudern. Ich wünschte wohl, ich könnte das Alles hier niederschreiben, was mir die beiden Damen von ihrem frühern Leben in den Zenanas, von ihren Beschäftigungen und dergleichen erzählten, ich muß mir aber dies besonders für Frauen so interessante Capitel für ein anderes Mal aufsparen und will hier nur erwähnen, daß wir auch auf Musik zu sprechen kamen, welche die vornehmen Hindufrauen in der Einsamkeit ihrer Gemächer oft in hohem Grade cultiviren. Ich erzählte von den Schöpfungen der deutschen und italienischen Meister, von ihren Triumphen auf dem Gebiete der Tonkunst, und fragte endlich, ob sie nicht auch fänden, daß die europäische Musik viel harmonienreicher und wohlklingender sei, als die indische. — Die Damen gaben dies zu, behaupteten aber, es sei für sie zu schwer, eine unserer Compositionen bald zu verstehen, jedes Instrument spiele da eine so bedeutende Rolle, daß man oft gar nicht wisse, was Melodie und was Begleitung sei; ihre Musik sei zwar einfacher, ärmer, aber dafür auch bequemer als die unserige. Würde es mir Vergnügen machen, ein kleines Concert zu hören?

Auf meine Versicherung daß ich schon längst gewünscht hätte, einmal gute indische Musik zu hören, erschienen drei Diener, von welchen der erste eine kunstvoll geschnitzte Sarangi (indische Geige mit zwei oder drei Saiten), der zweite eine kleine Harfe und der letzte eine Dhol (eine lange Trommel) trug. Auf einen Wink des Herrn ließen sie sich am Eingang auf den Teppich nieder und begannen ihr Spiel. Die Harfe bildete das Hauptinstrument und wurde von dem Musalman (Mohammedaner) mit ziemlicher Fertigkeit gespielt, die Geige, welche der andere celloartig auf seinen Knien hielt, und die Trommel, welche an beiden Enden mit

Digitized by Google

den Fingern statt der bei uns gebräuchlichen Schlägel gespielt wurde, dienten zur Begleitung. Sie ließen verschiedene Weisen hören, aber ich muß gestehen, daß ich der eintönigen, jeglicher Harmonie entbehrenden Musik keinen Geschmack abgewinnen konnte und in ziemliche Verlegenheit gerieth, als mich Premsundri, welche dem Spiel offenbar mit großem Vergnügen zugehört hatte, mit einem scheinwerfenden Blick fragte, ob dies nicht ganz hübsch sei. Ich murmelte etwas wie: Allerdings — hm — recht guter Vortrag — Melodie etwas unbekannt, und entwand mich der gefährlichen Frage durch die Gegenfrage, ob sie morgen Abend wieder am Strande spazieren fahren werde. — „Ja," sagte sie, „ich fahre alle Abende dorthin." — „Oh," bat ich, „nicht wahr, dann lassen Sie Ihren Kutscher bei Eden Garden in der Nähe des Orchesters halten, ich werde auch da sein, und wenn Sie erlauben, Sie auf einige Augenblicke begrüßen um zu fragen, wie die von unseren Musikern vorgetragenen Compositionen Ihnen gefallen." Sie gab lachend ihre Einwilligung, welcher ihr Vater noch eine freundliche Einladung, ihn in seiner Wohnung vor meiner Abreise zu besuchen, hinzufügte. Daß ich dieselbe sogleich annahm, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Es war mittlerweile beinahe 11 Uhr geworden. Man vermiedet spätte Stunden in Calcutta, weil man zeitig aufsteht. Ich verabschiedete mich also von meinen bengalischen Gastfreunden und wünschte meiner liebenswürdigen Tischnachbarin meinen besten Salam (Gute Nacht), sie aber reichte mir die Spitzen ihrer zarten Fingerchen und sagte halb Englisch halb Hindustani: „Good night, magar kal pahile hamaro ghar aiye tab ham ek sáth gari men jaenge bájá sunne ko." (Gute Nacht. Aber kommen Sie morgen erst zu uns, dann fahren wir zusammen um die Musik zu hören.)

8. Die Fortschrittsdame. Eine Landpartie. Die Todteneisenbahn.

Ja, mein liebes Kind, das wäre allerdings sehr schön und wir könnten auf diese Weise viel bequemer unsere Gedanken über Musik und was damit zusammenhängt austauschen. Dein Wunsch läßt sich aber nicht so leicht erfüllen, wie Du denkst. — Du unschuldige Premsundri weißt noch nichts von den exclusiven Gesetzen unserer Gesellschaft, welche eben so schlimm sind wie Deine indischen Kasten, die Ihr freilich den Muth gehabt zu durchbrechen. Wir haben aber den Muth nicht, und müssen im Widerspruche mit unseren Ueberzeugungen handeln. Du bist schöner, reiner, interessanter als Hunderte von den langweiligen jungen europäischen Damen, welche Dich am Strand belorgnettiren, aber ich darf nicht mit Dir ausfahren, weil — ja, weil ich ein Europäer bin und Du nur ein eingeborenes Mädchen und als solche wirst Du von den „rules of society" (Gesetzen der Gesellschaft) nicht als ebenbürtig angesehen. — Schrecklich, nicht wahr! Und alles dies darf ich Dir nicht einmal sagen, und doch möchte ich Dich so gern wiedersehen. — Was thun? — Wenn ich nicht komme wird sie mich für unhöflich halten, aber mit ihr ausfahren, wenn auch in Begleitung ihres Vaters, nein, das geht absolut nicht! — Halt, ich hab's. — Ich besuche sie zum Tiffin (eine leichte Mahlzeit, gewöhnlich aus kalten Speisen und Früchten bestehend) nach 1 Uhr und schütze, wenn es zum Ausfahren kommt, ein dringendes Geschäft vor, so kann ich einige Stunden ungestört in der Familie verweilen. —

Gedacht, gethan. — Punkt halb zwei Uhr Mittag meldete mich der Hausdiener bei Babu Gangaprem an. — „Ich bitte um Entschuldigung, lieber Babu, daß ich Ihrer Einladung so bald folge, aber meine Geschäfte werden mich wahrscheinlich heute Abend und morgen ganz in Anspruch nehmen, so daß ich gezwungen bin, die jetzige Zeit zu benutzen, um überhaupt meinen Wunsch, Sie zu besuchen, erfüllen zu können." Gangaprem fand das ganz natürlich. „Aber," fragte Premsundri enttäuscht, „können Sie die Geschäfte nicht lieber jetzt noch abmachen, ich möchte so gern des Abends mit Ihnen ausfahren und mir die Concertstücke von Ihnen erklären lassen."

Ich bedauerte unendlich auf diese Weise gebunden zu sein, versprach aber ihr im Laufe des Nachmittags alles Mögliche über europäische Musik und was sie sonst zu wissen wünschte zu erzählen. —

Wir betraten den Drawing room: Zwei eingeborene Damen, welche sich bei unserm Eintritt erhoben, wurden mir die eine als Schwägerin, die andere als Dueña des Hauses vorgestellt. — Ich konnte mich eines flüchtigen Lächelns nicht enthalten, als ich mir die beiden Ladies etwas näher besah, denn zwei vollkommenere Gegensätze waren kaum denkbar. Ich sah vor mir eine corpulente Gestalt von glänzend schwarzer Hautfarbe mit entschieden sinnlichen Gesichtszügen, geschmückt mit silbernen Hals- und Armbändern, die Brust mit einem kurzen Jäckchen umspannt, welches die von zu vielem Fett verunstaltete Taille freiließ; von den übervollen Hüften abwärts mit einer Sari (ein langes Stück Zeug, welches die Frauen um die Hüften legen) bekleidet, deren oberes Ende über die linke Schulter geworfen war um den fleischigen Armen Spielraum zu lassen — man denke sich nun eine solche Fülle von schwarzer Corpulenz auf einem eleganten englischen Sessel vor — einer Nähemaschine! sitzen, ihre Aufmerksamkeit bald den schnellen Bewegungen der Nadel, bald der neben ihr auf einem grauen Sammetbänkchen stehenden Hukka (indische Pfeife) zuwendend. Die letztere trug unzweifelhaft den Sieg über die ausländische Maschine davon, denn die silberne Spitze derselben verschwand alle Augenblicke zwischen den schwarzen Lippen dieser indischen Nähemamsell, welche mit sichtbarem Behagen die duftenden Rauchwolken des feinen parfümirten Tabacks über ihre Arbeit hinblies. — Einen solch eclatanten Beweis des Fortschritts unter den emancipirten Bengalidamen hatte ich nicht erwartet. Eine indische Ayah (allgemeiner Name für Dueña, Zofe, Kinderfrau und Kindermädchen) in einem Bengalizimmer vor einer Nähemaschine — das übertieg alles was ich bis jetzt von Civilisation in Indien gesehen. —

Ich wandte erstaunt meinen Blick auf ihr Gegenüber. Welch unbeschreiblicher Gegensatz! Eine schlanke, von der Natur mit allen Reizen ausgestattete Frauengestalt saß ihr gegenüber. Ihre Hautfarbe war so hell, daß man sie für eine Europäerin hätte halten können, hätte nicht die reiche orientalische Tracht sie als eine Tochter Indiens bezeichnet. — Ihr fein geschnittenes Gesicht mit zwei kaum bemerbaren Fältchen um den zierlichen Mund trug den Ausdruck einer tiefen Melancholie. Den Kopf leicht auf den runden schönen Arm gestützt blickte sie sinnend vor sich hin. Ein kohlbarer Geschmeide umschloß ihren Hals und ein enganschließendes Mieder ihre Brust. Zwei Kaschmirshawls von wunderbar feinem Gewebe bedeckten Schultern und Lenden, die übereinander gelegten Füße ruhten auf einem schwarzen Sammetkissen. — Doch wober die Kummerwolke auf dem edlen Gesicht, welch dunkle Bilder ziehen an ihrem Geist vorüber, während ihr feuchtes Auge zielloß ins Leere schaut und uns gar nicht zu bemerken scheint. — Vielleicht kann es mir Premsundri sagen. — Der eintretende Diener, welcher meldete, daß Tiffin aufgetragen sei, unterbrach mich in meinen Meditationen.

Während des Essens theilte mir Gangaprem mit, daß er heute, als am Sonnabend, nach einem nahe bei der Stadt

Digitized by Google

liegenden Dorfe Bandrgany, welches ihm gehöre *), fahren müsse, um mit seinen Bhandari Wochenabschluß zu halten; da er aber meines Besuchs nicht verlustig gehen wolle, so bäte er mich ihn zu begleiten, die Parthie würde mir gewiß Vergnügen machen und mir eine in Calcutta stets willkommene Abwechselung gewähren. — Wie schade! hier war ich auf dem besten Wege ein paar Stunden mit der reizenden Premsundri und der geheimnißvollen schönen Schwägerin zu genießen, und nun soll ich statt dessen den Vater auf sein mir ja so gleichgültiges Dorf begleiten. Aber, Nein sagen, ihn fahren lassen und bei der Tochter bleiben geht auch nicht. Ich muß schon in den sauern Apfel beißen. —

Wir beendeten unsere leichte Mahlzeit, empfahlen uns den Damen, und fuhren ab, — nachdem mir Premsundri das Versprechen abgenommen, nach unserer Rückkehr noch auf ein Stündchen mit hinaufzukommen. Gangaprem hatte selbst die Zügel genommen und lenkte vorsichtig unsere Buggy durch das Gewühl der Wagen, welche in unendlichen Variationen von der feinsten europäischen Equipage bis zum gräßlich quietschenden Native sagar (ein Wagen, dessen zwei Räder aus massiven mit der Art behauenen Holzscheiben bestehen, welche sich um eine hölzerne nie geschmierte Axe drehen) die Straßen des europäischen und Eingeborenenviertels füllten. — Endlich hatten wir das betäubende Lärmen und den horrenden Geruch der neben den Straßen laufenden oder vielmehr stehenden offenen Cloaken hinter uns und näherten uns dem Ausgang der Stadt. Ein gut gehaltener mit Pipalbäumen bepflanzter Weg nahm uns auf, und ich wollte schon mit einem behaglichern Gefühl mich zurechtsetzen und meinen Gefährten bitten, mir etwas Näheres über seine Schwägerin mitzutheilen, als eine zu unserer Linken aufsteigende Rauchsäule meine Aufmerksamkeit auf ein ganz seltsames Schauspiel lenkte. —

Nahe vor uns befand sich ein wüster mit Gemäuer umgebener Platz, bedeckt mit verkohlten Holzstücken und zerbrochenen Töpfen. Sonderbar geformte eiserne verschlossene Wagen mit runden Dächern und nur Erde führenden Röhren standen auf einem Schienengleise, neben denselben umstanden mehrere Eingeborene einen halbverbrannten menschlichen Cadaver.

„Was in aller Welt bedeutet denn dies?“ frage ich Gangaprem. — „Ja,“ sagte er, „das ist auch wieder ein Beispiel von der Hartnäckigkeit, mit welcher unsere niederen Classen alle Neuerungen, seien dieselben auch noch so praktisch, von sich weisen. Dies ist der Marghat (Todtenverbrennungsplatz), wo die ärmeren Leute ihre Todten verbrennen. Da die Zahl der letzteren in einer Stadt wie die unserige sehr groß ist, so wird die Luft hier herum täglich vollständig verpestet, außerdem sind die Leute so sorglos, daß sie oft die Leichen halbverbrannt liegen lassen. Die Polizei legte sich also ins Mittel, um diesem ekelhaften Zustande ein Ende zu machen. Mit großen Kosten wurden die eisernen Wagen, welche Sie da auf den Schienen stehen sehen, construirt. Sie sind so eingerichtet, daß die Leichen darin verbrannt werden können. Den Rauch und Gestank absorbiren sie und entziehen zugleich den brennenden Körper dem Anblick der Vorübergehenden. Ist die Leiche verzehrt, so wird der Wagen auf den Schienen fortgeschoben (oder wenn es mehrere sind, gezogen) und gereinigt. Die Vortheile dieser Einrichtung liegen auf der Hand, da die Anforderungen der Gesundheit und der Humanität gerade hier so vollständig berücksichtigt werden. Aber glauben Sie, daß die Leute zur Annahme derselben zu bewegen waren? Nicht Einer. — Da stehen die leeren Wagen und hier sehen Sie, wie eben wieder einige low cast people sich ihrer Verstorbenen nach alter hergebrachter Weise entledigen. „Unsere Väter haben es so gemacht, wir machen es eben so.“ Sie haben keinen Sinn auch für die vernünftigste Reform. — Wir reden und schreiben Viel von Civilisation und Erziehung in Indien und haben auch ein Recht dazu, insofern beide einen umwerfenderen Einfluß auf die höheren Schichten unserer Gesellschaft gewonnen haben. Der niedere Stand aber ist noch gänzlich unberührt davon, und wird es bleiben, so lange wir die Segnungen einer europäischen Civilisation als Privilegium und nicht als Gemeingut ansehen.

Sehen Sie diesen Fakir (im Geruch der Heiligkeit stehender Bettler), der hier am Wege steht und mit seinem Dohai Mahárájy („Hülfe, großer König!“ ein von Bittstellern gebrauchter Ausruf) unser Mitleid zu erwecken sucht. Kann es ein abgrößenderes Bild geben als diesen mit Asche und Erde bemalten Tagedieb mit seinen unsäglich schmutzigen Lumpen und mit Kuhdung durchkneteten Haarzöpfen. Doch lassen Sie diese Jammergestalt vor dem ersten besten Hause eines gewöhnlichen Hindu seine Mála (Schnur von Holzperlen, welche auf dieselbe Weise abgebetet wird, wie der Rosenkranz, unter Anrufung Rams oder eines andern Hindugottes) abhängern und der gemeine Mann wird es für verdienstlich halten, ihn zu beschenken. Der Saurteig der Aufklärung ist allerdings hineingeworfen in die Masse der indischen Bevölkerung, ehe er sie aber durchdringt und umgestaltet, vergehen noch Jahrhunderte.“ —

*) Viele Kaufleute sind zugleich Zemindars, d. h. Dorfbesitzer, und lassen ihre Güter von Bhandaris oder Thcadars verwalten, von denen die erstern im Solde des Besitzers stehen, die letzteren aber die Steuer unserer Pächter einnehmen.

Aus allen Erdtheilen.

Im Lande des Muata Cazembe in Innerafrika.

Livingstone ist auf seinen Wanderungen im Westen des Tanganyika-Sees auch in das Gebiet dieses schwarzen Potentaten gekommen, hat dasselbe nach verschiedenen Richtungen hin durchzogen und die hydrographischen Verhältnisse geschildert, so weit er seinerseits über dieselben ins Klare kommen konnte. Wir haben aber von ihm nur Reisenotizen, in denen vielfach kein Zusammenhang ist, keine in einander greifenden Schilderungen, die aber wohl nicht ausbleiben werden, und wir erhalten dann auch ohne Zweifel von ihm Specielleres als das bisher durch ihn bekannt Gewordene über Cazembe und dessen Hauptstadt Lunda. Bisher war unsere Kunde auf das beschränkt, was wir durch portugiesische Reisende erfahren haben, und es ist unter diesen Umständen dankenswerth, daß Richard Burton, der Entdecker des Tanganyika, Dr. Lacerda's Tagebuch ins Englische übertragen hat und zwar im Auftrage der Londoner geographischen Gesellschaft. In demselben Bande ist auch das Tagebuch zweier Pombeiros, d. h. portugiesischer (halbblütiger) Handelsleute abgedruckt, welche das afrikanische Festland von Angola nach Mosambik durchzogen haben; die Uebersetzung hat Beadle besorgt. Ferner giebt der unermüd-

Digitized by Google

liche Forscher Dr. Beke eine Uebersicht von Gamitto's portugiesisch geschriebenem Werke „O Muata Cazembe“ (der König Cazembe). Gamitto war von der Ostküste ausgesendet worden.

Lacerdo ist in Cazembe gestorben und sein Tagebuch unvollständig; die Pombeiros, gewöhnliche Mulatten ohne höhere Bildung, haben nicht viel Wissenswerthes zu melden. Beke's Zusammenstellungen dagegen bringen aus Gamitte Manchertei über Sitten und Gebräuche des Volkes. Ueber das portugiesische Weltsystem haben wir eine Fülle wichtiger Nachrichten durch Kokistous Magyor, dessen Werk der gelehrte Hunfalvy in Pesth auch in deutscher Sprache herausgegeben hat.

Der Cazembe herrscht, was sich in Afrika von selber versteht, unumschränkt. Der Vertauf des Elfenbeins ist ein königliches Vorrecht; doch dürfen, im Falle er es ausdrücklich erlaubt, auch die Edelleute kleine Quantitäten dieser Waare verkaufen; er besitzt auch Eisen- und Kupfergruben, Gold kommt nicht vor. Seine Soldaten werden in guter Zucht gehalten; die Hauptleute derselben stotten an jedem Abend dem Könige Bericht ab über Alles, was vorgegangen ist, und dann giebt er ihnen die Parole. Sie durchziehen die Stadt und steuern der Trunkenheit und Unordnung; als Waffen haben sie sechs Fuß lange Lanzen, kurze Wurfspeere und Messer mit breiter Klinge; die Schilde bestehen aus Flechtwerk und sind mit Rinde überzogen. Der König läßt sich selten vor dem Volke sehen, damit dasselbe den Respect besser bewahre; er sitzt hinter einem Vorhange, wenn er seine Edelleute empfängt, und läßt sie mit Polmwein und Hirsebier bewirthen; sie trinken aber nur so viel wie der König ihnen zutheilt, damit sie keinen Rausch bekommen; ein solcher wird streng bestraft. (Auch in Dahomey gilt Trunkenheit für ein Verbrechen; der vorige König Gezo stellte es an, daß Sklaven sich in Rum betranken und diese weaden dann dem Volke zur Abschreckung vorgestellt; der gegenwärtige König verschmäht jedes geistige Getränk.)

Die Portugiesen Monteiro und Gamitto wurden in Lunda auf dem königlichen Begräbnißhofe empfangen und in einen von Pfahlwerk eingeschlossenen Platz geführt. Dort stond ein großes Haus und in letzterm ein anderes Haus, des verstorbenen Königs Mausoleum. Sie wurden aufgefordert, ein Geschenk zu geben, welches der Grabhüter dem Geist opferte oder spendete. Darauf klatschten alle Anwesenden in die Hände und riefen Averie, Begräßung. Sodann führte man die Reisenden zu einem andern Königsgrabe, wo genau dasselbe wiederholt wurde, und dann erst wurden sie in Lunda selbst vor den König geführt. Dieser saß auf einem viereckigen Stuhle, der mit großem Zeuge bedeckt war und auf einer großen Löwenhaut stand; um dieselbe waren Leopardenfelle ausgebreitet, mit den Schwänzen noch auswärts. Der König trug eine kegelförmige, aus rothen Federn verfertigte Kopfbedeckung von einer halben Elle Höhe und um dieselbe ein Diadem von farbigen Steinen. Von der Krümmung des Nackens noch aufwärts hatte er eine grüne Krouse, die oben mit zwei Elfenbeinnadeln befestigt war. Ueber Nacken und Schultern trug er eine Art Kragen, dessen oberer Rand aus dem untern Theile der Kaurimuscheln bestond; dann folgten Reihen kaebigen Glases und unter diesen eine Reihe runder und viereckiger kleiner Spiegel, die regelmäßig vertheilt waren. An jedem Arme trug er über dem Ellbogen das Zeichen oder Wappen der königlichen Würde, welches außer ihm nur seine nächsten Blutsverwandten anlegen dürfen, nämlich einen vier Zoll breiten Streifen Tuches, der mit ganz schmalen Pelzstreifen eingefaßt war; die weißen und schwarzen Haaee desselben hingen nach abwärts. Den übrigen Theil des Körpes hotte er geschmackvoll mit gelbem Tuche bedeckt. Sieben große Schirme gewährten ihm Schutz vor den Sonnenstrahlen und zwölf Männer wehrten die Fliegen ab; sie hatten Kuhschwänze, die on mit Glosperlen geschmückten Stielen befestigt waren. Zwölf andere gingen mit Besen langsom um den König herum und kehrten auch das kleinste Unthätchen zur Seite; wos sie weggefegt hatten, wurde scheinbor von zwei anderen Männern in Klöbe gethan; — aber sie fanden nichts und bei dem ganzen Verfahren kam es nur darauf an, die Hofetikette zu beobachten.

Das Harem des Königs war bei dieser Audienz zugegen; außer den vier Hauptfrauen zählte man noch 400 andeee. Mehrere Musikbanden spielten auf Instrumenten, dergleicben die Portugiesen zuvor nie gesehen hatten. Einige Rüpel oder Hofnoreen waren roth und weiß bemalt und hotten Leopardenfelle umgehängt, während andere om ganzen Leibe nackt woren, aber das Antlitz mit Gras verhüllt hatten. Der König bot dem portugiesischen Commandeur einen landesüblichen Sitz, d. h. einen Elephontenzahn, der mit einem Leopardenfell bedeckt war.

Die Leute im Lande des Cazembe unterscheiden sich nicht von den anderen Negern jener innerofrikanischen Regionen. Reisende finden auch dert mancherlei Anklänge und Berührungen, sind auch Erpressungen ausgesetzt und es herrscht der bekannte Aberglaube. Während Lacerda's Expedition in Lunda sich befond, wurde der König unwohl und nun zogen die Fetischmänner an jedem Morgen auf den Hexenfong aus. Sie schlugen auf ihre Tamburine und Jeder, auf den sie zeigten, wurde gepackt und todtgeschlagen! Der König wähnte sich dem Tode nahe und bat wiederholt seinen Sohn, seinen Bruder und die Häuptlinge, den Fremden, falls er sterbe, zu kein Leid anzuthun. Wenn er aber gestorben wäee, so würden sie trotz dieser Bitten schwere Tage gehabt haben und der Zauberei beschuldigt worden sein. Gewiß wären sie um ihre ganze Habe gekommen, denn wenn in Cozembe ein König stirbt, hat Jedermann zehn oder funfzehn Toge hinduech das Recht zu stehlen. Diese Einrichtung soll wahrscheinlich den wohlhabenden Leuten zeigen, wie schlimm sie doson wären, wenn nicht der mächtige König ihnen gegen die Masse Schutz gewährte. Uebrigens wurde Seine Majestät wieder gesund. Er ließ Edelleute und Volk zusammenkommen und ermahnte sie in einer langen Rede, dem abscheulichen Verbrechen der Hexerei abzusagen, denn nur diese sei Schuld on seiner Krankheit gewesen.

Die oben erwähnten Pombeiros woren Sklaven eines portugiesischen Colonialbeamten, des Obersten Da Costa, der sie mit einer beträchtlichen Waarenladung ins Innere schickte. Er wies sie an, wenn irgend möglich durch das ganze Festland zu gehen und eine Handelsstraße zwischen Angola und Melambik zu eröffnen. Sie gingen zunächst noch der Hauptstadt des Muciamwo (wie man in Angola ihn nennt), eichtiger Muata Yanvo, d. h. König Yanvo, und dann zum Cazembe, der dessen Vasall war. Nach Verlouf von etwo zehn Jahren kamen sie, 1811, in Tete am Sambesi an. Da Costa gab ihnen die Freiheit, ouch ershielten sie von der portugiesischen Regierung eine Belohnung.

Ein Wort für die Modoks.

J. K. Lutteell, Congreßmitglied für Californien, hat an den Commissär des Indioneeomtes in Washington ein Schreiben gerichtet, in welchem er klar nachweist, auf wen die Schuld fällt und wer den Ausbruch der Feindseligkeiten verschuldet hat. „Der Krieg ist heraufbeschworen worden durch die nichtswürdigen Handlungen schlechter weißer Leute. Von durchaus zuverlässigen Männern ist mir an Ort und Stelle selbst mitgetheilt worden, daß die Modoks auf der Klamoth-Reservation, wohin man sie ganz wider ihren Wunsch und Willen geschafft hatte, gezwungen woren, sogar ihre Pferde zu schlachten, weil sie keine anderen Nahrungsmittel hatten. Der Hunger trieb sie, ihre früheren Fischerei- und Jagdgründe am Loft Niver, aus denen man sie verdrängt hatte, wieder aufzusuchen.“ Luttell verlongt eine Untersuchung aller Umstände, durch welche der Krieg hervorgerufen ist; er wird aber nicht viel ausrichten, da bekanntlich in Washington ein bei der Bundesregierung einflußreicher „indianischer Ring“ besteht, welcher mit dem auf Indianerkriege spectulierenden Indianeragenten ꝛc. die Profite theilt. Es schließt seine Betrachtungen folgendermaßen: „Nur mit Bedauen spreche ich aus, daß nie zuvor so viel Betrug und Schwindel geherrscht hat, eine solche Corruption nicht nur dem

Digitized by Google

Volke und der Regierung gegenüber, sondern namentlich auch gegen die Indianer auf den Reservationen an der pacifischen Küste." Capitän Jack und andere Mörder sind bekanntlich hingerichtet worden.

Vom Rio de la Plata.

Argentinien macht ganz entschieden große Fortschritte, es wird jedoch immerhin noch längere Zeit verstreichen bis die alten revolutionären Gelüste der Gauchos aufhören. Diese Halbbarbaren sind der Civilisation feindlich; Alles was Fortschritt und Gesittung heißt, genirt sie; sie wollen Reiter und Viehhirten bleiben. In Entre Rios hat sich schon im Frühjahre Lopez Jordan an ihre Spitze gestellt und gegen die Bundesregierung die heute Krieg geführt. Sie hat einen Preis auf den Kopf dieses Barbaren gesetzt, der vor drei Jahren seinen eigenen Schwiegervater, General Urquiza, meuchlings ermordete, den man aber nicht zu bestrafen wagte. Abgesehen von den Gauchos bilden auch die Indianer an der Südgrenze einen wunden Punkt. Allerdings hat man mehrmals versucht, Cordons gegen sie zu bilden, ist aber nicht mit der nöthigen Energie zu Werke gegangen, und so war es möglich, daß noch zu Anfang des Jahres 1873 diese patagonischen Wilden einen Theil der Provinz Santa Fe ausplündern konnten.

Das Budget der Bundesregierung stellt sich günstig. Die Ausgaben, welche 1872 sich auf 28,822,953 Dollars belaufen hatten, betragen für 1873 nur noch 25,565,825 und sind für 1874 auf 23,421,391 Dollars veranschlagt worden. Davon sind für Schulen 118,076, für Volksbibliotheken 113,152 Dollars ausgeworfen worden. — Die Rio-Cuarto-Eisenbahn ist im Juli eröffnet worden; sie ist 80 Miles lang. — Die Provinzen Cordova und San Luis, welche gegenwärtig von deutschen Sachverständigen erforscht worden sind, haben sich als außerordentlich reich an Metallen ausgewiesen. Ein Herr Taafel, der Australien und Californien kennt, erklärt die Sierras derselben für eben so reich an Gold wie diese Länder; das Goldfeld in der Provinz San Luis in den Sierros Carolina und Blanca umfaßt nach ihm mindestens 100 Quadratleguas. Schon die Jesuiten wußten von den Goldreichthum und sie nannten die dortige Niederlassung San Francisco de Oro.

Die Telegraphen haben sehr rasch eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Die erste Linie wurde am 10. September 1870 eröffnet von Rosario nach Parana, 129 Miles; sie wurde im nächsten Jahre bis Corrientes weiter geführt und auch eine Linie von Buenos Ayres nach Tucuman eröffnet, 822 Miles; im Jahre 1872 kamen die Linien nach Rioja und Jujuy in Betrieb und außerdem eine Linie durch die Provinz Entre Rios; in diesen drei Jahren war der Anwachs folgender: 129, 1313, 2203 Miles. Dazu kommen noch 660 Miles des transandinischen Telegraphen; die Linien, welche der Eisenbahncompagnie gehören, 276 Miles, welche seit Ende 1872 hergestellt worden sind, und 700 Miles welche in der Mitte des Jahres 1873 im Bau waren. — Ein Telegramm kostet für 10 Wörter, gleichviel wohin, 25 Cents, und 1872 wurden 181,773 Telegramme aufgegeben und befördert. Die Entfernung ist in dem ausgedehnten Lande oft sehr beträchtlich; so ist z. B. Rioja 1058 und Jujuy 1079 Miles von der Stadt Buenos Ayres entfernt.

* * *

— Die Insel Neucaledonien in der Südsee erhält durch die deportirten „Communards" einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs von Menschen. Bisher hat die Colonisirung nur sehr dürftige Ergebnisse aufzuweisen und die Bevölkerung stellte sich, die wilden Eingeborenen ungerechnet, im Jahre 1869 erst auf 5092 Köpfe. Davon waren Colonisten und Beamte 1447, Soldaten 826, Deportirte 1962, asiatische, afrikanische und oceanische Kulis 857. Von den „Colonisten" waren 1040 Franzosen, 281 Engländer, 58 Deutsche, 23 Italiener, 15 Amerikaner, 10 Schweizer, 9 Spanier, 3 Belgier, 2 Schweden, 2 Chilenen, je 1 Pole, Holländer und Grieche; von zweien ist die Herkunft nicht angegeben. Am 1. Juli 1869 zählte man in der Colonie 530 Pferde, 47 Esel, 6662 Stück Rindvieh, 8645 Schafe, 2481 Ziegen und 8280 Schweine. Die Hafenbewegung des Hauptortes Numea stellte sich 1868 auf 118 Schiffe von 17,608. Die Einfuhren, welche zum weitüberwiegenden Theile auf Kosten der Regierung stattfinden, wurden auf 3,061,455 Francs geschätzt; die Ausfuhr hatte dagegen den geringen Werth von nur 186,912 Francs.

— In den Vereinigten Staaten vergeht selten eine Woche, in welcher nicht auf Seen oder Strömen ein Dampfer in die Luft fliegt. In jenem Lande wird zwar das Menschenleben für etwas sehr Geringes geachtet, aber in der jüngsten Zeit ist doch in arger Unfug vorgekommen, daß bei der strafbaren Nachlässigkeit der Behörden Privatleute Untersuchungen angestellt haben. Bis jetzt ist durch sie Folgendes ermittelt worden: Nicht ein einziger von allen durch sie untersuchten Dampfern war so ausgerüstet wie das Gesetz vorschreibt; einer derselben hatte gar keinen Lifepreserver an Bord; keiner war regelmäßig aufgestellt und es gab keinerlei Vorkehrungen zum Feuerlöschen. Dies gilt von den Booten, welche von Baltimore aus die Häfen an der Chesapeakebai und die in dieselben einmündenden Ströme besahren. Aber solch ein Boot hat von den Inspectoren allemal Certificate, daß auf demselben sich Alles in vorschriftsmäßigem Zustande befindet! Auf einem dieser Boote war der Ingenieur zugleich Schankwirth und bediente die Gäste mit Getränken, während der Feuermann seine Pfeife auf Deck schmauchte und der Capitän ein Schläfchen hielt. Eine Untersuchung von Keffel und Dampf fiel günstig aus, auch die Sicherheitsklappen waren in Ordnung, aber gegen etwaige Feuersgefahr hatte man gar keine Vorkehrungen getroffen, auch die nicht, daß man bei solcher Boote ins Wasser zur Rettung hätte hinabsteigen können. — Auf einem andern Boote fand auf einer großen Kiste mit großen Buchstaben: „Life preservers"; als man sie öffnete, fand man in derselben alle Taue, Ketten und eine Menge Sand. Auf allen Booten war die Ausrüstung mangelhaft. Bei der Saumseligkeit der Behörden wollen nun die Privatleute ihre Untersuchungen auch auf die Dampfer von Philadelphia, Newyork und Boston ausdehnen.

— Brasilien bezieht den bei weitem größten Bedarf seiner Kohlen aus England, könnte aber diese Zufuhr entbehren, wenn es seine eigenen Kohlenlager erschlösse. Ein Anfang dazu ist in denen am Arroyo des Natos bei S. Jeronymo gemacht, wo eine treffliche Kohle nur 75 Fuß unter der Oberfläche liegt. Sie wird auf einer nur drei deutsche Meilen langen Pferdebahn nach dem Hafen Rio grande do Sul gebracht.

— Nach Australien ist eine neue Postdampferlinie eröffnet worden. Den Ausgangspunkt bildet Singapore und die Schiffe fahren durch die Torresstraße, also um die australische Nordküste herum zunächst nach Queensland.

— Die Sendboten der Berliner Missionsgesellschaft, welche im Innern Chinas dem Belehrungswerk obliegen, haben bis Ende Juli dieses Jahres Alles in Allem schon 433 Proselyten gemacht.

Inhalt: In den Urwäldern des östlichen Peru. IV. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — Russische Volksmärchen. — Entdeckungen des britischen Kriegsschiffes „Basilisk" in der Torresstraße und an der Südspitze von Neuguinea. — Eine Neger- und eine Mulattenrepublik. — Schilderungen aus Calcutta. Von einem Deutschen. IV. — Aus allen Erdtheilen: Im Lande des Mwata Cazembe in Innerafrika. — Ein Wort für die Mobots. — Vom Rio de la Plata. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 24. October.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Aus dem britischen Nordamerika.

Ein englischer Offizier, Leith Adams, hat volle zwei und zwanzig Jahre beim Chefshireregimente gedient und ist mit diesem weit und breit in den britischen Besitzungen herumgekommen; er hat Indien und Malta kennen gelernt und sich zuletzt im östlichen Theile der „Dominion of Canada" aufgehalten, speciell in Neubraunschweig, über das er jetzt ein höchst anziehendes Werk veröffentlicht. Es führt den Titel: Field and forest rambles; with notes and observations on the natural history of Eastern Canada. (London, Henry S. King and Co. 1873.) Vorzugsweise berücksichtigt Adams die naturwissenschaftliche Seite des Landes, und ein Blick auf die dem Werke beigegebene geologisch-botanisch-zoologische Karte zeigt, ein wie reiches Feld hier zu bebauen ist. Die Vertheilung der wichtigsten Landthiere, des Bären, Bibers, Luchses, Minks, der Lachse, Forellenarten, des Härings, Kabeljaus, der Austern und Hummer sind hier sofort klar zu überschauen. Kohlen sind durch schwarze Linien angedeutet und Pfeile bezeichnen die Richtung der Eisströme in der Eiszeit. Auch Ebbe und Fluth sind auf dieser Karte nicht vernachlässigt; die Fluth z. B. erreicht in der engen Bucht von Minas Basin das ohne Nebenstück dastehende Maximum von 53 Fuß. Ebenso sind auf dieser Karte die altindianischen Kjökkenmöddings entlang der Küste eingetragen bei St. George und St. Andreas, am Ende der Woodstockeisenbahn, auf Deer Island, bei Campobello ꝛc. In einem Lande, wo das Steinzeitalter noch nicht ganz verschwunden ist, da bei den Eingeborenen Steinwaffen noch vorkommen, ergeben sich von selbst auch werthvolle Vergleiche für die Urgeschichte, die Adams ausnutzt. Dann singt auch er das Lied vom Untergange des rothen Menschen, „den hauptsächlich die von den Weißen eingeführten Laster dahin raffen."

Von Werth sind besonders die Mittheilungen, welche Adams über den Einfluß des Klimas von Neubraunschweig auf die europäischen Ansiedler beibringt. Wer zunächst von Europa kommend den Boden der Dominion betritt, findet den Anblick der Leute mittlern Alters keineswegs anziehend. Anstatt kräftiger, wohlgenährter Farmer, welche man in diesem Lande des Ueberflusses zu treffen hofft, begegnet man mageren, wettergepeitschten Gesichtern auf sehnigen und eckigen Körpern bei den Männern, während die bleichen, verlebten Frauengesichter ein Alter von durchschnittlich zehn Jahren mehr anzeigen, als es wirklich vorhanden ist. Hier wirken eine Menge wichtiger Lebensgewohnheiten, die Nahrung und das Klima zusammen, um eine solche Erscheinung hervorzubringen. Enge Stuben, gesalzenes Fleisch, schlecht gebackenes Brod, reichlicher Alkoholgenuß arbeiten zusammen mit dem ungewohnten Klima an der Untergrabung der Lebenskraft. Die gefährlichsten Zeiten des Jahres sind der Frühling mit seinen starken Thaufällen und das schnelle Einsetzen des Herbstes mit seiner Kälte. Im Sommer sind Schwindsucht und andere Lungenkrankheiten am gefährlichsten und im Winter ist die Pneumonie stark verbreitet. Dazu kommen noch die Zwischenheirathen unter nahen Verwandten, bedingt durch die dünne, über einen weiten Raum zerstreute Bevölkerung, welche namentlich unter dem französischen Theile der Bevölkerung zur Verbreitung schrecklicher Krankheiten beitragen, namentlich der Elephantiasis,

Digitized by Google

Ein Postschlitten im britischen Nordamerika.

Digitized by Google

die unter ihnen besonders stark grassirt. Unter englischen Ansiedlern hat Adams keinen Fall dieser Krankheit darthun können. Trotzdem sind die Ehen dieser französischen Canadier sehr fruchtbar, wie wir „Globus“ XXIII, S. 352 zeigten.

Aus den naturwissenschaftlichen Beobachtungen heben wir jene über die Wanderung der Vögel in Canada hervor, die als fast ganz neu erscheinen. Adams theilt Nordamerika in zwei große ornithologische Provinzen, die östliche oder atlantische und die westliche oder pacifische Region. Seine Karte zeigt, wie die Fluglinie der Vögel durch den Verlauf der Bergketten und der Erhebung des Landes, sowie die Küstenlinien und Thäler bestimmt werden. Im Allgemeinen herrscht in diesen Beziehungen in Nordamerika die nordsüdliche Richtung vor und danach richtet sich der Flug; sperrende Schranken wie Alpen, Pyrenäen, Mittelmeer kennt man dort nicht. Im Frühjahr und Herbst ziehen ganz ungeheure Schaaren von Canada- und Brandgänsen sowie andere Wandervögel über Neubraunschweig hinweg, um zu ihren Brutplätzen im Norden des 50. Breitengrades zu gelangen oder sie zu verlassen. Das andere Endziel ihrer Wanderungen ist das südliche Florida, wo die Hauptmasse gegen Ende October angelangt ist. In der Stadt St. John hat man heuschreckenartige Züge des Goldtauchers beobachtet, die mit der Dämmerung begannen und die ganze Nacht hindurch währten. Etwa 80 nordamerikanische Vögel wählen Cuba zum Winterquartier; diese Insel und die Bahamas stehen zu Nordamerika in denselben Verhältnisse, wie etwa Malta und Sicilien als Winterplätze für europäische Vögel. Die interessanteste Thatsache, die wir in Adams' Werke finden, ist die, daß der so hoch im Norden geborene Kolibri seinen Wanderzug nach Mexiko und den westindischen Inseln macht, wobei auffällt, daß diese zarten Vögelchen einzeln und nicht in Schaaren wandern. Adams konnte nie das Nest dieser Thierchen auffinden, obgleich er die Paare stundenlang beobachtete. Sie bauen in Gärten und Baumplantagen und suchen sich alle Jahre denselben Baum auf; einzelne Beobachter haben das von Moos bedeckte Nest an den Enden schlank nach außen stehender Zweige des Apfelbaums gefunden. — Die Purpur- und die Klippenschwalbe sollen im östlichen Amerika unbekannt gewesen sein und sich erst zur Zeit des großen Revolutionskrieges eingestellt haben; jetzt sind sie für drei Monate im Jahre regelmäßige Besucher der Fundybai.

Adams, welcher die Phänomene der Eiszeit in den Bergen des Himalaya studiren konnte, wendet deren Spuren in Canada eine besondere Aufmerksamkeit zu. Der von Dawson vertretenen Theorie, daß Eisberge und schwimmende Eisschollen die Träger und Ursachen der eigenthümlichen Niederschläge und Ablagerungen seien, ist Adams keineswegs zugethan, obgleich er bis zu einem gewissen Grade den Einfluß des Eismeeres und die allmälige Depression des Landes am Schlusse der Eiszeit zugiebt. Nach seiner Ansicht ist es kein Phantasiegemälde, wenn man einen ungeheuern Eismantel annimmt, der oberhalb St. George den Bergabhang herunter bis zum Fjord unterhalb reichte und hier seine Eisberge kalbte, die mit Felsen und Steingetrümmer bedeckt weiter schwammen.

Im Ganzen genommen ist der Fortschritt der Dominion of Canada kein besonderer und das englische Parlament hat wiederholt Gelegenheit genommen, mit den dortigen Zuständen sich zu beschäftigen. Inwiefern die im Bau begriffene nördliche Pacificbahn hier Abhülfe verschaffen wird, muß dahingestellt bleiben. Mit dieser Bahn verhält es sich folgendermaßen. Eine Actiengesellschaft hat für dieselbe ein Capital von 10 Mill. Dollars zusammengebracht und die Regierung verpflichtet sich zur Zahlung von 30 Mill. Dollars in Raten, je nach dem Fortschritte der Bahn. Außerdem erhielt die Gesellschaft 50 Mill. Acker Land, also einen Landcomplex ungefähr so groß wie Großbritannien. Dieses an der Bahnlinie gelegene Land ist gegenwärtig aber noch zum größten Theile im Besitze der Indianer, deren Besitzrecht einfach ausgelöscht werden soll. (Government shall extinguish the Indian title affecting the lands!) Außerdem darf die Gesellschaft Bonds im Betrage von 42,000 Dollars pro englische Meile Bahn ausgeben. Die Regierung behält in allen Dingen die höchste Controle. Das sind allerdings höchst günstige Bedingungen, aber ohne solche würde Niemand sich finden, der Schienen aufs Gerathewohl in Einöden legen würde, die nur von Indianern und Büffeln bewohnt sind. Was die Linie betrifft, so soll sie angehen vom Nipissing-See (Provinz Ontario), nördlich vom Obern See nach Fort Garry am Redriver führen und dann weiter nach dem bekannten Fort Edmonton am Saskatschewan, etwa entlang der Route, die Lord Milton und Dr. Cheadle einschlugen. Der Paß, durch welchen das Felsengebirge passirt wird, ist nicht genannt, als westlicher Endpunkt am Stillen Ocean wird Bute Inlet bezeichnet.

Allerdings wird mit der Eisenbahn neues Leben in die Einöden Canadas und der Hudsonsbailänder kommen, die in der letzten Zeit uns so anschaulich von Capitain Butler (vergl. „das große einsame Land“, „Globus“ XXIII) geschildert worden sind. Außer dem Pelzhändler und Missionär werden noch andere Leute ein Interesse am Lande gewinnen. Die Missionäre sind übrigens in jenen Gegenden ungemein thätig und haben im vorigen Jahre erst die Länder an der Hudsonbai zu einer eigenen Diöcese, „Moosonee“, umgeschaffen, deren Hauptpunkt Fort Moose, am Südende der Jamesbucht der Hudsonsbai, ist. Nach einem Bericht des „Church Missionary Intelligencer“ (Mai 1873) beträgt die gesammte weiße Bevölkerung rings um die Hudsonsbai nicht mehr als 500 Seelen, die in Moose, Albany, Rupert's House, Fort York, Matawakumme und Fort George wohnen. Die Indianerbevölkerung der Umgebung besteht aus Kriks und Odschibwäs, so daß die Kriks (Crees) rings um die Hudsonsbai, die Odschibwäs mehr im Innern, nach Süden und Westen zu wohnen. Im Norden beginnen die Eskimos bei Fort Churchill an der Westseite der Hudsonsbai und an der Ostseite beim kleinen Walfischfluß. Die Kriks der neuen Diöcese zählen noch 8000, die Odschibwäs 400, die Eskimos 1000 Köpfe. Unter den Odschibwäs sind einige zum Katholicismus bekehrt worden. —

Für Länder, in welchen die Ansiedelungen weit aneinander liegen, sind Eisenbahnen ein unabweisbares Bedürfniß. In der Canadian Dominion reichen die Schienenwege von Neuschottland und Neubraunschweig bis an die Grenze der Vereinigten Staaten, mit deren Bahnen sie in Verbindung stehen. Während die große Stammbahn eine ostwestliche Richtung hat, wird der Schienenweg, welcher von Süden her bis in die neugebildete Provinz Manitoba an den Winipeglee reichen soll, demnächst vollendet sein und dann hat Nordamerika von Süden nach Norden eine ununterbrochene Bahnstrecke vom Mexikanischen Meerbusen bis über 49° N. hinaus, bis in die Waldregionen des Nordens. Während in der Union die große Centralbahn beide Oceane verbindet, die Südbahn im Bau begriffen, die Nordpacificbahn von der westlichen Ecke des Obern Sees bis nach Bismarck am Missouri in Dakota bestehen wird, haben die Canadier beschlossen, auch auf britischem Gebiete einen Schienenweg bis zum Großen Ocean zu bauen; derselbe soll, wie bemerkt, seine pacifischen Endpunkte bei Bute Inlet im mittlern britischen Columbia haben.

Digitized by Google

Durch diese Bahn werden die ausgedehnten Prairien am Saskatschewan zugänglich, und schon jetzt sind an beiden Armen dieses Stromes vereinzelte Niederlassungen gegründet worden. Der Boden ist fruchtbar und auch für den Anbau des Weizens vortrefflich geeignet, das Klima weit milder als im Osten in der Nähe des Atlantischen Oceans. Jene Region, die einen größern Flächenraum einnimmt als das deutsche Reich, bildete früher einen Theil des Gebietes der Hudsonbai-Compagnie, welche bekanntlich vor einigen Jahren ihren Freibrief an die britische Regierung gegen angemessene Entschädigung zurückgegeben hat. Das ganze britische Amerika ist nun für Ansiedler eröffnet; doch wird der bei weitem größte Theil schon des strengen Klimas wegen eine menschenleere Einöde bleiben. Thatsächlich ist auch heute der ganze hohe Norden im Besitze der Compagnie, welche nach wie vor Pelzhandel treibt und in Bezug auf diesen ihre alten bewährten Einrichtungen nicht geändert hat. Sie blieb im Besitze ihrer Forts, d. h. Handelsposten, hat ihre Beamten behalten, und die Indianer sind nach wie vor in ihrem Dienste. Für einzelne Pelzjäger würde es schwer oder ganz unmöglich sein, mit der Compagnie in Wettbewerb zu treten. Bei ihr greift Alles in einander wie ein Räderwerk, und das auf einem Raume, der sich mit jenem Europas messen kann und der bis zum nördlichen Eismeere reicht. Die Entfernungen sind in der That ungeheuer. Jene von Pembina, an der Grenze der Vereinigten Staaten, bis nach Fort Anderson am Mackenzie ist so groß, wie jene von Hamburg nach Netto, und die von Ungava an der Hudsonbai nach den Forts am Pelzflusse so groß wie die von Berlin nach Samarkand. Von Labrador bis zum Oberen Yukon, von den Wäldern im Norden des Winnipegsees bis an den arktischen Ocean, sind noch heute die Eskimos und die Indianerstämme im Dienste der Compagnie und von ihr abhängig. Die Forts in der unbeschreiblich öden Region am Großen Sklaven- und am Bärensee stehen jährlich zwei Mal mit der Außenwelt in Verbindung; sie erhalten ihren Bedarf an Waaren und Lebensmitteln aus einer Entfernung von 450 deutschen Meilen, und liefern dagegen die angesammelten Pelze ab. Auch in südlicheren Gegenden liegen die Forts sehr weit auseinander, und die von Hunden gezogenen Schlitten, auf welchen die Post befördert wird, haben zwischen den einzelnen Stationen, die 30 bis 60 und 80 Meilen auseinander liegen, nicht eine Hütte, welche dem Treiber und den Zughieren ein Obdach gewähren könnte.

Die Pelzhändler durchziehen jene Einöden des Handels wegen und manche von ihnen verweilen ohne irgend welche Unterbrechung fünf oder auch zehn Jahre und länger in den nördlichen Forts, ohne in so langer Zeit mit anderen civilisirten Menschen als nur allein Ihresgleichen in Berührung zu kommen. Dasselbe ist der Fall mit den Missionären. Diese ziehen, alle Beschwerden und Entbehrungen gering anschlagend, in die trostlosen Wüsteneien, um Eskimos und Indianerhorden zu fittigen. Hohe Bewunderung sollen wir gern diesen Missionären, deren Muth, Ausdauer und Opferwilligkeit über alles Lob erhaben sind. Bis in die große Einöde am Athabaska und am Mackenzie sind sie vorgedrungen; in diesem Bezirke, der nicht weniger als 800,000 englische Quadratmeilen umfaßt, hat die Londoner Missionsgesellschaft drei Sendboten. Herrnhuter sind in den Missionen Labradors thätig; englische Missionäre auch in den Stationen an der Hudsonsbai. Einer derselben, Horden, hatte seinen Wohnsitz im Moose-Fort, das am südlichen Winkel der Hudsonbai liegt. Er bekam vom Bischof den Auftrag, verschiedene Stationen zu besuchen und legte auf seiner Wanderung nicht weniger als 4700 Miles zurück. Vom Moose-Fort hatte er 10 Tagereisen bis zur nächsten Station, nach Rittschewan 1800. Am kleinen Wallfischflusse predigte er den Eskimos, den Indianern und den weißen Pelzhändlern in drei verschiedenen Sprachen. Bei Fort Churchill, nördlich von der Factorei York, war noch spät im April die ganze Gegend weit und breit mit so hartem, glatt überfrorenem Schnee bedeckt, daß er keine Schneeschuhe anzuschnallen brauchte. Am 21. Mai herrschte noch bittere Kälte; am 25. eröffneten die Eskimos den Seehundsfang; der 15. Juni war der erste Tag, an welchem er nicht einzuheizen brauchte.

Den Gottesdienst eröffneten die Eskimos mit folgendem Gesange.

Ig she ga u ak takeekpuc.	Der Buchmann ist gekommen,
Tamna okoktuk peehak	Er verkündet uns frohe Botschaft
Jesu awohe oomatuk	Von Jesu unserm Herrn
Tamagamik anaya.	Und von Allem, was der gethan hat.

Auch weit im Nordwesten, im nördlichen Britisch-Columbia, wirken Missionäre sittigend auf die Indianerhorden und erwerben sich namentlich dadurch ein großes Verdienst, daß sie durch das Aufsehen, in welches sie sich zu setzen verstehen, den blutigen Fehden unter den verschiedenen Horden gesteuert haben. So in der Mission Metlakahtla und in Kincolith; das letztere ist 600 Miles von Victoria entfernt, und liegt nördlich vom Fort Simpson im Gebiete der Nischak-Indianer. An beiden Stationen sind Indianer ansässig geworden, und da bislang keine weißen Abenteurer in jene Gegenden gekommen sind, herrscht Ruhe und Frieden. Aber wehe, wenn dort einmal Gold gefunden würde!

Dr. Leitner's ethnographische Arbeiten über Dardistan.

Ueber Dr. Leitner sind die Leser des „Globus“ orientirt (Bd. XXI, S. 325). Seit jenen Mittheilungen hat der verdienstvolle Forscher, der als Rector des Regierungscollegs in Lahore lebt, ein neues Werk herausgegeben, welches jüngst im letztgenannten Orte die Presse verließ, bis wohin unter britischem Schutze Gutenberg's Kunst schon vorgedrungen ist. Es führt einen ungemein weitläufigen Titel, den wir in der Anmerkung theilweise wenigstens wiedergeben, weil durch denselben der Inhalt präcisirt wird *). Früher schon hatte Dr. Leitner „Ein vergleichendes Vocabular und Grammatik der Dardiusprachen“, sowie „Ein Vocabular (linguistisch, geographisch und ethnographisch) und Dialoge in den Schinadialekten (Giligiti, Astori und Tschilasi)“ veröffentlicht, de-

*) Results of a Tour in Dardistan, Little Tibet Ladak Zanskar etc. In five Volumes. By Chevalier Dr. G. W. Leitner. Vol. I. The languages and Races of Dardistan. Part III. Legends, Riddles, Proverbs, Fables Customs, Songs, Religion, Government and Divisions of the Shina-race. History of the encroachments of Kashmir on Dardistan. Lahore. Indian public opinion press. 1873. London. Trübner and Comp. Price: Nine rupees.

Digitized by Google

nen sich der nun hier zu besprechende dritte Theil anschließt. Damit ist aber sein Manuscriptenvorrath keineswegs erschöpft. Im Nachworte kündigt Dr. Leitner an, daß die nachstehenden Arbeiten, mit Karten und Illustrationen versehen, demnächst noch erscheinen sollen: Bericht seiner Abenteuer auf einer 1866 durch Zanskar, Ladak, Klein-Tibet, Kaschmir und Gilgit zurückgelegten Reise. — Vollständiger Bericht über George Hayward's Ermordung. — Die Race und Sprache von Kanbiá oder Kilik, von Leitner 1872 entdeckt. Es ist dieses ein Distrikt zwischen Swat und dem Indus. — Ein Badenecum für Reisende in nachstehenden Schinadialekten: Gilgiti, Astori, Guraisi, Tschilasi, Kandia sowie in Kaschmiri. — Die Straßen durch den Hindukusch nebst den Namen der dort herrschenden Häuptlinge, der wichtigsten Orte u. s. w. — Vergleichendes Vocabular und Grammatik der Sprachen des Hindukusch mit dem Kaschmiri, elf zum ersten Male von Leitner untersuchte Sprachen. — Bericht über die Länder und Einwohner von Lughman, Daramur, Petsch, Tschitral, Badschaur und Kafiristan mit Dialogen, Gesängen u. s. w. — Eine Skizze der geheimen Handelssprache oder des Argots an der Pendschabgrenze.

Das ist ein ungeheurer Schatz, ein überreiches Material, welches durch Leitner der Wissenschaft zugänglich gemacht werden soll und dem wir mit Spannung entgegen blicken! Für heute begnügen wir uns damit, die Leser mit dem angezeigten 109 Quartseiten umfassenden Werke durch Auszüge vertraut zu machen. Wir bemerken noch, daß Dr. Leitner die Vocale nach deutscher Aussprache schreibt, die in Indien jetzt officielle Geltung erhalten hat.

Unter Dardistan*) versteht Leitner die Landschaften zwischen dem Hindukusch und Kaghau (37° n. Br. und 73° östl. L. bis 35° n. Br. und 74° 30′ östl L.). Im engern Sinne sind die Darden die Race, welche das Gebirgsland von Schinali bewohnt, doch begreift er darunter noch weiter die Tschilasis, Astoris, Gilgitis, das Volk von Hänza, Nagyr, Tschitral und Kafiristan; auch das Volk von Kandia, zwischen Swat und dem Indus, gehört zu den Darden und spricht einen Dialect des Schina. Indessen alle diese Völker haben keinen gemeinschaftlichen Namen. Die Namenzersplitterung bei diesen kleinen Bergvölkern ist in der That ungeheuer; nicht nur, daß sie selbst ihren eigenen Namen führen, auch die Nachbarn benennen sie oft ganz verschieden, so daß es Leitner Mühe gekostet haben muß, Ordnung in das Chaos zu bringen. Wir können aber diesen Namengewirr hier nicht weiter anführen, da hierzu eine volle Spalte des „Globus" erforderlich sein würde, und verweisen deshalb auf das Werk selbst (S. 45 bis 47).

Die Darden sind schlank und kräftig, ein Volk, wohl geeignet für die Strapazen des Gebirgslebens. Sie nehmen jetzt allmälig indische Kleidung, statt ihrer selbstgewebten starken, aber groben Gewänder an. Sie sind weit hübscher als das Volk der Ebene, namentlich können die Weiber von Jasin sich den Europäerinnen, an welche sie erinnern, zur Seite stellen. An den Grenzen sind sie gemischt mit Tibetanern und Kaschmiris, in Folge dessen ihre helle Gesichtsfarbe mehr dunkler Färbung Platz macht. Der reine Schin (Darde) ist einem Europäer ähnlicher, als ein indischer Brahmine der höchsten Kaste. Das Kastenwesen besteht auch unter den Darden; Schin ist die höchste Kaste, die sie jener der Moguls in Indien gleichstellen. Die folgenden Kasten sind: Jaschkunn, eine Kaste gebildet durch Zwischenheirath eines Schin mit einer Frau niedrigerer Kaste. Tatschôn, die Kaste der Zimmerleute; Tschadscha, die Kaste der Weber; Akar, die Kaste der Eisenhändler; Kulal, der Töpfer; Dom, der Musiker; Krawm, der Gerber (niedrigste Kaste).

Was die Regierungsverhältnisse anbetrifft, so sendet Tschilas jährlich einen Tribut nach Kaschmir. Als Leitner 1866 in Gilgit sich aufhielt, war in Folge eines Einfalls der Kaschmiri dieses factisch ohne Herrn. Jetzt ist ein Thanadar in Gilgit, der von Kaschmir eingesetzt ist, während die Landeshäuptlinge in Srinagar gefangen gehalten werden. Dort sitzt auch Mansur Ali Khan, der rechtmäßige Fürst Gilgits. Jassin wurde bis vor Kurzem vom Mir Wali, dem Mörder Hayward's, regiert und ist jetzt abhängig von Tschitral, wo Aman-el-Mulk herrscht. Das Hänzawolk steht unter Ghazan Khan. Nagyr hat auch seinen eigenen Herrscher. Die Herrscher von Tschitral sind große Sklavenräuber und der amtliche Sklavenhändler (Diwanbigi, Finanzminister) hat einen der höchsten Posten inne. Sklaven sind dort Waaren und Tauschmittel im hohen Grade. Ein guter Jagdhund gilt gleich einem Sklaven, ein Pony gleich zweien, ein großes Stück Pattu (Wollstoff) gleich drei Sklaven. Man giebt Weibern und schwachen Männern den Vorzug, da diese nicht entlaufen können.

Die Dörfer liegen längs den Straßen, die den Flußläufen folgen. Gewöhnlich stehen die Häuser dicht beisammen, seltener zerstreut. Der untere Theil derselben besteht aus gemauerten Steinen, der obere, zu dem man außen eine Treppe führt, wird durch ein paar Pfähle gebildet, die, mit Gras oder Baumwollstoff verbunden, ein luftiges Gemach herstellen. Hölzerne Forts — rohe Blockhäuser — schützen die Dörfer. In der Mitte liegt auf einem freien Platze der Brunnen. Die Moschee in Gilgit ist kaum besser als die beschriebenen einfachen Häuser. Es giebt Wasser- und Windmühlen; in den Bergen, an heimlichen Stellen, sind Wein- und Schatzkeller ausgehöhlt, wohin die Bewohner bei feindlichen Ueberfällen ihre Habe flüchten.

Religiöse Vorstellungen. Wenn die Darden viele alt-arische Gebräuche und Traditionen beibehalten haben, so kommt dieses zum Theil daher, weil sie in fast völliger Abschließung von anderen Mohammedanern leben. In Tschilas, wo die sunnitische Form dieser Religion herrscht, läßt sich wenig von deren Strenge bemerken; die übrigen mohammedanischen Darden sind Schiiten, und diese elastischere Form ist besser geeignet für die lebhaften Bergvölker, als die orthodoxere Confession des Islam. Die Sunniten machen indessen Fortschritte, namentlich in Folge der zahlreichen Einfälle der Kaschmiri in das Dardenland, obgleich der Herrscher von Kaschmir ein Hindu ist. Die Siaposch in Kafiristan, welche Leitner gleichfalls zu den Darden rechnet, hängen, wie bekannt, noch ihrem alten heidnischen Naturdienst an. Wie der Mohammedanismus der Darden noch viele althednische Anklänge von bösen Geistern und guten Feen enthält, werden wir aus den mitgetheilten Märchen u. s. w. ersehen. In der That ist der Mohammedanismus mehr äußerlich bei ihnen. Noch besteht ja auch, wie erwähnt, das Kastenwesen; sie halten, die orthodoxen Tschilasis abgerechnet, wenig vom Koran, verehren die Frauen und lieben die Hunde — was bei Mohammedanern sonst nicht der Fall ist.

Was die Sprachen betrifft, so entnehmen wir hier, der Vollständigkeit halber, dem ersten Hefte des Leitner'schen Werkes das Folgende. Wir finden darin eine große Anzahl von Wörtern und Formen in den zwei Schinadialekten, den Gilgiti und Astori, ferner im Arnija, dem Kohistduma und Kalaschа. Wie aus den Zahlwörtern und Pronomina hervorgeht, ist das Kohistduma von anderm Stamme als die vier

*) Der Name der Darden (darada im Sanskrit) war schon den alten Griechen bekannt, es ist die Heimat der Goldameisen des Herodot. Die Endung „kan" ist Persisch.

Digitized by Google

Ein Tanz der Darden in Gilgit. Nach einer Zeichnung Leitner's.

Digitized by Google

übrigen Sprachen, die entschieden sanskritischen Ursprungs sind. Die sanskritischen Dardusprachen zeigen indessen manches Eigenthümliche, was in den anderen Töchtern des Sanskrit nicht vorkommt. So hat das Gilgiti sowohl als das Astori besondere Formen für das Masculinum und Femininum der dritten Person, je nach der Nähe oder Ferne, in der Conjugation ein specielles Femininum für alle drei Personen. Einige der Verbalformen scheinen sehr primitiv zu sein, wie Gilgiti mas dem, ich gebe; tzos deat, ihr gebet; ris den, sie geben, wo die einfachsten Personalendungen, aber bereits verstärzt, an den Stamm dâ, geben, der zu dê geworden ist, angefügt sind. Merkwürdig ist das Verbum substantivum im Arnjia: asum = Lateinisch sum, Sanskrit asmi, ich bin. Die Entwickelung der Tempora ist sehr reich und denen der neuindischen Sprachen analog. Was die Declination betrifft, so haben sich nur wenige von den alten Casus, z. B. der Ablativ, erhalten; die sanskritischen Dardusprachen stehen auf der Stufe der Töchtersprachen des Sanskrit.

Sitten und Gebräuche. Die Darden haben vielerlei Spiele. Sie sind sehr erpicht darauf mit dem Bogen nach der Scheibe zu schießen. Im Winter gehen sie viel auf die Jagd. In Astor gehört das geschossene Wild dem Nabob und der Jäger erhält nur Kopf, Füße und einen Schenkel. In Gilgit dagegen erhält der Nabob nur einen kleinen Theil. Die Gewehre sind Luntenflinten, Turnak genannt; sie werden in Gilgit selbst fabricirt oder von Badachschan eingeführt. Die Kugel besteht aus einem kleinen mit Blei umhüllten Steine; auch statt Schrots werden kleine Steine angewandt. Die Flinten sind leicht, schießen sehr weit und werden in Hänza und Nagyr auf Gabeln gestellt. Von Spielen erwähnt Leitner eine Art Tricktrack mit Würfeln; man benutzt die Mauktrommel, ringt viel und die Tschiasfweiber fechten untereinander mit eisernen Fanstringen. In Jasfin, Hänza und Nagyr sind Tänze sehr beliebt, wobei mit der Sitara (Guitarre) aufgespielt wird.

Leitner bespricht ausführlich die einzelnen Tänze, in Bezug deren wir aber auf das Werk selbst verweisen müssen. Als er sich 1866 in dem von den Kaschmiri zerstörten Gilgit befand, wo die Eingeborenen in die Berge geflüchtet waren, ließ er einen Mann mit einer Trommel umhergehen und alle Darden zu einem Feste einladen. Sie erschienen auch, einige Schafe wurden für sie gebraten, Brot und Früchte wurden vertheilt, und als sie lustig und guter Dinge waren, schlug Leitner ihnen vor, sie möchten singen. Nachdem Musikanten herbeigeschafft waren, begannen die Gilgitis zu singen und tanzen. Erst tanzte nur einer, dabei mit seiner Gewandung Schwingungen machend, anfangs nur langsam in verschiedenen pas seuls, bis in eine rohe Nachahmung des indischen Natschtanzes übergingen. Die Zuschauer klatschten in die Hände und riefen „Schabasch". Eine Art Ceremonienmeister lief mit heftigen Geberden dabei umher und schwang einen Stock, mit dem er die Zuschauer, sie leicht berührend, zum Beifall aufmunterte. Mehr Leben kam erst in die Sache, als sich zwölf Männer zum Tanze erhoben, die je sechs und sechs einander gegenüberstanden. Mit geschwungenen Schwertern gingen sie auf einander zu, kehrten wieder um, bildeten einen Kreis, trennten sich und machten immer heftigere Geberden, so daß die enthusiasmirten Zuschauer mit fortgerissen sich am Tanze betheiligten, den Staub aufwirbelten und so wild wurden, daß Leitner sich zurückzog.

Bier, Mo genannt, bereiten die Darden aus einem Aufguße von Korn, welchem Sauerteig, den man aus Lakal bezieht, zugesetzt wird. Es wird in Krügen aufbewahrt, welche mit Fell verschlossen sind. In Hänza und Gilgit wird auch viel Wein getrunken. Die Trauben werden mit den Füßen ausgestampft.

Geburts-, Hochzeits- und Begräbnißgebräuche schildert Leitner ausführlich. Das Volk ist lenisch und Mädchen heirathen schon mit 12 Jahren.

Die Legenden, Räthsel, Fabeln und Lieder der Darden zeigen echt indogermanischen Charakter und manche der von Leitner gesammelten Märchen könnten ohne Weiteres in Grimm's Märchenbuch stehen. Wir theilen Einiges aus den betreffenden Abschnitten mit.

Ein Mann, Namens Phuko, der an der Straße von Gilgit nach Nagyr wohnt, hatte einen Sohn Namens Laschkr, der eines Tages, als er Wasser zu holen ging, von einem Jatsch (Dämon) gefangen wurde. Der Jatsch zog die Springwurzel „Phuru" aus dem Boden, öffnete damit eine Felsspalte und brachte den Burschen zu einem großen Palast, in dem Kobolde, Männchen und Weibchen, ein Fest feierten. Eine Hochzeit wurde gehalten und die Brautmutter sang: „Korn wird vertheilt, Fleisch wird vertheilt, Wein wird vertheilt." Worauf der Chor mit Hurrah einfiel. Beim Abschied gab der Dämon dem Knaben einen Sack voll Kohlen und brachte ihn durch die mit der Springwurzel gemachte Oeffnung auf die nach seinem Dorfe führende Straße. Als der Dämon fortgegangen war, schüttete der Knabe den Kohlenstaub aus, ging nach Hause und erzählte seinem Vater was sich ereignet hatte. In dem Sacke fanden sie noch ein kleines Stückchen Kohle, das, sobald sie es berührten, sich in eine Goldmünze verwandelte. Nun bedauerten sie, daß der Bursche nicht den ganzen Sack voll mit nach Hause gebracht.

Hier eine Feengeschichte aus Gilgit. Ein berühmter Jäger, Kiba Lori, der niemals von einem Jagdzuge mit leeren Händen heimkehrte, hatte eine Fee zur Geliebten. Einst, als es recht heiß war, sagte ihm die Fee, er dürfe während der Barda genannten sieben Tage (den Hundstagen) nicht ausgehen. „Ich bin genöthigt," sagte sie, „Dich zu verlassen und Du darfst mir nicht folgen, weil Du sonst sterben mußt." Der Jäger versprach zu gehorchen und die Fee verschwand. Der liebende Jäger aber konnte ihre Abwesenheit nicht ertragen. Am vierten Tage nahm er sein Gewehr und zog aus, sie zu suchen. Nachdem er einen Berg überstiegen, kam er auf eine Ebene und sah darauf eine große Menge Wild. Seine geliebte Fee saß aber mitten darin und melkte eine Hirschkuh in ein silbernes Gefäß. Der Lärm, welchen Kiba Lori verursachte, erschreckte das Thier, es schlug aus und warf das silberne Gefäß um. Da schaute die Fee ärgerlich auf und erkannte ihren ungehorsamen Liebhaber. Sie ging auf ihn zu und schlug ihm ins Gesicht. Kaum aber hatte sie dieses gethan, so ergriff sie Verzweiflung und im tiefsten Leid rief sie aus: „Nun mußt Du binnen vier Tagen sterben. Aber," fügte sie hinzu, „schieße noch eines dieser Thiere, damit die Leute nicht sagen, Du seiest mit leeren Händen zurückgekommen." Der arme Mann that dies, kehrte gebrochenen Herzes heim und starb am vierten Tage.

In den Thierlegenden spielt der Bär die Hauptrolle. Die Räthsel sind sehr einfach, von ihrem Charakter mag das Folgende aus Astor einen Begriff geben: „Meines Großvaters Körper ist in der Hölle, sein Bart ist in dieser Welt." (Der Rettig.) Sprichwörter wie Fabeln zeigen den indogermanischen Typus im hohen Grade. Z. B. „Ein schlechtes Schaf steckt die ganze Herde an." — „Sage mir: mein Freund ist der und der und ich will dir sagen wer du bist."

Von den Fabeln: Eine Frau hatte eine Henne, die immer ein goldenes Ei legte. Die Frau glaubte, daß wenn sie dieselbe stark fütterte, sie auch zwei Eier legen würde. Aber der Magen des Huhnes platzte und die Frau verlor auch

Digitized by Google

das eine. Moral: Die Menschen verlieren oft das Wenige, was sie haben, wenn sie sich mehr wünschen. — Unser Fuchs mit den sauren Trauben kommt genau so als Fuchs mit den sauren Granatapfeln vor. Von Liedern theilt Leitner etwa ein Dutzend mit.

Den Schluß des reichhaltigen, wichtigen Werkes machen geschichtliche Nachrichten über Dardistan, eine Schilderung der Kriege mit Kaschmir, und die Genealogie der Herrscherfamilien in den verschiedenen Landesdistricten aus.

Richard Andree.

Ein fossiler tropischer Wald im Staate Mississippi.

Von Professor Dr. L. Harper.

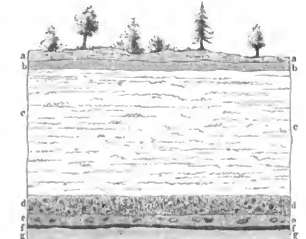
Es war am 4. November 1855, als ich während meiner geologischen Untersuchung des Staates Mississippi am Chicasawhayflusse im Waynedistricte des genannten Staates anlangte. In jener Gegend zwischen dem 31. und 32. Grade nördlicher Breite ist das Wetter im Monate November noch sehr warm und angenehm; der Tag war in der That ein sehr heiterer und warmer. Ich ging dem Ufer des kleinen Flusses entlang und gelangte bald an einen Ort, wo sich der Fluß, der leicht zu einer bedeutenden Höhe anschwillt, ein sehr breites Bett ausgewaschen, sich aber zu jener Zeit nach dem rechten Ufer in die Tiefe zurückgezogen und am linken Ufer, einer einige 20 Fuß hohen, steilen Wand entlang, eine vielleicht 20 bis 30 Schritte breite Tenne gelassen hatte.

Schon von weitem gewahrte ich, daß auf jener breiten Tenne unzählige Baumstämme im wilden Gewirr umherlagen. Ich konnte mir die Erscheinung der gefällten Baumstämme an jenem Orte um so weniger erklären, als die ganze beinahe senkrechte Uferwand augenscheinlich erst in sehr neuer Zeit gebildet war und die abgewaschene Fläche nicht von Bäumen überwachsen gewesen sein konnte. Das gedrängte Gewirr der Baumstämme war mir nicht anderé erklärlich, als durch Herbeischwemmen derselben.

So über die Erscheinung nachsinnend, kam ich näher und gewahrte sogleich zu eben so viele Stümpfe von Bäumen als Stämme. Meine Theorie war also eine irrige, die Bäume waren hier gefällt, nicht herbeigeschwemmt. Mittlerweile war ich noch näher gekommen und mein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als ich in den umherliegenden Bäumen nichts als verkohlte tropische Gewächse erkannte.

Da lagen schlanke Palmen zwischen Stämmen von Baumfarren, da Cauliniten und Nipoditen, mit Cycadeen und Coniferen vereinigt und mit dünnen Arundinaceen untermischt. Weder die ersteren noch die letzteren konnten vom Wasser herbeigeführt, noch auch selbst viel umhergewälzt sein, denn, abgesehen von den nebenstehenden Stümpfen, waren alle tropischen Gewächse noch mit ihrer Borke bekleidet und viele derselben mit Zweigen und selbst Blättern versehen. — Hier denn, wo jetzt Magnolien (M. grandiflora und glauca) und Tulpenbäume (Lyriodendron tulipiferum), Sassafraß (Laurus sassafras) und Hickory (Carya tumentosa), Tannen (Pinus palustris) und immergrüne Eichen (Quercus virens, alba, nigra, salicifolia &c.) wachsen, hatte früher ein tropischer Urwald gestanden. Wie viele Tausende von Jahren zuvor ließ sich nicht ermitteln; zu welcher geologischen Periode zeigt aber die Ueberbildung an.

Die nebenstehende Zeichnung giebt eine Vorstellung von dem geologischen Verhältnisse.



Das steile Ufer ist etwa 27 Fuß hoch. Der Fluß hatte dasselbe unterwaschen, die überliegenden Erdschichten waren heruntergesunken, der Schutt von dem Strome weggeschwemmt und eine breite, von einem steilen Ufer begrenzte Tenne auf diese Weise gebildet worden.

Die Erdschicht a enthält die oberflächliche Dammerde. Das Lager b besteht aus ziemlich grobem, alluvialem Sande. Beides ist postpliocen.

Das große Stratum c, etwa 18 Fuß mächtig, enthält röthlich gelben Sand, der untere Theil d abgerundetes Geröll quarziger Natur; es besteht meistens aus Agaten, Carneolen, Jaspis, Quarzfliesen, Feuersteinen u. s. w., die fest auf einander gepackt erschienen.

Das Lager e besteht aus weißem Sande; es ist 18 Zoll dick, schließt überall Klumpen von dem feinsten weißen Thone ein, der dem Kaolin gleicht und mit dem Löthrohre zu Porcellan geblasen werden kann. Fände er sich in großer Quantität, so würde er von hohem Werthe sein.

Das Stratum f ist nur wenige Zoll dick; es besteht aus dunkelm Thon, der eine große Menge beinahe zersetzter und verkohlter Blätter einschließt, welche so sehr vermodert sind, daß es unmöglich war, zu ermitteln, ob sie von endogenen oder exogenen Bäumen herstammten, noch ob solche von Coniferen darunter waren.

Das Lager g besteht aus weißem Sande mit sehr markirten Stratificationslinien. Es ist ungefähr 3 Fuß dick.

Das Stratum h endlich besteht aus hellblauem Thon; es erstreckt sich unter das Wasser des Chicasawhayflusses

Digitized by Google

und bildet deſſen Bett. Es iſt wahrſcheinlich noch viel mächtiger. Nun fragt ſich, welchem Zeitalter dieſe Gruppe von Gebirgen angehört? —

Andere Foſſilien außer den tropiſchen verkohlten Pflanzen finden ſich nicht, allein es iſt gewiß, beinahe die ganze unmeſſende Gegend gehört mit wenigen Ausnahmen dem ältern Eocen an.

Das mächtige Lager von hellblauem Thon" voranf die tropiſchen Pflanzen gewachſen und worin die Wurzeln derſelben noch befindlich ſind, gehört ohne allen Zweifel dem Eocen an; es iſt von großer Ausdehnung und völlig als älterer Eocen charakteriſirt. Alle überliegenden Gebirgslager g, f, e, d und c ſtammen aus dem miocenen Zeitalter; ſie ſind im Norden des Staates Miſſiſſippi von großer Ausdehnung und als miocen anerkannt. Der foſſile tropiſche Wald, der hier am Chicasawhayfluſſe begraben liegt, ſtammt daher ohne Zweifel aus dem eocenen Zeitalter der Tertiärperiode her, dem beinahe der ganze Süden des Staates Miſſiſſippi angehört. Während der miocenen Zeit unſerer Erde muß ſich daher hier das Terrain wieder geſenkt haben, das Meer iſt wieder in das Land hinein gebrochen, hat den tropiſchen Urwald zerſtört, überſchwemmt und mit den herzeitigen geologiſchen Formationen überdeckt. Die foſſilen tropiſchen Bäume würden gewiß das obige Verhältniß beſtätigt haben, allein ein unten zu erwähnendes unglückliches Ereigniß verhinderte deren genaue Unterſuchung und Beſtimmung. Aber ſo viel beweiſen die durchaus tropiſchen Pflanzen, daß während der eocenen Zeit in jenen nördlichen Breiten ein noch ganz tropiſches Klima geherrſcht haben muß.

Es erſcheint ſonderbar und faſt unerklärlich, daß alle die tropiſchen Bäume und Pflanzen von den Wurzeln getrennt niedergeworfen ſind und im wilden Gewirr umherliegen. Einem ſtarken Strome kann dieſer Umſtand wohl nicht zugeſchrieben werden, da die Pflanzen inmitten ihrer Stümpfe liegen. Ein ſolcher Strom würde ſie weit weggeführt haben. Auch einem ſtarken Winde darf man dieſe Trennung von den Wurzeln nicht zuſchreiben, ein ſolcher würde die Bäume mit den Wurzeln ausgeriſſen und niedergeworfen oder aber abgebrochen haben; aber ſelbſt letzteres iſt nicht der Fall, die Bäume ſind nicht ausgeriſſen und auch nicht abgebrochen worden, denn der merkwürdigſte Umſtand iſt, daß die Stümpfe auf der Trennungsfläche vollkommen glatt erſchienen, nicht als ob ſie abgehauen, ſondern als ob ſie abgeſägt worden wären. Dennoch exiſtirte der Wald zu einer Zeit, wo noch kein menſchlicher Fuß ihn betreten konnte und weder Art noch Säge in den tropiſchen Wäldern hörbar waren.

Die genaueſte Unterſuchung an Ort und Stelle gab mir über das Trennen der Bäume von den Stümpfen und über die glatten Trennungsflächen der letzteren nicht den geringſten Aufſchluß.

Nachdem ich mich vom Morgen bis tief in den Tag hinein in dem tropiſchen Urwalde unter dem 32. Breitegrade ergötzt hatte, fing ich endlich an, die beſten Stämme der tropiſchen Gewächſe im Schweiße meines Angeſichts, denn der Tag war ein ſehr warmer, zuſammenzutragen und ſorgfältig in eine große Kiſte zu packen, um ſie in Maße auf der Univerſität des Staates, in Oxford, zu unterſuchen und genau zu beſtimmen. Es war Abend, ehe die Kiſte gepackt und verſchloſſen war, und unmöglich, ſie an demſelben Tage noch in Sicherheit zu bringen; ich ſetzte daher meine Reiſe fort und ließ meinen koſtbaren Schatz im Walde, um ihn am nächſten Morgen abholen zu laſſen. Während der Nacht kamen heftige Gewitterregen, der Fluß trat über ſeine Ufer und ſchwemmte meine Kiſte dem Mexikaniſchen Meerbuſen zu. Ich war nie im Stande, den Verluſt zu erſetzen.

Die Alterthümer von San Agustin in Neugranada.

Nach A. Codazzi von **Dr. A. Ernſt** in Caracas.

Im äußerſten Süden von Neugranada, unfern der Quelle des mächtigen Magdalena, liegt ſüdöſtlich von Popayan 1086 Meter über dem Meere die Stadt Timaná, bereits 1537 auf Befehl Belalcazar's gegründet und heute etwa 3000 Bewohner zählend.

Nicht weit von derſelben nimmt der Magdalena den Rio Sombrerillo auf, und zwiſchen beiden liegt, eingeſchloſſen in hohe Bergwände und beſchattet von der finſtern Waldung der Cordillera, das kleine, kaum zwei Meilen lange Thal von San Agustin, in dem der bekannte ſüdamerikaniſche Geograph A. Codazzi eine Menge höchſt intereſſanter Alterthümer auffand, die er ſchon 1857 näher beſchrieb. Seine Arbeit nebſt Kartenſkizze und ſechs lithographirten Tafeln iſt wieder abgedruckt in der Jeografia fisica i política de los Estados Unidos de Colombia, escrita de órden del Gobierno general por Felipe Perez (2 Bde. Bogotá 1863), Band II, 76 bis 106. Es ſcheint, daß dieſelbe faſt gar nicht weiter bekannt geworden iſt, da ſelbſt der in ſolchen Dingen äußerſt beleſene Waitz (Anthropol. der Naturvölker IV, 373) die Alterthümer von San Agustin zwar nennt, aber ohne Bezugnahme auf Codazzi's Beſchreibung. Aus dieſem Grunde halte ich es nicht für überflüſſig, ſie wenigſtens im Auszuge und mit einigen Figuren den Leſern des „Globus" vorzulegen.

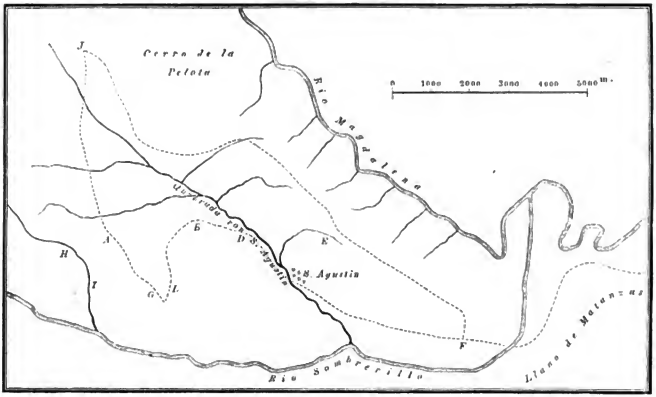
Das Thal von San Agustin iſt nur durch einen öſtlich bei dem Llano de Matanzas gelegenen Engpaß zugänglich. Es war vermuthlich ein geheiligter Ort, zu dem man wallfahrtete, um Orakelſprüche zu hören, oder ſich in gewiſſe religiöſe Myſterien einweihen zu laſſen, und die einſame, ungemein verſteckte Lage des Thales ſpricht allerdings mehr hierfür als für die ſonſtige Angabe, daß ehedem eine große Stadt dort exiſtirt habe.

Folgen wir zunächſt unſerm Führer mit Hülfe der umſtehend gegebenen Kartenſkizze, um die Alterthümer ſelbſt aufzuſuchen, und ſchieben wir den Verſuch ihrer Deutung bis ans Ende auf.

Nahe dem Eingange des Thales erhebt ſich der Hügel Uyumbe (bei F auf dem Plane), mit mehreren Bildſäulen aus einem dichten eiſenſchüſſigen Sandſtein, der vollkommen glatt gearbeitet iſt. Die erſte iſt in Fig. 1 dargeſtellt *) und 13 Decimeter hoch. Der Kopf iſt auffallend

*) Alle Figuren ſind, wie der beigegebene Maßſtab angiebt, im Verhältniß 3:100 gezeichnet.

Digitized by Google



groß und breit und mit einer Art Plattmütze bedeckt. Er hat weder Ohren noch Naſe, und an der Stelle der Augen und des Mundes bemerkt man drei rechteckige Einſchnitte. Das Kinn ſtützt ſich auf einen langen von beiden Händen gehaltenen Stock. Am Rücken hängt ein Mantel herab, und an den Beinen ſind aufgekrempelte Hoſen angedeutet.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 6.

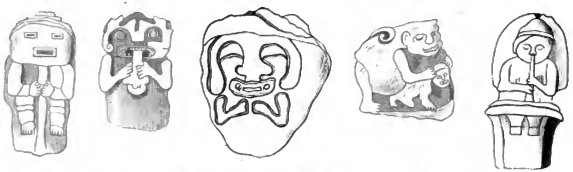


Fig. 9. Fig. 9a. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14.

Das zweite Bildwerk (Fig. 2) iſt einen Meter hoch, von cylindriſcher Form und ohne Füße. Der Kopf trägt eine Art ſymmetriſch ausgeſchnittener Kappe, die Ohren und Naſe bedeckt, aber die weit geöffneten Augen frei läßt. Der Mund iſt unverhältnißmäßig groß, und ſind in dem Gebiſſe namentlich vier rieſige Eckzähne zu bemerken. Zwiſchen ihnen

Digitized by Google

hängt ein zungenförmiges Band aus dem Munde heraus, das bis an den Gürtel hinabreicht und dort nach Codazzi's Worten mit einer Zeichnung endet, die einen Todtenkopf vorſtellen ſoll. Figur 3 iſt ein kaum in ſeinen rohеſten Hauptzügen vollendeter Kopf.

Vom Hügel Uyumbus führt rechts ein Pfad nach einer zweiten Erhöhung, wo durch die Arbeiten moderner Schatzgräber mehrere Bildwerke entdeckt worden ſind. Unter dieſen iſt namentlich ein Hautrelief (Fig. 4) zu nennen, das einen großen Mico oder Capuzineraffen (Cebus capucinus, Desm.) darſtellt, der mit ſeinem Jungen ſpielt. Neben demſelben fand ſich eine 8 Decimeter hohe halbe Figur einer nackten Frau, und wahrſcheinlich würde bei weiteren Nachgrabungen noch mehr ans Tageslicht kommen.

Fig. 5.

Fig. 8.

Fig. 10.

Fig. 16.

Fig. 18.

Fig. 7.

Fig. 11.

An der mit D bezeichneten Stelle, jenſeits des Dörfchens San Agustin, ſteht dicht am Ufer des gleichnamigen Baches ein ſorgfältig aus einem einzigen Stücke gearbeiteter Steintrog (Fig. 5) von 13 Decimeter Länge, 2,5 Breite und 2 Tiefe.

Ungefähr 1200 Meter weiter findet ſich bei dem Punkte B auf dem ebenen Scheitel eines kleinen Hügels die halbe Figur eines Mädchens (Fig. 6) auf einem ſechskantigen Fußgeſtelle mit ſauber gearbeitetem Geſimſe. Eine halbtuchlige Mütze bedeckt den Kopf und ſeitliche Binden gehen über die Ohren hinweg; das Geſicht iſt jugendlich und aufgeblaſen; die Augen ſcheinen geſchloſſen oder ſehr niedergeſchlagen, und der Mund iſt von einer Art Trompete oder Pfeife verdeckt, die mit beiden Händen feſtgehalten wird.

Fig. 19.

Fig. 21.

Fig. 22.

Fig. 26.

Bei L ſteht ein Pfeiler von 11 Decimeter Höhe, der die Geſtalt einer Eule mit feſt an den Körper gedrückten Flügeln hat (Fig. 7); auch befand ſich früher hier noch ein ſechseckiger Stein von 6 Decimeter Höhe und Durchmeſſer, der vielleicht einen Altar vorſtellte.

Dreihundert Meter weiter (bei G) iſt ein kleiner Hain mit einem künſtlichen Hügel, in dem ſich ein unterirdiſcher Tempel befindet, der allerdings durch die Goldgier der Schatzgräber ſehr zerſtört worden iſt. Der innere Raum iſt zwei Meter hoch, drei breit und vier lang. Auf beiden Seiten des Einganges ſteht man zwei cylindriſche Pfeiler von zwei Meter Höhe und vier Decimeter Durchmeſſer (Fig. 8), die mit Reliefſiguren, einen mit Helm und Keule bewaffneten Krieger darſtellend, bedeckt ſind, ſo daß ſie wie Karyatiden erſcheinen. An beiden Seiten der Hinterwand befanden ſich gleichfalls Steinpfeiler, aber ohne Sculpturen, die unten 8, oben 5 Decimeter Durchmeſſer hatten. Das Dach beſtand aus einer einzigen Sandſteinplatte von 15 Centimeter Dicke,

Digitized by Google

und die Wände sind noch jetzt mit senkrecht auf einander gestellten Platten desselben Gesteins belegt, aus denen wahrscheinlich auch der zerstörte Fußboden gebildet war. Im Innern des Tempels fand man zwei Bildwerke (Figur 9. 10). Die Hauptfigur ist 16 Decimeter hoch und einen Meter von Schulter zu Schulter breit. Sie bildet einen fußlosen Rumpf mit einem enormen Kopfe, der von einer Mütze bedeckt ist, die durch auf der Stirn und im Nacken künstlich verschlungene Bänder festgehalten wird, deren Enden nach hinten zwischen anderm seitlichen Schmuck tief hinabfallen. In der rechten Hand hält die Figur ein kleines Beil, in der linken vielleicht einen Meißel. Die andere Figur stellt einen jungen Mann ohne allen Schmuck dar.

Neben diesem Tempel befand sich ein zweiter von derselben Bauart, jedoch ohne Reliefiguren, in dessen Mitte die 19 Decimeter hohe und 1 Meter dicke Bildsäule eines alten Mannes gefunden wurde, hinter welcher die in Fig 11 abgebildete Gruppe lag, welche einen Capuzineraffen vorstellt, der sein Junges auf dem Rücken trägt.

Die beiden mit A und I bezeichneten Punkte liegen auf

Fig. 17.

Fig. 25.

Fig. 27.

Fig. 28.

derselben Anhöhe und sind mit den Ruinen zweier seit dem Erdbeben von 1834 vollständig zerstörter Tempel bedeckt. Die große Zahl der dort gefundenen Bildwerke macht es wahrscheinlich, daß dies der Hauptpunkt des ganzen Heiligthums war. Wir nennen zunächst Fig. 12, eine Gestalt, die wenig Menschenähnliches hat, und in der die schon bei Fig. 2 bemerkte lange Zunge mit dem Todtenkopfe wiederkehrt. Darauf folgt Fig. 13, einen Zauberer darstellend, der eine Schlange in der Hand hält. Neben ihm stand Fig 14 mit einem Fisch in den Händen, und weiter vorwärts befanden sich zwei 9 Decimeter hohe Bildsäulen, von denen eine in Fig. 15 dargestellt ist. Sodann kam eine riesige Eule (15 Decimeter hoch, 10 breit, Fig. 16), die mit ihren Krallen eine Schlange greift, deren Kopf sie abbeißt. Etwas weiter östlich liegt theilweise in den Boden versunken ein riesiger Kopf (Fig. 17) von zwei Meter Stirnbreite, dessen große Augen nach Osten gerichtet sind; während sich hinter ihm, mit nach Westen gewendetem Gesicht, die einen Halbmond in den Händen tragende Fig. 18 befindet. Die Kritzeleien auf der pyramidalen Mütze der letztern sind natürlich spä-

Fig. 23.

Fig. 15.

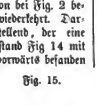


Fig. 20.

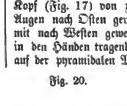


Fig. 24.

tern Ursprungs. Auf derselben Anhöhe befanden sich auch zwei unterirdische Tempel, wie aus den noch vorhandenen, theilweise bedeckten Eingängen zu sehen ist. In dem einen derselben wurde die in Fig. 19 dargestellte Bildsäule gefunden; sie ist zwei Meter hoch, und ihr cannibalischer Ausdruck stimmt recht gut zu den beiden Oberschenkelknochen, welche sie wie Scepter in den Händen trägt. Neben ihr stand ein Steintrog wie der in Fig. 5 abgebildete.

Dicht am Fuße dieser Anhöhe bei dem Punkte H fand man am Ufer eines Baches ein riesiges Froschbild (Fig. 20), das wahrscheinlich wie bei den nördlicher wohnenden Chibchas sich auf Regenzeit und Wassermenge bezog.

Dreihundert Meter westlich von den Tempeln befanden sich in einer kleinen Ebene sechs Bildwerke, von denen wir die Figuren 21 bis 24 wiedergeben. Sie standen in einer Reihe und scheinen Priester darzustellen; die Bandschleife am linken Arme der ersten Gestalt und der halbkreisförmige Kopfschmuck aller verdienen namentlich erwähnt zu werden.

In der Nähe der Cerro de la Pelota befand sich bei dem Punkte J wieder ein Tempel, den aber der Spaten und die

Digitized by Google

Brechstangen der Goldgräber ganz zerstört haben. Rund herum liegen noch einige der in ihm gefundenen Sculpturen, darunter ein Altar von 4 Decimeter Höhe und 3 Decimeter Länge und Breite, mit sehr sorgfältig gemeißelten Kantenleisten. Ebenso kehrt hier die unter Fig. 16 beschriebene Eule wieder. Die bedeutsamste Figur scheint indeß Nummer 25 zu sein. Sie hat ein sehr menschliches Aussehen und trägt in der Mitte unterhalb des Gürtels nach Codazzi's Ansicht einen Phallus, während derselbe die etwas sternförmige Figur zwischen den Händen für das correspondirende Organ des andern Geschlechts hält. Dicht neben diesem seltsamen Bildwerke befanden sich die in Nummer 26 und 27 dargestellten Figuren eines Mannes und einer Frau, jene zwei Meter hoch, diese dagegen nur von 14 Decimeter Höhe.

Bei dem Punkte E, auf dem Rückwege aus dem Thale, liegt den Tempeln zugekehrt die in Figur 28 abgebildete Gesichtsmaske, ohne Ohren und mit verschlossenem Munde und Augen.

So weit der von Codazzi gegebene Thatbestand. Es ist sicher, daß in den übrigen Punkten des Thals sich noch zahlreiche Alterthümer gleichen Charakters finden würden, wenn eine planmäßige Durchforschung angestellt würde.

Hören wir nun die Deutung unseres Führers, gegen die sich im Allgemeinen nicht viel wird sagen lassen, wenn man sich der eigenthümlichen geheimnißvollen Religionsgebräuche der benachbarten Völker, namentlich der Chibchas, erinnert.

Unter Bezugnahme auf die bereits ausgesprochene allgemeine Auffassung der Ruinen von San Agustin erscheint Fig. 1 als ein Wallfahrer oder Neophyt, der eben von der Reise ankommt. Er ist ohne Ohren, Augen und Mund; denn der Uneingeweihte versteht weder zu sehen, noch zu hören, noch zu reden; während in Fig. 2 Augen und Ohren erschlossen sind, dem Ausplaudern der zu schauenden Geheimnisse aber mit dem Tode gedroht wird. Fig. 4 soll wahrscheinlich den bei der dargestellten Affenart stark entwickelten Geschlechtstrieb andeuten; wie denn überhaupt das ganze Mysterium vielfache Beziehungen auf Sexualverhältnisse durchblicken läßt.

Der Steintrog (Fig. 5) am Ufer des Baches war sicherlich zu Waschungen bestimmt und das in Fig. 6 dargestellte, auf einer Trompete oder Pfeife blasende Mädchen deutet die musikalische Begleitung der weiteren Festlichkeiten an. Die Eulengestalt erinnert sofort an weit und breit landläufige Mythen und Sagen, und es mag hier erwähnt werden, daß auch bei Tunja ein großer Vogel in einer Höhle verehrt wurde, wo Orakelsprüche gegeben wurden.

Die sonderbar großen Eckzähne vieler Figuren hält Codazzi für Zeichen des reifen Mannesalters, und allerdings fehlen dieselben den Bildern der Frauen und jüngerer Personen. Nach ihm sollen Fig. 9, 9a und 10 eine Art Apotheose der Arbeit vorstellen; doch scheint diese Idee sehr gesucht. Meißel und Beil in den Händen der erstgenannten Gestalt bezeichnen wohl den Bildhauer, der wahrscheinlich zu der Priesterschaft gehörte, wie dieses auch sein Kopfschmuck anzudeuten scheint, und Fig. 10 ist dann vielleicht ein Gehülfe, der in diese Stufe priesterlicher Hierarchie aufgenommen wird.

Am Eingange des Haupttempels erscheint in Fig. 12 noch einmal die Todesandrohung für solche, die nicht schweigen können. Darauf folgt in Fig. 13 der Schlangen beschwörende Zauberer, der zugleich wie bei allen wilden Stämmen Helfer und Arzt bei den Gebresten des Leibes ist, und in Fig. 14 der den Fischfang segnende Priester, eine für die Anwohner großer Flüsse, die meistens Ichthyophagen sind, nicht unwichtige Persönlichkeit. Die kleine Figur 15 scheint nur der einfache Begleiter der heiligen Eule (Fig. 16) zu sein, die in dem Tempel wahrscheinlich als Orakelverkünderin die Hauptrolle spielte.

Codazzi sieht in Fig. 17 ein Bild des Tages, in Fig. 18 ein Bild der Nacht, und da bekanntlich die Chibchas nicht ganz ohne Kenntniß in der Zeitrechnung waren, so ist diese Andeutung astronomischer Lehren nicht zu verwerfen, um so mehr als die Orientirung der beiden Figuren recht gut dazu stimmt.

Fig. 19 deutet auf Menschenopfer hin, und der daneben stehende Steintrog war vermuthlich zur Aufnahme des Blutes bestimmt.

Die Figuren 21 bis 24 stehen entweder auf dem Begräbnißplatz der Priester, oder sie bezeichnen einen Versammlungsort derselben.

Bei den Figuren 25 bis 27 hat man vielleicht an einen Zusammenhang mit der stets von den Priestern eingesegneten ersten Ehe der Chibchas zu denken (vergl. Waitz, Anthropologie, IV, 366, 367) und Fig. 28 soll nochmals streuges Schweigen über alles Gesehene und Erlebte anempfehlen.

Leider sind diese merkwürdigen Reste einer untergegangenen Civilisation noch lange nicht mit genügender Genauigkeit untersucht worden, und dieselben befinden sich zu tief im unwegsamen Innern des Landes, um eine Sicherung für irgend ein Museum leicht oder wahrscheinlich zu machen. Es liegt unleugbar ein seltsamer Zauber auf diesen Dingen, der um so fester unsern Geist ergreift, je auffallender der Contrast ist zwischen den Bildnern jener Sculpturen und den elenden Horden roher Wilden, die heute sich dort herumtreiben. Wenn jenen auch der edlere Formensinn abging, so muß man ihnen doch bedeutende technische Fertigkeit zugestehen, mit der sie zugleich einen Fleiß und eine Beharrlichkeit verbanden, die durchaus nicht zu den Eigenschaften des gegenwärtigen Indianers gehören.

Nachtrag. Ich habe im Texte die kleinere Thierfigur in Nro 4 und 11 mit Codazzi einen jungen Capuzineraffen genannt. Sollte es aber nicht vielleicht ein Weibchen sein? Die geringere Größe in der erstgenannten Figur findet eine Analogie in der Frauengestalt Fig. 27, die ebenfalls viel kleiner ist, als die Mannesfigur 26. Bei solcher Auffassung würde natürlich die oben ausgesprochene Vermuthung über die Bedeutung der Figuren noch mehr bestärkt werden.

Digitized by Google

Schilderungen aus Calcutta.

Von einem Deutschen.

V.

9. Bandrganj.

Das Bengalidorf, das Ziel unserer Fahrt, winkte uns schon mit seinen schlanken Palmen und Tamarindenbäumen entgegen. Eine Schaar räudiger Pariahunde umringte uns heulend und begleitete unsere Einfahrt ins Dorf. Das Haus des Bhandari, welches die anderen Hütten überragte, auch durch solidere Bauart sich auszeichnete, lag etwas abseits am Rande einer grünen, sumpfigen Pfütze. Wir hielten vor der mit Reisstroh gedeckten Verandah, ließen Pferd und Wagen in der Dhhut des Syce und traten ein. — Der Verwalter, welchen Gangaprem hier angestellt hatte, war noch auf dem Felde, seine Frau aber empfing uns und bat, auf Bambusessseln, welche sie schnell in die Verandah brachte, Platz zu nehmen. — Gangaprem erzählte mir, während wir auf die Rückkehr des Bhandari warteten, daß derselbe ein Bengali von guter Kaste sei. Er hatte ihn als Waisenkind vollständig verwahrlost im Dorf vorgefunden, sich seiner angenommen, ihn bei einem Lálá (Schreiberkaste) im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten lassen, mit einem armen Mädchen aus gleicher Kaste verheirathet, dem Paar eine einfache Aussteuer gegeben und den Mann endlich hier zum Aufseher gemacht, „und," fuhr er fort, „ich habe es bis jetzt noch nicht bereut, ein paar Rupien an den Schlingel gewandt zu haben, denn er hält sich bescheiden und dient mir treu." —

Die Frau, welche sich einen Augenblick zurückgezogen um ein besseres Gewand anzulegen, erschien jetzt wieder, um ihrem Sahib (Herr. Dieser Titel wird nur für Europäer und vornehme Eingeborene gebraucht), wie sie Gangaprem nannte, ihren Ehrfurchtsgruß zu bringen, welchen sie nach Sitte der Eingeborenen auf der Hüfte trug, vorzustellen. Sie sah einfach aber sehr sauber aus in ihrer schneeweißen Sari und dem bescheidenen Silberschmuck um Arm und Fußgelenk. Nur der blaue Gobreif in der Nase verrieth, daß man auch hier schon zurückgelegte Groschen besitze. — Die Fortschritte, welche der kleine schwarze Bube, dessen ganze Kleidung in einem Ring am Arm und einer Topi (indische Mütze von Zeug oder Mull) bestand, in den vergangenen acht Tagen gemacht hatte, wurden natürlich gebührend anerkannt und mit einem Sikki (Biergroschenstück) belohnt und somit Mutter und Kind in den Zustand höchster Zufriedenheit versetzt. Jetzt erschien auch der Bhandari. Er hatte offenbar in der nächsten Wasserlache geschwind ein Bad genommen, um sich den Ackerstaub abzuwaschen, denn er sah noch ganz naß aus und hatte die lange Dhoti, welche sein einziges Kleidungsstück ausmachte, sorgfältig vorn aufgesteckt. Als sorgfältiger Hausvater brachte er zwei Töpfe Wasser in seiner Sikabahángi mit. (Die Sikabahángi ist eine Bambusstange mit an den Enden befestigten Stricknetzen. Die Stange wird über die Schulter genommen und die zu tragenden Gegenstände werden in die Netze gelegt.)

Da ich kein Interesse an den jetzt folgenden geschäftlichen Verhandlungen hatte, benutzte ich die Zeit eine Promenade ins Dorf zu machen. Ich ging also nach der Rückseite des Hauses zu, um die malarischen Ausdünstungen oben erwähnter Pfützen zu vermeiden, als ich in nächster Nähe ein lebhaftes Flüstern vernahm, unterbrochen von Kichern und Lachen. Leise umging ich die Verandahecke und stand plötzlich vor zwei niedlichen Bengalimädchen, welche dort mit einander plauderten und nun bei meinem Anblick erschreckt ins Haus eilen wollten. Ich bat sie zu bleiben, ich ginge spazieren und hätte gar nicht gewußt, daß sie da seien. Obgleich ich sie in Hindustani anredete, hatten sie mich doch verstanden und blieben zögernd stehen. — Ein kurzer Blick überzeugte mich, daß ich es mit gewöhnlichen Bauernmädchen zu thun hatte, welche aber doch Ansprüche auf gewisse natürliche Reize zu machen berechtigt waren. — Ihre Kleidung: Kurta (kurzärmeliches Jäckchen) und Sarie, war leicht und durchaus reinlich und die bunten Ketten, Armbänder und Ringe von Schellack und Messing, mit denen sie Ohren, Hals und Hände behangen hatten, kleideten mit den grellen Farben ihre dunkle Haut ganz vortheilhaft.

„Tum donon bhandari ke kutumb log ho?" — „Ihr beide seid wohl des Bhandari Verwandte?" fragte ich sie.

„Hán, ham uski stri ki bahin log hain." — „Ja, wir sind die Schwestern seiner Frau," erwiederte die ältere in gutem Hindustani.

„To usko dekhneke wáste idhar ain?" — „Da seid Ihr wohl zum Besuch hier?"

„Nah in, ham log yahan rahtin." — „Nein, wir wohnen hier."

„Kis tarah se, kyá tumháre mard log nahin hain?" — „Wie so, seid Ihr denn nicht verheirathet?"

„Hain to, magar donon Mirch bhum gaye kamáne ko." — „Ja, aber unsere Männer sind nach Mauritius gegangen um Geld (als Kulis) zu verdienen."

„Tumhare Nám kya hain?" — „Wie heißt Ihr denn?"

„Hamárá Nam haia Parbattiá aur chhotthi bahin ka Lakshmani." — „Ich heiße Parbattia und meine jüngere Schwester Lakschmani."

„To bahinki sahayta kartin ki kya?" — „Da helft Ihr wohl Einer Schwester?"

„Albattá, lekin abhi dusrá kám milegá. Sahib hamko Calcutta lejaega aur apne ghar men nokri dega." — „Natürlich, aber jetzt bekommen wir andere Arbeit, der Herr (Gangaprem) wird uns nach Calcutta nehmen und uns in seinem Hause Dienst geben." —

„Kya uski beti ki?" — „So, bei seiner Tochter wohl?" —

„Han, uski beti aur uske bhai ki stri ke pas ayah ká kam karengi?" — „Ja wohl, wir werden Zofen bei seiner Tochter und seiner Schwägerin."

Hier machte ein Ruf der Hausfrau nach Parbattia meiner Unterhaltung mit den mittheilsamen Kammerjungfern in spe ein Ende, beide Mädchen verschwanden im Hause und ich setzte meine Promenade fort.

Ein solches Bengalidorf macht gewöhnlich einen sehr lieblichen Eindruck wenn man es aus der Ferne sieht, näher betrachtet aber enttäuscht es gewaltig. Es ist meistens ein wüstes Durcheinander von Lehm- und Bambushütten

Digitized by Google

mit durchlöcherten Dächern und zerfallenen Wänden. Die um sie her herrschende Unsauberkeit übersteigt besonders in der Regenzeit jegliche Begriffe eines Europäers. Alle sanitätspolizeilichen Verordnungen nützen da nichts, die Eingeborenen kennen es nicht anders. Epidemische Krankheiten sind die alljährlich wiederkehrenden Folgen davon. Stirbt aber auch das halbe Dorf aus, so lebt die andere Hälfte in ihrem Schmutz weiter. Die Häuser der Wohlhabenderen sind allerdings reinlicher, oft sogar augeweißt und mit Farben bemalt, auch bequemer eingerichtet. Der Weg zwischen den Hütten war so schmutzig, das Klaffen der Pariahunde und das Geschrei eines Rudels nackter schwarzer Bälge, welche mich bei meinem Erscheinen sogleich mit dem stereotypen Ruf: Bakschisch, Sahib! (ein Geschenk, Herr!), umschwärmten, wurde mir bald so mangenehm, daß ich nach einer halben Stunde meinen Rückweg antrat, mir eine Manila anzündete, und gemächlich in einer der Mothás (Bambussessel) ausgestreckt wartete bis mein Freund zur Abfahrt bereit sei. Parbattia brachte mir mit einem Salam von der Hausfrau einen Messingteller mit Mithai (Zuckergebäck) und einen Becher Milch, Gaugaprem hatte dasselbe vor sich stehen. — Ich mußte der Höflichkeit wegen die Erfrischung annehmen, hatte aber keine Lust mir mit den in Ghi (eine aus fetter Milch bereitete butterähnliche Substanz) gebackenen Süßgiteten den Magen zu verderben, ich machte mir daher das Vergnügen, den kleinen dicken Sprößling des Hauses, welcher in der Verandah umherkroch, damit zu füttern. —

Die Sonne neigte sich schon dem Untergang, als Gangaprem fertig war. Die beiden Mädchen und die Hausfrau legten ihre Hände an die Stirn und verbeugten sich in Erwiederung unseres Salams, der Bhandari begleitete uns an den Wagen, und dahin rollten wir auf der Straße nach Calcutta.

Aus allen Erdtheilen.

Die Abstammung der Könige von Wadai.

Von Dr. Nachtigal.

Den neuesten Nachrichten zufolge ist es unserm Landsmann jetzt gelungen, in Wadai einzudringen. Hoffentlich wird er glücklicher sein als Eduard Vogel und wir erfahren dann von ihm Genaueres über das seither so wenig bekannte Land.

Wir erhielten von ihm, von Kuka in Bornu aus, die nachstehenden Notizen, die ganz Neues bringen.

Die Könige von Wadai behaupten „Abassiden“ zu sein, d. h. von Sidna Abbas, dem Onkel des Propheten, abzustammen, und führen in der That diesen Titel in ihrem königlichen Siegel. Der bekannte Scherif Schrich Mohammed Ibn Omar el Tunsi, der über Wadai geschrieben hat, war zweifelhaft über den Ursprung des Regentenhauses; Dr. Barth nannte den Titel eine Usurpation. Zur Zeit Barth's regierte in Wadai der Sultan Mohammed Scherif, dessen Name noch weiter Veranlassung zur Verwirrung der Ideen über diesen Gegenstand wurde. Nicht zufrieden, Abassiden zu sein, schienen die Herrscher Wadai's nach den Titel „Scherif“ usurpiren zu wollen, und da war man denn leicht geneigt, beide Ansprüche in einen Topf zu werfen. Doch muß man wissen, daß in Wadai, Baghirmi u. s. w. der Name „Scherif“ ein sehr gewöhnlicher ist, und daß damit natürlich nach kein Träger deſſelben die Prätention erhebt, Blut des Propheten in seinen Adern zu haben. Dach mit dem Titel der Abassiden hat es seine vollkommene Richtigkeit.

Als der letzte der Abassiden zu Bagdad, Mohammed el Mustasimun Ibn el Mustansiru, nach siebzehnjähriger Regierung im Jahre 656 der Hedschra getödtet wurde, kaß einer seiner Söhne, Namens Abdallah el Mustainu billahi Ibn el Mustasimani, nach Iksisa, wo er 10 Jahre blieb, ging von da nach Alexandrie, wo er 9 Jahre residirte, und starb zu Cairo nach vierjährigem Aufenthalte bei Aitik el Turkomaniu im Jahre 679 im Monate Safser. Sein Sohn Abu el Abbas Nur eddin ging nach Assiut (Siut), wo er 15 Jahre residirte, ließ sich dann zu Kauf nieder und starb dort nach dreijährigem Aufenthalte im Jahre 688. Sein Sohn war Salah Abu el Fadhl, der beständig zu Kauf residirte und dort starb i. J. 718. Zu seiner Zeit war „Masha el mafr“ Gatun Ibn Salah eddin, der i. J. 710 von Ketebrha el mansur gefolgt war. Der Sohn Salah Abu el Fadhl's, Hassen, scheint es, nährte ehrgeizige Pläne bezüglich Aegyptens, starb aber darüber hin i. J. 725. Sein Sohn Seif eddin ließ dieselben fallen und starb i. J. 744; dessen Sohn Mofiri eddin überiedte denselben nur 1 Jahr (bis zum Jahre 745) und der Sohn dieses Djabal eddin, welcher i. J. 764 starb, that auch noch nichts in der Beziehung. Erst sein Sohn Saliman nahm dieselben wieder auf und wurde in Folge dessen von Ketebrha el mansur, der übrigens i. J. 776 starb, gezwungen, Hauf zu verlassen. Er siedelte nach Asaura über, wo er 29 Jahre residirte. Soliman starb i. J. 793 in Djammad el acher, in demselben Jahre, in dem Hammam u bin, der Sohn und Nachfolger Ketebrha's, in Cairo einer Soldatenempörung zum Opfer fiel. Jetti eddin war Sohn und Nachfolger Suliman's und starb nach dreijährigem Aufenthalt zu Asaura i. J. 823, und Jetti eddin's Sohn, Mansur eddin, zog alsbald nach Durigala und blieb bei dessen Chef Djanlul 14 Jahre lang, d. h. bis zu seinem Tode i. J. 838. Ebendaselbst blieb Mansur's Sohn, Salah Abu el Kamel Serabj eddin, bis zu seinem Tode i. J. 867. Unter dessen Sohne, Abu Bekr el Kahira Tadjeddin (Glaubenstreue), der nach Berber ging, hatte eine Spaltung des diesem Reste des Khalifats gebliebenen Anhanges statt. Die größere Hälfte ging mit Abu Bekr nach Berber, die kleinere blieb zu Dangola. Der Herr von Berber sahle große Freundschaft zu Abu Bekr und behielt ihn bis zu seinem Tode i. J. 888 bei sich. Auch Abu Bekr's Sohn, Abu el Abbas Salah el Karafsiti, blieb nach 15 Jahre zu Berber, sich von da nach Suakin und von da nach Djebel Gedehi wendend, bei dessen Chef Yussuf Abu el Djadan er bis zu seinem Tode 53 Jahre lang blieb. Er starb i. J. 957. Sein Sohn, Abu el Ali Salah eddin, verließ noch im ersten Jahre seines Chalifats den König Gedehi und siedelte nach Schendi über, bei dessen Chef Malek Stad er 26 Jahre blieb, d. h. bis zum Jahre 982, wo er starb. — Der Sohn des Vorigen, Harun el Raschid Abu el Djamel, verließ beim Antritt des Chalifats sofort Schendi und schlug die westliche Richtung ein. Er ließ sich zu Far auf dem Djebel Oda (im Gebiete der Berti), einem Theile des Djebel Wana, nieder, gewann die Freundschaft des Malek el' Berti, Namens Dulkami, und blieb 12 Jahre bei ihm. Von da ging er im Jahre 995 nach dem Djebel Barku (بركو), einem Auslöufer des Djebel Kerakezi, nördlich von Kabkabeh (aber N.-N.-W.), wo er beim Schertaua Arbada el Kirlani, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte, alsbald starb. — Sein Sohn, Abd el Kerim Abu el Abbas el wathiru billahi, blieb daselbst nur noch ein Jahr und ging dann mit seinem Anhange nach dem Nahat Barkani, wo er 4 Jahre blieb. Von hier Aets nach Westen ziehend, kam er zu den Tungar, mit deren Chef

Digitized by Google

Mohammed Abu el Azrar er Freundschaft schloß. Von da ging er nach Deena, blieb am Fuße seines Berges 3 oder 4 Jahre, ging zu den Marafit nach Amiut, wo er 20 Jahre lang residirte. Bis dahin, d. h. bis zu seinem Tode, der 4. J. 1024 erfolgte, war er in dauernder Verbindung mit dem genannten Sungor-Chef geblieben. — Abd el Kerim war gefolgt von seinem Sohne Abu el Fadyl el Djama, der seinen und der Seinen Wohnsitz nach den Bergen der Ulad Djama verlegte. Er verband sich diese, die Abu Senun (Kodu) und die Marafit, vorzüglich jedoch die ersteren beiden, mit denen sie Heirathsgemeinschaft eingingen, in engste Freundschaft. Auch knüpfte er die freundschaftlichsten Beziehungen zu den Arabern Mahamed, Maharie, Arrgat, Ben Hotba, Rawaiba, Abu Schedji (jetzt ausgestorben) und zu den Ulad el Wadi, d. h. den Matanga, Madaba, Madela, Abissa ꝛc., an und suchte ähnliche Beziehungen zu den Leuten von Katingen, zu den Kunbongo ꝛc. zu gewinnen. — Im achten Jahre seines Chalifats, i. J. 1032, wurde sein Sohn Abd el Kerim, der eigentliche Begründer des Wadai-Reiches, bei den Maboda, wo sich sein Vater aufhielt, geboren. Sultan Wadaïs (oder vielmehr Dor Mabas) war derzeit Soliman Abu el Hassen el Tundjurani, ein grausamer, blutdürstiger, sündvoller Fürst, der die frommen Vorstellungen der Abassie mit Hochmuth von sich wies.

Als Abd el Kerim 19 Jahre alt war, ging er nach Beddin im Dor Baghirmi zum Sid el Fulani, bei dem er bis zu dessen Tode, d. h. 5 Jahre lang, blieb. Von da ging er nach dem Tode seines Lehrers nach Bornu zum Fighi Illeb el Djerim und studirte daselbst noch 6 Jahre. Nach Wadaï zurückgekehrt reiften seine Pläne schnell und nach dem Tode seines Vaters i. J. 1062 schritt er zur Ausführung derselben, wie ich es anderweitig beschrieben habe. Zu der Zeit regierte König Dand, Sohn Soliman's, dem Namen nach Muselmann, wie sein Vater; ein stolzer, muthvoller Fürst, doch nicht eben Herr der Rede und ohne besondere Intelligenz.

Es wird durch obige Genealogie das Anrecht der Wadaï-Könige auf den Titel der „Abasiden“ glänzend bestätigt und durch die Wanderung ihrer Vorfahren die Namen des Staates „Wadaï“ und „Dar Barku“, über deren Bedeutung man bisher im Dunkel war, erklärt.

Die Einwanderer aus England in Paraguay.

Es war reiner Unverstand, in dieses völlig zerrüttete Land Engländer als Ansiedler zu bringen und obendrein Leute solchen Schlages, die gar nicht zum Colonisiren brauchbar sind. Wir wiesen vor Kurzem nach, wie ungeheurdig und nichtsnutzig in Rio sich jene englischen Einwanderer benehmen, welche die brasilianische Regierung hat importiren lassen. Diese Thorheit hat ihr viele Ungelegenheit eingetragen; vor drei Jahren mochte sie ähnliche Erfahrungen mit den von ihr eingeladenen nordamerikanischen Emigranten, aber viel klüger ist sie darum nicht geworden; es scheint als ob sie eine wahre Leidenschaft habe, einen Mißgriff nach dem andern zu machen. Zwei „Unternehmer“, Robinson und Fleming, erhielten von der Regierung in Paraguay schöne Versprechungen und Versicherungen, daß man britischen Einwanderern, welche sich in Ita und Itaipe als Colonisten niederlassen wollten, große Vortheile einräumen und sie tröstig unterstützen werde. Darauf hin fingen diese Unternehmer an, für Paraguay zu werben, obwohl die Londoner Regierung eindringlich abmahnte und sich auch weigerte, in Asuncion einen Consul zu accreditiren. Trotzdem zogen gegen tausend Köpfe dorthin. Sie alle, so viele ihrer noch am Leben sich befinden, sind in der entsetzlichsten Lage. Die vor uns liegenden Berichte reichen bis zum 28. August. Der Colonialvorsteher wendte sich um Hülfe an den britischen Ministerresidenten in Buenos Ayres, wo sofort Geld hergeschossen wurde, um von den unglücklichen Landsleuten so viele als möglich zu retten. Bis Ende August waren 60 Colonisten gestorben; die Regierung von Paraguay hatte sich um diese Leute gar nicht bekümmert, die Lebensmittel waren aufgezehrt; die Colonie Itape befand sich in völliger Anarchie, in Ita war effectiv Hungersnoth, als ein in Asuncion lebender Engländer Walter Seymour dorthin gegangen war und einige Lebensmittel brachte. General Mitre, welcher die noch in Asuncion stehende argentinische Truppenobrheitung befehligte, übernahm es eine Summe zu garantiren, für welche man auf vierzehn Tage Lebensmittel ankaufte. Bis so lange war also der Hungertod abgewandt und von Buenos Ayres wird man dann wohl Lebensmittel hinaufgeschickt haben. In Paraguay wollen und können die etwa 600 Unglücklichen nicht bleiben; man wußte noch nicht, wohin man sie bringen sollte.

* * *

— England hat in den letztverflossenen drei Jahren an Weizen eingeführt — in Millionen Centner — aus:

	1870.	1871.	1872.
Rußland	10½	15½	17¾
Vereinigten Staaten	12¼	13½	8½
Deutschland	3¼	3	3¾
Frankreich	¼	1,6	2¾
Türkei	½	1½	¾
Britisch Nordamerika	¾	3¼	1¾
Chile	½	½	1½
Aegypten	1,10	8,10	2¼
Verschiedenen Ländern	¾	¾	2

Die Einfuhr von Weizenmehl ist hier nicht mit eingerissen.

— Wie sehr die Einfuhren in den Vereinigten Staaten seit sechs Jahren sich gesteigert haben, ergiebt sich aus folgenden amtlichen Ziffern, die Dollars in Gold gerechnet. Das Finanzjahr endigt bekanntlich am 30. Juni.

1867/1868	371,624,808 Dollars
1868/1869	437,314,255 „
1869/1870	462,356,153 „
1870/1871	641,498,708 „
1871/1872	640,337,540 „
1872/1873	660,000,000 „
Summa . .	1313,126,464 Dollars.

Die Ausfuhr und Ausfuhrfuhr stellte sich in denselben Jahren respective auf:

876,000,000, 843,212,038, 459,946,075, 541,504,172, 523,923,620, 590,000,000 — Summa 2834,585,905 Dollars!

— Neue Goldfelder sind am Stickenflusse im nördlichen Theile von British-Columbia aufgefunden worden; ein Gleiches ist der Fall am Thibert Creek, der etwa 240 Miles oberhalb der Mündung des Sticken in diesen letztern fällt. Auch in Californien wird eine neue Goldgrube bearbeitet, an der Nordgrenze von Mendocino-County.

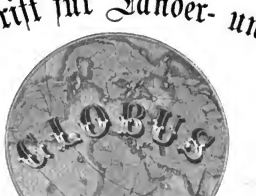
— Am 24. August ist das Telegraphenkabel in Nordbrasilien von Pernambuco nach Para gelegt worden. Ein Gleiches war der Fall mit jenem von Montevideo bis zur brasilianischen Grenze.

Inhalt: Aus dem britischen Nordamerika. (Mit einer Abbildung.) — Dr. Leitner's ethnographische Arbeiten über Dardistan. (Mit einer Abbildung.) — Ein lostiger tropischer Wald im Staate Mississippi. Von Professor Dr. L. Harper. (Mit einer Abbildung.) — Die Alterthümer von San Agustin in Neugranada. Nach Codazzi von Dr. A. Ernst in Caracas. (Mit neunundzwanzig Abbildungen.) — Schilderungen aus Calcutta. Von einem Deutschen. V. — Aus allen Erdtheilen: Die Abstammung der Könige von Wadai. Von Dr. Nachtigal. — Die Einwanderung aus England in Paraguay. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 1. November.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXIV. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Ein Blick auf Centralasien.

I.

A. Das Vordringen der Russen in Mittelasien wird in Europa längst nicht mehr mit scheelen Augen angesehen, während einer Ausdehnung nach Westen hin Schranken gezogen werden müßten, welche der Zar an der Newa nicht überschreiten darf. Was die Zukunft im Südosten unseres Erdtheiles einmal bringen wird, sobald die Türken ihrem unabwendbaren Schicksale anheimfallen, muß abgewartet werden; wir wollen hier auf Innerasien einen Blick werfen.

Es ist ein altes, oft ausgesprochenes Wahrwort, daß dem moskowitischen Reiche See und Sonne unbedingt nöthig gewesen seien. Peter der Große machte den Anfang, ihm die eine wie die andere zu verschaffen; er gründete eine Hauptstadt an der Ostsee, um den civilisirten Staaten näher zu sein und mit denselben in unmittelbarer Berührung bleiben zu können; er hielt aber seinen Blick auch auf das Schwarze Meer und den Kaukasus gerichtet, wußte die Bedeutung des Kaspisees vollkommen zu würdigen, und trachtete danach, dem russischen Handel die turkestanischen Chanate zu eröffnen.

Den Ural haben russische Abenteurer bereits in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts überschritten; sie gewannen festen Fuß in Sibirien, wo ihnen bis zu den Grenzen Chinas kein Widerstand geleistet werden konnte, weil Staaten nicht vorhanden waren und die Steppen- und Jagdnomaden sich mit leichter Mühe in Abhängigkeit bringen ließen. Mit China wurde schon im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein freundnachbarlicher Vertrag abgeschlossen und die Verbindungen zwischen beiden Staaten haben seitdem kaum eine Unterbrechung erfahren. Der Beherrscher des Blumenreiches der Mitte ließ in unseren Tagen geschehen, daß die Russen einen großen Theil der Mandschurei mit einer Anzahl trefflicher Häfen am Großen Ocean sich aneigneten und dort sind sie nun Grenznachbarn Koreas geworden. Auch haben sie einen Theil der Insel Saghalin in Besitz genommen und hier stoßen sie mit den Japanern zusammen. Nach Westen hin betreundeten sie sich das mächtigste Volk der Mongolei, die Chalchas. In den Städten derselben sind ihre Kaufleute und Consuln ansässig. Ganz Nordasien vom Ural bis zur Behringstraße gehört ihnen.

Der Karawanenhandel von Süden nach Norden und umgekehrt steht unter ihrer Controle. Von Anfang an haben sie danach getrachtet dieses Ziel zu erreichen, und das ist ihnen auch gelungen. In ihrer ganzen asiatischen Politik haben sie ein klares Verständniß bethätigt und eine bewundernswürdige Ausdauer gezeigt. Das Vordringen im Osten der Wolga und nach Südosten hin bis in das Himmelsgebirge, diesen Thian schan, hinein war allerdings schwierig, aber die Aufgabe konnte im Fortgange der Zeit gelöst werden. Die Steppenvölker in den weiten Regionen vom Kaspisee bis zum Obern Irtisch und Obi wurden in Abhängigkeit gebracht; der Aralsee gehört den Russen; sie haben von demselben aus den Sir Darja, diesen Jaxartes der Alten, fast einhundert deutsche Meilen aufwärts mit Dampfern befahren; Admiral Butakoff ließ die Flagge seines Gebieters im Herzen von Turkestan flattern, dessen drei Chanate nun in völlige Abhängigkeit gebracht worden sind.

Binnen zehn Jahren wurde diese Arbeit vollendet. Zu-

Digitized by Google

erst kam die Reihe an das heute abermals durch innere Fehden zerrüttete Chokand, und ein Theil dieses Landes mit der wichtigen Handelsstadt Taschkend wurde dem russischen Gebiete einverleibt. Bald nachher begann der Krieg mit dem Emir von Buchara, und Samarkand, wo die Gebeine des gewaltigen Tamerlan ruhen, ist eine Stadt der Moskowiter geworden. Nur allein Chiwa, das Oasenland am Oxus, war noch unbezwungen; der Feldzug, welchen im Jahre 1839 Perowsky gegen dasselbe eröffnen wollte, nahm einen verderblichen Ausgang; aber was damals erstrebt wurde, ist im Jahre 1873 durch General Kaufmann erreicht worden.

Da auch im Osten das Sultanat Kuldscha, mit der gleichnamigen Hauptstadt am Ili, dem Zar gehorcht, so ist für die Russen in Turkestan ein Abschluß gewonnen worden, nachdem sie das Land am rechten Ufer des Amu Darja, Oxus, von Chiwa getrennt und ihren Besitzungen einverleibt haben. Im Süden stehen ihre Grenzposten im Thian schan jenen des Atalik Ghasi gegenüber, der nach Vertreibung der Chinesen Gebieter von Kaschgarien geworden ist. Am linken Ufer des obern Amu liegen mehrere kleine Chanate, wie Balch, Kundus, Badachschan ꝛc., welche vom Emir Afghanistans abhängig sind. Dieses Land bildet die Scheidewand zwischen dem Gebiete der Russen und jenem der Engländer in Indien.

Nachdem die Russen China erstürmt hatten, äußerte Hermann Bamberg: „Der letzte Hort özbegischer Selbständigkeit, welcher den halbunterworfenen Nachbarn im Osten (Buchara und Chokand) als Stachel des Neides diente, ist gefallen. Das Haus Romanoff hat die Schmach der ehemaligen Großfürsten von Moskau nun völlig gerächt und sämmtliche turanische Besitzungen der Nachkommen Dschingis Chans unter sein Scepter gebracht. Alles was Dschagataisch redet, erkennt nun den weißen Zaren an der Newa als obersten Herrn an. Rußland vermag ungestört, wenn es wirklich nur Handelsinteressen im Schilde führt, jene im Mittelalter berühmten Straßen, von welchen Rubruquis, Marco Polo, Ibn Batuta und Andere erzählen, ganz getrost wieder herzustellen, und den ganzen innerasiatischen Handel durch seine Besitzungen leiten. Gelingt es Rußland, dieses Ziel zu erreichen, so hat es England eine genug gefährliche Wunde beigebracht; zum Kampf im eigentlichen Sinne des Wortes wird es jedoch die Briten nur dann erst herausfordern, wenn es, mit dem Besitze Chiwas nicht zufrieden, auch am südlichen Ende der hyrkanischen Steppe sich festsetzt.“ —

Die Rivalität der beiden Großmächte, deren Hauptstädte an der Themse und an der Newa liegen, zieht sich längst wie ein rother Faden durch ihre Bestrebungen in Asien hindurch. Es handelt sich darum, wer das commercielle und politische Uebergewicht haben solle. Die Besitzungen beider umspannen den Erdball; bis vor wenigen Jahren berührten sie sich auch in Nordwestamerika (Alaschka) als Grenznachbarn und in Asien stoßen ihre Interessen unablässig gegen einander. Wo dort Rußland zur Herrschaft gelangte, wirft es durch sein Tarifsystem gegen den Handel der Engländer eine Schranke auf. Bis hinein in das Land des Atalik Gasi, der sowohl nach London wie nach St. Petersburg Gesandte geschickt hat, tritt diese Rivalität auf und eben jetzt ist Forsyth nach Kaschgar unterwegs, um Geschenke dorthin zu bringen und die freundlichsten Beziehungen anzuknüpfen.

Mehemed Rehim, Chan von Chiwa.

Gegenwärtig ist ein Zusammenstoß beider Großmächte in Asien nicht zu besorgen und Indien sicher vor einem Angriffe der Russen. In England nimmt man die vollendeten Thatsachen mit Ergebung hin und macht eine scheinbar gute Miene zu dem bösen Spiele; man beruhigt sich dabei, daß man mit dem Petersburger Hofe durch den Grafen Schuwaloff ein Uebereinkommen getroffen habe, demzufolge keiner von beiden Theilen den obern Oxus überschreiten soll. Man thut in England, als ob man die Stellung, welche Rußland nun in Innerasien sich erworben hat, für eine ganz natürliche und unbedenkliche halte. Schon der bekannte Geolog Murchison hat als Vorsitzer der Londoner geographischen Gesellschaft sich oftmals in diesem Sinne geäußert und ganz vor Kurzem hat in Bradford, wo die Britisch Association ihre Sitzungen hielt, am 17. September Rutherford Alcock in ähnlicher Weise sich ausgesprochen. Es ist von Interesse zu sehen, wie er argumentirt! —

„Die Rolle, welche Rußland in der Geschichte Europas und Asiens spielt, wird viel mehr durch die physikalische Geographie als durch die Politik bedingt. Was sollte denn dieses Rußland anfangen, das von zwei Eismeeren eingeschlossen ist und dessen Häfen sechs Monate im Jahre unzugänglich sind? Völker haben, gleich Individuen, manchmal einen unfehlbaren Instinct; was Wunder, wenn Rußland seine Fühlfäden nach einem offenen Meere und nach warmem

Klima ausstreckt? Es ist weit weniger politischer Ehrgeiz als eine geographische Nothwendigkeit, durch welche es angetrieben wurde, sich über ganz Asien zu verbreiten, bis es die chinesischen (mandschurischen) Häfen am Großen Ocean in seine Gewalt gebracht hatte. So lange es nur eisbedeckte Häfen besaß, konnte es doch keinen Fortschritt machen und seine Hülfsquellen nicht entwickeln. Also folgte es nur einem natürlichen Drange, etwa so wie ein Gletscher nothwendig zwar langsam, aber unwiderstehlich sich vorwärts bewegt. Rußland folgt nur dem Laufe der Natur und der Geschichte, indem es sich über die Nomadenhorden ergießt und über skythische Viehzüchter, die unter einem milderen Himmelsstriche leben. Durch Eisenbahnen und Telegraphen werden die Verbindungen mit entfernten Gegenden ihm erleichtert, der Transport ist nun rascher. Wir wollen hoffen, daß Civilisation den Spuren der Russen folgt." Die „Times" sagte, es sei ein glückliches historisches Zusammentreffen, daß in einer Zeit, da Mittelasien für den Handel eine gesteigerte Bedeutung gewonnen habe, am östlichen Rande Europas eine Macht vorhanden ist, welche viel vom Wesen eines militairischen Absolutismus sich bewahrte. Dadurch sei dieselbe ganz besonders befähigt für die Sendung, welche ihr gleichsam durch das Geschick zugewiesen wurde. Rutherford Alcock hat dagegen nichts einzuwenden, denn Rußland sei „im Ursprung und Typus asiatisch" und autokratisch obendrein. Aber als guter Engländer hat er doch seine Bedenken, weil Rußland im Betreff des Handels anderer Völker sehr ausschließlich verfahre. —

Wenn, wie wir schon weiter oben betonten, Rußland in Bezug auf seine asiatischen Bestrebungen mit bewundernswürdiger Folgerichtigkeit zu Werke gegangen ist, so gilt dasselbe nicht minder von jenen der Engländer in Indien. Auch diese wurden auf dem Schauplatze, nachdem sie ihn einmal betreten hatten, mit verhängnißvoller Nothwendigkeit von einer Eroberung zur andern getrieben, von den Mündungen des Ganges und vom Cap Komorin bis in die Gebirgsthäler des Himalaya hinein. Aber sie befinden sich in einer künstlichen Lage, indem Großbritannien von Indien tausend Meilen weit entfernt ist und auf eine Verbindung zur See angewiesen bleibt. Rußland dagegen hat ungestörten Verkehr zu Lande bis nach Turkestan, und ist ganz Herr seines freien Willens; es lag vielleicht nicht einmal für dasselbe eine innere Nöthigung vor, sich turkestanisches Gebiet anzueignen; England aber gerieth in Indien fast neunzig Jahre hindurch aus einer Verwickelung in die andere und mußte immer weiter vorwärts dringen; ihm blieb keine Wahl, es mußte, um sich in Indien zu halten, unablässig und vielfach gegen seinen eigenen Wunsch und Willen, zu Einverleibungen schreiten; und es muß seine Besitzungen in ihrem ganzen Umfange behaupten, weil davon seine Stellung als Großmacht unbedingt abhängt.

Indien wurde mit ungeheuern Anstrengungen und Opfern erworben, und es ist eine nicht geringe Summe von Thatkraft, Umsicht und Nachdruck erforderlich, um ein Land zu behaupten, das zweihundert Millionen Bewohner zählt und aus einem sehr mannichfaltigen Conglomerat sehr verschiedenartiger Bestandtheile zusammengesetzt ist. Diese stoßen einander ab in Religion, Sitte, Sprache und in Folge langen Hasses; es mangelt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit; viele dieser Völker haben nichts gemeinsam als die Sonne welche auf sie alle herabstrahlt, und die Herrscher welchen sie gehorchen. Unter jenen zweihundert Millionen Indern leben so wenige Europäer zerstreut, daß die Zahl derselben noch nicht eine Viertelmillion beträgt, die sechzigtausend Mann englischer Truppen mit eingerechnet. So wird erklärlich, daß England in Indien seine Stütze in den Waffen zu suchen hat und daß seine Stellung eine unbequeme ist. Aber aus und in dem Lande selbst drohet ihm jetzt keine Gefahr; eine solche wäre nur zu befürchten, wenn Rußland mit Nachdruck seine Hebel ansetzen wollte, um die mißvergnügten Fürsten aufzureizen und mit denselben gemeinschaftliche Sache zu machen. Denn Thatsache bleibt es, daß namentlich die mohammedanischen Sultane grollen, denen die Engländer erst die Herrschaft brachen und dann ihre Länder in Besitz nahmen.

Wir sehen, daß in Asien Moskowiter und Angelsachsen aus entgegengesetzten Himmelsstrichen gegeneinander vorgedrungen sind. Rußland hat die Continuität der Landmassen und als Basis festen Boden unter den Füßen; schon nach vielleicht fünf Jahren wird es einen Schienenweg bis nach Taschkend besitzen. Nur der Raum zwischen dem Himalaya und dem Thian schan bildet zwischen den beiden Nebenbuhlern, wie schon gesagt, eine trennende Schranke.

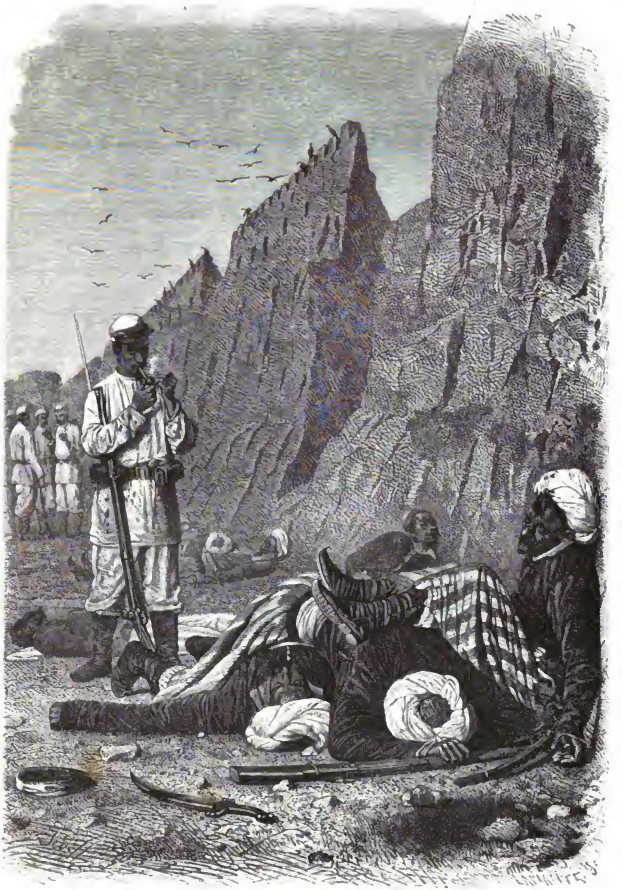
In der englischen Presse sind namentlich im Verlaufe der beiden letztverflossenen Jahre die centralasiatischen Angelegenheiten und die Fortschritte Rußlands umfassend erörtert worden. So viel ich weiß ist dabei eines Planes nicht erwähnt worden, welchen während des sogenannten Krimkrieges Zar Nikolaus auszuführen gedachte, um die Engländer in Indien zu bedrohen. Das Unternehmen sollte von dem mit allen innerasiatischen Verhältnissen wohlbekannten General Perowski geleitet werden. Zunächst gedachte Nikolaus auf der kaspischen Flottille eine Anzahl in Asien schon erprobter Kerntruppen von Astrachan bis Resch in der persischen Provinz Ghilan zu schaffen und von dort im Verein mit persischen Hülfstruppen gegen Herat, das man als den Schlüssel zu Indien bezeichnet, vordringen zu lassen. Gegen eine regelrechte Belagerung durch russische Truppen, so meinte man, werde die Festung sich nicht lange halten können; sobald sie fiel, war die Straße nach Kandahar in Afghanistan offen. Die Russen hatten bereits mit mehreren afghanischen Häuptlingen Verbindungen angeknüpft, und von diesen das Versprechen erhalten, mit zwanzigtausend Reitern zu ihnen zu stoßen. Man hatte sich auch schon über den vom Zar zu bezahlenden Sold geeinigt, nicht minder über die gleiche Vertheilung der Beute. Rußland hatte ferner versprochen, den Eroberungen der Afghanen im Pendschab nach Kräften Vorschub zu leisten; die Afghanen waren vormals dort im Besitze der wichtigen Grenzstadt Peschawar, welche die Sikhs unter Randschit Sing ihnen abnahmen. Dann ist sie in die Gewalt der Engländer gefallen, welche mit Recht großes Gewicht auf den Besitz einer Festung legen, die im Norden das Pendschab deckt und andererseits die Straße nach Kabul eröffnet. In der Gewalt einer mit Rußland verbündeten Macht würde sie für das britische Indien bedrohlich sein. Auch mit dem Chan von Chiwa hatte Nikolaus sich ins Einvernehmen gesetzt; jener sollte viertausend Mann stellen und außer dem Beuteantheil und Geldunterstützungen Beideplätze in der Kirgisensteppe erhalten. Mit dem Emir von Buchara war gleichfalls unterhandelt worden, und der Zug konnte beginnen, wenn der Schah von Persien sich zur Mitwirkung verstand. Nasreddin hat längere Zeit geschwankt; zuletzt überwog die Besorgniß, daß die Engländer ihm seine Südprovinzen am Persischen Meerbusen abnehmen könnten.

Beide Großmächte herrschen über ein buntes Gewimmel von Völkerschaften, deren viele sich auf einer niedrigen Entwickelungsstufe befinden und manche als „Wilde" bezeichnet werden können. Beide rühmen von sich, daß sie die europäische Civilisation zu verbreiten bemüht seien. Wir gehen auf die Bestrebungen der Engländer in Indien hier nicht ein und bemerken nur, daß die Kluft zwischen Briten und Hindus eine weitklaffende ist; sie wird wohl niemals ausgefüllt wer-

Digitized by Google

Nach erfochtenem Siege.

Digitized by Google



Nach der Niederlage.

Digitized by Google

den können. Die Engländer haben dem Kindsmord und den Weiberverbrennungen gesteuert und auch sonst, soviel sie irgend vermochten, althergebrachte barbarische Gebräuche abgeschafft. Rußland herrscht in Asien zwar über ein ungemein ausgedehntes aber sehr schwach bevölkertes Gebiet, denn die Gesammtzahl seiner Unterthanen erreicht noch nicht die Ziffer von acht Millionen. Unter diesen befinden sich viele Steppen-, Jagd- und Fischernomaden. Der russische Bauer und Kosack, der selber noch auf keiner höhern Stufe der Gesittung sich befindet, kann sich mit diesen Nomaden, zu welchen er im gewissen Sinne eine Art von Uebergang bildet, besser befreunden und zu einem Verständnisse gelangen, als der Engländer gegenüber dem Hindu, weil der Abstand nicht eben groß ist.

Den Mohammedanern in Turkestan gegenüber bleibt der Sachverhalt allerdings ein anderer, weil dem Islam mit seinen fanatischen Mollahs nicht beizukommen ist und die Vorschriften des Koran streng befolgt werden. Die Kluft zwischen Christen und den Anhängern des Propheten von Mekka ist da; die letzteren gehorchen den „Ungläubigen" nur, weil und so lange sie müssen. Aber die Civilisation des Abendlandes wirkt doch auf sie ein und Rußlands Fortschritte kommen allerdings der Sittigung zu gute. An die Stelle ungezügelter Willkür tritt ein zwar strenges aber geordnetes Regiment; die Unterthanen sind nun nicht maßlosen Gelderpressungen ausgesetzt, sondern zahlen eine genau festgestellte Steuer und nicht mehr. Personen und Eigenthum sind geschützt und so erklärt sich, daß die Bewohner der Städte, ungeachtet ihrer religiösen Abneigung gegen die Ungläubigen, die neue Ordnung der Dinge sich gefallen lassen; auch halten die Russen sich vom Proselytenmachen fern, das Mohammedanern gegenüber ja auch auf sehr geringen Erfolg rechnen könnte, während es die Landeseingeborenen nur erbittern würde.

Die Kriege der Turkestauer unter einander wurden mit einer wilden und zugleich raffinirten Barbarei geführt. Man säbelte verwundeten oder auch gefangenen Feinden die Köpfe ab, die als Trophäen dienten, und manchem russischen Soldaten ist von Turkomanen und Oezbegen (Usbeken) die Kehle abgeschnitten worden. Unsere Illustrationen, die von Verschitschagin gezeichnet worden sind, veranschaulichen diesen abscheulichen Brauch, dem die Russen ein Ende gemacht haben. Auch die Sklaverei ist von ihnen beseitigt worden, und im Laufe der Sommer- und Herbstmonate wurden viele tausend befreiete Perser in ihre iranische Heimath zurückbefördert. Chiwa war der Hauptsklavenmarkt in Mittelasien; so lange dort auf Absatz zu rechnen war, trieben die Turkomanen den Menschenraub als ihr Hauptgewerbe, und die Raub- und Plünderungszüge in die Grenzprovinzen Persiens dauerten unablässig fort. Nun haben auch jene Turkomanen, welche die Wüsten und Steppen zwischen dem Kaspischen Meere und dem Amu durchstreifen, die Uebermacht der Russen auf eine sehr empfindliche Weise kennen gelernt und derbe Züchtigungen erfahren. Raubzüge nach Chorassan würden fortan keinen Nutzen bringen, da nun in Chiwa weder Sklavenhandel noch Sklaverei geduldet wird. Für genaue Vollziehung der mit dem Chan abgeschlossenen Verträge sorgen die Russen von ihren wichtigen Stellungen am untern Amu aus, und ihr Basall ist überzeugt, daß das Gebiet, welches die Sieger ihm gelassen haben, offen vor den Russen daliegt und daß er völlig in ihrer Gewalt ist.

Als die Russen gegen seine Hauptstadt anrückten, wurde ihm von diesen kund gethan: der Feldherr des siegreichen Feindes werde ihn, den Mehemed Rehim Chan, weder lebendig schinden noch von dem runden Mehemimthurme herabwerfen lassen, er werde ihn nicht einmal als Gefangenen mit einer zehn Pfund schweren Halskette an den Schweif eines Pferdes binden; vielmehr würden die Russen sein gebeugtes Fürstenhaupt mit voller Schonung und Achtung behandeln und der Zar werde ihn unter seinen Schutz nehmen. Darauf hin kehrte er aus der Steppe der Yomut-Turkomanen, wohin er geflüchtet war, zurück und wurde von General Kaufmann freundlich empfangen. Nun ist er Basall des Zars und als solcher geschützt gegen Rebellion und Absetzung *).

In der soeben vom Petersburger Akademiker P. Lerch veröffentlichten Schrift: Chiwa, seine historischen und geographischen Verhältnisse. (St. Petersburg 1873, Verlag der kaiserlichen Hofbuchhandlung, H. Schmidtdorf. 55 Seiten mit einer Karte) finden wir Angaben über die Hofhaltung in Chiwa. Die finanziellen Verhältnisse sind nichts weniger als glänzend; das Volk ist arm, namentlich im nördlichen Theile des bebaueten Landes. Der Handel ist unbedeutend, da die Einwohner geringe Bedürfnisse haben. Die spärliche Einnahme wurde fast ganz für die Besoldung der erbärmlichen Kriegsmacht" und für die Geschenke an die Beamten verwandt. Die Küche des Chans selbst und seiner Frauen und Kinder kostet nicht mehr als 1500 Rubel jährlich. Der Russe Gruschin, der lange Zeit als Gefangener in Chiwa lebte und eine Vertrauensperson am Hofe Mehemed Rehim Chan's war, schreibt: Rinder und Pferde werden schlecht gefüttert, selbst die Rosse des Chans stehen tagelang ohne Futter. Doch das darf nicht Wunder nehmen, wenn man weiß, daß der Chan seinen Frauen das Brot nach dem Gewichte verabfolgen läßt. Viele derselben schicken die Ueberreste ihres Pillaws (Reisbrei) auf den Bazar und kaufen für die eingelösten Groschen Seide und andere Kleinigkeiten. Thee wird im ganzen Palaste nur vom Chan getrunken, meist kalmückischer Ziegelthee, selten anderer. Nur zweimal in der Woche genießt er ihn mit Zucker, seine Frauen und Kinder erhalten niemals Thee. — Knon Resanow erzählt, daß die Mutter des gegenwärtigen Chans „sehr reich gewesen sein müsse, da sie die Reisgrütze, welche sie aus der Küche des Chans erhielt, an ihre Mägde weggab und ihr und der Kinder Mittagsbrot auf ihrem Zimmer selbst bereitete. Die übrigen Frauen des Chans dürfen sich solchen Luxus nicht erlauben; sie leben nothdürftig und schicken die von ihnen gestickten Mützen zum Verkauf auf den Bazar."

*) Wir danken „dem vieljährigen Abonnenten" in Samara, Herrn Dr. J. N., der so freundlich war, uns unterm 24. Juli eine Photographie des Chans zu senden. „Sie ist bis jetzt eine Seltenheit und wurde vom Großfürsten Nikolai Konstantinowitsch hergebracht und hier kopirt." Der Schnitt ist durch Zufall verpfuscht worden.

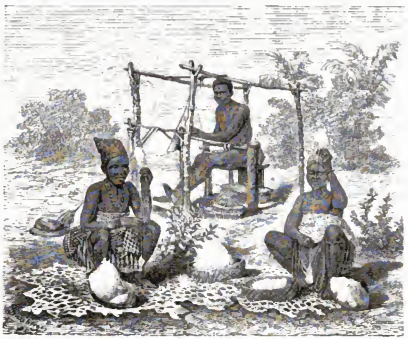
Red.

Digitized by Google

Oberländer's „Weſtafrika".

Das afrikaniſche Forſchungswerk iſt gegenwärtig wieder in lebhaftem Fluſſe begriffen. Soeben hören wir, daß Guſtav Nachtigal nach Bagirmi vorgedrungen iſt, welches vor ihm nur Eduard Vogel erreichte, der dort ſein junges Leben laſſen mußte. Während Nachtigal hofft, Chartum am Zuſammenfluſſe des Weißen und Blauen Nil über Dar-For erreichen zu können und dadurch ein neues Glied in die Kette großer deutſcher Entdeckungen im Süden einzufügen, iſt Gerhard Rohlfs aufgebrochen um von Aegypten aus nach den unerforſchten Theilen der libyſchen Wüſte, namentlich der Oaſe Kufara, vorzudringen. An der Loangoküſte rüſtet ſich die von der deutſchen afrikaniſchen Geſellſchaft abgeſandte Expedition unter Dr. Paul Güßfeldt zur Abreiſe nach dem unbekannten Centralkern Afrikas zu beiden Seiten des Aequators, und die Engländer haben ſowohl von der Weſtküſte unter den beiden Grandy als von der Oſtküſte unter Lieutenant Cameron Expeditionen ausgeſandt, welche demſelben Ziele wie Güßfeldt zuſtreben. Aus dem Gebiete der großen Nilſeen iſt Baſcha Samuel Baker ſoeben nach London zurückgekehrt, während ſeine Landsleute ſich eifrig zum Feldzuge gegen die Aſchanti im Innern der Goldküſte rüſten unter dem Rufe: „Kumaſſi (die Hauptſtadt) muß zerſtört werden!"

So regt es ſich allenthalben auf afrikaniſchem Boden und wir können jetzt mit Zuverſicht vorausſagen, daß noch im Laufe dieſes Jahrhunderts der Schleier von den letzten bisher noch unerforſchten Gebieten des ſchwarzen Erdtheils hinweggezogen ſein wird. Unter ſolchen Umſtänden erſcheint



Spinnende und webende Aſchanti. (Nach einer Originalphotographie.)

es völlig gerechtfertigt, wenn in einem zuſammenfaſſenden Werke für das größere Publicum alles geſichtet und verarbeitet wird, was auf unſere Kunde desjenigen Theiles von Afrika Bezug hat, der gegenwärtig am meiſten in den Vordergrund gerückt iſt, nämlich Weſtafrika. Dieſer Arbeit hat ſich Herr Richard Oberländer unterzogen in einem ſtattlichen mit zahlreichen Illuſtrationen und zwei ſchönen Karten verſehenen Bande, welcher einen Theil von Otto Spamer's Neuem Buche der Reiſen und Entdeckungen bildet*).

Der Herausgeber hat es an Mühe nicht fehlen laſſen den weitſchichtigen Stoff zu ſammeln, zu ſichten und geſchmackvoll zu verarbeiten, ſo daß wir ſeine Arbeit als beſonders geeignet betrachten können, das Intereſſe des größern Publicums am afrikaniſchen Forſchungswerke zu beleben. Und hierauf kommt es jetzt gerade an; ſoll die Arbeit der afrikaniſchen Geſellſchaft nachhaltig gefördert werden, ſo darf derſelben die materielle Unterſtützung des ganzen Volkes nicht fehlen. In dieſes aber dringen Werke wie jenes von Oberländer am leichteſten. Mit beſonderm Danke erkennt der Herausgeber die Dienſte an, welche die 24 bisher erſchienenen Bände des „Globus" ihm geleiſtet haben, einen Dank, den wir hiermit beſtens annehmen und durch die Beſprechung des Werkes erwiedern.

Der erſte Abſchnitt ſchildert Senegambien und das franzöſiſche Reich, das am Senegal ſich aufgebaut hat. Daran ſchließen ſich die immer gern wieder geleſene Geſchichte der Entdeckung des Niger durch den kühnen Schotten Mungo Park, ſowie die Reiſen der Franzoſen Lambert und Mage, mit denen unſere Leſer ſeiner Zeit eingehend bekannt gewor-

*) Weſtafrika vom Senegal bis Benguela. Reiſen und Schilderungen aus Senegambien, Ober- und Nieder-guinea. Herausgegeben von Richard Oberländer. Mit 160 Textabbildungen, vier Tonbildern, ſowie zwei Karten in Farbendruck. Leipzig, Otto Spamer. 1874.

Digitized by Google

den sind. Es folgt Oberguinea mit den Abschnitten: Sierra Leone, dem auffallenderweise Liberia als Unterabtheilung zugerechnet wird, während dieses doch zur sogenannten Pfefferküste gehört und von der britischen Besitzung politisch unabhängig ist. Die Goldküste und Aschanti, das Ewe-Gebiet, Dahome, Joruba, das Nigerdelta und der untere Niger schließen sich an. Die dritte Hauptabtheilung umfaßt Niederguinea und hier sind es namentlich die Franzosen am Gabon, die Reisen von Du Chaillu und Ladislaus Magyar, welche besonders hervorgehoben werden.

Indem wir auf Einzelheiten des Buches eingehen, lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser besonders auf den Abschnitt über Oberguinea, wo der Herausgeber bei der Zusammenstellung seines Werkes die neuesten Quellen tüchtig zusammenarbeitete. Wenn wir jetzt in den Zeitungsberichten vom Kriege der Engländer gegen Aschanti häufig den Küstenstrich Ahanto am Cap der drei Spitzen nennen hören, so haben wir Deutschen dabei ein besonderes Interesse, denn gerade dort lag die Niederlassung der Brandenburger, welche im 17. Jahrhundert der große Kurfürst gegründet hatte. Oberländer behandelt sie ausführlich. Man weiß, wie sehr Friedrich Wilhelm für die Schaffung einer brandenburgischen Flotte und die Errichtung von Colonien begeistert und wie der Niederländer Benjamin Raule hierin sein getreuer Rathgeber war. Schon 1687 waren zwei brandenburgische Schiffe am Cap der drei Spitzen gewesen, wo sie mit den Negern von Ahanta Verträge schlossen.

Durch diese Anfänge ermuthigt, genehmigte der Kurfürst einen ihm unter dem 1. Januar 1682 gemachten Vorschlag, der den Zweck hatte, nach den zwischen dem Grünen Vorgebirge und Angola liegenden Küstenstrichen von den kurfürstlichen Höfen aber von Hamburg und Glückstadt aus Handel zu treiben. Die Gesellschaft erhielt einen Freibrief auf 30 Jahre mit der Einschränkung, daß sie sich stets eine Meile von der Niederlassung Hollands und denen anderer Mächte entfernt halten müßte.

Zusammenfluß des Niger mit dem Benuë.

Zwei Fregatten, „der Kurprinz", Capitän Voß, und „der Moriahn", Capitän Blonk, gingen von der Elbe aus in See, um den vor etwa einem Jahre mit den Negern geschlossenen Vertrag zur Ausführung zu bringen. Die von dem Kurfürsten bestätigte Urkunde war mit goldenen Buchstaben geschrieben. Dieses Document zu überreichen, den Bau der Festung zu betreiben und die Colonisation zu fördern, ward der Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben abgesandt, der schon durch seine Reisen nach Aegypten und dem Gelobten Lande sich im Verkehr mit fremden Nationalitäten bewährt hatte.

Man gelangte nach einigen mühseligen Fahrten und beschwerlichen Wanderungen bei dem Berge Mamfro an, in dessen Nähe das Dorf Pocefon lag. Der Berg schien zur Anlage einer Festung sehr günstig, und es ward ein Grundriß von demselben aufgenommen. Am zweiten Tage wurden die Soldaten zusammenberufen und aufgefordert, sich zum Dienst für die neue Ansiedelung vorzubereiten. Die Bedingungen waren günstig und Alle traten in das Verhältniß von Ackerbau treibenden Colonialsoldaten. Unter dem Donner der Kanonen und dem Schalle der Trompeten und Pauken landeten die Brandenburger in Afrika. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele gingen sie den zur Unterhandlung bereiten Negerhäuptlingen entgegen. Noch im Laufe des Tages wurden mit Hülfe der Eingeborenen sechs dreipfündige Geschütze auf die Spitze des Berges gebracht.

Am 1. Januar 1683 holte Capitän Voß vom „Kurprinz" die große kurfürstlich brandenburgische Flagge vom Bord seines Schiffes, die mit Musik auf den Berg gebracht ward. Die unter dem Gewehr stehende Besatzung empfing sie mit militärischen Ehren, während sie an einer Flaggenstange in die Höhe gezogen ward. Die auf dem Berge stehenden Kanonen salutirten, und am Bord der Schiffe ward der Gruß erwiedert. Den Berg aber taufte Herr von der Gröben in dieser feierlichen Stunde nach dem Namen des Kurfürsten, Groß Friedrichsberg. Als späterhin die Festung fertig war, erhielt sie den Namen Groß-Friedrichsburg.

Man traut mit den Negern auf ein festes, dauerndes

Digitized by Google

Bündniß, was mit einigen Ceremonien geschah. Von der Gröben ergriff eine mit Branntwein gefüllte Schale, die mit Schießpulver angesetzt war, und trank den beiden Negern zu. Diese thaten Bescheid und mit dem Reste wurde den gemeinen Negern die Zunge bestrichen, damit auch diese ein Pfand der Treue hätten. Schließlich wurden Alle reich beschenkt entlassen.

Capitän Blyat trat die Besitzhaberstelle von Groß-Friedrichsburg an. Den ersten Ehrengruß von einer europäischen Macht erhielt die brandenburgische Colonie in Afrika von einem englischen Schiffe, welches, nachdem es seine Kanonen abgefeuert, im Hafen vor Anker ging. Bald darauf ankerte ein dänisches Schiff bei der Festung und erkannte ebenfalls durch seinen Salut die Oberherrlichkeit Brandenburgs an diesem Theil der afrikanischen Küste an.

Mit den Negern ward darauf ein friedlicher Vertrag geschlossen, der, auf Gegenseitigkeit gestützt, allen Theilnehmern ihre Rechte sicherte. Die Neger gelobten dem Kurfürsten unbedingten Gehorsam und erhielten das Versprechen, sie vor den Gewaltthätigkeiten der Holländer schützen, ihnen auch nicht ihre Weiber und Kinder nehmen und verkaufen zu wollen.

Gleich von allem Anfang an hatten die Holländer das Werk der Brandenburger zu stören gesucht; sie protestirten von Handelsneid getrieben gegen dessen Anlage und sandten ihre Agenten aus, um die benachbarten Negerstämme gegen die eben aufblühende Colonie zu hetzen. Allein von der Gröben warf sich den Angreifern mit solcher Energie entgegen, daß die Neger, mindestens tausend an der Zahl, mit lautem Geschrei davon liefen, als die erste sechspfündige Kanonenkugel in ihre Reihen schlug.

So ward der kaum begonnene Krieg mit einem Schlage beendet. Der Bau der Festung wurde möglichst beschleunigt, und als die Colonisation gehörig eingeleitet war, ging von der Gröben mit der Fregatte „Moriahn“ nach Europa zurück, während Capitän Voß mit dem „Kurprinz“ weitere Handelszwecke verfolgte.

Groß-Friedrichsburg, in der Landschaft Arim gele-

Cape Coast Caste.

gen, blieb die vornehmste brandenburgische Ansiedelung an der Küste von Afrika, wenn auch nicht die einzige; die Gegend war vorzugsweise zum Anbau geeignet. Es fand sich daselbst gutes Ackerland. Der Strand war frei von Brandung, so daß daselbst ohne Gefahr gelandet werden konnte. Unter der Zucht der Brandenburger lernten die an diesem Orte sich ansiedelnden Neger den Ackerbau bald auf eine Weise betreiben, die ihren Nachbarn unbekannt war und bedeutenden Nutzen abwarf. Hier zeigte sich bald keine Spur mehr von der faulen Trägheit der umwohnenden Völkerschaften. Alles lebte in rastloser Thätigkeit. Die Bereitung des Salzes, welches den entfernteren Volksstämmen zugeführt wurde, übernahmen die Frauen. In dem Gemeindewesen, das den Geist der heimathlichen Verwaltung athmete, herrschte die musterhafteste Ordnung.

In denselben Jahre ward von den verschiedenen Stämmen, bei denen sich die Brandenburger angesiedelt hatten, eine Gesandtschaft nach Berlin gesendet, die ein unter den Schwarzen angesehener Mann mit Namen Janke befehligte, um dem Kurfürsten zu huldigen und ihm die Unterwerfungsurkunde zu überreichen. Diese Gesandtschaft ward in Berlin mit aller Feierlichkeit empfangen und entlassen.

Es war dem Kurfürsten heiliger Ernst mit dieser Ansiedelung. Ihm war es nicht um bloßen Goldgewinn zu thun, er wollte durch seine Unternehmungen zur See seine Herrschaft ausdehnen und allgemach eine Seemacht heranbilden.

Bis zu seiner Todesstunde verließ den Kurfürsten der Gedanke nicht, den Welthandel für seine Unterthanen nutzbringend zu machen und unter seiner Flagge eine Seemacht zu gründen. Hätte er bei der Kaufmannschaft und bei den Gewerbtreibenden mehr Unterstützung gefunden, so würde er nicht genöthigt gewesen sein, seine Zuflucht zu Fremden zu nehmen. Aber wäre er nur länger am Leben geblieben, so hätte sein fester Wille es doch durchgesetzt, trotz der Empfindlichkeit und Scheelsucht derer, die den großen Brandenburger und seinen kühnen Plan fürchteten.

Wie diese Ansiedelungen nach und nach zerfielen und endlich aufhörten, deutsches Eigenthum zu sein, soll hier nicht berührt werden. Wir trösten uns mit dem Gedanken, daß ein Urenkel des großen Kurfürsten sich an die Spitze des

Digitized by Google

deutschen Seewesens stellte und dieses endlich seiner Bestimmung entgegen führte.

Sehr dankenswerth sind im gegenwärtigen Augenblicke die Zusammenstellungen über Aschanti. Nachdem Oberländer gezeigt hat, wie precär die Stellung der Briten an der Goldküste im gegenwärtigen Augenblicke ist und das vielgenannte Cape Coast Castle geschildert wird, entwirft er ein Bild des mächtigsten heidnischen Negerreichs in Westafrika.

Negerei an der Goldküste.
(Facsimile aus Friedr. Otto von der Gröben's „Guineische Reise". Marienwerder 1694.)

Sehr hübsch sind die nach Originalphotographien (welche die Bremer Missionsanstalt dem Herausgeber mittheilte) entworfenen Holzschnitte. Einen derselben, „spinnende und webende Aschanti", theilen wir hier mit, wozu wir aus dem Werke von Bowdich (Mission von Cape Coast Castle nach Aschanti. Deutsch, Weimar 1820) folgende Erläuterung beifügen: „Der Webstuhl der Aschantis ist nach demselben Grundsatze wie der englische zusammengesetzt. Er wird durch Stricke in Bewegung gesetzt, die man zwischen den Zehen hält; aber das Gewebe ist nie mehr als 4 Zoll breit. Zum Spinnen gebrauchen sie eine Spindel, indem sie dieselbe in der einen Hand halten, und den Faden, an dem ein Gewicht am Ende hängt, mit dem Finger und Daumen der andern Hand drehen. Ihre Zeuge setzen durch Feinheit, Verschiedenheit und Glanz in Erstaunen; es giebt solche, die auf beiden Seiten ganz gleich aussehen. Die weißen Zeuge, die man vorzüglich in Juta und Dagwamba verfertigt, werden zur Trauer mit einer Mischung von Blut und rothem Farbeholze bemalt. Die Muster sind verschieden und nicht übel, und so regelmäßig mit einer Hühnerfeder gezeichnet, daß sie in einiger Entfernung wie ein grober Druck aussahen. Ich habe einen Mann so schnell malen sehen, als ich nur schreiben kann."

Fetischmann der Ewe-Neger. (Nach einer Originalphotographie.)

Recht dankenswerth sind auch die Mittheilungen über das Ewe-Gebiet, das östlich von Aschanti liegt und wobei dem Herausgeber die Berichte der deutschen Missionäre als Grundlage seiner Darstellung gedient zu haben scheinen. Die Bewohner nennen sich Eweawo und betrachten Nobsi als ihren Ursitz. Bei ihnen herrschen verhältnißmäßig geordnete Zustände, wie denn überhaupt die Neger an der Küste Oberguineas vor den Schwarzen Niederguineas durch weniger lose staatliche Organisation sich auszeichnen.

Die höchste Gewalt vereinigt in sich der König des Landes mit seinen Aeltesten, die allein über Leben und Tod verfügen können. Der jemalige König, welcher seinen Rang einer besonders tapfern oder unsichtigen That verdanken muß, residirt in der Stadt Anlo.

Die Gesetze bestehen nur in mündlichen Ueberlieferungen, die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich unter den Bäumen des Marktplatzes. Auf Rechnung des Verurtheilten ergötzen sich nach dem Schluß der Sitzung die Richter an Rum und Palmwein und gehen in später Stunde betrunken nach Hause. Ehebruch, Diebstahl und ähnliche Verbrechen werden mit Geld bestraft, für Mord und Todtschlag ist die Sühne das strengste Vergeltungsrecht. Die Missethäter werden im Freien beerdigt, während die

Digitized by Google

eines gewöhnlichen Todes Gestorbenen in ihren Hütten bestattet werden.

Das höchste Wesen der Ewe-Neger heißt Mawu, der alles Ueberwindende. Mawu hat Alles geschaffen und erhält Alles, indem er das All durchdringt und göttlich macht. Die Naturerscheinungen werden als Theile Mawu's personificirt und als besondere Götter verehrt. Unter diesen obenan steht Dsi, der Himmel mit seinen Erscheinungen als Segenspender und Gerichtsvollstrecker. In den Sternschnuppen erscheint Nukpla, der Kriegsgott, welcher auf seinem Pferde die Wolken durchreitet. Blitz (Nedreso) und Donner (Agtui) sind Vollstrecker der göttlichen Gerichte. Anyigba, die Erde, ist Ernährerin alles Lebendigen. Der Regenbogen ist die Schlange, welche in sich alle Schätze der Erde bewahrt. In der Luft (Yame) hat die feindliche Macht Abosam ihren Sitz, ihr sind eine Menge unreiner Geister unterthan, gegen deren Einwirkung Fetische und Amulete schützen. Die Seele ist unsterblich, der Leib zerfällt nach dem Tode in Nichts; im Todtenreiche sind die Guten von den Bösen getrennt. Erstere können bald wieder Menschen werden, letztere erst nach einem langen Aufenthalt in der Luft und nach einer Wanderung durch verschiedene Thierleiber. Die Fetischmänner (Priester) sind zugleich Wahrsager und Wunderdoctoren und wissen das thörige Volk in allen Dingen ihrem Willen unterzuordnen und sich dienstbar und nutzbringend zu machen.

Schließlich erwähnen wir noch den Abschnitt über das Nigerdelta und den untern Niger. Oberlänber bespricht ausführlich die Nigerexpeditionen, setzt dem verdienten Baikie ein Denkmal und geht auf die Missionsbestrebungen des schwarzen Bischofs Crowther ein, dessen wir im „Globus" so häufig gedachten. Die diesem Abschnitte beigegebenen Abbildungen — wenn wir nicht irren ältesten Jahrgängen der „London Illustrated News" entnommen — gehören zu den instructivsten des Werkes und wir theilen daraus mit freundlicher Bewilligung des Verlegers jene mit, auf welcher der Zusammenfluß des Nigers mit seinem großen Nebenstrome Benue dargestellt ist. Sie ist von dem Berge über dem bekannten Ort Lukodscha aufgenommen, das im Thale liegt; von Osten her wälzt ihm Schlangenlauf der Benue seine Wassermassen her, dessen Quellen, im südlichen Adamaua gelegen, noch unbekannt sind. Am nächsten kam ihnen Heinrich Barth.

Zur besondern Zierde gereichen dem Werke zwei hübsch in Farbendruck ausgeführte Kärtchen von Ober- und Niederguinea (Maßstab 1 : 19,000,000), die aus der neuen geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing in Leipzig hervorgegangen sind und die wichtigsten Reiserouten enthalten.

Amoenitates americanae.

II.

Der Bundesdistrict Columbia, in welchem die Hauptstadt Washington liegt, steht unter unmittelbarer Regierung der Bundesgewalt und der Präsident ernennt die Beamten. Die Verwaltung des Districtes ist eine der schlechtesten in Nordamerika und sie hat binnen drei Jahren denselben mit mehr als zwanzig Millionen Dollars Schulden belastet; ein „Ring von Speculanten" verfügt unter den Auspicien des Präsidenten Grant ganz nach Gutdünken und Belieben.. Ein großer Theil der genannten Summe wurde für Werke öffentlichen Nutzens und Verschönerungen ausgegeben; aber dabei ist entsetzlich verschwendet und betrogen worden. Die Oberleitung hatte Alexander Shepherd als Vicepräsident des Amts für öffentliche Arbeiten. Man hat längst mit Fingern auf diesen Mann als einen notorischen Schwindler und Plusmacher hingewiesen, man hat ihn öffentlich als einen Gauner bezeichnet, und diesen Shepherd ernannte Ulysses Grant zum Gouverneur des Districtes Columbia.

Grant ist überhaupt eine merkwürdige Person; er gefällt sich offenbar darin, den Bürgern seiner Musterrepublik zu zeigen, daß er sie muthwillig verhöhnen kann. Ein Oberst, der die Casse des Kriegsministeriums um 600,000 Dollars defstohlen hat, wird von einem Kriegsgerichte infam cassirt und zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Ulysses Grant aber hat das Begnadigungsrecht; nach wenigen Monaten läßt er den Cassendieb frei und verkehrt mit diesem, der von dem gestohlenen Gelde in Washington ein sorgenfreies Leben führt. Vicepräsident Colfax wurde öffentlich im Congreß überwiesen, daß er sich von einer Eisenbahncompagnie habe bestechen lassen und daß er einen Meineid schwor; Ulysses Grant aber schrieb ihm einen Brief, in welchem er ihm Lob spendet.

Sein brüskes Verfahren ist doch selbst dem „Newyork Herald" zu ausfällig geworden. Dieser hatte seine Wiederwahl unterstützt, jetzt muß er eingestehen, daß dieser Grant ein ganz untauglicher Gesell sei. Der Präsident allein, so sagt er, ist für Shepherd's Ernennung zu tadeln. Man sagt überall: „Hat er den Mann zum Gouverneur gemacht, weil er selbst die öffentliche Meinung so sehr verachtet. Weiß er gar nicht, wie das Volk über den Mann denkt, oder ist es plumper Stumpfsinn, der ihn zu solchem Verfahren bewog?"

Der District Columbia ist völlig außer Stande jene ungeheure Schuld zu bezahlen; es liegt deshalb im Plane des Ringes, diese 20,000,000 Dollars auf die Vereinigten Staaten zu wälzen, und dabei wieder Profit zu machen. —

Die „Newyork Tribune" ist in hohem Grad empört über Grant's Mißwirthschaft. Sie hebt zunächst hervor, daß die ganze Lausbahn seines Lieblings Shepherd „eine lange Reihe von Scandalen" sei und fährt dann in sehr bezeichnender Weise fort: „Es war vielleicht nicht zu vermeiden, daß bei Ausführung der Bauten und kostspieligen Verbesserungen, welche die Behörde für öffentliche Arbeiten unternahm, sehr viele Betrügereien mit unterliefen und daß außerdem Verdacht obwaltet, es seien noch sehr viele Unterschleife vorgekommen. Die Arbeiten sind ja in einer Weise betrieben worden, daß jede Gelegenheit zum Betrug gegeben war. Wir wollen heute nicht untersuchen, in wie weit das Amt der öffentlichen Arbeiten den übeln Ruf verdient, in welchem es steht, so viel aber ist gewiß und kann nicht bezweifelt werden: 1) Daß das Amt für manche Arbeiten unverantwortlich hohe Preise gezahlt hat. 2) Es hat die Verordnungen verletzt, in welchen vorgeschrieben ist, wie die Arbeiten (Contracte &c.) vergeben werden sollen. 3) Es hat ganz enorme Summen verausgabt, mit Verletzung des

Digitized by Google

Gesetzes und weit über die für bestimmte Zwecke bewilligten Summen. 4) Ein großer Theil der von ihm angeordneten Arbeiten ist schlecht ausgeführt worden und es sind dafür übermäßige, ganz übertrieben hohe Geldsummen verausgabt worden. 5) Es hat den Distrikt finanziell in die größte Verlegenheit gebracht und nun steht zu besorgen, daß derselbe Bankerott machen muß.

Gegen diese Anschuldigungen kann nichts eingewandt werden; sie sind unbestreitbare Thatsachen. Außerdem wird behauptet und man trifft damit höchst wahrscheinlich das Richtige, das Amt sei bei den durch dasselbe vorgenommenen öffentlichen Arbeiten derart zu Werke gegangen, daß dabei Shepherd's und anderer Mitglieder Spekulationen in Grundeigenthum vorzugsweise gefördert wurden, die Interessen der Stadt Washington dagegen unberücksichtigt blieben. Ferner: daß betrügerische Zahlungen gemacht worden, nach Art jener in Neuyork, als dort Tweed und Connolly obenauf waren. Shepherd hatte die Oberleitung des Ganzen und man bezeichnete ihn als „Boß des Washington-Ringes" (— Boß ist verdunkelt aus dem deutschen und holländischen Baas = a master workman; auf unseren deutschen Schiffswerften ist der, welcher die Arbeiten zu beaufsichtigen hat, der Zimmerbaas —).

Wir brauchen, so fährt die „Tribune" fort, nicht weiter zu untersuchen, ob Herr Shepherd ein Spitzbube und Halunke (rascal) oder nicht. Wir haben keine Beweise, daß er es sei und wir wollen ihn nicht anklagen. Aber in dem Departement, welches unter seiner Leitung stand, sind sind schwere Missethaten verübt worden, und auf ihm ruht der Verdacht, daß er dieselben gefördert habe. Das allein hätte genügen sollen, ihn nicht in eine höhere amtliche Stellung zu bringen. Ein öffentlicher Beamte soll nicht bloß frei von Vergehen sein, sondern es sollte nicht einmal Verdacht auf ihm ruhen. Wenn man ein Amt einem Menschen anvertraut, dessen Ruf beschmutzt ist, dann giebt die Gewalt, welche ihn ernennt, zu erkennen, daß sie Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit nicht für die ersten Bedingungen hält, welche bei der Verleihung einer Regierungsstelle maßgebend sein sollen. Sie (— die Gewalt, welche die Stellen vergiebt, d. h. Grant —) giebt durch ein solches Verfahren kund und erklärt damit, daß die laxen Begriffe von Moral, die schmutzige Habsucht, der Diebstahl und der Betrug, die unser öffentliches Leben schänden und unser politisches System mit dem Untergange bedrohen, — daß das Alles trivviale Dinge sind in den Augen unseres höchsten Beamten (— des Präsidenten Grant —), welcher doch dem ganzen Lande ein gutes Beispiel geben sollte. Wir dürfen unsere Augen vor der Wahrheit nicht verschließen. Wir befinden uns in großer Gefahr, denn immer stärker wird der Einfluß einer niedrigen, gemeinen, schmutzigen, ganz gewissenlosen Classe von Menschen, welche aus der Politik ein Handwerk machen um zu stehlen so viel sie nur können, welche im Congreß und in den Legislaturen der Einzelstaaten sitzen um ihre Stimme zu verkaufen, auf der Richterbank sich erkaufen lassen und ungerechte Urtheile fällen und in Wallstreet sich umher treiben, um ihre Nebenmenschen zu beschwindeln. Da ist Butler (— der berüchtigte „Löffel- und Fortepiano-Dieb" —) mit dem Schwarme niederträchtiger Gesellen, welche ihm anhängen; da war Oakes Ames mit seinem Gefolge meineidiger Congreßmitglieder; da sind Tweed und Consorten, diese Diebe die Stutzer spielen und sich mit Juwelen behängen, da war Fisk mit seinen Courtisanen, da ist Gould mit den übrigen Börsenspielern. Diese alle sind Typen der wirklich „gefährlichen Classen" in Amerika!

Wir wenden uns nun nach Washington und möchten sehen was der höchstgestellte Mann im Lande thut, um uns zu retten, und was finden wir?

Ein in dem Creditmobilierschwindel schwer gravirter Congreßmann ist jüngst zum diplomatischen Vertreter (nach Japan) ernannt worden. Der Mann, welcher den Salairdiebstahl (— Back pay, welcher jedem Congreßmitgliede für eine abgelaufene Session 5000 Dollars extra bewilligte, den „Salary grab", wodurch 840,000 Dollars in die Taschen der Gesetzgeber und Volksvertreter wanderten —) guthieß, dieser Mann (— der „Löffelbieb" Butler —), ein Urbild eines aller Ehre baren Demagogen, der allergemeinste Mensch im Congresse, steht im Weißen Hause (— der Wohnung des Präsidenten —) in hoher Gunst, und der Präsident gab sich alle mögliche Mühe ihn zum Gouverneur des Staates Massachusetts zu machen, wogegen jedoch die loyalen Republikaner mit Unwillen sich aufsehnten. Murphy (— ein anderer Günstling Grant's —) freilich mußte sein Amt im Neuyorker Zollhause aufgeben, als seine betrügerische Mißverwaltung offen dargelegt worden war; aber auch er (— wie der meineidige Colfax —) erhielt ein warmes Anerkennungsschreiben vom General Grant, welcher nun diesen Shepherd zum Gouverneur des Districts Columbia ernannte, einen Mann, gegen dessen Amtsführung im Congresse selbst Anklagen erhoben wurden, die dort zwar nicht erwiesen aber auch nicht als unbegründet anerkannt worden sind.

In ironischer Weise führt die „Tribune" fort: „Es versteht sich, daß General Grant nicht daran gedacht hat, etwas Unehrenhaftes zu thun; ohne Zweifel glaubt er, Herr Shepherd sei ein rechtschaffener Mann, der mit Unrecht angeschuldigt werde, und deshalb giebt er ihm ein höheres Amt, um ihm sein Vertrauen zu bezeigen und die, welche ihn beschuldigen und tadeln, zum Schweigen zu bringen. Er hat ja Aehnliches auch schon früher oftmals gethan, wie denn überhaupt sein ganzes Betragen und Verfahren merkwürdig kennzeichnend ist. Wenn irgend ein Günstling Grant's von Seiten des Publicums Mißbilligung erfährt, so glaubt der Präsident anfangs das nicht, nachher wird er obstinat und zuletzt setzt er den Trotzkopf auf! In dieser Devotion für seine Freunde liegt wohl etwas Chevalereskes? Aber hat denn General Grant ein Recht seine persönlichen Freunde mit Staatsämtern zu belohnen? Die Aemterverleihung ist kein Accident der Präsidentschaft, sondern sie ist ihm von der Nation anvertraut worden, damit er sie lediglich im Interesse des Volkes ausübe. Ein Präsident, der Amtsverleihungen aus der Rocktasche zieht, um mit denselben seinen persönlichen Freunden Trost dafür zu spenden, daß sie die öffentliche Achtung verwirkt haben, verfährt wie Monarchen, die Frauenzimmer, welche die Ehre verloren hatten, mit Adelstiteln begnadigten. Und wir betonen, daß die Beförderung eines Beamten, welcher als des Vertrauens unwürdig befteht, von arger Demoralisation Zeugniß abgiebt. Sie zeigt, daß der Präsident keinen richtigen Begriff von seiner Verantwortlichkeit hat und eben so wenig Sorge dafür trägt, sein amtliches Leben rein zu erhalten." —

Man sieht: sacit indignatio versum. Aber die Yankeepolitiker sind in moralischer Beziehung so dickfellig, daß eine solche Philippica sie weiter nicht berührt; sie setzen ihr schmähes Geschäft mit ungeschwächtem Mitteln fort und kümmern sich nicht um das Murren der Bürger in ihrer Musterrepublik. Nachdem im vorigen Congresse aus der ganzen Horde der Gauner und Diebe kaum ein halbes Dutzend zu Sündenböcken auserkoren wurden, denen übrigens für ihre Missethaten keinerlei Strafe zuerkannt wurde und die sich aus der ihnen lastenden Ehrlosigkeit weiter nichts machen, hat nun die herrschende Grantpartei öffentlich verkündet, daß im nächsten Congresse weiter keine Untersuchungen wegen Betrugs, Bestechlichkeit, Wahlfälschungen ꝛc. angestellt werden sollen. Das ist logisch,

Digitized by Google

denn alle solche Untersuchungen führen zu nichts; die Grantpartei hat die Mehrheit, wenige in ihr haben reine Hände und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, ein Dieb bringt den andern nicht gern an den Galgen. Naiv ist der Grund, welchen die Grantleute angeben, um alle etwaigen Anträge auf Untersuchungen im Congresse abzulehnen; das Volk sei nämlich derselben satt und müde („the people are tired of investigations"), und Senator Morton, Grant's Hauptathgeber, hat erklärt: „Eine so vortreffliche und rechtschaffene Staatsverwaltung wie die unsere giebt es auf dem ganzen Erdball nicht wieder."

Die Partei der „liberalrepublikaner", welche sich von den „Grantmamelucken" getrennt hat, verlangt aber Untersuchungen. Sie will zunächst den Richter Durrell, einen „notorischen Trunkenbold, der im Rausche willkürliche Richtersprüche abgiebt", und noch einige andere Lieblinge Grant's, den „Lobbyisten" Sherman und den „corrupten" Delahay, die gleichfalls Richter sind, unter Anklage gestellt wissen. Die Betrügereien im Districte Columbia sollen untersucht werden, trotzdem Grant sie durch sein ganzes Verfahren beschönigt; die Rechnungen des Schatzamts sollen genau geprüft werden, ebenso die Betrügereien im Departement der inneren Steuern, wo man den Dieben durch die Finger sah, bis diese entflohen. In St. Louis sind die Postbeamten gezwungen worden, Geld herzugeben, damit man Grant pomphaft bewillkommnen könne; die Importeure in Neuyork sind von Seiten der Regierung beeinträchtigt und mißhandelt worden; der Scandal der Bevollmächtigten bei der Wiener Ausstellung soll rücksichtslos bloßgelegt werden. Die Sitze im Senate werden schamlos gekauft und verkauft; also verlangt man, daß an den Pranger der Oeffentlichkeit geschlagen werde, wer das verdient! Und so fort in langer Reihe.

Schilderungen aus Calcutta.

Von einem Deutschen.

VI.

10. Manmohini.

Jetzt war die letzte Gelegenheit, etwas über Gangaprem's Verwandte zu erfahren, also:

„Sagen Sie, lieber Babu, ich habe ja heute Ihre Frau nicht gesehen; ich hatte gehofft auch sie kennen zu lernen."

„Das ist wahr, ich habe um Verzeihung zu bitten, daß ich meine Frau noch nicht entschuldigte; sie ist seit geraumer Zeit unpäßlich und genöthigt im Zimmer zu hüten."

„Ah, das thut mir wirklich leid, das ist wohl auch die Ursache der Trauer Ihrer Schwägerin? Ich glaubte wenigstens deutliche Spuren eines Kummers in ihren Zügen zu lesen."

„Sie haben da ganz Recht gesehen, ach ja, die arme Manmohini (so hieß sie also) hat allerdings recht viel zu tragen."

„Sie machen mich in der That neugierig, darf ich, ohne indiscret zu erscheinen, fragen, was Ihre liebenswürdige Schwägerin so traurig macht?"

Gangaprem wartete einige Augenblicke, sah mich darauf an und sagte endlich:

„Ihrer Theilnahme und Verschwiegenheit darf ich ja versichert sein. Wissen Sie also, daß ich einen ältern Bruder habe, welcher ein blühendes Geschäft in Kaschmir besitzt. Manmohini's Eltern und die unserigen gehörten derselben Kaste an und waren sehr befreundet mit einander. Wie das nun unter uns Hindus gebräuchlich ist, kamen beide Familien überein, ihre erstgeborenen Kinder mit einander zu verheirathen. Mein Bruder wurde daher schon als Kind mit Manmohini, welche noch jünger war als er, verlobt. Als beide erwachsen waren, wurden die Hochzeitsfeierlichkeiten mit großer Pracht begangen und das junge Paar lebte nach alter Sitte als Kinder in unserm Hause. — Die Geschäftsverbindungen unserer Firma erstreckten sich damals bis nach Kaschmir, und der Vater beschloß nach einigen Jahren, meinen Bruder dahin zu senden um dort ein Zweiggeschäft unseres Hauses zu gründen. Seine Frau blieb natürlich unterdessen bei uns zurück. Unser Vater starb. — Mein Bruder führte sein Geschäft in Kaschmir fort und ich übernahm die Leitung der hiesigen Angelegenheiten. Sie wissen, wie ich zu dem Entschluß kam, meine Religion mit der christlichen zu vertauschen. Meiner Schwägerin konnte unmöglich die Umwandelung unserer Gesinnung verborgen bleiben. Ich enthielt mich jedoch gewissenhaft jeder Einwirkung auf sie. Doch auch ihr Glaube an den Hinduismus wurde erschüttert durch die Bemühungen einer jungen Engländerin, welche eine eifrige Arbeiterin in der Zenanamission ist (eine von europäischen Damen unternommene Mission zur Civilisirung und Christianisirung der Hindufrauen aus den höheren Ständen). Mein Entschluß, Christ zu werden, wurde in Missionskreisen viel besprochen, und machte die Missionäre auf uns aufmerksam. Viele besuchten uns, unter anderen auch Miß C. Sie lernte meine Schwägerin, welche bis dahin streng abgesondert in ihren Frauengemächern gelebt hatte, durch Premsundri's Vermittelung kennen, und versuchte alle Mittel, sie zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Ich merkte ganz gut, was vorging und mir bangte vor der Zukunft. Ich wußte, mein Bruder würde eine Hindufrau, nicht eine Christin von meiner Hand fordern. Mein Gewissen und meine Ueberzeugung verboten mir aber, Manmohini auch nur das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. Erkannte sie die Wahrheit der christlichen Religion, so durfte ich am allerwenigsten sie hindern, dieselbe anzunehmen. Ich verhielt mich also vollständig neutral, und ließ die Sache sich selbst entwickeln. Eines Tages erschien sie in meinem Zimmer, entdeckte mir ihren Herzenszustand und bat mich, zu rathen, zu helfen. Es war eine der schwersten Stunden, die ich erlebt. — Sie liebte meinen Bruder von ganzem Herzen und wußte sich in demselben Maße von ihm geliebt, und doch durfte sie sich nicht verhehlen, daß das Geständniß ihrer Sinnesänderung das Ende ihrer Ehe einschließe, denn mein Bruder war durch und durch orthodoxer Hindu.

Die Entscheidung kam eher, als wir es vermutheten. Der Bruder schrieb mir, daß er sich zur Reise nach Calcutta rüste um seine Frau abzuholen, da nun in Kaschmir für

Digitized by Google

ihren Aufenthalt Alles bereit sei. Ich wagte kaum, der armen Mammohini, deren Gesundheit in Folge der aufreibenden Seelenkämpfe zu leiden anfing, diese Nachricht mitzutheilen. Sie eertrug sie ruhiger als ich erwartet hatte, der entscheidende Schritt mußte doch früher oder später geschehen. — Der Tag, an welchem ihr Mann eintreffen sollte, kam, aber der letztere erschien nicht. Am nächsten Morgen jedoch erhielt ich ein Billet, in welchem er mir seine Ankunft in Calcutta mittheilte und mich einlud, ihn im Hause unseres Oheims, wo er abgestiegen sei, zu besuchen. — Ich entnahm daraus, daß er Alles erfahren habe. Er wollte nicht in das Haus eines Abtrünnigen kommen, er durfte nicht an meinem Tische sitzen und mit mir essen, weil er dadurch seine Kaste verloren hätte. Ich ging, aufs Aeußerste gefaßt. Mein Bruder sagte mir, daß er schon unterwegs durch Reisegefährten von meinem Abfall gehört, und nun noch vom Oheim erfahren habe, daß sein Weib, seine einzig geliebte Mammohini, den Glauben ihrer Väter, ihres Mannes verleugnen wolle.

Erlassen Sie mir eine Schilderung der traurigen Scenen welche nun folgten. Der Kampf, welchen mein Bruder zu bestehen hatte, war nicht geringer als der, welchen seine Frau schon seit Monden durchgekämpft. Seine tiefe Liebe für Mammohini trieb ihn, zu ihr zu eilen und sie, das Weib, die Göttin in seine Arme zu schließen, die Gesetze des Hinduismus, die Anforderung seiner Kaste aber verboten ihm eine aus der Kaste Verstoßene, eine unrein Gewordene sein zu nennen. Er ließ Mammohini rufen. Bei ihrer aufrichtigen Liebe zu einander beschwor er sie, ihren neuen Ansichten zu entsagen, sich wieder in die Kaste aufnehmen zu lassen und ihm zu folgen.

„Ach ja," erwiederte sie, „ich liebe Dich mehr denn je, ich will Dir folgen wohin Du auch gehst, als Deine Magd will ich Dir dienen, mein Leben geb ich für Dich hin, aber laß mir meinen Glauben, denn ich fühle es, er ist der wahre. Lerne ihn kennen, und Du, der Du so edel bist und nur das Wahre suchst, wirst selbst gestehen, daß ich Recht gethan, und meinem Beispiel folgen." — Ich glaubte schon der Widerstand meines Bruders sei gebrochen, er wandte sich zu ihr hin — doch der Gedanke an seine Stellung, seinen Reichthum, sein strenggläubiger Sinn überwogen die Mahnungen seiner Liebe — der Hindu überwand den Gatten. Er verhüllte sein Haupt und mit den krampfhaft hervorgestoßenen Worten: „Mammohini, Du kannst mein Weib nicht sein!" verließ er das Gemach. Meine Schwägerin brach ohnmächtig zusammen. —

Nach zwei Tagen hörte ich, daß mein Bruder Calcutta verlassen. Weder ich noch seine Frau haben ihn wieder gesehen. Mammohini lebt, wie Sie gesehen, still und zurückgezogen in meinem Hause. Die Hoffnung, daß ihre Liebe endlich doch den Sieg über die heidnischen Vorurtheile ihres Mannes davon tragen werde, giebt ihr die Kraft, die Kummerlast zu tragen, — denn wenn sie auch Christin geworden, so ist sie doch ein ächtes Hindoweib geblieben, deren ganzes Leben aufgeht in der Liebe zu ihrem Mann. —

Sie können nun verstehen, warum sie so traurig ist und so sinnend in die Ferne sieht. Sie trauert um ihr untergegangenes Glück, und blickt im Geiste nach dem fernen Thale Kaschmirs, wo ihr Geliebter weilt." —

Gangaprem schwieg. Mich aber hatte das eben Gehörte tief ergriffen, eine unaussprechliche Hochachtung vor dieser edlen Bengalin, welche ihrem Glauben ihre Liebe opferte und doch nicht aufhörte zu lieben, erfüllte mich. — Ich fühlte, daß ich im Augenblick nicht gefaßt genug sein würde, sie wiederzusehen, ohne zu verrathen, daß ich ihr bitteres Leid kenne. Als wir daher kurz darauf vor Gangaprem's Hause hielten, bat ich ihn, mich bei den Damen zu entschuldigen und fuhr nach Hause. —

Die imaginären Geschäfte, welche ich bei meinem Nachmittagsbesuch vorgeschützt hatte, waren unterdeß leider zur Wahrheit geworden. Briefe, welche während meiner Abwesenheit angekommen, nöthigten mich, Calcutta rasch zu verlassen. — Denselben Abend noch führte mich der Eilzug dem Norden Indiens zu. —

Nachschrift. Als ich längere Zeit nach dem oben Erzählten wieder nach Calcutta kam, benutzte ich eine freie Stunde, um Gangaprem zu besuchen. Er war gestaltet. Preunfundri, welche jetzt Mary hieß, war die glückliche Frau eines eingeborenen Geistlichen und Mammohini eben im Begriff, mit ihrem Manne nach Kaschmir zu reisen. Die Liebe hatte endlich doch gesiegt und ihn zum zweiten Mal nach Calcutta getrieben. Er war zwar dem Christenthum immer noch abgeneigt, hatte aber, weil er ohne seine Frau nicht leben konnte, schließlich seine Kaste gebrochen und der treuen Gattin ihren Platz an seinem Herzen wieder eingeräumt. Ich nahm aufrichtigen Antheil an ihrer Freude, sandte Grüße an Mary, und reiste weiter. O. Flex.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. G. Nachtigal in Wadaï.

So ist es unserm kühnen und unternehmenden Landsmanne doch geglückt in Wadaï einzudringen, also in ein Land, über das wir noch so wenig wissen, das vor Eduard Vogel, der dort sein junges Leben gelassen hat, kein Europäer betrat. In einem Schreiben aus der Landeshauptstadt Abuschehr vom 3. Juli hat er dem Freiherrn Heinrich von Maltzan ausführlichen Bericht erstattet. Der Brief gelangte durch außerordentliche Gelegenheit schon am 15. October nach Tripolis und ist in der „Kölnischen Zeitung" vom 31. October veröffentlicht worden.

Nachtigal wußte nicht, wann er von Abuschehr werde weiter reisen können, weil in Tar Fur ein Regierungswechsel stattgefunden hat und verschiedene Thronbewerber einander gegenüberstehen.

Ich bin, schreibt er, durch alles dies außerordentlich geniet, denn ich kann eben nichts thun, als geduldig abwarten. Ist officielle Nachricht von der Thronfolge Beahim's eingelaufen, so reise ich ab, selbst mitten in der Regenzeit, die vor teil etwa zehn Tagen begonnen hat. Und sollte Hassaballah oder Bosch oder Saifeddin (das sind die drei Brüder Hassin's, die bewnhge ihrer Macht und ihres Ansehens etwa auf die Heerschaft Anspruch machen könnten) die Heerschaft an sich gerissen haben, so ziehe ich in etwa einem Monat mit einer Karawane, welche Elfenbein und Steuerkameleden des Sultans Ali nach Aegypten führt, nach Djalo und Tripolis. Für mich wäre Fur wünschenswerther; denn abgesehen davon, daß der Weg viel bequemer und weniger anstrengend ist und ich des Körpers Kraft und Energie entbehre, so erfordert der Weg nach Norden dreimal so viel Kameele als der östliche, und das ist bei meinen

Digitized by Google

Mitteln nicht gleichgültig. Hier bei Hofe wünscht man einen der Söhne des Verstorbenen zum Thronfolger, und nicht die Brüder.

Was den Fremden hier vorzüglich frappirt, ist die Rohheit der Einwohner, die Armuth des Landes und die Vorzüglichkeit der Regierung Sultan Ali's. In Mangel an Gesittung steht in der That der Einwohner von Wadai weit hinter dem von Bornu zurück, sowohl durch gemüthliche Rohheit, als durch den Mangel an aller Kunst und Industrie. Die einfachsten Hausgeräthe aus Kürbisschalen und dergleichen Sachen zeugen von einem Mangel an Geschicklichkeit, einem Mangel an Schönheits- und Kunstsinn, der die Einwahner in dieser Beziehung auf die niedrigste Stufe stellt. Ihre Strohhütten sind bedauerlich weit von praktischer und künstlerischer Vollendung entfernt, und die Heiden südlich von Baghirmi übertragen sie in dieser Beziehung weit. Jetzt, wo Sultan Ali eine beträchtliche Anzahl Baghirmi-Leute hier eingeführt hat, werden die Wadawi vielleicht etwas lernen, doch vorläufig ist die Construction von Thonwohnungen noch fast ganz in den Händen von Kotoko- oder Baghirmi-Leuten. Den Thon mit Wasser anzurühren, hinlänglich mit Kies und Strohabfall zu mischen und endlich eine einfache gerade Mauer aufzuführen, sollte man meinen, erfordere keinen großen Aufwand von Verstand und Geschicklichkeit, doch der eigentliche Wadaimann ist dem fetten gewachsen. Dabei ist er gewaltthätig, streitsüchtig, grausam, besonders unter dem Einflusse der Merissa, deren Mißbrauch an der Tagesordnung ist. Diese Eigenschaften mit seinem Stolz und seinem Hasse gegen Fremde würden den Handel mit der Küste bald beendigen, wenn nicht die kraftvolle Regierung des jetzigen Herrschers wäre. Und noch jetzt erzeugt die Merissa und die Vorliebe für Liebesintriguen fast täglich Mord und Todtschlag. Die Gewebe (Tokoki) sind von entsetzlicher Grobheit und nur einzelne Stämme zeichnen sich durch ihre Kunst, feinere Gewebe zu machen, aus. Mit diesem Mangel an Kunst und Industrie hängt wohl die Armuth des Landes zusammen und die Thatsache nur zum Theil aus dem Mangel an Productivität des Landes selbst. Doch leiden viele Theile des Landes an Wassermangel, und wenn auch überall genug Regenhöhe producirt wird, so ist das Land doch weit entfernt, ja verschiedenartige und vielfache Producte zu liefern, als Bornu. Die Pferde sind rar und kümmerliche Repräsentanten ihrer Race. Rindvieh, Schafe und Ziegen sind zahlreich vorhanden, doch gelingt es hier in Abuschehr Niemandem, auch nur ein Maß Milch zu kaufen. Das Kameel hat sich hier besser acclimatisirt als in Bornu. Der Markt in Abuschehr, der Residenz, hat nicht den zehnten Theil der Bedeutung des täglichen Nachmittagsmarktes in Kuka, gar nicht zu reden vom großen Wochenmarkte ebendaselbst. Vom auswärtigen Handel sind Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern zu erwähnen, doch sind diese Artikel nur spärlich auf dem Markte vertreten. Der Handel mit der Außenwelt ist in den Händen der Mobjabra und der Djellaba (Nyal et bahar); jene führen über Djalo nach Aegypten aus, diese nach Fur. Weder jene noch diese sind große Kaufleute. Hat Jemand über einige Mittel zu verfügen, so muß er gleich zwei oder drei Jahre bleiben, um sie verwerthen zu können. Daß die Mobjabra ihren Weg hierher genommen haben, liegt nur in der schlaffen Regierung Bornus und der strammen, die Sultan Ali eingeführt hat. Hier kann es, Dank diesem Herrscher, nicht vorkommen, daß Jemand eine Schuld nicht bezahlt oder Jemanden um das Seinige betrügt. König Ali ist von unerbittlicher Strenge. Der Tod ist die Strafe, welche auf den meisten Vergehen steht, denn durch eine geringere Strafe würden sich die Leute nicht abschrecken lassen. Diebstahl, Ehebruch, Feigheit vor dem Feinde u. s. w., wenn sie vor den Sultan kommen, ziehen den Tod nach sich, oder man entmannt die Schuldigen oder schneidet ihnen Nase, Ohren, Gliedmaßen und dergleichen ab. Erst seit zwei Jahren wagen die Araber, frei herum zu gehen, wenigstens Nachmittags, und ich wurde in Bornu von allen Sachverständigen vor meiner Abreise dringend gewarnt (sogar von Othman [Djellabu], dem Boten Sultan Ali's, der mich hierherführte), doch niemals meine Wohnung zu verlassen. Das ist nun freilich anders und ich gehe frei herum, besuche meine Kranken, reite auch wohl einmal um die Stadt u. s. w. Doch alles dies nur Dank der heilsamen Furcht, welche Sultan Ali seinen Unterthanen einzuflößen gewußt hat. Sollte er einmal nicht mehr sein, so wäre mein Leben wohl keinen Tag sicher, und es würde keinem Araber einfallen, Nachmittags von 4 Uhr ab, wo die Merissawirkung am heftigsten zu Tage tritt, seine Wohnung zu verlassen.

Kurz, Sie begreifen, der Aufenthalt hierselbst ist zwar vorläufig ein sicherer, doch durchaus kein gemüthlicher, und ich sehne mich von Herzen danach, meinen Weg fortsetzen zu können. Meine Bestrebungen, zu Vogel's Nachlaß an Notizen und Tagebüchern etwas zu erlangen, sind bis jetzt erfolglos geblieben. Da Sultan Ali jede Kenntniß eines solchen Ereignisses officiell abgeleugnet hat, mischt er sich schwerlich in die Auffindung seiner Papiere; wenigstens wende ich mich an ihn erst, wenn die übrigen Mittel erfolglos bleiben werden. Er wurde im Hause der Ngid des Mohammed Hingerichtet und die Hinterlassenschaft unseres unglücklichen Landsmannes an Mohammed Scherif, Vater Sultan Ali's, ausgeliefert, blieb aber zum Theil, besonders was Bücher und Papiere betrifft, am Orte der Exekution, den er ja auch bewohnt hatte.

Ich habe vor einiger Zeit mit nach Norden ziehenden Mobjabra Briefe abgeschickt, unter Anderen an Bastian und Rohlfs geschrieben; doch wußte ich derzeit noch nichts über Fur. Die Nachricht über Fur also wollen Sie gütigst einmal an Dr. Bastian gelangen lassen. Dieser Brief wird Deutschland übrigens nur jenen erreichen, welche wer weiß wie lange in Djalo und Benghazi liegen bleiben werden, während dieser schnell nach Murzuk und Dank der Kameelpost auch ohne Aufschub nach Tripolis gelangen wird.

Neue Reisewerke in englischer Sprache.

Folgende wichtige Reisewerke sollen im Laufe des Winters in London erscheinen. The Heart of Africa, or three years Travels, Discoveries and Adventures in the unexplored Regions of the Centre of Africa. By George Schweinfurth. Unser Landsmann erhält, so viel wir wissen, 2000 Pf. St. Honorar für dieses wichtige Werk, eine Summe, die ihm kaum ein Buchhändler auf dem Continent dafür geboten haben wird. Es soll zwei Bände mit Karten und 130 Holzschnitten umfassen. — Capitän Markham, der im vorigen Sommer im arktischen Inseigewirr Nordamerikas war, giebt heraus: A Whaling Expedition to Baffins Bay and the Golf of Boothia. Er verspricht auch die Mittheilung neuer kartographischer Aufnahmen. — Von Capitän Butler, dessen Werk über das „große einsame Land" wir ausführlich besprachen, erscheint: The wild North Land, a winter journey with dogs across Northern Northamerica. — Frank Vincent veröffentlicht: The Land of the white Elephant, Reisen in Birma, Siam, Kambodscha und Cochinchina. Endlich ist von Th. J. Hutchinson angekündigt: Two years in Peru with explorations of its antiquities. — Bei unserm Landsmann Nikolaus Trübner in London erschien: Bellew, From the Indus to the Tigris, a narrative of a journey through the countries of Balochistan, Afghanistan, Khorassan and Iran 1872, nebst Grammatik und Wörterbuch der Brahoe-Sprache. Bellew machte auch zwischen Indus und Tigris zahlreiche Höhenmessungen und meteorologische Beobachtungen, so daß wir reiche Ausbeute für die Wissenschaft in seinem Werke finden dürften.

Aus Brasilien.

Die Regierung Brasiliens ist in Bezug auf die Systeme, welche sie in der Einwanderungsangelegenheit befolgt, mit beispiellosem Unverstande zu Werke gegangen und hat

Digitized by Google

nie praktischen, gesunden Menschenverstand dabei gezeigt. Sie hat Summen Geldes rein weggeworfen, die gewiß nicht unter 20 Millionen betragen. Auf die Stimmen verständiger Leute hat sie nicht gehört, oder häufig auf solche von Abenteurern, die Geld mochen wollten. Vor drei Jahren ließ sie „Colonisten“ aus Nordamerika holen und die Speculanten brachten ihr den Abschaum aus den großen Hafenstädten, die sich in Bastilien sofort als das zeigten, was sie waren, Raufbolde und Taugenichtse der schlimmsten Art. Als kaltete viel Geld, sie wieder außer Landes zu schaffen. Dadurch nicht im Mindesten gewitzigt, ließ sie sich von Londoner Speculanten beschwatzen, die ihr am Ende vorigen Jahres eine beträchtliche Anzahl von „tüchtigen Ackerbauern“ brachten. In der That waren es Taugenichtse und Faullenzer, die nicht wußten, was ein Spaten oder ein Pflug ist, und sofort meuterten als sie arbeiten sollten. Das in Rio erscheinende Blatt „Anglo-brazilian Times“ schämt sich solcher Landsleute und bezeichnet sie als Vagabunden schlimmster Art. „Seit nun seit Monaten füttert die Regierung sie im Emigrantenhause, ist aber nun dessen überdrüssig geworden. Sie haben jeden Antrag von Peiwolleuten, Arbeit zu übernehmen, auch wenn sehr hoher Lohn geboten wurde, ohne Weiteres zurückgewiesen. Die Regierung stellte ihnen frei, sich ganz nach Belieben irgend eine der vorhandenen Colonien zur Niederlassung auszuwählen oder auch in der kühlen Gegend von Petropolis sich anzubauen; auf Alles haben sie nur die eine Antwort: Nein, wir wollen nicht gehen. — Ein Landsmann, Herr Cootes, hat ihnen auf seiner Musterwirthschaft gepflügtes Land und Wohnhäuser in der gesundesten Gegend an; sie sagten wieder: Nein, wir wollen nicht gehen. Wir die „Times“ in unserseits gaben der Familie Smith Beschäftigung bei hohem Lohn und kleideten sie; aber sie wollte gar nicht arbeiten und ging wieder ins Einwandererhaus, um zu faullenzen und sich auf Kosten der Regierung füttern zu lassen. Der britische Ministerresident hat es an gutem, eindringlichem Rath und auch an Geld nicht fehlen lassen, — Alles vergeblich. Endlich am 6. August schickte der Acclebauminister seinen Privatsecretär in Begleitung des Engländers Cobbold zu den Leuten und schlug ihnen Folgendes vor: Wählt Euch irgend eine Colonie in Rio Grande do Sul, also in einer Provinz, wo 70,000 Deutsche im besten Wohlstande leben; seid fleißig wie diese; Ihr sollt freie Passage, Ackergeräthe, Sämereien, Land umsonst, etwas Geld zum Anfange und Arbeitslohn für die ersten sechs Monate haben. Die englische Gesandtschaft wird Euch einen ihrer Beamten mitgeben, der dafür sorgt und bürgt, daß Euch alle Versprechungen gehalten werden. Die Vagabunden antworteten trocken und in langgezogenem Tone: No, we won't go!“

* * *

— Ueber den Tod des kühnen norwegischen Fangschiffers Tobiesen — vortheilhaft bekannt durch eine Ueberwinterung auf Beeren Eiland — und seines Sohnes an der Kreuzinsel bei Novoje Semlje gingen vor einiger Zeit von dem schwedisch-norwegischen Consul in Archangel mit dem Telegraphen schreet, aber damals noch unvollständige Nachrichten ein. Dort waren nämlich die beiden Männer, welche bei Tobiesen auf dem Fahrzeuge überwintert hatten, der sogenannte „beste Mann“, Ole Moe, und der Koch, Edvard Greffsen (die übrigen sieben Mann hatten, wie früher berichtet, auf den Rath des Schiffers, der für sie seinen Proviant hatte, weitee im Süden bewohnte Gegenden aufgesucht, und sechs von ihnen hatten sich nach gonz unerhörten Anstrengungen und Entbehrungen wirklich gerettet) in bestem Wohlsein angekommen, und jetzt theilen die norwegischen Zeitungen ihren vor dem erwähnten Consul abgelegten Bericht über die Ueberwinterung u. s. w. mit, wovon hier das Wesentlichste mitgetheilt wird.

„Freie“, Tobiesen's Fahrzeug, lag an einer offenen Küste vor Anker und war dahet unter den anhaltenden und gewaltsamen Winterstürmen fortwährend der Gefahr ausgesetzt, von dem Eise zerschmettert zu werden. Auch wurde das Fahrzeug immer mehr leck und am 26. Mai waren die on Bord befindlichen Leute gezwungen, on das Land zu gehen, weil das Fahrzeug in sinkendem Zustande war. Tobiesen war aber schon am vorhergegangenen 29. April an Skorbut gestorben. Am 5. Juli starb auch sein Sohn, Jacob Tobiesen, an derselben Krankheit. Sie hatten sich während des Winters das Leben hauptsächlich mit Robbenfleet und Bärenfleisch erhalten, welches letztere sie sogar während einer langen Zeit in halbverfaultem Zustande verzehren mußten. Bei der Annäherung des Frühlings stellte es ihnen, ein paar Thiere (welche, ist nicht angegeben) zu erlegen, und die beiden noch Uebrigen, die ebenfalls von Skorbut hart angegriffen worden, erholten sich wieder. Als endlich im Anfange des August das Eis sich zu vertheilen begann, arbeiteten sie sich mit einem von den Booten in das offene Wasser hinaus und waren glücklich genug, gegen das Ende des August von einem russischen Fangschiffe aufgenommen zu werden, mit welchem sie noch Archangel kamen. F.

— Die Telegraphen in Argentinien haben bereits eine große Ausdehnung gewonnen und sind für ein so ausgedehntes, noch dünn bevölkertes Land vom größten Nutzen. Die erste „Nationallinie“ wurde am 10. September 1870 dem Betrieb übergeben, von Rosario nach Boreno, 129 Miles; im folgenden Jahre wurde sie noch Corrientes fortgesetzt und auch die 822 Miles lange Linie zwischen Buenos Ayres und Tucuman wurde eröffnet, 1872 jene nach Rioja und Jujuy und eine andere durch die Provinz Entre Rios, so daß nun zu Ende 1872 schon 2203 Miles vorhanden waren und 181,773 Telegramme befördert wurden. Dazu kammen nach 660 Miles, welche auf die von der argentinischen Regierung subventirte Strecke des transöondinischen Telegraphen entfallen, jedenn die Linien, welche den Eisenbahnen gehören, 276 Miles, welche seit 1872 eröffnet wurden, und 700 Miles, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1873 im Bau begriffen waren. Die Länge der Drähte beträgt von Buenos Ayres nach Cordova 436 Miles, nach Santiago 728, Tucuman 822, Catamarca 962, nach Jujuy 1079, nach Rioja 1058, nach Chilecito 1110 Miles. Jedes Telegramm von zehn Wörtern kostet, ohne Unterschied der Entfernung, 25 Cents. — Die Argentiner hegen in Betreff der Telegraphendrähte und -Stangen keinen Aberglauben. Als dagegen im Jahre 1869 ein Herr Jenden bei Lorca in Spanien an der Linie arbeitete, wäre er von einem durch die Pfosten verdammten Pöbel nahezu todtgeschlagen worden; derselbe wähnte, daß der fremde Ketzer viele Kinder abschlachte, um mit dem Fette derselben die Drähte zu bestreichen, ohne das wäre der Telegraph unwirksam!

— In St. Louis, der Hauptstadt des französischen Senegambien, zählte man 1872 etwa 305 aus Europa gebürtige Einwohner, deren Gesammtzahl 18,480 Köpfe beträgt. Auf Gorée entfallen 2762, auf Dakar 3350, auf Rufisque 4450 Seelen.

— Die Ausbeute der Perlenfischerei im californischen Meerbusen soll jetzt wieder beträchtlich sein. Die Unternehmer, welche dieselbe betreiben, sind ausschließlich Deutsche und Engländer; Nordamerikaner und Mexicaner sind nicht betheiligt.

Inhalt: Ein Blick auf Centesolsen. I. (Mit drei Abbildungen.) — Oberländer's „Westafrika“. (Mit fünf Abbildungen.) — Amoenitates americanae. II. — Schilderungen aus Calcutta. Von einem Deutschen. VI. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Dr. G. Nachtigal in Wadai. — Neue Reisewerke in englischer Sprache. — Aus Brasilien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 6. November.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

Ein Blick auf Centralasien.

II.

Die Kirgisen und die Karakalpaken.

Ich glaube, daß es auf dem ganzen Erdball nur wenige Punkte giebt, die für unsere geschichtlichen Forschungen von höherer Wichtigkeit wären, als die Oasenländer Mittelasiens, diese in der Vorzeit unversiegbaren Schleusen jener kriegerischen Horden, welche oftmals die schönsten Gegenden Asiens überschwemmten und eroberten. In wilder Fluth gegen Westen strömend, haben sie selbst Europa in Schrecken gesetzt. Kein Volk auf dem Gebiete der Völkerkunde ist für uns von höherm Interesse als das turko-tatarische, welches unter so verschiedenen Namen und Gestalten auf der Bühne der Weltbegebenheiten erschienen ist und auf unsere eigenen geschichtlichen Verhältnisse so mächtigen Einfluß geübt hat. Und ist es nicht auffallend, daß wir eben dieses am allerwenigsten kennen! Hunnen, Avaren, Utiguren, Kutriguren, Chasaren und so viele andere schweben nur im Zwielichte der Fabel vor unseren Augen. Wir finden in den abendländischen Chroniken des frühern Mittelalters Angaben, aus denen hervorgeht, daß zwischen den damaligen tatarischen Horden und den heutigen Bewohnern Mittelasiens ein gewisser Grad von Aehnlichkeit nicht zu verkennen ist; in den Bildern, welche von ihnen entworfen wurden, und in der Schilderung ihrer Lebensweise haben wir gleich ein Sittengemälde, der heutigen Turkestaner. Dasselbe Leben, welches Priscus vom Hofe des Hunnenkönigs schildert, ist noch heute im Zelte eines Nomaden anzutreffen.

Ja, die Völker Mittelasiens, besonders die Nomaden, sind in den innern Verhältnissen ihrer Existenz noch dieselben wie vor zweitausend Jahren. In ihren physiognomischen Merkmalen sind wohl schon Veränderungen eingetreten und die Vermischung mit iranischem und semitischem Blute vor und nach der arabischen Occupation hat die Züge des mongolisch-kalmückischen Typus hier und da denen der kaukasischen Race näher gebracht. Der Tatar in Mittelasien ist nicht mehr genau derselbe, wie wir ihn bei den griechisch-gothischen Schriftstellern geschildert finden, denn schon in den Zeiten Dschingis Chans war er ausgeartet. Es ist daher von Interesse, zu beobachten, wie diese Veränderung auf dem Wege von Osten gegen Westen in den immer mehr abnehmenden physiognomischen Kennzeichen bemerklich wird, wie diese Entturkisirung bei den einzelnen Stämmen in solchem Grade sich wahrnehmen läßt und in welchem Grade diese einzelnen Abstufungen durch sociale Verhältnisse mit fremden Elementen mehr oder weniger in Berührung kamen. Bei den türkischen Völkern Mittelasiens, von China bis zum Kaspischen Meere, sind die Massen compacter beisammen geblieben als bei den Westtürken; die Einheit des Stammes ist bei jenen noch klar in den Gesichtszügen und anderen gemeinschaftlichen physischen Merkmalen zu beobachten. Es bleibt eine ausgemachte Sache, daß die Türken in nächster Verwandtschaft zu den Mongolen stehen.

Das hier Gesagte äußert der gründlichste Kenner der ethnographischen Verhältnisse Mittelasiens, Hermann Bambery, welcher die Völkerstämme, um die es sich hier handelt, scharfsinnig beobachtet und geradezu meisterhaft geschil-

Digitized by Google

Anbeter eines Badscha oder Tänzers.

Digitized by Google

dert hat. (Skizzen aus Mittelasien, Leipzig 1868, S. 224 ff.) Er theilt die Turkvölker auf der Strecke von Osten gegen Westen in folgende Zweige: 1) Burnten, schwarze oder echte Kirgisen; 2) Kirgisen, eigentlich Kasaks; 3) Karakalpaken; 4) Turkomanen; 5) Oezbegen (Usbeken).

Wir wollen in Nachstehendem Beiträge zur Kenntniß dieser Turkvölker geben, und dabei vorzugsweise ihre Stellungen gegenüber den Russen und dem Chanat Chiwa ins Auge fassen. Wir folgen dabei zunächst den Angaben des verdienten russischen Reisenden Obersten Weninkoff, der vor dem Ausbruche des Krieges eine Abhandlung über Chiwa in der militärischen Zeitschrift „Woienni Sbornik" veröffentlichte und von der wir eine Uebersetzung im „Bulletin de la société de geographie" finden (April 1873, S. 348 bis 384; Juni, S. 592 bis 630). Seine Angaben ergänzen wir durch Züge aus Bambery's Schilderungen.

Die Kirgisen sind unter den Turkvölkern das bei weitem zahlreichste und zum größten Theil den Russen unterworfen oder von denselben abhängig. Die Stämme ziehen im Westen, Norden und Osten des Aralsees umher, manchmal auch bis südlich von demselben; im Sommer wandern sie auch theils nach Norden hin bis in die Steppen des Gouvernements Orenburg und nach Osten hin in das Schwarze Gebirge, Alatau. Dann bleiben am Syr Darja und dessen Verzweigungen nur wenige Arme zurück, welche das Feld bestellen; die Sandwüsten Kisil kum und Kara kum, die Steppen an der Emba und auf dem Ust urt sind dann menschenleer, weil schon im Mai das Gras durch Sonnenhitze verbrannt ist, die Brunnen kein Wasser mehr geben und die Nähe der See- und Flußufer wegen der ungeheuern Schwärme von Stechmücken den Aufenthalt geradezu unmöglich machen.

Mischling von Sarten und Kirgisen.

Die Kirgisen am Aral sind im Allgemeinen ärmer als die übrigen und deshalb sehr räuberisch; sie sind für die Niederlassungen der Russen oftmals recht lästig geworden. Heute, nach dem Kriege, werden sie wohl der Nothwendigkeit sich gefügt haben. Die unterworfenen Kirgisen sind steuerpflichtig; sie haben für jede Kibitke eine fest bestimmte Abgabe, $3^1/_2$ Rubel, zu zahlen. Man hat sie verschiedenen „Inspectionen" unterstellt, nämlich denen von Mangischlak, Gurief, Emba, Irgis, Kasalinsk, Perowski, Turkestan, Tschemkend und Chodschend. Die von Mangischlak stehen unter dem Inspector, welcher im Fort Alexandrowsk wohnt; diesem ist ein aus dem Kaukasus stammender mohammedani-

Kirgisenzelte.

Digitized by Google

scher Raub beigegeben. Alle anderen Kirgisen sind in Districte getheilt und wählen sich ihre Districts- und Gemeindevorsteher selbst; diese werden von russischen Beamten überwacht. Auf die Inspection Mangischlak rechnet man etwa 36,000, vor 1869 noch 45,000 Köpfe; viele waren ins Gebiet von Chiwa gezogen, um den Quälereien der russischen Büreaukraten zu entgehen. Die orenburgischen Kirgisen gehören zur sogenannten kleinen Horde und ihre Zahl wird auf etwa 200,000 Köpfe geschätzt; sie sind fast immer auf dem Durchzuge. Die orenburgischen halten auf ihren Wanderungen zwei Richtungen inne; im Gouvernement Ural ziehen sie vom Gestade des Kaspischen Meeres nach Nordosten; im Bezirke Turgai verlassen sie die Ufer des Syr und ziehen gerade nach Norden nach dem Tobal. Im Herbste findet dieser Wanderzug in umgekehrter Richtung statt, und im Winter sind dann die mit Rohr und Stiff bewachsenen Ufer des Kaspi, des Aral, des Syr Darja und anderer Flüsse und Seen mit Kibitken gleichsam bedeckt. Diese orenburgischen Kirgisen verhalten sich weit mehr ablehnend gegen russische Einflüsse, als die in Sibirien oder in Turkestan und bedürfen der Ueberwachung durch die Besatzungen der in dieser Gegend erbauten Forts. Jene am Syr Darja sind den Russen noch nicht lange unterworfen, haben sich aber der Verwaltung gefügt; sie leben in der Nähe fester Wohnsitze und sind auf Ackerbau angewiesen. Aber die Bestellung des Feldes, die Bewässerung desselben, das Einheimsen der Ernte, kurz alle Arbeit fällt den ärmeren Leuten zu. Dieser Ackerbau ist allerdings sehr primitiv, gewinnt aber mit jedem Jahre an Ausdehnung entlang dem Syr-, dem Kuwan- und Dschan-Darja. Wenjukoff meint, wenn man

Mühle bei Hodschakend.

den Syr nicht wegen der Dampfschifffahrt offen halten müßte, würde sein Delta sich bald in eine eben so fruchtbare Oase verwandeln wie das des Amu. Die Kirgisen dort haben sogar schon Maschinen zur Bewässerung und bei Perowski und Kasalinsk haben sie 1870 mehr als 70,000 Tschetwert Korn geerntet. Sie mahlen dasselbe auf einfachen Mühlen und sind an manchen Stellen auch als Fährleute beschäftigt.

In diesen Bezirken, welche das Land am untern Syr umfassen, ist die Viehzucht sehr bedeutend; man zählt etwa 100,000 Kameele, 200,000 Pferde und an 2 Millionen Schafe. Die Zahl der Kirgisen am Syr, ohne jene von Tschemkend und der Stadt Turkestan nebst Umgebungen, mag etwa 260,000 Köpfe betragen. Viele unternehmen von dort im Frühjahr Wanderzüge nach den orenburgischen Steppen und stellen Lastvieh für die Karawanen, namentlich jener zwischen Orenburg und Troitzk.

Diese von Rußland abhängigen Kirgisen, etwa 496,000 Köpfe, sind über einen Flächenraum von etwa 16,000 deutschen Geviertmeilen verbreitet und auf einer so ausgedehnten Strecke nicht leicht zu überwachen.

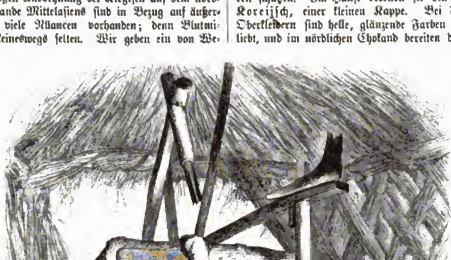
An der östlichen Grenze Turkestans finden wir die Buruten, namentlich in den Thalgegenden des Thian schan und von Issik kül bis in die Nähe der Grenzstädte von Chokand. Sie sind von kräftigem Wuchs; in ihrer Gesichtsbildung unterscheiden sie sich von den Mongolen und Kalmücken nur dadurch, daß ihr Gesicht weniger flach, ihre Stirn etwas höher ist; die Wangen sind weniger fleischig, die Augen nicht so eng geschlitzt. — Beim eigentlichen Kirgisen, der sich selbst als Kasack bezeichnet, ist der Charakter des

mongolisch-kalmückischen Typus viel schwächer anzutreffen, aber in Sprache und Lebensweise ist er vom Burnten wenig verschieden. In der Jugend ist namentlich beim weiblichen Geschlechte die Hautfarbe weiß, „oftmals ganz europäisch"; die Kirgisen haben zumeist kurzen Nacken (welcher ein wesentliches Merkmal der Turanier, gegenüber den langhalsigen Iraniern ist) und keinen besonders großen Kopf, dessen Scheitel rund, mehr zugespitzt als flach erscheint. Sie haben weniger enggeschlitzte, aber häufig schräg hin laufende, funkelnde Augen, hervorstehende Backenknochen, stumpfe, runde Nase, breite, flache Stirn und ein breiteres Kinn als die Burnten. Ihr Bart besteht gewöhnlich aus wenigen Haaren am Kinn und an den Enden der Oberlippe. Sie bedauern diesen Mangel, finden es aber häßlich an den Europäern, daß diese keine hervorstehende Backenknochen haben.

Bei der großen Ausdehnung der Kirgisen auf dem nördlichen Steppenlande Mittelasiens sind in Bezug auf äußerliche Merkmale viele Nüancen vorhanden; denn Blutmischungen sind keineswegs selten. Wir geben ein von Vereschtschagin gezeichnetes Bild; es stellt Kirgisen dar, die um einen heiligen Tänzer, Badscha, versammelt sind, dem sie Verehrung erweisen; man sieht, daß das Antlitz bei ihnen keineswegs gleichförmig ist (S. 354). Ein Mischling von Sarten und Kirgisen hat, wie unsere Illustration (S. 355) zeigt, einen sehr starken Bart und eine gebogene Nase.

Die Kirgisen zerfallen in viele Unterabtheilungen, Zweige, Familien und Linien, aber Lebensweise, Sitten und Charaktere sind dieselben und auch in den Mundarten ist wenig Unterschied zu finden. Viele Märchen und Lieder, Nationalspeisen und Nationalspiele sind bei ihnen allen in gleicher Weise anzutreffen.

Die Männer tragen im Sommer einen Filzhut, Kalpad, im Winter eine mit Fell gefütterte, mit Tuch überzogene Mütze, Tumak, deren hintere Lappen Nacken und Ohren schützen. Im Hause bedecken sie den Kopf mit dem Koreijsch, einer kleinen Kappe. Bei den faltenreichen Oberkleidern sind helle, glänzende Farben vorzugsweise beliebt, und im nördlichen Chokand bereiten die jungen Män-



Das Innere einer Mühle bei Hodschakend.

ner sich einen Anzug aus der unbearbeiteten Haut fuchsrother Pferde, an welchen der Pferdeschweif als Zierrath vom Nacken herabhängt.

Mit dem Mohammedanismus nehmen die Kirgisen es nicht streng; bevor sie sich dem Islam zuwandten, waren sie dem Schamanismus zugethan und von diesem frühern Glauben hat sich Manches bis heute erhalten. Die Lehre des arabischen Propheten hat keine tiefen Wurzeln geschlagen, und Bauberei bewerkt, in einem ganzen Zweige, der aus mehreren Hundert Zelten besteht, gebe es oft nur zwei Leute, den Mollah und den Secretär des Oberhauptes, die ein wenig den Koran lesen können und den Vorbeter und Religionslehrer machen. Es sind dies größtentheils die schlechteren Studenten aus den Schulen der drei Chanate, welche des Gewinnes halber in der Steppe Dienste nehmen. Der Nomade, dem vorzugsweise seine materielle Existenz am Herzen liegt, hält Religion für einen secundären Gegenstand. Er nennt sich Mohammedaner, doch werden Beten, Fasten und andere Vorschriften nur wenig beachtet. Der Aberglaube spielt noch eine bedeutende Rolle. Chiromantie, Sterndeuterei, Teufelverscheuchen, Krankenanblasen und dergleichen stehen auch in Persien und in der Türkei noch in vollem Ansehen und im römischen Europa wird ja von der Pfaffheit auch heute noch der dickste Aberglauben genährt. Aber bei den Kirgisen treffen wir mancherlei Eigenthümliches an.

Sie haben noch Orakel von Schulterblatt und Eingeweiden. Das erste besteht darin, daß man das gereinigte Schulterblatt eines frisch geschlachteten Schafes ins Feuer steckt und so lange der Gluth aussetzt, bis es stark angebrannt ist. Es wird dann aus dem Feuer genommen und sorgfältig niedergelegt. Der Sachkundige, gewöhnlich ein Graubart, Bachschi oder Duackfalber (Kam), studirt dann mit großem Ernst und bedeutungsvoller Miene in den Spalten des verbrannten Beines. Wenn drei Hauptspaltungen parallel gegen das breite Ende des Beines hinlaufen, so bedeutet das Glück, wenn in entgegengesetzter Richtung, Unglück. Aus der Lage und Verflechtung der Eingeweide wahrzusagen ist schon eine seltenere Wissenschaft, in welcher sich besonders die Kalmücken hervorthun. Dieses Orakel wird nur dann befragt, wenn man von dem Geschlechte eines zu erwartenden Kindes im Voraus Kunde haben möchte.

Nie darf man in das Feuer spucken; das Licht auszubla-

Digitized by Google

ſen gilt in ganz Mittelasien für eine Ungezogenheit. Jeder einzelne Theil der Kibitke ſteht im Zuſammenhange mit Aberglauben, und dieſer wird beim Zeltaufſchlagen, Melken, Kochen, Spinnen und Weben ſtreng beobachtet. Sehr beliebt iſt das Wahrſagen mit friſchgeſponnenem Garn. Es werden vier Steine niedergelegt, zwei weiße und zwei ſchwarze; in der Mitte wird ein Faden ſtark gewunden und das obere Ende plötzlich losgelaſſen. Senkt ſich der Faden in ſeinem Falle zu den ſchwarzen Steinen, ſo bedeutet es Unglück, zu den weißen das Gegentheil. Der Hand deſſen

Fähre über den Syr Darja bei Chodſchend.

der dreht wird gar keine Wirkung zugeſchrieben, denn das Orakel muß unfehlbar ſein; man nennt es Jſil jip, Spinnbelgarn, und es kommt in ganz Mittelaſien vor.

Die Karakalpaken bilden gleichſam einen Uebergang von den Kirgiſen zu den Oezbegen ſie ſind den erſteren in Sprache und Sitten verwandt, aber in phyſiognomiſchen Abzeichen von ihnen verſchieden. Sie zeichnen ſich vor allen anderen Stämmen Mittelaſiens durch hohen ſtarken Wuchs

Kirgiſe hinter dem Pfluge.

und eine kräftigere Geſtalt aus, haben großen Kopf mit flachem, vollem Geſicht, große Augen, Stumpfnaſen, wenig vorſtehende Backenknochen, ein plattes, wenig zugeſpitztes Kinn, auffallend lange Arme und breite Hände. Im Ganzen genommen ſtehen ihre plumpen Geſichtszüge mit ihrer nicht minder plumpen Geſtalt in gutem Verhältniſſe, und der Spottreim der Nachbarvölker: **Karakalpak, jüzi jalpak**, üzi jalpak, d. h. der Karakalpak hat ein flaches Geſicht und iſt ſelbſt flach, trifft zu. Ihre Hautfarbe nähert ſich mehr jener der Oezbegen; die Frauen behalten lange den weißen Teint

und machen mit ihren großen Augen, vollem Gesichte und schwarzem Haare einen nicht unangenehmen Eindruck. In Mittelasien ist ihre Schönheit hochberühmt. Die Männer haben ziemlich starken, aber nie langen Bart.

So schildert Bambery die Karakalpaken, und er kennt sie aus eigener Anschauung. Sie sind gegenwärtig nur im nördlichen Theil des Chanates Chiwa anzutreffen; 1863 hatten sie etwa 10,000 Zelte, und zählten etwa 50,000 Köpfe. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Fischfang. Nach Wenjukoff (S. 598) wären sie „eine Trümmer der mongolischen Nation (!), welche im 17. Jahrhundert in den turanischen Steppen eine so wichtige Rolle spielten", aber nach Bambery (S. 234) sind sie erst zu Anfang unseres Jahrhunderts in das Chanat Chiwa gezogen. Einer ihrer Mollahs erzählte diesem Reisenden, daß ein Theil früher nahe den Mündungen des Jaxartes gelebt hätte, ein anderer in der Nachbarschaft der Kalmücken, wahrscheinlich im Gubernium Semipalatinsk; jene Angabe Wenjukoff's trifft also nicht zu. In der Kleidung nähern sie sich mehr den Oezbegen; die Frauen haben Vorliebe für rothe und grüne Stiefel. Das Zelt der Karakalpaken ist viel größer und fester gebaut, als das der übrigen Nomaden; es wird von einer Art großem Hunde bewacht, welcher nur bei diesem Stamme vorkommt. In Speise, Kleidung und Wohnung sind sie sehr unreinlich und werden deshalb von ihren Nachbarn verspottet.

Das Land Görz und Gradisca.

Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie in unseren Tagen die Forschung auf allen Gebieten mehr und mehr in die Specialarbeiten eingeht und wie namentlich die sogenannten „Landeskunden" älterer Zeit, die gewöhnlich an Verflachung wenig zu wünschen übrig ließen, durch sorgfältige Einzelarbeiten ersetzt werden. Wir erinnern z. B. an die fünf Bände der „Bavaria", die als ein Muster derartiger Darstellung gelten können, bei der allerdings zahlreiche Gelehrte zu einem Werke sich vereinigten. Was jedoch ein einzelner tüchtiger Forscher auf seinem Gebiete zu leisten vermag, beweist Freiherr Karl von Czörnig, der hochverdiente österreichische Statistiker, mit dessen neuestem Werke: Das Land Görz und Gradisca (mit Einschluß von Aquileja). Wien, Braumüller, 1873, mit dem wir hier, soweit die Darstellung in das Gebiet des „Globus" fällt, uns beschäftigen wollen. Der gelehrte Deutschböhme, welcher die Geschichte der lombardischen Gemeindeverfassung schrieb, welcher Oesterreichs Statistik recht eigentlich erst schuf, dessen volkswirthschaftliche Aufsätze in der von ihm begründeten „Austria" stets durch die Gediegenheit ihres Inhalts erfreuten und der namentlich durch seine große in 4 Blatt erschienene von drei stattlichen Textbänden begleitete „Ethnographische Karte der österreichischen Monarchie" sich ein bleibendes Denkmal setzte, beschenkt uns jetzt in seinem siebenzigsten Lebensjahre mit der angeführten Monographie, die zum ersten Male einen hochinteressanten Winkel Oesterreichs aus Licht zieht und auf geographisch-ethnographischem wie historischem Wege beleuchtet. Denn nach beiden Richtungen hin ist hier der Verfasser thätig und gleich gut beschlagen, wenn uns auch nach der geschichtlichen Seite seiner Darstellung hier kein maßgebendes Urtheil zusteht.

In der Vorgeschichte wird die Argonautenfahrt (S. 136 bis 139) als eine geographische Entdeckungsreise bezeichnet, eine Ansicht, zu welcher Herr von Czörnig durch seine genaue Kenntniß der untern Donau und des in dieselbe mündenden Savesflusses gelangte. Den ältesten Schriftstellern zufolge schifften die Argonauten durch das Schwarze Meer, liefen in die Donau (Ister) ein, und beschifften dieselbe aufwärts, bis zu einer Theilung des Stromes in zwei Arme, deren einer ins Schwarze, deren anderer ins Adriatische Meer sich ergoß. Sie verfolgten den letztern, zogen ihre Schiffe durch mehrere Meilen über Land, kamen zum Timavus und weiterhin nach Pola, wo sie ihre Landsleute trafen. Sie waren, so erklärtert Czörnig, bei Belgrad in die Save gerathen, welche in gerader Richtung der untern Donau zufließt, während deren Hauptstrom hier einen rechten Winkel bildet. Immer weiter stromaufwärts ziehend kamen sie bis Laibach, wo sie die Schiffe über die Berge nach dem Timavo brachten und weiter nach dem Adriatischen Meere gelangten. Czörnig nimmt eine wahre Begebenheit als der Argonautenfahrt zu Grunde liegend an. Dem merkwürdigen, schon im Alterthum berühmten Timavus wird ein besonderes Capitel gewidmet und dabei die Veränderlichkeit des Flußlaufs der Ströme im Karstgebiete, deren Verschwinden in Höhlen und Wiederhervorbrechen ausführlich erörtert, ein Abschnitt, der für die physikalische Geographie von besonderm Werthe ist.

Aquileja bildet den Glanzpunkt in den historischen Darstellungen, in der römischen, altchristlichen und mittelalterlichen Geschichte, da namentlich, was das Mittelalter anlangt, dieser Patriarchenstaat der Angelpunkt der Berührung zwischen Rom und den deutschen Kaisern war und der Patriarch als Besitzer der bequemsten Alpenpässe eine viel umworbene Stellung hatte. So wie früher Byzanz und Rom daselbst in Berührung traten, so warben später Guelfen und Ghibellinen um den Einfluß in diesem Lande. So lange die deutschen Kaiser mächtig in Italien waren, nahmen sie Einfluß auf die Besetzung des Patriarchenstuhles durch deutsche Kirchenfürsten; später aber übten Rom und Venedig daselbst durch italienische Prälaten die Herrschaft aus. Italienische und deutsche Geschichtschreiber des Mittelalters weichen bedächtig dem Patriarchenstaate aus und berühren ihn nur gelegentlich; die Schwierigkeit der Behandlung und der Mangel an Quellen, die man gleichmäßig in Italien und Deutschland aufsuchen mußte, mögen dazu beigetragen haben.

Auch die Geschichte der Grafen von Görz sowie ihr Ursprung war vergessen; man glaubte, daß es nicht möglich sei, ihre Geschichte zu schreiben, weil das Archiv der Grafen von Görz durch Brand verloren gegangen sei, wie italienische Geschichtschreiber bereits vor 200 Jahren behaupteten. Indessen diese Ansicht hat sich als irrig erwiesen, es gelang Freiherrn von Czörnig, jenes Archiv wohl verwahrt im kaiserlichen Staatsarchive zu Wien aufzufinden. Es war noch niemals benutzt worden. So wird Czörnig zum ersten ausführlichen Geschichtschreiber von Aquileja, und seine Darstellung bietet die merkwürdigsten Streiflichter, welche auf die Kämpfe der Päpste und deutschen Kaiser fallen.

Es ist dieser Absicht, den wir hier nur flüchtig erwähnen können, gerade in unseren Tagen von besonderm Inter-

Digitized by Google

esse. Wir haben bei uns kaum Kunde von den Kämpfen, die Deutschland in jenem deutsch-slavisch-romanischen Grenzgebiete zu bestehen hatte und das von den Wälschen noch immer gern als ein Stück italienischer Erde angesehen wird, wie denn auch kürzlich der italienische Senator Antonini in seinem dickleibigen il Friuli orientale behauptete, Görz gehöre zu Italien. Herr von Czörnig jedoch hat hier schlagend nachgewiesen, daß die Grafschaft Görz niemals zu Italien, wohl aber seit ihrem Entstehen zum deutschen Reiche gehört habe und daß die Stadt Görz ursprünglich bis zum Ende des Mittelalters eine rein deutsche Stadt war, was sie jetzt freilich nur noch zum Theile ist.

Dies führt uns auf die ethnographischen Verhältnisse des etwa 50 Geviertmeilen umfassenden Gebietes von Görz und Gradisca. Wir haben es wesentlich mit Slaven slovenischen Stammes zu thun, dann in zweiter Linie mit den romanischen Friaulern und endlich mit den sporadisch angesiedelten Deutschen, die insofern von Wichtigkeit sind, als sie maßgebend für die politische und Culturgeschichte des Landes trotz ihrer Minderzahl waren, eine ehrenvolle Thatsache, die uns so oft bei unserm Stamme im Osten Europas begegnet. Czörnig nimmt an, daß in Görz die Slaven überhaupt den westlichsten Punkt ihrer Verbreitung erreichten; das ist indessen nicht ganz richtig, da die Tschechen in Böhmen noch etwas weiter westlich reichen. Die Slovenen gehen nämlich — noch auf italienischem Gebiete — bis eine Meile östlich von Gemona unter 10°53′ östl. L. v. Par. Hier sitzen sie in einer Anzahl von 15,000 Seelen auf italienischem Boden, nachdem sie 1866 mit Venetien an Italien gefallen waren, die einzigen Slaven des neuen Königreichs *). Die Tschechen dagegen erreichen in dem Dorfe Kubitzen, westlich von Taus nahe am Böhmerwald bei 10°26′ östl. L. v. Paris, ihren westlichsten Ausdehnungspunkt, den westlichsten der Slavenwelt überhaupt.

Der Norden und Osten von Görz und Gradisca, der bei weitem größere Theil, wird von den Slovenen in einer Anzahl von 130,748 Seelen bewohnt. Sie meiden die Ebene und sind nur im Gebirge ansässig; die 47,841 Friauler dagegen, an der italienischen Landesgrenze im westlichen Theile des Landes, ziehen die Ebene und das Hügelland vor. Italiener führt Hr. v. Czörnig 15,000 an, Deutsche 2150 und Juden 400. Letztere reden italienisch. Die Deutschen machen eine kleine Sprachinsel in der Stadt Görz aus, ferner wohnen sie in zwei Dörfern des Bezirks Tolmein, zu Deutschruth, wo sie schon im vierzehnten Jahrhundert wohnten, jetzt mit 400 Seelen und zu Sterzisch mit 250 Seelen. Beide Gemeinden sind jedoch bereits mit Slovenen gemischt, und so dürfte deren Eingehen wohl vorauszusehen sein, da sie völlig verreinelt im slavischen Sprachgebiete, etwa zehn Meilen von der compacten Masse der Deutschen in Kärnthen entfernt liegen.

In der Vertheilung nach Volksstämmen nimmt man den historischen Zug ihrer Bildung wahr; denn während die alteingesessenen Friauler — welche Czörnig auf Grund ihrer Sprache streng von den Italienern trennt — den ebenen fruchtbarsten Theil des Landes in dicht gedrängter Volkszahl besetzt halten, verbreiten sich die später eingewanderten Slovenen über den gebirgigen Theil des Landes im Norden, Osten und auf dem Karst mit einer den minder günstigen Productionsverhältnissen entsprechenden geringen relativen Volkszahl. Die drei anderen Volksstämme der Italiener, Deutschen und Israeliten treten bei ihrer geringern Anzahl in den Hintergrund; die Italiener sind in Grado und im Bezirke Monfalcone uralt eingesessen; ebenso wie ein — freilich geringer — Theil der Deutschen in der Stadt Görz. Im Uebrigen gehören die Italiener und die Deutschen meist der civilisirten (sic!) Classe an und sind in den Städten und größeren Ortschaften angesiedelt. Ueber dieser ethnographischen Agglomeration hat aber die Cultur ihre weiten Kreise gezogen. Da tritt die italienische Sprache in den Vordergrund, welche in dem Cultur- und Verkehrsleben des Landes, namentlich im mittlern und südlichen Theile desselben die überwiegende ist, und auch im nördlichen nahezu allgemein mit Ausnahme der unteren Schichten verstanden wird. Neben ihr hat sich das Deutsche als Sprache der Verwaltung, des Handels in seinen Verbindungen mit den Nachbarländern und des in vielfachen Beziehungen zu der Gesammtmonarchie stehenden Adels seit frühen Zeiten eingebürgert; dasselbe wird auch von den nichtdeutschen Mitgliedern der höhern Culturschicht und im nördlichen Theile von den Bewohnern der größeren Ortschaften verstanden. In neuester Zeit hat sich auch die slovenische Sprache, Dank den eifrigen Bemühungen ihrer Angehörigen, unter denselben als Culturelement geltend gemacht. —

In der Schilderung des Landes geht der Verfasser auf die Orographie, Hydrographie und Geologie ein, er kann jedoch die Klimatologie nicht berücksichtigen, da alle Beobachtungen fehlen und erst 1870 in Görz eine meteorologische Station errichtet wurde. Von hohem Interesse ist es zu erfahren, daß der heutige physische Zustand des Landes, namentlich seiner Südhälfte, wesentlich verschieden von jenem im Alterthum war. Was die Geographen aus der Bodengestaltung nachweisen, was ein Blick auf die eigenthümlich gebirgigen Küsteninseln Dalmatiens uns erraten läßt, daß sie nämlich durch Ueberschwemmung ehemaliger Längen- und Querthäler entstanden, infolge der Bodensenkung *), das finden wir bei Czörnig historisch begründet. Je seltener es gelingt, derartige Senkungen in Bodenveränderungen, wie überhaupt Wandelungen der Erdoberfläche in geschichtlicher Zeit beglaubigt nachweisen zu können, um so dankbarer müssen wir Herrn von Czörnig für seine hier gebotene Bereicherung der physikalischen Geographie sein. „Wir erfahren aus den Schriften der classischen Autoren, daß eine langgestreckte Reihe von Inseln zwischen der Lagune von Aquileja und dem Meere sich hinzog, reich bevölkert, mit industriellen Anlagen aller Art bedeckt, von Wald und Wild erfüllt, daß ein schiffbarer, wasserreicher Fluß Aquileja mit dem Meere verband, daß auf der östlichen Seite der Timavus als ein gewaltiger Strom aus den Höhlen des Karstes mit weithin vernehmlichem Getöse hervorbrach, und aus neun Mündungen sich in eine Meerbucht ergoß. Wie ganz anders gestalten sich diese Erscheinungen in unseren Tagen! Der Lido von Aquileja ist auf einen schmalen, täglich noch immer mehr von den Wellen des Meeres angenagten öden Küstenstrich zusammengeschrumpft, ein kleines, kaum meilenlanges Flüßchen schleicht an der Stätte des einstigen Aquileja vorbei und still versiegt der wasserarme Timavus, aus drei Felsenöffnungen fließend, seinen kurzen Lauf zum offenen Meere, während in der Mitte des Küstenstrichs zwischen Aquileja und dem Timavus ein mächtiger Fluß, der Isonzo, dessen Existenz in seiner heutigen Gestalt den Alten unbekannt war, nachdem er die Gewässer fast des ganzen Landes aufgenommen, sich in das Meer ergießt." Der Isonzo ist der jüngste Fluß Europas; die Beweisführung Czörnig's duldet keine Auszüge und wir bitten den Leser in diesem Falle selbst nachzulesen.

Neben Land und Leuten wird auch Verfassung und Ver-

*) Vergl. „Allgemeine Zeitung" 1868, Nr. 69, Beilage.

*) Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, S. 99.

Digitized by Google

waltung besprochen. Die geistige und materielle Cultur sind ausführlich mit statistischen Belegen behandelt; wir finden, daß die Seidenindustrie von Görz einen Werth von über einer Million Gulden im Jahre erzeugt. Auch die Baumwollen- und Lederindustrie sind nicht unbedeutend, während der Handel unter der Nähe Triests zu leiden hat. Ein ganz vortreffliches, sorgfältig gearbeitetes Namen- und Sachregister beschließt das 1000 Seiten starke Buch, während die Karte, die ihm beigegeben ist, unsern Beifall in keiner Weise gewinnen kann. Die Terraindarstellung in Kreidemanier ist unklar und unklar, die Schrift plump. Das ist aber auch der einzige Vorwurf, den wir dem Werke machen können und dieser trifft den Verfasser nicht.

Zur Völkerkunde Argentiniens.

Die „La-Plata-Monatsschrift“, welche unser Landsmann Richard Napp in Buenos Ayres herausgiebt, enthält ganz vortreffliche Beiträge zur Landes- und Völkerkunde jener südamerikanischen Republik, in der ja viele wissenschaftlich gebildete Deutsche thätig sind. In der Augustnummer lesen wir einen Aufsatz über die Provinz Cordova, dessen Verfasser sehr richtige anthropologisch-ethnologische Ansichten äußert. Wir unsererseits sind mit denselben vollkommen einverstanden und empfehlen sie ganz besonders denjenigen unserer Leser zur Beachtung, welche noch in dem Wahne befangen sind, „ein Mensch sei ebenso gut und bildungsfähig wie der andere.“ So hat sich uns gegenüber ein Schulmeister geäußert, der uns sagte, wenn wir ihm einen wilden australischen Knaben von drei oder vier Jahren brächten, so übernehme er es, durch Unterricht und Erziehung denselben zu einem Manne heranzubilden, der es auch geistig mit jedem „Kaukasier“ aufnehmen könne! Von den ganz verschiedenen Uranlagen der verschiedenen Menschenracen hatte dieser „Lehrer“ auch nicht den entferntesten Begriff, aber an dreistem Selbstvertrauen mangelte es ihm nicht. Wir erwiderten einfach: Obstupesco, was er aber nicht verstand. —

Der Verfasser des Aufsatzes in der „Monatsschrift“ schildert zunächst das spanische Colonialwesen in Bezug auf die Vertheilung von Ländereien. Die Eroberer erhielten so ausgedehnte Landstrecken zugetheilt, daß sie den bei weitem größten Theil derselben unbebaut liegen lassen mußten; da wo die Indianer Wald- oder Steppennomaden waren, also Leute, welchen die Natur selber die Anlage und Befähigung zu regelrechter Arbeit versagt hat, schaffte man Sklaven aus Afrika herbei; die Vermischung zwischen Europäern, Indianern und Negern ergab Bastardproducte. Der Verfasser schreibt: —

„Welch' ein Mischmasch ist nicht aus der Verbindung dieser einander so entgegengesetzten Menschenracen entstanden! So heilsam und wohlthätig eine Verschmelzung verschiedener Volksstämme sein kann, wenn ihre natürlichen Anlagen und Affinitäten so beschaffen sind und so harmonisch in einander passen, daß sie sich einander ausgleichen, wodurch gleichsam ein veredeltes Product entsteht, wie wir es — um nur ein Beispiel aus vielen anderen herauszuheben — bei den Engländern sehen, welche die Nachkommen unserer Stammverwandten, der Angelsachsen, in Verbindung mit der britischen Urbevölkerung und der Dänen und der Normannen sind, so heilsam, wie gesagt, eine solche Verschmelzung sein kann, so ist es doch ein durch viele Beispiele erhärteter Erfahrungssatz, daß Elemente, die so grundverschieden von einander sind und zudem noch auf einer so niedrigen Stufe physischer und intellectueller Entwicklung stehen, wie die Indianer und Neger, in Verbindung mit dem viel höher organisirten Europäer kein harmonisches Product geben können. Wenn das Verhältniß der Schwingungszahlen der Schallwellen ein unrichtiges ist, so kann, wie die Lehre von den Tönen sagt, nur ein dissonirender Ton entstehen, also eine Dissonanz.

Als solche Dissonanzen müssen die Mischlingsproducte der weißen, schwarzen und rothen Race bezeichnet werden, und man könnte wohl überhaupt alle anderen tiefstehenden Menschenracen als solche Dissonanzen, d. h. Producte sich nicht harmonisch ausgleichender, nicht zusammenstimmender Menschenracen, betrachten. Die Abkömmlinge solcher unnatürlichen Verbindungen stehen physisch und moralisch niedriger, als ihre ungleichen und nicht zusammengehörenden Eltern, deren gute Eigenschaften in dem neuen Producte verloren gegangen sind, während die schlechten sich in erhöhetem Maße fortpflanzten.

Diese Verhältnisse sind mehr oder weniger in allen ehemaligen spanischen Colonien zu beobachten, nirgends aber treten sie minder stark auf, in keinem andern südamerikanischen Lande sind die Folgen der ungleichen Racenvermischung geringer, als in Argentinien. Während in die westindischen Inseln San Domingo und Cuba und in Brasilien die Neger zu Hunderttausenden eingeführt wurden, und in Mexico, Peru und den centralamerikanischen Ländern eine dichte, seßhafte eingeborene Bevölkerung das zukommende europäische Element um das Hundert- und Tausendfache an der Zahl übertraf, waren die ungeheuren Grasebenen im südlichen Südamerika nur sehr schwach bevölkert von nomadisirenden Indianerstämmen, so daß nicht nur kein so großes Zahlenmißverhältniß zwischen dem europäischen und eingeborenen Elemente sich kundgab, sondern auch die Vermischung der verschiedenen Racen sehr erschwert wurde, da, wie gesagt, die Urbevölkerung ein nomadisirendes Leben führte und so leicht eine jede Berührung mit den Eindringlingen vermieden konnte. Und weiter wirkte diese Beschaffenheit der eingeborenen Bevölkerung dadurch günstig auf eine relative Erhaltung der rein-europäischen Race ein, daß, eben weil die Eingeborenen den Eroberern auswichen, ihnen den Platz räumen konnten, verhältnißmäßig wenige feindliche Zusammenstöße zwischen ihnen stattfanden, so daß das europäische Element nicht, wie in den anderen Colonien, zum großen Theile in Schlachten aufgerieben wurde. In keinem andern südamerikanischen Lande giebt es so viele Familien, welche sich unvermischt von den Conquistadoren fortgepflanzt haben, wie in Argentinien; freilich giebt es auch nirgendwo noch so viele Ureingeborenen im sogenannten „wilden Zustande“, was bekanntlich unsere Grenzdistricte sehr oft empfinden. Neger wurden hier sehr wenige eingeführt, es konnte daher auch keine starke Vermischung zwischen der kaukasischen und der afrikanischen Race stattfinden.

Diese Thatsachen dürfen nicht außer Acht gelassen werden, will man sich ein zutreffendes Urtheil über die Ver-

Digitized by Google

hältnisse und die Aussichten der verschiedenen südamerikanischen Staaten bilden. Es mag wahr sein, daß manche derselben keine Lebensfähigkeit besitzen, unrecht und irrig würde es aber sein, aus den Zuständen in Mexico z. B. einen Schluß auf die Argentiniens ziehen zu wollen. Der Charakter des argentinischen Volkes ist, eben weil es nicht das Product einer unnatürlichen, ungleichen Vermischung verschiedener Racen ist, ein weit gesunderer, als der der anderen südamerikanischen Völker. Das europäische Element hat hier auch in der Zahl immer die Oberhand besessen, es ist also neuem Zufluß weit zugänglicher. In manchen Schwester- und Nachbarstaaten Argentiniens läuft die europäische Einwanderung Gefahr, zu einem jener Mischungsprozesse gezwungen zu werden, deren gefährliche Folgen wir weiter oben geschildert haben; dort müßte das europäische Element an innerm Werth verlieren, oder aber sich vollständig abgeschlossen halten von den Landesbewohnern; die Einwanderer müßten also entweder untergehen, verkommen, oder als Eroberer auftreten und die Landeskinder unterjochen. Es wird letzterer Fall mit der Zeit in dem einen oder dem andern südamerikanischen Staate eintreten, denn nur auf solche Weise wird das betreffende Land der Cultur dienstbar gemacht werden können; in Argentinien jedoch ist ein solcher Fall nicht zu befürchten, ja geradezu undenkbar. Hier läuft der europäische Einwanderer, wenn er anders von gutem Kerne ist, keine Gefahr bei einer Verbindung mit den Eingeborenen; er ist nicht auf eine Unterdrückung derselben angewiesen, um sich selbst zu erhalten. Und darin eben liegt die große Zukunft dieser Republik, nicht nur als eines Productionslandes, sondern auch als eines vollgiltigen Gliedes in der Kette der civilisirten Staaten. Die Rolle und die Wichtigkeit der Vereinigten Staaten in Nordamerika ist Argentinien für Südamerika zuertheilt, und es ist — um dieselbe ausfüllen zu können — vorzugsweise auf deutsche Einwanderung angewiesen *), denn Deutsche und Argentiner ergänzen sich gegenseitig in ihren Anlagen und Affinitäten, ihre Verschmelzung muß also logischerweise ein — wir wollen nicht sagen veredeltes, aber doch mindestens — ebenbürtiges Product hervorbringen.

Wir finden also in der argentinischen Republik im Großen und Ganzen das aristokratische europäische Element im Besitz des größten Theils von Grund und Boden, während die niedrigere — theilweise — Mischlingsbevölkerung im Dienste der ersteren als Capatazes und Peones (Aufseher und Knechte) deren ungezählte Viehherden hütet und ein Leben führt, das mit dem der asiatischen Steppenvölker die größte Aehnlichkeit hat; ein wahres Nomadenleben. In dieser Weise hat sich das Innere des Landes in seinen Hauptzügen bis auf den heutigen Tag erhalten. Der reichere Gutsbesitzer pflegt den größten Theil des Jahres in der respectiven Provinzhauptstadt zu wohnen, und geht nur während des Sommers aufs Land, um die „Sommerfrische“ auf seiner Estancia (Landgut) zu genießen. Das Dasein beweegt sich daher fortwährend zwischen zwei scharf getrennten Extremen, zwischen Stadt und Steppe, Civilisation und Halbbarbarei; in der Stadt trifft man allen Comfort und die modernsten Genüsse, der Luxus ist groß und die Kleidermoden sind nach dem neuesten Pariser Schnitt; auch fehlt ein Theater nicht, und glänzende Hotels, Kaffeeh und Billardzimmer findet man fast an allen Straßenecken. Kommt man dagegen kaum eine Legua außerhalb der Stadt, so sieht man sich von einer rohen und einsamen Natur umgeben und merkt so wenig von der Nähe einer großen und wichtigen Stadt, daß man sich ebensogut in eine tiefe Wildniß versetzt wähnen könnte. Und das ist es, was bei der Ankunft in Cordova so sehr angenehm zu überraschen pflegt.

Doch ist heutzutage die Zeit schon hinter uns, wo man, um nach Cordova zu gelangen, sich während einer viertägigen Reise in einer in rasendem Galopp über Stock und Stein dahinfliegenden Diligence mußte zusammenrütteln lassen, bei schlechter Nachtherberge in elenden, erbärmlichen Ranchos; die Eisenbahn von Cordova ist ja vollendet und befördert den Reisenden in 15 Stunden von der einen Stadt zu der andern!

*) Auf eine beträchtliche Einwanderung aus Deutschland wird man, so günstig in Argentinien auch die Verhältnisse sind, kaum zu rechnen haben, und es sind dort noch seine 10,000 Deutsche im Lande, während z. B. die Italiener nach mehreren Hunderttausenden zählen. Vom 1. Januar bis 31. Juli landeten im Hafen von Buenos Aires 38,588 Einwanderer. Davon entfielen auf den Monat Juli 5149; unter diesen waren nur 31 Deutsche; dagegen Italiener 1658, Franzosen, d. h. Basken aus der französischen Pyrenäengegend, 436; Spanier, gleichfalls Basken, 275; Engländer 137, Schweizer 117, Portugiesen 22, Oesterreicher 11, Belgier 5, Nordamerikaner 4, Russen 2, verschiedene 18. A.

Aus dem japanischen Reiche.

Die Reform des Kalenders ist nun in Japan durchgeführt und man rechnet die Stunden wie wir in Europa. In Yeddo werden dieselben in vielen Tempeln durch Glockenschlag angezeigt und man regelt sie jeden Mittag nach dem Kanonenschusse, der Punkt 12 Uhr abgefeuert wird. Alle größeren Städte im Reiche haben Glockenthürme. Die Priester, welche wie überall so auch in Japan sich dem Fortschritt abgeneigt zeigen, sind allerdings auch dieser Neuerung sehr abhold, sie erklären, daß die „ausländischen“ Stunden ketzerisch seien, die Sittlichkeit werde durch dieselben untergraben und der rechte Glaube schwer beeinträchtigt. Aber sie eifern vergeblich und manche Stadtbehörden haben bereits Schlaguhren auf den Thürmen der Tempel angebracht, andere haben Sonnenuhren aufgestellt. Die meisten Leute müssen sich die ausländische Zeit in die früher übliche japanische oder chinesische gleichsam übersetzen, aber die Jugend wird in den Schulen mit dem neuen System vertraut, so wie bei uns in Deutschland mit Meter, Hektoliter ꝛc. Mit dem alten Kalender wird auch mancher Aberglaube verschwinden, welcher durch denselben befördert wurde.

Es ist noch viel dicker Aberglaube im Volke. In Fukuoka len krank ein Europäer eine Flasche Rothwein, die er mitgebracht hatte. Das sahen einige Japaner und sofort verbreitete sich das Gerücht, er habe Kinderblut getrunken. In jener Stadt waren im Sommer Unruhen ausgebrochen und man fand im Hause eines Europäers einige Stücke Seife. Die Priester erklärten, das sei eine aus Menschenfett bereitete Masse, welche von den Fremden gespeist werde; diese erhielten dadurch ihre große Stärke und Ueberlegenheit. Aber mit einer Stehuhr, die im Gange war und deren Pendel sich bewegte, wußten die Priester weiter nichts anzufangen als zu erklären, daß der Teufel darin stecke, und das

Digitized by Google

gläubige Volk nahm Reißaus; Dank diesem Teufel wurde das Haus nicht geplündert.

An diesen Unruhen in Fukuoka ken waren die Priester schuld. Die aufgehetzte Menge erklärte: „Wir wollen keine Neuerungen, wir wollen keine Telegraphen; — unser alter Daimio soll wiederkommen; — daß Alte soll wieder hergestellt werden; — wir wollen keine Speculationen in Reis. Als unter Anführung eines Shintopriesters die Rebellen das Regierungsgebäude erstürmen wollten, ereignete sich ein echt japanischer Auftritt. Drei Beamte, die Herren Terada, Naito und Matsua, legten ihre Amtskleidung an, ließen Stühle vor das Eingangsthor bringen, setzten sich ruhig nieder und riefen: „Ehe Ihr eindringen könnt, müßt Ihr uns tödten!“ Die Rebellen ließen diese Männer in Ruhe und das Gebäude blieb unangetastet. — Die Shintopriester erhalten fortan vom Staate kein Geld mehr und sind völlig auf Gaben der Leute angewiesen, welche Opfer durch sie verrichten lassen wollen. Das sei Sache der Einzelnen, mit welcher der Staat nichts zu schaffen habe.

In Bezug auf den Genuß verschiedener Nahrungsmittel geht eine Umwandlung vor. Es ist bekannt, daß die Japaner bisher wenig oder gar kein Rindfleisch gegessen haben, obgleich dasselbe sehr zart und vom besten Geschmack ist. Eben so wenig genossen sie Milch, Butter und Käse. Das ist nun seit einigen Jahren in manchen Ortschaften anders geworden. Ein Engländer erzählt in den „Hiogo News“, daß er bei Kobe das Landgut eines Japaners besucht und zu seiner Ueberraschung einen beträchtlichen Viehstand gefunden habe; die Ställe waren musterhaft sauber gehalten. Milch wird jetzt viel von Kranken getrunken. Jener japanische Landwirth liefert sie auch schon in condensirter Form; sie ist nicht so dick wie unsere europäische, zergeht aber dafür desto leichter und hat einen reinen, lieblichen Geschmack.

Die japanische Regierung thut des Guten und auch des Nichtguten viel zu viel; sie will eine Art von irdischer Vorsehung spielen und hat allerlei bureaukratische Grillen; sie mengt sich überflüssiger und unklüger Weise in viele Dinge, welche sie besser unangetastet ließe. In Nagasaki wurden bisher Frauen aus den ärmeren Classen am Hafen auch mit Kohlentragen für die Dampfschiffe beschäftigt, und da sie die Kohlen in kleinen Körben herbeibrachten, war die Arbeit keineswegs beschwerlich. Nun hat die Regierung eine solche Beschäftigung als unangemessen verboten, und die armen Frauen haben Brot gesetzt. Auch in Japan fängt man, sehr am unrechten Orte, an, sich in falscher Philanthropie zu gefallen.

In Schitaya ist es hergebracht, daß ein Kranker seine Genesung dadurch feiert, daß er seinen Verwandten und Freunden einen Schmaus giebt, bei welchem man auf seine Gesundheit trinkt. Dabei kommt es wohl vor, daß man über seine Mittel hinausgeht und Geld borgt, um die Kosten bestreiten zu können. Nun hat die kaiserliche Regierung durch Decret solche Gesundheitsschmäuße verboten! Dagegen hat sie in höchst überflüssiger ultrapatriarchalischer Fürsorge ihren Unterthanen, gleichfalls durch ein Decret, die Erlaubniß gegeben, bei großer Hitze Stühle vor die Hausthüren zu stellen und dort nach Belieben zu sitzen.

In Yeddo wurde im August eine überaus wichtige Angelegenheit erörtert. Es war von mehreren hohen Beamten beantragt worden, der Mikado möge doch künftig sein Kopfhaar derart tragen wie es bei europäischen Frauenzimmern brauchlich sei; indessen erklärten die Minister das für unmöglich. Ferner verlangte ein etwas übereifriger Reformer, die Regierung solle dafür sorgen, daß die Fliegen und Stechmücken vertilgt würden. Auch das wurde für eine Unmöglichkeit erklärt.

In Nagasaki ist ein ständiger Galgen errichtet worden. Es ist gewiß zweckmäßig, daß man Raubmörder ꝛc. hinrichtet, aber der Reformeifer sollte althergebrachte Barbarei beseitigen. In Tobe wurden im August mehrere Mörder geköpft. Das war in der Ordnung; Mörder muß man aus der Welt schaffen. Aber wozu Folgendes? Nach der Enthauptung wurden die Schädel mit Keulen zerschlagen, damit das Hirn weit umherspritze, und die Herzen aus dem Leibe gerissen! Doch lesen wir soeben ein Decret, dem zufolge nun an den Leichen Hingerichteter keine Verstümmelungen mehr vorgenommen werden dürfen.

Seit einigen Jahren stehen die Höfe von Yeddo und Peking in lebhafter Verbindung mit einander, und beide haben einen Vertrag abgefaßt, welcher ihre gegenseitige Stellung klärt. Der japanische Gesandte Soyeschima hat ein eigenhändiges Schreiben des chinesischen Kaisers an den Mikado überbracht, das in sehr freundschaftlichen Ausdrücken abgefaßt ist. In Bezug auf Korea und die Liu-Kiu-(Lutschu-) Inseln, die bisher sowohl an Japan wie an China Tribut zahlten, verzichtet das letztere auf alle Souverainetätsrechte, und von nun an müssen die Lutschu-Inseln als ein Bestandtheil des japanischen Reiches betrachtet werden; in die Angelegenheiten Japans und Koreas wird die chinesische Regierung sich nicht einmischen.

Möglicherweise kommt es zwischen Japanern und Russen zu Irrungen. Die südliche Hälfte von Saghalin gehört den Japanern; den nördlichen Theil der Insel haben die Russen sich angeeignet; sie deportiren dorthin schwere Verbrecher, bearbeiten Kohlengruben und unterhalten Stationen für den Fischfang. Offenbar sind sie keine guten Nachbarn. Die japanische Zeitung „Nischin Schinjischi“ klagt sehr über sie und berichtet Folgendes: — In dem japanischen Dorfe Kuschimo toten wohnten etwa 70 Leute. Die Russen haben viele Soldaten auf Saghalin, von denen manche in das Dorf kommen. Gewöhnlich sind sie betrunken und führen sich sehr unartig auf. Neulich hatten sie einen Feiertag; sie kamen, machten vielen Lärm, stahlen einem Beamten die Schuhe und behandelten die Japaner übermüthig und hochfahrend. Diese hatten große Lust, die Russen nach Gebühr zu strafen und fortzujagen. Um zwei Uhr Nachts brach in einem feuersesten Magazin ein Brand aus; in diesem Magazine lagen die Netze, welche man zum Fangen des Fisches Nischin gebraucht. Als nun die Japaner löschen wollten, wurden sie von den Russen mit Steinen geworfen, und sie konnten nicht löschen. Da bewaffneten sie sich mit Bambusspeeren, sie wollten lieber sterben als sich so schlecht behandeln lassen, aber es gelang dem Ortsvorsteher, einem klugen Manne, sie von Angriffen abzuhalten. Die Russen, sagte er, gehen auf Zank und Streit aus, um Vorwand zur Vergrößerung ihres Gebietes zu haben. — Uebrigens hat die japanische Regierung zwei Kriegsfahrzeuge nach Saghalin geschickt, um die Fischer gegen Uebergriffe der Russen zu schützen.

Nagasaki ist zum Hauptquartier des asiatischen Geschwaders der Vereinigten Staaten von Nordamerika erklärt worden.

Der Abschluß von Ehen zwischen Japanern und Europäern wird nicht beanstandet, ist vielmehr von Seiten der Regierung ausdrücklich erlaubt worden. Dagegen wurde die Leichenverbrennung verboten.

Bei Muschaschi ken ist ein Steinkohlenlager entdeckt worden.

Digitized by Google

Ein Culturbild der alten Slaven.

Liest man die Schriften slavischer Geschichtschreiber, so begegnet man in denselben höchst blühenden Schilderungen von dem Culturzustande der alten Slaven, und auf eine künstliche, mehr nationaler Eigenliebe als geschichtlicher Wahrheit entsprechende Weise wird namentlich hervorgehoben, wie weit höher die alten Slaven denn die alten Germanen gestanden hätten. Dem gegenüber ist es gut, wenn immer wieder mit nüchternem historischen Blick auf das Ungerechtfertigte solcher Aufstellungen hingewiesen wird, und gelegentlich thut dieses jetzt Prof. Robert Rösler in Graz in einer vortrefflichen und gelehrten Schrift: Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der untern Donau. (Wien, Gerold 1873.) Nachdem er gezeigt hat, wie die Slaven ursprünglich im Innern Rußlands saßen, auf einem verhältnißmäßig beschränkten von Finnen und türkischen Stämmen umrahmten Raum, fährt er fort:

„Es war ein Flächenraum von etwa achttausend Quadratmeilen, den die Slaven in jenen alten Tagen von wenigstens 500 v. Chr. bis etwa 400 n. Chr., wie es scheint ungestört, bewohnten, ein wild- und fischreiches Land, wimmelnd von Bären, Elen und Uren, ganz geeignet einer Bevölkerung kräftiger Jäger Unterhalt zu geben, aber zum großen Theil auch ein unerschöpflich fruchtbarer Ackerboden, wenn ihn ein getreidebauendes Volk bewohnte.

Germanen und Sarmaten wirkten am meisten auf sie ein, sie ihrerseits pflanzten die von beiden empfangenen Culturelemente auf die Finnen weiter, die tiefer standen. So haben sie die Zimmerung der aus Holzbohlen gefügten oder aus Weide und Schilf geflochtenen Hütte von den Germanen gelernt. Ihre Bewaffnung bestand in Schilden und Wurfspießen; wie die Germanen kämpften sie am liebsten zu Fuße, mit dem nackten Oberleibe. Als Jäger durch die dichten Forste ziehend, hatten sie nur zerstreute Ansiedlungen. Des Ackerbaues war bei ihnen damals noch wenig, die Hauptfrucht Hirse. Die Slaven waren in der Zeit noch kein Herd und Scholle festhaltendes Volk, wie Pogodin und Andere wollten, sie sind es erst viel später geworden. Noch Prokopios im 6. Jahrhundert hebt ausdrücklich hervor, daß sie den Wohnort gern wechselten, und alle Zeugnisse weisen es aus, daß Sümpfe und Wälder ihr Heim waren. Der Wanderzug, die Unstätheit, welche die alt angesessenste aller slavischen Bevölkerungen, die russische, noch heute erfüllt, ist ein merkwürdiges Phänomen für Beobachter, die aus dem westlichen Europa kommen. In den Wäldern sammelten sie den Honig der wilden Bienen, um ihn theils roh, theils als gegohrenes Getränk zu genießen. In den Wäldern, wo die großen Thiere, der Auerochs, das Elen, der Bär, noch in ursprünglicher Stärke hausten, muß der Kampf mit diesen ein ummterbrochener gewesen sein. Welche tüchtige Soldaten diese überaus abgehärteten Leute abgaben, hat man zuerst im griechischen Reiche erkannt.

Es fragt sich, warum dieses Volk, dem es an Zahl so wenig fehlte, wie an Lust sich der Oüter der Nachbarn zu bemächtigen, nicht erobernd aufgetreten ist. Es haben sich Forscher erboten, die um dieses ihnen unwahrscheinlich bedünkenden Stillebens wegen behauptet haben, dasselbe Volk habe unter den Namen Skythen und Sarmaten schon weit früher eine weltgeschichtliche Rolle gespielt. Doch ist es nicht so schwer, die lange Passivität zu erklären. Die Slaven waren östlich, südlich und westlich von stärkeren, kriegskundigeren Nachbarn umgeben und wie in einen undurchbrechlichen Ring eingeschlossen. Gegen diese lühnen Nachbarn mochten sie vielleicht hier und da einen raschen Streifzug ausführen, einen ernstlichen Strauß begehrten sie aber nicht. Einzig nach Norden hin gegen die noch ruhigeren Finnen hätte sie nichts gehindert siegreich vorzudringen — wir wissen auch nicht wie viel Boden sie ihnen schon in alter Zeit abgenommen haben —, aber die sich steigernde Unwirthlichkeit jener Länder, die äußerste Armuth der bedürfnißlosen Bevölkerung, die auf ihnen hauste, konnte keinen zu starken Antrieb zur Eroberung abgeben.

Und warum waren diese Nachbarn, Gothen, Bastarnen, Sarmaten, Alanen, mächtiger als die Slaven? Von allen den Kräften abgesehen, die in den Tiefen des Gemüthes walten und sich schwerer bestimmen und abschätzen lassen, vor allem darum, weil sie auf einer höhern Stufe standen, weil sie von einem festern politischen Bande zusammengehalten wurden, als die Slaven. Die Zersplitterung dieser in Tausende von gesellschaftlichen Monaden, die aber keine prästabilirte Harmonie zusammenband in einen kräftigen Organismus, die Kindlichkeit der gesellschaftlichen Zustände, die überall bestehen blieben, so lange nicht äußere Gewalten sie zerstörten oder sie abzulegen zwangen, machte die Slaven ungeeignet, das Schwert gegen das Ausland zu kehren, das ihnen vorangeeilt war in politischer Entwickelung. Uebrigens haben auch später die Slaven gern fremder Leitung den Anstoß zu erhöheter Thätigkeit verdankt; ihr größter Staat ruht auf den Traditionen einer Disciplin, welche nicht im Schoße der Nation selbst emporkam."

Rösler stellt sich rein auf den historischen Beweis. Er schöpft aus den geschriebenen Quellen, während Slaven, welche den frühern hohen Culturgrad ihres Volkes erweisen wollten, auf solche Quellen nicht zurückgreifen konnten und zu anderen Beweismitteln greifen mußten. Im ausgedehntesten Maße hat das in dieser Beziehung der im verflossenen Jahre gestorbene Professor Wocel in Prag gethan, in seinem Werke: „Ueber den Culturgrad der Slaven in ihren Urſitzen," das 1864 in tschechischer Sprache erschien. Er greift, wie gesagt, in Ermangelung aller schriftlichen Aufzeichnungen zur Sprache und stellt den Satz auf: Jene Begriffe und Objecte des Culturlebens, wofür die Slaven noch heutzutage gemeinsame Ausdrücke haben, müssen ihnen schon in der Urheimat geläufig gewesen sein, weil die Gemeinsamkeit dieser Ausdrücke lediglich die Folge des räumlichen Zusammenlebens sämmtlicher Slaven, nicht aber das Ergebniß philologischer Congresse sein kann, welche die Einführung gemeinsamer Ausdrücke beschlossen.

So führt Wocel als Zeugen urslavischer Baukunde an die in allen slavischen Idiomen identischen Termini: ves (Dorf), dům (Haus), strecha (Dach), stěna (Wand), krov (Decke), okno (Fenster), vápno (Kalk) u. s. w. Daß die Slaven schon in ihrer Urheimat Gewerbe und Ackerbau trieben, folgert Wocel aus den panslavischen Benennungen: železo (Eisen), zlato (Gold), stříbro (Silber), med (Kupfer), olovo (Blei), kov (Metall), kovati (Metalle bearbeiten, schmieden), dláto (Meißel), kleště (Zange), sekera (Beil), nůž (Messer), pila (Säge), ratiště (Lanzenschaft), meč (Schwert), ostruha (Sporn), plátno (Leinwand), sukno (Tuch), rub (Gewand), košile (Hemd), šíza (Oberkleid), plášt (Mantel), tkadlec (Weber), hrnčíř (Töpfer) u. s. w. Dann aus: pluh (Pflug), rádlo (Hackenpflug), lemes (Pflug-

Digitized by Google

schar), kosa (Sichel), srp (Sense), motyka (Karst), lopata (Schaufel), vůz (Wagen), kolo (Rad) u. ſ. f. Weiter aus den bei allen ſlaviſchen Stämmen gleichklingenden Namen der Getreide- und Obſtarten: žito (Korn), pšenice (Weizen), jedmen (Gerſte), oves (Hafer), hrách (Erbſen), čočka (Linſen), mák (Mohn), jablon (Apfelbaum), hruší (Birne), višni (Weichſel), sliva (Pflaumen), ořech (Nuß) u. ſ. w.

Für die Bekanntſchaft der Urſlaven mit verſchiedenen Künſten führt Wocel die altſlaviſchen Bezeichnungen an: obraz (Bild), hudba (Muſik), husle (Geige oder ähnliches Saiteninſtrument), trouba (Trompete), buben (die Trommel) u. ſ. w.

Hierbei bemerkt Wocel: Die Urſlaven brauchten dieſes oder jenes Culturobject, weil ſie es kannten, nicht auch ſelbſt erfunden zu haben. Die Trommel ſei beiſpielsweiſe kaum ſlaviſchen Urſprunge; ſo erzählt Apollodor in ſeiner „Mythologiſchen Bibliothek“ (1, 9, 7), der König Salmoneus, der in ſeinem Hochmuth es dem höchſten Gotte gleichthun wollte, habe auf einem Wagen einen Keſſel, worüber ein Fell geſpannt war, mit ſich herumgeführt und durch den Schall des erſchütterten Fells den Donner nachgeahmt. Von den Parthern ſchreibt Juſtinus (XLI, 2), bei ihnen ſei das Zeichen zur Schlacht nicht mit der Trompete gegeben worden, ſondern mit der Trommel (tympano). Nun waren aber die Parther nach Juſtin (XLI, 1) und Iſidor (Orig. IX, 2) ausgewanderte oder verbannte Skythen, und dieſe wieder Nachbarn der am Aſowſchen Meer ſiedelnden Slaven; daher können die letzteren ihre Trommel von den Skythen entlehnt haben ohne darauf warten zu müſſen (fügt Wocel mit einem ſtrafenden Seitenblicke bei), bis die Kenntniß dieſes Tongeräths im ſpäten Mittelalter von den Mohammedanern oder Deutſchen zu ihnen gelange.

Nachdem Wocel mit der Leuchte panſlaviſcher Terminologie noch verſchiedene andere Gebiete des älteſten ſlaviſchen Lebens betreten und durchſchritten, gelangt er zu dem Schluſſe: „Schon damals (d. h. vor dem 5. Jahrhundert) hatten die Slaven faſt alle Werkzeuge zum Häuferbau, zum Betrieb der Gewerbe und der Feldwirthſchaft, wie auch die Kleiderſtoffe und Hausgeräthſchaften, deren ſich das frühere Mittelalter bediente. Sie regierten ſich nach Rechten und Geſetzen, kannten die Schreibekunſt, pflegten das Marktweſen, ja ſelbſt von Kunſtbeſtrebungen legt ihre Sprache ſolches Zeugniß ab. — Wir ſehen zugleich, wie weit die Tſchechen bei ihrer Einwanderung nach Böhmen in der Cultur vorgeſchritten waren.“ — Der letztere Beſatz zielt gegen jene, welche die in Böhmen eingewanderten Tſchechen als „eichelfreſſende Wilde“ darſtellen, wie der alte Cosmas von Prag, oder ihnen doch nur den niedrigſten Grad von Entwickelung zugeſtehen wollen, wie neuerer Zeit Kalina von Jäthenſtein.

Es iſt nicht zu leugnen, daß für jene techniſchen Wortformen, die ſich als Gemeingut aller ſlaviſchen Idiome erweiſen, die Präſumtion eines hohen Alterthums ſpricht und daß den älteſten Beſtandtheilen des Sprachſchatzes über das Leben und die Sitten vorgeſchichtlicher Jahrthunderte ſo mancher dankenswerther Fingerzeig abgewonnen werden kann. Das haben Grimm, Rückert, Leo, Kuhn, Weber u. ſ. w. hinſichtlich germaniſcher und indiſcher Urzuſtände hinreichend dargethan. Nichtsdeſtoweniger erheiſcht die Benutzung der Sprache als Geſchichtsquelle große Vorſicht. Wie viele Geſahren bedrohen hier nicht den klaren Blick, das unbefangene Urtheil des Forſchers!

Ein Attribut der Cultur kennen und es beſitzen: wie himmelweit ſind dieſe zwei Fälle verſchieden und wie leicht werden ſie verwechſelt! Ein junger Volksſtamm kann z. B. von der Schreibe- oder Malerkunſt Kunde haben, weil vielleicht beide dem älteren und gebildeteren Nachbarvolk eigen ſind: aber folgt aus dieſer theoretiſchen Kunde, daß er auch ſelbſt die Schreibekunſt üben müſſe? Aus einer ſprachlichen Bezeichnung für Schreiben und Schrift läßt ſich bei dem jungen Volksſtamme lediglich auf einen Begriff von Schreiben, nicht aber auf den Gebrauch der Schreibekunſt ein ſicherer Schluß ziehen.

Ferner wechſeln manche uralte Ausdrücke im Laufe der Zeit ihre Bedeutung, indem ſie ſich vom Sinnlichen ins Geiſtige erheben oder vom Allgemeinen zum Beſondern determiniren. Wie leicht begeht nun nicht der hiſtoriſirende Sprachforſcher einen Anachroniſmus der Vorbedeutungen! Wie leicht baut er dann nicht auf dieſen Anachroniſmus Hypotheſen.

Wenn z. B. ſchon die älteſten Slaven das Wort ráj (Paradies, Eden) kannten (was auch kaum zu beweiſeln iſt), folgt daraus — wie Wocel will —, daß ſie an die Unſterblichkeit der Seele und ein jenſeitiges Fortleben geglaubt haben müſſen? Verbanden denn die älteſten Slaven mit dem Worte ráj in der That eine der chriſtlichen analoge, alſo tranſcendentale Vorſtellung? Das wäre eben erſt zu erweiſen.

Endlich kamen die indogermaniſchen Völker nicht als barbariſche Horden nach Europa, ſondern brachten aus ihrer aſiatiſchen Heimat eine von den Ariern übertommene Summe von Fertigkeiten, Kenntniſſen und Culturkeimen mit herüber. Unterſucht man nun die älteſte Entwickelungsphaſe, die ihnen in den neuen, europäiſchen Sitzen eignete: wie ſchwierig iſt es da zu unterſcheiden, was in dieſer Entwickelung alt-ariſch und was darin europäiſch iſt! So Manches kann dem Forſcher als neues, ſpecifiſch-germaniſches oder ſpecifiſch-ſlaviſches Culturerbniß erſcheinen, da es doch vielleicht nichts weiter iſt als ein alt-ariſches Erbſtück. —

Aus der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul.

I.

C. Ehe wir unſeren Landsleuten eine kleine Schilderung über das Leben und Treiben von vielen Tauſend deutſchen Anſiedlern in Südbraſilien zu geben verſuchen, in deren Mitte wir eine lange Zeit zugebracht haben, ſei es uns vergönnt, zuvor Einiges über das Klima und die phyſikaliſche Beſchaffenheit jener Gegenden vorauszuſchicken, ein Umſtand, der ja ſo großen Einfluß auf den Charakter, auf Sitten und Gewohnheiten einer Bevölkerung hat. Die braſilianiſche Provinz Rio grande do Sul, in welcher die beiden Colonieditricte, von welchen in der Folge die Rede ſein ſoll, liegen, gehört ihrer Lage und ihrem Klima nach zu den geſundeſten Gegenden, welche Braſilien aufzuweiſen hat. Es iſt ein Irrthum, wenn man in Europa, verleitet durch allgemeine falſche Anſchauungen, zu der Anſicht hinneigt, Braſilien ſei durchweg eines der heißeſten Länder der Erde und in Folge deſſen für den an ein kühleres Klima gewöhnten Europäer der Aufenthalt daſelbſt aller Orten ein der Geſundheit ſehr nachtheiliger, wenn nicht gar gefährlicher. — Freilich gehört das Kaiſerreich

Digitized by Google

dem fernen Südosten der südlichen Hemisphäre an und zwar, nach seiner Hauptmasse, sogar der südlichen Tropenzone; ja sein größter Durchmesser von Osten nach Westen fällt fast mit dem Aequator zusammen und erstreckt sich nur wenige Grade südlich von demselben, so daß diese ungeheure Ländermasse bei kurzer Betrachtung der Karte unter die Länder heißer und heißester Klimate zu rechnen sein würde. Die Nachtheile eines solchen Klima's äußern sich jedoch nur in den Nordprovinzen, und die klimatische Gunst für die deutsche Colonisation — ohne hierbei eine solche unbedingt bestimmen zu wollen — wird gesteigert, je weiter wir uns dem Süden nähern. Hier ist eine durchaus günstige Prognose zu stellen.

Den Schwerpunkt dieser Zone, der wir hier das Wort sprechen, haben wir nun nach der in Deutschland schon hinlänglich bekannten reizenden Provinzialhauptstadt Porto Alegre zu verlegen. Man muß, wie gesagt, einen großen Unterschied zwischen Nord- und Südbrasilien, dann aber zuvörderst speciell einen solchen zwischen Hoch- und Tiefland machen. Die Colonien Cruz und Mont' Alverne, etwa 25 bis 30 Legoas *) von Porto Alegre entfernt, gehören mehr zum Hoch- als Tiefland und sind in ihrer klimatischen Beschaffenheit, wie jene ganze Provinz Rio grande do Sul, von allen und bekannten Ländern und Landstrichen Deutschland am meisten gleichkommend, wohlzeit deshalb auch die nordische und besonders die deutsche Auswanderung sich bisher mit besonderm Glück ausbreiten konnte.

Wir sind leider niemals im Stande gewesen, trotz unseres langen Aufenthalts in jenen Gegenden, welcher durch unsere Wirksamkeit daselbst bedingt war **), fortgesetzte Thermometer- und Barometerbeobachtungen in S. Cruz und Mont' Alverne anzustellen und müssen uns daher darauf beschränken, den Angaben von Reisenden und Naturforschern zu vertrauen, den denen besonders die Angaben der Freiherrn von Tschudi vollen Glauben verdienen.

Die heißesten Tage, welche wir selbst in S. Cruz im Jahre 1869 erlebten und die eine Temperatur von + 33° R. annahmen, waren scheinbar nicht so unerträglich als manche weniger positiv heiße Tage in Deutschland oder famen uns wenigstens nicht so heiß vor,***), dagegen wurde uns die Kälte, die unseres Wissens seit dem Jahre 1852 niemals mehr als — 2° R. betrug, oft ganz merklich empfindlich, und wir dürfen wohl den Grund dieser Erscheinung darin suchen, daß einestheils die Hitze nicht plötzlich und mit einem Male kommt, sondern der Körper allmälig an eine Steigerung der Wärme gewöhnt wird, anderntheils dagegen der Schutz gegen die sehr plötzlich eintretende rauhe Witterung ein sehr geringer ist, und weder warme Kleider noch Oefen dort gleich zur Hand sind. An höher gelegenen Stellen, die indessen weiter von den hier besprochenen Coloniebistricten entfernt liegen, wie z. B. in dem Südlichen Cagapava, kommt es sogar bis zu Schneeflocken, was unseren Landsleuten wunderlich genug zu hören sein wird.

Der bekanntlich sehr große Feuchtigkeitsgehalt der Luft jener Gegenden findet die einfachste Erklärung durch den häufigen Niederschlag und die oftmalige plötzliche Abkühlung der von den fast senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen erhitzten Luft, welche erstere wiederum hervorgerufen wird durch die so nahe und ausgedehnte Seeklifte und durch die Ausdünstung der unabsehbaren Wälder und großen Ströme dieser Regionen. Es darf uns daher nicht verwundern, daß bei der verhältnißmäßig hohen Lage von S. Cruz und Mont' Alverne und den Waldmassen, von denen die deutschen Wohnplätze umgeben sind, diese Erscheinungen hier noch deutlicher zu Tage treten als an anderen Orten der Provinz, und ihnen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß wir selbst in Wintermonaten (Juni, Juli und August) in kleinen Lachen und Gewässern besonders exponirter Lagen öfter Reif und schwache Eiskrusten gebildet sahen. Wir können füglich das Jahr hier in einen ziemlich ausgesprochenen Winter und Sommer eintheilen, während Herbst- und Frühjahrszeiten sich etwas weniger deutlich ausprägen. Zu den eigentlichen Sommermonaten gehören der November, December und Januar, zu den Wintermonaten, wie oben bereits angeführt, Juni, Juli und August. Einen Herbst würden demnach die Monate Februar, März, April, Mai, und den Frühling September und October bilden. Außer den rauheren Tagen zeichnet sich die Winterzeit besonders durch häufigeren und anhaltenden Regen aus, der oft 14 Tage und 3 Wochen in S. Cruz und Mont' Alverne andauert und uns nicht selten zur Verzweiflung brachte, da man bei der Heftigkeit der Regengüsse während dieser Zeit nicht allein fest an das Haus gebannt ist, sondern auch noch gut 14 Tage nach Verlauf der Regenzeit nöthig sind um abzuwarten, bis die bodenlos gewordenen Wege wieder einigermaßen passirbar sind. Es ist hiermit aber keineswegs gesagt, daß es im Sommer selten regne, — im Gegentheil; heftige und sehr plötzliche Gewitter sind durchaus häufig, das Wasser strömt dann förmlich vom Himmel und füllt auf lange Tage die Bäche und Flüsse im Walde, die dann zu unüberwindlichen Schwierigkeiten und Hindernissen in der Communication werden, da Brücken äußerst selten sind. Sehr einflußreich auf Land und Leute, auf die Entwickelung der Vegetation und auf die gesundheitlichen Zustände der Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne sind die ganz Südbrasilien eigenthümlichen verschiedenen heftigen Winde, unter denen besonders gefürchtet und schlimm der Südweststurm, Pampeiro, und der Westwind, Minuano, sind.

Im Allgemeinen zeichnen sich die Coloniedistricte von S. Cruz und Mont' Alverne durch eine ziemliche Gleichmäßigkeit der Jahreszeiten mit einer entsprechenden gleichmäßigen Tageslänge aus. Es ist natürlich, daß aus allen diesen klimatischen Verhältnissen eine günstige Summe von Umständen für die intellectuelle und physische Entwickelung der deutschen Ansiedler resultirt.

Wir sehen nun davon ab, im Einzelnen auf den Sanitätsstand der Colonien hier einzugehen und bemerken nur, daß seit dem Bestehen der Ansiedlungen von S. Cruz und Mont' Alverne Cholera, gelbes Fieber und dergleichen Geißeln mancher Gegenden von Brasilien und Südamerika im Allgemeinen noch nie, selbst nicht in vereinzelten Fällen vorgekommen sind. Die Sterblichkeit unter der Bevölkerung von S. Cruz und Mont' Alverne stellt sich ungefähr so, daß auf zwei Geburten ein Sterbefall kommt.

Wenn wir nun für die in Rede stehenden beiden Colonien mit Recht glauben unsere Leser interessiren zu müssen, so führen wir als Hauptgrund zunächst an, daß die 8000 dort wohnenden deutschen Seelen, etwa der achte Theil der deutschen Bevölkerung von der Provinz Rio grande do Sul, durch tausend Fäden noch eng mit dem deutschen Vaterlande verknüpft sind und wohl auch bleiben werden. Es haben sich vornehmlich auf der freundlichen Colonie S. Cruz, deren Gründung in das Jahr 1849 fällt, in fremdem Weltheile deutsche Sitte, deutsches Leben und heimatliche Gewohnheiten so treu erhalten, daß wir um deswillen uns schon angeregt fühlen, dem Vaterlande Kunde von dem fernen, frisch und kräftig heranwachsenden Kinde zu bringen.

*) Eine Legoa ist fast der deutschen Meile gleich.

**) Der Verfasser dieser Zeilen war jahrelang Director der Colonie Montalverne.

***) Betrug die Hitze doch in den ersten Julitagen 1873 an mehreren Orten des Elsasses + 36° R.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Schepelew's Erforschung des Gebietes am obern Ili.

In der Petersburger geographischen Gesellschaft hat Herr Schepelew einen Vortrag über das Gebiet des obern Ili gehalten. Das von ihm erforschte Land liegt zwischen dem 57½. und 52. Grade östlich von Ferro und zwischen dem 47. und 42. Grade nördlicher Breite. Das Sultanat Kuldscha, von 7000 bis 8000 Fuß hohen Bergen durchzogen, wird von vielen Thälern gebildet, unter denen das Teles- und das Kurgesthal durch ihre große Ausdehnung sowohl wie durch ihre landwirthschaftliche Bearbeitung die erste Stelle einnehmen. Die Bevölkerung ist eine sehr bunte und zerfällt in eine seßhafte und eine nomadisirende. Unter der ersteren sind wegen ihrer größeren Zahl (143,000 Seelen) besonders die Tarantschen hervorzuheben, die sich fleißig mit Ackerbau beschäftigen und durch den letzten Krieg wenig gelitten haben, während die gleichfalls Ackerbau treibenden Sfigos und Solonen durch denselben bedeutend zurückgekommen sind. Zu der seßhaften Bevölkerung müssen auch gegen 7000 Chinesen und einige Hundert Mandschuren sowie der energische und ziemlich civilisirte Stamm der Tschumgajen gezählt werden. Zu der nomadisirenden Bevölkerung gehören vor Allem die Kalmücken, welche vor ungefähr einhundert Jahren die Herrschaft besaßen. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 30,000; wohlhabend sind sie nicht, da auf 18,000 Seelen nur ungefähr 20,000 Schafe kommen. Zu dieser Armuth hat nicht wenig die chinesische Herrschaft beigetragen; denn während derselben sind die Eingeborenen durch unmäßige Steuern und Contributionen schwer gedrückt worden. Die Kirgisen nomadisiren in den nördlichen und südlichen Theilen des Landes, ihre Zahl beträgt nur etwa 1300 Seelen. Die Kirgisen waren die einzigen, welche den russischen Truppen im letzten Kriege Widerstand leisteten. — Kuldscha ist reich an Getreide, an Mineralien und besonders an Steinkohlen, von welchen sich Schichten von 15 bis 20 Werst (2 bis 3 deutsche Meilen) finden. In administrativer Hinsicht ist das Land in vier Bezirke eingetheilt: den Bezirk der Stadt Kuldscha, den westlichen, nordwestlichen und den Bezirk des linken Ilufers. — Hierauf schilderte Herr Schepelew seine Reise über den Paß von Mujarat. Nachdem er nicht ohne Gefahren die nördlichen Abhänge des Tjan-Schan erstiegen, erreichte er nach langem Marsche endlich die Eisfelder, welche auf der Höhe derselben liegen und den Paß von Mujarat abschließen. Hier bemerkte der Reisende unter Anderm eine große Anzahl buntfarbiger Steinblöcke von ungeheuren Dimensionen, die von den Eingeborenen Eistische genannt werden, sowie viele Eishöhlen von bedeutendem Umfange.

Die Einwanderung der Mennoniten aus Südrußland in Nordamerika.

Neulich erwähnten wir, daß Abgesandte der Mennoniten in Nordamerika Reisen in verschiedenen Staaten der Union gemacht haben, um passende Oertlichkeiten für Ansiedelungen auszusuchen. Jetzt finden wir, daß die Einwanderung selbst schon begonnen hat. Im September sind die ersten acht Familien, zusammen 50 Köpfe, in Neuyork gelandet.

Katharina die Zweite nahm in Rußland die Mennoniten, welche Friedrich der Große zum Kriegsdienste zwingen wollte, sehr gern auf. Sie gab ihnen Land und bewilligte Religionsfreiheit und Befreiung vom Kriegsdienste. Sie schufen die Steppen Südrußlands in blühende Gärten um. Nun wandern sie Alle aus. Wir lesen darüber in einem amerikanischen Blatte Folgendes:

Die Landschenkung war, zum Unglück für die jetzt Lebenden, nur eine bedingte. Sie durften ihr Besitzthum zwar unter sich vererben, verkaufen oder verlassen, aber eine Uebertragung desselben an nicht zur Secte gehörige Personen konnte nur mit besonderer Bewilligung der Regierung stattfinden. Die Colonisten hatten ihre eigenen Schulen und Kirchen, bevölkerung ihre Sprache, Sitten und Kleidung ihrer Vorältern bei und standen unter selbstgewählten Beamten, welche die Mittelspersonen zwischen ihnen und der Landesregierung bildeten. Alle diese Vorrechte wurden von dem jetzt regierenden Zar bestätigt, als im Jahre 1861 eine neue Colonie an den Ufern der Wolga entstand.

In den letzten Jahren aber machte ein Umschwung in der Gesinnung gegen die Mennoniten sich zuerst in der Presse und in dem Verhalten der russischen Beamten bemerklich. Weitersehende erkannten schon damals darin die Vorläufer der jetzt eingetretenen Versuche, jene alten Privilegien zu vernichten. Am 4. Juni 1871 erklärte ein Ukas die Befreiung aller in Rußland colonisirten Religionssecten vom Militärdienst nach Ablauf eines Jahrzehnts als letztem Termin für erloschen, mit der Maßgabe, daß die ersten Recruten schon nach dem Erlaß eines in Aussicht gestellten allgemeinen Wehrgesetzes gestellt werden müssen. Als besondere Begünstigung wurde den ihrer Privilegien Beraubten gestattet, binnen zehn Jahren auszuwandern, was nach dem Landesgesetze sonst verboten ist und nach dieser Zeit nicht mehr erlaubt werden wird.

Der deutsche Consul in Berdiansk, Herr Cornelius Janzen, selbst Mennonit, nahm sich seiner verfolgten Brüder an und zog Erkundigungen ein über die Ansiedelungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten und Canada. Die günstigen Berichte, welche er von allen Seiten empfing, ließ er drucken und unter seine Glaubensgenossen vertheilen, wurde aber dafür des Landes verwiesen und weilt jetzt in Neuyork. Die bedrohten Colonisten aber schossen 20,000 Dollars zusammen und schickten 12 Vertrauensmänner nach diesem Continent, um mit eigenen Augen die so günstig berichteten Verhältnisse zu prüfen. Nachdem sie Manitoba, Michigan, Minnesota, Dakola, Jowa, Kansas, Missouri und Texas bereist, sind die letzten derselben mit dem Dampfer „Hammonia“ nach Rußland zurückgekehrt. Ein bedeutender Theil der übrigens nicht so bald zu erwarten sein, weil die Regierung den Leuten die Erlaubniß zum Verkauf ihrer Ländereien versagt.

Die jetzt Angekommenen gehören nicht zu denjenigen Ansiedlern, welche Land von der Regierung besaßen. Aber obwohl sie ihr Besitzthum frei veräußern durften, legte man ihnen so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß sie sechs Monate in Petersburg warten mußten, ehe sie ihre Pässe erlangen konnten.

Ueber die religiösen Meinungen und Gebräuche dieser Mennoniten hat man vielfach unrichtige Vorstellungen. Sie heirathen nur unter sich, haben ihre eigenen Lehrerbildungsanstalten und schicken ihre Kinder vom vierten bis zum sechszehnten Jahre in die Schule. Ihre Kleidung ist einfach, aber nicht an bestimmte Farben oder Formen gebunden. In ihrer Lehre nähern sie sich am meisten den Baptisten; nur ist das Untertauchen, wenn auch vielfach im Gebrauch, doch nicht geboten. Die Taufhandlung vom passiven Gehorsam ist eine ihrer Hauptlehren. Die Ceremonie des Fußwaschens wird hin und wieder beobachtet, ist aber nicht allgemein im Gebrauch.

Die Grafschaft Glatz

ist von Professor Dr. J. Kutzen jetzt zum Gegenstande einer Monographie gemacht worden (— Die Grafschaft Glatz. Ihre Natur und deren Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Mit 18 Holzschnitten und 3 Karten. Glogau. Flemming 1873 —), welche wieder im vollen Maße alle die Vorzüge aufweist, welche dem Verfasser bei seiner Arbeit über „das

Digitized by Google

deutsche Land" nachgerühmt wurden. Wie schon der Titel anzeigt, haben wir es hier mit einer durchaus im Ritter'schen Sinne gehaltenen Schrift zu thun, und in der That versteht Kutzen es vortrefflich, auf dem nur 30 Quadratmeilen großen Gebiete, von dem er freilich Schritt und Tritt kennt, zu zeigen, wie sehr hier das Leben und die Geschichte der Bewohner mit dem schönen Bergland verknüpft sind. Treffe bringt er eine ganze Reihe häufig schlagender Beispiele bei, die er mit liebevoller Versenkung in sein Thema der Natur abgelauscht hat.

Glatz (tschechisch Kladsko) ist ethnographisch genommen ein interessanter Winkel unseres Vaterlandes, indem hier slavische und deutsche Art zusammenstoßen. Nicht allgemein bekannt ist, daß hier, an der böhmischen Grenze bei Nachod, sich das tschechische Sprachgebiet über unsere Reichsgrenze hinüberschiebt, und daß in der Gegend des vielbesuchten Bades Kudowa in einigen Dörfern heute noch Tschechisch gesprochen wird (namentlich in Schlaney, Tscherbeney, Straußeney). Jahrlich sind die slavischen Ortsnamen der Grafschaft, östlich gehen sie indessen über das Thal der Neiße nicht hinaus. Trotzdem der Hauptfluß der Grafschaft, die Neiße, als Nebenfluß der Oder auf eine Verbindung mit Schlesien hinweist, hat doch das Land, durch die orographischen Verhältnisse bedingt — letztere werden von Kutzen besonders ausführlich betrachtet —, seit dem Ende des elften Jahrhunderts zu Böhmen gehört, bis es 1741 unter Friedrich II. an Preußen kam. Noch bis zum heutigen Tage besteht die kirchliche Verbindung mit jenem Lande, denn Glatz gehört als ein Decanat zum Prager Erzbisthum. Der heilige Johannes von Nepomuk steht wie in Böhmen so auch in der Grafschaft Glatz als Schutzpatron auf den Brücken und selbst vom höchsten Punkte der Festung in der Hauptstadt leuchtet sein Standbild weit ins Land hinein.

Kutzen behandelt sehr eingehend die Stellung, welche Glatz als Durchgangsland zwischen Schlesien und Böhmen einnimmt und erörtert die hieraus für Land und Leute sich ergebenden Folgen. Wir sehen, wie zahlreiche Kämpfe hier ausgefochten wurden, wie die rohe Hand der fanatischen Hussiten auch hier kulturverderblich wirkte und Friedrich der Zweite hohen Werth auf den Besitz der Grafschaft legte. „Was die Sprache betrifft, so ist sie das Abbild des Gebirgslebens und erinnert in mehrfacher Beziehung, vorzüglich durch den häufigen Gebrauch gewisser Vocale, vor allen des a, an den Harz, von dessen Bewohnern, wie unzweifelhaft feststeht, viele der Grafschaft zugewandert sind und auf die Ausbreitung der deutschen Sprache daselbst Einfluß gehabt haben." Uebrigens sind die von Kutzen mitgetheilten Sprachproben, was wohl natürlich, nicht frei von Slavismen.

An den allgemeinen Theil schließen sich die Abschnitte, welche einzelne Gegenden des Landes oft mit eingehender Genauigkeit schildern; namentlich ist die Orographie sehr ausführlich behandelt. Das Eulengebirge, das schlesisch-glätzische Grenzgebirge im Nordost, das Schneeberggebirge im Südost, das Habelschwerdter und Heuscheuer Gebirge im Südwest sind die wichtigsten Erhebungen des Landes, das auf seinen Schneeberg, als den höchsten weit und breit, mit Recht stolz ist.

Bis Glatz reicht schon die Eisenbahn; sie wird über Mittelwalde nach Böhmen fortgesetzt und dadurch das Ländchen mehr und mehr erschlossen werden. Es ist natürlich, daß es den Strom der Touristen in immer größerem Maße anziehen wird. Wer dann mehr von der Grafschaft wissen will, als im Bädecker steht, wer sich liebevoll in die Natur des Landes versenken will, dem empfehlen wir mit gutem Gewissen das vorliegende Buch.

* * *

— Die Kohlenausfuhr Europas wird sich in den nächsten Jahren beträchtlich vermindern, da in fremden Erdtheilen fast in jedem Monate des Abbaues würdige Lager entdeckt werden. In England ist man bekanntlich besorgt darüber, daß der Vorrath auf die Neige gehen und der Preis der schwarzen Diamanten immer höher gehen werde. Während man von dort im Jahre 1865 erst 9,288,294 Tonnen ausführte, steigerte sich 1872 dieser Export auf 13,211,961 Tonnen. Nun hat man aber in Japan Kohlen gefunden; China ist an solchen überaus reich und wir lasen jüngst, daß die Chinesen unter Leitung sachkundiger Europäer Maschinen in den Betrieb einführen wollen. Von großer Bedeutung sind die Kohlengruben in Neusüdwales, welche schon jetzt eine große Ausbeute liefern. Wir haben vor einiger Zeit im „Globus" gemeldet, daß von dem australischen Newcastle bereits Kohlenladungen nach Nagasaki und Schanghai gehen und englische Kohlen dort bald überflüssig sein werden. Nun sind jüngst mächtige Lager von Anthracit-, Cannel- und bituminöser Kohlen an der Nordwestküste von Borneo erschlossen worden und zwar in Sarawak, dessen Gebieter bekanntlich der Neffe des Radscha James Brooke ist. Von dort aus will man Singapore, Hongkong und den ganzen hinterindischen Archipelagus versorgen. Die Kohlen liegen in der Nähe des Meeres an schiffbaren Flüssen, z. B. bei Mukah, wo sich Ausbuchten an nicht weniger als vierzehn Punkten zeigen, sodann am Rajangflusse, der etwa 50 deutsche Meilen für kleinere Dampfer schiffbar ist, und noch an anderen Punkten. Die Gruben werden von fleißigen Chinesen bearbeitet. — Durch die neuen geologischen Untersuchungen in den westlichen Territorien der Vereinigten Staaten ist die wichtige Thatsache festgestellt worden, daß die bis jetzt bekannten Kohlenlager in der Region der Felsengebirge sich über eine Strecke von etwa 250,000 Quadratmiles vertheilen. Die Mächtigkeit beträgt von 5 bis zu 35 Fuß.

— Ueberbleibsel von Franklin's Expedition. Capitän Potter, von dem nordamerikanischen Walfischfahrer „Glacier", der Ende Septembers aus dem nördlichen Eismeere zurückgekommen ist, hat dergleichen mitgebracht. Er erhielt an der Repulsbai von Eskimos, welche der Kurzem auf King-Williams-Land gewesen sind, silberne Löffel und Gabeln mit dem Familienwappen Franklin's und dem anderer englischer Familien. Sie berichteten, daß die beiden Schiffe „Erebus" und „Terror", welche 1848 verlassen wurden, in Stücke gegangen sind.

— In den Aufsätzen über Marcoy's Wanderungen in den Urwäldern des östlichen Peru ist vielfach des Padre de Dios erwähnt worden. Wir lesen jetzt, daß Oberst de la Torre, Präfect von Cuzco, eine Expedition in den bisher unerforschten Gegenden an jenem Flusse unternommen hat. Dieselben werden von Chunchos, wilden Indianern, bewohnt, die zum Theil Cannibalen sind. La Tarre und dessen Begleiter wurden von den Wilden gefangen genommen und ermordet. Er selbst fiel, von 33 Pfeilen durchbohrt; sein Secretär und sein Wundarzt erlitten dasselbe Schicksal.

— In Californien hat man mit dem Anbau des Dschute begonnen und eine „Farmers Jute Manufacturing Company" ist in San Francisco incorporirt worden. Capital 500,000 Dollars.

Inhalt: Ein Blick auf Centralasien. III. (Mit sieben Abbildungen.) — Das Land Görz und Gradisca. — Zur Völkerkunde Argentiniens. — Aus dem japanischen Reiche. — Ein Culturbild der alten Slaven. — Aus der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul. I. — Aus allen Erdtheilen: Schepelew's Erforschung des Gebietes am obern Ili. — Die Einwanderung der Mennoniten aus Südrußland in Nordamerika. — Die Grafschaft Glatz. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 14. November.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXIV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 3 Thlr. Einzelne Nummern 4 Sgr. 1873.

In der Region der Urwälder im Lande der Laos.

Ein großer Theil des ausgedehnten Landes, welches von Laosvölkern bewohnt und vom Mekong durchströmt wird, ist dem Könige von Siam unterworfen; die Grenze gegen die Besitzungen der Birmanen zieht nördlich von Luang Prabang etwas südlich von 22° nördlicher Breite.

Der große Strom rauscht über eine Menge von Felsen und bildet viele zum Theil sehr gefährliche Stromschnellen; oberhalb derselben hat er ruhiges Wasser und an manchen Stellen eine Breite von etwa einer viertel deutschen Meile; die hohen Ufer sind zumeist dicht mit Wald bestanden, in welchem ein reiches Thierleben sich regt. Der Reisende sieht von seiner Barke aus Schwärme kleiner Affen, welche von Zweig zu Zweig klettern, auf den Boden herabkommen und hier die drolligsten Sprünge machen. Sie sind grau mit schwarzem Gesicht und haben einen starken Bart, der von einem Ohre bis zum andern reicht. Die Mitglieder der bekannten, von uns häufig erwähnten Expedition Lagrées fanden am Ufer keineswegs selten todte Hirsche. Während der trockenen Monate ist in den Wäldern Wasser so spärlich, daß das Wild oft meilenweit her an den Strom zur Tränke kommt; dann legt sich der Tiger in einen Hinterhalt, lauert auf und gewinnt ohne alle Mühe eine reiche Beute. Die Reisenden fanden mehrmals Hirsche, welche kaum angefressen, so zu sagen noch halb warm waren und die ihnen dann ein leckeres Mahl lieferten.

„Wir hatten einen unendlichen Urwald hinter und vor uns schon von Kambodscha an und erst nachdem wir achtzehn Monate nach Norden hin gewandert waren und China erreicht hatten, hörte diese Waldregion auf. Ebenen, Hügel, Gebirge, sie alle sind mit tropischem Pflanzenwuchse bedeckt. Wenn wir hohe Gipfel erstiegen, überblickten wir weit und breit einen wahren Ocean von Grün, in welchem oftmals auch nicht eine einzige bewohnte Ortschaft zu entdecken war; nur dann und wann wurde ein Dorf mit Reisfeldern sichtbar und bildete eine lichte Insel inmitten des Baumlabyrinthes. Die angebauete Oberfläche aber verschwindet förmlich im Vergleiche zu jener, welche der Wald einnimmt."

Bei Pönom ragte inmitten desselben eine hohe Tempelpyramide mit vergoldeter Thurmspitze empor; sie steht im Rufe großer Heiligkeit, wird von vielen Pilgern besucht und ist mit Anpflanzungen von Palmen umgeben. Die Wallfahrer tragen ihre besten Kleider und gehen in Procession zu den Gräbern der verschiedenen Heiligen, wo sie niederknien, beten und Kerzen opfern; das Ganze erinnert an die Processionen der päpstlichen Kirche. Man sieht auch gelbgekleidete Bonzen und Bonzinnen, sagen wir Nonnen. Diese letzteren erkennt man an ihrer weißen Tracht und an dem ganz kahl geschorenen Kopfe. Die Frescomalereien an den Wänden stellen eine Menge verschiedenartiger Gegenstände dar: religiöse Mysterien, Zweikämpfe, Schlachten, himmlische Paläste und Paradiese, lustwandelnde Götter und Mandarinen, Raub von Prinzessinnen, Qualen in der Hölle, Löwen, Tiger, Elephanten, Rhinocerossen, Drachen, Seeungeheuer und allerlei andere phantastische Thiere.

Oberhalb Pönom hat der Mekong ein ganz freies Strombett und fließt in gerader Richtung von Norden nach Süden; seine Ufer haben eine Höhe bis zu 60 Fuß. Als die Reisenden stromauf ruderten, wurden in blauer Ferne all-

Digitized by Google

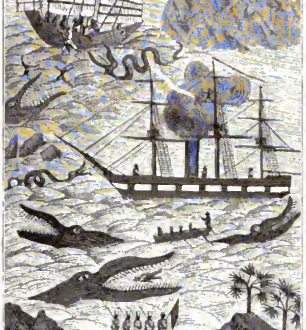
mälig merkwürdige Bergformen sichtbar; der Anblick war so eigenthümlich, daß sie dieselben für Schöpfung einer Fata Morgana hielten. Sie sahen mittelalterliche Burgen und Thürme, Festungsmauern, abgerundete Dächer, spitze Giebel, eingefallene Mauern, und je näher sie kamen, um so mehr wuchs ihr Erstaunen über diese wunderbare phantastische Erscheinung.

Am nächsten Tag erreichten sie die Stadt Lakon. Am Ufer lagen viele Handelsbarken und Fischerkähne; auf Bambusstangen hingen Netze zum Trocknen; für das Unterkommen von Reisenden und Fremden ohne Ausnahme stehen Buden bereit, so daß Jedermann ein Unterkommen findet. Man sieht aufgeschichtetes Holz und Waarenballen liegen, Schiffe werden beladen und das Ganze macht einen ansprechenden Eindruck. Den Europäern wurde eine geräumige „Sala" angewiesen, die von den Zweigen eines gewaltigen Mangobaumes überschattet war.

Nachdem die Bonzen am andern Morgen in der Pagode die Gongs geschlagen hatten, wurde es am Ufer recht lebhaft. Man brachte den weißen Leuten einen großen Sack voll Reis, Obst, Fische und an der Sonne getrocknetes Büffelfleisch; ein Mandarin sorgte für Alles. Noch in der Morgenfrische wandelten sie durch die Straßen der Stadt, die volkreich und wohlhabend zu sein scheint. Die Zahl der Pagoden ist nicht gering, die Häuser sind hübsch gebaut, die Gärten wohl im Stande und die Leute schienen in guten Umständen zu sein. Neben der Stadt, am Rande von Reisfeldern, hatte sich eine Gruppe Fremder gelagert. Die Hauptstraße läuft dem Strom entlang und bietet einen sehr hübschen Anblick dar.

Als die Europäer nach ihrer Sala zurückgekehrt waren, fanden sie dort viele Frauen und Mädchen, die allerlei Früchte gebracht hatten, um dagegen kleine Schmucksachen einzutauschen. Sie waren keineswegs schüchtern, entfernten sich auch nicht vor den starken Bärten der weißen Männer. Bald nachher erschienen auch etliche zwanzig Annamiten, welche in Folge einer Hungersnoth in ihrer Heimath hierher eingewandert sind und nun hoch erfreut waren, daß sie Landsleute trafen, dergleichen sie lange Zeit nicht mehr gesehen hatten; ein Theil der Träger und Arbeiter, welche die Reisenden in ihrem Dienst hatten, bestand nämlich aus Annamiten. Die Ansiedler hatten in der Nähe der Stadt ein Dorf gebaut und es ging ihnen gut.

Zwei Mitglieder der Expedition, die Herren Joubert und Thorel, machten einen Ausflug in das Gebirge von Laokon, um geographische und botanische Beobachtungen anzustellen. Sie nahmen einen Führer, setzten mit zwei Elephanten über den Strom und schlugen sich sofort in den dichten Wald. Dort kamen sie zu den Marmorbrüchen, neben denen mehrere Kalkbrennereien in Thätigkeit waren; das Product ist schneeweiß, äußerst fein und die Eingeborenen setzen diesen Kalk dem Betelblatt und der Arekanuß zu, wenn sie diese kauen wollen. Sodann besuchten sie einige der vielen Grotten und nach und nach wurde der Boden immer unebener, die Landschaft malerischer, die Berge thürmten sich immer massenhafter empor und man konnte nun schon alle Einzelheiten dieser in hohem Grade merkwürdigen Formationen deutlich unterscheiden. Im Gebüsche wimmelte es von Pfauen und wilden Hühnern. Als es zu dunkeln begann und sie aus einer düstern Waldgruppe heraustraten, brachen sie unwillkürlich in einen Ausruf der Bewunderung aus.



Frescogemälde in einer Pagode bei Lankon.

Vor ihnen ragten gewaltige, dunkele Felsenmauern empor, die eine Höhe von mehreren hundert Meter haben; durch sie führt ein Engpaß, durch welchen man zu einer kahlen Ebene gelangt. Die Felsenmauer zur Linken erstreckte sich weithin und wurde allmälig niedriger; jene zur Rechten erhob sich auf einem Getrümmer von wirr und wild durcheinander geworfenen Felsenmassen und endigte in einer senkrechten Linie, aus welcher oben eine Menge zackiger Spitzen sich hervorhoben. Man sah dort Zinnen, abgestumpfte Kegel, Nadeln, Tausende von Einrissen, Schluchten, Grotten, dunkelen Stellen, schwarzen Streifen, kurz die wunderlichsten und wunderbarsten Gestaltungen. Zwischen beiden Mauerbergen liegt eine unbewachsene Fläche; in der Ferne glitzern einige Teiche, in welchen sich der eben aufgehende Mond spiegelte. Inmitten dieses gigantischen, von der Natur geschaffenen Circus ragen senkrecht zwei Felsenmassen empor, vergleichbar einem Thurm oder auch colossalen Kerzen. Beide stehen vereinzelt und erheben sich aus einem ihre Basis umgebenden Gebüsche. Der größere dieser Felsen ist über zweihundert Meter hoch, der zweite ist viel niedriger und scheint zusammengestürzt zu sein.

Während der Botaniker und der Geolog sich an diesem wunderbaren Schauspiele weideten, drang ein donnerndes Geräusch in ihre Ohren. Ein Trupp wilder Elephanten brachte aus einem Dickicht hervor und drang in die kahle Ebene nach der Richtung hin, wo jene sich befanden. Er hielt einen Augenblick an, setzte sich aber sofort wieder in Bewegung. Die beiden zahmen Elephanten fingen inzwischen an, unruhig zu werden, doch wußten ihre Kornacks sie zu besänftigen und banden sie an. Bald nachher wurde ein Feuer angezündet und das Abendessen verzehrt; man breitete die Matten aus und schlief unter einem überhängenden Felsen.

Bei Sonnenaufgang bot das merkwürdige Felsenlaby-

Der große natürliche Circus im Gebirge von Lanlan.

Digitized by Google

Urwald am Mekong im Lande der Laos.

Digitized by Google

rinth einen nicht minder überraschenden Anblick dar. Die Reisenden konnten nun bei hellstem Lichte alle Einzelheiten genau betrachten, Pflanzen und Steine sammeln. Ueberall wo die Mauer nicht ganz steil abfiel und wo nur irgend eine Wurzel Platz gewinnen konnte, hingen Schling- und Kletterpflanzen; wo die Spalten und Einrisse breiter waren, wuchsen Strauchwerk, mancherlei Bäume und namentlich auch verschiedene Palmen. Von den benachbarten Bergen aus hatte man einen Ueberblick auf alle jene Formationen, und so weit das Auge reicht steigt ein Gebirgszug hinter dem andern auf. Dieser natürliche Circus, von welchem wir eine Illustration geben, ist ganz und gar eigenartig.

Die beiden Gelehrten kehrten, in hohem Grade befriedigt, nach Lanton zurück, wo die übrigen ihre Zeit ersprießlich verwandt hatten. In einer vereinzelt liegenden Pagode fanden sie einen Maler, welcher den Tempel mit Frescobildern

Borassuspalme und Weinernte.

geschmückt hatte und eben die letzte Hand ans Werk legte. Mit einem gewissen Selbstgefühl erzählte er, daß er seine Studien in Bangkok, der siamesischen Hauptstadt, gemacht und dort die Europäer recht gut kennen gelernt habe. An einer der Wände hatte er seine Reiseerinnerungen malerisch verwerthet und dabei auch seiner überschwenglichen Phantasie freien Lauf gelassen. Seine Bilder stellten ein buntes Durcheinander dar: chinesische Dschonken mit ausgespannten Segeln, europäische Dampfer mit mächtigen Schornsteinen, exercirende Soldaten, Matrosen in einer Schänke zusammen mit siamesischen Frauenzimmern, und dann auch schlangenähnliche Seeungethüme, welche Menschen verschlangen. (S. 370.)

Auf einem Wandelgange begegneten die Europäer mehreren Laosleuten, welche große, mit einer wässerigen Flüssigkeit gefüllte Bambusreiner trugen; sie boten den Weißen einen Trunk, der süß und angenehm schmeckte und an einige Rheinweine erinnert. Wenn man die Nase über die Eimer hielt, stieg der Geruch dieses Palmweines sofort etwas zu Kopfe. Er war ganz frisch und behält Blume und seinen Geschmack nur etwa vier und zwanzig Stunden; alsdann

Digitized by Google

geht er sofort in Gährung über. Die Laos waren freundlich genug, die Fremden nach einer unweit entfernten Plantage zu geleiten und ihnen zu zeigen, wie sie den Palmwein gewinnen. In einer Lichtung standen hohe Borassuspalmen. Um die Flüssigkeit zu erhalten, ist weiter nichts nöthig, als Einschnitte in die Blattstiele zu machen und unter jeden Einschnitt ein Bambusgefäß zu hängen, in welches der Saft hineintröpfelt. Es wäre sehr beschwerlich an diesen hohen, schlanken Bäumen in der gewöhnlichen Art hinaufzuklettern, deshalb hat man ein sehr zweckmäßiges Auskunftsmittel ersonnen, indem man den Baum zu einer Leiter macht. Man schneidet Stuhlrohre (Rotang), das frisch so biegsam ist, wie unsere Weidenzweige, in dünne Streifen und befestigt vermittelst derselben Bambusstäbe an den Baum in der Weise wie unsere Illustration (S. 373) zeigt; sie sind etwas mehr als einen Fuß von einander entfernt und bilden eine richtige Leiter. An dieser klettert der Laos mit großer Behendigkeit sehr rasch in die Höhe.

Die Laos sind friedliche, freundliche Leute. Delaporte hatte sich eines Tages in den Wäldern bei Lankon auf der Jagd verirrt und sich schon darein ergeben, im Freien übernachten zu müssen, als er eine Gruppe von Palmen erblickte, welche gewöhnlich die Nähe menschlicher Wohnungen anbeuten. Das war auch hier der Fall; er gelangte, von seinem Diener, einem Tagalen von den Philippinen, begleitet, an ein Dorf, wo die Bewohner ihm sofort Lebensmittel und Erfrischungen brachten. Die Frauen waren hoch erfreut als sie einige kleine Messer, Scheeren und Nadeln zum Geschenk erhielten.

Die Juden in Ostasien.

Als Kosmopoliten im wahren Sinne des Wortes müssen wir vor allen die Kinder Israel betrachten. Wir finden sie über den ganzen Erdball zerstreut und sie gedeihen ganz wunderbar in allen Klimaten, einerlei ob unter dem Polarkreise oder in Marokko, oder unter dem Aequator in Singapore, oder in Surinam, in San Francisco oder Schanghai, in Indien oder Californien, von Europa oder Australien ꝛc. ganz abgesehen. Wo Handel getrieben wird, dort sind sicherlich sie und, gleichviel wo sie sich niedergelassen haben, ihren semitischen Typus bewahren sie in kennzeichnender Weise.

Auch in China fehlen sie nicht. Es ist längst bekannt, daß im Blumenreiche der Mitte Juden seit langer Zeit vorhanden sind, über ihre Vertheilung hatten wir aber nur geringe Kunde. Vor nun vier Jahren erfuhren wir dann Einiges über die jüdische Gemeinde in der Stadt Pien liang, Provinz Honan, durch den apostolischen Provicar Pegralb; ein chinesischer Proselyt, der Prediger Ly, hatte ihm Manches über dieselbe mitgetheilt in Folge des Verkehrs mit einem Juden Namens Kao. In Pien liang leben etwa zwanzig Familien, die mit Ausnahme einer einzigen arme Leute sind. Kao, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, erzählte, daß sein Vater, der Kaotschang hieß, mit zwei Angehörigen der Familie Tschao im Jahre 1853 (also im dritten Regierungsjahre des Kaisers Hien fung) nach Schanghai gekommen sei, um bei seinen Glaubensgenossen in der damals dort oder der Umgegend vorhandenen Muttersynagoge die Glaubenssätze der jüdischen Religion genau kennen zu lernen. Er brachte zwei hebräisch geschriebene Bücher mit, welche er dem Vorsteher der Synagoge gab und dieser schenkte ihm auch 700 Dollars, damit er in Pien liang einige Judenkinder auswähle, welche dann in der Synagoge zu Schanghai erzogen werden sollten. Ly erfuhr indeß, daß Kaotschang und die beiden Leute aus der Familie Tschao als echte Chinesen jene Summe für sich behalten und zum Vortheile ihres Handels verwandt hatten. Sie verschwiegen, daß sie Geld für Kinder erhielten.

Im fünften Jahre des Kaisers Tong tsche, also 1866, kamen zwei aus Amerika stammende Juden (die von den Chinesen als Ngai und Tscho bezeichnet wurden) nach Pien liang, um über die dortigen Juden genaue Erkundigungen einzuziehen und sie im Glauben zu unterweisen, sie sind aber von den chinesischen Gelehrten fortgejagt worden. Im September 1868 wagte sich trotzdem ein europäischer Jude, welchen die Chinesen Tsche yên tschu nennen, dorthin, indeß auch er wurde ausgetrieben. Ihm folgten zwei Männer der Familie Kao mit Frauen und Kindern nach Peking; sie hatten neun hebräisch geschriebene Bücher bei sich. Von den dreizehn Büchern also, welche die Juden in Pien liang besaßen, ist ihnen nur eins geblieben, denn wie bemerkt, zwei sind nach Schanghai gekommen und eins ist verloren gegangen.

Die Juden wohnen im westlichen Viertel der Stadt, das Huen tschen miao heißt; die jüdische Religion wird in Pien liang als Tiao kiu kiao bezeichnet. Von einer Synagoge ist keine Spur mehr vorhanden, denn die armen Juden haben das Material an die Mohammedaner verkauft. Auf dem Platze, wo sie einst gestanden, ist nun ein schlammiger Teich; etwa in der Mitte desselben befindet sich ein Stein, auf welchen nach Kao's Aussage das Jahr der Erbauung und die Gesetze der jüdischen Religion eingegraben sind. Ly konnte diesen Stein nicht genau betrachten und berichtet nur, was die Juden ihm sagten. Nicht weit davon sah er zwei andere monumentale Steine, auf welchen die Worte stehen: Kiao kiu ku tu, d. h. schmale Stätte, wo man die Gebete lehrt.

Als Ly Abschied nahm, sagten ihm die Juden: „Wenn unsere Glaubensgenossen in Europa unserer Religion hier wieder aufhelfen wollen, so mögen sie in diese Hauptstadt von Honan kommen; es sind noch zwanzig Familien hier." — (Bulletin de la société de géographie de Paris, Octobre 1869, p. 334.)

Uns fiel der vorstehende Bericht ein, als wir in der „Overland China Mail" (Hongkong vom 13. September 1873, Nr. 542) einen Aufsatz lasen, welchen dieses Blatt dem zu Tschin kiang (am untern Yangtse kiang) erscheinenden „Courier" entlehnt hat. Derselbe enthält Angaben, die, so viel wir wissen, völlig neu sind.

„Sowohl in unserer Stadt wie auf den Dörfern finden wir viele mohammedanische Familien und merkwürdigerweise auch viele jüdische. Meine Aufmerksamkeit wurde dadurch erregt, daß mir die krummen Nasen und überhaupt die Physiognomien auffielen, die denen auf altägyptischen Denkmälern und denen in Houndsditch (dem Londoner Trödelmarkte) gleichen. Die Juden hier haben jedoch eine gelbliche Haut, welche jener der Chinesen nahe kommt, aber sonst ist das Gesicht echt jüdisch. Von dem gemeinen Volke werden sie

Digitized by Google

vielfach mit den Mohammedanern verwechselt. Manche führen eigenthümliche Namen, z. B. Wank Iwan. In der Nähe des Gelben Stromes und des Großen Canales, nur etwa 200 oder 300 Miles von hier, finden wir beträchtliche Niederlassungen dieses eigenthümlichen Volkes; ich erfahre, daß auch nach Süden hin bis Hankön dergleichen vorhanden und daß sie in einigen Ortschaften im Besitze des Talmud sind. Irre ich nicht, so hat der bekannte Reisende Ney Elias, als er auf dem Wege nach dem Gelben Strome war, eine dieser Niederlassungen besucht."

„Es ist Thatsache, daß über ganz Asien Gemeinden armer Juden verbreitet sind, welche sich den örtlichen Gebräuchen anbequemen, manchmal auch, wenn sie es nicht umgehen können, der vorwaltenden Religion, doch ist dieses letztere nur scheinbar. Sie haben aber dabei keine großen Scrupel und fügen sich. Man quält, mißhandelt und bedrückt sie, aber trotzdem gewinnen sie an Verbreitung und zeigen mehr oder weniger offen ihre Nationalität."

Der Correspondent des Tschinkianger „Courier" zieht die „verlorenen zehn Stämme" herbei, um die Verstreuung der Juden über Asien zu erklären. Diese unglücklichen Stämme haben viel ausgestehen; Oberst Moles in Newyork erklärte sie z. B. vor nun etwa dreißig Jahren für die Stammväter der Indianer! In Betreff der Juden Nordasiens bemerkt der Correspondent:

„Rußland herrscht über sie mit eiserner Ruthe und doch sind sie gleichsam Mark und Sehnen derjenigen Ansiedelungen, welche am besten gedeihen. Sie verhandeln Fischangeln und Messer an der Küste von Saghalin gegen Eichhörnchenfelle und Thran; sie graben im hohen Norden an den Ufern der Lena nach Mammuthzähnen; sie vertreiben in den Ortschaften am Obi Waaren, die von der Nowgoroder Messe kommen und erhalten dafür Gold, das aus den kaiserlichen Gruben durch Schmuggel in den Verkehr gekommen ist. Kurz überall in Sibirien treffen wir den Juden, und überall sucht er Geld zu erwerben, zeigt Ausdauer, Unternehmungsgeist, Geduld, Scharfsinn und lebt, hat also Eigenschaften, welche den besten Bestrebungen zur Ehre gereichen würden. Mein Schlitten fliegt fröhlich über den gefrorenen Schnee dahin; der Kutscher ist ein Jude. Auf der nächsten Station im dichten Walde werden die Pferde gewechselt; auch dort ist der Posthalter ein semitischer Mann. Die Juden bilden in Sibirien eine werthvolle Classe von Unterthanen und gewiß hat die russische Regierung einen Mißgriff gethan, indem sie allen Juden den Aufenthalt in ihren Hafenplätzen am Großen Ocean verbot. Uebrigens begreifen wir nur schwer, weshalb die Juden so hartnäckig an einem Lande kleben, wo sie von der herrschenden Classe insgemein nur als Hunde bezeichnet werden. — Was jene in China anbelangt, so wäre es von Erheblichkeit, genau zu erfahren, wann sie zuerst dorthin gekommen sind und unter welchen Verhältnissen sie sich angesiedelt haben. In China ist man gegen die verschiedenen Religionen stets sehr duldsam gewesen."

Bemerkenswerth ist, daß im Blumenreiche keine Zigeuner vorhanden sind.

Ein Blick auf Centralasien.

III.

Die Turkomanen, Usbeken, Sarten und Russen.

Die Turkomanen, welche das weite Gebiet zwischen dem Kaspischen Meer und dem Amu Darja durchstreifen, haben im Chanate Chiwa bislang eine wichtige Rolle gespielt und sie werden auch in Zukunft den Russen, deren gefährlichste Feinde sie sind, noch viel zu schaffen machen. Es hält schwer und ist in vorliegendem Falle kaum möglich, Raubnomaden von Handwerk auch nur einigermaßen zu zähmen, geschweige denn sie umzuwandeln. Die Expedition des Generals Markosow, der von Krasnowodsk (40° N.) am Kaspischen Meer nach Osten hin im Frühjahr 1873 gegen Chiwa mit einer Heeresabtheilung zog und mitten in der Steppe umkehren mußte, hat wieder klar gezeigt, wie schwer diesem Raubgesindel beizukommen ist. Durch Bambery wissen wir, daß sie nach Südost hin bis Balch (Baetra) und südwärts bis nach Herat zu finden sind. Unter den Städten aber ist Chiwa für sie der hauptsächlichste Anziehungspunkt gewesen; dort verkauften sie Vieh, brachten dorthin die in Persien geraubten Sklaven auf den Markt, fanden Absatz für Alles was sie gestohlen hatten und handelten Getreide ein. Im Chanate selbst sind übrigens nur einige Tausend andauernd vorhanden.

Mit Ausnahme weniger fruchtbaren Strecken bildet das Land der Turkomanen eine „schreckliche große Wüste, in welcher der Reisende oft wochenlang umherreiten kann, ohne einen Tropfen süßen Trinkwassers oder den Schatten eines Baumes zu finden. Was im Winter die starke Kälte und der hohe Schnee, das ist im Sommer die sengende Hitze und der tiefe Sand; die Stürme unterscheiden sich in den verschiedenen Jahreszeiten nur dadurch, daß die einen für Karawanen und Reisende ein trockenes, die anderen ein feuchtes Grab bereiten" *)

Wir brauchen hier die einzelnen Stämme, Horden und Sippen (Clans) nicht nanhaft zu machen und wollen nur anführen, daß die Göklen, Jomuts und Tekke die bedeutendsten und zahlreichsten sind; die ersteren sollen an 60,000 Zelte besitzen, und da sie den wenigsten urbaren Boden haben, sind sie eine wahre Gottesgeißel für die nordöstlichen Theile Persiens und die Umgegend von Herat geworden. Die Göklen, die am wenigsten wilden, treiben auch etwas Ackerbau; die Jomuts haben das Ostufer des Kaspischen Meeres und auch einige Inseln inne und besitzen etwa 40,000 Zelte, die Göklen nur 12,000, die Ersari am linken Oxusufer bis nach Balch sollen deren 50,000 bis 60,000 zählen.

So unbändig sind diese Nomaden, welche niemals einen

*) So äußert sich Hermann Vambery, durch welchen wir vor nun zehn Jahren die ganz ausgezeichneten Schilderungen über die innerasiatischen Gegenden und Völker erhielten. Von seiner „Reise in Mittelasien, von Teheran durch die turkomanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand" ist soeben, Leipzig bei F. A. Brockhaus, die zweite, vermehrte und verbesserte Auflage erschienen, auf welche wir mit Vergnügen ganz besonders aufmerksam machen.

Digitized by Google

gemeinschaftlichen Körper gebildet haben, geschweige denn eine Art von Staatsverband, daß es unter ihnen Niemand giebt, der gehorchen oder befehlen will; sie sagen von sich selbst: „wir sind ein Volk ohne Kopf," und in der That ist auch nicht einmal ein Schatten von Regierung vorhanden. „Wir wollen kein Oberhaupt haben; wir sind Alle gleich, bei uns ist Jeder König." Die Aeltesten (Aksakals, Graubärte) werden wohl geehrt, dürfen sich jedoch keinerlei Vorrecht anmaßen.

Man wird fragen: wie können denn diese Räuber, deren Rohheit von Bambery als eine grenzenlose geschildert wird, mit oder neben einander leben, ohne sich gegenseitig zu vertilgen? Der Reisende hat darauf die Antwort, welche uns einen Einblick in höchst merkwürdige Verhältnisse gestattet. Trotz dieser scheinbaren Anarchie und Wildheit kommt unter ihnen weniger Raub und Mord, weniger Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit vor, als unter den übrigen Völkern Asiens, deren gesellschaftliche Verhältnisse auf der Grundlage islamitischer Civilisation beruhen. Aber das nur, so lange sie sich nicht öffentliche Feindschaft erklärt haben. Die Bewohner der Wüste werden von einem alten und mächtigen König beherrscht, ja oftmals tyrannisirt, der ihnen selbst unsichtbar ist, vom Deb, das heißt Sitte, Brauch. Bei den Turkomanen wird streng befolgt was der Deb befiehlt, und verabscheut, was er verbietet. Die Religion hat bei weitem geringern Einfluß, obwohl sie aus dem fanatischen Buchara geholt wird. Man glaubt wohl, daß der Turkomane den Perser deshalb raube und verkaufe, weil dieser der ihm verhaßten schiitischen Secte angehöre; aber Bambery ist überzeugt, daß jener seine vom Deb erlaubte Raublust auch befriedigen würde, wenn statt der Perser die sunnitischen Türken seine Nachbarn wären. Der Turkomane beweist das zu häufig durch seine Einfälle in das sunnitische Afghanistan, Maymene, ja selbst Chiwa und Buchara, und ein großer Theil der Sklaven in Mittelasien gehört der sunnitischen Religionssecte an. Ein durch seine Frömmigkeit berühmter Räuber antwortete dem Reisenden auf die Frage: wie er denn seine sunnitischen Brüder als Sklaven verkaufen könne, da doch der Prophet sage, daß jeder Mohammedaner frei sei, — „Behe! der Koran, das Buch Gottes, ist gewiß eher als der Mensch und man kauft und verkauft es für einige Kran. Ja, was willst du mehr? Joseph, der Sohn Jakubs, war ein Prophet und ist auch verkauft worden. Hat ihm das etwas geschadet?" — Also ein Sophist in der Wüste.

Der Deb ist durch den Islam nur wenig beeinträchtigt worden, denn viele von ihm verbotene Bräuche leben in der alten Ursprünglichkeit fort; er hat nur die äußere Form der frühern Religion verändert. Was einst Sonne, Feuer und andere Naturerscheinungen waren, das ist heute Allah, Mohammed geworden. Innerlich aber ist der Nomade immer derselbe wie vor zweitausend Jahren; sein Charakter kann sich nur dann verändern, wenn er sein leichtes Zelt mit dem schwerfälligen Hause vertauscht, das heißt wenn er aufhört, Nomade zu sein.

Jeder Stamm hält unter sich fest zusammen. Die Hauptfrage im Leben des Turkomanen ist die Alaman, Raubgesellschaft, oder Tschapao, das heißt Ueberfall. Der Plan zu einem solchen wird geheim gehalten. Man wählt einen Serdar, Anführer; ein Priester spendet den Segen und am Abend begeben sich die Theilnehmer auf verschiedenen Wegen nach dem Sammelplatze. Wenn man gegen bewohnte Ortschaften rückt, unternimmt man den Angriff um Mitternacht; Karawanen oder feindliche Truppen werden bei Tagesanbruch überfallen. Die Angreifenden theilen sich in verschiedene Rotten und stürzen von mehreren Seiten her zwei, selten drei Mal auf die Gegner, denn ein Sprüchwort sagt: Iki deng ütschde döng, d. h. versuche zwei Mal, aber das dritte Mal kehre um. Die Perser leisten bei einer solchen Ueberrumpelung nur seiten Widerstand; ein Turkomane nimmt mit Erfolg den Kampf gegen fünf und mehr Perser auf; ist doch eine 22,000 Mann starke Armee derselben von nur 5000 dieser Nomaden aufs Haupt geschlagen worden!

Wer beim Ueberfalle niedergebauen wird ist glücklich zu schätzen, dem aber, welcher sich auf Gnade und Ungnade ergiebt, werden die Hände gebunden. Der Reiter nimmt ihn auf den Sattel und läßt ihm die Füße unter dem Bauche des Pferdes zusammen fesseln, oder treibt ihn vor sich her, oder bindet ihn an den Schweif des Rosses. So muß er dem Räuber bis zu dessen Zelten folgen. Bambery erzählt, was er in Gowüsch tepe am Südostufer des Kaspischen Meeres mit eigenen Augen sah. Eine Alaman kehrte reichlich beladen mit Gefangenen, Eseln, Pferden, Rindvieh und anderen beweglichen Gütern heim. Man schritt zur Vertheilung der Beute, indem man so viele Portionen bildete, als Kämpfer sich am Raube betheiligt hatten, außerdem aber ließ man einen Haufen zur Ergänzung in der Mitte stehen. Die Räuber besichtigten nun der Reihe nach ihren Antheil; der eine war zufrieden, der zweite desgleichen, der dritte untersuchte der ihm zugefallenen Perserin die Zähne und bemerkte, daß sein Antheil zu gering sei. Der Anführer ging nun zu dem Ergänzungshaufen, stellte neben die junge Sklavin einen Esel, man schätzte den Gesammtwerth der beiden ab und der Turkomane war zufrieden gestellt. Derartiges wiederholte sich mehrmals. — Im häuslichen Kreise ist der Turkomane ein vollständiger Müßiggänger, der es für schimpflich halten würde, irgend eine Arbeit zu thun; er beschäftigt sich nur mit seinem Pferde, das in der That ein wundervolles Thier ist, welches er weit mehr liebt als Weib und Kind.

Die Oezbegen (Usbeken) sind das herrschende Volk in den drei Chanaten und auch in Ostturkestan. Sie zählen nicht weniger als 32 Hauptstämme, welche sehr zerstreut wohnen, von denen aber die meisten in Chiwa vertreten sind. Der chiwesische Usbeke ist dem von Chokand, Buchara und Kaschgar gegenüber stolz auf seine alte Nationalität; man bemerkt indeß auf den ersten Blick, daß er eine Beimischung iranischen Blutes hat. Während Farbe und Gesichtszüge sehr häufig auf echt tatarischen Ursprung hinweisen, hat er einen Bart, der doch am Turanier gewissermaßen als fremdes Eigenthum anzusehen ist. Er beschäftigt sich mit Ackerbau und Bambery möchte ihn seinen übrigen Stammesgenossen vorziehen; er sei bieder und offenherzig, habe freilich noch dieselbe Wildheit wie die ihn umgebenden Nomaden, aber nicht die raffinirte Klugheit der orientalischen Civilisation; nach dem Osmanli der Türkei sei er der zweite Orientale, aus dem noch etwas zu machen wäre.

Das mag sein, Thatsache bleibt jedoch daß Vieles beim Usbeken einen Anstrich von arger Barbarei trägt. Der Chan ist unbeschränkter Despot, welcher höchstens von der Classe der Ulemas in seiner Willkür eingeschränkt wird. Es ist doch gut, daß die Russen getommen sind, um Scheußlichkeiten zu verhindern, wie die nachstehend erzählten. Wir bemerkten schon im ersten Aufsatze, daß Kopfabschneiden lustig im Schwange gewesen sei. Bambery nun war beim Chan in dessen Art, d. h. Palast, gewesen und wurde von einem Hofbeamten zum Schatzmeister begleitet, um sich das für ihn bestimmte Tagegeld zu holen. Im Vorhofe sah er etwa dreihundert kriegsgefangene Tschaudors, die in Fetten gehüllt von Todesfurcht und Hunger einige Tage lang gepeinigt, aussahen als wären sie aus dem Grabe auferstanden. Sie waren schon in zwei Gruppen getheilt; solche, die noch nicht das vierzigste Jahr erreicht hatten, sollten als Sklaven verkauft oder verschenkt werden; andere, welche als Graubärte

Digitized by Google

oder Rädelsführer angesehen wurden, mußten die vom Chan verhängte Strafe erleiden. Die ersteren wurden, je zehn bis funfzehn, mit eisernen Halsringen aneinander gekettet, fortgeführt; die letzteren erschienen wie geburdene Lämmer in den Händen ihrer Henker. Während man mehrere zum Galgen oder Block fortführte, sah Bamberg dicht neben sich, wie acht Greise auf einen Wink des Henkers sich mit dem Rücken auf die Erde niederlegten. Man band ihnen Hände und Füße, der Henker stach ihnen der Reihe nach beide Augen aus, und nach der Operation tniete er auf der Brust jedes einzelnen nieder, um das von Blut triefende Messer an dem weißen Barte des geblendeten Greises abzuwischen. Grauenvoll war die Scene, als dann die Opfer, von ihren Stricken befreit, mit den Händen unhertappend aufstehen wollten. Manche schlugen mit den Köpfen aneinander, andere sanken kraftlos zu Boden und stießen ein dumpfes Gestöhn aus. Diese Grausamkeit war übrigens ein Act der Vergeltung, denn jene Turkomanen hatten im Winter vorher eine aus Orenburg nach Chiwa bestimmte Karawane überfallen und den in derselben befindlichen chiwaer Usbeken Kleider und Lebensmittel abgenommen, so daß die meisten erfroren oder verhungerten.

In Chiwa, so wie in ganz Mittelasien, weiß man nicht was Grausamkeit ist; ein solches Verfahren gilt für ganz natürlich, da Sitten, Gesetze und Religion damit übereinstimmen. Unter dem vorigen Chan genügte es, einen Blick auf eine verschleierte Dame zu werfen, um durch „Redschm", wie die Religion befiehlt, hingerichtet zu werden. Der Mann wurde gehängt, die Frau nahe am Galgen bis zur Brust in die Erde eingegraben und gesteinigt, d. h., da es in Chiwa keine Steine giebt, mit harten Erdschollen (Keke) zu Tode geworfen.

Der europäische Reisende war auch Augenzeuge, als Köpfe eingebracht wurden. Etwa einhundert Reiter kamen in die Stadt; jeder führte einige Gefangene, auch Kinder und Weiber; außerdem hatte er einen großen Sack hinter sich aufgeschnallt, der die abgehauenen Feindesköpfe enthielt. Auf dem Platz angekommen gab er die Gefangenen ab, band dann den Sack los, faßte ihn an zwei Enden und als ob Erdäpfel ausgeschüttet würden, so rollten die bärtigen und bartlosen Köpfe vor den Protokollführer hin, dessen Diener sie mit den Füßen zusammenstieß, bis ein großer Haufe von einigen Hunderten zusammenlag! Jeder Held bekam einen Empfangschein über abgelieferte Köpfe und einige Tage später erfolgte die Auszahlung.

Die Sarten, welche man in Buchara und Chokand als Tadschik bezeichnet, die persische Urbevölkerung dieser Regionen, sind Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Allmälig haben die meisten ihre persische Muttersprache mit der türkischen vertauscht. Sie kennzeichnen sich durch feine und schlaue Manieren und der Usbek mag sie nicht leiden; trotzdem beide Racen seit einem halben Jahrtausend neben einander leben, hat es unter ihnen nur wenige gemischte Ehen gegeben.

Mit allen diesen mehr oder weniger barbarischen Völkern sind nun die Russen in unablässiger Berührung. Sie haben eine Anzahl fester Punkte, die ihnen Schutz gewähren und von denen aus sie die Landeseingeborenen im Zaume halten, z. B. Posten an der Emba, in den Städten Irgiz, Kasalinsk, Fort Karausag, Fort Perowsky, Dschulek und manche andere. Diese kleinen Festungen werden zumeist von Soldaten bewohnt; Fort Perowski und Kasalinsk, die am untern Jaxartes liegen, sind von einiger Bedeutung für den Landesverkehr. Die Gesammtzahl der in elf verschiedenen festen Posten lebenden Russen beläuft sich auf nur etwa 12,000 Köpfe, von denen die Hälfte auf die beiden eben genannten Ortschaften entfällt. Ackerbau treiben sie nicht, theils weil Soldatendienst und Handel ihre Zeit in Anspruch nehmen und sie Getreide von den unterworfenen Kirgisen und Sarten bekommen, und theils weil, z. B. bei Perowski, alles fruchtbare Land schon im Privatbesitz ist. Hier bilden Russen die Mehrzahl der Bevölkerung; die meisten sind Beamte und Soldaten; jene in Kasalinsk in beträchtlicher Anzahl Schiffer, Bootsleute und dergleichen, denn hier hat die Aral-Flottille ihre Station. Beide Plätze liegen auf der Straße der Karawanen welche zwischen den Gegenden am rechten Ufer des Syr und der sibirischen Stadt Troizk Handel treiben und man sindet deshalb in ihnen Niederlagen von allerlei Waaren: Baumwollen- und Seidenzeuge nebst getrockneten Früchten kommen aus Buchara; Metallwaaren, Wollituch, Leder, Zucker, Kerzen, Thee ꝛc. werden durch russische Kaufleute gebracht. Auch aus Taschkend kommen Karawanen, welche von dort aus Chokand, Chodschend und Samarkand Baumwolle nach Orenburg bringen. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Sarten. Einer eigentlichen Colonisation durch die Russen stellen sich manche Schwierigkeiten zumeist von örtlicher Beschaffenheit entgegen, namentlich in den Gegenden am Aral; dort können Niederlassungen nur in der Nähe des Syr gedeihen. —

Die Russen sind nun, nachdem auch Chiwa gedämpft ist, thatsächlich Herren und Gebieter der ganzen Steppenregion und der drei Chanate; sie rücken jene Khtjitschen Einöden, das alte Transoxanien, Chowarezm und Fergana, ihren europäischen Besitzungen immer näher. Bis Taschkend reicht heute schon der Telegraph und er wird vor Ende des laufenden Jahres bis Samarkand vollendet sein. Der Bau einer Eisenbahn bis ins Innere Centralasiens ist nun seit beschlossen worden und wird im Jahr 1874 rüstig in Angriff genommen werden. Ich lese soeben, daß die russischen Ingenieure sechs verschiedene Richtungen für dieselbe vorgeschlagen haben. Die Kosten für eine Linie von Orenburg um das östliche Gestade des Aral-See's herum über Taschkend nach Samarkand sind auf nur 70 bis 80 Millionen veranschlagt worden. Zu Anfang des Novembcr ist von der Regierung in St. Petersburg festgestellt worden, daß diese asiatische Bahn auslaufen soll von Syzran an der Wolga, das südlich von Samara liegt; von dort aus wird sie zunächst Orenburg erreichen und nach Vollendung dieser Strecke weiter geführt werden.

Im nächsten Jahrzehnt wird man ohne Unterbrechung einen Schienenweg von Gibraltar an der Säule des Hercules bis zum Mausoleum des gewaltigen Tamerlan in Samarkand benutzen können!

Nekrolog 1873.

John Arrowsmith, der bekannte englische Kartograph, aus einer berühmten Kartenstecherfamilie stammend, geboren am 23. April 1790 zu Winston, starb am 2. Mai 1873 in London. Bereits 1810 trat er in das kartographische Geschäft seines Oheims ein, das er nach dessen Tode übernahm, und 1834 begann er mit der Veröffentlichung

Digitized by Google

seines berühmten „London Atlas“. John Arrowsmith zeichnete zahlreiche Karten zu den Werken britischer Reisenden und den Publicationen der englischen Geographischen Gesellschaft, deren Mitbegründer und Ausschußmitglied er war. 1862 wurde ihm für seine kartographischen Leistungen die goldene Medaille dieser Gesellschaft verliehen.

Adalbert, Prinz von Preußen, jüngster Bruder Friedrich Wilhelm's III. und des durch seine indischen Reisen bekannten Prinzen Waldemar, war geboren am 29. October 1811 zu Berlin und starb am 6. Juni 1872 zu Karlsbad. Von Jugend auf zeigte der Prinz Neigung fremde Länder kennen zu lernen, und nachdem er fast ganz Europa besucht, trat er 1842 eine große Reise ins Innere Brasiliens an. Von Rio de Janeiro drang er landeinwärts bis zum südlichen Parahyba vor, und segelte später den Xingu, den ersten rechten Nebenfluß des Amazonas, bis zu seinen von nackten Jurimas bewohnten Katarakten aufwärts. Der Prinz, gründlich unterrichtet in der Erdkunde und ein unersättlicher Bewunderer der Natur, schrieb seine Eindrücke nur für den Freundeskreis nieder („Aus meinem Reisetagebuche 1842 bis 1843, als Manuscript gedruckt, Berlin 1847), doch gehören einzelne seiner Schilderungen, wie jene der tropischen Pflanzenwelt am Macacu und der Fälle des Xingu, zu den besten Darstellungen in unserer Sprache. Entschieden hat Prinz Adalbert, der 1854 zum Admiral ernannt wurde, hohe Verdienste um die Ausbildung der preußisch-deutschen Flotte. Im Sommer 1856 unternahm er den bekanntlich unglücklich verlaufenden Zug gegen die Riffpiraten beim Cap Tres Forcas mit der Dampfcorvette „Danzig“, wobei er im Schenkel verwundet wurde. Im Kriege von 1870, den er im Hauptquartier mitmachte, erwarb er sich bei Gravelotte durch hervorragende Tapferkeit das eiserne Kreuz erster Classe. Vermählt war Prinz Adalbert mit Therese Elsler und aus dieser Ehe entstammte der unglückliche Reisende Freiherr Adalbert von Barnim, welcher 1860 zu Rosres am Blauen Nil dem Klimafieber erlag.

Dr. Adolf Bacmeister, Schwabe von Geburt, starb am 25. Februar im 46. Jahre zu Stuttgart. Von 1864 bis 1871 war er Mitredacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, in der er viele seiner schönsten und geistreichsten kleinen Aufsätze niedergelegt hat. Nach Peschel's Rücktritt übernahm Bacmeister die Redaction des „Auslandes“, die er aber mit Schluß 1871 wieder aufgab, um sich ganz seinem Lieblingsstudium, der Germanistik, hinzugeben. In der etymologischen Erforschung von Ortsnamen, von localen Sachenbezeichnungen, namentlich auch soweit dieselben heute außerhalb des hochdeutschen Sprachgebrauchs liegen, hat er Vortreffliches geleistet. Dabei glänzte er als Uebersetzer aus dem Lateinischen. Er begann 1858 seine literarische Laufbahn mit einer Bearbeitung des Nibelungenliedes für die Jugend, welcher weitere populäre Schriften über die deutsche Heldensage folgten. Mit seinen „Alemannischen Wanderungen; I. Ortsnamen der keltisch-römischen Zeit. Slawische Siedlungen“ (Stuttgart, Cotta 1867) trat er in den Kreis der Schriftsteller, welche wir in diesem Nekrolog zu beachten haben. Es folgten die „Germanistischen Kleinigkeiten“ (Stuttgart 1870) und eine meisterhafte Uebersetzung der Germania des Tacitus. Seine letzte Arbeit war eine Uebersetzung des Juvenal.

George Catlin, der beste Kenner der amerikanischen Rothhäute, starb am 23. December 1871 zu Jersey City nach langer Krankheit. Er war geboren am 26. Juli 1796 zu Wilksbarre in Pennsylvanien und begann seine Zeichnungen aus dem Leben der Rothhäute im Jahre 1830 als er unter Gouverneur Clarke in St. Louis beim Abschlusse von Verträgen mit verschiedenen Indianerstämmen beschäftigt war. Im Jahre 1832 ging er den Missouri bis Fort Union hinauf und machte 1847 abermals Reisen ins Indianergebiet, stets malend und zeichnend. Die prachtvollen Sammlungen seiner Gemälde, die seinen Namen begründeten, stellte er in Amerika und Europa aus. Aber auch Südamerika besuchte er von 1852 an, er kam an den Orinoco, Essequibo und Amazonenstrom, den er aufwärts bis Peru verfolgte, hielt sich in Lima auf, ging nordwärts an den Columbiastrom, zum Nutka Sund, nach Alaska und Kamtschatka. Nach der amerikanischen Küste zurückkehrend besuchte er Oregon und Columbia, zog durch Californien bis San Diego und ging durch Colorado zum Rio Grande bis Matamoros am Mexicanischen Golfe, stets Indianer zeichnend und beschreibend (die „Globus“ XVI, S. 1 ff. mitgetheilten Indianerbilder rühren von ihm her). Nachdem er Yucatan gesehen ging er nach Buenos Ayres und Paraguay, fuhr 1856 durch die Magellanstraße nach Panama und Venezuela. Seine zahlreichen Bilder, welche das Smithsonian Institut aufbewahrt, zeichnen sich alle durch große ethnographische Treue aus, wenn sie auch künstlerisch viel zu wünschen übrig lassen. Catlin schrieb: „Illustrations of the manners and customs of the North American Indians; North American Portfolio of hunting Scenes; Notes of Eight years travel and residence in Europe; Life among the Indians; „Okeepah“; The subsided and uplifted rocks of North America.

Marquis de Chasseloup-Laubat, bekannt als Staatsmann, Abgeordneter der französischen Kammer und Berichterstatter über das neue französische Militärgesetz, war lange Zeit Präsident der „Société de Géographie“ zu Paris. Als solcher war er ungemein thätig bei der Organisation verschiedener Expeditionen, namentlich der indo-chinesischen unter de Lagrée und Garnier, deren recht eigentlicher Veranlasser er war. (Vergleiche den Nachruf von Cortambert im Aprilheft der Pariser „Société de Géographie“ 1873.) Er starb am 30. März 1873.

Alexis Fedtschenko, russischer Zoolog, hochverdient um die Erforschung Turkestans, verunglückte am 14. September 1873 bei der Besteigung des Col du Géant, dessen Gletscher er untersuchen wollte, um Vergleiche mit den Gletschern Innerasiens anstellen zu können. Ueber sein unglückliches Schicksal verlautet Folgendes. Fedtschenko suchte einen erfahrenen Führer, den er später veranlassen wollte, mit ihm nach Turkestan zu gehen. In Montreux ließ er seine Frau und sein acht Monate altes Kind zurück, begab sich am 12. September zu Fuß nach Chamounix und nahm am 13. September im Hotel des Alpes seine Wohnung. Hierauf begab er sich nach dem Museum Payaux, wo er um die Zuweisung zweier erfahrener Führer ersuchte. Herr Payaux empfahl ihm seine beiden Neffen, zwei Brüder, einfache Landleute. Am 14. September machten sich die drei Reisenden in aller Frühe auf den Weg nach dem Col du Géant und kamen um 8 Uhr nach dem Gasthaus von Montauvert, wo sie rasteten, um ihr Frühstück einzunehmen und sich mit Lebensmitteln zu versehen. Nur noch zwei Stunden des Weges waren sie von dem Gipfel entfernt, als ein heftiger Schneesturm sie zwang umzukehren. Um 5 Uhr Abends waren alle Lebensmittel aufgezehrt bis auf den Wein, welchen Herr Fedtschenko nicht trinken konnte. Der junge Naturforscher fühlte bald, daß seine Kräfte schwanden; seine Füße versagten ihm den Dienst. Dessenungeachtet ging er, von seinen Führern geführt, noch immer weiter, bis er zuletzt so erschöpft war, daß er zu Boden fiel. Unglücklicherweise fühlte sich einer seiner Führer auch unwohl. Als Fedtschenko fühlte, daß sein Ende nahe, bat er, wie die Füh-

Digitized by Google

rer erzählen, seine Begleiter wiederholt ihn allein zurücklassen; doch sie blieben noch bis 2 Uhr Morgens, und konnten sich erst entschließen fortzugehen, als sie Fedtschenko schon im Todeskampfe sahen. Die wissenschaftlichen Verdienste Fedtschenko's um die Erforschung des südlichen Kokan (Alai) haben wir „Globus“ XXIII, S. 328 ausführlich gewürdigt. Fedtschenko's Karte von Kokan und dem obern Syr Darja ist nach dem russischen Original mitgetheilt in „Ocean Highways“, August 1873. Eine Abhandlung von ihm über die Orographie Centralasiens und das Gebiet des Amu befindet sich in den „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig“ für 1872.

Kapitän Charles F. Hall, arktischer Seefahrer, hochverdient um die Erforschung der westlichen Nordpolarregion, starb am 8. November 1871 im Winterquartiere unter 81° 38′ n. Br. am östlichen Gestade des von ihm entdeckten Robeson-Canals. Hall war ursprünglich Graveur in Cincinnati, er interessirte sich zur Zeit der Kane'schen Nordpolarexpedition lebhaft für die Erforschung der arktischen Gebiete und beschloß das Seinige zur Aufhellung des Schicksals von Sir John Franklin beizutragen. Am 29. Mai 1860 segelte er von Neulondon in Connecticut mit einem Walfischfänger aus, um sich an die Westküste der Davisstraße zu begeben. Er gelangte allerdings nicht bis zum Schauplatze des Untergangs der Franklinexpedition, fand aber, daß die sogenannte Frobisserstraße nur ein Sund sei, klärte nach Berichten der Expedition das Schicksal von fünf Gefährten Franklin's, darunter jenes Croziers, auf und schrieb nach seiner Rückkehr, welche 1862 erfolgte, eines der besten Bücher über die Eskimos, das wir besitzen (Life with the Esquimos, London 1864). Im Jahre 1864 begab er sich abermals nach dem Norden und machte nun über fünf Jahre lang, selbst zum Eskimo werdend, die Gegenden an der Hudsonsbai, Repulsebai, bei König-Williams-Land, an der Fury- und Heclastraße zum Schauplatze seiner Forschungen, wobei er zahlreiche Ueberreste der Franklinexpedition entdeckte, und tiefer als je ein Mensch in die Sprache und Sitten der Eskimos eindrang. Im Jahre 1869 zurückgekehrt suchte er durch Vorträge und Schriften die Sache der Polarforschung in Nordamerika zu fördern und die Folge war die Ausrüstung der „Polaris“, welche am 29. Juni 1871 Neuyork verließ. Die übelen Vorhersagungen, welche wir („Globus“ XXI, 343 ff.) nach amerikanischer Quelle über die Expedition mittheilten, sind nicht in Erfüllung gegangen. Die „Polaris“ erreichte am 27. August schon Smithsund, drang rasch nach Norden vor und erreichte höhere Breiten als Kane und Hayes in diesen Gegenden. Am 28. August landete Hall am Grinnell Land, passirte alsdann 80° n. Br., durchfuhr ungehindert den ganzen Kennedy Channel sowie den neu entdeckten Robeson Channel, so benannt nach dem amerikanischen Marineminister, der die Expedition in hochsinniger Weise ausgerüstet hatte, und erreichte bereits am 3. September 82° 16′ N., die höchste jemals von einem Schiffe am Nordpol oder Südpol erreichte Breite. Hier traf man zwar auf Eis, aber mit offenen Wasserstraßen in demselben, und es wäre nach der Ansicht Aller am Bord des Schiffes möglich und erwünscht gewesen, noch weiter nach Norden vorzudringen, aber Capitän Buddington, der nautische Führer der Expedition, ein Mann ohne alles wissenschaftliche Interesse, gab den Befehl zur Rückkehr und die Expedition überwinterte in 81°38′ n. Breite. Den nähern Verlauf der Expedition haben wir im laufenden Band des „Globus“ mitgetheilt.

Christoph Hanstеen, durch seine Arbeiten über Erdmagnetismus und eine Reise nach Sibirien bekannt, starb am 11. April 1872 zu Christiania, seiner Vaterstadt. Geboren am 26. September 1784 gehörte er einer schon dahingegangenen Generation an; er studirte von 1802 an in Kopenhagen, wurde 1806 Lehrer der Mathematik zu Hillerød bei Frederiksburg auf der Insel Seeland, wo er sich mit dem Studium des terrestrischen Magnetismus beschäftigte. Er erhielt von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen den Preis, welcher für eine Schrift über diesen Gegenstand ausgesetzt war, und veröffentlichte 1818 sein großes Werk „Ueber den Magnetismus der Erde“. Schon 1814 war er zum Professor der Astronomie in Christiania ernannt worden, der Erdmagnetismus blieb aber sein Lieblingsstudium und die Benennung der isodynamischen Linien verdankt die Wissenschaft ihm. Da das magnetische System im ganzen russischen Reiche unbekannt war, so trug Hansteen 1824 bei der schwedisch-norwegischen Regierung darauf an, dasselbe durch ihn untersuchen zu lassen, was auch durch Bewilligung der Gelder von Seiten des norwegischen Storthings 1827 in liberalster Weise gefördert wurde. Von Adolf Georg Erman als Assistenten begleitet trat er im folgenden Jahre seine sibirische Reise an, die ihn bis Kiachta und Turuchansk und über Orenburg durch die Kirgisensteppe und über Astrachan zurückführte. Das höchst anziehend geschriebene Werk erschien auch Deutsch von Dr. H. Sebald unter dem Titel: „Reiseerinnerungen aus Sibirien“ (Leipzig 1854). Die trigonometrische und topographische Aufnahme Norwegens, 1837 begonnen, wurde unter Hansteen's Leitung vollführt. Im Jahre 1837 verließ er, nach 55-jähriger Thätigkeit, den Staatsdienst.

Edwin Higginbottom, der Hauptingenieur Baker-Paschas auf dessen letzter Expedition zur Eroberung des Landes am obern Weißen Nil, starb erst dreißig Jahre alt zu Gondokoro (alias Ismailia) im März 1873 an der Auszehrung. Ein tüchtiger Ingenieur verließ er 1864 England und begab sich nach Aegypten, wo er im Dienst des Vicekönigs eine einflußreiche Stellung bekleidete. Er führte zahlreiche öffentliche Werke aus und war 1868 der Erbauer der Eisenbahn vom Annesleybusen nach Zula (abessinisches Küstenland), die den Engländern bei ihrem Zuge gegen König Theodoros wesentliche Dienste leistete. Als Baker 1869 seine Expedition organisirte, nahm er Higginbottom als Hauptingenieur an; er führte einen Theil der Karawane und übernahm den Befehl in Gondokoro, während Baker sich im Süden mit den Sklavenjägern und Schwarzen herumschlug. Bei Baker's Rückkehr nach Gondokoro war Higginbottom bereits gestorben.

Stanislas Aignan Julien, berühmter französischer Sinologe, geboren am 19. September 1799 zu Orleans, starb am 14. Februar zu Paris. Seine literarische Thätigkeit als Sinolog begann Julien mit einer lateinischen Uebersetzung des Philosophen Meng-tse (2 Bde. Paris 1824), welcher seitdem zahlreiche Uebertragungen von bedeutenden Werken aller Literaturgattungen folgten, Dramen, Romane und Novellen. Schätzbare Beiträge zur Kunde der chinesischen Philosophie und Religion sind die Uebersetzungen des Livre des récompenses et des peines (Paris 1835), welches die Lehren der Tao-sse kennen lehrt, und des Livre de la voie et de la vertu (Paris 1841) von Lao-tseu, des ältesten und zugleich eines der berühmtesten Denkmäler chinesischer Philosophie. Auf unser specielles Gebiet führt uns die für Geschichte wie Geographie Indiens gleich wichtige Bearbeitung der Histoire de la vie de Hiouen-Tsang et de ses voyages (Paris 1856), an welche sich zunächst die Uebertragung der Memoires sur les contrées occidentales (Paris 1857) von Hiouen Tsang und die Méthode pour dechiffrer les mots sanscrits, qui se trouvent dans les livres chinois (Paris 1861) anschließen. Um das

Digitized by Google

Absatzland auch mit der technischen Cultur der Chinesen bekannt zu machen, übersetzte er chinesische Werke über Seidenzucht und Porzellanfabrikation ins Französische.

Dr. Wilhelm Lühder, Naturforscher aus Greifswald, ging im Frühjahr 1872 in Begleitung Dr. Reichenow's aus Charlottenburg und des Dr. W. Buchholz aus Greifswald nach dem Camerungebirge und dem Calabar, um dort geographische und naturwissenschaftliche Forschungen anzustellen. Liverpool Mastastown am Calabar wurde die Station der Reisenden, die von hier aus Excursionen unternahmen. Die Expedition wurde indessen durch den am 12. März 1873 zu Cameruns erfolgten Tod Dr. Lühder's unterbrochen. Er erlag den zahlreichen Fieberanfällen.

Dr. G. A. Maack, ein deutscher Naturforscher, starb am 6. August, 33 Jahre alt, zu Cambridge in Massachusetts. Er hatte sich um die naturwissenschaftliche Erforschung der La-Plata-Länder, namentlich auch des Gran Chaco, verdient gemacht, worüber er 1869 Vorträge in verschiedenen Städten Deutschlands hielt. Er folgte dann einem Rufe an die nordamerikanische Universität Cambridge, wo er Assistent Agassiz' war. Als Geolog nahm er Theil an der Expedition unter Commander Selfridge zur Erforschung einer Canalroute durch den Isthmus von Darien.

Sir Robert John Le Mesurier M'Clure, der Entdecker der sogenannten nordwestlichen Durchfahrt, ein verdienter britischer Seeoffizier und arktischer Reisender, ward am 28. Januar 1807 zu Wexford in Irland geboren. Er trat 1826 als Midshipman in die Marine ein, besuchte Nordamerika und Westindien und schloß sich 1836 freiwillig der Nordpolarexpedition unter Capitän Back an. Bekannt sollte sein Name durch die Entdeckungsreise im arktischen Labyrinth Nordamerikas werden, welche er mit dem Schiffe „Investigator" machte, dies Mal von der Beringsstraße aus vordringend, welche am 5. August 1850 erreicht wurde. Nach Nordost segelnd kam der „Investigator" am 7. September an die Südspitze von Banksland, von wo er am 26. October nach der Mündung der Prinz-of-Wales-Straße in den Melvillsund gelangte und somit die Existenz einer nordwestlichen (nordöstlichen) Durchfahrt bestätigte, die jedoch durch Eis versperrt für die Schifffahrt ohne jeglichen Nutzen ist. Der „Investigator" mußte in der Mercy Bay zurückgelassen werden; die Mannschaften brachten zwei Winter im Norden zu, da das Schiff nicht wieder loskam, und bereiteten sich bereits zur Rückkehr über Land vor, als sie durch die von Osten kommende „Resolute" unter Capitän Kellett aus ihrer üblen Lage erlöst wurden. Nach seiner Rückkehr nach England (1854) erhielt M'Clure die Hälfte des auf die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt gesetzten Preises von 20,000 Pf. St. M'Clure blieb bis zu seinem am 29. October 1873 erfolgten Tode ein eifriger Förderer aller mit der Erforschung der Polarregionen verknüpften Pläne und Expeditionen.

Mathew Fontaine Maury, der berühmte amerikanische Physiker und Seemann, ward am 14. Januar 1806 zu Spottsylvania in Virginien geboren, 1824 trat er als Midshipman in die Marine, machte weite Seefahrten und beobachtete die Anomalien im Stande des Barometers am Cap Horn, worüber er 1831 seine erste wissenschaftliche Arbeit im „American Journal of Arts and Sciences" veröffentlichte, welcher 1835 ein Lehrbuch der Nautik folgte. Die Mittel, wie der Seemann unter genauer Beobachtung und Benutzung der Winde und Strömungen seine Fahrten abkürzen könne, wurden seit 1839 der specielle Gegenstand seiner Studien, und indem er es hierin weiter als einer seiner Vorgänger brachte, schuf er die physikalische Geographie der Meere und wurde ein Wohlthäter der Seeleute. Ein Beinbruch nöthigte ihn, dem activen Flottendienst zu entsagen, er wurde Director des Seekartenarchivs in Washington und Begründer des nautischen Observatoriums und hydrographischen Bureaus daselbst. Im Jahre 1845 begann er die Herausgabe seiner Wind und current charts, denen sich die Sailing directions anschlossen, in welchen er neue Routen vorschlug. Die Ergebnisse aller seiner Forschungen über die Winde und Strömungen des Meeres legte er in der berühmten Physical geography of the sea (Neuyork 1856, Deutsch von Bütger, Leipzig 1859) nieder. Zur Vervollständigung lieferte er später die Nautical Monographs (Washington 1859 bis 1861). Ueberhaupt kann man sagen, daß nicht ein einziger Zweig der physischen Geographie des Meeres in seinen Untersuchungen unberücksichtigt blieb; die Vereinigten Staaten unterstützten den tüchtigen Mann auf das Kräftigste und die europäischen Seestaaten bewiesen ihm ihre Anerkennung durch zahlreiche Ehrengeschenke. Auf seinen Vorschlag fand 1853 in Brüssel ein Congreß der Seemächte statt, auf welchem die Annahme eines gleichförmigen Systems der nautischen Beobachtung beschlossen wurde. Nach dem Ausbruche des amerikanischen Bürgerkriegs im Frühjahr 1863 verließ Maury als Südländer sein Amt in Washington, um sich ganz dem Dienste der Conföderirten zu widmen, die ihm die Organisation der Küstenwehr übertrugen. Nach der Besiegung des Südens irrte er, tief enttäuscht, bald in Mexico, bald in London umher, fand aber schließlich eine Anstellung als Professor am Virginia Military Institut. Er starb am 1. Februar 1873 zu Lexington, Virginia.

Jakob Welsom, norwegischer Schiffscapitän, aus Tönsberg, bekannt durch zahlreiche Fahrten ins nordische Eismeer, der Führer des Schiffs „Germania", auf welchem Th. v. Heuglin 1871 seine Reise nach Nowaja-Semlja und der Waigatschinsel unternahm, starb im März 1873 an Bord der „Grönland", mit welcher er den Versuch gemacht hatte, den vom Eise bei Spitzbergen eingeschlossenen norwegischen Schiffern Hülfe zu bringen.

Moffat, ein Sohn des bekannten südafrikanischen Missionärs und Schwager Livingstone's, hatte sich der Expedition unter Lieutenant Cameron zur Aufsuchung Livingstone's angeschlossen, starb aber bald nachdem die Expedition Bagamoyo an der ostafrikanischen Küste verlassen, am 21. Mai in der Nähe Simbos, 18 Meilen von der Küste.

Dr. J. C. Nott, berühmter amerikanischer Anthropolog, geboren im Jahre 1804, starb im Juni 1873. Er praktizirte in Columbia, Südcarolina und Mobile viele Jahre, bis der amerikanische Bürgerkrieg im Jahre 1861 ihn nöthigte, den Süden zu verlassen. Im Verein mit dem verstorbenen G. R. Gliddon gab er zwei wichtige Werke: „Types of Mankind" (1854) und „Indigenous races of the Earth" (1857), heraus.

Gustav Rose, einer der verdientesten deutschen Mineralogen, aus einer Familie stammend, welche zahlreiche Gelehrte hervorgebracht, ward am 28. März 1798 zu Berlin geboren. Während wir seine Verdienste um Mineralogie und Krystallographie hier nicht würdigen können, erwähnen wir nur, daß er der Begleiter Alexander von Humboldt's und Ehrenberg's auf deren epochemachender Reise nach Russisch-Asien im Jahre 1829 war. Von ihm rührt der mineralogisch-geognostische Theil der „Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meer" (2 Bde. Berlin 1837 bis 1842) her. Er starb am 15. Juli zu Berlin.

Christian Albert Schiffner, besonders um die geographische, topographische und historische Literatur Sachsens, verdienter Schriftsteller, starb am 6. Mai zu Dresden. Geboren zu Leipzig 21. Februar 1792, studirte er in sei-

Digitized by Google

ner Vaterstadt Theologie, wandte sich aber dann der Topographie und Geschichte Sachsens zu, indem er zugleich nach Dresden übersiedelte. Er setzte Schumann's „Lexicon von Sachsen" fort, und schrieb fünf Supplementbände dazu. Weiter gab er heraus: eine „Beschreibung der sächs.-böhm. Schweiz" (Meißen 1835, 2 Bde.), ein „Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie Sachsens" (Leipzig 1839), eine „Beschreibung von Sachsen" (Stuttgart 1840) und anderes mehr.

Archibald Smith, schottischer Jurist, geboren 1813 zu Glasgow, zeichnete sich als Mathematiker und durch seine Arbeiten über den Magnetismus aus. Im Jahre 1859 publicirte er die namentlich mit Rücksicht auf den Erdmagnetismus unternommene Reise Scoresby's nach Australien und stellte zuerst die exacte Formel über den Einfluß eiserner Schiffe auf den Compaß auf. Im Jahre 1862 gab er, in Gemeinschaft mit Capitän Evans, das „Admiralty Compaß Manual" heraus, welches ins Deutsche, Französische, Russische und Portugiesische übersetzt ist. Er starb im Juni 1873.

Julius Spörer, verdienter Geograph, ein Mann von außerordentlich umfassendem Wissen, starb nach längerer Krankheit am 22. August in Heidelberg. Spörer war Erzieher des russischen Großfürsten gewesen und mit russischen Verhältnissen vertraut wie wenige in Deutschland; so liegt denn auch sein Hauptverdienst in der Vermittelung der Kunde über russische Zustände und russische wissenschaftliche Leistungen an uns Deutsche. Er übersetzte 1865 Professor Sslowjoff's „Geschichte des Falles von Polen" und gab im folgenden Jahre das Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen heraus: „Nowaja Semlja in geographischer, naturhistorischer und volkswirthschaftlicher Beziehung", worin unsere damalige Kunde der Doppelinsel vollständig zusammengefaßt war. Für die genannte geographische Zeitschrift schrieb er zahlreiche auf Rußland bezügliche Beiträge. Auch entstammen die durch eine fabelhafte Beiesenheit, originelle Auffassung und Vielseitigkeit sich auszeichnenden Aufsätze über historische Erdkunde in Behm's geographischem Jahrbuche (1870 und 1872) seiner Feder.

Graf Edward Strzelecki, australischer Reisender und Geolog, geboren 1796 in Preußisch-Polen, wanderte frühzeitig aus und erhielt seine Erziehung in Edinburg. Der Trieb, fremde Länder zu sehen und zu erforschen, führte ihn bald hinaus in die Welt und ehe er das fünfundreißigste Jahr erreicht hatte, hatte er bereits Nord- und Südamerika, Westindien, die Südsee, Java, China, Indien, Aegypten, Neuholland und Vandiemensland besucht. Auf der letztgenannten Insel — die damals noch nicht Tasmania hieß — traf er mit Sir John Franklin zusammen, der ihn zu Entdeckungsreisen in Australien anreizte und ihm auch Unterstützung angedeihen ließ. Die von Strzelecki herausgegebene „Physical description of New South Wales" ist auch in dankbarer Anerkennung dieser Unterstützung Sir John gewidmet. Strzelecki hat auch das Verdienst, zuerst auf den Goldreichthum Australiens hingewiesen und die Thatsache dem Gouverneur Gippö mitgetheilt zu haben; erst viel später machte Sir R. Murchison auf das Goldvorkommen aufmerksam. Zu Strzelecki's Zeiten (im Beginn der vierziger Jahre) war aber Neuholland noch Verbrechercolonie und eine Ausbeutung der Naturschätze hätte der Regierung nur Verlegenheit gemacht; daher blieb seine Entdeckung ohne weitere Folgen. Um die Geographie Australiens hat er sich durch seine erfolgreiche Fußreise vom Murrumbidgee südlich durch die australischen Alpen und durch Gippsland nach Alberton im Cornerbusen verdient gemacht. Von dort drang er durch den dichtesten Scrub (Buschwald) von ganz Australien, welcher bisher jedem Versuche dieser Art gespottet hatte (1840). Seit 1845 lebte er abwechselnd in England und Irland, von der Londoner geographischen Gesellschaft durch die goldene Medaille ausgezeichnet. Er starb am 6. October 1873.

Oberst Theodor Emil von Sydow, eine der ersten wissenschaftlichen Autoritäten auf dem Gebiete der Militärgeographie, Abtheilungschef im großen Generalstabe der preußischen Armee, starb am 13. October 1873 an den Folgen der Cholera zu Berlin. Sydow war am 15. Juli 1812 zu Freiberg in Sachsen geboren, widmete sich der militärischen Laufbahn und war bereits mit 22 Jahren Lehrer an der Divisionsschule zu Erfurt, wo ihm namentlich der Unterricht in der Geographie zufiel, die fortan in ihm einen ihrer eifrigsten Vertreter haben sollte, so daß Moltke in dem Sydow von Seiten des großen Generalstabes gewidmeten Nachrufe mit Recht sagen konnte: „Unvergeßlich werden die Erfolge bleiben, die der Dahingeschiedene sich auf geographischem Gebiete erworben hatte und welche ihm den Ruf einer wissenschaftlichen Autorität für immer sichern." Nachdem er bereits in Erfurt eine Reihe von Karten veröffentlicht, kam auf A. v. Humboldt's Veranlassung Sydow 1843 als Mitglied der Obermilitär-Examinationscommission nach Berlin, wo er mit Ritter in nähere Beziehungen trat und die Vorträge über Militärgeographie an der Kriegsschule übernahm. In welchem Geiste diese gehalten wurden, beweist sein 1862 erschienener in mehrere Sprachen übersetzter „Grundriß der allgemeinen Erdkunde". Neben den militärgeographischen Arbeiten sind besonders die kartographischen Sydow's hervorzuheben, derentwillen er auch von 1855 bis 1860 in Gotha lebte, wo Justus Perthes sein Verleger war. Außer einzelnen Karten erschien von ihm der Schulatlas (über 20 Auflagen), der methodische Handatlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde, der hydrographische und der orographische Atlas. Seine Hauptarbeit war indessen der in den „Geographischen Mittheilungen" publicirte „Kartographische Standpunkt Europas", die beste Arbeit ihrer Art, und die sich daran anschließenden „Uebersichten der neueren Specialkarten europäischer Länder" in Behm's geographischem Jahrbuche.

Capitän Sivert Tobiesen, einer jener unternehmenden norwegischen Walfischjäger, die in der letzten Zeit so viel zur Aufhellung der Eis- und Strömungsverhältnisse im Meere bei Spitzbergen und Nowaja-Semlja beigetragen haben, erlag am 29. April 1873 den Beschwerden einer Ueberwinterung auf Nowaja-Semlja. Mit seinem Schuner „Freya" sror er September 1872 bei den Kreuzinseln ein und war genöthigt, einen Theil seiner Besatzung über Land fortzuschicken (vergl. „Globus" S. 234 den ausführlichen Bericht), während er mit seinem Sohne und zwei Mann zurückblieb. Da das Schiff Wasser machte, mußte Tobiesen landen und in höchst elenden Verhältnissen von Seehundsfett und halbverfaultem Bärenfleisch leben. Die Strapazen waren indessen zu stark und er starb am 29. April am Scharbock, sein Sohn an derselben Krankheit am 5. Juli, während die beiden Matrosen in einem Boote sich retteten und von einem russischen Schiffe aufgefischt wurden. — Tobiesen überwinterte 1865 bis 1866 auf der Bäreninsel, wo er meteorologische Beobachtungen anstellte; 1871 durchkreuzte er in der kurzen Zeit von acht Tagen (7. bis 15. August) das ganze weite eisfreie Meer zwischen Nowaja-Semlja und Spitzbergen, wobei er eine Breite von 78°10′ erreichte, also beinahe die von Payer und Weipprecht in demselben Jahre erreichte Breite. Früher als irgend ein anderer Seefahrer war er in jenem Jahre — am 26. Juni — bis zur Nordostspitze Nowaja-Semljas vorgedrungen und hatte überall eisfreies Meer gefunden. (Petermann's Mittheilungen 1872, S. 275

Digitized by Google

und 387.) Auch an der Entdeckung von König-Karl-Land war Tobiesen betheiligt.

John Walker, geboren 1787, gestorben am 19. April 1873, einer der Veteranen der Geographie und Kartographie, war 48 Jahre lang der Geograph der ehemaligen Ostindischen Compagnie, dann des Staatssecretärs für Indien, um dessen Kunde er sich reich verdient gemacht hat. Sein Vater, gleichfalls Kartograph, arbeitete für Alexander Dalrymple und stach die Karten zu Parry's und Franklin's Reisen, sowie jene zu Salt's Werk über Abessinien. Der Sohn trat in seine Fußstapfen und begann 1825 das Riesenwerk des Atlas von Indien, welches ihm für immer in der Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung einräumt. Außerdem zeichnete er viele Generalkarten und stach 87 von den 200 Aufnahmekarten der indischen Marine. Als seine hervorragendsten Werke werden die Karten zu Robinson's Aufnahme von Dschihlam und Nawal, sowie zu Montgomerie's Aufnahmen in Tschkmmu in Kaschmir gepriesen.

Aus allen Erdtheilen.

D'Albertis' Reise im Nordwesten Neuguineas.

Vor Kurzem haben wir mitgetheilt, daß der italienische Naturforscher Luigi Maria d'Albertis im Innern Neuguineas einen bisher unbekannten Paradiesvogel entdeckt habe. Jetzt veröffentlicht d'Albertis im „Sydney Herald" einen Reisebericht, aus dem wir noch „Nature" (Nr. 207) folgenden Auszug geben.

d'Albertis ging von Andai aus, einem kleinen 10 englische Meilen von dem bekannten Hafen Dareh gelegenen Dorfe, wo er zusammen mit seinem Collegen Beccori bei einem holländischen Missionär gewohnt hatte. Indem er dem Carana oder Ortsvorsteher von Andai reichliche Geschenke mochte und ihm auch fernere Zahlungen versprach, falls er seine Reise glücklich ausführte, gelang es ihm, sechs Eingeborene als Gepäckträger nach Atam zu engagiren. Dieses waldreiche Dorf liegt im Arfakgebirge und der dortige Carona war bereits d'Albertis bekannt.

Während Beccari in Andai zurückblieb, brach d'Albertis am 4. September 1872 auf, setzte in einem Kahn über einen kleinen Bach und drang in den Wald ein, wobei ihn, außer den sechs eingeborenen Gepäckträgern, noch ein malayischer Dolmetscher und das Weib eines der Schwarzen begleitete. Nach kurzem Marsch über ebenen Boden wurde ein steiler Berg erreicht, der auf engem Pfade unter großen Beschwerden erstiegen wurde. Der Wald ringsum war düster und nur das Girren der Tauben oder die grabe Stimme der Megapodiusarten (M. Freycineti) unterbrach die Stille. Ein Megapodius wurde als Mittagsmahl verzehrt. Nachdem man auf dem Gipfel des Berges angelangt war, zog man noch eine Stunde weit durch ebenen Wald fort; alsdann begann das Absteigen noch einem klaren, schönen Strome hin. Wieder wurde ein Berg erstiegen und der Weg begann immer schwieriger zu werden. Man fand den kleinen Paradiesvogel (Paradisea papuana) und die schöne Kronentaube (Goura coronata), letztere in großer Anzahl. Um 4 Uhr Nachmittags war eine Höhe von 1500 Fuß über dem Meere, das im Osten sichtbar war, erreicht, und nach einem obermaligen Absteigen gelangte man nun an einen sehr ausgedehnten, jetzt aber trocken liegenden Wasserlauf. Hier soh man die ersten Eingebarenen, Männer, Weiber und Kinder, von Hunden und Schweinen begleitet. Die Männer waren mit Bogen, Pfeilen und dem Parangdolche bewaffnet, welcher letztere gegen das Heft zu schmäler als an der „Spitze" ist. Frauen und Kinder hielten sich fern, aber mit den Männern entspann sich ein freundlicher Verkehr; ihr Haus lag 500 Fuß über dem Bergstrom im tiefen Walde an einer Stelle, wo man einen prächtigen Ueberblick über den Holen Dareh und die Insel Monsfamm hatte. Das Haus, in dem vier Familien wohnten, war aus Baumstämmen erbaut und nur durch eine Leiter zugänglich. d'Albertis brachte dort die Nacht zu, wurde mit Zuckerrohr bewirthet und vertheilte dafür Tobeck.

Am nächsten Tage erklomm d'Albertis in Begleitung des Häuptlings und einiger Frauen den Berg Putat, von wo aus er im Südwest hohe mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckte Gebirge sah. Abermals erfolgte nun ein Abstieg, bei der Italiener an einer nur 700 bis 800 Fuß über dem Meere gelegenen Stelle angelangt war, von wo aus er, einem schönen Bache folgend, bis zu 3600 Fuß anstieg, wo er übernachtete und Atam, sein Ziel, im Westen eines tiefen Thales erblickte. Hier kam der schöne Paradiesvogel (Lophorina atra) bar. Im Süden erkannte d'Albertis hohe Berge, die er zu 9300 Fuß schätzt. Das Absteigen zu einem Flußthale, dessen Wasser wahrscheinlich in die Geelvind-Bai fallen, und das obermolige Ansteigen füllten den nächsten Tag, an dem Atam erreicht wurde, welches 3500 Fuß über dem Meere liegt. Parotia sexpennis, ein Paradiesvogel, der sich durch sechs auf dem Kopfe stehende Federn auszeichnet (Abbildung siehe Wallace „Malay Archipelago" II, 408) lebt hier häufig von einer Art Feige; es ist ein lebhafter, lärmender Vogel, der, um seine Federn zu putzen, einen Fleck von Gras und Kräutern frei trotzt und sich in der trockenen Erde wälzt, gleich einem Huhne. Dieser sechsfederige Paradiesvogel heißt bei den Eingeborenen Carana, der oben erwähnte „schöne" dagegen Niehda, nach seinem so lautenden Geschrei. Das Fleisch beider Arten schmeckt gebroten vortrefflich. Der Corono oder Häuptling von Atam präsentirte sich nebst Gefolge dem Italiener bis an die Zähne bewaffnet; er trug ein Halsband und Armringe aus Muscheln; das Haar war mit bunten Blumen besteckt. Er hatte einen Sahn und eine Tochter, beide Albinos, mit weißem Haar, sehr weißer Haut und blauen Augen. Nachdem der Carono mit einem Glas Cognac erfreut war, beschenkte er d'Albertis mit Yamswurzeln, Mais und Orangen. Er gestattete dem Italiener, sich in Atom aufzuhalten und vermiethete ihm gegen vier Ellen blauen Kaliko und vier Kupferringe ein Haus, auf dem die italienische Flagge gehißt wurde. Als die Nachricht verlautete, ein weißer Mann sei angekommen, kamen die Papuas in Menge herbei und brachten Yams, Mais, Tabak, wofür sie venetianische Glasperlen in Tausch erhielten. Am 13. September sandte d'Albertis seine Begleiter zurück nach der Küste, um neue Provision zu holen.

Atam war ein für zoologische Forschungen sehr günstig gelegener Ort, so daß d'Albertis 122 Vögel, viele Insecten (namentlich Cetonien und Melolonthae) und von Säugethieren verschiedene Cuscusarten, drei Arten Baumkänguru (Dendrolagus), einen Pteropus, ein Eichhörnchen, mehrere Mäuse und Fledermäuse erhielt.

Da zwischen den Leuten von Dareh und jenen der Arfakberge ein Streit entstand, so wurde der freundschaftliche Verkehr zwischen d'Albertis und den Bergbewohnern auch unterbrochen; sie lieferten ihm keine Lebensmittel mehr und da auch sein Vorrath zur Neige ging, so trat sich am 29. September zur Umkehr nach der Küste gewungen. In der italienischen Fregatte „Vettore Pisano" erreichte d'Albertis Sydney, wo er sich gegenwärtig aufhält.

Digitized by Google

Erdbeben in Salta.

Unser Landsmann Franz Hast, Major im argentinischen Geniecorps, schildert in der deutschen Zeitschrift vom Rio de la Plata ein Erdbeben, das er in Salta erlebte. Er schreibt: Den 6. Juli um 5 Uhr 54 Minuten Nachmittags schreckte uns in Salta eine 28 Secunden dauernde heftige Erderschütterung, die von einem furchtbaren unterirdischen Getöse begleitet war. Die Gebäude ging darüber, doch habe ich bis heute (13. Juli) noch 18 Schwingungen mehr oder minder heftig wahrgenommen. Die Stöße am 6. erfolgten in zwei sich durchkreuzenden Richtungen von Westen nach Osten und von Nordwesten gegen Südosten. Bertheren zeigte sich das Erdbeben in Jujuy und Oran, wo durch dessen Wirkung viele Häuser und Kirchen theilweise zerstört wurden. Auf der Straße von Salta nach Oran soll die Erde sich wie eine kochende Flüssigkeit bewegt haben, und sollen große und tiefe Erdspalten entstanden sein, aus denen viele Fuß hohe Wassersäulen und Rauchwolken emporstiegen. — Es ist hier eine allgemein angenommene Meinung, daß die zerstörendsten Erdbeben sich durch schwache Schwingungen und durch ein Sausen ankündigen, das der Aufmerksamkeit derer nicht entgeht, die an diese Art von Erscheinungen gewöhnt sind. In diesem entsprechenden Augenblick ertönt das Geschrei: „misericordia, temblor, temblor!“ überall, und es ist selten, daß von den Eingeborenen ein falscher Lärm gemacht wird. Die Furchtsamsten beobachten mit Aufmerksamkeit die Bewegungen der Hunde, der Ziegen und der Schweine. Diese letzteren, welche gewöhnlich in der Erde wühlen, verkündigen die Nähe der Gefahr durch ihre Unruhe und ihr Geschrei. Ob sie diese Wahrnehmung durch ihr scharfes Gehör oder durch ihren feinen Geruch machen, ist unentschieden. Gasausdünstungen sind allerdings mit diesen Erscheinungen verbunden, und mir wurde erzählt, daß selbst die Kräuter, wahrscheinlich in Folge dieser Ausdünstungen, schädliche Eigenschaften erlangten. Es sollen selbst epidemische Krankheiten unter den Thieren entstanden sein, und eine große Anzahl von ihnen schien durch die schädlichen Dünste, die der Boden ausströmte, fall geworden zu sein.

Abnahme der Serben in Ungarn.

Der Vorstand des statistischen Amtes in Belgrad, Jastschitsch, hat jüngst in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift den Nachweis geführt, daß seine im Gebiete der Stephanskrone lebenden Stammgenossen an Zahl beträchtlich abgenommen haben. In der ehemaligen Militärgrenze, wo die Serben compact wohnen, findet trotz der blutigen Kriege von 1848 und 1849 doch ein wenn auch langsamer Fortschritt statt. Im Jahre 1797 zählte man dort 322,885 Köpfe, aber 1847 schon 481,323 und 1867 schon 573,539. In den ungarischen Gespanschaften dagegen lautet, wie Jastschitsch sich ausdrückt, das Joch der Magyaren schwer auf den Serben. Die Zahl derselben betrug 1797 etwa 344,962 Köpfe; im Jahre 1847 war sie auf 415,579 angewachsen, 1867 betrug sie nur 418,262; jedenfalls hat ein Anwachsen nicht stattgefunden. In Dalmatien und Istrien, welche den Magyaren nicht unterworfen sind, „geht die Regierung nicht auf die Ausrottung (!!) der Serben aus, sondern begnügt sich, dieselben als ein erobertes Volk zu behandeln (!!).“ Dort ist einiger Anwachs zu bemerken: 1848 81,808 und 1868 86,131 Köpfe. — Seltsamer Weise hat Herr Jastschitsch die Serben katholischer Confession ganz unbeachtet gelassen, also die sogenannten Schokazen u.; mit Hinzurechnung derselben, die doch auch Serben sind, würde er höhere Ziffern erhalten haben. Im eigentlichen Ungarn ist die Verminderung deutlich nachzuweisen. Nach der Einwanderung der Serben zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, als ihrer mehr als 300,000 ins Land gekommen waren, hatten Ofen und das Baranyaer Comitat eine sehr zahlreiche serbische Bevölkerung; jetzt sind von derselben kaum noch schwache Spuren vorhanden. Ein Gleiches gilt von den Colonisten, die nach 1433 in vielen ungarischen Städten angesiedelt wurden, z. B. in Tokay, Szatymar, Debrezin, Szalonk rc. Man findet dort von ihnen nur noch vereinzelte Individuen, die sich zwar zur morgenländischen Kirche halten, aber die serbische Sprache vergessen haben. — War 1848 fand man der Theiß entlang eine beträchtliche Anzahl Dörfer, die von Serben bewohnt waren; in dieser Gegend ist ihre Abnahme am stärksten. Die Magyaren sind vorzugsweise Viehzüchter und Hirten; im Berglande gedeihen sie nicht, aber in den Ebenen an der Theiß fühlen sie sich in ihrem wahren Elemente; dort haben sie entschieden das Uebergewicht erlangt und im Verlaufe von etwa zwanzig Jahren namentlich in der Batschka sich beträchtlich vermehrt. Die Abnahme oder Nichtzunahme der serbischen Bevölkerung erklärt sich leicht. Die blutigen Kämpfe mit den Magyaren haben große Lücken gerissen. Nicht unbeträchtlich ist die Auswanderung nach dem Fürstenthum und die Zahl der Geburten nimmt ab. Dazu kommt, daß die Rumänen den Serben viele Individuen abgewinnen. Auch die katholischen Bulgaren im Temeſcher Banat sind bereits fast ganz rumänisirt und die Serben in Mehala bei Temeschwar und in Neudorf (Nova Sola, rumänisch Satu Nu) sprechen schon untereinander rumänisch, obwohl sie ihre Muttersprache noch nicht ganz vergessen haben. Bei den montenegrinischen Ansiedelungen im Banat kann man genau beobachten, daß und wie sie sich mit jedem Jahre mehr rumänisiren.

Das gelbe Fieber in Südamerika.

Bis zum Jahre 1849 hat diese Seuche den Amazonenstrom nicht überschritten, dann überspraug sie denselben und verbreitete sich nach und nach der ganzen brasilianischen Küste entlang. In Montevideo trat sie zuerst im Jahre 1857 auf, wo sie nach einigen Berichten 888, nach anderen nahe an 2000 Opfer forderte. In Buenos Ayres erlangen ihr im Jahre 1871 nicht weniger als 13,614 Menschen, nach anderen Angaben jedoch mehr als 25,000. — In Montevideo trat sie 1872 wieder auf, doch starben nur 142 Personen, und im laufenden Jahre 1873 nur 289 Personen. Unter den letzteren befinden sich nur 40 Landeseingeborene; die übrigen waren eingewanderte Italiener, Spanier und Franzosen. Man beobachtete, daß die Krankheit mehr Männer als Weiber hinwegraffte, mehr Unverheirathete als Verheirathete, daß die Farbigen von ihr verschont blieben, und daß in den Monaten, in welchen sie herrschte, weniger Todesfälle vorkamen als während des gleichen Zeitraums in fieberfreien Jahren. Im ersten Drittel des Jahres 1871, das fieberfrei war, starben 1517 Personen, im ersten Drittel von 1872, wo das Fieber herrschte, nur 1309, und im ersten Vierteljahre 1873, wo ein Gleiches der Fall war, nur 1401. — Die Stadt Montevideo zählte 1800 etwa 3500 Einwohner, 1843 schon 31,000, und 1861 war die Ziffer auf 56,000 und 1869 auf 96,000 Köpfe gestiegen. Für 1872 ergab die Schätzung 105,000 Köpfe.

* * *

— Die nördlichsten Phanerogamen unserer Erde. J. D. Hooker theilt in „Nature“ (Nro. 206) mit, daß unser Landsmann Dr. Besseln ihm von der Hall'schen Nordpolarexpedition vier phanerogame Pflanzen mitgebracht habe, welche unter 82° n. Br. an der Offseite des Smithsundes (soll heißen Robeson-Channels) aufgefunden wurden. Es sind dies Draba alpina L., Cerastium alpinum L., Taraxacum Dens Leonis Desf. var. und Poa flexuosa Wahl. Dieselben Arten kommen auch auf Spitzbergen vor (vergl. die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bäreneiland. Deutsch von Passange. Jena 1869. Anhang. Botanik S. 515 f.).

— Wie die jetzige Regierung Perus (Präsident Prado) das Volksschulwesen zu heben sucht, so liegt ihr nicht minder die Hebung des höhern Unterrichts am Herzen. Um den Eifer der studirenden Jugend zu beleben und sie zu tieferen wissenschaftlichen Studien hinzuleiten, werden, wie an den deutschen Universitäten, die auch an den Hochschulen des Landes Preisfra-

Digitized by Google

gen gestellt werden, deren verdienstliche Lösung nicht nur reich an Ehren, sondern auch sehr einträglich und lohnend ist. Beispielsweise wird die Krönung der von der Universität San Marcos in Lima gegebenen Aufgabe dem glücklichen Bearbeiter 5000 Soles eindringen. Der Lehrstuhl für classische Philologie an derselben Universität ist kürzlich einem Deutschen, Dr. Contzen, früher Lehrer an der städtischen Realschule in Köln, übertragen worden.

— Den Sandwichinsulanern stehen, allem Anschein zufolge, unruhige Tage bevor. Der neue König Lunalino ist lungenkrank und wie man glaubt unheilbar. Nicht weniger als vier Prinzen machen Anspruch auf die Nachfolge und jeder hat Anhänger. Wenn, das ist ein alter Aberglaube bei den Insulanern, ein Häuptling höhern Ranges krank liegt und es läßt sich dann ein gewisser Fisch im Hafen von Honolulu blicken, dann gilt dies für ein Zeichen, daß der Mann dem Tode verfallen sei. Nun ist dieser Fisch gesehen worden, und auch während der Krankheit des vorigen Königs war er erschienen. Lunalino ist nicht minder abergläubisch wie seine Unterthanen, und als er von dem Fische erfuhr, nahm er einige Tage lang keine Nahrung zu sich. Auch war er nicht zu bewegen, seinen Nachfolger zu bezeichnen, denn er wähnt, daß seine Tage gezählt seien, falls er das thue. (— Wir lesen, daß er sich bis auf Weiteres leidlich wieder erholt habe. —)

— „Ja, wir leben im Lande der Freiheit!" So ruft ein deutsch-amerikanisches Blatt aus und bemerkt, um den Beweis dafür zu liefern, Folgendes: „Zu Beaverdam im Staate Wisconsin hatten die Sonntag's- und Temperanztyrannen auch ihren Carnevbal. Peter Brown hatte seinen Biergarten an einem Sonntag offen gehalten; dafür ist er vom Friedensrichter Russel um 50 Dollars gestraft und zu zwanzig Tagen Gefängniß verurtheilt worden. Ein Herr Hummel verklagte die Herren Mocun, Brown und Compagnie, weil sie an einem Sonntage Pferde vermiethet hatten; sie bekannten sich schuldig und wurden um 2 Dollars gebüßt. Noch besser. H. F. Schmidt ist ein Barbier; er schor am Sonntag einem Manne den Bart ab und mußte 1 Dollar Strafe zahlen." — Zu Dubuque im Staate Jowa haben die Temperanzvereine auf die Liste der verbotenen Genüsse nicht bloß alle spirituosen Getränke, Bier und Apfelwein eingeschlossen, gesetzt, sondern auch den Tabak und — den Kaffee. Sie sind reine Wasserpankees geworden.

— Ackerbau in Oregon. Die „Deutsche Oregon Zeitung" schreibt: Der Ertrag der Ernte dieses Jahres im ganzen Staate übertrifft alle Erwartungen, und der Preis des Weizens steht höher, als zu hoffen war. Diese glücklichen Umstände heilen manchen unserer Landwirthe auf, und gute Zeiten stehen vor der Thür. Einer oberflächlichen Abschätzung nach hat das Willamettethal 3,000,000 Buschel Weizen hervorgebracht. Alle Lagerhäuser und Stationen an den Eisenbahnlinien, alle Laundungsplätze der Flußdampfer sind gefüllt mit dem Segen dieses Landes und erwarten die Verschiffung nach allen Weltgegenden. Nicht bloß Weizen, auch Gemüse aller Arten gedeihen erfreulich, nicht zu erwähnen der reichen Obsternte. Wir erwähnen nachstehend nur einen Fall, wofür der „Salem Statesman" bürgt, daß es sich der Mühe lohnt, Landbau in Oregon zu betreiben: J. Beaubiern aus Salem pachtete im vergangenen Frühjahre 2½ Acker Land am Pudding-Flusse und bepflanzte dasselbe am 15. April mit Zwiebeln. Das Ergebniß der Ernte lieferte folgendes Resultat: Kosten für Samen und Arbeit 50 Dollars, Ertrag 2000 Buschel, im Durchschnitt 85 Cents per Buschel, giebt die Summe von 1700 D. oder 750 D. pro Acker, also einen reinen Gewinn von 725 D. pro Acker.

— Ein Charakterzug der Californier. Ein Schriftsteller, S. Evans, der natürlich Colonel ist, hat ein Werk über „Leben und Treiben im Goldstaat" hinterlassen, das von einem Herrn Barnes, der natürlich auch Colonel ist (— alle Yankees, die nicht Generale sind, nennen sich wenigstens Obersten —) herausgegeben worden ist. In demselben entwirft er folgende Schilderung.

Eine Neigung zum Wetten auf Alles ist eine Eigenthümlichkeit des Californiers und macht sich bei jeder Gelegenheit geltend. Ein richtiger Californier, mag er von spanischer Abkunft, oder ein Yankee, oder sonst ein adoptirtes Kind des goldenen Staates sein, hat zwei Eigenschaften, welche einem Fremden sofort auffallen. Erstens seine freilich verzeihliche Bewunderung für alles Californische, und seine daraus entstehende Verachtung für Alles, was nicht Californisch ist. Er ist ein vollständiger Kosmopolit in seiner Sympathie für Unglück, Leid und Elend und auch sogleich bereit mit rückhaltslosester Freigebigkeit zu helfen. Sein zweiter am meisten auffallender Charakterzug aber besteht darin, daß er zu jeder Zeit bereit ist, seinen letzten Dollar, sein Hemd vom Leibe oder seine Stiefel von den Füßen für oder gegen irgend etwas zu wetten. Fährt der richtige Californier in einer Postkutsche über die Sierra Nevada, und stürzt dieselbe beim Umbiegen um eine scharfe Ecke in den Abgrund — was gerade kein seltenes Ereignis ist —, so wird er beim Hinunterstürzen über die Insassen seinen Nachbar ins Ohr schreien: „Ich wette mit Ihnen „Drinks" für Alle, daß nicht mehr als die Hälfte von uns den Hals brechen werden." Das Wetten in Californien beschränkt sich nicht auf eine bestimmte Race, nicht auf eine bestimmte Classe; es durchdringt dort die Gesellschaft von der höchsten Spitze bis zum tiefsten Grunde; es scheint dort förmlich in der Luft zu liegen. Juan, der eingeborene Californier oder Mexikaner, wettet seinen Wochenlohn, oder eine für einen Bit getaufte Wassermelone auf das Resultat eines haisbrecherischen Wettrennens zwischen zwei Mustangs, auf den Ausgang eines Hahnenkampfes, oder auf eine Karte, vertiert und fühlt sich wohl; Johr aus dem himmlischen Reiche wettet seine durch harte Arbeit gewonnenen Ersparnisse beim Spiele Tan-Fan; Jonathan, „weit her vom fernen Osten", vergißt hier seine in der alten Heimath ihm eingeblauten Grundsätze, und wettet auf Alles, sei es auch noch so absurd; ja selbst der eingeborene Indianer liebt das Wetten eben so sehr, wie der importirte Californier von kaukasischer Abstammung."

— Das pennsylvanische Petroleum floß bisher aus den Quellen, welche in der zweiten und dritten Sandsteinschicht sich befinden. Nun hat man, im August 1873, eine vierte Schicht durchbohrt und diese giebt noch viel reichere Ausbeute als die übrigen. Das Steinöl wird also nicht theurer werden, obwohl dasselbe jetzt auch in China und Japan eine immer ausgedehntere Verbreitung findet.

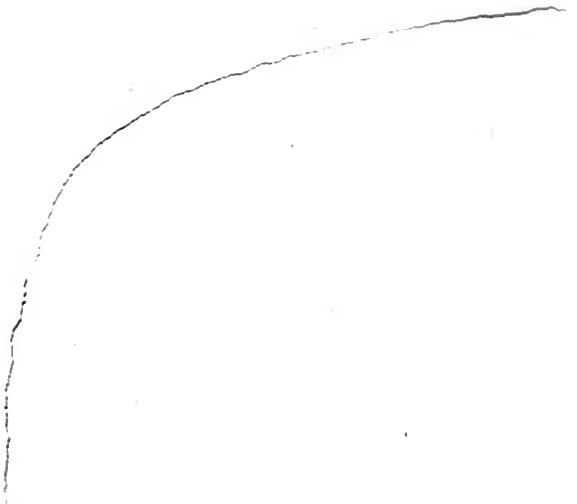
— In Folge der erhöhten Dampfschifffahrt zwischen Europa und Canada, welche billige Preise stellt, hat die Dominion 1872 etwa 24,000 Einwanderer mehr erhalten als im Jahre vorher, nämlich ungefähr 89,000. Von diesen sind etwa 37,000 in Canada geblieben, die übrigen sind entweder nach dem weiten Westen oder nach den großen Städten der Union gezogen. Im Jahre 1871 siedelten sich etwa 28,000 im Gebiete der Dominion an.

— In Ober- und Unter-canada zählte man 1872 schon 2261 indianische Kinder in den öffentlichen Schulen, 676 mehr als im Jahre 1869. Die indianische Bevölkerung nimmt dort an Zahl nicht ab.

Inhalt: In der Region der Urwälder im Lande der Laos. (Mit vier Abbildungen.) — Die Juden in Afrika. — Ein Blick auf Centralasien. III. (Schluß.) — Nekrolog 1873. — Aus allen Erdtheilen: D'Albertis' Reise im Nordwesten Neuguineas. — Erdbeben in Sala. — Abnahme der Serben in Ungarn. — Das gelbe Fieber in Südamerika. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 22. November.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03925 5024

Digitized by Google